

# Biarritz.

Von

Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Zweite Abtheilung:  
Um die Weltherrschaft!  
Erster Band.

## EIN PROGRAMM!

Es ist eigenthümlich, welcher Kreis verschiedenartiger Erinnerungen sich um die Königsschlösser der Hohenzollern rankt. Nur in wenigen Fällen hat der Erbe und Nachfolger die Lieblings-Residenz, also das Wohnhaus seines Vorgängers auch zu dem seinen gemacht.

Den Fels, den Halt in diesem umbrandenden See bildet wieder die gewaltige Königsburg.

Wir kommen unwillkürlich zu dieser Betrachtung, wenn wir das Eckfenster des im Grunde doch so einfachen und unköniglichen Palais betrachten, an dem der jetzige König von Preußen, der Kaiser des mächtigen deutschen Reichs in seiner Hauptstadt zu stehen pflegt, wenn er die Rapporte seiner Minister und Heerführer zu empfangen hat und von dem aus er auf die Statue seines großen Ahnherrn und den schönen Platz herüber sieht, um den sich die Stätten von Glauben und Wissen, Ruhm und Kunst umhergruppieren, die Stätten so vieler glorreichen und traurigen Erinnerungen.

König *Wilhelm* hat für das Heim, das ihm sein Vater in der Jugend baute, eine stete große Anhänglichkeit bewahrt, die selbst die Majestät des deutschen Kaiserthrones nicht abschwächen konnte. – –

Es ist 8 Uhr Abends, der Raum, in den wir den Leser führen: ein nur mittelgroßes dreifenstriges Eckzimmer mit zwei Thüren, welche den Fensterwänden gegenüber liegen. Das eine nach Norden gelegene Fenster hat die Aussicht auf den Platz am Eingang der Linden und die Universität, die beiden anderen gehen auf die Veranda nach dem Platz am Opernhaus. Es ist das bekannte Arbeitszimmer des Königs Wilhelm.

Die Ausstattung entspricht vollständig den Charakterzügen des Monarchen, den nach so manchen trüben Erfahrungen seiner früheren Jahre Gottes Wille bestimmt hat, in seinen alten Tagen jeden Kranz des Ruhms, der Ehre und Liebe um seine Heldenstirn zu flechten.

An dem Veranda-Fenster steht ein Rahmen, den Erinnerungs-Kalender des Monarchen enthaltend, und an jedem Morgen, wenn der Herrscher sein sehr einfaches Soldatenlager, das niedere Feldebett, verlassen hat und in sein Arbeitszimmer tritt, geht er erst zu dieser Stelle. Einer der Kammerdiener legt am frühen Morgen in diesen Rahmen die dem Tag entsprechende Tafel, welche den Datum, einen Spruch aus der Bibel, oder einen Denkspruch aus den Schriften der Klassiker aller Nationen, die historischen Erinnerungen des Tages, die Regierungserlasse, Reisen, Familienereignisse, militairischen Reminiscenzen, wichtigen Audienzen und Unterredungen, kurz die ganze Geschichte des Herrschers an diesem Tage seit 1797, dem Jahre seiner Geburt, enthält, zusammengestellt von seinem getreuen Vorleser und literarischen Referenten, dem Geheimen Hofrath *Louis Schneider*. In diesen Kalender trägt der

Kaiser selbst oft noch Erinnerungen oder neue Ereignisse seines Lebens ein. Dieses wahrhaft königliche Album zeigt, wie gern der Monarch sich in die Erinnerungen und Erfahrungen seines Lebens vertieft.

Zwischen diesem Kalender und dem Fenster nach den Linden, mit der Schmalseite an diesem steht der Schreibtisch des Herrschers – niedrige Fensterschirme vor den untersten Scheiben verhindern, daß man ihn von Außen her an diesem Schreibtisch sitzen sieht.

Es ist ein Charakterzug König Wilhelms, daß er die pünktliche soldatische Ordnungsliebe bis auf die kleinsten Dinge im gewöhnlichen Leben überträgt, sie ist ihm förmlich zur Natur geworden. So liegt alles Schreibgeräth, nicht allein auf diesem Schreibtisch, sondern auf allen seinen Arbeitstischen in größter Ordnung und die Dienerschaft findet es nach mehrstündigem Gebrauch eben so sorgsam zusammen gelegt, wie am Morgen früh.

An der Rückwand des Schreibtisches stehen die Miniaturbilder oder Photographien der Kinder und Enkel des Königs, und hinter derselben auf Postamenten die Marmorbüsten seines Vaters, seiner geliebten Schwester, der verstorbenen Kaiserin von Rußland – Prinzessin Charlotte – und Friedrich des Großen.

Gegenüber dem Sitz des Königs hängen an der Wand die Oelbilder seiner Erlauchten Gemahlin und seiner Eltern. Der ganze Raum hinter dem Schreibtisch ist den großen historischen und den Familien-Erinnerungen gewidmet und auch der kleinste Gegenstand hat für den Herrscher seine liebe oder wichtige Bedeutung, sei es in den Kugelandenken von verschiedenen Schlachtfeldern, sei es in Denkzeichen an Thaten und Personen.

Die Fensterwand über einem alten, schon aus der Jugendzeit des Monarchen herstammenden Cylinder-Büreau – der König hängt sehr an diesen alten Möbeln, die sich auch in verschiedenen andern Zimmer seiner Wohnung finden, – gehört den Erinnerungen aus den Befreiungskriegen und an die befreundeten Monarchen.

An dem Schreibtisch und in der Mitte des Zimmers stehen mehrere große Tische nebeneinander, auf welche täglich die eingegangenen Rapporte, Meldungen, Bittgesuche, Depeschen, Zeitungen und Briefe gelegt werden, die der König stets selbst öffnet. Auch an den Wänden stehen noch Tische und ein Sopha, bedeckt mit Büchern, Plänen, Mappen und Zeichnungen. In kleineren Repositorien dazwischen und darüber steht und liegt die Handbibliothek des Herrn: eine Bibel, ein Gesangbuch, die Rang- und Quartierlisten der europäischen Armeen, die Gesetzsammlung, die stenographischen Berichte des Landtags. Vor einem hohen Lehnstuhl steht ein gewöhnlicher Comtoirbock zum Aufschrauben – ein einziger Stuhl vor dem Schreibtisch befindet sich nur im Zimmer.

Die Rouleaux der Fenster sind niedergelassen – das Zimmer ist durch mehrere Lampen erhellt. Draußen die Fahrstraße entlang und über den Platz am Opernhause rollen in unaufhörlichem Geräusch die Equipagen und Droschken und das andere Gefähr und drängt und bewegt sich all' das bunte Leben, was in dem glänzenden Gaslicht grade hier die Trottoirs von der Königstadt her zur Friedrichsstraße füllt.

Die Königlichen Theater waren seit dem 22. Januar wieder geöffnet, der Eröffnung des Landtags am 14. die feierliche Weihe der 142 Fahnen der durch die Reorganisation der Armee neugeschaffenen Regimenter und Bataillone gefolgt und damit diese Umbildung der Heereskraft als *fait accompli* hingestellt, das nicht mehr abhängig sein konnte von der Zustimmung oder dem Groll der Opposition des Abgeordneten-Hauses, die in der Zeit der Regentschaft immer breiter und kecker ihr Haupt erhoben und die Gelegenheit günstig geglaubt hatte, die

souveräne Herrschaft des Parlaments im Staate zu errotzen und die alten Gelüste von 1849 zur Wirklichkeit zu machen.

Zwei Personen waren in dem Arbeitszimmer des neuen Monarchen. Der König selbst saß auf dem einfachen Stuhl vor einem der Tische und betrachtete einige Zeichnungen und Kupferstiche, die ein großer schlanker Herr in der kleinen Kammerherrn-Uniform ihm vorlegte. Der Referirende mochte etwa fünfundfünfzig oder sechsundfünfzig Jahre zählen, hatte ein freundliches ziemlich gutmüthiges Gesicht und dunkles, bereits mit Grau gesprenkeltes Haar. Die Ordensschleife zeigte die Bänder mehrerer hoher Orden.

»So, lieber Graf,« sagte der König, die Bilder sorgfältig zusammenlegend und dem hohen Beamten reichend – »ich bin vollständig mit Ihren Vorschlägen einverstanden und bitte, die Sache in allen weiteren Bestimmungen als das ausschließliche Departement Ihrer Majestät der Königin zu betrachten. Der Gedanke, die Feier ganz nach den von König Friedrich I. bei der damaligen ersten Krönung getroffene Etikette-Anordnungen einzurichten ist gut, bis auf die Punkte, die ich Ihnen angedeutet und deren Aenderung ich mir vorbehalten. Ein König von Preußen trägt jetzt die Krone durch die Gnade Gottes und den preußischen Degen, nicht durch die Verleihung Oesterreichs. Diese Chronik über die damalige Krönung enthält in der That manches Interessante, das ich noch nicht wußte. Von wann sagen Sie doch, daß der Wagen für die Königin datirt?«

»Eine halb verlöschte Inschrift zeigt die Jahreszahl 1788. Hofbildhauer Alberti hat diese Zeichnung für die Renovation vorgelegt.«

Der König besah einige Augenblicke das Blatt, dann sagte er lächelnd: »Wenn Ihre Majestät und die Kronprinzessin mit der Erhaltung der alten Form zufrieden sind – ich bin es gewiß, um so lieber, als ich in dem alten steifen Kasten nicht zu sitzen brauche. Ein König von Preußen gehört für solche Tage auf sein Pferd. Und nun Excellenz bitte ich Sie, sich bei Ihrer Majestät melden zu lassen, die Sie mit der Kronprinzessin und dem ganzen gelehrten Damenschweif, voran natürlich unsere kluge Kambyses erwartet, um sich Ihre Bilder zeigen und Ihre Pläne vorlegen zu lassen. Nur bitte Excellenz, machen Sie es mit dem gebührenden soliden Glanz, aber nicht gar zu kostspielig, denn wir brauchen unser Geld vielleicht bald zu ganz anderen Dingen, und unsere getreuen Kammern sind nicht grade sehr eingenommen für Extraordinaria. Also guten Abend lieber Graf.« –

Die Adjutantur des Königs befindet sich links vom Niedergang zu der prächtigen Waffenhalle, welche an den Hauptflur stößt. Dort oder in dem Fahnenzimmer warten gewöhnlich die Herren, die zum Vortrag befohlen sind.

Der Ober-Ceremonienmeister Graf *Stillfried* Alcantara hatte eben das Kabinet verlassen, als sofort der Adjutant vom Dienst erschien.

»Seine Excellenz der Herr Minister des Auswärtigen.«

»Ich lasse bitten.«

Gleich darauf trat durch die Thür des gewöhnlichen Vortragzimmers, das an das Arbeitskabinet des Königs anstoßend, in der Front nach den Linden liegt, der Minister des Aeußeren ein, eine zierliche Mappe von dunklem Maroquin unter dem Arm.

Der König hatte sich erhoben, und an seinen Schreibtisch in die Nische des Fensters gestellt, wo er gewöhnlich die Vorträge seiner Minister und Rätthe anzuhören pflegt, indem er trotz der Abendstunde auch diesmal seiner Gewohnheit folgte.

Herr von *Schleinitz*, bis zu seiner Berufung in das Ministerium der neuen Aera Gesandter in Hannover, ist im Aeußeren ein vollendeter Cavalier und versteht den Tribut an die Zeit – er war damals 52 Jahr – durch vollendete Toilette auszugleichen. Das blasse, von schwarzem Bart umrahmte Gesicht, die elegante Gestalt, die ruhigen Bewegungen, Alles paßt zusammen, und in der That vermag er eben so gut den feinen Hofmann zu präsentiren, als mit einer gewissen *Légèrité* und *Nonchalance* Hasen zu schießen und politische Kammerkrakehler abzuführen, in einem Salon zu unterhalten und in einer lustigen Herren-Gesellschaft nicht der Letzte zu sein.

»Guten Abend, Excellenz,« sagte der König heiter nach der ehrerbietigen Begrüßung des Ministers. »Sie werden sich gewiß gewundert haben, daß ich so außer aller Regel Sie heute Abend zum Vortrag bescheiden ließ, – aber ich war am Tage außergewöhnlich beschäftigt und mußte den Großherzog und die Großherzogin von Weimar empfangen, die zu meinem morgenden Geburtstage gekommen sind. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich die Zahl Vierundsechzig immer für bedeutsam für mich gehalten habe, und so möchte ich nicht in mein vierundsechzigstes Jahr treten, ohne mit dem vorhergehenden abgeschlossen zu haben. Anticipiren wir daher, wenn Sie vorbereitet sind, unsere gewöhnliche Quartalsschau der politischen Verhältnisse.«

Der Minister verbeugte sich und nahm ein Papier aus seiner Mappe. »Euer Majestät haben zu befehlen.«

»Nun dann also geben Sie mir die kurze Uebersicht seit dem Tode meines Bruders. Ist es Ihnen hell genug?«

»Bitte unterthänigst. Darf ich mit England beginnen?«

»Ganz wie Sie wollen.«

»Unsere Beziehungen dazu sind die besten. Lord Palmerston benutzt freilich jede Gelegenheit, seine alte Politik auf dem Festland fortzusetzen: Zwietracht und Uneinigkeit! Der Carlismus in Spanien wird ganz offen von ihm unterstützt, während er in Italien die liberalen Principien hätschelt. Der Sturz der bourbonischen Dynastie in Neapel ist zum großen Theil durch die englische Politik und den englischen Credit möglich geworden, aber ich glaube, man wird sich in Beziehung auf die sardinischen Concessionen an den englischen Handel, zu denen man freilich Spanien zwingen konnte, täuschen. Angenblicklich giebt es drei gefährliche Klippen für die englische Politik.«

»Welche meinen Sie?«

»Die erste ist der Kampf, der sich in Amerika zwischen dem Süden und dem Norden entspinnt. Euer Majestät ist bekannt, daß am 18. Februar der Congreß der Südstaaten seine Lostrennung von der Union beschlossen und der neue Präsident Lincoln in seiner Rede vom 4. März sich für Zwangsmittel ausgesprochen hat gegen das Selbstbestimmungsrecht der einzelnen Südstaaten. Der Kampf wird ernst und blutig werden. Die deutschen Interessen berührt die Sache nur wenig, höchstens kann sie dazu dienen, die durch die schändlichste Spekulation geschürte Auswanderungslust zu vermindern. Aber England wird seine Position in diesem Streit nehmen müssen, und wenn es Neutralität beobachten will, grade durch diese und seine Handelsinteressen in die Klemme kommen. – Ein zweiter Anlaß, die Inconsequenz und Eigennützigkeit britischer Politik darzulegen, tritt in Griechenland hervor. Euer Majestät wissen, daß England nur das Schutzrecht über die ionischen Inseln hat, und daß es dieses zu einer vollständigen Souveränität und Tyranisirung ausbeutete. In Folge der englischen

Erklärungen in der italienischen Frage, fordern nun die Ionier ihr Recht auf die gleichen Consequenzen ihrer Zugehörigkeit zu Griechenland, und das ionische Parlament hat endlich trotz des früheren Hängens und Einsperrens der Opponenten den Muth gehabt, am 12. März offen die Erklärung abzugeben, daß die britische Schutzherrschaft als ein Unglück für die Inseln angesehen werden müsse. In Folge dessen hat man das Parlament aufgelöst, aber nachdem die Bahn gebrochen ist, wird das wenig helfen.«

»Sie sprachen von einer dritten Klippe.«

»Es ist eine der Zukunft. Es wird eine Zeit kommen, und sie ist vielleicht nicht fern, wo die Regierungen des Continents die bisherige englische Einmischung in ihre Angelegenheiten, die Organisation und Protegirung der revolutionären und socialistischen Agitation auf dem Continent sich ernstlich verbitten werden. Wenn nicht alle Anzeigen trügen, wird Frankreich der erste Staat sein, der eine Aenderung der bisherigen englischen Politik verlangt. In Rußland herrscht schon lange ein gewisser Groll dagegen und die Drohung Palmerstons, Gibraltar zu sperren, wenn die russische Flotte Kronstadt verlassen sollte, um die französische bei Gaëta zu ersetzen, wird auch nicht dazu dienen, die Sympathieen zu erhöhen.«

Der Erlauchte Herr erinnerte sich an die Anklagen, die sein Gesandter in Petersburg vor wenigen Wochen erhoben hatte.

»Fahren Sie fort.«

»Frankreich,« berichtete Herr von Schleinitz »hat in diesem Augenblick genügend zu thun, um Deutschland nicht zu incommodiren. Von dem Abschluß des Kaufs der Adulis-Bai berichtete ich Euer Majestät bereits – die Sache ist England sehr unangenehm, aber nicht mehr zu ändern. Am 19. ist in Paris von den Tractatmächten die Verlängerung der Occupation Syriens durch die französischen Truppen bis zum 5. Juni unterzeichnet worden – jedem weiteren Termin hat sich England entschieden widersetzt. Was die französische Politik in Italien betrifft, so hat meiner Meinung nach die im Februar erschienene, freilich von dem Kaiser Louis Napoleon inspirirte Brochure Laguerronières ›Frankreich, Italien und Rom‹ sicher nicht das letzte Wort gesprochen. Es wird zwar darin gesagt: der Papst müsse dem König Victor Emanuel das Vicariat über den Kirchenstaat übertragen, wo nicht, werde Frankreich seine Truppen aus Rom ziehen, die Piemontesen gewähren lassen und auch nicht dulden, daß eine andere Macht dem Papst zu Hilfe käme, – allein grade die Bestimmtheit dieser Drohung und dieses Ausschlusses an die englische Politik macht mich stutzig und scheint nicht sehr günstig für die Wünsche des Königs Victor Emanuel. Kardinal Antonelli ist ein kluger Politiker und wird wohl im letzten Augenblick ein Mittel finden, die Gefahr abzuwenden. Vorerst sehe ich die Sardinier noch nicht in Rom.«

»Aber Herr von Vincke wünscht sie dort,« bemerkte lächelnd der König. – »In der That, der arme König Franz, der sich so wacker in Gaëta geschlagen hat, thut mir leid, und ich habe durch die Haltung unseres Gesandten in Neapel und Turin meine Sympathieen für seine legitimen Rechte an den Tag gelegt, so wenig uns sonst die neapolitanischen Vorgänge berühren; – indeß . . . «

Der Monarch schwieg nachdenkend – er erinnerte sich der Meinung, die sein künftiger Minister des Auswärtigen so bestimmt für ein Bündniß mit Italien kundgegeben. Herr von Schleinitz wagte einen forschenden Blick, gleichsam sondirend. »Es wird natürlich von der weiteren Entwicklung der Ereignisse in Italien abhängen müssen, welche Stellung die Großmächte auf die Dauer einnehmen können. Von allen hat bis jetzt nur Oesterreich am 2. März

wider den Titel eines ›Königs von Italien‹ protestirt, dagegen die Deputirten-Kammer in Turin am 14. einstimmig den betreffenden Gesetzentwurf genehmigt. Ich greife dem Bericht über die italienischen Verhältnisse vor, indem ich Euer Majestät das Telegramm des Herrn Grafen Brassier aus Turin vorlege, wonach gestern daselbst die Proklamirung des Königs Victor Emanuel zum ›König von Italien‹ erfolgt ist. Das bisherige Ministerium hat abgedankt und Graf Cavour ist mit der Zusammensetzung eines neuen aus Persönlichkeiten der verschiedenen bisherigen Staaten Italiens beauftragt worden.«

Der König nickte ernst mit dem Kopf. »Ja, ja!« sagte er – »wir können es uns nicht verhehlen, es ist und kommt eine andere Zeit; – der Kaiser Napoleon hat Recht, die Bestimmungen des wiener Congresses halten nicht mehr – der Zünder, den er mit seiner Lehre von den Nationalitäten in die Politik geworfen, entfesselt mehr als einen Brand. Gott gebe, daß die Flamme wärme und befruchte, – nicht bloß zerstöre! – Fahren Sie fort.«

»Oesterreich, Majestät,« sagte der Minister, »könnte leicht an Nationalitäten zu Grunde gehen. Die Anforderungen aus Ungarn werden immer ungestümer und das ewige Experimentiren mit neuen Verfassungsversuchen verträgt auch die geduldigste Nation nicht. Nach den neuen Wahlgesetzen vom 7. Januar ist am 26. Februar wieder eine ganz neue Verfassung gegeben. Außer dem Defizit von 64 Millionen Gulden aus dem vorigen Jahr durch die Steuerausfälle in Ungarn ist eine neue Anleihe von 30 Millionen nöthig geworden. Dazu selbst Religionsstreitigkeiten. Der Bischof von Brixen zum Beispiel hat einen Hirtenbrief gegen die Gleichstellung der Protestanten erlassen. – Die höchsten Kreise in Wien werden noch immer sehr von der Kurie beeinflußt.«

»Der arme Kaiser – confessionelle Streitigkeiten sind schlimmer als politische – es bedarf einer großen inneren Ueberzeugung, das Rechte und Gute zu wollen, um dabei fest zu bleiben. – Aber Sie sagen mir Nichts über die Stellung Oesterreichs zu uns?«

»Gestatten Eure Majestät, das bei meinem Referat über die Angelegenheiten des Bundes zu thun. – Um nochmals Italien zu erwähnen, so hat nach der Kapitulation von Gaëta am 13. Febrnar am 13. dieses Monats auf den Befehl des König Franz zwar auch die Citadelle von Messina kapitulirt, aber in den Appeninen sich eine Brigantaggia erhoben, die dem König Victor Emanuel viel zu schaffen macht und beweist, daß man in Süd-Italien doch nicht so allgemein mit der piemontesischen Occupation einverstanden ist. Der Kampf wird mit großer Erbitterung geführt und von Rom aus in Gang erhalten.«

»Traurige Opfer,« sagte der König – »aber solche Kämpfe müssen ausgefochten werden!«

»Es ist Thatsache, daß man von England dem Papst Asylvorschläge gemacht hat. – Ich argwohne eine sehr eigennützigte Politik dahinter. Wenn der Papst darauf eingehen sollte, würde England eine neue Handhabe gewinnen, den Frieden des Continents fortwährend zu stören.«

»Sie mögen Recht haben. Ich habe darüber nachgedacht, ob für den Fall eines gänzlichen Sieges der Revolution in Italien durch die Zurückziehung der französischen Truppen, es nicht deutsche Pflicht wäre, dem Papst Pius, den ich persönlich hochschätze, als dem Oberhaupt der katholischen Kirche ein Asyl in Deutschland, etwa am Rhein anzubieten?«

»Ich fürchte, Euer Majestät Güte könnte uns da schwere Verlegenheiten bereiten. Haben Euer Majestät die Gnade, sich zu erinnern, welche schweren Nachtheile dem Rheinland die Aufnahme der französischen Emigration 1789 bereitete. Freiherr von Canitz berichtet, daß sich am päpstlichen Hofe die Jesuitenpartei sehr rührig zeigt, um die Herrschaft zu gewinnen,

selbst gegen den Kardinal Antonelli, der bisher leidlich den kirchlichen Frieden zu erhalten gewußt. Frankreich und Oesterreich ständen einem solchen Anerbieten weit näher – hüten sich aber davor. Der französische Klerus würde durchaus nicht eine Uebersiedelung nach Avignon wünschen und auch in Oesterreich seufzt jede gesunde Entwicklung unter den Fesseln des Concordats. Auch das andere Süddeutschland wäre schwerlich damit einverstanden; in Württemberg hat am 16. dieses Monats die zweite Kammer mit großer Majorität von der Regierung das mit der päpstlichen Kurie geschlossene Concordat verworfen.«

»Lassen wir den Gedanken fallen – Herr von Bethmann ist gleicher Ansicht wie Sie.«

»Wie man in Frankreich denkt, beweist die Adreßdebatte vom 6. März im gesetzgebenden Körper. Das Amendement zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes ist nach der – offenbar nicht ohne Bewilligung des Kaisers gehaltenen Brandrede des Prinzen Napoleon mit 79 gegen 61 Stimmen verworfen worden. Das einzige Land, welches die Uebersiedelung vielleicht ertragen könnte, wäre Belgien.«

»Desto gefährlicher für die Nachbarn! – Haben Sie Berichte aus Polen?«

»Die Demonstrationen in Warschau sind augenblicklich unterbrochen, sei es durch die Nachgiebigkeit der Regierung, sei es, daß die Agitationspartei erst die Wirkung des Manifestes Seiner Majestät des Kaiser Alexander vom 3., wodurch die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben wird, abwarten will. Ich muß jedoch Euer Majestät darauf aufmerksam machen, daß es nöthig sein wird, der Agitation im Großherzogthum und in Westpreußen einen Damm entgegen zu setzen. Die Sache ist allerdings nicht mein Departement, indeß der Antrag des Herr von Niegolewski und der polnischen Fraction im Abgeordneten-Hause ist schlimmer, als die revolutionaire Adresse der Warschauer an den Kaiser. Dort hat man nicht den zehnten Theil dessen zu verlangen gewagt, was hier die polnische Fraction ganz offen als ihre Forderung aufstellt.«

»Ich verstehe recht gut, lieber Schleinitz, was Sie damit sagen wollen. In Rußland fürchten sie Sibirien – hier trotzen sie auf die stets bewiesene Nachsicht. Ich habe den Antrag erst flüchtig zu lesen vermocht. Können Sie mir die Hauptpunkte wiederholen? Indeß lauten die Berichte des Herrn von Bonin, wie mir Schwerin sagt, durchaus nicht bedenklich.«

»Graf Schwerin wird vielleicht bei dem am 20. gestellten Antrage Gelegenheit gehabt haben, sich eines Anderen zu überzeugen. Ich habe kein Recht, schwärzer zu sehen, indeß – der Name Bonin ist bedeutungsvoll für Posen.«

»Also der Antrag?«

»Derselbe lautet: »In Erwägung und so weiter, die Erwartung auszusprechen, daß endlich wenigstens die nach dem positiven Völkerrechte garantirte territoriale Einheit des ehemaligen polnischen Gesamtstaats vom Jahre 1772, sowie die den Polen innerhalb dieser Grenzen zugestandenen politischen und nationalen Rechte zur vollen Geltung und Ausführung gelangen, und daß dieselben nicht fernerhin willkürlich von den verpflichteten Mächten, denen auf Grund des Wiener Traktats Theile Polens unter den stipulirten Bedingungen zugetheilt wurden, verkümmert werden.««

»Aber das ist das Verlangen eines Krieges mit Rußland und Oesterreich oder die Sanctionirung der Revolution zur Wiederherstellung des alten polnischen Staates.«

»Dieser Gedanke ist zwischen den Zeilen der Begründung zu lesen und in diesem Sinne wurde der Antrag auch von der großen Majorität der Kammer aufgefaßt. Ich halte die polnischen Abgeordneten trotz ihrer leidenschaftlichen Explikationen doch für zu praktisch klug,

als daß sie nicht wissen sollten, daß ihr Verlangen ohne eine gänzliche Wiederherstellung Polens praktisch unmöglich auszuführen ist. Der Antrag ist also bloß gestellt, um der in russisch Polen angebahnten Revolution, wie Euer Majestät so treffend bemerkten, eine Sanctionirung zu ertheilen und die diesseitige Regierung einzuschüchtern, damit man der Unterstützung der Erhebung aus Posen und Preußen nicht zu scharf auf die Finger sehen möge. Denn ob schon sehr excentrische Köpfe unter den Antragstellern sind, glaube ich doch kaum, daß einer derselben an den Erfolg einer bewaffneten Erhebung im preußischen Polen denken kann.«

Der König schwieg längere Zeit, dann sagte er in sehr ernstem Ton: »Ich habe gewiß herzliche Theilnahme für das Nationalgefühl dieser Herren; indeß sie vergessen zu sehr, daß sie seit fast hundert Jahren Preußen sind, und daß ihr Eid und ihre Pflicht dem Staate Preußen gehört. Wir haben die Verhältnisse in den Staaten nicht gemacht, mir sind sie in vierter Generation überkommen und die Geschichte hat eben so gut ihre Verjähmung, als das bürgerliche Gesetz. Ihr müssen auch diese Herren sich fügen lernen. Sprechen Sie es aus, als meinen ernstesten, festen Willen. Ich habe nicht Lust, um solcher Exclussivitäten halber Leben und Eigenthum meiner anderen Unterthanen gefährdet zu sehen. Der Kaiser von Rußland ist Preußens natürlicher Verbündeter durch die Interessen des Staates und die Bande des Blutes. Er hat den besten Willen, seinen Unterthanen gerecht zu werden und ihr Wohl zu fördern, das hat die große und wahrlich schwere und für ihn nicht ungefährliche That der Aufhebung der Leibeigenschaft bewiesen. Ich werde nicht um einiger Empörer und Unruhstifter willen diese Freundschaft aufs Spiel setzen. Die preußische Regierung wird mit voller Energie verfahren und ich werde den Herrn Justiz-Minister ersuchen, danach die Staatsanwälte zu instruiren. Ich habe keine Sympathien für eine polnische Revolution, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß sie nur das wahre Volk schädigt.«

Der Minister verbeugte sich. »Ich hoffe, daß die Debatte über den Antrag Niegolewski, der vorläufig der Geschäftsordnungs-Kommission zur Prüfung über die Zulässigkeit überwiesen worden ist, volle Gelegenheit geben wird, die Meinung der Regierung auszusprechen.«

»Also zu Dänemark!«

»Herr von Balan berichtet, daß keine Aussicht zu einem Nachgeben des Königs sei. Man beharrt auf der Incorporirung Schleswigs und die Versprechungen, die Herr Hansen hier machte, erweisen sich als bloße Finten, um Zeit zu gewinnen, bis man eines auswärtigen hinreichenden Schutzes sicher ist. Herr von Balan, oder vielmehr unser General-Consul in Kopenhagen, Dr. Quehl – dem wenigstens Thätigkeit und ein scharfes Auge nicht abzusprechen sind, – berichtet, daß der Conferenzzath Halsteen in dieser Angelegenheit vor einigen Tagen nach London gesandt worden ist und die Mission hat, von dort auch nach Paris zu gehen, wo sich der Legationsrath Hansen, der uns hier Versprechungen machte, bereits befindet.«

»Und die Herzogthümer selbst?«

»Der holsteinschen Ständeversammlung, die in diesen Tagen in Itzehoe eröffnet wird, soll der Entwurf einer neuen dänischen Gesamtstaats-Verfassung vorgelegt werden. Man erwartet die einstimmige Ablehnung desselben und dann verschärfte Danisirungs-Maßregeln – unter'm Schutz von England oder Frankreich.«

»Wie lautete doch der letzte Beschluß des Bundestags?«

»Derselbe datirt vom 7. Februar. Die Versammlung beschloß, daß das Budget der Herzogthümer Holstein-Lauenburg für das mit dem 1. April beginnende Finanzjahr von der dänischen Regierung nicht ohne Zustimmung der holsteinischen und lauenburgischen Stände festgesetzt werden könne. Sie hat binnen 6 Wochen von der dänischen Regierung eine ausdrückliche Erklärung verlangt, daß dieselbe dem Bundesbeschuß vom 8. März des vorigen Jahres bezüglich des Provisoriums nachkommen werde. Dieser Beschuß forderte, daß alle dänischen Gesetzentwürfe, welche dem dänischen Reichstag zugehen, auch den Ständen von Holstein und Lauenburg unterbreitet werden, daß kein Gesetz in den Herzogthümern eingeführt werde, welches nicht vorher die Zustimmung der Stände erhalten hat.«

»Im Fall der Verweigerung?«

»Die Ausführung der angedrohten Bundes-Exekution.«

Der König sah den Minister scharf an. »Finden Sie nicht eine gewisse Inconsequenz darin, daß man der dänischen Krone in Bezug auf die beiden deutschen Provinzen verweigert, was man zum Beispiel für das Recht Preußens oder Rußlands in Bezug auf die ehemals polnischen Landestheile erkennt?«

»Euer Majestät haben das ganze Sachverhältniß und den Unterschied der beiden Fragen in einem einzigen Wort ausgedrückt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Der ›ehemals polnischen‹. Ein polnischer Staat existirt nicht mehr, sowohl durch das Recht der Eroberung, als die völkerrechtlich gültigen Tractate. Die ›ehemals polnischen‹ Landestheile sind anerkannt in den Besitz anderer Staaten übergegangen und preußische, russische oder österreichische Provinzen geworden. Ein Deutschland existirt aber noch, wenn nicht ein Deutsches Reich, so doch ein Bund der deutschen Staaten, und ein Theil dieser Länder sind die deutschen Herzogthümer, die nur durch Personal-Union: nicht dem Staate Dänemark, sondern dem Könige von Dänemark unter Ausschluß der weiblichen Thronfolge unterworfen sind.«

»Das ist's – und dies Verhältniß, das Sie mit wenigen Worten klar gelegt – ist es auch, was mich beruhigt und geleitet hat. Da wir aber jetzt beim Bundestag sind, lassen Sie uns in dessen Angelegenheiten fortfahren, doch wollen wir die Verhandlungen über die Reform der Bundeskriegs-Verfassung ausschließen.«

»Euer Majestät habe ich schon früher die Ehre gehabt, auszusprechen, daß die wiener Einflüsse dort noch immer überwiegen. Graf Rechberg ist ein tendenzmäßiger Gegner Preußens, noch mehr Herr von Beust. Graf Platen, Herr von Mohl, Freiherr von Schenk, Herr von Dalwigk mit Anderen, haben sich von Herrn von Beust in's Schlepptau nehmen lassen und die Stimmen, auf welche wir mit Sicherheit rechnen können, sind sehr in der Minorität. Unsere Gegner bereiten sich vor, den unvermeidlichen Anträgen auf eine Reform des Bundes ihre Sonderinteressen entgegenzusetzen. Es sollte mich wundern, wenn diese nicht schließlich in der Form einer Trias-Idee Ausdruck erhielten, Herr von Beust hat allerlei Großmachtsgelüste und schreibt sehr gern Noten; – um Euer Majestät die Wahrheit zu sagen, Herr von Usedom erklärt, daß wir ziemlich isolirt im Bunde stehen.«

»Desto weniger Rücksichten werden wir zu nehmen brauchen. Von welchem Tage datirte die Erklärung der Preußischen Zeitung gegen den Darmstädtischen Antrag in Betreff der Zulässigkeit des Nationalvereins?«

»Vom 14. Januar. Ich habe den Artikel hier.«

»Bitte, lesen Sie ihn vor.«

»Derselbe sagt: Nachdem die preußische Staatsregierung Preußen wiederholt als den natürlichen Vertreter der deutschen Einheitsbestrebungen bezeichnet und die nationale Idee als die innerste Triebfeder ihrer Politik bekannt hat, würde sie sich selbst verläugnen, wollte sie die Hand bieten zur Verfolgung irgend welcher Vereine, welche sich vorgesetzt haben, durch das Mittel der geistigen Arbeit und in den Schranken der bestehenden Landesgesetze für die Annäherung an das Ziel einer festeren Einigung der Nation zu wirken.«

Der König hatte wiederholt zustimmend bei der Verlesung des Satzes genickt.

»Ich glaube,« fuhr der Minister fort, »daß grade in Folge dieser Erklärung die Gegner Preußens irgend einen Schachzug vorbereiten werden. Eine Berathung des Darmstädter Antrags wird nach dem Bericht des Herrn von Usedom offenbar absichtlich verzögert.«

»Nun – sollte sich nicht irgend ein Heißsporn finden lassen, welcher auf Beschleunigung der Entscheidung dringen kann?«

»Euer Majestät denken an den Herrn Herzog von Coburg?«

»Es könnte auch einer der Gegner sein! – Indeß – Herzog Ernst hat allerdings das nächste Interesse daran, da ja der Verein seinen Sitz in Coburg hat.<sup>1</sup> – Glauben Sie nicht, daß ich die Gefahren verkenne, welche der Nationalverein in sich birgt, wenn er erst Souveränitätsgelüste bekommt und sich in die Politik mischt, eine Gefahr, die eigentlich aus den leitenden Persönlichkeiten hervorgehen dürfte, – indessen läßt sich nicht leugnen, daß er auch seine Verdienste hat und die Anregung der Reform von Seiten der Nation selbst vertritt. Wenn die Herren sich nur erst von den Frankfurter Marotten freimachen könnten, daß der Parlamentarismus ein deutsches Reich schaffen kann!«

»Die Leitung der Frage wird eine stärkere und geschicktere Hand brauchen, als die meinige. Euer Majestät habe ich schon ein Mal gebeten, sie in eine solche zu legen.«

»Die Zeit kann kommen, Excellenz,« sagte der König mit milder Würde, »aber – ich wiederhole es Ihnen – ich glaube nicht, daß sie schon da ist. Sie müssen sich daher gedulden und ausharren, grade so gut, wie ich! Wir haben diese Umgestaltung der preußischen Politik nach Innen und Außen, welche man die ›neue Aera‹ nennt, zusammen begonnen, und dürfen das Schiff jetzt nicht bei dem ersten Sturm im Stich lassen. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen bei der ersten Sitzung meines Ministeriums als mein Programm andeutete – ich stehe heute noch ganz auf demselben Boden. – Ich erkläre mich zufrieden mit der bisherigen Leitung Ihres Ministeriums und danke Ihnen dafür.«

Eine leichte Bewegung der Hand zeigte dem Minister, daß der König den Vortrag für beendet ansah, und Herr von Schleinitz schloß mit ehrerbietiger Verbeugung seine Mappe. Als er durch das Vortragszimmer ging, blieb er einen Augenblick stehen – die Haltung des Königs bei der Erwähnung der italienischen Frage, die energische Erklärung in Betreff der Polen und die Stimmung für den Nationalverein gaben dem gewandten Diplomaten genug zu denken.

»Es muß etwas vorgegangen sein,« murmelte er im Weitergehen. »Graf Schwerin wird einen schweren Stand haben in der Kammer und ich glaube nicht, daß Graf Bernstorff lange mein Portefeuille führen wird. Aufgepaßt, und kokettiren wir ein Wenig mit Herrn von Vincke.

»Guten Abend, Excellenz,« begrüßte er in das Adjutanten-Zimmer tretend, den dort harrenden Kriegsminister. »Seine Majestät scheinen heute absolut noch alle Geschäfte erledigen

---

<sup>1</sup>Der Gesandte für Coburg-Gotha stellte in der That am 16. Mai einen solchen Antrag.

zu wollen, um für den morgenden Tag Zeit und Gedanken frei zu haben. Seine Majestät sind in der besten Stimmung, und —« fügte er flüsternd hinzu in halb vertraulichem, halb sarkastischem Ton — »wir müssen schon noch einige Zeit Kollegen bleiben!«

»Was mich und die anderen Herren gewiß nur freuen kann!« Die grade biedere Natur des Generals begnügte sich mit der kurzen Höflichkeit. Es war bekannt genug, daß der General nur ungern in dies Ministerium getreten war und nur dem König zu Liebe, den er hoch verehrte und der großes Vertrauen zu ihm hegte, darin verblieb.

Der General, 1803 geboren, ist eine imponirende Erscheinung, ein Mann ganz nach dem Herzen des Königs und für sein großes Werk geeignet, mit einem besonderen Verwaltungstalent, scharfem politischem Blick, kühnem Entschluß und Energie der Durchführung eine große Arbeitskraft und Berufstreue, parlamentarische Befähigung, Ruhe und Selbstbeherrschung und ein großes Wohlwollen verbindend. Sein praktischer Geist war rasch in den großen Reformplan der Armee, mit dem sich der Regent seit langen Jahren trug, eingegangen und seine Umsicht und Thätigkeit hatte dessen Ausführung in aller Stille vorbereitet.

»Seine Majestät erwarten Excellenz!«

Der General in fester militairischer Haltung folgte dem Flügel-Adjutanten und trat in das Arbeitszimmer.

Der König kam ihm entgegen und reichte dem treuen und werthgehaltenen Diener die Hand.

»Guten Abend, lieber *Roon!* Sie sollen heute Abend den Schluß machen, ich habe Ihr Gesicht mir bis zuletzt aufgespart, um mit guter Erinnerung aus all' dem Aerger und Verdruß des alten Jahres in mein neues hinüber zu gehen. Bringen Sie mir die gewünschte Zusammenstellung?«

»Zu Befehl, Majestät.«

Der König sah nach den Schlußzahlen. »Für 1860 waren es 31 Millionen 417,247 Thaler — für dieses Jahr fast 35 Millionen — dazu das Extraordinarium der Kriegsbereitschaft  $5\frac{1}{2}$  Million gegen Eilfmalhunderttausend des vorigen, also fast  $7\frac{1}{2}$  Millionen — aber wenn wir die Grundsteuer haben, wird der Staat es ohne Beschwerung der Finanzen tragen.«

»Die Marine, Majestät, ist noch immer sehr stiefmütterlich bedacht! Im Ordinarium nur 968,928 Thaler und für das Extraordinarium 1 Million 145 000 Thaler — selbst das kleine Dänemark giebt 2 Millionen.«

»Nun, nach und nach, lieber General; wenn Sie erst nach unserem Plan ein besonderes Ministerium der Marine und dessen Leitung übernommen haben, wird sich das wohl ändern. Ich würde in der That glauben, Sie gehörten zum Nationalverein, der mit Gewalt wieder eine deutsche Flotte haben will, wenn ich nicht wüßte, daß Sie an der Küste<sup>1</sup> geboren sind und das Meer Ihr Wiegenlied gesungen hat.«

»Majestät kennen sehr wohl meine Ueberzeugung,« sagte mit einer gewissen Treuherzigkeit der Minister, »daß die Kraft und Zukunft des preußischen Staates hauptsächlich auf der Armee und ihrem guten Zustand beruht! Aber Deutschland hat eine weitgestreckte Küste und seine Handelsflotte ist bereits die drittgrößte der Erde. Deutsche wohnen überall auf dem ganzen Erdball, betriebsam und thätig, für ihren Fleiß, ihre Ehrenhaftigkeit lange nicht genug gewürdigt, ja unter einem gewissen Druck der öffentlichen Meinung, da ihnen der Schutz der Heimath fehlt. Diesen Schutz ihnen geben, diese Achtung ihnen erringen, kann

---

<sup>1</sup>Bei Colberg.

eben nur eine Flotte. Das fühlt auch die ganze Nation und deshalb die fortwährenden Bestrebungen, zu sammeln, Vorschläge und Anträge zu stellen. Dieser Geist muß angeregt und warm gehalten werden – wenn auch etwas Tüchtiges, Ganzes natürlich nicht durch Vereine und Vereinsreden, sondern nur dadurch geschaffen werden kann, daß ein großer Staat es mit seiner Steuerkraft in die Hand nimmt. Die norddeutsche Küste hat einen trefflichen Stamm von Seeleuten, der jetzt in den Marinen aller Länder zerstreut ist. Deshalb habe ich mit voller Ueberzeugung den Plan der ostasiatischen Expedition unterstützt. Eurer Majestät erhabene Vorgänger bis zum großen Kurfürsten hinauf, haben keine Sympathieen für die Bildung einer Kriegsmarine gehabt, – die Verhältnisse Europa's namentlich die deutsche Zerrissenheit, die doch endlich einmal ein Ende finden muß, waren auch nicht danach angethan; aber sie haben ein Soldatenvolk herangebildet, das allen Gefahren zur See wie zu Lande steht. König Friedrich II. hätte Preußen nicht zur Großmachtstellung im Kreis der europäischen Staaten erheben können, wenn König Friedrich Wilhelm I. ihm nicht geordnete Finanzen und eine geschulte Armee hinterlassen hätte. Auf dem Erbe Friedrich des II. und Ihres erhabenen Vaters, Majestät, werden Allerhöchstdieseseiben nicht Preußen, sondern Deutschland einen neuen Glanz erringen, dessen bin ich sicher und das gebe Gott. Die Armee bedarf jetzt nur eines Feldzugs, um für alle späteren schweren Kämpfe, namentlich gegen den deutschen Erbfeind gekräftigt zu sein.«

»Ich werde nie muthwillig oder zu ehrgeizigen Zwecken das Blut meiner Landeskinder opfern, nur wo es gilt, die Ehre Preußens, die Ehre Deutschlands zu wahren!«

»Ich bin nicht Ihr Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Majestät,« sprach der alte Soldat, – »aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage: es liegt schon jetzt Blutgeruch in der Luft auch für uns, nicht bloß in Italien, Polen oder der Türkei. Ich wiederhole, Gott gebe, daß es in den drei Phasen kommt, wie ich mir denke und wünsche.«

»Und wie denken Sie es sich, oder wie wünschen Sie es, mein lieber General?« frug der König mit ernstem Lächeln.

»Zuerst, Majestät, wünsche ich, daß wir noch eine kurze Zeit Ruhe haben, um hier die inneren Verhältnisse consolidiren zu können und mit den böswilligen oder unverständigen Opponenten in der Kammer fertig zu werden.«

»Es wäre ein großes Glück!«

»Dann halten Eure Majestät nur fest an der Armee-Organisation – nöthigen Falls bis zu einem Appell an das Land.«

»Schwerin meint, daß selbst Neuwahlen kein anderes, vielleicht ein noch schlimmeres Resultat ergeben würden.«

»Ich bin derselben Meinung, obschon immer ein treuer Kern bleiben wird. Die Leute reden sich immer mehr in den demokratischen, oder wie sie es jetzt nennen: fortschrittlichen Schwindel hinein. Aber Majestät, eine Abgeordnetenwahl ist noch lange nicht die ganze Stimme des Landes, sondern nur das Resultat der geschicktesten Ueberredung ehrgeiziger Führer. Deshalb eben ist die Krone da, um festzustehen als Fels in all' dem Wogen des Parteikampfs, und wenn ihr Träger sich seines redlichen Willens und seiner guten Ziele bewußt ist, dann mag er sagen: bis hierher und nicht weiter!«

»Das ist, was ich denke. Deshalb habe ich mich entschlossen, diese Epoche der parlamentarischen Kämpfe und des Parteitreibens meinem Ministerium zu überlassen und so ruhig als

möglich an mir vorübergehen zu lassen, bis unser Werk Wurzeln geschlagen hat, die man nicht so leicht aus dem guten Boden ausreißen kann.«

»Diese Heißsporne des neuen Deutschlands vergessen die große Lehre der Geschichte, daß sich solche Thaten nicht mit Reden und Vereinen vollziehen, sondern mit dem Kitt des Blutes, und daß man dazu eine starke Armee, nicht Parlamente hinter sich haben muß; daß wenn sie also ein großes und geeinigtes Deutschland erzielen wollen unter Preußen's Führung, sie vor Allem die preußische Krone stärken müssen, nicht schwächen. Ich wünsche der neu organisierten Armee eine erste Gelegenheit, die Tüchtigkeit und Beweglichkeit des neuen Verbandes zu zeigen, das wird ebenso wirken, wie die erste Erscheinung unserer jungen Marine in den Gewässern anderer Welttheile.«

»Aber diese Gelegenheit?«

»Wird ein Krieg mit Dänemark für die deutschen Rechte geben.«

»Ich fürchte, die Frage bleibt mehr eine Sache der Diplomaten. Wir gewinnen höchstens eine neue Sonderregierung in das Flickwerk des deutschen Bundes. Schon zeigen sich verschiedene Prätendenten.«

»Das wird unter keinen Umständen geschehen, denn wenn es so weit ist, wird diese Frage am Besten dazu dienen, mit der Spitze des Schwertes die künftige Suprematie in Deutschland zu entscheiden.«

Der König sah den Minister betroffen an. »Ein Krieg mit Oesterreich? woran denken Sie!«

»Wenn Euer Majestät nicht Oesterreich bekriegen und aus dem deutschen Bund werfen, wird Oesterreich Ihnen über kurz oder lang den Krieg erklären. In einem geeinigten Deutschland haben Oesterreich und Preußen nicht neben einander Platz. Glauben Euer Majestät mir, die österreichische Regierung sinnt bereits auf einen Schachzug in Deutschland, der den Frieden von Villafranca, den man uns zuschreibt, ausgleichen soll. Die Verhandlungen über die Reform der Bundeskriegsverfassung, die ich unvorgreiflich Euer Majestät rathen würde, von unserer Seite abzubrechen, beweisen, daß man in Wien noch nicht einmal gesonnen ist, uns Gleichberechtigung zuzugestehen.«

»Ich habe selbst daran gedacht. Stellen Sie den Antrag im nächsten Ministerrath. Ich muß gestehen, es würde mir sehr schwer werden, Oesterreich durch einen Krieg zwingen zu müssen, unsere Stellung im deutschen Einigungswerk anzuerkennen. Ich glaubte, daß nach dem Besuch des Kaiser Napoleon im Juni vorigen Jahres, dem ich absichtlich die größte Oeffentlichkeit zu geben mich bemühte, meine Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph in Teplitz jeden Groll beseitigt hätte!«

»In der Person des jungen Kaisers – gewiß! Aber der Kaiser Franz Joseph, Majestät, ist nicht die österreichische Politik. Man kann die erlangte Suprematie von Olmütz nicht vergessen und die frühere Kaiserkrone von Deutschland, selbst in den äußeren Formen, sonst hätte man die deutschen Reichskleinodien längst aus der wiener Hofburg nach Aachen zurückliefern müssen. Das preußische Königthum wurde erst perfekt durch den siebenjährigen Krieg, die preußische Suprematie in Deutschland kann erst perfekt werden durch einen neuen Krieg mit Oesterreich!«

»Dann gebe Gott, wie auch die Entscheidung falle, daß es nicht einer von sieben Jahren, sondern von sieben Tagen sei!«

»Das wäre die zweite Phase, die mir vorschwebt als die Aufgabe der neuen Armee für das Ziel der Einigung Deutschlands. Die dritte Station . . . «

Der König unterbrach ihn.

»Ich gedenke den Besuch des Kaisers Napoleon noch vor der Krönung zu erwiedern. Portalès hat bereits die Andeutung gemacht. Der Kaiser Louis Napoleon ist mir bei unserer Unterredung in Baden-Baden sehr offen entgegen gekommen und hat nur friedliche Tendenzen geäußert. Er erklärte mir ganz offen, daß die fortwährenden Kriegsdrohungen und Kriegseingagements eine sehr nachtheilige Einwirkung auf die französische Industrie ausgeübt und große Mißstimmung hervorgerufen hätten. Der Kaiser proponirte sogar einen neuen französischen Handelsvertrag mit dem Zollverein.«

»Und zu gleicher Zeit,« sagte der General, »erschien in Paris jene Brochüre des Herrn Edmont About ›Preußen im Jahre 1860‹, die – wenn sie auch nur den Charakter eines Fühlers der öffentlichen Meinung hatte, indem sie ein preußisch-französisches Bündniß predigte, – mit eben solcher Zustimmung in Frankreich, wie mit Mißtrauen und Erbitterung in Deutschland aufgenommen wurde.

Der König ging an eines der Repositorien seiner Handbibliothek und nahm eine kleine Schrift heraus, die er dem Minister gab.

Es war die damals in Berlin erschienene Flugschrift, »*Gallischer Judaskuß*« mit dem Motto: »Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt«.

»Ich denke,« sagte er ernst, »man wird sich meiner Worte bei der Eröffnung der Rhein-Nahe- und Saar-Bahn erinnern haben und auch der Kaiser Napoleon hat sie gekannt:

*›Preußen wird niemals dulden, daß auch nur ein Fußbreit deutschen Landes verloren geht!‹*

Aber ich wiederhole Ihnen, der Kaiser Louis Napoleon hat mir keine solche Andeutungen gemacht.«

Der General beugte sich auf die Hand des Königs und küßte sie. »Euer Majestät werden Ihren Getreuen nicht die Schmach anthun, zu glauben, daß auch nur Einer je den Gedanken eines Zweifels daran gehegt hat. – Dies Wort ist die Hoffnung und das Vertrauen aller Derer, die es in Wahrheit wohl meinen mit der deutschen Zukunft, und desto thörichter ist es von jenen Mitgliedern der Kammer-Opposition, welche die materielle Bürgschaft jener wahrhaft königlichen Erklärung, die Mittel der neuen Gestaltung der preußischen Armee weigern oder schmälern wollen. – Denn, Majestät, was nicht geschehen ist, das wird über kurz und lang dennoch eintreffen. Die Rheinlande sind eine französische Tradition, der sich diese unruhige Nation mit Vorliebe hingiebt, und Kaiser Napoleon, wenn er auch jetzt ernstlich einer Politik des Friedens mit Deutschland und der Abwartung seiner Entwicklung huldigt, kann durch die Gewalt der Revolution und aus dynastischen Rücksichten gezwungen werden, einen solchen Versuch zu machen. Aus diesem Grunde wird es gut sein, mit den deutschen Verhältnissen dann in Ordnung zu sein.«

»Ich glaube, wir machen uns zu viele Sorgen über die Zukunft. Der Kaiser Napoleon ist noch kräftig und mächtig genug, die revolutionären und ehrgeizigen Gelüste seiner unruhigen Nation im Zaum zu halten, und – soll ich Ihnen meine ehrliche Meinung sagen: – es gäbe in der That kein besseres und sichereres Mittel, die deutsche Einigkeit herzustellen, als ein französischer Angriff auf deutsches Land und deutsche Ehre, dessen halte ich mich zur Ehre unseres deutschen Volkes versichert. – Aber die Vorsicht und Vorbereitung wollen wir natürlich niemals aus den Augen verlieren, und dafür lieber Roon, wollen wir Beide auch unter unangenehmen Verhältnissen tapfer ausharren, und ich rechne dafür auf Ihre aufopfernde Anhänglichkeit, bis die Zeit gekommen, wo ich Ihnen Kollegen geben kann, die Ihnen

sympathischer sind. – Und nun lassen Sie uns nochmals die einzelnen Ansätze der Etats der genauesten Prüfung unterwerfen, um zu sehen, bis zu welcher Gränze Sie eine Nachgiebigkeit zeigen dürfen, ohne das Ganze zu schädigen.«

Der königliche Kriegsherr begann darauf mit seinem Minister eine angestrengte Arbeit, die bis zu einer späten Stunde währte – Herr und Diener kannten darin keine Ermüdung.

Es war gegen Mitternacht, als der Minister das Palais verließ, aber ehe der Herrscher des Volkes, denen Beiden Gott eine so große Zukunft bestimmt hatte, sich zur Ruhe begab, setzte er sich nochmals an seinen Schreibtisch, indem die einzige Bequemlichkeit, die er sich gestattete, die Oeffnung des Uniformrocks war, und nahm aus einem Fach des Schreibtisches ein Papier, das er aufmerksam und nachdenkend las.

Es war die Ansprache, die er als Prinz-Regent in der ersten Sitzung des neuen Gesamt-Ministeriums im November 1858 an die Minister gehalten hatte, und die er als das Programm seiner Regierung und seiner Absichten betrachtete.

Wir lassen zur Charakteristik des Königlichen Herrn und seiner Denkungsweise hier einige Hauptstellen folgen, die unserem Buche und seiner Darstellung der neuen Zeitepoche zum Schmuck dienen werden. König Wilhelm las halblaut vor sich hin:

»... Es soll nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkührliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt. Sie Alle erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich ist, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen conservativen Grundlagen beruht. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und in's Leben zu rufen, das ist das Geheimniß der Staatsweisheit, wobei von allen Extremen sich fern zu halten ist.

Unsere Aufgabe wird in dieser Beziehung keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben giebt sich seit Kurzem eine Bewegung kund, die, wenn sie theilweise erklärlich ist, doch andererseits bereits Spuren von absichtlich überspannten Ideen zeigt, denen durch unser, eben so besonnenes als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden muß. Versprochenes muß man treulich halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen – Nicht-Versprochenes muß man muthig hindern. Vor Allem warne ich vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brechen. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen zu widerstehen ...

Handel, Gewerbe und die damit engverbundenen Communicationsmittel haben einen nie geahnten Aufschwung genommen. Doch muß auch hier Maaß und Ziel gehalten werden, damit nicht der *Schwindelgeist* uns Wunden schlage ...

Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden Confessionen eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit allem Ernste den Bestrebungen entgegen getreten werden, die dahin abzielen, *die Religion zum Deckmantel politischer Zwecke zu machen.*

In der evangelischen Kirche – wir können es nicht leugnen – ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat . . . Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden. daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird.

Der *katholischen* Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Uebergrieffe über diese hinaus sind nicht zu dulden.

Das *Unterrichtswesen* muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen soll, und durch seine Schulen, die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähren, ohne diese Klassen über ihre Sphären zu heben.

Die *Armee* hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns indeß auch jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt hat, zu Aenderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und – Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wageschaale legen zu können.

Preußen muß mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Tractate zu binden . . .

Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes consequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im Stande ist . . . «

Der König hatte die Stirn in die Hand gestützt und dachte nach. Endlich schlug er das milde Auge empor und sah auf das Bild des Königlichen Bruders, das er seit dem Tode desselben dort hatte aufstellen lassen.

»Armer Fritz,« sagte er ernst – »Dein Wille war so redlich und Dein Herz voll Liebe für Dein Preußen und das große deutsche Vaterland! – Ob es mir besser glücken wird? Gott allein kennt die Zukunft; aber das weiß ich, daß auch mein Wille redlich, und mein Herz voll Liebe ist! Roon hat Recht – die Thoren, welche meinen, ein Deutschland durch Parlamente gründen zu können! – Fest will ich stehen in meinem Werk und mein Programm sei:

»Preußen voran, und kein Fußbreit Deutscher Erde den Fremden!«

DER ALTE VOM BERGE.

Es war am Abend des zweiten Tages, nachdem die kleine Karavane des Lord Walpole Arki-ko verlassen. Man hatte auf den Rath des Arztes in derselben Ordnung, wie dies geschehen, mit möglichster Beschleunigung den Marsch fortgesetzt und da dies auf der gewöhnlichen Karavananen-Straße nach Chartum geschah, hatte selbst der koptische Führer keine Einwendungen gemacht, wahrscheinlich weil er wußte, daß hier die Verfolger, nachdem ihre Abreise bekannt geworden wäre, sie doch bald erreichen mußten.

Erst als man sich den Vorbergen des Djebel Langay näherte und das felsige Terrain die Auffindung der Spuren des Zuges erschweren mußte, wandte sich der Beduine Achmed, den der Scheikh Abu Beckr den Reisenden mitgegeben, nach Rechts in die Berge, statt den Weg in grader Richtung über den Abhang des Gebirges nach den Ufern der Lidda und des Mareb fortzusetzen.

Zadek legte seine Hand auf den Zügel des neben ihm Reitenden. »Mein Bruder irrt sich,« sagte er – »der Weg nach Chartum geht dort hinaus!«

Der Arzt ritt mit Adlerblick dicht hinter ihnen und hatte die Worte gehört. »Der Freund des Inglese Aga,« sagte er, »ist ein Kundiger der Wanzen und Steine, wie Du vielleicht schon gehört haben wirst, und wünscht in diesen Bergen einige Studien zu machen. Da wir Zeit genug haben zu unserer Reise, hat es der Aga gestattet.«

»Aber ich bin nicht für den Weg da gemiethet,« beharrte der Kopte. »Laßt mich gehen, damit ich nach der Stadt zurückkehre.«

»Und uns Deinem Herrn El Maresch verräthst,« rief der Arzt ohne Weiteres, »Jalla, jalla,<sup>1</sup> und nimm den Weg zwischen die Beine Deines Thiers oder –« und er machte eine bezeichnende Bewegung, die sofort die beiden Trapper wiederholten, »*anex räith adrabak!*«<sup>2</sup>

Diese Drohung zeigte zur Genüge dem Spion, daß er durchschaut und daß man entschlossen war, ihn nöthigen Falls mit Gewalt zurückzuhalten. Da er die Europaer in Besitz von Schießgewehren wußte und das Thier, das er ritt, sich in der Schnelligkeit mit den Pferden der anderen Reiter nicht messen konnte, sah er sich überlistet und gefangen und mußte jeden Gedanken an Flucht aufgeben, bis sich eine günstigere Gelegenheit dazu finden würde. Er spielte anfangs mürrisch den Beleidigten über das gezeigte Mißtrauen und enthielt sich jeder weiteren Einsprache, ja er gab seinen Platz an der Spitze des Zuges auf und gesellte sich zu den Treibern der Thiere, welche das Gepäck der Reisenden trugen, mit denen er sich bald in allerlei Gespräche einließ. Kurz, er schien sich nunmehr mit der gewöhnlichen Gleichgültigkeit des Orientalen in sein Schicksal gefunden zu haben, obschon der Doktor Walding und Adlerblick nicht versäumten, ihn scharf zu beobachten.

Der Arzt hatte seinen Diener Kumur gerufen und ihn bedeutet, daß es sich darum handle, an der Stelle, wo sie von dem gewöhnlichen Wege abgewichen, und eine Strecke auf dem neuen hin die etwa zurückgebliebenen Spuren zu verwischen, um eine Verfolgung zu täuschen. Der Kanadier Ralph begleitete den schwarzen Slaven, der dabei Gelegenheit hatte, zum ersten Mal seinen Eifer und seine Anstelligkeit für die Interessen der ganzen Gesellschaft zu zeigen.

---

<sup>1</sup>Vorwärts!

<sup>2</sup>Ich werde Dich durchprügeln.

Die Sonne geht in dieser Breite und Jahreszeit schon gegen 5 Uhr unter, und die Reisenden hatten kaum eine passende Stelle zu ihrem Lagerplatz in einer Schlucht erreicht, deren Wände wenigstens den Schein der Feuer verdeckten, als die Dunkelheit mit der den Tropengegenden eigenen Schnelle ohne den Uebergang der Dämmerung, die Berge verhüllte. Bald nachdem das mitgenommene leichte Zelt für die beiden Frauen aufgeschlagen war und ein ähnliches für den Lord, den Arzt und den Naturforscher, erschienen Kumur und der Kanadier wieder bei der Karavane und erstatteten Bericht über die Erfüllung ihrer Aufgabe.

Jetzt erst beim Schein der lodernden Feuer hatte man Zeit, sich ausführlicher über die vorhergegangenen Ereignisse auszusprechen, die namentlich dem kleinen Professor viel Kopfzerbrechen zu machen schienen, während die Fürstin, Lord Frederik und selbst der Arzt eine gewisse Zurückhaltung bewiesen. Von Zeit zu Zeit blickte der Viscount forschend auf seine schöne abenteuerliche Schutzbefohlene, gleich als erwarte er, daß irgend eine in ihr auftauchende Erinnerung auch der seinen über die Erscheinung in der alten Kirche einen festeren Halt geben würde; aber die Fürstin schien in dieser Beziehung ganz unbefangen, wie ja schon die Erklärung des Arztes über die Wirkung des angewandten Betäubungsmittels vorausgesagt hatte. Es genügte ihr zu wissen, wer ihr geheimnißvoller Feind gewesen, und sie hielt dem Arzt das Versprechen, den Lord nicht darüber aufzuklären, und so blieb dieser in der Meinung, die Entführung der Frauen und die drohende Verfolgung allein als ein Werk des Negus und seiner neuen Feindschaft gegen die Engländer zu betrachten.

Auch Tank-ki schien einer trüben melancholischen Stimmung zu unterliegen; von Zeit zu Zeit hob ein schmerzlicher Seufzer den Busen des chinesischen Mädchens und ihre Blicke wandten sich wie sehnsüchtig zurück in das Dunkel des zurückgelegten Weges und in der Richtung nach der Bai von Arkiko, in welcher der französische Dampfer ankerte. Man hatte ihr gesagt, daß der Schuß Adlerblicks ihr Leben vor den gefräßigen Zähnen der Hyänen gerettet hatte, und das Mädchen bemühte sich wiederholt, ihm ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Der Trapper mit dem sichern Blick und der sicheren Hand hielt seine scharfe Aufmerksamkeit auf die geworbenen Leute gerichtet, in deren Mitte Zadek Platz genommen und seinen Schibuk rauchte, während die Araber den Kaffee von Gondar an dem Feuer bereiteten. Er hatte mit seinem Kameraden Ralph und dem Beduinen Achmed verabredet, während der Dauer der Nacht eine Doppelwache am Eingang der Schlucht aufzustellen, und Doktor Walding, dem man die beschlossene Vorsichtsmaßregel mittheilte, war sofort bereit, mit seinem Kumur sich an den Ablösungen zu betheiligen.

Der Einzige, der wortreich die Unterhaltung führte, war der Professor, obschon der ungewohnte Ritt auf dem Dromedar seinen körperlichen Zustand keineswegs sehr geeignet dazu gemacht hatte.

»Dieses Gebirge oder Djebel, wie es im Arabischen heißt, – auf Türkisch *Dagh* auch Tan genannt, persisch Kuh – eine seltsame Anomalie mit unserer Sprache! – also dieser Djebel Langay ist eigentlich noch wenig von Gelehrten beschrieben,« docirte er der Gesellschaft, »und von den neueren Reisenden hat eigentlich nur jener Mann, der sich anmaßend Semilasso nennt, der Fürst Pückler-Muskau einige höchst unwissenschaftliche Skizzen über gewissen Scenerieen gegeben, ohne sich mit ernsteren doch so nahe liegenden Fragen zu beschäftigen! Darum Freund Smith war es sehr unrecht, daß Ihr nicht meinem Wunsche nachgekommen seid, die Steine, die ich Euch unterwegs bezeichnete, aufzubewahren, um mir Gelegenheit zu geben, an unseren Rastorten daran Studien zu machen. Denn obschon zwischen diesem

Djebel Langay und der sogenannten arabischen Bergkette nur ein geringer Zusammenhang stattfindet und die nubische Wüste, die wie mir mein verehrter Freund und Zögling sagt, wir auf unserer Wanderschaft durchziehen sollen, dazwischen liegt, so ist dieses abgesonderte Gebirge doch unfehlbar als eine Fortsetzung jenes großen Gebirgsrückens zu betrachten, und es wäre leicht möglich, durch die Entdeckung von Spuren der Granite und Syenite, ja vielleicht gar jener grünen Breccia, die schon in der vierten Manethonischen Dynastie benutzt wurde, vielleicht auch des berühmten dunkelrothen Porphyrs vom Djebel Dochan den inneren Zusammenhang mit jener zu beweisen. In einem glücklichen Falle hätten wir vielleicht eine Fortsetzung der im Alterthum ausgebeuteten später verloren gegangenen Goldminen des Djebel Ollagi oder gar der Smaragdlager von Gebel-Zabara entdecken können, und es wäre ein Leichtes, tüchtige Bergleute aus dem Harz kommen zu lassen, um dieses Land zu einem glücklichen Nebenbuhler Kaliforniens zu erheben oder jener berühmten smaragdhaltenden Berge am Amur, von denen meine verehrte Verlobte und Mündel durch jenen würdigen Khan ihren Großvater so eminente Proben erhalten hat.« Der kleine Professor blickte im Stolz seiner Gelehrsamkeit auch auf dem Gebiet der Mineralogie auf die junge Fürstin, aber Wéra war während der Auseinandersetzung in ihr Zelt geschlüpft und schlief dort wahrscheinlich bereits den Schlaf der Gerechten; – er schaute auf den jungen Pair und den Arzt – und Beide hatten sich auf den Boden gestreckt und schnarchten. Nur der alte kanadische Trapper saß ihm noch gegenüber am Feuer und schante ihn voll Verwunderung an.

»Ich sollte meinen, Sir,« meinte der Kanadier, »Ihr thätet am Besten, Euch auch aufs Ohr zu legen und Euern grade nicht mit zu vielen Kräften ausgerüsteten Leib zu ruhen, denn wir müssen morgen bei dem ersten Tagesstrahl aufbrechen, um zwischen uns und diese schuftigen schwarzen Reiter des Negus eine möglichst weite Strecke zu legen. Mitgefangen, mitgehangen! heißt ein altes Sprüchwort, und ich fürchte, selbst Euer gelehrter Schnickschnack würde Euch nicht vor ihren Lanzen und Säbeln schützen, wenn wir diese kosten müssen.«

Der Professor starrte ihn mit einem unverholnem Schrecken an. Man hatte nicht für gut befunden, ihn mit den gehegten Besorgnissen vor einer Verfolgung näher bekannt zu machen, und die Erschütterungen auf dem hohen Dromedar während des scharfen Ritts hatten ihm auch alle Lust genommen, sich an der Unterhaltung der Anderen zu betheiligen, so daß er an die Nähe einer besonderen Gefahr gar nicht mehr gedacht hatte.

»Verehrungswürdiger Venator,« sagte er, »was sollten die Reiter dieses schwarzen Königs noch mit friedlichen Reisenden zu schaffen haben? Ich glaube, Ihr irrt Euch und treibt nur Euren Scherz mit mir.«

»Ich urtheile nach dem, was ich von Doktor Clifford gehört habe und folge dem Befehl meines jetzigen Gebieters. Folgt meinem Rath, Sir, und schlaft einstweilen unbesorgt wie ich, da das beste Auge in drei Welttheilen, – ich meine damit meinen Kameraden Adler – wollt ich sagen Brown, die erste Nachtwache hält!«

Der Gelehrte fügte sich dem gegebenen Rath und kroch in das Zelt zu seinen Gefährten. Die Nacht verging in der That ohne weitere Störung – Adlerblick und der Sclave des Arztes hielten mit zweien der gemietheten Führer die erste Wache und wurden dann von Ralph und dem Beduinen Achmet abgelöst.

Das erste Grauen des Tages zeigte sich über den Kuppen der Bergwände, als der Ruf des ehemaligen Bärenjägers die Schläfer weckte und die Zeit zum Aufbruch verkündete. Der Erste auf den Beinen war Adlerblick und sein erster Blick galt der Stelle, wo zwischen ihm

und dem Feuer an der Seite seines Maulthiers der koptische Führer sich niedergelegt hatte. Die Dämmerung ließ die in den weiten arabischen Mantel gehüllte Gestalt erkennen, die mit dem verhüllten Kopf auf dem Sattel ruhte, und schon wendete der Jäger, sich des Mißtrauens schämend, sich zu dem Zelt des Engländers, als ein Rest jenes Gefühls ihn veranlaßte, im Vorübergehen dem Kopten einen Fußstoß zu geben, um ihn zu wecken. Aber der Fuß des Trappers traf nur auf die leeren Falten des Mamels, dessen geschickte Drapirung die Täuschung erhalten hatte, als ruhe dort noch die Gestalt des Kopten – der Mann selbst war darunter nicht zu finden.

Ein barscher Fluch des Trappers und der Ruf: »Verrath! Hierher Ralph – der Schurke ist auf und davon, schlimm genug für Eure Wachsamkeit!« brachte sofort den Bärenjäger und bald auch die Europäer und Kumur an seine Seite. Man überzeugte sich rasch, daß es in der That der Schlaueit und Gewandtheit des koptischen Spions gelungen war, die Aufmerksamkeit der zweiten Wachtposten zu täuschen, ja, als man die Gesellschaft näher betrachtete, zeigte es sich, daß die beiden Diener, welche mit Ralph und dem Beduinen die zweite Nachtwache gehalten, und noch drei Andere von der in Arkiko gemietheten Mannschaft den dichten Morgennebel benutzt hatten, um sich von ihren Posten und aus dem kleinen Lager zu schleichen.

Offenbar hatte der Spion des Negus sie zur Desertion zu verleiten gewußt und es war als ein Glück anzusehen, daß auf die Anweisung des Doktors die beiden Trapper dafür gesorgt hatten, die Flinten sämtlich in dem Zelt des Viscounts niederzulegen, sonst hätten sie gewiß wenigstens die ihnen anvertrauten Waffen mit fortgenommen; ja es zeigte sich bald, daß auch auf die noch zurückgebliebenen Treiber und Diener wenig zu rechnen war.

Als man nämlich auf den Vorschlag Doktor Waldings zu einem kleinen Kriegs Rath zusammen getreten war, gelangte man bald zu der Einsicht, daß unter diesen Umständen nicht zu erwarten war, die eingeschlagene Richtung werde ihren Feinden verborgen bleiben, wenn wirklich eine Verfolgung beabsichtigt worden. Und daß dem so sei, dafür sprach deutlich die Flucht des als Führer aufgedrungenen Spions. Dieser war sicher sofort nach Arkiko oder zu den Soldaten des Negus zurückgekehrt, um sie auf ihre Spur zu führen, wenn er ihnen nicht gar unterwegs schon begegnete. Nach dem Versprechen des Scheikh Abu-Beckr durfte man ihn mit seinen Reitern am nächsten Morgen an der verabredeten Stelle im Gebirge erwarten, um dann unter seinem Schutz die Reise fortsetzen zu können; aber bis dahin galt es, sich zu verbergen, um nicht in die Hände der gewiß mit Uebermacht herankommenden Verfolger zu gerathen, oder wenigstens einen geeigneten Platz zu erreichen, an dem man mit Erfolg sich vertheidigen konnte.

Für das Erstere stimmten der Arzt und Achmed, der arabische Führer, für das Zweite der Lord, die beiden Trapper und seltsamer Weise auch die Fürstin, die das Gefährliche und Nutzlose eines bloßen Verbergens betonte, bei dem sie schließlich noch die Ankunft ihres wackern arabischen Freundes verfehlen könnten.

Am Ende beschloß man, beide Pläne zu verbinden, und zunächst so rasch als möglich den Marsch tiefer in's Gebirge hinein fortzusetzen, da auch in dieser Richtung der weithin sichtbare seltsam gestaltete Felskoloß lag, an dem Abu-Beckr mit seinen Beduinen sie treffen wollte. Doktor Walding hatte bereits bei Beginn der Berathung den noch zurückgebliebenen Dienern den Befehl gegeben, die Zelte abzurechen und die Thiere möglichst rasch wieder zu beladen, aber es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß dies Geschäft mit einer gewissen

Verdrossenheit betrieben wurde, und als sie endlich im Begriff waren die Pferde und Dromedare zu besteigen, kam Kumur zu dem Arzt, um ihm zu melden, daß die Leute – bis auf Einen – sich weigerten, weiter nach Osten in das Gebirge zu ziehen.

»Und warum das?«

»Sie fragen, ob der Inglese-Aga einen Paß von dem ›Herrn des Gebirges‹ hat und verlangen, ihn zu sehen, dann wollten sie redlich ihre Pflicht thun.«

Lord Walpole, der eben der Fürstin in den Sattel geholfen hatte, kam eilig herbei. »Was giebt es – warum brechen wir nicht auf?«

Doktor Walding berichtete ihm die Ursache.

»Der Herr des Gebirges? Wer ist damit gemeint?«

»Sie werden bereits von jener geheimnißvollen Sekte der Ismaëlitzen oder Assassinen gehört haben, Mylord, die schon zur Zeit der Kreuzzüge bestanden hat und zwar in Kuhistan und in Persien schon im dreizehnten Jahrhundert unterdrückt worden ist, allen Berichten nach aber in den arabischen Bergen in einem Zweige sich bis auf die heutige Zeit erhalten haben soll. Man erzählt viel Schlimmes von ihnen und grade das Geheimnißvolle ihrer Existenz mag die ungemeine Furcht vor ihnen im Volke hervorrufen, obschon sie wohl eben nichts Anderes als eine der gewöhnlichen räuberischen Tuarek-Banden sind, welche die Wüste durchstreifen und die Karavane plündern. Wir müssen mit unseren Leuten reden und ihnen die abergläubische Furcht zu benehmen suchen; denn selbst wenn wir bis in das Gebiet dieses unbekanntes Stammes getrieben werden sollten, was ich nicht hoffe, droht uns wahrscheinlich von ihnen weniger Gefahr, als wir von den Fanghunden des Negus oder jenes Feindes zu fürchten haben, der noch niemals von der Spur seines gewählten Opfers gewichen ist.«

Der Viscount blickte ihn fragend an – aber der Doktor ging, ohne darauf zu achten, rasch zu der Gruppe der gemietheten Führer und Begleiter.

»Was soll das heißen, Männer,« sagte er – »warum verweigert Ihr den Dienst, zu dem Ihr gemiethet und für den Ihr in Voraus Lohn empfangen habt?«

Es waren ihrer noch Sechs, die meisten koptische Christen, nur zwei oder drei Muhamedaner. Der Aelteste von Jenen machte sich zum Stimmführer.

»Bei der heiligen Mariam,« sagte er – »Dein Bart, o Hakim, ist grau genug, daß Du wissen müßtest, ein Ding ist ein Ding, und ein anderes ist ein anderes. Wir sind von Dir für den englischen Aga gemiethet, ihn auf der Karavanestraße nach Chartum zu begleiten, aber dieser Weg ist nicht der unsere. Laßt uns umkehren und den Uebergang über den Mareb suchen, und Du sollst keine eifrigeren Diener sehen, als uns.«

»Du bist im Irrthum, Freund,« behauptete der Arzt. »Eure Dienste sind nicht für eine bestimmte Straße gemiethet, sondern überhaupt, um uns auf dem Weg nach dem Nil zu begleiten. Der Herr hat das Recht, seinen Weg zu bestimmen, und der Diener muß ihm folgen.«

»Nicht, wenn er in das Land dieser von Gott verfluchten Haschischis führt. Ich bin ein Mann, der heilige Joseph weiß es, und bis an die Ufer des Bahr el Asrek<sup>1</sup> gekommen, aber ich mag meinen Kopf nicht zwischen die Zähne dieses Henkers stecken, der schlimmer ist als Eblis und Satan zusammen.«

»Seid Ihr Memmen? Pfui, schämt Euch, vor einem Gespenst Eurer schreckhaften Einbildung zu Wortbrüchigen zu werden! Der Inglese-Aga ist bereit, jedem von Euch, der nicht

---

<sup>1</sup>Der blaue Nil.

dem Beispiel jener feigen Verräther folgen wird, die uns heimlich verlassen haben, zehn The-  
resienthaler zu dem bedungenen Lohne zuzulegen, wenn wir den Nil erreicht haben.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Und wenn Du mir hundert versprichst – es wäre eine Sünde  
gegen die heilige Mariam, sich in das Gebiet dieses Teufelsohns zu wagen, ohne einen Paß  
mit seinen Siegel, der uns Freiheit und Leben sichert. Wenn Du uns keinen solchen Talisman  
aufweisen kannst, nützt uns alles Gold des Inglese Nichts.«

»Aber Mann – wo sollen wir hier in der Wüste einen solchen Paß oder Talisman herbekom-  
men?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Der Hakim ist ein Gelehrter, er weiß mehr als ein armer  
Kameeltreiber. Er möge einen Boten schicken zu dem Scheith-el-Djebal in seine Teufelsfeste  
Gengarab, die keinen Boden unter den Füßen hat und in der Luft schwebt, wie die Anhänger  
Mahomed's von dem Sarg ihres falschen Propheten behaupten. Wir wollen an dieser Stelle  
warten, bis der Bote eine Antwort bringt oder überhaupt nicht wiederkehrt, denn das ist das  
Schicksal Aller, die vor seinem verhüllten Angesicht, das noch kein Sterblicher gesehen hat,  
keine Gnade finden. Du hast gesehen, daß wir keine Betrüger sind, sonst hätten wir Euch wie  
unsere Kameraden heimlich verlassen können. Aber wir wollen unsere Augen offen halten  
und unsere Köpfe auf unseren Nacken.«

»Ist dieser schurkische Verrath, der sich unter der Maske eines, wie Ihr wohl wißt, unaus-  
führbaren Rathes verbirgt, Euer Aller Meinung, oder giebt es noch Männer unter Euch, die  
Muth und Ehre genug haben, ihr Wort zu halten?«

»Die Heiligen sollen uns behüten! Wir gehen nicht weiter!« schrieen die Männer.

Der Arzt hatte bei allem Unwillen, der ihn erfüllte, bemerkt, daß einer der Männer nicht in  
den allgemeinen Ruf eingestimmt hatte. Es war der Jüngere der beiden Muselmänner.

»Und Du?« – er legte den Finger auf die Brust des jungen Arabers.

»Ich denke, ich fürchte weder den Eblis noch seine Gesellen,« sagte der Jüngling. »Wenn  
der Inglese-Aga den Lohn verdoppeln will, bin ich bereit den Scheikh-al-Djebal an seinem  
Barte zu zausen!«

»Du bist ein Tapferer! Dein Name Freund?«

»Er ist noch wenig bekannt! – Man nennt mich *Aba-Kaissi!* – Aber ich hoffe, daß er für  
einen Gouverneur oder einen Pascha des Bluttrinkers in Stambul nicht zu schlecht sein soll,  
wenn man mir in den nächsten zehn Jahren nicht den Kopf zwischen die Beine legt!«

Der Arzt reichte dem kecken Abenteurer, der in der That zehn bis zwölf Jahre später ei-  
ner der gefürchtetsten Rebellenführer Abessiniens wurde, die Hand. »Du gehst mit uns! –  
Mylord – ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie am Besten thun werden, diese fei-  
gen Bursche auf der Stelle zu entlassen und nach Arkiko zurück zu senden. Ueber Kurz oder  
Lang würden sie uns doch im Stich lassen und wir thun also besser, ihnen zuvorzukommen.  
Unser Entschluß muß rasch sein, denn jede Minute längern Verweilens und unnützer Wort-  
verschwendung an diese Memmen vermehrt die Gefahr, die uns bedroht!«

Nach kurzer Verständigung erklärte sich der Viscount mit der entschlossenen Meinung des  
Arztes einverstanden. Die fünf Widerspenstigen wurden, nachdem ihnen die geliehenen Waf-  
fen abgenommen waren, entlassen, mit dem ernstesten Bedeuten, sich ohne umzuschauen sofort  
zu entfernen, wenn sie nicht eine Büchsenkugel hinter sich drein haben wollten, und nach  
einigem Murren und Schelten und den durch die Energie des Arztes vereitelten Versuch, von  
dem Lord noch einiges Geld zu erpressen, zogen sie in der That ab.

Die Gesellschaft war jetzt auf acht Männer und die beiden Frauen beschränkt, wobei von den Ersteren freilich auf einen, den gelehrten Herren, wenig zu rechnen war. Da aber die Thiere bereits mit Hilfe der Fortgeschickten beladen waren, erlitt der Aufbruch keine Verzögerung mehr. Adlerblick und der Beduine, Beide wohlberitten und die geeignetsten zu diesem Geschäft, setzten sich an die Spitze, der Lord und Doktor Walding, gleichfalls zu Pferde, begleiteten die Frauen und den Professor auf ihren Dromedaren, und Ralph mit Kumur und dem jungen Abessinier folgten und trieben die übrigen Thiere vor sich her. Es zeigte sich jetzt, daß Aba-Kaissi bereits mehrmals in diesem Gebirge gewesen war, wie sich vermuthen ließ, grade nicht in sehr ehrlicher Gesellschaft, sondern als Mitglied einer der umherschweifenden Räuberbanden, und auch Achmed war wenigstens im Allgemeinen mit der Richtung bekannt, die sie zu nehmen hatten. Doktor Walding hatte übrigens jenen Umstand kaum erfahren, als er sein Pferd an die Seite des jungen Aba lenkte und mit ihm ein ausführliches Gespräch begann, in Folge dessen der Zug sich immer mehr nach dem Kamm des Gebirges wandte und durch die wildesten, oft kaum gangbaren Schluchten seinen Weg nahm.

Es war um die Mittagsstunde, als man ein langgestrecktes Plateau erreichte, dessen östliche Seite von einer hohen schroffen Bergwand begränzt war, während der westliche Rand in verschiedenen Schluchten und Thälern zur Wüste abfiel und einen weiten Ueberblick über diese bot.

Der Beduine hielt an einer Stelle und deutete mit seiner Lanze hinüber nach der Einöde und einem Punkte, der wie feuriges rothes Gold stammte.

»El-Haib!« sagte er zu dem Arzt.

»Wie – die Nadel der Wüste – der Ort, den uns der Scheikh bestimmt hat, wo wir ihn erwarten sollen?«

Achmed schüttelte den Kopf zum Zeichen der Bejahung, Doktor Walding nahm das kleine Fernglas, das er besaß, vor das Auge und richtete es nach dem Punkt. Es war ein hoher schmaler Felsen, den die Strahlen der Sonne voll beleuchteten, und seine Oberfläche schien von einem glatten spiegelnden Gestein, denn sie glänzte wie geschlagenes Kupfer. Der Arzt erinnerte sich an eine der gelehrten Bemerkungen des kleinen Professors am vergangenen Abend und machte ihn auf das seltsame Aussehen des Felsens aufmerksam. Professor Peterlein schob eiligst den ziemlich langen Tubus auseinander, der wie eine Waffe an seiner Seite hing, und richtete ihn dorthin.

»*Me herkule* – was sehen meine Augen! Ein glücklicher Zufall hat uns offenbar hierher geführt, und ich möchte – wenn solch ein eitler Zeitvertreib für einen Mann der Wissenschaft sich schickte – meine Ausgabe des Herodot gegen eine Handvoll Tabak wetten, daß dieser Fels oder Obelisk aus dem rothen Porphyrt des Dochân ist, und Inschriften der marethonischen Dynastien trägt, die mich höchst wahrscheinlich in Stand setzen werden, der Welt den Irrthum Bökh's zu beweisen, der Menus in die erste Zeit der Sophisperiode zu setzen versucht und die Geschichte somit um nicht weniger als fünftausendsiebenhundert und zwei Jahre läugnet. Lassen Sie uns sogleich meine Freunde hinunter eilen . . . «

»Und den abessinischen Banditen, die uns verfolgen, in die Hände laufen,« bemerkte lächelnd der Arzt, »die weder vor der Königsliste des Eratosthenes noch vor sonst einer Autorität als der ihrer Säbel und Flinten Respekt haben und allen Forschungen meines werthen Lehrers und Freundes ein Ende machen dürften. Vorwärts, vorwärts Herr Professor und verschieben wir die Prüfung jenes glänzenden Steins bis zu gelegener Zeit. Wie mir dieser junge

Schelm versichert, ist ein Ort ganz in der Nähe, der sich trefflich zu einen Lagerplatz und zur Vertheidigung selbst gegen eine Ueberzahl eignet und wo wir doch jene Stelle im Auge behalten mögen, an welcher der Scheikh uns mit seinen Reitern treffen wollte und von wo wir ihn zu unseren Beistand herbeirufen können.«

Trotz der Jahreszeit brannten die Strahlen der Mittagssonne doch noch immer heiß genug, um Allen eine Rast nach dem angestregten und beschwerlichen Marsch willkommen zu machen. Der junge Abessinier forderte die Mitglieder der ganzen Reisegesellschaft auf, jetzt von ihren Thieren zu steigen, nachdem sie noch eine kurze Strecke gegen die mächtige Bergwand zu ihrer Rechten geritten waren, und führte sie um einen vorspringenden Felsen eine treppenartige Rampe empor. Der Fels drängte sich hier ziemlich nahe an die Felswand, so daß kaum genügender Raum war, die Thiere hindurch zu führen, nachdem diese enge Passage aber überwunden war, öffnete sich eine halbrunde Schlucht, welche für die Dromedare und Pferde in den Mimosen und dem Gesträuch der wilden Feigen genügende Nahrung bot, während gegenüber dem Eingang in etwa doppelter Mannshöhe mit terrassenartigem Vorsprung in der Bergwand eine Höhle oder Spalte sich öffnete, die sowohl zu einem Lagerplatz für die Menschen, wie zur Vertheidigung und Beherrschung des abgelegenen Ortes trefflich sich eignete und von der leicht auch der Gipfel des abschließenden Felsens und die Aussicht auf das Plateau und die Wüste zu erreichen war.

Die Erfahrung der beiden Trapper aus ihren Jagdzügen an den Ufern des Colorado, erkannte auf den ersten Blick die Vortheile dieses Verstecks, die sich selbst den weniger kundigen Augen des Lords und des deutschen Arztes kund machten, und man beschloß sofort, hier Posto zu fassen und die Ankunft des Scheikh und seiner Beduinen zu erwarten, die durch Achmed leicht herbei geholt werden konnten, da die Ausläufer des Hochplateaus nach der Wüste zum Theil ziemlich sanft sich niedersenkten. Die Thiere wurden daher sämtlich in die untere Schlucht getrieben und von Kumur und dem Araber abgeladen, während die Anderen die werthvollsten Theile des Gepäcks in die Höhle brachten, namentlich sämtliche Waffen und Munition. Die eben erst vorübergegangene Regenzeit hatte in einer muldenartigen Vertiefung der Felsen Wasser genug zurück gelassen, um für das Bedürfniß der Menschen und Thiere auf mehr als einen Tag auszureichen und man überzeugte sich leicht, daß man während des Abends und der Nacht auch auf dem Boden der Schlucht ein Feuer werde unterhalten können, ohne daß durch die günstige Lage der Umgebung der Schein desselben sie verrathen würde.

Man beschloß, daß auf dem einen breiten flachen Raum bietenden Gipfel der vorderen Felswand einer der Männer abwechselnd Wache halten sollte, da man von hier sowohl das Plateau, als den Eingang der Schlucht und deren Inneres genügend übersehen konnte.

Mit all' diesen Vorbereitungen war übrigens die Sonne hinter dem Horizont der Wüste niedergesunken und dies ist der Augenblick, mit dem wir unsere Erzählung wieder aufgenommen haben.

---

Die kleine Gesellschaft saß um das Feuer im Grunde der Schlucht gelagert, wie am Abend vorher. Kumur hielt auf dem Felsen die Wache. Bei aller sorgfältigen Spähe zur Zeit des Sonnenunterganges war auf der weiten Fläche der Wüste und an den Abhängen des Gebirges

kein lebendes Wesen, als ein oder zwei Heerden weidender Gazellen und zwei arabische Reiter bemerkt worden, die von dem mehrbesprochenen Felsen her, der »Leuchte der Wüste,« nach dem Gebirge zogen, und sich bald in dessen Vorläufern verloren, eine zu wenig auffallende und unbedeutende Erscheinung, als daß sie hätte Aufmerksamkeit und Befürchtung erregen können.

Während des Gesprächs war der Mond über die östliche Felswand empor gestiegen, und sein weißes intensives Licht lag hell auf dem breiten Plateau und legte über die abfallenden Schluchten und die unermeßliche Ebene der Wüste einen leichten duftigen Schleier.

Das Gespräch der Europäer drehte sich, wie sehr natürlich war, um die geheimnißvolle Person des seltsamen Herrschers, auf dessen Gebiet man sich allem Anschein nach jetzt befand. Während der Professor sich in weitläufigen Auseinandersetzungen und Citaten aus Hammer's »Geschichte der Assassinen« erging, und daraus nachweisen wollte, daß die letzten Reste dieses furchtbaren Stammes bereits im 13. und 14. Jahrhundert vernichtet worden seien, und die Ismaëlitzen oder Hosseini's, welche in der Landschaft Kum in Persien wohnen, ebenso wie die in der Gegend von Massiat in Syrien nicht von der von dem furchtbaren Hassan-ben-Sabbah-el-Homairi gestifteten Sekte stammten, begnügte sich Doktor Walding die Gerüchte mitzutheilen, die unter den Kopten und Arabern über den Gegenstand circulirten, und die es außer Zweifel setzten, daß in den nubischen Gebirgen wenigstens ein Stamm von Wüstenräubern fortbestand, welche man allgemein als die Abkömmlinge der früheren Assassinen bezeichnet, ja die sich selbst so nannten. Man wußte nur, daß sie eine verborgene Felsenveste, Gengarab genannt, inne hatten, von wo ihre Raubzüge in die Wüste stattfanden. Doch sollte noch niemals der Fuß eines Uneingeweihten die Burg betreten haben und selbst die Augen verwegener Neugieriger, welche sich in der Nähe gewagt, das geheimnißvolle und gefürchtete Asyl aus der Ferne zu schauen, – hatte die Klinge des Dolches oder Säbels geschlossen – niemals eine Kugel, denn es war allgemein bekannt, daß die Assassinen sich zu ihren blutigen und geheimnißvollen Thaten, zum Angriff und zur Vertheidigung niemals des Schießgewehrs, sondern nur des Stahls und des Giftes bedienten. – Dagegen wollte man wissen, daß ihre Sekte viele Anhänger in allen Ländern des Nils und an beiden Ufern des rothen Meeres zähle, die in den verschiedensten Lebensstellungen durch ein geheimnißvolles Band untereinander und mit dem obersten Imam verbunden wären, und wenn, was so häufig in diesen Ländern vorkommt, irgend eine unaufgeklärte von eigenthümlichen Umständen begleitete Mordthat vorfiel – schob das Volk sie gern jener gefürchteten Sekte zu.

Unter diesen grade nicht sehr zur Beruhigung der europäischen Mitglieder der Gesellschaft beitragenden Erzählungen hatte man wenig darauf geachtet, daß schon seit einiger Zeit die lagernden Thiere eine gewisse Unruhe gezeigt hatten, die sich von Minute zu Minute steigerte und jetzt einen so hohen Grad erreichte, daß der Lord dem alten Trapper befahl, nachzusehen, ob noch die Pferde und Maulthiere gut angepflockt seien.

Professor Peterlein, dem die Erzählungen des Arztes einen gewaltigen Schauer verursacht hatten, erhob eben seine Stimme, um der jungen Fürstin, seiner Mündel und angeblichen Verlobten zu versichern, daß sie Nichts von diesen sogenannten Haschischins oder Bilsenkrautfressern zu befürchten habe, selbst wenn diese wirklich existiren sollten, was er zu Ehren der ägyptischen Polizei keineswegs annehmen könne, indem es nach allen Quellen, welche über ihre Geschichte im Mittelalter berichteten, festgestellt sei, daß diese blutdürstigen Assassinen

niemals bei all ihren Verbrechen Hand an ein Frauenleben gelegt hätten – als ein furchtbarer Ton die Stille des Abends unterbrach und ihm das Wort in der Kehle stecken machte.

Der Ton klang übrigens in der That so drohend und gewaltig, daß er auch stärkere Nerven hätte erschüttern können, als die des armen Naturforschers. Ein angstvolles Schnauben und Stöhnen der Dromedare und Pferde folgte dem furchtbaren Laut und alle – bis auf das Pferd des Arztes – versuchten mit Gewalt sich loszureißen, und drängten wie zur Flucht nach dem Hintergrund der Schlucht. Der Pair und seine Begleiter waren aufgesprungen und hatten die Büchsen ergriffen, die im Bereich ihrer Hand lagen und Adlerblick, der Jäger, wollte eben mit der seinen schußfertig nach dem Eingang der Schlucht eilen, als von dort her derselbe Ton noch näher und gewaltiger noch einmal sich wiederholte und den allgemeinen Schrecken noch steigerte.

»Das sind Raubthiere!« rief der Lord – »haltet fest zusammen! bringen Sie die Frauen in Sicherheit, Doktor! hinauf in die Höhle mit ihnen, indeß wir die Bestien uns vom Halse halten! – Nehmt einen Feuerbrand, Smith – das wird sie verscheuchen!«

Der Professor war von dem Stein, auf dem er am Feuer gesessen, herab gegliitten und streckte wie abwehrend seine Hände aus, indem er mit weit geöffnetem Mund und hervorquellenden Augen nach dem Eingang der Schlucht stierte.

»Ein Leviathan! ein Leviathan!«

Aus dem gebrochenen Licht, das der Schein des Feuers dorthin warf, leuchteten drohend zwei grünliche Sterne, ein großer von schwarzen Mähnen umwogter Kopf beugte sich hin und her, weiße Zähne funkelten aus dem gewaltigen weit aufgesperrten, heißen Brodem ausströmenden Rachen, aus dem lang die Zunge hing, während über dem furchtbaren Bilde ein Schweif wie der Kopf und Leib einer Schlange züngelte.

»Nieder mit Euch, Sir,« schrie Adlerblick dem Gelehrten zu – »Euer Kopf steht grade zwischen dem Korn meiner Büchse und der Bestie dort.« Der rasch entschlossene Jäger lag auf einem Knie – das sichere Gewehr im Anschlag.

»Halt! – schießt nicht! – es ist Abraham!« Der deutsche Arzt war es, der die Warnung rief. »Es bedeutet Unheil genug, daß das Thier hier ist – es bedarf nicht noch, daß Euer Schuß die Meute seines Herrn hierher lockt. – Hierher Abraham, mein königliches Thier!«

Es war in der That der Löwe des Negus, dem der deutsche Arzt furchtlos entgegen ging. Es schien jedoch etwas Eigenthümliches mit dem Thier vorgegangen, denn sein jetzt zum dritten Mal wiederholtes Brüllen klang schwer und schmerzlich, und als es auf den Ruf des Arztes langsam vorschritt, war sein Gang schwankend und unsicher. Jetzt erst, als der Löwe sich dem Feuer näherte und wie ein Hund zu den Füßen des Arztes sich niederkauerte, bemerkte man, daß ein abgebrochener Speer in der Flanke des königlichen Thiers steckte und eine starke Blutspur aus der Wunde hinter ihm drein zog.

Diese Verletzung mußte noch ganz frisch sein, denn es zeigte sich kein geronnenes Blut um ihre Ränder. Doch fiel es dem Arzt auf, daß der Löwe, den er als ein überaus kräftiges Thier kannte, von dieser einzigen Wunde schon so matt und kraftlos geworden sein sollte – und ein weiterer Blick überzeugte ihn, daß hier noch eine andere Ursache mitgewirkt und dem Jäger den Kampf und Sieg leicht gemacht haben mußte.

Die Zunge des Thiers hing, wie wir bereits erwähnt haben, lang hervor aus dem kräftigen Gebiß, das sich über ihr nicht zu schließen vermochte, denn sie war derart geschwollen, schwarz und mit Eiterbeulen bedeckt, daß jede Bewegung dem Thier die empfindlichsten

Schmerzen bereiten mußte. Dennoch versuchte es, die Füße des Arztes zu lecken, während seine Augen mit einem fast stehenden Ausdruck auf seinen Freund gerichtet waren.

»Abraham – mein dankbares Thier!« sagte der Arzt, die Hand furchtlos auf den Kopf des kranken Löwen legend, – »was kann mit Dir geschehen sein? – Fürchtet Nichts Freunde – dieses Thier ist nicht mehr im Stande, Jemand zu verletzen – ich glaube vielmehr, ja ich bin überzeugt, daß es in seinen Schmerzen meiner Spur gefolgt ist und mich aufgesucht hat, um von meiner Hand sich Linderung zu holen. Das Thier muß Etwas gefressen oder getrunken haben – ich fürchte nach jener Scene im Zelt seines Herrn, daß man ihm absichtlich dies gereicht hat, was ein böses Gift enthielt, denn dafür spricht der entzündete Zustand seiner Zunge und seines Rachens. Es ist nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf weite Strecken mich aufgesucht hat, nachdem es mir einmal gelungen, ihm die Tatze zu heilen, welche ein Schlag der Axt seines jähzornigen Herrn verstümmelt hatte! – Beruhigen Sie unsere Freunde und die Diener, Mylord – ich bürge dafür, daß der Löwe unschädlich ist!«

»Aber der Speer in seiner Seite?« frug der Engländer, der mit Erstaunen und einem gewissen Interesse die seltsame Scene beobachtet hatte.

»Er muß in dem Suchen nach unserer Spur auf Jäger getroffen sein, die ihn gejagt und verwundet haben. Es muß eine kühne Hand gewesen sein, die dies gewagt hat und es war ihr Glück, daß das edle Thier schon durch die Krankheit seiner besten Kräfte beraubt war, sonst würde der Schleuderer des Speers schwerlich mit dem Leben davon gekommen sein, wenn dies überhaupt der Fall ist. – Hört Freund Ralph, ich weiß, daß ein Mann wie Ihr sich nicht fürchtet, und daß Ihr gewiß Mitleid mit dem edlen Thier habt! – Reicht mir eine Mulde voll Wasser her, – daß ich seine Schmerzen lindere – ich fürchte, das ist ohnehin Alles, was ich thun kann.«

Ehe noch der Bärenjäger das Verlangen des Arztes erfüllen konnte, war die Fürstin bereits zu der Cisterne geeilt und hatte eine große hölzerne Schaale mit Wasser gefüllt, das sie trotz der Gegenvorstellungen des Viscount selbst herbeitrug und vor dem Löwen nieder stellte.

»Abraham und ich kennen uns gleichfalls bereits!« sagte sie munter. »Es sollte mir leid thun, wenn das prächtige Thier sterben müßte!«

»Ich fürchte, Mylady,« erwiderte der Arzt, – »der Mann, den Ihre Hand so muthig damals vor dem Schicksal bewahrte, daß dieses Thier sein Blut trank, – ist nicht ohne Schuld an dem Zustand desselben. Aber wir wollen ihn nicht verdammen, denn es ist derselbe, dem wir vielleicht unsere Rettung – wenigstens jene Warnung vor der Gefahr verdanken! Darf ich Sie bitten, Mylord, Kumur von seinem Posten ablösen zu lassen, – ich kann seine Hand hier brauchen.«

Der Beduine Achmed übernahm es, an die Stelle des schwarzen Slaven zu treten, der alsbald zu seinem Herrn herunterstieg und auf seinen Befehl aus dem Gepäck einen kleinen Kasten mit Medikamenten suchte und herbeibrachte. Der Arzt entnahm ihm eine kleine Holzbüchse, aus der er ein linderndes Mittel in das Wasser schüttete, das alsbald sich wie Milch färbte. Mit einem Schwämmchen kühlte der mitleidige Mann die geschwollene Zunge und die Lefzen des sterbenden Löwen, der die Gutthat mit einem winselnden Knurren erwiderte. Auch das Eisen des Wurfspeers versuchte der Arzt aus der Wunde zu ziehen, doch mußte die Spitze fest in einem Knochen haften, denn der mächtige Leib des Thieres zuckte

zusammen und es schlug mit den Pranken, daß nur ein rasches Zurückspringen den schwarzen Diener vor einer schweren Verletzung rettete. Man mußte sich begnügen, dem Löwen die Schaale vorzuhalten, aus der er langsam das kühlende Getränk einsog.

Selbst der kleine Professor hatte jetzt Muth bekommen und sich auf eine freilich noch immer respektable Entfernung dem kranken Thier genähert.

»Es haben sich verschiedene Zweifel gegen jene Geschichte des Slaven Androkles erhoben,« sagte er – den Bärenjäger anstoßend, hinter dessen mächtiger Gestalt er sich wohlweislich verbarg, – »eine Geschichte, von der Ihr wohl in Eurer Jugend gehört haben werdet, da man selbe leichtfertiger Weise die Knaben in den lateinischen Schulen unter den Exercitien übersetzen läßt; – aber ich überzeuge mich hier, vielleicht in derselben Wüste und an derselben Stelle von der Möglichkeit und Wahrheit eines solchen dankbaren Instinktes der Thiere höherer Gattung, wozu unzweifelhaft die verschiedenen Arten des Katzengeschlechts zu rechnen sind. Ich werde nicht ermangeln, bei meiner Rückkehr nach Berlin durch einen Aufsatz in der Spener'schen Zeitung oder der Zeitschrift des Thierschutz-Vereins jene Erzählung, die man bisher in das Reich der naturhistorischen Fabeln eines Raff und ähnlicher Schriftsteller zu verweisen pflegte, zu Ehren zu bringen!«

»Ich weiß Nichts von Euren lateinischen Schulen, Mann, und bin mein Lebtag in keiner gewesen,« erwiderte der Trapper, »aber wer wie ich und mein Kamerad Adler – wollt ich sagen Brown, sein halbes Leben in der Prairie und unter den Thieren des Waldes zugebracht hat, gefährlichen und ungefährlichen, der weiß, daß der Herr auch den unvernünftigen Geschöpfen Gaben zugetheilt hat, die den Verstand und das Herz gar manches Menschen beschämen könnten. Selbst der Bison hat den Verstand, sein Junges zu vertheidigen, und läßt sich eher tödten, als daß er das von der Kugel des Jägers verwundete im Stich lassen würde.«

»Verstand, verehrtester Venator,« disputirte alsbald der Professor – »das ist wohl nicht der geeignete Ausdruck. Ihr wollt sagen Instinkt – und ein solcher in gewissen Gränzen läßt sich allerdings auch den Thieren nicht abstreiten. Indeß . . . «

Der Lord unterbrach ohne Weiteres den Disput. »Sie fürchteten vorhin, Doktor, daß der Löwe unseren Verfolgern dies Versteck verrathen könnte, was meinten Sie damit?«

»Es gab im Lager des Negus nur drei Personen, denen das Thier unbedingt gehorchte: seinem Herrn, mir und dann dem Dedschas<sup>1</sup> des Negus, El Maresch, demselben, der als sein Abgesandter auf das französische Schiff kam und der aus irgend einer Ursache Ihr Feind ist und jenen spionirenden Kopten uns auf den Hals schickte. Der Löwe Abraham diene seinem Herrn auf der Jagd und findet eine Spur trotz dem besten Spürhund. Es wäre möglich, daß der Negus selbst in der Nähe lagert. Seine Launen und plötzlichen Entschlüsse sind unberechenbar.«

»Sie sind zu argwöhnisch, Doktor – ich kann überhaupt noch immer nicht glauben, daß wir wirklich verfolgt werden sollten, denn ich sehe die Ursache dazu nicht ein; es müßte denn sein, daß Sie noch andere Gründe zu Ihrem Argwohn haben, als Sie uns bisher wissen ließen.«

»Mylord,« sagte der Arzt sehr ernst – »Sie sind ein Mann, der auf seinen weiten Reisen wohl viele Dinge und Menschen gesehn, und dennoch glaube ich nicht, daß Sie die teuflische Hinterlist und Grausamkeit genügend kennen, die in dem orientalischen Charakter verborgen liegt. Der Löwe der Wüste, der Tiger der Dschungeln ist barmherzig gegen den gelben Mann.

---

<sup>1</sup>Ein General im abessynischen Heer.

Ich dünkte, Ihre Landsleute in Indien wüßten davon zu erzählen! – Ich habe im Orient gelebt und Dinge gesehen, die mein Haar weiß gemacht haben, obschon ich wohl nicht zehn Jahre älter bin, als Sie!«

»Sie müssen mir mehr von Ihrem Lebenslauf erzählen, Doktor, als das Wenige, was ich von unserem Freunde und Lehrer flüchtig erfahren habe. Doch sehen Sie – der Löwe richtet sich auf, trotz seiner Schmerzen.«

In der That hatte sich das sterbende Thier auf die Vorderpranken erhoben – der geschwollene Rachen richtete sich gegen den Eingang der Schlucht, und ein heiserer Ton entquoll seiner Kehle.

»Es geschieht, was ich gefürchtet,« sagte der Arzt und griff nach seiner Büchse. – »Mylord, es gilt unser Leben zu vertheidigen und diese Frauen. – Der Feind ist in der Nähe.«

»Vergessen Sie nicht, Doktor, daß unsere Schildwache das ganze Plateau übersehen kann. Sie würde uns warnen. Woraus schließen Sie darauf?«

Obschon er die Besorgniß des Arztes nicht theilte, hatte der Engländer doch gleichfalls nach seinen Waffen gelangt und sich erhoben – alle Anderen folgten seinem Beispiel.

»Ich habe in meinem Leben gelernt, auf die Zeichen der Natur zu achten – und in dem Instinkt der Thiere liegt ein untrügliches. Dennoch befremdet mich das Verhalten Abrahams – er kennt die Krieger des Negus.«

»Still! – der Beduine dort oben giebt uns ein Zeichen.«

»Was ist's, was siehst Du?« frug der Arzt leise hinauf.

Der Araber war bis an den Rand des Felsens gekrochen und beugte den Kopf hinab. »Zwei Reiter!« sagte er leise.

»Nur zwei? – Sie sind vielleicht die Späher der Schaar?«

»Allah kerim! – Es sind die beiden Reiter, die am Mittag durch die Wüste zogen von dem Stein her.«

Das Auge des Beduinen hatte, obschon es die Reiter nur wie kleine bewegliche Punkte auf der öden Fläche erblickt haben konnte, sie dennoch wiedererkannt; – der Arzt wußte, daß die Sinne dieser Halbwilden von einer oft fabelhaften Schärfe sind, und deshalb setzte er den Hahn seiner Büchse wieder in Ruhe.

Es herrschte ein tiefes Schweigen in der Gesellschaft – nur von dem Schnauben der Thiere und dem Stöhnen des Löwen unterbrochen.

Wieder flüsterte der Beduine von der Höhe des Felsens: »Bei dem Propheten, Aga, mögen die Schweine die Gräber ihrer Mütter schänden – habt Acht auf Euer Eigenthum, – diese Spitzbuben müssen das Gebirge kennen besser wie ihre Taschen, denn sie kommen grade hierher!«

Dann hörte man in geringer Entfernung das helle Wiehern eines Pferdes, dem der Berberhengst des Arztes antwortete, und einen kurzen Ausruf des Erstaunens, wahrscheinlich bei dem Bemerkten des Lichtscheins und erwiedernden Wieherns, das die Anwesenheit von Menschen und Thieren bekundete.

Eine volle tiefe Stimme sprach einige befehlende Worte in einer, allen Mitgliedern der Reisegesellschaft unverständlichen Sprache – nur den Professor erinnerte sie an die Verse des Mirza-Schaffi.

Nach einer kleinen Pause, während welcher sie wahrscheinlich die Sättel ihrer Rosse verlassen hatten, erschienen zwei Männer im Eingang der Schlucht.

Der Vorgehende war ein Mann von etwa vierzig Jahren, von einem bei den Orientalen ungewöhnlich großen und kräftigen Körperbau. Er trug ein ziemlich kurzes, blousenartiges Oberkleid und weite, bis an die Knöchel reichende Beinkleider von grüner Farbe und einen langen schwarzen Mantel oder Bournous. Statt des gewöhnlichen Turbans trug er einen kurzen runden, mit grüner Binde umwundenen Stahlhelm von persischer Form, von dessen Spitze zwei schwarze Federn sich erhoben.

Die Bewaffnung des Mannes bestand nur in einer kurzen stählernen Streitaxt und einem gekrümmten Dolch, der in seinem Gürtel hing, während der zurückgeworfene Mantel an seinem linken Vorderarm einen kleinen runden Schild von der undurchdringlichen Haut des Nilpferdes sehen ließ.

Obwohl schon die abenteuerliche Tracht vollkommen geeignet war, das Interesse für den Fremden zu erregen, that dies noch weit mehr der Schnitt und der Ausdruck seines Gesichts.

Dies war schmal und adlerartig geformt und von einem tiefschwarzen, bis auf den Brustknochen herabwallenden Barte umrahmt. Zwei dunkle Augen standen so nahe zu den Seiten der Nasenwurzel unter dichten schwarzen Brauen, daß ihr durchbohrender Blick sich förmlich zu kreuzen schien und dadurch etwas Wildes, Drohendes erhielt. Dennoch mußte man sich sagen, daß der Fremde ein schöner Mann und von imponirender Persönlichkeit war.

Ihm folgte ein Jüngling von etwa sechszehn bis achtzehn Jahren, ganz in weiße orientalische Gewänder gehüllt, unbewaffnet und nur in seiner Linken ein Bündel jener kurzen schlanken Wurfspeere von hartem Holz mit scharfer eiserner Spitze tragend, wie die Reisenden einen in der Seite des Löwen gefunden hatten. Er hatte auffallender Weise lange blonde Locken, die unter dem weißen Turban bis auf seine Schultern herabwallten, und sein Gesicht, fast der hellen Farbe der Europäer sich nähernd, war von ungemein sanftem und lieblichem Ausdruck.

»*Salamat!*«<sup>1</sup> sagte die tiefe Stimme des Mannes im schwarzen Mantel. »Seid Ihr Fremdlinge, daß Ihr in diesem Thale Obdach sucht, das allein dem Herrn des Gebirges gehört?«

Die Worte waren in den *Lingua franca* gesprochen und der Arzt übernahm die Antwort.

»*Marhaba!*«<sup>2</sup> Du redest die Wahrheit – wir sind Fremde – europäische Reisende, die von Arkiko kommen und durch die Wüste nach dem Nil ziehen wollen.«

»Dies ist nicht der Weg der Karavanen!«

»Wir wissen es wohl. Aber wir haben Ursach, eine Verfolgung durch Räuber zu fürchten und deshalb vorgezogen, ein Versteck in diesen Bergen zu suchen.«

»Habt Ihr das *Teskareh*<sup>3</sup> des Scheikh-al-Dschebal?«

»Wir beabsichtigten nicht, sein Gebiet zu berühren – aber wenn wir uns durch die Umstände gezwungen, darauf befinden, hoffen wir auf seinen Schutz und sind bereit, ihn zu erkaufen. – Vielleicht vermagst Du uns dazu zu helfen. *Marhaba!* – Tretet näher und nehmt Platz an unserem Feuer. – Fürchtet Euch nicht, denn dieses arme Thier ist durch eine schändliche Handlung dem Tode nahe!«

»Du sprichst harte Worte auf das Recht des Jägers, Franke,« sagte der Fremde, näher tretend. »Der Löwe von Dongola ist ein seltenes Wild in diesem Lande geworden, und wer eine starke Hand hat, soll ihn nicht entkommen lassen.«

---

<sup>1</sup>Seid begrüßt!

<sup>2</sup>Willkommen!

<sup>3</sup>Paß.

»So war es die Deine, Emir, die ihn verwundet hat?«

»Der Speer Hassans-ben-Simson fehlt niemals sein Ziel. Die Blutspur des Thieres führte mich hierher und ich komme, es zu tödten!«

Er hob langsam die Streitaxt und trat furchtlos auf den wunden Löwen zu, der ihn in halb erhobener Stellung mit glühenden Augen zu erwarten schien.

Der Arzt winkte abwehrend mit der Hand. »Spare die Schärfe Deiner Axt, Emir,« sagte er – »nicht Dein Speer hat Abraham, den Löwen des Negus Theodor, gefällt, sondern die verrätherische Hand, die ihm ein Gift gereicht hat, dem er in wenig Augenblicken unterliegen wird. Es dürfte gefährlich sein, seinen Todeskampf zu stören und ein tapferer Krieger, wie Du ohne Zweifel bist, sollte nicht einen billigen Sieg über einen kranken Feind suchen, auch wenn dieser ein Thier der Wüste ist.«

»Du redest Wahrheit!« Der Fremde ließ die Axt sinken.

In diesem Augenblick ereignete sich jedoch Etwas, was das großmüthige Dazwischentreten des Arztes für seinen grimmigen Freund leicht zu einem schlimmen Ausgang für den fremden Araber hätte führen können.

Der kranke Löwe schien keineswegs mit den großmüthigen Gesinnungen seines Beschützers einverstanden. Sei es, daß er in dem Fremden den Jäger erkannte, der ihn früher verwundet – sei es, daß irgend eine andere Witterung ihn zu einem letzten Ausbruch seiner natürlichen Wildheit, zu einer letzten Concentrirung seiner Kräfte trieb – er schnellte plötzlich in mörderischem Sprung in die Höhe und warf sich mit einer solchen Kraft auf den Fremden, daß dieser kaum Zeit hatte, den Schild schützend vor seine Brust zu halten, ehe er unter dem Anprall zu Boden stürzte.

Der Löwe stand über dem gefällten Manne und blickte mit grimmigem Blick auf sein Opfer, wahrscheinlich verhinderte nur der Zustand seines Rachens, daß er es nicht sofort zerfleischte.

»Abraham! – Zurück! Hierher!«

Ehe der erschrockene Arzt herbeieilen und auf jede Gefahr hin die Bestie von ihrem Opfer trennen konnte, war dies geschehen.

Ein Schuß krachte, der Löwe taumelte von der Brust des Niedergeworfenen und schlug im Todeskampf den Boden, während Ralph, der Bärenjäger, den gestürzten Mann aus dem Bereich seiner umherschlagenden Tatzen zerrte.

Aber nicht der Bärenjäger war es, dessen Entschlossenheit und sicheres Blei den Fremden gerettet hatte.

Neben dem verendenden Löwen stand Wéra Wolchonski, die noch rauchende Büchse in der Hand, die sie im Augenblick der höchsten Gefahr mit einem Griff der Hand des Lords entrissen und, die Mündung an den Kopf des Löwen setzend, abgedrückt hatte.

Jetzt stand sie mit hochwogender Brust – ein leichtes fast spöttisches Lächeln zuckte um ihre schwellenden Lippen, als ihr Auge über den Kreis der Männer lief, meist in zahlreichen Gefahren geprüft und gestählt, und die sie dennoch in rascher Entschlossenheit beschämt hatte. Vor ihr lag der fremde Jüngling auf den Knien und küßte mit demüthiger Geberde ihr Gewand, indem er mit Bewunderung zu ihr aufblickte.

»Steh' auf, Knabe,« sagte die Fürstin – »was hab' ich denn gethan, daß Ihr mich Alle so verwundert anblickt? Es thut mir leid um das Thier, Doktor, aber es war ohnehin verloren, wie Sie sagen, und wir durften doch ein Menschenleben nicht in Gefahr lassen?«

»Sie haben uns beschämt, Fürstin. Nicht dieser Mann allein, wir Alle sind Ihnen Dank schuldig für die rasche That,« sprach der Viscount, indem er ihr die Büchse aus der Hand nahm. »Ich hoffe, Dein Vater ist nicht verletzt Knabe – es ist jedenfalls nicht unsere Schuld. Der Mann ist doch Dein Vater?«

Der Jüngling sah ihm aufmerksam in's Gesicht – er verstand offenbar kein Englisch, aber er suchte aus der Miene des Sprechers den Inhalt der Worte zu errathen. Indem er sich erhob und die Hände über der Brust kreuzte, schüttelte er sanft den Kopf.

»Jesus ist eine Waise,« sagte er in der Lingua franca. »Er hat keinen Gebieter auf Erden, als den Herrn der Berge! Sage mir Effendi, ob der Mann dort ein Hakim ist?«

Er zeigte nach dem Arzt, der neben dem Fremden im schwarzen Mantel kniete und dem von dem harten Fall Betäubten Beistand leistete, indem er seine Schläfe mit Salmiakgeist rieb und das Gewand über der Brust zu öffnen sich müßte – aber der Fremde schien grade davon zu erwachen, denn er stieß die Hand zurück, die sich mit Blut gefärbt zeigte, warf einen wilden Blick um sich her und richtete sich empor.

»Wer hat den Löwen getödtet?«

Der Jüngling stand bereits an seiner Seite und beugte ehrerbietig das Haupt, indem er in jener fremden Sprache, deren sie sich schon früher bedient hatten, einige Worte sagte und dabei auf die Fürstin wies.

Der Krieger warf einen Blick voll Erstaunen auf Wéra. Bisher war sein Auge mit jener Decenz, die den Muselmännern eigen ist, nur auf die Männer gerichtet gewesen. Der Eindruck, welchen die stolze und eigenthümliche Erscheinung der Fürstin auf ihn machte, war unverkennbar.

»Du mußt Myrina, die Königin der Brustlosen<sup>1</sup> sein, die am See Tritonis wohnten, von denen unser Volk aber seit mehr als tausend Jahren nicht mehr gehört hat. Es wird keine Schmach sein für Hassan-ben-Simson, daß die Hand einer Unsterblichen stärker war als die seine. Jeden Anderen hätte ich tödten müssen.«

»Werther Sohn des Gebirges,« unterbrach ihn die dünne Stimme des Professors, der neugierig sich näher gedrängt hatte, nachdem er überzeugt war, daß er von dem todten Löwen Nichts mehr zu fürchten habe, – »wenn Du im Stande wärest, mir einige wahrheitsgetreue Quellen über jene sagenhafte Königin der Amazonen nachzuweisen, welche die Gorgonen und Atlanten nach der Mythe besiegt und ihrer Zeit Aegypten und Arabien unterworfen haben sollen, so würdest Du einen bescheidenen Erforscher der Natur und Geschichte dieses Landes zu hohem Danke verpflichtet und ihn gewiß in den Stand setzen, so manche Irrthümer zu berichtigen, welche unzweifelhaft das im Jahre 1858 in Stuttgart erschienene Werk des Professor Nagel über die Geschichte jener merkwürdigen kriegerischen Frauen-Colonien enthält.«

Der Fremde warf dem eifrigen Forscher einen so grimmigen Blick zu, daß der arme Mann zwei Schritt zurückprallte und sich mit einer Bewegung der Kinnbacken begnügte, als wolle er Luft schnappen.

»Was will dies Geschöpf,« frug Jener streng. »Darf der Esel schreien, wenn Männer reden? Wenn Du nicht Myrina bist, die Königin der Heldenfrauen, niedergestiegen aus den sieben Himmeln, so verdienst Du doch, es zu sein. Auf das Wort Hassan's, Du und Deine Diener

---

<sup>1</sup>Die Amazonen, von der Gewohnheit, den Mädchen zum leichteren Bogenspannen die linke Brust auszuschneiden.

hier, Ihr seid willkommen im Lande der Homairi. Dein Fuß soll sicher wandeln durch die Wüste und dem Hauch Deines Odems sollen hundert Fedais gehorchen, so lange Du unter uns weilst!«

Die Fürstin verstand zwar nur wenig von der Bedeutung dieser Worte, sie begriff aber, daß sie eine Betheuerung der Gastfreundschaft und des Schutzes enthielten, und daß dies in der Lage, in welcher sie sich befanden, von Wichtigkeit sein dürfte. Sie hatte bereits zur Genüge das Sprachgemisch begriffen, dessen sich die Orientalen gegen Fremde bedienen und versuchte daher in demselben Idiom eine Antwort zu geben.

»Du legst einer That, die ohne Gefahr und nur eine Menschenpflicht war, zu viel Werth bei, Aga,« sagte sie. »Nur dadurch, daß der Schuß rasch geschah, hatte er Wirkung, und ich zweifle keinen Augenblick, daß nur die Ueberraschung und der schwere Fall Dich hinderten, selbst des wilden Thieres Herr zu werden.«

Der Fremde schüttelte den Kopf zum Zeichen der Bejahung. »Du sollst Dich überzeugen davon, ehe unsere Wege sich scheiden. Sagte dieser Mann, Dein Diener nicht, daß der Löwe dem Negus von Habesch gehöre? – Ich habe vernommen, daß der Prahler, der sich einen Negus Negassi nennt, einen gezähmten Löwen in seiner Begleitung habe.«

»Du hast recht gehört, Aga – wir sind aus dem Lager des Negus entflohen und fürchten, daß er seine Reiter zu unserer Verfolgung ausgesandt habe und dieses Thier sie begleitet hat. Man wird gerade dadurch auf unsere Spur kommen.«

Der Homairi, als welcher er sich selbst bezeichnet hatte, lächelte verächtlich. »Ich habe den Schein des Feuers zwischen den Bergen gesehen, als ich der Spur des Thieres folgte, das der Speerwurf dieses Knaben getroffen hatte. Seine Hand ist noch nicht stark genug, zu tödten. Aber fürchte Nichts – Du stehst unter meinem Schutz, Du und Deine Diener.«

Er wies auf den Arzt und den Lord.

Die Fürstin lächelte. »Du irrst Dich, edler Aga,« sagte sie – »diese Männer sind keineswegs meine Diener, sie sind vielmehr meine Beschützer und Freunde. Der Herr hier ist ein englischer Lord, ein Mann von Bedeutung, dessen Tod oder Beleidigung schlimme Folgen für Deine ganze Nation haben würde.«

»Ich wiederhole Dir, Aga,« fügte der Arzt bei, »daß wir friedliche Reisende sind, auf einem Jagdzug durch die Wüste nach den Ufern des Nil, um auf dem Strom nach Kahira zu gehen. Wir stehen unter dem Schutz des Khedive und ein Mann wie Du wird nicht an die Küste Deines Meeres gegangen sein, ohne die mächtigen Kriegsschiffe der Engländer gesehen zu haben.«

»Wiederum lächelte verächtlich der Homairi. »Was vermögen die hölzernen Mauern der Faringi auf den Wässern gegen die ewige Burg des Alten vom Berge!«

»Die Engländer sind Freunde und Bundesgenossen des Beherrschers von Aegypten, zu dessen Gebiet Nubien bis Massoniah gehört,« sagte der Lord, der bisher schweigend der Scene beigewohnt hatte, da sein Stolz sich eigentlich verletzt fühlte durch die passive Rolle, die er dabei gespielt. Auch die Aufmerksamkeit, die der Fremde seiner schönen Schutzbefohlenen bewies und das Interesse, das sie selbst in der Unterredung zeigte, gefiel ihm nicht sonderlich. »Abbas-Pascha, der gegenwärtige Khedive, ist, wie ich hörte, ein strenger Regent und schützt die Rechte der Europäer.«

Der Homairi wandte sich gegen den Engländer – ihre stolzen Blicke kreuzten sich herausfordernd.

»Die Hand des Abbas-Pascha wird niemals in die Felsenmauern von Gengarab reichen,« sagte er finster, »aber die Hand des Herrn der Berge ist stets in den goldenen Gemächern seiner Paläste und kann ihn treffen, selbst wenn er zu Allah betet in seinen hundert Moscheen, oder auf dem Throne sitzt mitten zwischen seinen Soldaten. – Geh', Franke, Dein Khedive ist bosch, Nichts! Staub! – Sieh', diesen Jüngling! Wenn ich zu ihm sage: *Ruhh!*<sup>1</sup> – so wird er den Staub von seinen Füßen schütteln und sie nicht ruhen lassen, bis er die Klinge seines Messers in dem Herzen des Abbas begraben hat, und Jesus ist nur Einer unter Dreihundert, die bereit sind, jeden Augenblick sich zu opfern.«

»So bist Du der gefürchtete Scheikh-al-Dschebal selbst?« frug erstaunt der Arzt.

»Hassan-ben-Simson ist nur der Schatten Dessen, den Du zu nennen wagst, kühner Franke; denn noch ist der Hauch in seinem Munde und das Kleinod an seinem Finger. Aber Hassan ist der Dailkebir<sup>2</sup> dieses Landes und wen er seines Schutzes gewürdigt, der mag so ruhig sein Haupt in der Wüste niederlegen, als ruhe er im Schooß der Mariam. Darum mögt Ihr Allah oder Eurem Gotte danken, daß Ihr mich getroffen. Bist Du in der That ein Hakim, wie Jesus mir sagt?«

»Ich bin ein Arzt.«

»Bismillah! Die heiligen Geister haben es gewollt, daß wir Dich finden mußten. Der Scheikh-al-Dschebal hat uns nicht umsonst nach der Fackel der Wüste gesendet und der Löwe uns den Weg gezeigt. Du wirst uns folgen!«

»Wohin?«

»Nach Gengarab, der Burg der Homairi. Der finstere Geist der Krankheit liegt auf dem Haupt des Auserwählten des Volkes Ismaëls, das allein die Kraft hat zu herrschen, weil es den Tod nicht fürchtet.«

»Und was soll unterdeß aus meinen Gefährten werden, wenn unsere Verfolger so nahe sind, wie Du selbst sagst?«

»Sie mögen rasten, bis Du wiederkehrst. Jesus wird zu ihrem Schutze hier bleiben und es ist kein Mann zwischen dem Meer und dem Flusse, der es gern wagen würde, Denen ein Haar zu krümmen, die unter dem Schutz des grünen Ringes stehn.«

»Ich weiß sehr wohl,« sagte der Lord entschlossen, »daß es die Pflicht des Arztes ist, Kranken beizustehen. Aber die unsere ist es, einen Freund und Gefährten nicht zu verlassen. Wir werden Alle Doktor Walding begleiten, oder er bleibt in unserer Mitte.«

»Thörichter Franke,« rief der Homairi – »willst Du dem Herrn des Gebirges Vorschriften machen? Es bedarf nur einen Stoß in dies Horn, um fünfzig Wächter der Berge um mich zu versammeln. Doch wie Ihr wollt. Nur sage ich Euch, Ihr seid gewarnt; denn wenn Ihr darauf besteht, den Hakim zu begleiten, so wißt, daß Ihr freiwillig Euer Haupt in den Rachen des Löwen steckt und an einen Ort geht, wo selbst Hassan-ben-Simson jetzt nur der Zweite ist!«

»Dürfen Frauen Deine Burg betreten?« frug die Fürstin, eher der Lord noch wagte, eine Antwort zu geben.

»Ich höre, daß Ihr Mohamedaner seid und ich weiß, daß unter diesen die Frauen keine Rechte haben!«

Der Homairi lächelte verächtlich. »Der Koran bindet die wahren Söhne Ismaëls nicht mehr, als die Bibel der Christen oder die Bücher Moses der Hebräer. Ihr Glaube ist das Weltall, – ihr

<sup>1</sup>Ruhh: Gehe!

<sup>2</sup>Die Dailkebirs waren die Gouverneure oder Groß-Prioren der drei Lande der alten Assassinen.

Geist ist frei von Eurem thörichtem Aberglauben und Geboten und erkennt nur *eine* Wahrheit an!«

Die Besorgniß, die Alle anfangs bei der seltsamen Begegnung erfüllt hatte, begann immer mehr vor dem Interesse in den Hintergrund zu treten, das wenigstens die civilisirten Mitglieder der Gesellschaft an den kühnen und herausfordernden Bekenntnissen des Mitgliedes einer Sekte nahmen, von deren Glauben und Einrichtungen das Gerücht so Verschiedenes und Entsetzliches erzählte.

Man hatte die alten Plätze am Feuer eingenommen, nur der Homairi, oder Hosseini, Hozeini, wie die Nachkommen der alten Assassinen in Persien heißen, blieb unbeweglich stehen, die Streitaxt am Riemen vom Handgelenk niederhängend, den rechten Fuß auf den Kopf des toten Löwen gestemmt.

»Ich glaube,« sagte die Fürstin, den kühnen Fremden mit einer gewissen Bewunderung betrachtend, »daß jedes Volk, jede Religion die Wahrheit sucht. Und welches ist denn die einzige Wahrheit, die nach Deinem Glauben besteht?«

»Der Tod!«

»Das ist allerdings eine Wirklichkeit, eine Unabänderlichkeit, gegen die wir vergebens kämpfen.«

»Wer dem Tode gebietet, ist sein Herr; wer ihn fürchtet: sein Slave! Wir sind geboren, um sterben zu lernen und sterben lassen zu lernen. Nicht wer Leben erhält, sondern wer tödten kann hat die Herrschaft der Welt. Azraël ist mächtiger als Gabriel!«

»Das ist eine furchtbare Lehre,« sagte der Lord. »So findet Dein Glaube die Aufgabe des Lebens in der Macht, es zu vernichten?«

»Du redest Weisheit, Franke, und dennoch sprichst Du Irriges. Kannst Du sagen: werde? – Nicht ein Sandkorn der Wüste entsteht auf Dein Gebot. Ich habe gehört, daß die Weisen Deines Volkes Steine und Metalle machen, – aber Steine und Metalle sind todt. Können alle weisen Männer Deines Landes ein einziges Blatt dieser Tamariske machen? Können sie die geringste Heuschrecke machen, die auf die Gräser fällt? Niemals? Aber sie können dieses Blatt zerstören, sie können die Heuschrecke tödten! In der Macht zu tödten liegt die Herrschaft alles Lebendigen.«

»Aber wo ist das Recht, zu tödten?«

»In der Kraft! – Sieh' um Dich in der Natur! Die Kraft ist das Recht. Die Gazelle verschlingt die Pflanze der Wüste, der Löwe trinkt das Blut der Gazelle, weil er die Kraft hat! Der Jäger tödtet den Löwen.«

»Dieser Löwe hätte in einem Haar den Jäger getödtet,« unterbrach ihn mit Ironie der Lord.

»Was beweist das, als daß der Löwe kräftiger war, als der Mensch in jenem Augenblick. Aber auch er hat seinen Herrn gefunden. Was kam es an auf mein Leben? Wenn ich Thor genug war, von meiner Kraft nicht zur rechten Zeit Gebrauch zu machen, verdiente ich Anderes, als zu sterben?«

»Es scheint mir doch eine traurige Lehre,« entgegnete der Lord, »daß die Kraft auch das Recht sein soll. Unser christliche Glaube lehrt uns Besseres. Du wirst mir zugestehen, daß es wenig Sicherheit für uns wäre, auf solchen Glauben hin Dir unser Leben anzuvertrauen. Was würde Dich hindern, es zu nehmen, wenn es Dir einfielen und Du die Kraft dazu hättest!«

»Das Wort, das Hassan-ben-Simson für Eure Sicherheit verpfändet hat!«

»Du selbst sagst, daß es nur bis an die Thore Eurer Burg Macht hat. Was – selbst wenn wir Dir vertrauen wollen – bürgt uns für das Weitere?«

»So bleibt wo Ihr seid und setzt Euch vielleicht den Waffen Eurer Verfolger aus. Wenn Alles ist, wie Du sagst, werden sie hier sein, ehe die Sonne aufgeht. Mir ist es gleich.«

Der Lord wandte sich zu seinen Gefährten und berieth mit diesen einige Minuten ihre Lage. Dann sagte er: »Wenn Du uns in der That wohl willst, so sage uns, wie wir es anzustellen haben, um den Schutz Dessen zu erlangen, den Du den Herrn des Gebirges nennst, und dessen Aga oder Offizier nur zu sein Du anbietest.«

»Sende Botschaft an ihn und sichere Dir seinen Schutz.«

»Das ist leicht gesagt – aber wie ihn erreichen?«

»Jesus wird Deinen Boten begleiten.«

»Und Du?«

»Ich bleibe hier bis er zurückkehrt und die Entscheidung des Scheich-al-Djebal bringt.«

»Gut – damit wären wir einverstanden. Aber steht nicht zu fürchten, daß wenn Einer der Unseren diesen Zufluchtsort verläßt, er in die Hände unserer Verfolger geräth, wenigstens ihrer Wachsamkeit nicht entgeht?«

»Jesus kennt alle Pfade des Gebirges. Du wirst sehen. Du mußt die Hand, die Du sendest, vergolden.«

»Es wird geschehen – der Scheich wird zufrieden sein. Aber wen senden wir als Boten?« Er sah im Kreise umher.

»Sende den Hakim! – oder besser, sende den Mann hier, der kein Mann ist. Sein Leben und Tod ist gleichgültig.«

Der kleine Professor fiel vor Schrecken fast um, als er den Finger des Assassinen bei dem gefährlichen Vorschlag auf sich gerichtet sah.

»Unmöglich!«

»Warum unmöglich? – Keinem Eingeborenen dieses Landes würde es gestattet werden, sich Gengarab zu nähern, ohne zum Bunde der grünen Schlange zu gehören. Wenn die Reiter des Negus Dich angreifen, bevor der Bote zurück ist, würde er eine Last sein für Die, welche kämpfen. Vermag er den Säbel zu schwingen oder die Kugel zu versenden? – Geh – er ist kein Krieger und der Beisädih aus Frangistan wird die Hände aller seiner Freunde brauchen, wenn es zum Kampfe kommt.«

Es lag offenbar Wahres in der Bemerkung des Assassinen; dennoch konnte sich der Viscount bei der bekannten Furchtsamkeit des Gelehrten, nicht entschließen, ihm auch nur einen so abenteuerlichen Vorschlag zu machen. Doktor Walding hätte sich sicher erboten, den Jüngling zu begleiten, wenn er nicht geglaubt hätte, daß grade sein Verbleiben bei der Reisegesellschaft den kranken, eines Arztes bedürfenden geheimnißvollen Beherrscher des Gebirges desto eher vermögen könne, den verlangten Schutzbrief zu bewilligen.

In dieser Verlegenheit half der scharfe Verstand der Fürstin über die Schwierigkeit.

Sie beurtheilte ihren alten Verehrer sehr richtig, indem sie annahm, daß seine Muthlosigkeit sofort verschwinden werde, wenn man seinen Ehrgeiz für die Wissenschaft aufzuregen verstand.

Ihre zierliche Hand legte sich auf den Arm des unglücklichen Gelehrten.

»Da ist eine köstliche Gelegenheit, mein hochverehrter Freund und Vormund,« sagte sie schmeichelnd, »nicht allein uns Allen einen großen Dienst zu leisten, sondern namentlich,

um Ihren Namen an die Spitze aller gelehrten Forscher zu bringen, welche je dieses Land bereist und wie Sie mir erzählt haben, viele Bücher darüber geschrieben haben. Erinnern Sie sich, daß Einer von ihnen behauptet, aus eigener Anschauung den Stamm der Assassinen zu kennen, ihre Geheimnisse erforscht, oder gar ihre geheimnißvolle Burg betreten zu haben?«

»Ich wüßte keinen,« sagte der Professor mit sehr langem Gesicht, und sich den Angstschweiß von der Stirn trocknend. »Selbst Hammer's ›Geschichte der Assassinen‹ schöpft nur aus morgenländischen Quellen, Perizonius, Zoega, die beiden Champollions, Sharpe und Gliddon leugnen das Fortbestehen der alten Homairis oder Hozeini in diesem Lande, Denon und Prokesch geben es zwar zu, aber Bunsen, Böckh und Lepsius kennen nicht einmal dem Namen nach die Burg, die jener Mensch als den Wohnsitz des entsetzlichen Mannes bezeichnet, welcher der Anführer dieser Wilden sein soll, welche den Mord für erlaubt, ja sogar für ein Verdienst und ein Gebot ihrer schändlichen Religion halten, und die . . . «

»Die Sie also die Ehre haben werden, vielleicht als der Erste von allen Europäern betreten und beschreiben zu dürfen. Bedenken Sie, bester Freund, welchen Ruhm Ihnen das in allen Zeitungen und vor ganz Europa bringen muß, wenn wir wieder dort angelangt sind und Sie Ihre Reisebeschreibung veröffentlichen.«

»Ja, wenn wir erst dort in Sicherheit sind,« stöhnte der Gelehrte, dem der Angstschweiß jetzt in Strömen von der Stirn rannte. »Aber Sie selbst, hochverehrteste Durchlaucht, haben ja gehört, wie diese Schrecklichen über das Leben eines Menschen denken.«

»Bah – sie haben keinen Nutzen davon, das Ihre zu nehmen. Sie haben alle Aussicht, dort gut aufgenommen zu werden und in Sicherheit zu sein, während hier jede verlorene Kugel eines dieser Schergen des Negus, die uns verfolgen, Sie erreichen und ein werthvolles Leben für die Wissenschaft vernichten kann. Ja, ich habe Ursache zu glauben, daß der blutdürstige Feind, welcher uns verfolgen läßt, es grade auf Sie abgesehen hat. Erinnern Sie sich an die schreckliche Erscheinung, die Sie noch in den letzten Tagen an Bord unseres Schiffes gehabt haben und von der Sie mir erzählten?«

»Um Gotteswillen, Fürstin – Sie meinen doch nicht . . . «

»Ich meine, nun, ich weiß, daß grade diese Person uns verfolgen läßt oder selbst verfolgt. Wollen Sie in ihre Hände fallen?«

»*Me Herkule!* mir schaudert die Haut, wenn ich nur an das Gesicht denke, nachdem ich doch so viele zahme und wilde Gesichter gesehen habe!«

»Also nehmen Sie die Mission an? Sie leisten sich und uns den größten Dienst!«

»Aber Sie selbst Fürstin – was wird mit Ihnen?«

»Ich fürchte mich nicht, wenn auch etwas die Kugeln pfeifen! Ueberdies schießen selbst die Banditen der Wüste nicht auf Frauenzimmer! Denken Sie an Ihren Ruhm, mein Freund, und lassen Sie uns für die Sicherheit Ihrer Person sorgen!«

Der Professor wußte, daß alle Weigerungen vergeblich waren, wenn Wéra ihren Sinn auf Etwas gerichtet. Er wagte nicht mehr zu widersprechen und so wurde denn beschlossen, daß der Gelehrte den Jüngling nach der geheimnißvollen Burg begleiten und dort um den Schutzbrief für die Reisegesellschaft unterhandeln sollte, gegen dessen Ertheilung der Arzt sich verpflichten wollte, den Scheich gleichfalls zu besuchen, wenn es von dem Kranken verlangt würde.

So sehr ihm das Herz auch schlug, nachdem Professor Peterlein, wie er meinte, sich nun einmal dazu verstanden, sein Leben zu wagen, dachte er doch jetzt nur an die wichtigen

Entdeckungen, die er über den Glauben und die Gebräuche des geheimnißvollen Stammes machen könne und berieth sich mit Doktor Walding darüber. Unterdeß hatte Hassan erklärt, daß die Boten sofort aufbrechen müßten, um möglichst schleunigst zurückkehren zu können, und zu den Schrecken der Mission kamen somit für den Gelehrten noch die einer nächtlichen Wanderung auf ungebahnten, gänzlich unbekanntem Gebirgswegen. Lord Walpole wiederholte seinem alten Begleiter, daß wenn er irgend Bedenken trage, das Wagniß zu unternehmen, er davon abstehe möge, und daß sie dann lieber vereinigt jeder Gefahr Trotz bieten wollten; der Professor aber war jetzt, nachdem die erste Furcht glücklich überwunden war, ganz versessen auf diese Mission, die ihm – selbst im Fall eines unglücklichen Ausganges – die Glorie eines Märtyrers der Wissenschaft geben mußte. Die Assassinen weigerten sich, weitere Andeutungen über den Weg zu geben, den die Boten einschlagen sollten, und erklärten nur, daß der erste Theil desselben wegen der Gefahren, die einen unkundigen Reiter im nächtlichen Dunkel bedrohen mußten, zu Fuß zurückgelegt werden solle. Jetzt erst zeigte sich, daß die Assassinen nicht bloß in der Verfolgung des Löwen, sondern auf ihrem wirklichen Wege in die Schlucht gekommen waren und diese noch einen anderen Ausgang hatte, von dem die Gesellschaft bisher Nichts bemerkt. Als nämlich der Professor mit seinen etwas ängstlichen und langweiligen Vorbereitungen endlich zu Stande gekommen war, schob der Jüngling an der Berglehne eine dichte Wand halbverdorrter Schlingpflanzen zur Seite und es zeigte sich, daß die Verlängerung einer oben bemerklichen Spalte des Gesteins bis zum Grunde der Schlucht reichte und schon nach wenigen Schritten so breit war, daß selbst ein Pferd mit seinem Reiter einen passirbaren Weg fand.

Alle hatten sich um den kleinen Professor vereinigt, theils um ihm Rathschläge zu ertheilen, Muth einzusprechen, oder Abschied von ihm zu nehmen. Der Lord hatte ihm eine schwere Rolle Maria-Theresia-Thaler, die unter den Arabern beliebteste Münze, in die Tasche gesteckt, als Geschenk für den Scheikh; Doktor Walding ertheilte ihm noch einige Anweisungen und Wéra, welche jetzt fast ihr Bemühen, den bewährten Freund zu der Mission zu bewegen, bereute, drückte ihm die Hand und suchte dem Jüngling verständlich zu machen, er möge die größte Sorge für seinen Begleiter tragen. Vielleicht den besten Trost gewährte ihm aber der Abschied von dem alten Barenjäger. Denn als er dem Riesen die Hand reichte, die dieser in seiner gewaltigen Faust fast zerquetschte, versicherte ihn der Trapper, er könne getrost selbst in die Hölle gehen, sollte ihm auch nur ein Haar gekrümmt werden, so wolle er den Bürgen dafür bei lebendigem Leibe schinden.

Er hielt dabei die schwere Decke des Gesträuchs zurück, bis die beiden Wanderer im Hintergrund der Felsenspalte verschwunden waren, ließ sie dann fallen und setzte sich vor den Eingang der Schlucht, in welchen die Diener auf das Geheiß des Arztes den Körper des Löwen geschleppt hatten, damit seine Nähe nicht fortwährend die Reitthiere beunruhige.

Schwere Sorge auf der Stirn, mit tiefem Ernst hatten sich die anderen Männer und Wéra wieder an dem Feuer niedergelassen, noch dachte Niemand an Schlaf.

Doktor Walding und der Viscount benutzten die Gelegenheit, von ihrem seltsamen Gast so viel als möglich über seinen Stamm zu erfahren.

»Es giebt eine Secte unter den Hindu's,« bemerkte der Arzt, »welche die Vernichtung von Menschenleben gleichfalls nicht für Unrecht, vielmehr für geboten hält, indem sie diese Leben ihrer furchtbaren Gottheit zum Opfer bringt. Hat der tapfere Aga der Homairi je von den Thug's oder Phansigar's an den Ufern des Ganges gehört?«

»*Nallah!* – Wir sind von einem Stamm, der große Hassan-ben Sabbah-el-Homair ist der Stifter ihres Bundes wie des unsern. Aber sie sind Elende – sie tödten um des Raubes willen. Ein Hosseini wird niemals ein Räuber sein.«

Der Arzt sah finster vor sich nieder, – er wußte nur allzugut, wie falsch die Ueberhebung des Assassinen war, und die finstern blutigen Bilder, die er in den unterirdischen Gewölben der indischen Felsenburg gesehen, traten vor seine Seele.

»Die Phansigars sind Räuber, die Homairi sind die Ritter der Wüste,« sagte der Araber stolz. »Unsere Väter haben schon gegen den großen Saladin gekämpft und mit den eisernen Männern, die für das Kreuz fochten. Die Ritter vom Tempel sind unsere Freunde gewesen.<sup>1</sup> Hat der weise Hakim oder der Beisädih in seinen Büchern gelesen vom Priester Johann?«

»Es ist ein Jammer,« sagte lächelnd der Lord, »daß unser würdiger Professor abwesend ist; welchen gelehrten Disput würde er anstellen über diese mythische Person.«

»Die Bücher und Traditionen des Abendlandes,« belehrte der Arzt den Assassinen, »geben nur geringe und sehr unbestimmte Nachrichten über den sogenannten Priester Johann, ja man zweifelt überhaupt an seiner Existenz.«

»Wenn der Mann, der kein Mann ist, und der mit dem Knaben Jesu gegangen ist, ein Freund der geschriebenen Bücher ist und ein Iman in seinem Lande, kann er das Vergangene in den Pergamenten von Gengarab lesen! Es sind ihrer viele dort aus alter Zeit. Der Priester Johann ist der dritte Scheikh der Homairi des Gebirges von Meris gewesen, als unsere Brüder am Dschebal und in Kuhistan wohnten, und er hat den Melec Ric<sup>2</sup> gekannt.«

»Du hast den Koran und die Bibel verworfen! Welches andere Sittengesetz ist dann das Eure?«

»Das Wort unseres Herrn, Christ! Ich habe mir sagen lassen, daß im Abendland ein Priester wohnt, dem Ihr Franken eben so zu gehorchen verpflichtet seid, als wir dem Fürsten der Berge, und daß Euer Glaube Euch dies von Jugend auf lehrt, so gut wie der unsere. Wenn Euer Prophet, der doch auch nur ein Mensch ist, unfehlbar in seinen Geboten ist, warum soll es der unsere weniger sein? Der Scheikh-al-Dschebal ist der Herr über unseren Leib und unsere Seelen.«

»Unser Gast,« sagte der Engländer mit Ironie, »erinnert uns an die Lehre des Papstthums oder an die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Macht im Czaren von Rußland. Ich bitte, fragen Sie ihn weiter – dieser fanatische Scepticismus ist nicht ohne Interesse.«

»Glaubt Ihr an Gott?«

»Gott ist der Anfang, Gott wird das Ende sein. Was dazwischen liegt, gehört Denen, die er gesandt hat, die Menschen zu leiten und zu beherrschen, möge nun ihr Name Abraham, Moses, Buddha, Jesus, Mahomed oder Hassan-ben-Sabbah gewesen sein. Du befolgst die Lehren Deines Propheten, ich die des meinen. Wer thut besser von uns? Hast Du den Gehorsam, den der Homairi bekundet? Er lernt das Leben verachten, um jeden Augenblick auf Kosten dieses Lebens gehorchen zu können dem Befehl Dessen, den sein Prophet über ihn gesetzt hat.«

»Und dieser Dein Glaube giebt Dir das Recht, nicht bloß Deine Feinde, zu tödten, sondern auch schuldlose Menschen?«

---

<sup>1</sup>Die Assassinen hatten in der That verschiedene Einrichtungen, die denen der Ritterorden gleichen und die sie wahrscheinlich zur Zeit der Kreuzzüge angenommen.

<sup>2</sup>König Richard Löwenherz.

»Was hat Dir die Gazelle der Wüste gethan, oder das Lamm der Heerde, die Du tödtest zu Deiner Lust oder zu Deinem Gebrauch? – Hat die Gazelle und das Lamm weniger ein Leben empfangen von dem großen Schöpfer der Natur, als Du? – Warum soll ich den Reiter nicht tödten, weil ich sein Pferd brauche, wie Du das Lamm tödtest, weil Du sein Fleisch oder sein Fell brauchst. Warum soll der Stahl oder das Gift des Assassinen den Khedive auf seinem Thron nicht finden, wenn er ihn fürchten muß? – Wir nehmen das Leben nicht um zu stehlen, sondern um zu herrschen. Wenn die Söhne eines andern Propheten mächtiger sind als wir, werden sie uns tödten.«

»Das sind furchtbare Lehren des Egoismus. Glauben die Homairi, da sie doch an ein höchstes, erschaffendes Wesen glauben, an eine Fortdauer der Seele, an ein Jenseits?«

Der Arzt mußte die Frage dem Assassinen wiederholen, ehe er sie vollkommen begriff.

»Kannst Du vernichten, was kein Leib ist? Wenn ein Mensch stirbt, wird ein Kind geboren. Die Wanderungen der Seele dauern, bis der Mensch ohne Fehler ist, dann wird der Geist auf die Sterne kommen, die der Urgeist erschaffen hat und wo die Propheten wohnen. Nur die Schlechten werden sie niemals erreichen.«

»Welche nennst Du die Schlechten?« unterbrach die Fürstin das Gespräch.

»Alle die feige stehlen, statt ihr Leben einzusetzen für das, was sie begehren! die dem Gebot ihres Herrn nicht gehorchen! die das gegebene Wort brechen! die den Weibern Gewalt anthun!«

»Es liegt etwas Ritterliches in dieser Moral,« sagte die Fürstin.

»Und dennoch ist sie die des Mordes und der Gewalt; ich habe gehört, daß das zweite Kapitel der Ordenslehren, die der Stifter dieser furchtbaren Sekte seinen Jüngern gegeben, von der Kunst handelt, sich in das Vertrauen der Menschen einzuschleichen. Also Jesuitismus unter der prahlerischen und ritterlichen Außenseite. Ich will wünschen, daß ihre Begriffe vom Worthalten nicht auch einer jesuitischen Ausdeutung unterliegen.«

»Sehen Sie in dies kühne Gesicht, Doktor,« entgegnete die Fürstin auf die französisch gesprochene Befürchtung des Arztes, »und fragen Sie sich, ob dieser Mann, selbst wenn er nach christlichen Begriffen ein Räuber und Mörder ist, ein feiger Verräther sein kann? Ich könnte ihn fürchten, aber ich würde ihm nicht mißtrauen. Gehen Sie mit Ihrer christlichen Moral – er sagt wenigstens offen, wie er denkt!«

Der Lord hatte sich erhoben. »Wenn wir noch eine Stunde der Ruhe pflegen wollen, um unsere Kräfte für jede Gefahr zu stärken, wird es die höchste Zeit sein. – Lassen Sie uns an die Eintheilung der Wachen denken, was uns wahrscheinlich besser schützen wird, als alles Vertrauen auf die Ritterlichkeit irgend eines Banditen der Wüste. Darf ich Sie zu Ihrem Lager geleiten, Mylady?«

Die Fürstin hörte aus dem Ton der Worte eine gewisse geheime Unzufriedenheit ihres Anbeters mit der Theilnahme, die sie dem Araber bewiesen; aber sie war zu stolz darauf zu achten und reichte wie zum Trotz dem Assassinen die Hand.

»Ich hoffe, Hassan-ben-Simson wird mit meinen anderen Freunden den Schlaf zweier Frauen bewachen.«

»Möge Dein Schlummer sanft sein, schöne Rose mit dem Herzen von Stahl. Ein Homairi wacht über Dich!«

Trotz der galanten Versicherung des wilden Kriegers schienen die Europäer es aber doch vorzuziehen, auf ihre eigene Wachsamkeit sich zu verlassen und trafen danach ihre Anstalten.

Der Assassine hatte ohne anscheinend darauf zu achten, sich auf den Felsboden gestreckt und seine Augen geschlossen. –

Das helle Licht des Mondes begann zu erbleichen vor der ersten Dämmerung des Tages, als eine Hand sich auf die Schulter des in tiefem Schlaf liegenden Arztes legte und ihn emporfahren machte.

Ueber ihn gebeugt stand Hassan der Homairi.

»H'scht! – Iskut!<sup>1</sup> – Der Franken-Hakim möge seine Ohren aufthun, unterdeß seine Wächter schlummern. Seine Feinde sind in der Nähe!«

Doktor Walding hatte sich rasch ermuntert und nach der Büchse gegriffen. Es war, wie der Assassine angedeutet – Lord Walpole und die Diener, die mit ihm die Wache getheilt, waren nach den Anstrengungen des Tages und den Wachen der vorhergegangenen Nacht vom Schlaf überwältigt worden und selbst der Trapper, der mit dem Rücken an die Felswand gelehnt, quer vor dem Eingang der Schlucht saß, schnarchte in hörbaren Tönen.

»Ich höre Nichts!«

»Riglak!<sup>2</sup> – ich werde den Schläfer wecken, daß er uns nicht verräth! Thue dasselbe mit Deinen Freunden!«

Noch immer konnte der Arzt kein Geräusch vernehmen, das eine Annäherung ihrer Verfolger verkündete, aber er vertraute in dieser Beziehung mehr den geübten Sinnen des Wüstensohnes, als seinen eigenen, und folgte daher ohne Weiteres der Anweisung desselben. Lord Walpole und Adlerblick wurden geweckt und von der Behauptung des Assassinen unterrichtet und bald war Jeder auf seinem Posten.

Jetzt zeigte sich, wie recht Hassan gehabt, denn von der Höhe des Felsens erfolgte nunmehr gleichfalls das verabredete Signal. Kumur und der Beduine hatten dort gegen Morgen wieder ihren Posten bezogen.

»Soll ich die Frauen wecken?« frug der Lord.

»Ich rathe, sie schlafen zu lassen bis eine wirkliche Gefahr eintritt. Wir wollen uns vorerst überzeugen, von welcher Seite uns diese droht, und ob es wirklich die Reiter des Negus sind. Lassen Sie uns ohne Geräusch den Felsen ersteigen.«

Der Lord und Adlerblick folgten dem Wink – als sie vorsichtig zur Höhe gekommen und sich hinter den dort vorspringenden Steinblöcken verborgen, konnten sie das unter ihnen liegende Bergplateau und die Wüste übersehen.

Der Tag war bereits angebrochen, in wenigen Minuten mußten die ersten Strahlen der Sonne die Kuppen des Gebirges röthen.

Es war in der Nacht, wie immer in dieser Jahreszeit, ein kalter Thau gefallen und leichte Nebelwolken bedeckten den Grund.

Durch die lang zur Ebene sich hinabsenkende Schlucht, durch welche am Abend die beiden Assassinen aus der Wüste heraufgestiegen waren, sah man über dem wallenden Nebel den Kopf eines Reiters erscheinen und näher kommen.

Der Beduine Achmed, der mit Kumur ausgestreckt lag, hob sein Haupt.

»Habesch-Mann!« flüsterte er leise.

Ihre Besorgniß hatte sie also wirklich nicht getäuscht, – es waren die Reiter des Negus, die ihre Spur suchten.

---

<sup>1</sup>Sei ruhig!

<sup>2</sup>Hab Acht.

Der Reiter erreichte jetzt den Rand des Plateaus – es war offenbar ein vorangesandter Späher. In dem Augenblick, wo er auf der Höhe hielt und sich umsah, zuckten die ersten Sonnenstrahlen über die Häupter des Gebirges.

Der Späher mußte ein Muselman sein, deren es Viele unter den wilden Truppen des Negus gab, denn er stimmte sofort den Ruf des Muezzims an: Allah il allah, Mahomed ben Allah! und warf sich vom Pferde, um sein Gebet, das Gesicht nach Mekka gewendet, zu verrichten.

Aber sein Gebet wurde unterbrochen.

Das Pferd, das ihn getragen, brach – entweder von seinem Ruf erschreckt oder beim Empfinden der alle Wesen belebenden Sonnenstrahlen in ein helles Wiehern aus.

»Möge die Stute verflucht sein, die das Thier geboren!« hörte der Arzt hinter sich eine Stimme sagen und als er sich umsah, erblickte er den Assassinen, der mit finstern Blick an seiner Seite stand.

In der That zeigte sich alsbald der Grund dieser Verwünschung. Die Pferde der Reisenden, die in der Schlucht lagerten, hoben bei dem befreundeten Ton die Köpfe, und zwei oder drei erwiederten mit lautem Wiehern den Morgenruß.

Wie ein Blitz sprang der fremde Reiter aus der gebückten Stellung empor, in der er knieend sein Gebet verrichtet, und in den Sattel. Ein wilder gellender jauchzender Schrei verkündete seinen noch entfernten Gefährten die gemachte Entdeckung und dann verschwand er in den sich unter den ersten Sonnenstrahlen nah dem Boden hinballenden Nebeln.

»Ihr hättet dem Burschen eine Kugel nachsenden sollen, Master Smith,« sagte unwillig der Lord. »Zu verbergen ist jetzt doch Nichts mehr, nachdem uns die Thiere verrathen haben.«

»*Damned* – Mylord, glauben Sie mir, der Kerl entgeht seiner Kugel nicht,« meinte der Trapper – »ich habe mir den Schuft gemerkt und werde ihn zu finden wissen.«

Der Reiter schien jetzt seine Gefährten erreicht zu haben, denn die Bewohner der kleinen natürlichen Bergveste hörten alsobald ein wüstes Triumphgeschrei und sahen gleich darauf eine starke Reiterschaar zu dem Plateau herauf galoppiren.

Zugleich, wie mit einem Zauberschlag sanken die Nebel zu Boden und der Ausblick über die kleine Berg-Ebene und hinunter nach der Wüste wurde hell und klar.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, es waren die Reiter des Negus, wohl sechszig an der Zahl; der Arzt erkannte sie deutlich an der Art ihrer Ausrüstung und Bewaffnung, und an ihrer Spitze tummelte sich ihr Anführer, der wilde und rachsüchtige Dedschas oder General des Königs, El Maresch, weithin kennbar durch die Löwenhaut, die von seiner Schulter über das weiße blousenartige Gewand wehte, das er statt des rothen Staatsrocks trug, in dem er sich am Bord des Veloce introduzirt hatte.

Aber neben ihm – was leuchtete dort? ein rothes Beinkleid, der blaue goldbordirte Dolman der französischen Husaren-Uniform, nur daß der Reiter statt der schweren Pelzmütze dieser Waffengattung das Käppi mit der weißen Mousselinbinde und dem Nackentuch zum Turban umwunden trug.

Der Viscount hatte den kurzen Stecher am Auge.

»*By Jove!* Der Unsinnige verfolgt mich mit seinem Haß bis hierher. Es ist der Lieutenant Thérouvigne, der mit uns auf dem Veloce aus China kam.«

Adlerblick hob die Büchse zum Anschlag und wandte sich zu seinem jetzigen Dienstherrn. »Soll ich dem französischen Hanswurst einen Denkkettel geben dafür, daß er als ein Christenmensch sich nicht schämt, die schwarzbraunen Schufte hierher zu begleiten?«

»Nein, Master Smith! die Entfernung ist ohnehin zu groß, überdies wollen wir den Angriff nicht eröffnen und sie zwingen, ihre feindseligen Absichten zu erkennen zu geben. Doch nutzt längeres Verbergen Nichts – wir wollen ihnen Farbe zeigen!«

»Doch, doch Mylord, meine Büchse trägt sicher dahin und ich habe schon bessere Schüsse gethan! Nehmen Sie sich in Acht, Mylord, es ist unnöthig, daß Sie sich solchen Schuftten gegenüber exponiren, die nicht besser sind, als eine heulende Heerde Sioux, die auf den Scalp ehrlicher Leute ausziehen.«

Die Warnung kam zu spät, denn der englische Pair hatte sie für seiner unwürdig gehalten und war offen und frei auf den Felsvorsprung getreten.

Obschon der Viscount zum Theil die leichtere, für den Jagd- und Reisezug durch die Wüste mehr geeignete orientalische Kleidung trug, schien der Franzose ihn doch sogleich erkannt und seinem blutdürstigen Begleiter als den gesuchten Feind bezeichnet zu haben; denn die wilden Reiter erhoben ein wüstes Geschrei, schlangen ihre Speere und Flinten, galoppirten umher und feuerten verschiedene freilich vergebliche Schüsse ab, da die Kugeln meist noch vor der Felsenmauer niederfielen oder sich an dem harten Gestein abplatteten.

»Zeigt ihnen, daß unsere Büchsen weiter tragen, Adlerblick,« sagte der Arzt, »aber tödtet keinen. Das wird die Schurken in gebührender Entfernung halten.«

»Ich danke Ihnen für die Erlaubniß, Doktor, aber ich meine, ein ernsterer Denkwort würde bessere Wirkung thun. Doch wie Sie wollen. Sehen Sie, da ist unser guter Freund, der uns vorhin ausspionirt hat – ich erkenne ihn ganz gut an dem grünen Lappen, den er an seinem Speiß trägt, den er so unsinnig um seinen geschorenen Kopf schwingt. Nun passen Sie auf Mylord, sein Speiß wenigstens soll uns nicht viel mehr zu schaffen machen.«

Noch während er sprach, hatte der Schütze das Gewehr nochmals erhoben und mit dem letzten Wort abgefeuert. Die Kugel mußte den Speer des Reiters dicht über der Faust, die ihn schwang, getroffen haben, denn das Holz zersplitterte und fiel zu Boden, während Hand und Arm des Bedrohten einen Ruck nach hinten bekommen hatten, der sie fast aus den Gelenken riß.

Der glückliche Schuß hatte in der That den beabsichtigten Erfolg; denn die Reiter zogen sich unter drohendem Geschrei eiligst bis an den äußersten Rand des Plateau's zurück und schienen dort einen Kriegsrath über ihr weiteres Verfahren zu halten.

Es war das erste Mal, daß der Lord einen solchen Beweis von der außerordentlichen Geschicklichkeit seines Jagdgenossen erhalten hatte; denn wenn er während der langen Fahrt an Bord der Veloce auch häufig Zeuge gewesen war, wie die beiden Jäger mit größter Sicherheit die Seevögel erlegten, hatte er doch noch keine Ahnung gehabt von dieser Zuverlässigkeit des Schusses.

Aber er war nicht der einzige Bewunderer desselben. Der Hosseini, obschon er von den englisch gewechselten Worten nur wenige verstanden, hatte doch begriffen, daß von einem bestimmten Ziel die Rede gewesen, und – wiewohl sein Stamm niemals mit der Kugel tödtete, – kannte er doch genügend das Schießgewehr, um die Geschicklichkeit des Schusses beurtheilen zu können.

»Wenn der Beisädih,« sagte er zu dem Lord, »mehr solche Jäger hat, kann er seine Feinde von hier aus tödten, ehe sie ihm auf Speereslänge nahe gekommen sind. Warum befiehlt er dem Manne nicht, das Blei auf das Herz seiner Feinde zu richten? Er kann ihr Leben nehmen, denn er hat die Macht dazu.«

»Wir sind keine Mörder, Homairi, die aus sicherem Hinterhalt tödten. Wir tödten den Feind nur im offenen Kampf, wo wir das eigene Leben einsetzen.«

»Gehört der Franken-Beisädih zu einem der Ritterorden, der ihm dies gebietet?«

Der Viscount lächelte. »Nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Es ist dies eine Ehrenpflicht jedes Edelmanns und ich bin ein solcher in unserem Lande.«

»Es ist gut. Edles Blut ist besser als Reichthum. Der Melec Ric, von dem unsere Lieder erzählen, war auch ein Ritter aus Deinem kalten Lande und ein König dazu. Aber er ließ das Blut seiner Feinde fließen, wie das Wasser im Bach. Die Väter Hassans haben an seiner Seite gestritten gegen den Salaheddin. Würdest Du die Burg der Homairi besuchen, so würde ich Dir das Schwert des Sultans von England zeigen, das er einem meiner Ahnherrn geschenkt hat nach einer heißen Schlacht. Aber – *schuf!*<sup>1</sup> sie senden eine Botschaft an Euch!«

In der That sah man zwei Reiter in langsamem Schritt über das Plateau herankommen. Es war der französische Offizier und einer der Abessynier. Der Letztere trug einen Zweig des wilden Feigenbaums in der Hand zum Zeichen, daß sie in friedlicher Absicht kämen. Als sie auf etwa zwanzig Schritt von dem Vorsprung des Felsens angekommen waren, ohne daß man sich ihrer Annäherung widersetzt hatte, blieb der französische Offizier halten.

»Wenn ich nicht irre,« sagte er mit lauter Stimme, »so befindet sich unter den Anwesenden der bisherige Leibarzt des Königs Theodor von Abessynien. Ich hätte an diesen Herren einige Fragen zu richten.«

Doktor Walding trat näher an den Rand des Felsens, nachdem er den Lord zuvor angesehen und von ihm einen zustimmenden Wink erhalten hatte.

»Ich habe die Ehre, mich Ihnen als die gewünschte Person vorzustellen, mein Herr. Auch bin ich Ihnen bereits als dieselbe bekannt.«

»So erlauben Sie mir,« fuhr der Offizier fort, »an Sie die Frage zu stellen, ob sich in Ihrer Gesellschaft meine Verwandte, die Fürstin Wéra Wolchonski mit ihrer Dienerin befindet, und ob ich dieselbe sprechen kann?«

»Das Vergnügen können Sie haben, schöner Vetter,« sagte die scharfe Stimme Wéra's, indem ihre elastische Gestalt sich durch die auf dem Felsen stehenden Männer gedrängt. »Ich bin sehr erfreut, Sie wiederzusehen, namentlich in so ehrenwerther Gesellschaft, da ich somit die Gelegenheit habe, Ihnen noch mündlich die Sorge für meine Garderobe zu empfehlen und die besten Grüße an Monsieur le Comte, Capitain Ducasse und die andern Herren der Equipage des Veloce auszurichten. Ich hoffe, daß Monsieur Bonifaz meine Wünsche in Betreff der Douceurs aufs Beste erfüllt hat!«

»Madame . . . !«

»Verzeihen Sie, Monsieur de Thérouvigne, daß ich Sie nicht einladen kann, an unserer Weiterreise und unserem Frühstück Theil zu nehmen, aber meine Reisegefährten sind etwas mißtrauischer Natur und würden doch zuerst einige Auskunft über die Gesellschaft wünschen, in der Sie sich so weit bemüht haben.«

»Sie beschimpfen mich, Madame!« rief der junge Franzose wüthend. »Ich komme, um Sie den schändlichen Händen zu entreißen, die Ihre Unerfahrenheit mißbraucht haben, Sie Ihrem natürlichen Beschützer zu entführen.«

---

<sup>1</sup>Siehe!

»Ganz und gar nicht Cousin,« lachte die Fürstin. »Ich versichere Sie, Sie sind völlig im Irrthum. Ich habe mich vielmehr ganz freiwillig meiner Reisegesellschaft angeschlossen und bereits mit ihr verschiedene interessante Bekanntschaften gemacht und Abenteuer erlebt.«

»Bedenken Sie Ihren Ruf – die Gefahr . . . «

»Ah bah lieber Cousin, wir sind hier noch nicht in Paris, und das sind überdies Dinge, über die Sie mir gefälligst selbst die Entscheidung überlassen wollen. Ich bin eine arme Waise und wo könnte sich diese sicherer befinden, als unter dem Schutz ihrer beiden Vormünder?«

»Eines alten Schwachkopfs und eines englischen Feiglings!«

»Monsieur!«

»Schweigen Sie, Herr, bis ich mit Ihnen Abrechnung halte,« schrie der über die Ironie der Dame erbitterte Offizier. »Ich bitte Sie, Madame, unter meinem Schutz sogleich an Bord des Schiffes zurückzukehren und werde dann die Bestrafung jener Ehrlosen bis zu unserer nächsten Begegnung verschieben. Nöthigenfalls werde ich Sie zur Rückkehr zwingen.«

Die Fürstin richtete sich stolz empor. »Mit welchem Recht, Monsieur?«

»Mit dem Recht der Verwandtschaft . . . «

»Unsinn!«

»Mit dem Recht, das jeder Ehrenmann hat, einer Dame beizustehen, die in den Schlingen eines feigen Schurken ist!«

Lord Frederik war mit einem Sprung an dem Rande des Felsens. »Monsieur de Thérouvigne, ich habe Sie schon einmal gewarnt, mich zu beschimpfen. Sie sind des Todes, wenn Sie es zum dritten Mal wagen!«

»Dann stirb Du selbst, wie eine Memme verdient!« schrie der Franzose, und blitzschnell riß seine Hand den Revolver aus dem Gürtel und feuerte. Während der Lord wankte und mit der Hand nach der Brust fuhr, ließ der Franzose, das todbringende Rohr Adlerblicks auf sich gerichtet sehend, sein Pferd steigen und das edle Thier empfing das Blei in seiner Brust und rettete so den Reiter, mit dem es sich überschlug. Zugleich, als hätte die Bande nur auf das Signal gewartet, stürmte unter wildem Geschrei mit Windeseile die ganze Schaar über das Plateau und begann den Angriff.

Schüsse knallten von beiden Seiten; der Angriff der Abessynier jedoch war so rasch und stürmisch ausgeführt, daß der größte Theil der Schaar sich bereits außer dem Bereich der Kugeln und unter dem Schutz der Felsen befand, ehe die Vertheidiger des Platzes mit rechtem Erfolg ihre Annäherung verhindern konnten, während ein dichter Haufe sich in die Oeffnung der Schlucht drängte.

Jetzt zeigte sich, welchen wichtigen und mächtigen Beistand der Lord in dem alten Bärenjäger gewonnen hatte.

Ein greller Pfiff Adlerblicks bei dem Heranstürmen der abessynischen Reiter hatte den treuen Gefährten mit dem Signal der Prairieen des Colorado aus der Zeit, als sie diese noch zusammen durchstreift, von der Annäherung der Gefahr in Kenntniß gesetzt. Der Riese begriff sehr wohl, daß an dieser Stelle die Büchse, so sicher er auch seiner Schüsse sein konnte, wenig nützen würde, und hatte sich daher mit einem der starken Zeltpfähle bewaffnet, welche einen Theil des Gepäcks der Dromedare ausgemacht. So stand er hinter dem Körper des toten Löwen mitten in dem engen Paß, in welchen jetzt die Reiter des Negus hereindrängten. An dem Körper des Löwen stutzte das erste Roß und hob sich von seinem Reiter gespornt, von den Nachsprenghenden gedrängt, zu mächtigen Satz. Aber ehe es sich noch in die Luft

erheben konnte, fiel der schwere Pfahl des Riesen auf das edle Thier und zerschmetterte sein Haupt und den Mann, den es trug. Eine zuckende schlagende Masse stürzten Roß und Reiter zusammen und versperrten den Eingang.

Noch einmal hob sich die gewaltige Keule und zerschmetterte den zweiten der Andrängenden. Dann steifte sich die anstürmende Fluth von Menschen und Thieren an diesem Ort und wogte zurück.

»Bei der Mariam und Astaroth, tödtet! tödtet!« heulte in der Amhara-Sprache hinter der Menge die Stimme von El Maresch. »Vorwärts, Ihr Söhne einer Hündin, oder gebt Raum Dem, der den Tod nicht fürchtet!«

Und der Säbel des Führers fuhr auf den Haufen der eigenen Krieger, die furchtsam zur Seite wichen. –

Wir haben Lord Frederik verlassen, als er von der verrätherischen Kugel getroffen, zurücktaumelte.

»Um Gotteswillen, Mylord, sind Sie verwundet?«

Der Arzt unterstützte den Wankenden. Das schöne Gesicht Wéra's erglühte unter dem Gefühl der Empörung über den bübischen Verrath, sie schüttelte drohend die Hand gegen den französischen Offizier. »Das ist feiger Mord – mögest Du verdammt sein, Elender!« – Dann wandte sie sich eilig zu dem Arzt. »Lassen Sie uns ihn hinabtragen, Monsieur – ich habe die Kraft eines Mannes. Es wäre traurig, wenn er so enden sollte!«

»Ich bitte Sie dringend, Fürstin, bringen Sie vor Allem sich selbst in Sicherheit,« bat und befahl der Arzt. »Homairi, wenn Du ein Mann bist und ein Ritter Deiner Nation, so nimm diese Frau in Schutz.«

Der Assassine, der bisher ohne persönliche Theilnahme, aber offenbar mit regem Interesse dem beginnenden Kampfe zugesehen, umfaßte die Fürstin, hob sie gleich der Last einer Feder auf seinen Arm und sprang mit ihr den innern Felshang hinab und über den Grund der Schlucht, wo Alles in schreckensvoller Verwirrung durch einander rannte. Mit wenigen Sprüngen erreichte er die Buschwand, die den Zugang zu dem unbemerkbaren Felsenweg deckte, und schob sie hinein. Dann blieb er davor stehen, die Streitaxt in der niederfallenden Hand, und beobachtete ohne Bewegung den tobenden Kampf.

Kumur, Adlerblick und der Beduine schützten mit Glück den äußeren Rand des Felsvorsprungs, den verschiedene der Abessynier, von den Rossen gestiegen, zu erklimmen suchten. Nachdem ein Blick den Arzt hiervon überzeugt, beschäftigte er sich mit dem verwundeten Engländer, den er auf den Felsboden niedergelassen. Aber zu seiner Verwunderung bemerkte er nirgends eine Spur von Blut, und selbst als er, die Richtung der Kugel an dem durchlöcher-ten Oberkleid erkennend, mit der Hand unter Rock und Hemd des Engländers glitt und auf nackter Brust nach der Kugel forschte, zog er sie ohne Blutspuren nach vergeblichem Suchen wieder heraus; Lord Frederik richtete sich vielmehr rasch empor.

»Bin ich verwundet, Doktor? Ich fühlte einen Schlag, unter dem mir einen Augenblick das Bewußtsein schwand!«

»Die heimtückische Kugel muß die Herzgrube getroffen haben, ist von einem harten Gegenstand abgeprallt und hat – was auf dieser Stelle leicht erklärlich, – Sie nur betäubt. Aber ich fürchte, Mylord, unsere Sache steht schlimm!«

»Wir müssen Taylor zu Hilfe eilen! Wo ist die Fürstin?«

»Vorläufig in Sicherheit, der Assassine beschützt sie. – Hollah, El Magreb, so ist es nicht gemeint!«

Er riß die Flinte an die Wange, aber bevor er durch seinen Schuß der Bedrängniß seines alten Freundes des Trappers zu Hilfe gekommen war, hatte sich die Scene geändert.

Ralph, als er den Pfahl gegen seinen nächsten Bedränger, den wilden Führer der abessynischen Reiter, eben schwang, war auf dem von Blut schlüpfrigen Körper des Löwen ausgeglitten und in das Knie gesunken. Dies rettete wahrscheinlich sein Leben; denn die Kugel aus der langen Pistole des Mohren, die derselbe, während sein Pferd eben zum Sprunge über den Leichenhügel ansetzte, auf ihn abschoß, fuhr über seinen Kopf hin. Zugleich, von dem Reiter gestachelt, setzte das edle Thier in gewaltigem Sprung über die zuckenden Körper hinweg und warf den alten Jäger vollends zu Boden. Der Pfahl, seine einzige Waffe, war seiner Hand entfallen und er war widerstandslos dem Säbel des Mohren preisgegeben, den dieser über ihn schwang.

Dies war der Augenblick, in welchem Doktor Walding die Gefahr des Bärenjägers erblickt und seine Flinte erhoben hatte.

In demselben Moment wurde die Wand von Gesträuch, welche den geheimen Ausgang deckte, von Innen auseinandergerissen und in der Oeffnung erschien der Assassinen-Jüngling in seinem weißen Gewande, Hände und Haupt von den Dornen der Schlingpflanzen blutig gerissen, aber hoch in der Hand ein Pergament schwingend, von dem an grünem Baude ein Siegel niederhing.

»Schutz! Schutz! im Namen des Herrn der Berge!«

Hinter ihm her drängte es von weißen und grünen Gewändern einer Schaar von Männern und Jünglingen mit blinkenden Speeren und Streitäxten.

Hassan hatte nicht sobald das Wort seines Boten gehört, als er, der bisher unthätig gestanden und sich allein mit der Sicherung der Fürstin begnügt hatte, seine Streitaxt mit Blitzesschnelle über das Haupt des alten Jägers ausstreckte, und den Hieb des Dedschas auffing.

Die Säbelklinge des wilden Abessynier zersplitterte an dem Stahle der Streitaxt wie Glas.

Der Assassine rief zwei Worte in jener unbekanntten Sprache, in welcher er mit dem Jüngling Jesus gesprochen hatte, und im Nu quoll der Haufen der bewaffneten Assassinen, der mit jenem gekommen war, aus dem Felsenweg und bildete quer über die Schlucht hinweg mit Speeren und Schilden eine eiserne Mauer, deren Anblick schon geeignet war, jede Aussicht des Abessyniers auf weiteren Verfolg seines Sieges zu Nichte zu machen.

Aber El Maresch schien an einen solchen gar nicht zu denken. Er hatte kaum den Befehl des Assassinen gehört, als er den Seinen zurückwinkte und vom Pferde stieg, das schnaufend zwischen den todten und zuckenden Körpern der von Ralph erschlagenen Thiere und Krieger stand.

El Maresch, die Zügel des edlen Rosses um seinen Arm schlingend, trat einen Schritt auf den Assassinen zu und sagte in der Amhara Sprache: »Ich bin ein Bote Dessen, der über den Tod zu befehlen hat. Ist mein Bruder ein Wissender?«

»Wer bist Du?«

Der Assassine erhob seine linke Hand und schlug dazu über Stirn und Kinn jenes eigenthümliche Zeichen, das er am Bord des Veloce dem Indier gegenüber gemacht hatte. Ich bin Murad Galla el Maresch, ein Dedschas des Negus Negassi von Habesch.«

»Das ist das Zeichen der Rufiks,« sagte der Assassine. »Du hast zu gehorchen dem Gebote des Dais. Ich bin Hassan ben Simson, der Erste der Dais<sup>1</sup> des Scheikh al Dschebal, des Fürsten der Berge. Geh' hinaus in die Ebene, ich werde mit Dir reden, und laß die Waffen Deiner Männer ruhen, bis ich mit Dir gesprochen, oder Eblis wird seine Hand auf Euch Alle legen.«

Der General des Negus neigte ehrerbietig das Haupt und führte sein Pferd über die toten Körper zurück, die den Eingang sperrten, indem er seinen Kriegern befahl, sich zurück zu ziehen.

Jetzt erst wandte sich Hassan der Homairi zu dem Jüngling Jesus.

»Du kommst von dem Scheikh Johannes?«

»So ist es. Der Scheikh sendet Dir den Schutzbrief für die Franken und gestattet Allen, die von jenseits des Meeres kommen, die heilige Burg zu betreten. Er erwartet den Hakim der Franken.«

»Und wo ist der Mann, den Du begleitet hast?«

»Er ist freiwillig zurückgeblieben in Gengarab und liest die Pergamente unserer Väter. Der heilige Priester Johannes hat Freude an ihm.«

»Wer gab Dir den Befehl die Fedais und die Lassiks zu sammeln und mit Dir zu bringen?«

Der Jüngling führte, wie stets bei Erwähnung des Oberhauptes, die Hand zur Stirn. »Johannes selbst!«

»Es ist gut und kam zur rechten Zeit. Wo ist die Frau, der Du begegnet sein mußt?«

Jesus wies nach der Fürstin, die bereits wieder unter ihren Freunden war.

»Gieb dem Beisädih den Schutzbrief und sage ihm, daß sein Haupt sicher ist und jedes Haupt, das mit ihm gekommen. Lasse keine Fremden diesen Ort betreten und jene Körper in die Schluchten des Gebirges werfen, wo die Hyäne und der Geier ihre Mahlzeit halten.«

»Es soll geschehn, wie Du gesagt hast.« Der Jüngling wandte sich, um nach dem Lord zu sehen, während der ältere Assassine die Schlucht verlassen wollte, um sich zu der Unterredung mit dem Dedschas des Negus zu begeben, aber Beide fühlten sich von einer schweren Hand zurückgehalten.

Es war der Trapper Ralph, der sich vor den Eingang gestellt hatte. »Du bist ein wackerer Mann und Krieger, Araber,« sagte der Riese zu dem Dais, »und dieser graue Schädel verdankt es wahrscheinlich allein Deiner Dazwischenkunft, daß ihn der Säbel jenes schwarzen Schurken nicht gespalten hat. *Goddam* – ich bin kein Undankbarer, aber ein ehrlicher Mann darf über den neuen Freund den alten nicht vergessen. Was ist aus unserm Reisegefährten geworden, für den Du mit Deiner Person gebürgt hast?«

---

<sup>1</sup>Der Orden oder die Sekte der Assassinen bestand aus verschiedenen Klassen, die offenbar auf die Einrichtungen des christlichen Ordens der Tempelherren basirt sind. Dem Scheikh-al-Dschebal, der als unumschränkter Gebieter herrschte, folgten zunächst die drei Dailkebirs oder Großprioren, ihnen die Daiks oder Prioren und Refiks oder geistlichen Ritter, welche letztere jedoch nicht in alle Geheimnisse der Lehre und des Ordens eingeweiht waren, also kein Priesteramt bekleideten. Nach den Rittern kamen die Fedwies oder Fedais, das heißt: die sich Opfernden, gleichsam die Leibknappen, eine Schaar von Jünglingen, die auf Befehl des Scheikh den blindesten Gehorsam zu üben verpflichtet waren und demgemäß erzogen wurden. Die sechste Klasse des Ordens bildeten die Lassiks oder Novizen, gleichsam die Soldaten, während die siebente aus dem gewöhnlichen arbeitenden Volk bestand, das man bei der strengsten Erfüllung der Gebote des Korans hielt, über den die Eingeweihteren sich völlig hinwegsetzten.

Obgleich der ehrliche Trapper Englisch gesprochen, hatte der Assassine mit jenem leichten Verständniß, das den Orientalen angeboren ist, doch unzweifelhaft begriffen, was er wollte und auf seine Frage zog Jesus einen Zettel hervor und reichte ihn dem Trapper.

Aber der wackere Ralph hätte eher alles Andere verstanden, als die Krakelfüße des Professors, und es war ein Glück für das gute Einvernehmen der Beiden, daß der Doktor und der Lord eilig herbei kamen, um selbst nach dem Verbleib ihres Gefährten zu forschen.

Der Zettel, der ihnen sofort übergeben wurde, lautete:

»Hochgeehrte Herrn und Freunde! Nach entsetzlichen Gefahren bin ich in einer wahren Schatzgrube der Wissenschaft bis auf meine etwas zerschundenen Schienbeine glücklich angekommen. Dieser alte Herr vom Berge, ein direkter Nachkomme des Priesters Johannes und nach diesem benannt, ist gar kein so unebener Mann, und scheint eine große Gelehrsamkeit zu besitzen. Er hat mir einen ganzen Berg von uralten Pergamenten und Papyrusrollen zur Disposition gestellt, unter denen ich bereits schwelge, wie ein Hungriger an einer Hochzeitstafel. Gott wenn Böckh oder Lepsius wüßten, was hier im Staube vermoordert. Kommt eilig hierher, der Herr Johannes sendet einen Schutzbrief und erwartet Sie lieber Doktor, um ihn von der Wassersucht, oder was sonst sein Uebel ist, zu kuriren. Legen Sie meine devote Ehrerbietung meiner allerschönsten Mündel bestens zu Füßen und folgen Sie bald Ihrem

getreuen Freunde Peterlein,

Lic. und Professor der Natur- und anderer Historia.«

Lord Walpole würde sich bei dem Lesen der charakteristischen Epistel wahrscheinlich der Heiterkeit hingegeben haben, wenn ihre Lage nicht noch immer so gar ernst und gefahrdrohend gewesen wäre. Er begnügte sich daher, den Trapper zu beruhigen, und überzeugt, daß jeder Widerstand unnütz sei, beschloß er, sich in das Unvermeidliche zu fügen und ihre anscheinenden Freunde nicht durch weiteres Mißtrauen zu erbittern. Derselben Ansicht waren der Arzt und die Fürstin, und der Viscount ertheilte daher den Befehl, Alles zum Aufbruch zu rüsten, indem er zugleich den Posten auf der Höhe der Felswand erneuern ließ.

Der Schutzbrief – den Jesus überbracht hatte, der unter den Assassinen einer großen Achtung zu genießen schien, sich eifrig und wenig sprechend umher bewegte und namentlich große Aufmerksamkeit für die Bequemlichkeit und jeden Wunsch der Fürstin an den Tag legte, – war in arabischer Sprache geschrieben und ertheilte dem Inhaber und seinen Begleitern die Erlaubniß, das Gebiet des Scheikh-al-Dschebal zu durchziehen, ihnen Schutz und Beistand bei dem schweren Zorn des Herren des Gebirges zusichernd. An einem grünen Band hing der Abdruck eines Siegels in Wachs, das in Mitte unentzifferbarer Hieroglyphen das Bild einer emporzüngelnden Schlange zeigte.

Die Hülfe des Arztes wurde übrigens zunächst durch den Zustand der jungen Chinesin in Anspruch genommen. Tank-ki war bei dem ersten Schuß und dem Lärmen des beginnenden Kampfes aus dem Schlaf empor gefahren, dem sie sich zu den Füßen der Gebieterin überlassen, – ihre Augen suchten anfangs vergeblich die Fürstin, dann – als sie dieselbe auf der Höhe des Felsens erblickte, wollte sie zu ihr eilen, – aber ehe sie noch vermocht hatte, sich aus den umhüllenden Decken zu wickeln und zu erheben, sah sie den Assassinen die Fürstin auf seine Arme heben und über die Schlucht hinwegtragen. Zugleich hörte sie den Doktor rufen: »Nieder mit dem französischen Verräther!« und gleich darauf die Büchse Adlerblicks

krachen. Es mußte also ein Franzose unter der Schaar der Angreifenden sich befinden, und welcher konnte das anderes sein, als der Mann, dem sie die ehrgeizige Absicht des eigenen Vaters geopfert, der Mann, welchem seitdem ihr junges Herz mit allen Pulsen schlug, – der junge Kapitain, für den das fortwährende Zusammensein auf der Seereise ihre Empfindungen nur noch mehr gesteigert, – der junge schöne Graf von Boulbon.

Dieser Gedanke hatte kaum ihren Kopf durchzuckt, als sie ohnmächtig wieder zu Boden sank und in convulsivischen Krämpfen sich wand. So hatte sie die Fürstin gefunden und schnell den Arzt zu Hilfe gerufen.

Unter dem Vorwand, einiger Gegenstände zu bedürfen, die in dem Gepäck befindlich waren, hatte der Doktor die Fürstin für kurze Zeit entfernt, und beobachtete während derselben das kranke Mädchen. Die Erkenntniß, die sich ihm auch diesmal aufdrängte, wie schon in dem unterirdischen Gewölbe der Kirche auf dem Strand von Arkiko erfüllte das Herz des menschenfreundlichen Arztes mit Bedauern, und er beschloß, des armen Kindes sich nach Kräften anzunehmen, wenn der Zorn der Fürstin sie vielleicht schwerer treffen sollte. Seine verständige Hilfsleistung brachte das Mädchen bald wieder zu sich, und als sie angstvoll ihn frug, ob der Franken-Offizier getödtet sei, wußte er genug und beruhigte sie mit der Versicherung, daß, so viel er gesehen, dies nicht der Fall sei.

Lord Walpole hatte die Höhe der Felswand erstiegen, um von dem Verhalten des Feindes sich selbst Kenntniß zu verschaffen. Er fand, daß die abessynischen Reiter sich bis an den Rand des Plateaus zurückgezogen, indem sie ihre Todten und Verwundeten mit sich getragen hatten; denn das wohlgezielte Feuer Adlerblicks, Kumurs und des Beduinen hatte drei oder vier der Reiter bei ihrem Angriff in den Sand gestreckt. Nicht ohne Erstaunen, und indem trotz des bisherigen ritterlichen Verhaltens des Dais sein anfängliches Mißtrauen wieder erwachte, – hatte er Hassan mit dem wilden Führer der Reiter in einem anscheinend ernstern Gespräch mitten auf der kleinen Ebene stehen sehen, und die Geberden des Dedschas nach der Schlucht hin bekundeten ihm genügend den Gegenstand desselben.

Die beiden wilden Krieger standen einander gegenüber, die Zügel ihrer edlen Rosse, die ihnen zur Seite hielten, um den linken Arm geschlungen. Mit wachsender Verwunderung sah der Lord, wie der wilde Abessynier jetzt auf eine gebieterische Bewegung des Anderen die Arme über der Brust kreuzte und sich demüthig verneigte. Ihm zur Seite aber stand, wie er deutlich mit einer gerechten Erbitterung erkannte, Lieutenant de Thérouvigne, sein Feind.

Die verrätherische That, wenn er auch annehmen durfte, daß sie ohne Ueberlegung, eine Handlung der Aufregung und des Zorns gewesen war, hatte den junge Engländer, der stets die Selbstbeherrschung eines wahren Gentleman's zeigte, auf's Tiefste empört und einen schweren Groll gegen den Rivalen in seinem Herzen zurückgelassen, den er bisher nur mit kalter Ueberlegenheit behandelt hatte. Er wußte nur zu gut, welcher glückliche Zufall ihn vor der heimtückischen Kugel gerettet hatte, er fing an zu glauben, daß Einer von ihnen Beiden dem Anderen zu viel sei im Leben, und unwillkürlich erinnerte er sich an die furchtbare Philosophie des Assassinen, die Jedem das Recht zuerkannte, das Leben Aller zu nehmen, die unseren Wünschen und Zwecken hinderlich wären.

Die Unterredung des Assassinen mit dem Dedschas war beendet, ihr Inhalt folgender gewesen.

»Du bist Murad der Gallas?« frug der Dais. »Ich habe Deinen Namen schon früher gehört, aber ich kannte Dich nicht. Warum hast Du Dich in der Burg des Scheikh-al-Djebal noch niemals gezeigt, wie es doch unser Gesetz befiehlt?«

»Ich habe noch niemals die Gelegenheit gehabt, seit ich den Eid des Bundes geschworen. Der Negus Negassi hat stets meine Nähe gefordert. Ich bin ein Sohn anderer Berge.«

»Ich speie auf das Grab seiner Väter! Der Negus von Habesch ist der Feind der grünen Schlange. Er lügt, wenn er sich rühmt, ein Sohn Ismaëls zu sein und Du hast Dich täuschen lassen von seinen Angaben, den Ring zu besitzen, der alle Hosseini zwingt, seinem Befehl zu gehorchen.«

»Es ist nicht der Negus, der mich hierher gesandt hat, oder vielmehr, er ahnt nicht, daß ich dem Gebot des Ringes folge.«

»Und dennoch wagtest Du mir von diesem zu sprechen. Du verdienst den Tod für die Lüge.«

»Mein Leben gehört dem großen Priester Johann. Aber ich schwöre Dir, o Dais, daß ich den Ring gesehen, in dessen Namen mir geboten wurde, den Inglese zu tödten und Alle, die mit ihm sind.«

»Du redest Koth und sollst bestraft werden. Der Träger des grünen Ringes mit der Schlange ist in der heiligen Burg der Homairi und hat das Krankenlager nicht verlassen, seit der Mond zwei Mal gewechselt hat.«

»Meine Seele soll der Wanderung verlustig sein und in das Nichts zerfließen, wenn ich Dir nicht die Wahrheit sage. Es ist ein Mann gekommen mit dem Schiff der Franken aus Hindostan, und er trägt den Ring am Finger, der allen Homanis gebietet, ihr Leben zu geben und zu thun, wie der Träger des Ringes befiehlt.«

Der Dais schüttelte zweifelnd den Kopf. »Es muß ein Betrüger sein, der unser Geheimniß erspäht hat. Er muß sterben auf jeden Fall.«

»Der Fremde ist kein Betrüger,« beharrte der Mohr, – »er ist gewaltig in seinem Zorn und fremd in diesem Lande; denn er kannte nicht den Namen des heiligen Priester Johann. Es ist ein Geheimniß um ihn, denn er zeigt sich nicht den Franken in seiner wahren Gestalt.«

Der Dais wiegte noch immer nachdenkend den Kopf. Da er sich selbst für den Nachfolger des Scheikh im Besitz des heiligen Ringes und somit der unbeschränkten Gewalt hoffte, berührte ihn die Erzählung des Abessiniers und die Erscheinung eines Rivalen um so überraschender und unangenehmer.

»Warum hat der Herr des Ringes Dich nicht begleitet? Du siehst daraus, daß er ein Betrüger ist.«

»Er will mit dem Schiff der Franken nach Suez. Er haßt die Engländer und befiehlt ihren Tod. – Ich habe den Ring gesehen und muß ihm gehorchen, Du bist nur ein Dais, dessen Wort weniger gilt als das seine. In seinem Auge wohnt der Tod, ich muß ihm Folge leisten, bis ich weiß, daß jener Ring nicht der wahre ist. Er hat mir befohlen zu tödten, und ich werde gehorchen, oder das Leben lassen.«

»Ich werde Dich hindern daran, denn der Scheikh-al-Dschebal hat ihnen Schutz versprochen. Du siehst, daß die Macht auf unserer Seite ist.«

»Was kümmert das mich! Die Homairi wissen zu sterben. Laß uns kämpfen um ihr Leben, und zürne mir nicht, weil ich nur ein Refik bin.«

Er neigte sich – wie der Engländer von der Höhe des Felsenwalles gesehen, – demüthig vor dem höheren Rang des Anderen und wollte sein Pferd wieder besteigen, als eine Geberde des Dais ihn zurück hielt.

»*Isbur!*«<sup>1</sup> sagte der Assassine. »Es giebt noch einen Weg zur Wahrheit zu kommen. Du magst uns begleiten nach Gengarab und Deine seltsame Geschichte von dem Ringe dem Scheikh Johannes erzählen. Er soll entscheiden über Dein und ihr Schicksal. Bist Du es zufrieden?«

Der Dedschas verneigte sich zustimmend.

»Wer ist der Franke, der bei Dir ist?«

»Er ist gleichfalls mit dem Schiff gekommen, und der Furchtbare mit dem Ringe hat mir befohlen, ihn mit in die Wüste zu nehmen. Er haßt wie Jener den Inglese und will mit ihm kämpfen; aber der englische Beisädih ist ein Feigling und weigert den Kampf.«

Wiederum machte der Dais ein Zeichen des Zweifels. »Der Beisädih ist kein Feigling! er wird den Kampf nicht weigern – der Franke soll Dich begleiten und der Scheikh-al-Dschebal möge auch darüber entscheiden. Der Priester Johann ist ein weiser Mann und er hält die Gesetze der Homairi heilig. – Die aus der Wüste stammen und nicht Kinder der Schlange sind, mögen hier verweilen, denn ihr Auge darf die heilige Burg nicht schauen. Geh' und thue das Nöthige! Ehe der Schatten jenen Stein verläßt, mußt Du bereit sein.«

Der Dais kehrte zu dem Lager der Reisegesellschaft zurück und winkte dem Lord und dem Arzt.

»Der Beisädih, die Frau und der weise Hakim,« sagte er, »werden mit ihren Begleitern von jenseits der Meere dem Scheikh-al-Dschebal willkommen sein. Er erwartet sie auf der Burg unserer Väter. Die Sonne steht bereits hoch und wir müssen aufbrechen.«

»Und unsere Leute – unser Gepäck?«

»Es möge hier bleiben, bis Du widerkehrst oder Botschaft sendest. Du hast den Schutzbrief des Scheikh – es lebt kein Mann in der Wüste, der es wagen würde, ihn zu brechen. Auch werden zwanzig meiner Krieger zurückbleiben, diesen Ort zu schützen.«

»Aber die Reiter des Negus? ich sah Dich mit ihrem wilden Führer und dem Franzosen verhandeln?«

»Der Leopard springt durch die Wüste ebensogut wie der wilde Hund. Sie jagen Beide, ohne sich zu bekämpfen. Die Deinen sind sicher vor den Reitern des Negus. Eile Dich – meine Zeit ist zu Ende!«

Es folgte eine kurze Besprechung zwischen dem Lord und dem Arzt, Wéra und den beiden Jägern, deren Resultat war, daß – da Widerstand gegen die Weisung des Assassinen ohnehin unmöglich geworden, – man sich ihm ohne Weiteres fügen wolle. Adlerblick sollte zurückbleiben und den Befehl erhalten. Sobald Abu-Bekr mit seinen Beduinen an der Fackel der Wüste erschiene, sollte man versuchen, sich mit diesem in Verbindung zu setzen und in der Wüste zu verweilen, bis Nachricht von den Reisenden angekommen, oder diese selbst zurückgekehrt wären. Selbst Kumur mußte aus Verlangen des Assassinen zurückbleiben, so ungern er sich auch von seinem Herrn trennen wollte. Auch Tank-ki sollte unter dem Schutze Adlerblicks bleiben, da sie in ihrem Zustand den Strapazen des Ritts schwerlich gewachsen war und der Arzt auf ihrem Zurückbleiben bestand.

Lord Frederic hatte sich von der Höhe des Felsens aus überzeugt, daß die abessynischen Reiter sich von dem Plateau gänzlich zurückgezogen und die Wachen der Assassinen dieses

---

<sup>1</sup>Warte!

besetzt hatten. Nur El Maresch, der französische Offizier und einer der Reiter waren zurückgeblieben; als jedoch der Lord den Dais um die Ursache befragt, erhielt er nur ausweichende Antworten und hielt es daher für das Beste, sich nicht weiter darum zu bekümmern.

Nachdem nochmals Adlerblick und die Führer aufs Genaueste unterrichtet waren und man aus dem Gepäck einige Gegenstände entnommen hatte, die sich als Geschenk für den Herrn des Gebirges eignen mochten, erklärte sich der Lord zum Aufbruch bereit. Eine kleine Abtheilung der Assassinen unter dem Befehl des Dais schritt voran, die Pferde für die Fürstin, den Lord und den Arzt führend, bis die Erweiterung des Weges durch die Felsklüftung das Besteigen der Rosse wieder möglich machte, während Ralph darauf beharrte, den Weg überhaupt zu Fuß zurückzulegen. Fünf andere Assassinen-Krieger schlossen den kleinen Zug, der sich anfangs wohl zehn Minuten lang zwischen eng zusammentretenden Felswänden forbbewegte, bis diese zurückweichend ein lang hin sich streckendes Thal zeigten, an dessen Ende sich neue Felsmauern in die Höhe streckten.

Hier stiegen Alle zu Pferde und legten ziemlich schnell den Weg bis an die zweite Bergwand zurück.

Als der Lord sich hier zurückwandte, sah er mit neuem Erstaunen den Dedschas mit einem seiner Reiter und dem Franzosen, begleitet von fünf Assassinen ihnen folgen. Er behielt jedoch keine Zeit zu weiteren Bemerkungen, denn die Assassinen, die sie begleitet, traten je zwei zu einem der Reiter, dicke grüne Schleier in den Händen, und der Dais Hassan bedeutete sie, daß sie sich sämtlich hier die Augen verbinden lassen müßten, weil kein Uingeweihter den Weg zu der Burg des Scheikh erfahren dürfe.

Vergebens hatten sich die beiden Europäer schon nach einem solchen umgesehen, denn die mächtigen Felswände stiegen hier fast senkrecht in die Höhe, ohne daß eine Spur von Pfad zu bemerken war. Nachdem sie sich der angekündigten Procedur unterworfen und ihre Augen so dicht von Schleiern umhüllt worden waren, daß sie nur einen Schimmer des Tageslichtes noch gewahren, unmöglich aber etwas Näheres erkennen konnten, hieß man sie, sich fest an dem Sattelknopf zu halten und die Zügel los zu lassen, ohne die geringste Bewegung zu machen, die Thiere selbständig leiten zu wollen, da diese geführt werden würden; denn der Weg, den sie zu nehmen hätten, sei nicht ohne Gefahr. Wéra bemerkte noch, wie der Jüngling Jesus an die Seite des Pferdes trat, das sie trug, und dessen Zügel nahm. Dann verschwanden alle Personen unter der Hülle, die auch ihre Augen bedeckte und sie vernahm nur, wie seine sanfte melodische Stimme ihr von Zeit zu Zeit in der Lingua-Franca Worte der Ermuthigung und Aufmerksamkeit für ihre Sicherheit zusprach, wenn etwa ihr Pferd einmal einen falschen Tritt gethan hatte oder eine besonders gefährliche Stelle ihre ganze Ruhe im Sattel forderte.

Und an solchen Gefahren schien es keineswegs zu fehlen. Schon nach den ersten Minuten, in welchen die Menschen und Pferde einen Weg durch tiefes Dunkel zu nehmen schienen, denn auch der leichteste Schimmer verschwand vor ihren Augen und die Tritte der Thiere und Menschen hallten dumpf wie in einem Gewölbe, ging es steil aufwärts, so daß sie sich weit vor auf den Hals des Pferdes beugen mußte. Der Weg schien sich im Zickzack an einer Felsenwand empor zu winden, denn die Fürstin fühlte, wie sich das Thier oft auf einer Seite nahe an die Felsen drängte, während auf der andern ein leerer Raum blieb, und wenn zufällig von dem Huf des Thiers oder dem Fuß seiner Geleiter ein Stein über den Rand gestoßen wurde, rollte er aufschlagend in eine unerkennbare Tiefe.

Wir wissen, daß die junge Sibirianka einen hohen Muth besaß und zahlreichen Gefahren getrotzt hatte. Aber dieses willenslose Ueberlassensein an Unbekanntes, Drohendes, dieses nervöse Gefühl, daß in jedem Moment sie ein Zufall oder eine boshafte That hinaus schleudern könnte in den leeren Raum, machte ihre Pulse fieberisch beben und spannte ihre Nerven zu einer Ueberreizung, die mehr als ein Mal sie nahe daran brachte, laut hinaus um Beistand zu rufen und mit Gewalt die Binde von ihren Augen zu reißen.

Dann war es die sanfte und melancholische Stimme des Jesus, dessen Seele förmlich den Paroxysmus und die Angst der ihren zu errathen schien, die jedes Mal wieder ihre Nerven beruhigte und ihren Muth und ihre alte Herrschaft über sich selbst wieder herstellte.

Mehr als ein Mal dachte sie, ob ihre Gefährten wohl Aehnliches empfinden möchten, und wie wohl ihrem alten Verehrer dem zaghaften Professor auf diesem Wege zu Muthe gewesen sein mochte, und sie konnte sich nicht enthalten, den jungen Homairi zu befragen, ob ihm auch die Augen verbunden gewesen wären und wie er sich benommen habe. Und als er ihr in der mangelhaften Sprache, deren sich Beide bedienen mußten, erzählte, daß wohl nur das Dunkel der Nacht und die Furcht, von seinem Führer verlassen zu werden, den Gelehrten vermocht gehabt hätten, ihm zu folgen, wie er kläglich gestöhnt und gejammert hatte und oft vor Angst kaum weiter gekonnt, da erschien ihr zuletzt das Bild, das sie sich vor Augen malte, so komisch, daß sie in helles Lachen ausbrach, und ihren vollen Gleichmuth wieder gewann.

Noch ein Mal führte der Weg die Reisenden durch tiefes Dunkel, und als sie dasselbe verlassen, hielten die Führer plötzlich ihre Thiere an, und die volle sonore Stimme des Dais Hassan verkündete ihnen, daß sie nahe ihrem Ziel wären, und es ihnen jetzt gestattet sei, die Binde von ihren Augen zu lösen.

Die Sibirianka neigte das Haupt, und die bei der Berührung des schönen Mädchens erbebende Hand des Jünglings Jesus löste den Schleier.

Als Wéra das Haupt erhob, zeigte sich ihr im Licht der Sonne ein seltsamer Anblick, der auch von ihren Reisegefährten mit einem Ruf der Ueberraschung begrüßt wurde.

## IN ROM!

Der Carneval von 1861 – Fastnacht und Ostern fielen in diesem Jahre früh, am 12. Februar und 31. März – war in Rom unter ziemlich trüben Verhältnissen und mit weit geringerem Fremdenzudrang als gewöhnlich vorüber gegangen. Die revolutionairen und kriegerischen Bewegungen, die Italien seit dem vergangenen Sommer zerrissen, hatten ihre Schatten störend in das lustige Treiben geworfen, und die politischen Parteiungen im Innern der Stadt selbst thaten das Weitere.

Das Treffen von Castelfidardo hatte den Stuhl Petri der Marken und Legationen vollends beraubt; nur noch das Gebiet von Rom, die Comarka, und die Legation der Campagna und Maritima, die auch bereits durch die Saisirungen der Piemontesen von Süden her bedrängt war, bildeten das weltliche Gebiet, – so weit es eben die französische Besatzung gestattete und vertheidigte. Die revolutionaire Propaganda in Rom, und diese hatte gewaltigen Anhang! verkündete bereits ganz offen die gänzliche Beseitigung aller weltlichen Macht des heiligen Vaters und das Einrücken der Sardinier für den 18. März.

Um die Reste dieser weltlichen Herrschaft kämpfte in diesem Augenblick die päpstliche Regierung nicht mit den Waffen, sondern mit den Schachzügen der Diplomatie und des kirchlichen Einflusses.

---

Es ist in den ersten Tagen des März, daß wir den Leser dieser zweiten Abtheilung unseres Buches »Biarritz« in die Straßen der Siebenhügelstadt führen.

Ein eleganter Hôtelwagen rollt aus dem spanischen Viertel her durch die Via nuova nach dem Monte Cavallo und hält vor der Façade des Quirinal, des von Gregor VIII. begonnenen, von Sixtus V., Clemens VIII. und Paul V. vollendeten päpstlichen Palastes.

Auf dem Bedientensitz der Equipage sitzt ein Diener in griechischer Tracht und ein Groom von etwas seltsamem affenartigem Aussehen, noch auffallender durch die neue englische Livrée, in der er sich ziemlich unbehaglich zu fühlen scheint. Der Grieche öffnet herabspringend den Schlag, und der Aussteigende, ein Mann von etwa 30 Jahren, in elegantem audienzmäßigem Anzug mit *croix d'honneur* und dem Orden der Königin Isabella geschmückt, stieg aus und ging nach der Haupttreppe, nachdem er einen kurzen Blick nach der Loggia Bernini's geworfen hatte, aus welcher der Papst den Segen herab ertheilt, und aus welcher der neue Papst dem Volke verkündet wird.

Seit dem 14. Februar, dem Tage ihrer Ankunft von Gaëta in Terracina residirten im Quirinal der König *Franz* und die Königin *Maria von Neapel*.

Der Cavalier wandte sich nach seinem Diener. »Laß auf dem spanischen Platz halten, Mauro und warte auf der Treppe, wir fahren später nach dem Circus Caracalla, Seespinne mag auf dem Wagen bleiben.«

Es war dies der Graf *Don Juan von Lerida*, eine der Hauptfiguren unseres früheren Buches, dem wir hier wieder begegnen.

Der Conde sprang die breiten Stufen der Haupttreppe hinauf bis zu der Stelle, wo die breite Glaswand sie abschließt, und der schweizer Portier in aller Grandezza seiner Uniform mit dem riesengroßen Bambus steht.

»Zur Audienz bei Ihren Majestäten befohlen,« sagte der Graf, die Karte vorzeigend.

»Der Herr wollen sich durch diesche Korridor bemühen. Die Audienschia findet halt in dem Garte-Pavillon statt, wo Seine Heiligkeit de Dame Audienschia zu gebe pflege. Es seind holt scho mehre Herre da,« berichtete der Schweizer in seinem breiten Dialekt, und der Graf schritt vorwärts in der angedeuteten Richtung, seinem Begleiter den leichten Paletot zuwerfend.

Der Hofhalt des seines Landes beraubten jungen königlichen Paars war anfangs ziemlich spärlich eingerichtet und bestand damals außer den alten treuen Dienern, die in Gaëta bei ihm gewesen, hauptsächlich aus dem Personal, das der päpstliche Hofstaat dazu geliefert. Erst nach und nach hatten sich die vornehmen Legitimisten eingefunden, welche bei dem Umschwung der Dinge in Neapel von dort geflüchtet waren und nun herbeieilten, unter'm Schutz der erwarteten Invasion auf ihre Güter und in ihre Würden zurückzukehren, mehr Egoisten und Spekulanten, als wirklich treue und opferbereite Anhänger des Königs.

Der Graf, von der Dienerschaft zurechtgewiesen, durchschritt die lange Flucht von Corridoren und Gemächern bis zu den Vorzimmern, welche zu dem Pavillon in dem noch von Urban VIII. angelegten schönen Garten führen.

Diese Vorzimmer waren gefüllt mit Personen aus verschiedenen Ständen: geistlichen Würdenträgern, Offizieren der früheren neapolitanischen Armee, Nobiles und Fremden. Der Thürsteher überreichte die Audienzkarte des Grafen einem der Kammerherrn und dieser kam sogleich zu ihm.

»Ich habe die Ehre, den Herrn Conde von Lerida zu sprechen?«

Der Graf verneigte sich.

»Se. Majestät,« fuhr der Kammerherr fort, »sind eben noch beschäftigt mit Seiner Eminenz dem Herrn Cardinal-Staatssecretair und ich muß Sie daher, wie die anderen Signori bitten, zu verweilen. Vielleicht macht es Ihnen aber Vergnügen, sich unterdeß Seiner Königlichen Hoheit dem Signori Grafen von Caserta vorgestellt zu sehen, welcher mit einigen Herren im Nebenzimmer verweilt.«

»Ich bitte darum.«

Der Kammerherr führte ihn durch die Gruppen der Audienz-Suchenden nach dem Gemach und meldete ihn dort an.

Als Don Juan in das Zimmer trat, fand er den jungen Bruder des Königs in Gesellschaft mehrerer Männer Cigarren rauchend sitzen, deren Gespräch sein Eintritt unterbrach. Der Prinz stand sogleich auf und kam ihm entgegen.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen mein Herr,« sagte er, »daß Ihr Besuch Seiner Majestät meinem Bruder Ihre Sympathieen zu erkennen giebt, denn diesen erlauben Sie mir wohl Ihre Anwesenheit zuzuschreiben. Ich freue mich, dabei selbst Ihre Bekanntschaft zu machen, da uns Ihr Name bereits öfter rühmlich als der eines treuen Anhängers des Königthums genannt worden ist, den wir gern auch in unseren Reihen gesehen hätten.«

Der Graf verbeugte sich tief. »Euer Königliche Hoheit beurtheilen mich allzuliebenswertig, doch muß ich mir erlauben, zwei kleine Irrthümer zu berichtigen. Zunächst würde ich jedenfalls um die Gnade gebeten haben, mich nach der Audienz bei Seiner Majestät auch dem jungen Helden von Gaëta vorstellen zu dürfen, und dann bin ich weniger Monarchist, als ein arger Demokrat von meiner englischen Abstammung her und Mitglied aller revolutionairen und Umsturz-Gesellschaften.«

»Oh, oh!« sagte lachend der Prinz – »mit solchen Demokraten und Revolutionairen, die für den Sieg eines Bourbonen den Kopf wagen, wie man wissen will, – können wir's schon aushalten! Sie kommen direkt aus Spanien?«

»Direkt – als Verbannter!«

»Wie – Sie sind aus Spanien verwiesen?«

»Da man aus irgend einem Grunde nicht Lust hatte, mich nach Ceuta zu schicken oder zu garottiren, hat Ihre Majestät, die Königin Isabella die Gnade gehabt, mich nach Carthagena escortiren zu lassen, wo glücklicher Weise meine Yacht wartete.«

»Das müssen Sie mir einmal näher erzählen Herr Graf, ich liebe die Abenteuer. Und Sie kommen jetzt direkt von Carthagena?«

»Nicht ganz, Königliche Hoheit. Hätte ich nicht ein Versprechen zu lösen gehabt, um einen alten carlistischen Freund nach Navarra, einen Anbeter Ihrer Majestät der Kaiserin Eugenie nach Marseille und eine Dame von Rang nach Rom zu bringen, – was mir längere Zeit als ich dachte fortnahm, – so würde ich die Ehre gehabt haben, an Eurer Königlichen Hoheit Seite wenigstens noch einige Kugeln mit meinen alten Kameraden aus der Dobrudscha zu wechseln. So kam ich erst zwei Tage nach der Kapitulation nach Molo di Gaëta, hatte das

Vergnügen, über die Anmaaßung des Herrn Cialdini zu lachen, sah mir ein Paar Tage das neue Märtyrerthum des Herrn Puerio in Neapel an und bin jetzt hier, um Seiner Majestät meine und meines Schiffes Dienste anzubieten.«

»*Caramba* – das wäre ja prächtig – da hätten wir ja was wir zu der Expedition nach Calabrien brauchen,« sagte eine rauhe Stimme aus der Gesellschaft.

Der Graf sah sich um der Sprecher, ein Mann in mittleren Jahren, von kräftiger Gestalt und in der Uniform eines neapolitanischen Generals war näher getreten.

»Sachte, sachte General! Sie vergessen, daß wir uns verpflichtet haben, ein Jahr lang nicht gegen den *Ré gentiluomo* zu dienen!«

»Hol' ihn der Teufel und diese Capitulation dazu! – Es wird sich ein Ausweg finden.«

»Ich vergaß, Signor Conte,« sagte der Prinz höflich, »diese Herren mit Ihnen bekannt zu machen. Hier Se. Excellenz der Herr General *Tristany*, der Herr Graf von *Saint Brie*, einer der tapferen französischen Cavaliere von der Freiwilligen-Compagnie, – Kapitain *Chevigné* von der Armee Seiner Heiligkeit, der Herr Lieutenant *Riccardo* – ich kann den deutschen Namen nicht gut aussprechen, und hier Kapitain *Grimaldi*, der Herr Abbate *Calvati*, endlich . . .«

»Geniren Sie Euer Königliche Hoheit nicht,« sagte lachend eine kräftige Stimme – »ein armer Briganten-Chef, durch die Gnade Seiner Majestät mit dem Titel als Kapitain beehrt; mein Name ist zwar eigentlich Antonelli, aber die Leute nennen mich zum Unterschied von meinem Namensvetter mit dem rothen Hut und den violetten Strümpfen lieber Kapitain *Tonnetto*.«

Don Juan verbeugte sich lächelnd ringsum. »Ich freue mich, in so ehrenwerther Gesellschaft zu sein, um so mehr, da sie mir verbürgt, bald Gelegenheit zu finden, mich ihrer würdig zu zeigen!«

Er hatte den ihm vom Prinzen angewiesenen Sitz eingenommen und betrachtete jetzt die Persönlichkeiten mit Interesse.

»Lieber Graf,« sagte der Prinz, – »auch wenn wir Ihnen, einem Fremden, volles Vertrauen entgegen tragen wollen, – dazu ist zunächst nur spärliche Aussicht. General Goyon sieht uns hier stark auf die Finger.«

»Ich hatte das Unglück, gefangen zu werden und bin auf Ehrenwort entlassen, um hier eine traurige Pflicht zu üben« sagte der Kapitain *Chevigné*.

»Auch ich bin im Begriff nach Frankreich zurück zu kehren, und hier, um mich bei Ihren Majestäten zu verabschieden,« bemerkte der Graf von *Saint Brie*. – »Der Krieg ist aus!«

»Aber Messina – Civitella del Tronto? – sie halten sich noch!«

»Wenn Sie Lust haben, noch einige Tage unter dem wackern Dominikaner<sup>1</sup> zu schlagen, Signor,« meinte der Bandenführer, »so bin ich bereit, Sie in das kleine Bergnest zu schmuggeln.«

»Der König, Herr Graf,« sagte der Prinz – »hat bereits dem tapferen Kommandanten die Erlaubniß gegeben, auf die Bedingungen von Gaëta hin zu capituliren. Der Ehre ist genug geschehen – er will kein längeres Blutvergießen.«

Es herrschte einige Augenblicke eine tiefe Stille zwischen den Männern, nur unterbrochen durch das Gesumme der Stimmen aus dem Nebenzimmer. Der Prinz nagte heftig mit den Zähnen an der Unterlippe – er hatte die Capitulation von Gaëta, so nothwendig sie auch geworden war, stets bekämpft.

---

<sup>1</sup>Pater Donzilli.

»Aber sollten denn nicht die europäischen Mächte, die der Sache Seiner Majestät stets Sympathieen gezeigt haben, – Rußland, Spanien, Oesterreich, Preußen, – selbst Frankreich –«

»Frankreich . . . ?« Der junge Prinz lächelte bitter. »Der Herr Herzog von Grammont ist gestern bei meinem Bruder gewesen, und wie mir die Königin anvertraute, soll er in sehr, sehr feinen Wendungen gefragt haben, wie lange wir unseren Aufenthalt in Rom zu nehmen gedächten? und für den Fall der Abreise nach Baiern oder Oesterreich die Vermittelung seines Soverains angeboten haben, unser Privatvermögen vor jeder Beschlagnahme zu sichern. – Nein Signor Conte, – Sie haben ja wahrscheinlich die Depesche gelesen, welche der König mein Bruder nach dem Fall Gaëta's an die Vertreter der europäischen Höfe erlassen hat?«

»Eurer Königlichen Hoheit muß ich bemerken, daß ich über die Details der Abreise Ihrer Majestäten gänzlich im Unklaren bin.«

»O es waren eben so erhebende, als schmerzliche Augenblicke, die man sich nicht oft genug in's Gedächtniß zurückrufen kann. – Hier haben Sie die Depesche,« er nahm ein Papier vom Tisch und reichte es dem Anglo-Spanier. – »Lesen Sie und Graf St. Brie wird die Güte haben, Ihnen zu sagen, wie wir schieden, da ich selbst zu betheiltigt daran bin.«

Der Graf las die Sätze jenes Dokuments, das der Geschichte angehört:

». . . Unter die politischen Gründe müssen die systematische Feindseligkeit Englands, der von dem Kaiser der Franzosen laut ausgesprochene Entschluß, den Grundsatz der Nichtintervention aufrecht zu erhalten, endlich die Unthätigkeit der übrigen Mächte gezählt werden, Gründe, welche keine Hoffnung auf schnelle Hilfe zuließen . . . Unter diesen Umständen, als die Vertheidigung nur noch um einige Tage und um den Preis der größten Opfer hätte verlängert werden können, glaubte der König weit mehr als Soverain und als Vater, anstatt als General handeln zu müssen, um die letzten Schrecken der Belagerung seinen Truppen zu ersparen, welche bereit waren, ihren letzten Blutstropfen für die Erfüllung ihrer Pflicht als Unterthanen und Soldaten zu opfern . . . «

Don Juan legte das Blatt nieder und sah erwartend auf den französischen Offizier.

»*Ventre saint gris!* was ist da viel zu erzählen!« sagte dieser. »Sie werden gehört haben, daß die, offenbar durch Verrath herbeigeführten Explosionen am 4. und 5. Februar bereits Brechen gelegt, welche die weitere Vertheidigung unmöglich machten, obschon Herr Cialdini sie doch nicht zu benutzen wagte, und lasen eben, – warum der König die Kapitulations-Behandlungen befohlen, während wir Fremden alle auf einen allgemeinen Ausfall drangen, um uns durchzuschlagen oder zu sterben.

Während der dreitägigen Verhandlungen weigerte sich dieser Mörder Cialdini, die Feindseligkeiten einzustellen und fuhr fort, den Platz mit Bomben und Granaten zu bedecken. Alle Bedingungen waren schon festgesetzt,<sup>1</sup> es fehlte Nichts weiter, um die Kapitulation zu erfüllen, als die Abschrift des langen Dokuments und die Formalitäten der Unterschrift, und die piemontesischen Batterien verbreiteten dennoch den Tod in Gaëta, und die vom Verräther Guanarelli vorbereitete Explosion des Pulvermagazins der Transylvania mußte erst noch Offiziere und Soldaten unter seinen Trümmern begraben.

Man sagt – ich weiß es nicht, denn ich bin ein einfacher Soldat, kein Diplomat« – der Redner warf bei dieser Erwähnung einen fragenden Blick auf den Abbé, der jedoch ruhig die Augen

<sup>1</sup>Historisch!

am Boden hielt, – »daß wenn sich die Festung nur noch vierzehn Tage hätte halten können, die Aufhebung der Belagerung in Folge anderweiter Intervention hätte erfolgen müssen. – Genug, die Capitulation war am 13. unterzeichnet und am 14. sollte der Trümmerhaufe, den man die Festung Gaëta nennt, an den Schlächter Cialdini übergeben werden, der – merken Sie das wohl, mein Herr Spanier! Jeden, der ferner noch für König Franz ficht, nicht als Soldaten, sondern als Räuber betrachten will.

Graf Casella, unser Kriegsminister, hatte bereits am Tage vorher an den französischen Consul nach Neapel um ein Schiff telegraphirt, und früh Morgens am 14. lief der Aviso-Dampfer ›La-Mouette‹ in den Hafen ein.

Die Anstalten waren rasch getroffen. Um 8 Uhr früh war die piemontesische Avantgarde in die Festung eingerückt und hatte laut der Verabredung des neuen Gouverneurs Generalleutenant Milon mit General Riducci Besitz von den Batterieen der Landseite und vom Orlando-Berge genommen. Unsere Truppen hatten sich während der Nacht bereits auf die Seeseite zurückgezogen und bildeten von der Kasematte des Königs bis zum Steinthor hinab Spalier, wozu jedes Corps der Besatzung eine Compagnie gestellt hatte.

Es mochte zehn Uhr sein, als das Balkenthor der Kasematte sich öffnete und das königliche Paar zum letzten schweren Gange heraus trat.

Ich sehe sie noch vor mir! Der König trug die einfache Offizier-Uniform, in der er sich fast immer bewegte, die Königin war schwarz gekleidet, auf dem kleinen weißen Hut wehte die grüne Feder, die uns so oft aus dem Pulverdampf der Batterieen geleuchtet. Die Musik spielte die bourbonische Hymne mit ihren melancholischen Tönen – ich werde den Augenblick nie vergessen, und wenn ich Methusalems Alter erreichte! Wie die Meereswogen gegen die Klippen schwoll das tausend- und abertausendstimmige *Viva il Re! viva la Regina!* Es lebe der König! Es lebe die Königin! aus der Menge des Volkes und der Soldaten, als sie langsam vorwärts schritten zum Strande. Dann war kein Haltens mehr! Ich sah selbst, wie die Thränen über die fahlen und benarbten Wangen der Soldaten rollten, die hagere Faust erzitterte, als sie mit ihren von Kugeln und Strapazen zerrissenen Uniformen mit gesenktem Haupt zum letzten Mal vor ihrem König präsentirten, und dann brachen die Linien, und Alles drängte vor, die Hände, die Kleider des königlichen Paares zu küssen, – über das bleiche Gesicht des Königs flog ein Strahl von Stolz bei diesem Abschied der Tapfern, in seinem Auge lag wie Dank der tröstende Ruf: *A rivederci!*«

»Und solche Treue, solche Hingebung,« rief der Prinz heftig, »glaubt Herr Cialdini mit den Paragraphen seiner Convention auslöschen und zur Verrätherei stempeln zu können, wenn sie festhält an Dem, dem sie geschworen!«

»Als die Königin an den Offizieren vorbeischnitt,« fuhr der Franzose fort, »hatte sie nur die Kraft, die Hand zu erheben und zu flüstern: ›Vergesst uns nicht!‹ sie weinte heftig. Der König nahm sie in die Arme und flüsterte ihr Worte des Trostes zu, als er sie auf dem Deck des Dampfers am Steuerbord niederließ und neben ihr stehen blieb. Ihre Königlichen Hoheiten der Graf von Trani und Graf Caserta standen am Mast gelehnt – Aller Augen waren zurück gewendet nach der getreuen unglücklichen Stadt, während über den Majestäten das königliche Banner der Bourbonen vom Hauptmast wehte und von der Bastion Citadella die Flagge Neapels sich unter dem Salut der Hafenbatterieen drei Mal neigte zum letzten Ehrengruß.«

»Und das Gefolge des Königs?« frug der Spanier.

»Es bestand aus ungefähr hundert Personen. Gesandte, Minister, unsere Generäle und Offiziere, die Diener des königlichen Hauses und etwa ein halbes Dutzend französischer Offiziere, darunter auch ich, die man für Adjutanten des Königs angesehen, und die Seine Majestät durch diese Anordnung den schweren Drohungen Cialdini's für die Nacht von San Agatha entgehen wollte. Admiral Persano kam mit seiner Flotte aus dem Hafen von Mola heran, um sich das ungefährliche Schauspiel dieser Einschiffung zu verschaffen – aber die ›Mouette‹ nahm keine Notiz von seiner Begrüßung. Erst als die ›Mouette‹ ihr Bugspriet wendete unter dem Wehen der Tücher, dem donnernden Hurrah der Menge und hinter den Felsen der Trinita in den blauen Wogen des tyrrhenischen Meers verschwand, sank die weiße Flagge der Bourbonen und die Farben des neuen Frankreichs stiegen an der Gaffel des Dampfers empor. Adieu Gaëta!«

Der Prinz hatte mit zusammengezogenen Brauen dem Schluß der Erzählung zugehört. »Ich danke Ihnen Herr Graf,« sagte er – »was Sie da gesprochen, wird mit Flammenzügen in unser Aller Herzen eingegraben bleiben. Sie kehren zurück in Ihr Vaterland, – vielleicht kommt auch dort einmal die Zeit, wo die Fahne der legitimen Könige sich wieder erhebt; dann werden gewiß noch die Meisten von Denen, die sich unter den bourbonischen Lilien auf den Wällen Gaëta's scharten, und die jetzt bereit sind, den Kampf gegen den Usurpator in den Schluchten der Abruzzen fortzusetzen – auch jenseits der Alpen gegen einen anderen Usurpator stehen. Nicht die Waffen der Piemontesen sind es, die Neapel besiegten und Rom stürzen werden – die selbstsüchtige Politik England war es, und die Perfidie des Mannes, der den Thron Frankreichs einnimmt. Beides wird schwer in der Zukunft sich rächen!«

»Das wird es!« sprach eine tiefe Stimme. – Es war das erste Mal, daß der Mann gesprochen, den der Prinz von Caserta als den Kapitain Grimaldi bezeichnet, und den gegen das Licht des großen Fensters gekehrt der Spanier nur undeutlich hatte sehen können. Es war ein Mann von hohem imponirendem Wuchs, breiter Brust, breiten Schultern, und schmalen Hüften. Das Gesicht war tief gebräunt wie von der Sonne eines heißeren Himmelsstrichs, seine Züge von klassisch edlen Formen und doch kühnem und entschlossenem Ausdruck, aber es lag ein tiefer Ernst, ja eine finstere Schwermuth auf ihnen. Der Fremde, dessen feste militairische Haltung trotz der bürgerlichen Kleidung nicht zu verkennen war, konnte seinem Aussehen nach höchstens im Anfang der Vierziger stehen, und doch war sein Haupthaar bereits leicht ergraut, und nur der nach albanesischer oder orientalischer Sitte um die Mundwinkel tief herniederhängende Schnurbart dunkel und wohlgepflegt.

Er trug keinerlei Dekoration, doch zeigte sein ganzes Aeußere, daß er ein Mann von Auszeichnung sein mußte, der unter verschiedenen Umständen und in verschiedenen Lagen gewiß eine hervorragende Rolle gespielt hatte.

»England,« sagte der Fremde – »wird nie aufhören, das Recht der Völker und der Einzelnen zu verhöhnen und Treu und Glauben mit Füßen zu treten, wenn es seiner Herrschsucht und seinen Krämer-Interessen paßt. Was sind ihm Bündnisse und Verträge, geschworene Eide, wenn es gilt, einen Vortheil zu erringen. Aber der Rächer schläft nicht, und von Osten her wird er auferstehen und im Osten das stolze Albion an seinem innersten Nerv fassen, wie schon einmal geschehen ist, bis es am Boden liegt. Glauben Sie mir Hoheit, die sicilianische Schwefel-Spekulation Englands wird ihm über kurz oder lang am Ganges vergolten werden.«

Der Spanier hatte mit Erstaunen auf den Mann gesehen, der gesprochen, und der jetzt im vollen Licht stand – er wollte eben einen Schritt auf ihn zu thun, als der Prinz ihn unterbrach.

»Nicht die Perfidie Englands allein ist es, ich wiederhole dies, ebenso die Doppelzüngigkeit des Napoleoniden. Die Freundschaft Frankreichs ist ein gefährliches Ding und wird schwer bezahlt! Wir büßen sie mit dem Thron des schönsten Landes der Welt; Gott allein hat gewollt, daß wir sie nicht auch mit dem Leben zahlten. – Ich fürchte, Señor Conde, auch Ihr Spanien, die Königin Isabella, wird sie theuer bezahlen. Wir gehen mit Ehren in die Verbannung; aber meine Herren, der Kaiser Napoleon möge sich hüten, – es kann leicht kommen, daß sein Spiel mit fremden Kronen einen Märtyrer macht, dessen Blut ihn dort oben anklagt und die göttliche Nachsicht erschöpft, so daß der Fluch ihn selbst zerschmettert, ihn und sein Geschlecht!«

»Amen! – so sei es!« sagte die klare scharfe Stimme.

Der Prinz wandte sich nach einer Pause zu Lerida. »Warum betrachten Sie Herrn Grimaldi so aufmerksam, ja erstaunt?«

»Wenn mich nicht die Kleidung dieses Herrn und sonst einige Umstände irre machten, würde ich sagen, ich hätte bereits die Ehre, ihn zu kennen.«

»Da – wie ich gehört habe – Sie Beide ein reiches Leben bereits hinter sich haben, in das wir ja meist erst eintreten, wäre es wohl möglich, daß Sie einander schon getroffen hätten. Wenn Sie sich nicht erinnern, wird vielleicht das Gedächtniß des Herrn Kapitäns aushelfen.«

Der Bezeichnete lächelte eigenthümlich schwermüthig. »Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn Grafen gleich beim Eintritt in das Zimmer Eurer Königlichen Hoheit wieder zu erkennen, obschon unsere Begegnung in Indien nur flüchtig war!«

»Bei dem Schatten meines Oheims – General *Maldigri*, der tapfere Wessir und Führer der Gortschura der Rani von Ihansi!« rief der Conte.<sup>1</sup>

Der Ionier schüttelte seine Hand. »Es freut mich, Sie hier wieder zu sehen, denn ich hörte einige tapfere und wackere Handlungen später von Ihnen. Doch jene Titel und Namen sind dahin mit Jenen, die sie gegeben – ich bin nur der einfache Kapitain Grimaldi, als welcher ich vor fast zehn Jahren nach dem fernen Osten ging, die Feinde meines Vaterlandes am Ganges zu bekämpfen.«

»So ist die edle Rani auch ein Opfer jenes furchtbaren Krieges geworden?«

»Sie hat es vorgezogen, ehe sie sich in die Hände ihrer Todfeinde gab, den Flammentod, dem wir sie einst entrissen, unter den Trümmern ihres brechenden Palastes zu suchen. Zwei dunkle Schatten aus jenem Lande der Sonne haben meinen einsamen Weg zur Heimath begleitet.«

Der Ionier trat zurück und nahm seinen früheren Platz wieder ein; der Spanier wandte sich an den jüngeren Franzosen. »Kennen Sie vielleicht aus Paris einen Offizier Boulbon?«

»Boulbon? daß ich nicht wüßte! Der Name Boulbon ist allerdings bekannt – aber sein Träger längst todt und vergessen.«

»Ich vergaß – er führt noch einen anderen Namen: Kapitain Louis Clement, genannt Boulbon, so stellte man ihn mir bei dem Herrn Herzog von Grammont vor einer Stunde vor.«

»Clement? – Louis Clement? o ja – ich erinnere mich eines jungen Mannes dieses Namens, der in Paris, von der Frau Marschallin Saint Arnaud protegirt, in vielen Gesellschaften verkehrte und wenn ich nicht irre, im Stabe des General Montauban mit nach China ging.«

»Dann ist es derselbe. Der Herzog von Grammont behandelte ihn mit vieler Aufmerksamkeit und nannte ihn wiederholt Herr Graf.«

---

<sup>1</sup>Nena Sahib.

»So müßte er ein natürlicher Sohn des bekannten Abenteurers sein, der zur Zeit der Präsidentschaft nach Mexiko ging oder geschickt wurde und dort zu Grunde gegangen sein soll. Aber wie kommt der Lieutenant Clement oder Boulbon hierher?«

»Er ist auf dem Weg nach Paris, von General Montauban mit den bei Palikao erbeuteten Fahnen und anderen Dingen geschickt, sie dem Kaiser zu überbringen. Da augenblicklich kein französischer Dampfer in Alessandria lag, hat er das größere Gepäck dort zurück gelassen, ist mit dem Lloyd nach Brindisi gegangen und macht zu Lande den Weg. Sie können da, wenn Sie wirklich, wie ich vorhin hörte, nach Frankreich zurück wollen, statt mit uns noch einige Abenteuer in den Abruzzen zu versuchen, mit ihm zusammen reisen.«

»Das würde mir viel Vergnügen machen. Leider muß ich in der That Italien verlassen. – Seine Majestät der König Franz wollten uns Franzosen, die wir das Glück hatten, bei der Kapitulation auf der Mouette der Kriegsgefangenschaft mit zu entwischen, wie ich Ihnen vorhin erzählte, nicht gestatten, uns als außer dieser Capitulation stehend zu betrachten, und ich bin der Letzte von meinen Kameraden, welcher sich zurückzieht.«

»Die Reise-Gesellschaft wird Herrn Boulbon-Clement gewiß sehr angenehm sein, um so mehr, als er unterwegs – ich glaube an den Küsten des rothen Meeres, einen seiner Begleiter, einen Offizier Herrn de Thérouvigne verloren hat.«

»Henri? Der lustige Henri von den Husaren? – Ich hörte, daß er mit nach China kommandirt war. O das ist schade! Wie ging es zu – das muß ich mir erzählen lassen!«

»Ich weiß es selbst nicht – ich sprach Kapitain Boulbon nur einige Augenblicke. Aber gestatten Sie mir, meine Herren da einen Vorschlag zu machen, mit Erlaubniß Seiner Königlichen Hoheit.«

»Sprechen Sie Graf! Ich sehe dort den Herrn Marchese, der Sie einführte, von dem Pavillon meines Bruders kommen, und wir werden daher nur wenig Zeit haben.«

»Eben deshalb, Königliche Hoheit! – Wir haben uns durch Ihre gütige Erlaubniß hier so eigenthümlich zusammen gefunden, daß es schade wäre, uns sogleich nach den Audienzen ohne nähere Bekanntschaft wieder in alle Richtungen zu zerstreuen. Darf ich – obschon der Letzte der Erschienenen, die Herren einladen, den Abend zusammen als meine Gäste zu verbringen?«

»*Per baccho*, Conte, das ist ein trefflicher Gedanke, den ich selbst hätte haben können. Ich gebe meine Einwilligung, aber nur unter der Bedingung, daß ich auch dabei sein darf.«

»Eure Königliche Hoheit würden uns damit eine große Ehre erweisen.«

»Ach was – das Vergnügen ist auf meiner Seite. Abbé, Sie kommen doch auch?«

»Ich entziehe mich nie einer lebenswürdigen und interessanten Gesellschaft, wenn mich nicht höhere Pflichten abhalten.«

»Und Sie bringen Ihre neue Bekanntschaft, den kleinen Kapitain Boulbon mit?«

»Ich hoffe es, Königliche Hoheit!«

»Es dürfte mir kaum möglich sein,« wandte der Ionier ein.

»Unsinn, Kapitain – Sie dürfen sich dem nicht entschlagen. Ich verspreche Ihnen, wir unterhalten uns da weiter wegen des russischen Gesandten, und ich werde bis dahin die Meinung Seiner Eminenz erfahren haben – wann und wo treffen wir uns?«

Der Graf von Lerida wollte die Gesellschaft in sein Hôtel einladen, aber das paßte den Meisten, bereits besser mit den römischen Sitten bekannten, nicht. Schließlich einigte man sich auf den naiven Vorschlag des Brigantenhäuptlings, der den Herren etwas ganz Besonderes

und Originelles zu zeigen versprach, über eine Trattoria in der Nähe des Corso's und man bestimmte die Zeit um 7 Uhr, zu welcher man sich dort zusammen finden wollte.

Der Kammerherr vom Dienst öffnete die Thür. »Meine Herren, Se. Majestät haben so eben die Eminenz entlassen, die Herren Kapitain *Grimaldi* und *Chevigné* haben die ersten Nummern der Audienz.«

»Ich werde Sie begleiten, meine Herren,« sagte der Prinz. »Also es bleibt bei unserer Verabredung!«

Die Anwesenden verbeugten sich, die Aufgerufenen folgten dem Kammerherrn und dem Prinzen.

Der Spanier hatte sich dem Abbé genähert. »Können Sie mir sagen, Signor Abbate, ob Se. Eminenz – wenn mir recht ist, habe ich doch darunter Se. Eminenz den Kardinal-Staatssekretair Antonelli zu verstehen, – seine Wohnung im Quirinal hat?«

»Seine Eminenz haben zwar ihren besonderen Palazzo in der Stadt,« antwortete der Angeredete mit der größten Bereitwilligkeit, »aber eine Dienstwohnung und die Bureaux im Quirinal, wo Se. Eminenz sich während des ganzen Tages aufhält und auch die Audienzen giebt.«

»Ich verstehe! aber es ist mir nicht um eine öffentliche Audienz zu thun, ich habe dem Herrn Cardinal eine private Mittheilung zu machen.«

Der Abbé sah ihn forschend an. »Darf ich ohne zudringlich zu erscheinen, fragen, ob sie von Wichtigkeit ist?«

»Ich habe Ursach, zu glauben, daß Seine Eminenz sie dafür halten werden.«

»Dann, mein Herr, werde ich die Ehre haben, Sie nach der Audienz bei Seiner Majestät zu erwarten.«

»Ich danke Ihnen, Signor Abbate, und da Sie so gefällig und – ich will meine Meinung offen sagen, – hier so einflußreich zu sein scheinen, frage ich Sie direkt: Kann ich dem König hier nützlich sein, und wie und wo?«

Der Abbate sah den Spanier mit vorsichtigem klugem Blick an. »Es würde thöricht sein, Ihnen nicht zu sagen, Señor Conde,« sprach er auf Spanisch, »daß wir bereits hier von Ihnen gehört haben. Es ist mir deshalb auch nicht eingefallen, in die Heiterkeit Seiner Königlichen Hoheit, des Herrn Grafen von Caserta einzustimmen, als Sie vorhin sich einen Demokraten und Freimaurer nannten. – In den geheimen Archiven des Vaticans giebt es ein Fascikel, das Seine verstorbene Herrlichkeit, den Herrn Viscount von Heresford betrifft.«

Lerida sah den klugen Priester lächelnd an. »Ich sehe, meine Physiognomik hat mich nicht getäuscht, und ich habe den rechten Mann gefunden. Offen gestanden, Signor Abbate, ich hoffe dem erwähnten Fascikel noch einige nicht uninteressante Blätter hinzuzufügen; – denn ich habe viel von der Natur meines Oheims, nur pflege ich gewöhnlich Handschuhe anzuziehen, wenn ich mit dem sogenannten Volk, das heißt mit dem männlichen Theil desselben, mich einlasse, aber ich brauche einen Mann von Welt, wie Sie, nicht zu versichern, daß auf der anderen Seite Nichts über eine hübsche feste Plebejerin geht! Auch habe ich keine Ursache, wie mein Oheim that, mich nicht mit der Kirche gut zu stehen; umgekehrt, mein Vater war immer ein guter Katholik und das ketzerische Blut meiner Mutter zeigt sich nur in andern Auswüchsen. – Aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Das ist nicht so leicht, wie Sie denken, Señor Don Juan. Was die Brigantaggia betrifft, so haben wir allerdings einige ganz tüchtige Corps, die schon während der Belagerung sich wacker geschlagen und den Piemontesen Abbruch gethan haben.«

»Bitte, informiren Sie mich – wenn wir noch Zeit haben!«

»Ich glaube wohl – eben hat man Herrn Tristany und den französischen Conte zur Audienz abgerufen, – und wir brauchen uns vor diesem würdigen Mann und wie ich glaube, auch nicht vor dem Herrn Offizier« – er wies auf den Briganten und den Deutschen, – »in der Behandlung des Gegenstandes nicht zu geniren. Es ist gut, wenn der Letztere ohnehin darüber informirt wird,« fuhr er, die Sprache wechselnd fort, »denn der Signor wird manche unangenehme Erfahrung in Betreff der Camarilla machen, die dem unglücklichen Fürstenpaar selbst hierher gefolgt ist, und jedes energische und einmüthige Handeln verhindert.«

Der Graf wiegte sinnend das Haupt. »Welchen Zauber muß die Treue da haben, wenn sie selbst solche Zustände überwindet und sich opfert, ohne die Aussicht auf Erfolg.«

Der Abbé schwieg, was auch sollte der Priester, der nur das Eine kannte: die Zwecke seiner Kirche, sagen auf diesen Ausbruch eines anderen Gefühls.

»Also, Signor Abbate! ich bitte um Ihre Information.«

»Da ist zunächst die Truppe hier unseres Freundes Tonelletto und des Capitain Chevigné. Sie bestand anfangs aus Soldaten der päpstlichen Armee, die sich nach dem Unglückstag von Castelfidardo in die Berge geworfen hatten und den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, – aber ich denke, sie wird sich jetzt auflösen, da Kapitain Chevigné in Folge seiner Gefangennahme sich gebunden glaubt, unthätig zu bleiben, und Tonelletto sich mehr zwischen Rom und den Bergen bewegt, als für die Leitung einer eigenen Truppe gut ist. Wohin geht Ihr zunächst Capitano?«

»Nach Civitella del Tronto – der Prinz will, daß ich den Brief überbringe und mit dem Pater Dominikaner selbst rede.«

»Sie hören es – es ist also Nichts für Sie, Signor Conte. – Oberst de *Luvara* hat in der Abruzzo ulteriore gegen 800 Mann, meist alte Soldaten, und bei ihm ist ein tapferer Deutscher der Major Graf *Kalkreuth*, aber es ist in diesem Augenblick schwer, zu ihm zu gelangen. – In der Provinz Terra di Lavoro kommandirt Major Graf *Christen*, der von Gaëta aus nach dem Ueberfall von St. Agatha dahin kommandirt wurde. Unter ihm dient der Capitano Luigi Alonzo *Chiavone*, ein tüchtiger Gebirgsmann.«

»Ein Lump ist er!« brummte der Brigant – »ein eitler Narr und Feigling – *per Baccho!* Euer Ehrwürden werden wenig Freude daran erleben!«

Der Abbate lachte. »Sie müssen wissen, Signor Conte, es herrscht eine alte Feindschaft zwischen den Beiden. Die Truppe hat Tüchtiges geleistet, denn sie vertheidigte unter Anderm unsern Bergstecken Bauco siegreich gegen eine volle piemontesische Brigade, die von Nora her über unsere Grenze gedrungen war. Wie die Sachen jetzt stehen, beabsichtigt der König mit dem Befehl zur Uebergabe der Citadelle von Messina und der Civitella del Tronto Oberst Luvara und Graf Christen abzurufen und es wird dann allerdings die Brigantaggia einen andern Charakter annehmen – das ist, worauf ich die Herren aufmerksam zu machen für Pflicht halte.«

»Soll das heißen, daß der Krieg nicht mehr im Namen Seiner Majestät des Königs Franz weiter geführt werden wird?« fragte der deutsche Offizier.

»O – gewiß! Seine Majestät haben das volle Recht, ihre Offiziere zu ernennen, – aber . . . «

»Bitte die Wahrheit Signor Abbate!«

»Diese Offiziere führen den Krieg wohl im Namen des Königs, aber doch auf eigene Hand! – Es hat sich bis jetzt eine einheitliche Leitung nicht erzielen lassen – General Tristany ist allerdings in diesem Augenblick hier, um mit dem Oberbefehl der Streitmacht Seiner Majestät in dem Königreich Neapel betraut zu werden, aber ich fürchte – er wird viele Schwierigkeiten finden, diesen Oberbefehl aufrecht zu erhalten.«

»Aber warum stellt sich Seine Majestät nicht selbst an die Spitze des Widerstandes in den Abruzzen? Warum sendet er nicht den Grafen von Caserta?«

Der Abbé zuckte die Achseln. »Seine Majestät haben zu traurige Erfahrungen gemacht mit dem Abfall Derer, auf deren Treue er Felsen gebaut hätte. Die Königin wollte es thun und dieser wackere Mann eben ist hier, einen letzten Versuch zu machen – aber ich fürchte Seine Eminenz der Herr Kardinal Staatssekretair haben eben dem König die Entscheidung des heiligen Vaters überbracht, daß die königliche Familie dann das Asyl in Rom aufgeben müsse.«

»Und warum?«

»Wir sind selbst in einer sehr prekären Lage, von der Habgier des Königs Victor Emanuel und seiner Minister bedroht, die auf jeden Vorwand lauern, sich der letzten Reste des päpstlichen Gebietes zu bemeistern. Ein solcher Vorwand würde aber die offene Unterstützung des Kampfes sein, – und doch kann dieser eben nur von hier aus geleitet werden. Für das, was im Geheimen geschieht, hat die Polizei der Regierung Seiner Heiligkeit keine Verantwortlichkeit – außerdem ist dafür die französische Schutzmacht da, diese mag es verhindern, so gut sie kann. Wir müssen uns den Rücken decken.«

Der Spanier lachte. »Signor Abbate – die Politik der heiligen Kirche bleibt immer die alte, – das heißt, die der Hinterthüren! – Der König Franz von Neapel ist nur ein neues Beispiel zu der Geschichte in Spanien, wo man es weder mit der Königin Isabella, noch mit dem Infanten Don Carlos verderben wollte. Hüten Sie sich, daß die römische Doppelzüngigkeit nicht einmal zu ihrem eigenem Verderben ausschlägt.«

Der Abbate richtete sich stolz empor – es lag etwas in dem Blitz seines Auges, das an die Macht des Bannstrahls im Mittelalter erinnerte. »Die heilige Kirche,« sagte er mit tiefer Stimme, »ist unfehlbar und thut immer das Rechte. Sie kann der blinden Auslegung der Laien trotzen. – Aber,« fuhr er fort, und Stimme und Haltung sanken wieder zu der milden einschmeichelnden Süße herab, »Eure Herrlichkeit Señor Don Juan Lerida machen da der armen Kirche einen Vorwurf, der auch den Kämpfer der Legitimität, welcher zugleich Freimaurer und Revolutionair *par excellence* ist, doch nicht minder treffen würde.«

»Brava Signor Abbate, ich habe es gern, meine Klinge mit einem scharfen Gegenstoß zu kreuzen. Zum Dank müssen Sie mich heute Abend in die gegenwärtige kleine Chronicque der heiligen Stadt einweihen, – ich meine nicht über die *parente* irgend eines der Herrn Kardinäle – warum sollte ein so ehrwürdiges rothtalartes Kirchenlicht nicht auch Verwandtinnen haben, wie jeder andere vom Weib geborne Mensch; – aber die Anwesenheit der rothbehosten Herren von der Seine geht doch sicher nicht so spurlos vorüber, daß nicht einige kleine Anekdotchen von Marchesa R. oder der Principessa H. verlauten sollten! Ich habe in den hinterlassenen Papieren meines Oheims einige recht pikante Histörchen gefunden, und da die Nonnenklöster in Rom noch nicht aufgehoben sind . . . «

»*Apaga! apaga!*« rief der Abbate mit komischer Salbung. – »Sie reden schrecklich ketzerisch, Signor Conte, und ich müßte Sie eigentlich dem heiligen Gericht denunciren. Aber da kommt glücklicher Weise Seine Excellenza der Herr Kammerherr Ihrer Majestäten, Sie zur Audienz abzuholen, und ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn Sie bei so frevelhafter Gesinnung nicht reüssiren.«

»Aber trotz dieser Bußpredigt werden Sie mich erwarten?«

»Ich werde unterdeß die Erlaubniß nachsuchen!«

In der That wurden der Graf und der deutsche Offizier in diesem Augenblick zu der Audienz entboten.

Die beiden Herren hatten kaum das Zimmer verlassen, als die ganze glatte, joviale Haltung des Geistlichen sich änderte. Ein stolzer fast drohender Blick folgte den Beiden. »Streiter der heiligen Kirche wollen sie sein, Kämpfer des legitimen Thrones und Rechts, und sind doch nur Knechte ihrer Lüste und Leidenschaften – die ihr eigenes Ich verfolgen, ihre Wünsche und Zwecke. Nur in der Unterordnung, nur im absoluten Gehorsam liegt das Verdienst und liegt die Macht. – Dieser Mensch, der prahlt mit seinen Lastern und seinen Sünden, dem das Ich sein Gott und des Lebens Wollüste sein Glaube, – er ist freilich der Schlimmsten und Gefährlichsten noch nicht Einer, – aber auch er in seinem Hochmuth, der spottend nieder sieht auf den Priester, der ihm nur zum Spiel und Mittel dient – er soll dem Demüthigsten und Niedrigsten zum Werkzeug werden für das große Werk der Verherrlichung und Allmacht der Kirche! Und wenn er es wagt, ihr zu widerstreben, sich loszureißen von dem Bande, das sie hält über Alle, – an dem sie frei zu fliegen denken über Länder und Meere, weil sie es nicht fühlen, weil es nicht sichtbar ist ihren blöden Augen! – wenn er es wagt, es zu zerreißen – dann soll er fallen in seinen Lüsten und seinem Hochmuth, wie sie Alle verderben mögen, die rütteln wollen an dem gewaltigen Bau der Kirche des Herrn!«

Die Worte waren gemurmelt, während er am Fenster stand und dem Manne nachschaute, dem sie galten. Dann wandte er sich zu dem Briganten, der gleichgültig am andern Ende des Zimmers lehnte und den Wölkchen seiner Cigarre nachsah.

»Komm hierher Tonelletto,« sagte er – »ich weiß, Du bist ein treuer Sohn der Kirche und hast ihr schon wichtige Dienste geleistet.«

»*Eh!* – warum sollte ich nicht? hab' ich doch einen Cardinal zum Vetter – und ich bin sicher, er hätte mich längst garottiren lassen trotz der Verwandtschaft, wenn ich nicht ein guter Soldat der Kirche geworden wäre.«

»Wir wissen es – und die Regierung Seiner Heiligkeit ist deshalb für manche andere kleine Sünden nachsichtig gewesen. Se. Eminenz will Dir sogar sehr wohl, wenn er auch nicht gern persönlich mit Dir zu verkehren liebt. Wie Du mir vertrautest, hast Du bereits in Gaëta versucht, den König und die Königin zu bewegen, sich an die Spitze der Freiwilligen in den Gebirgen zu stellen?«

»Ich that es – und ich sage Ihnen, Signor Abbate, es ist noch meine Meinung, daß es das Vortheilhafteste gewesen wäre. Wir hätten die Civitella zum Stützpunkt gehabt, die jetzt so nichtswürdiger Weise den Piemontesen übergeben werden soll, und alle die wilden Burschen, die Sie heute sehen werden, hätten sich beeilt, dem König Franz zu gehorchen, statt daß sie jetzt – die heilige Jungfrau weiß, was thun werden.«

»Die ich heute sehn werde? Was soll das heißen?«

»Sie erinnern sich, Signor Abbate, daß die Excellenza's verabredet haben, sich in dem Café Constanza in der Via Condotti ein Rendez-vous zu geben.«

»Leider hat Seine Königliche Hoheit das Erscheinen selbst zugesagt. Man wird für ein besonderes Zimmer sorgen müssen.«

»*Per Baccho* – ich weiß Besseres. Wenn die Signori die Constanza bloß als Versammlungsort betrachten und mir erlauben wollen, sie in einer Bettole<sup>1</sup> meines Schlags, die nicht sehr entfernt davon liegt, zu bewirthen, so stehe ich Ihnen dafür, daß ihre Excellenzen in Nichts belästigt und auf das Discreteste behandelt werden und dabei doch nach Belieben ganz interessante Bekanntschaften machen sollen.«

»Was verstehst Du darunter?«

»*Eh* – Nichts, Signore Abbate, als daß in einem der Zimmer, – es sind deren drei, Signore – eines für die allgemeinen Gäste, eines für mich und die Freunde der Brigantaggia – und ein reservirter Raum für die vornehmen Herren, die auch zuweilen dahinkommen – in Geschäften! – also, daß in meinem Gemach eine Gesellschaft von Burschen versammelt sein wird, die dem König Vittore Emanuele, wenn es verlangt wird, den berüchtigten Knebelbart ausreißen oder die Engelsburg stürmen könnten.«

»*Lente! lente!* – Aber was sind das für Bursche?«

»*Eh* Signore, sie sind aus den Provinzen und expreß hierher gekommen, um zu hören, welche Antwort mir Seine Majestät heute für mich und sie geben wird. Es sind sechs Bursche, fähig den Teufel aus der Hölle zu schlagen und jeden Augenblick fertig, eine tüchtige Bande Briganti zu bilden, wenn auch – was ich gestehen muß, – nicht grade sehr für militairische Disciplin eingenommen.«

Der Abbate hatte nachsinnend mehrere Male mit dem Kopf genickt. »Es könnte passen. Ihre Namen?«

»Da ist erstens *Cipriano*, er heißt eigentlich dalla Galla, aus der Gegend von Capua, eigentlich ein Halsabschneider, aber ein Kerl von unbestrittenem Muth; dann der Pilone, der schon jetzt eine kleine Bande auf dem Vesuvio hält, und einen Engländer oder einen neapolitanischen Bankier im Handumdrehen in die Berge entführt und seinen Freunden Nase, Ohren und Finger stückweise zuschickt, wenn sie zaudern, das Lösegeld zu zahlen. Dann Domenico *Coja* – wir nennen ihn Gentrilli aus dem Majenardi Gebirge in der Provinz Molise, und vor Allem *Piccione*<sup>2</sup> – aus dem Abruzzo ulteriore, aber er ist eher ein Habicht als eine Taube. Auch hat *Crocco-Donatello* aus der Basilicata den *Coppa*<sup>3</sup> gesandt, der eine berittene Bande bilden will. *Corpo di Christo* – ich verlasse mich lieber auf meine eigenen Beine. Den Sechsten kenne ich zwar nicht, aber er soll auf der Appischen Straße sein Wesen haben und den Rothhosen arge Nasen drehen.«

Der Abbate hatte immer mehr überlegt. »Es ist gut Capitano – wir werden kommen, aber Sorge, daß dies unbemerkt geschehen kann. Wie heißt die Bettole?«

»Die Colombaia<sup>4</sup> – sie liegt jenseits des Corso nach dem Tiber.«

»Ich habe davon sprechen hören – sie steht in schlimmem Ruf.«

»Nicht für ehrliche Leute, Signore – und der Wein ist vortrefflich.«

---

<sup>1</sup>Weinhaus.

<sup>2</sup>Täubchen.

<sup>3</sup>Der Becher.

<sup>4</sup>Taubenschlag.

»Hast Du sonst noch Geschäfte?«

»Nur einen Besuch mit Kapitain Chevigné bei dem armen Irländer, der in dem Kloster der heiligen Rosalia durch den Schuft von Pinelli seine Schwester verloren hat. Der arme Mann, der sie erschossen, ist in unserer Gesellschaft.«

»Ich hörte von dem Ereigniß. – Jetzt zu wichtigeren Aufträgen.«

»Ich erwarte Ihre Befehle, Riverenza!«

»Die heilige Kirche braucht Geld!«

»Wer, Riverenza, brauchte das nicht!«

»Schweig! Es ist eine bedeutende Summe, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht erzielt werden kann, und doch ist es eine ächte und gerechte Steuer, die dem Verrath und der Empörung gegen die Gesetze Gottes auferlegt werden soll.«

»Dann Signore je höher, je besser!«

»Sie betrifft zwei angesehene Namen, obschon sie von jenem verfluchten Volke abstammen, das den Heiland an's Kreuz schlug.«

»Ich begreife! Schufte von Juden!«

»Sie sind es nicht mehr – dem Namen nach! Aber sie haben für den Preis der Befreiung aus dem Ghetto durch diesen künftigen König von Italien ihm die Mittel verschafft, es zu werden. Ihre Strafe sei die Steuer, welche die heilige Kirche ihnen auferlegt.«

»Wie viel?«

»Vorläufig fünfzigtausend Scudi von Jedem. Was Du darüber erpressen kannst, magst Du zur Ausrüstung Deiner Truppe behalten.«

»Ich Signore?«

»Du selbst! – Das Consiglio dei Tre<sup>1</sup> hat es befohlen und ich habe den Auftrag erhalten, Dir die Mittel dazu an die Hand zu geben.«

»Das ist etwas Anderes, Signore – was das Consiglio dei Tre befiehlt, muß geschehen. Ich weiß, daß es mein Leben kosten würde, wenn ich nur mit einem Gedanken widerstrebte. Also haben Sie die Güte, mir zu sagen, was ich zu thun habe.«

»Zunächst – bist Du im Stande, zwei Personen so heimlich in irgend ein Versteck zu schaffen, daß sie spurlos verschwunden bleiben können?«

»Nichts leichter als das, Signore. Wir haben seiner Zeit unter dem Mascherato ganz andere Dinge ausgeführt.«

»Ich weiß, daß Du mit jenem Verfluchten zu thun gehabt hast, dessen Neffen wir heute die Hand drücken müssen. Indessen, erinnere Dich, daß Rom von französischen Posten besetzt ist und selbst bei einem Mißlingen des Streiches man glauben soll, er sei von den Republikanern<sup>2</sup> ausgeführt.«

»Ich verstehe. – Wer sind die beiden Personen?«

Der Abbate gab ihm einen Zettel, auf dem zwei Namen standen.

»*Demonio!* – seh ich recht? Signore Abbate, das geht über meinen Witz und ich fürchte über meine Kraft! Der Fürst – der Bankier Seiner Heiligkeit selbst – und der Andere, wie ich zufällig weiß, der der französischen Gesandtschaft!«

»Eben dieselben!«

---

<sup>1</sup>Biarritz, I. Abtheilung, Band 3. S. 67.

<sup>2</sup>Republikaner.

Der würdige Brigante kratzte sich hinter den Ohren. »Ich gestehe, Signor – das reicht über meinen Verstand. Der Palazzo des Fürsten ist von einer solchen Schaar von Dienern gefüllt, daß es mehr als Wahnsinn ist, auch nur daran zu denken, ihn dort heraus zu holen. Und mit dem Andern hetzen wir uns die ganze französische Polizei auf den Hals.«

»Aus diesem Grunde muß sie auch gar keine Zeit erhalten, zu suchen. Die beiden ehrenwerthen Herren müssen morgen früh wieder in ihren Betten oder mindestens in ihren Comtoiren sein und Du auf dem Weg in's Gebirge.«

»Das wäre recht schön – aber ich begreife nur nicht, wie das geschehen soll.«

»Kennst Du in der Stadt irgend ein sicheres Haus, das mit den kleinen Katakomben in Verbindung steht?«

»Mehr als zehn, Signore Abbate! Wenn Sie mich nicht verrathen wollen an die Dogana ...«<sup>1</sup>

»Sei nicht albern!«

»So würde ich Ihnen sagen, daß die Colombaia selbst auf einem der äußersten Ausläufer der kleinen Katakomben steht, der unter dem Fluß hinweg bis zu den Gewölben des Kastells und der alten Peterskirche gehn soll.«

»Sind in dem Hause, in dem die Spelunke sich befindet, Zimmer zu vermieten?«

»Eine ganze Etage, Riverenza – die der Wirthin gehört. Der Eingang zu dem Hause befindet sich auf der Fontanella, während die Bettole in einem Hinterhause der Seitenstraße liegt.«

»Desto besser. Und kann man von diesem Hinterhause nach jener Wohnung gelangen?«

»Ich glaube ganz bestimmt. Es wohnt in jenem Hause die englische oder amerikanische Dame, welche die Sposa des armen Irländers ist, dem man seine Schwester getödtet hat, und ich war bereits zwei Mal bei ihr; – das Haus gehört einer Wittwe, welche Wohnungen vermietet und sie hat einen neapolitanischen Nobile dieser Tage an die Luft gesetzt, weil er ihr keine Miethe zahlte.«

»Die Hausnummer?«

»Oh – Sie können nicht fehlen, Signore, das Haus liegt an der Leoncino und es steht ein Bild der heiligen Jungfrau über der Thür.«

»Nun höre mich an. Die Gelegenheit paßt. Es ist heute eine Versammlung im Palazzo Borghese und die beiden Personen werden dort sein. Ich weiß das Mittel, sie zu dem Gange nach dem Hause in der Fontanella zu bewegen, und sie werden um Schlag 10 Uhr dort sein. Bist Du ihnen persönlich bekannt?«

»Gott behüte, Signore!«

»Andernfalls hilft eine Maske. Kannst Du Dich auf einen Deiner Gefährten verlassen?«

»Wie auf mich selbst!«

»So verseht Euch mit ein Paar tüchtigen Knebeln und guten Stricken. Du wirst Deine letzten Instruktionen an Ort und Stelle erhalten. Ich werde Dir Deinen Posten anweisen. Jede der bezeichneten Personen wird besonders erscheinen, eine halbe Stunde später als die andere. Auf ein dreimaliges Händeklatschen tretet Ihr ein, und bleibt an der Thür stehen, bereit über den Mann herzufallen, wenn die Dame, die sich im Zimmer befindet, Euch das Zeichen dazu giebt. Die Sache muß ohne Lärmen geschehen, und die Person sofort nach dem Versteck in der Katakombe gebracht werden, ohne daß man es merkt. Es muß Alles geschehen sein, ehe

---

<sup>1</sup>Zoll, Zollbehörde.

der Zweite kommt. – Stellt die Person gutwillig die Wechsel aus, die Du fordern wirst, – so wird sie ungekränkt entlassen.«

»Aber sie wird sich beeilen, die Wache zu rufen!«

»Sei ohne Sorge – es geschieht nicht. Nur dürft Ihr in Worten und Haltung nicht verrathen, daß Ihr zu den Briganten des Königs gehört. Das wäre die eine Deiner Aufgaben.«

»*Per Baccho*, Signor Abbate, Sie sind nicht sparsam!«

»Die zweite ist nicht so dringend. Du wirst gehört haben, daß die Republichistas am 14. vorigen Monats bei der Ankunft des Königs allerlei Unfug getrieben haben, der zuletzt das Einschreiten der Franzosen nöthig machte.«

»*Si Signore!*«

»Sie sind schlau genug gewesen, die ganze Demonstration unseren guten Freunden in rothen Hosen selbst in die Schuhe zu schieben und sich des Fraternisirens mit den Truppen zu rühmen, was leider nicht ohne Grund ist. Der Kaiser Napoleon hat darüber Herrn Guyon eine Nase gegeben und dieser eine Proklamation erlassen, in der er sich die Freundschaft der Republicanos verbittet und mit einer Vermehrung der Garnison droht, wenn die Excesse sich wiederholen sollten. Nun würde dem heiligen Stuhl eine solche im gegenwärtigen Augenblick nicht unangenehm sein, denn das Treiben der Aufwiegler nimmt eine immer drohendere Gestalt an, und sie werden von Außen her in jeder Weise unterstützt. Ein kleiner Zusammenstoß und eine Beleidigung der französischen Truppen würde grade jetzt sehr nützlich sein.«

»Eine bloße Schlägerei?«

»Hm! es kann auf ein Paar Dolchstöße nicht ankommen, um so weniger, als die Herrn Offiziere etwas allzudreist in die Familienverhältnisse der guten Römer sich mischen. Unsere Leute vertragen darin eine Portion, aber es giebt doch auch welche, die eifersüchtig sind und unter Anderem gehört dazu ein gewisser Signor Ruperti, der einer der ärgsten Schreier ist, aber nicht einmal weiß, daß während er allabendlich in den Klubs und Volksversammlungen das große Wort führt, ein junger Husaren-Offizier seiner Frau die Zeit vertreibt und während der Mann zur Hausthür hereingeht, über den Balkon verschwindet.«

»Und wo wohnt dieser republikanische Hörnerträger?«

»Nicht weit von dem Schauplatz Deiner anderen Abenteuer, in der Nähe der Santa Luigi in der Villa Seroja.«

»*Optime!*«

»Ich denke, die Antwort, die Du von Ihren Majestäten bekommen wirst, kann ich Dir im Voraus sagen. Ich muß jetzt zu Seiner Eminenz, aber jedenfalls erwarte mich, wenn Du von Deiner Audienz kommst.«

Der Abbate verließ durch eine Seitenthür das Gemach, in dem jetzt mit seinen Gedanken beschäftigt der Brigante allein zurückblieb.

---

Don Juan und der noch sehr junge deutsche Offizier waren von dem Kammerherren vom Dienst durch den Garten zu dem Pavillon des Königs geleitet worden. Der Palazzo-Quirinale ist ein gewaltiger Bau, der über tausend Gemächer und Säle zählt, der Garten weit und prächtig, mit uralten Baumgruppen, langen schattigen Gängen von Buchsbaum und Epheuwänden, Bassins, Wasserkünsten, Grotten und Statuen. Die junge Königin hielt sich in ihrem Exil hier

am Liebsten auf – war doch hier Licht und frische Luft, statt der dumpfen Gewölbe der Kasematten, in denen sie so lange dem Tode und jeder Noth hatte trotzen müssen. Freilich – ihr Palazzo Reale mit dem Blick über den prächtigsten Golf der Erde, ihr herrliches Sorrent oder das königliche Caserta – selbst die schönen Umgebungen der Jugend, die ernste und doch so heitere Majestät der Alpenthäler! – ach – davon war hier in der starren Häuser- und Paläste-Masse der ewigen Stadt keine Spur, kein Ersatz für das Herz der jungen Königsfrau! – Sie hatten bald den Pavillon erreicht, der sonst zu den Audienzen des heiligen Vaters, jetzt des entthronten königlichen Paares diente. Am Eingang kamen ihnen die beiden Franzosen und der neapolitanische General entgegen ziemlich mißmüthiger Laune.

»Es ist vergeblich,« zürnte der Letztere, – »jede Energie scheint mit dem Fall dieser Festung begraben und erloschen. Was nützt es, daß der König mich zum Oberbefehlshaber in den occupirten Provinzen ernannt hat, wenn er den Krieg bloß in seinem Auftrag führen lassen, wenn er sich nicht selbst an die Spitze stellen will! Es ist nicht bloß mit einem wenn auch noch so heldenmüthigen Dulden einer Belagerung gethan; – ein Monarch, der sein Recht von Gottes Gnaden behaupten will, muß auch ein Mann der That sein. Und das ist es, was dem unglücklichen und sonst so liebenswürdigen Geschlecht der Bourbonen immer gefehlt hat. Glaubt der König sich durch politische Rücksichten oder den Wortlaut der Kapitulation, der doch gar nicht von seiner Person spricht, gebunden, – nun so möge er überhaupt den Kampf für die Wiedereroberung seines Reichs bis auf eine günstigere Zeit aufschieben – in diesem kleinen Gebirgskriege verzetteln wir unsere Kräfte und werden wirklich früher oder später zu Briganten werden – denken Sie an meine Worte! Diese intrigante und feige Gesellschaft, die sich jetzt wieder um ihn gesammelt hat, und deren Habsucht auf das Mitgefühl Europa's spekulirt, wird ihn schließlich auch in Rom im Stich lassen, wie sie es in Gaëta gethan, wenn er erst ausgepreßt ist wie eine Citrone. Addio meine Herren – ich will wünschen, daß ich mich irre, aber ich fürchte, es wird kommen, wie ich voraus gesagt. – Wenn ich kann, suche ich Sie diesen Abend auf. Für Sie, Signor Riccardo, habe ich wenigstens ein Kapitains-Patent erreicht, die Kompagnie müssen Sie sich selber schaffen. Sie sollen mit dem Spitzbuben Chiavone am Lago Fucino operiren.«

Der General ging, nachdem er den Anderen die Hand gedrückt, ärgerlich davon. Die Folge hat bewiesen, wie sehr er Recht hatte mit seinen Befürchtungen.

Dem Enthusiasmus der jüngeren Offiziere und Parteigänger konnte freilich die Erfahrung und Voraussicht des älteren Mannes nicht behagen, sie bestanden auf ihren Hoffnungen und trauten ihrem Muth und Eifer unmögliche Erfolge zu.

Als die Reihe der Audienz an den Grafen von Lerida kam, wurde er in das runde Gemach geführt, in dem sich der König und Königin befand, letztere in Gesellschaft ihrer treuen und aufopfernden Freundin, der Gräfin Jurien de la Gravière, die mehr als einmal während der Belagerung von Terracina in einer Barke nach der Festung gekommen war, um den armen Kranken in den Spitälern Erfrischungen zu bringen.

Auch der junge Graf von Caserta befand sich noch bei den Majestäten und übernahm sogleich die Vorstellung des Spaniers.

Der König reichte ihm sehr freundlich die Hand. »Man hat mir gesagt, daß Sie ein treuer Anhänger des Hauses Bourbon und hierher gekommen sind, weil in diesem Augenblick mein Vetter in London nach den traurigen Schlägen, die seine Familie in Triest getroffen haben, wohl kaum in der Lage sein wird, von Ihren Diensten Gebrauch zu machen. Ich gestehe sogar,

daß diese Pause des nun schon so lange währenden Kampfes in Spanien mir nicht unlieb ist, da ich auch der Königin Isabella für ihre Unterstützung Dank schuldig bin. Ich wünschte in der That, es ließe sich ein Weg der Vermittelung finden.«

»Ich darf Euer Majestät gestehen, daß dies der Wunsch der meisten Spanier ist, um so mehr, als die Zahl der Prätendenten sich mehrt.«

Der König sah ihn erstaunt an. »Wie meinen Sie dies, Signor Conte?«

Der Spanier verneigte sich. »Es sind vorläufig nur Gerüchte, Majestät. Euer Majestät hoffte ich noch in Gaëta zu finden, und ich kenne die Mannschaft der beiden Schiffe, die ich zu kommandiren die Ehre habe, genug, um überzeugt zu sein, daß keine Blokade mich gehindert haben würde, zu Eurer Majestät zu gelangen.«

»Es ist vielleicht besser so, und ich bin Ihnen eben so dankbar. Mein Bruder sagte mir bereits von Ihrem freundlichen Anerbieten und es verdient dies um so größere Aufmerksamkeit, als es uns in diesem Augenblick grade an allen Transportmitteln zur See fehlt und die französischen und sardinischen Kreuzer allen Verkehr hindern.

»Sire – die englische Flagge deckt unsere Ladung.«

Der König lächelte. »Ich höre, daß Sie halb Engländer, halb Spanier sind. Indeß hat das Cabinet von St. James so perfid an mir gehandelt, daß ich keine Rücksicht zu nehmen brauche. Welches sind diese Schiffe und wo ankern sie?«

»Meine Yacht Victory in Civita-vecchia, der Schooner San Martino augenblicklich noch an der spanischen Küste.«

»Sie werden durch General Clary Weiteres hören, einstweilen erlauben Sie mir Ihnen meinen Dank für Ihren Besuch zu sagen und Sie der Königin vorzustellen.«

Die Königin saß mit der Freundin an einem Tisch, auf dem die Adresse der Münchener Damen und der am Tage vorher durch einen besonderen Abgesandten ihr überbrachte goldene Lorbeerkrone mit der Widmung deutscher Fürstinnen ruhte.

Das Aussehen der jungen Königin war noch sehr leidend – nur Wenige wußten ja, was unter den Trümmern der so heldenmüthig vertheidigten Veste für sie begraben lag, aber dennoch schien diese sinnige Gabe ihrer deutschen Schwestern einen tiefen und stärkenden Eindruck auf sie gemacht zu haben, und ihre Augen ruhten mit einem gewissen Stolz auf den 34 goldenen Blättern, welche die Namen der edlen Spenderinnen trugen, während auf der Schleife in blauer Emaille der Namen »Gaëta« zu lesen war.

Wir können es uns nicht versagen, auch im Roman die Namen der fürstlichen Frauen zu wiederholen, welche damals, unbekümmert um die Schlangenwindungen und Rücksichten der Politik der von der Revolution vertriebenen Fürstin, der *deutschen* Fürstentochter, ihre Theilnahme, ihre Bewunderung vor aller Welt an den Tag zu legen eilten, und wir werden uns immer freuen, auch die Namen zweier geborener Prinzessinnen von Preußen darunter zu lesen.

Diese Namen waren:

*Marie*, Königin von Hannover. – *Pauline*, Königin von Württemberg. – *Adelheid*, Herzogin von Nassau, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. – *Agnes*, Herzogin von Sachsen-Altenburg, geb. Prinzessin von Anhalt-Dessau. – *Alexandra*, Großfürstin Constantin von Rußland, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg. – *Alexandrine*, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Preußen. – *Anna*, Prinzessin Friedrich von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen. – *Antoinette*,

Prinzessin von *Anhalt-Dessau*, geb. Prinzessin von *Sachsen-Altenburg*. – *Auguste*, Großherzogin von *Mecklenburg-Schwerin*, geb. Prinzessin *Reuß*. – *Augusta*, Großherzogin von *Mecklenburg-Strelitz*, geb. Prinzessin von *Großbritannien*. – *Auguste*, Prinzessin Herrmann von *Sachsen-Weimar*, geb. Prinzessin von *Württemberg*. – *Auguste*, Prinzessin von *Sachsen-Meiningen*. – *Karoline*, Herzogin von *Mecklenburg-Strelitz*. – *Katharina*, Herzogin zu *Mecklenburg-Strelitz*, Großfürstin von *Rußland*. – *Katharine*, Prinzessin Friedrich von *Württemberg*, geb. Prinzessin von *Württemberg*. – *Elisabeth*, Großherzogin von *Oldenburg*, geb. Prinzessin von *Sachsen-Altenburg*. – *Elisabeth*, Markgräfin Wilhelm von *Baden*, geb. Prinzessin von *Württemberg*. – *Elisabeth*, Prinzessin von *Baden*. – *Feodora*, Erbprinzessin von *Sachsen-Meiningen*, geb. Prinzessin *Hohenlohe*. – *Friederike*, Herzogin von *Anhalt-Bernburg*, geb. Prinzessin von *Holstein-Glücksburg*. – *Friederike*, Prinzessin von *Hannover*. – *Helene*, Herzogin zu *Mecklenburg-Strelitz*. – *Leopoldine*, Prinzessin von *Baden*. – *Louise*, Prinzessin Christian von *Dänemark*, geb. Prinzessin von *Hessen*. – *Louise*, Prinzessin von *Hessen*. – *Marie*, Großherzogin von *Mecklenburg-Strelitz*, geb. Prinzessin von *Hessen*. – *Marie*, Herzogin von *Sachsen-Altenburg*, geb. Herzogin zu *Mecklenburg-Schwerin*. – *Marie*, Herzogin von *Sachsen-Meiningen*, geb. Prinzessin von *Hessen*. – *Marie*, Prinzessin von *Hannover*. – *Marie*, Prinzessin von *Württemberg*. – *Marie*, Herzogin zu *Mecklenburg-Schwerin*. – *Olga*, Kronprinzessin von *Württemberg*, Großfürstin von *Rußland*. – *Therese*, Prinzessin Peter von *Oldenburg*, geb. Prinzessin von *Nassau*. – *Therese*, Prinzessin von *Sachsen-Altenburg*.

So leichtfertig der spanische Abenteurer auch war und dachte, so wenig Empfänglichkeit er auch für wahre Frauenwürde haben mochte, und obschon seine Sympathieen bisher nur den körperlich schönen und die Sinnlichkeit reizenden Frauen gegoten, vor der ruhigen Würde und Trauer dieser jugendlichen Königin fühlte er sich doch gebeugt und ergriffen, und das ritterliche Blut seiner Vorfahren wallte hoch in seinen Adern, als er sich auf die zarte kleine Hand niederbeugte, die sie ihm zum Kusse reichte.

»Wir haben der ergebenen Freunde so wenige,« sagte freundlich ernst die Königin, »daß wir denen, die uns in unserm Unglück aufsuchen, um so dankbarer sein müssen. Möge es auch Ihnen niemals an wahren Freunden fehlen, Herr Graf.«

Der Spanier hatte sich erhoben – er sah an dem huldvollen Zeichen der Königin, daß die Audienz zu Ende war, und verließ von dem Grafen Caserta bis zum Ausgang begleitet den Pavillon, im Innern mit einer gewissen Schaam, daß er nicht zu den Paladinen der edlen Fürstin gehört, sondern seine Zeit und Kraft an niederen Intriguen verschwendet hatte. Draußen im Garten begegnete ihm bereits der Briganten-Kapitain, mit dem er nochmals das Rendez-vous für den Abend verabredete, worauf er sich beeilte, den Abbate aufzusuchen.

»Seine Eminenz,« sagte der Abbé, »obschon sehr beschäftigt, haben mir befohlen, Eure Herrlichkeit zu ihnen zu führen. Darf ich bitten mir zu folgen!«

Es blieb dem Grafen nicht unbemerkt, daß der junge Geistliche ihm seinen englischen Titel gab, und er beschloß, die demgemäße Haltung anzunehmen. »Ich werde Seine Eminenz hoffentlich nicht lange aufhalten, da ich vor unserem Rendez-vous heute Abend, von dem ich mir übrigens viele Unterhaltung verspreche, noch den Circus Caracalla besuchen will, der,

wie ich gehört habe, der Schauplatz einiger Abenteuer meines verstorbenen Onkels gewesen ist.«

Der Abbate verneigte sich lächelnd. »Signor Mascherato, ist noch in dem Andenken Vierter. Schade, daß man damals nicht wissen konnte, welcher vornehme Herr sich unter dieser Maske verborgen hatte.«

»Ei, wir wollen heute Abend den Kapitain Tonelletto etwas plaudern machen. Ich liebe es gleichfalls, mich zuweilen unter Spitzbuben und Gurgelabschneidern zu amüsiren.«

»Euer Herrlichkeit Geschmack soll aufs Beste befriedigt werden, der Kapitain hat mir eine recht hübsche Galerie versprochen.«

Sie waren jetzt an den Gemächern des Kardinals und der Abbate bat den Cavalier einige Augenblicke in einem zu eine Art Canzlei dienenden Vorzimmer zu warten, in dem mehrere Personen in geistlichem Gewande mit Schreiben beschäftigt waren, kehrte aber sogleich zurück und führte den Grafen durch ein zweites leeres Zimmer in das Bureau des Kardinals.

Dies war ein ziemlich großes in gediegener Draperie ausgestattetes Zimmer und schien nach dem Arrangement der Möbel zu den gewöhnlichen geschäftlichen Audienzen des Staatsmannes zu dienen, der seit vierzehn Jahren die weltliche Politik des Kirchenstaates leitete.

Der – damalige Cardinal-Diacon – Giacomo *Antonelli* ist am 2. April 1806 in Sonnino bei Terracina geboren, war also zur Zeit fünfundfünfzig Jahre. Er war schon einer der Günstlinge Gregor XVI. und bereits 1845 päpstlicher Finanzminister. Anfangs, wie sein nachheriger Gebieter Pius IX., der ihn 1847 zum Kardinal erhob, liberalen Ideen und Reformen zugethan, wurde er bald ihr entschiedener Gegner und veranlaßte den Papst, auf den er noch jetzt großen Einfluß übt, so daß ihn die Italiener nach der Rückkehr von Gaëta (1850) den »rothen Papst« nannten, – zu all den harten und strengen Maßregeln in Kirche und Justiz, welche die päpstliche Herrschaft bald so unbeliebt machten und sehr viel zu den politischen Umwälzungen im Lande beigetragen haben. Kardinal Antonelli ist übrigens noch heute ein entschiedener Gegner des französischen Einflusses, der schon wiederholt Anstrengungen machte, ihn von den Staatsgeschäften zu verdrängen, und auch keineswegs ein besonderer Gönner der Jesuiten-Partei.

Der Kardinal – ein Mann von etwas massiven Gesichtszügen und unter großer Geschmeidigkeit eine zähe kalte Willenskraft bergend – stand mit der Hand leicht auf einen Tisch gelehnt, der mit verschiedenen Papieren bedeckt war, als der Cavalier zu ihm eingeführt wurde, und erwiderte höflich aber etwas kühl dessen Verbeugung.

»Eure Herrlichkeit erweisen mir die Ehre, mich zu besuchen und es wird mich freuen, wenn ich die Macht haben sollte, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Ich bitte Eure Herrlichkeit, Platz zu nehmen«

Er wies nach einem Sessel. »Verzeihen Euer Eminenz, daß ich mich beeile, einen Irrthum zu entfernen. Ich bin Spanier von Geburt und Namen und nur in England von meinem Oheim, dem Viscount von Heresford erzogen, dessen Titel mein Vetter geerbt hat.«

»Man hatte mir gesagt, daß Ihre Besitzungen in England lägen.«

»In der heutigen Zeit der Umwälzungen ist der Besitz sehr unsicher und mein Oheim ist so vorsichtig gewesen, mir ihn an verschiedenen Stellen zu hinterlassen, zum Beispiel in Biscaya, in Piemont und allerdings auch in England. – Gegenwärtig muß ich freilich als Engländer mich geriren, da man mich aus Spanien verbannt hat.«

»Verbannt?«

»Als Karlist, und als solcher habe ich es gewagt, Euer Eminenz meine Aufwartung zu machen.«

»Seine Heiligkeit hat in diesem Augenblick allerdings nicht besondere Ursache, mit dem Ministerium der Königin Isabella sehr zufrieden zu sein.«

»Aus diesem Grunde hatte ich auch Gelegenheit genommen, jenes Codicill des verstorbenen Königs Ferdinand VII. zu stehlen, welches das Thronfolgerecht der Königin Isabella wieder aufhob und dessen Duplikat, wie Euer Eminenz nicht unbekannt sein wird, sich in dem geheimen Archive des Vaticans befinden muß.«

Trotz seiner großen Selbstbeherrschung konnte der Kardinal eine Geberde der Ueberraschung bei diesem ungenirten Geständniß nicht unterdrücken. »Ich muß sagen, Signor Conte, ich verstehe Sie nicht!«

»Nehmen Euer Eminenz an meiner Offenherzigkeit keinen Anstoß. Ich wiederhole Ihnen, ich hatte versucht, im Interesse meines königlichen Freundes und Namensvetters, des Infanten Don Juan Carlos, des jetzigen rechtmäßigen Königs von Spanien – wenn – doch davon später! – das letzte Testament des Königs Ferdinand zu stehlen, das in Gegenwart des Kardinal Bernini in der Nacht vom 28. zum 29. September 1833 aufgenommen worden ist, und dessen Duplikat im Vatikan verwahrt sein muß!«

»Aber Signor – was reden Sie – ein solches Geheimniß, wenn . . . «

»Ist eben kein Geheimniß mehr, und das eben ist's, wovon ich Eure Eminenz in Kenntniß setzen wollte!«

Der Kardinal sah ihn erstaunt an und suchte sich zu fassen. »Ihr Oheim, Herr Graf,« sagte er endlich, »liebte es, Excentricitäten zu begehen – grade nicht sehr zu unserem Behagen, und ich muß annehmen, daß sein Neffe diese Neigung geerbt hat. Wenn wirklich etwas Wahres an Ihrer Selbstanklage ist . . . «

»Ich bitte, glauben Excellenz jedes Wort davon . . . «

»Aber ein Diebstahl . . . «

»Bah – Eminenz, eine Krone stiehlt man nicht! Das einzig Thörichte an der sonst vortrefflich eingeleiteten Geschichte war nur, daß ich mich habe erwischen lassen. Da weder der Herr Erzbischof von St. Jago de Cuba, noch die fromme Schwester Patrocinio dabei gewesen sind, so wäre es allerdings möglich, daß die Nachricht davon Eurer Eminenz noch nicht zu Ohren gekommen ist, und in dieser Annahme eben habe ich mir erlaubt, Euer Eminenz zu behelligen, um Ihnen zu sagen, daß Ihre Majestät die Königin Isabella und der Herr Marschall O'Donnell, der die größte Lust hatte, mich erschießen zu lassen, den Inhalt des Testaments jetzt kennen, aber darüber durchaus keine Besorgniß zu empfinden scheinen.«

Der Kardinal biß sich auf die Lippen.

»Das würde allerdings die Depesche von heute Morgen erklären. – Darf ich fragen, Signor Conte, wann Ihre angebliche Entdeckung geschah?«

»Am 23. Februar. Die Königin war so gnädig, aus Gründen, die sie wohl am Besten kennen mag, mich einfach aus Spanien fortzujagen, was mir auf die Dauer freilich nicht conveniren kann. Ich habe daher ein anderes Mittel zur Hand, das ihr vielleicht mehr Besorgniß einflößen könnte, aber freilich auch den armen Infanten, oder vielmehr den König Don Carlos etwas tangiren möchte. – Da ich aber nur ein einfacher Privatmann bin, so habe ich mich entschlossen, es lieber in die weiter reichende Hand der Kirche niederzulegen, um davon nach ihrer Weisheit Gebrauch zu machen.«

»Sie sprechen in Räthseln . . . «

»Eigentlich geschieht dies – ehrlich gesprochen, – weil die heilige Kirche bereits das beste Stück dieses Geheimnisses in der Hand hat, wenn nicht . . . «

»Nun?«

»Wenn die Prinzessin Giuliana von Spanien nicht bereits das Zeitliche gesegnet hat.«

Diesmal zeigte das Erstaunen, der Schrecken des Kardinals sich ganz offen und er erhob sich hastig von seinem Sessel.

»Signor Conte . . . «

»Beruhigen sich Euer Eminenz, ich bringe bloß die Mutter, eigentlich meine Tante, und wollte mich bei Euer Eminenz erkundigen, ob Sie mir Nichts von der Tochter sagen können, damit wir sie nöthigen Falls zur Königin von Spanien machen!«

»Signor, das geht zu weit! Rede ich mit einem Tollen? Respectiren Sie wenigstens meine kirchliche Würde!«

Der Graf hatte sich gleichfalls erhoben. »Ich glaubte Euer Eminenz einen Dienst zu erweisen und bedauere, mich geirrt zu haben. Ich weiß nicht, ob der König Ferdinand von der heiligen Kirche wirklich von seiner zweiten Gemahlin, der unglücklichen Estella Prim, geschieden worden ist, – die Königin Christine wäre ja sonst eine Kebsfrau und die Königin Isabella ein Bankert – aber es würde der armen Frau wenig nutzen, da ich sie als Wahnsinnige in den Kerkern der frommen Salesianerinnen an die Wand geschmiedet zurückließ, als ich meine Tante, ihre Infantin Tochter dort stahl . . . «

»Sie stahlen . . . «

»Eigentlich paßt der Ausdruck nicht, ich ließ sie nur befreien und sie befindet sich gegenwärtig bei mir. Aber, da sie behauptet, eine Tochter zu haben, die ihr von der Inquisition in Sevilla entrissen sein soll, so glaubte ich, bei Euer Eminenz am Ersten eine sichere Auskunft über diese neue Cousine erhalten zu können.«

»Signor Conte,« sagte der Cardinal mit ruhigem Spott, »ich glaube in der That, daß Sie irre reden, oder daß Sie sich von einer gewandten Abenteurerin haben täuschen lassen. Ich zweifle nicht, daß der Viscount, Ihr Oheim, verschiedene Kinder in die Welt gesetzt hat, aber was diese mit der Königlichen Familie von Spanien zu thun haben sollen, begreife ich nicht.«

»Ich habe mich nur darin getäuscht,« sagte der Graf kalt, »daß ich Euer Eminenz in das Geheimniß eingeweiht glaubte. Daß die Tochter von Estella Prim und dem König Ferdinand, die Infantin Henrietta Bourbon mit meinem Oheim, dem Viscount von Heresford kirchlich getraut worden, weiß ich, und der Trauschein ist seit Kurzem in meinem Besitz und hier . . . «

»Geben Sie!« Der Cardinal streckte hastig die Hand danach aus. »Es ist, versteht sich, nur die Abschrift,« sagte Jener mit leichtem Spott, das Papier überreichend – »das Original ist in sicherer Verwahrung, und meine Tante, die Infantin Henrietta, hat zufällig sogar einen der Zeugen ihrer Trauung gefunden, den Kapitain Diaz Cavalho . . . «

Der Cardinal, der das Papier aufgeschlagen und gelesen hatte, hob den Kopf . . . »Diaz Cavalho . . . ?«

»Auch Don Rosario Gusmann genannt, ein spanischer Cavalier, den ich gleichfalls das Glück hatte, an jenem Abend dem Transport auf die Galeeren oder an irgend einen andern Ort zu

entreißen, wo man ihn im Geheimen verschwinden lassen konnte. Euer Eminenz sehen wenigstens, daß ich nicht ohne einige Berechnung mein Gesuch vorbrachte, und da Euer Eminenz mit der Angelegenheit unbekannt sind, so bitte ich um Verzeihung für meine Dreistigkeit und empfehle mich Euer Eminenz Gnade und Segen.«

Er machte eine tiefe Verbeugung und schritt rückwärts nach der Thür.

Der Cardinal hatte einige Schritte auf und nieder gethan, jetzt wandte er sich nach dem Cavalier.

»Bleiben Sie!«

Der Graf trat näher!

»Nehmen Sie Platz – ich bitte.«

Ein leichtes Lächeln fuhr über das Gesicht des Abenteurers, als er den früheren Sitz wieder einnahm.

»Ich erwarte die Befehle Eurer Eminenz!«

»Wollen Sie mir dieses Papier – die Abschrift des Trauscheins überlassen Herr Graf?«

»Mit Vergnügen!«

»Darf ich fragen, wo diese Dame – die Sie unter Ihren Schutz genommen, sich gegenwärtig befindet?«

»Unter dem Schutz der englischen Flagge, an Bord meiner Yacht im Hafen von Civita-vecchia.«

»Und – darf ich fragen, was Sie mit ihr beabsichtigen?«

»Sie nach England zu bringen, da der heilige Stuhl sie nicht in seine Protection nehmen will. Ich glaube, es wird Lord Palmerston nicht unlieb sein, ihre Ansprüche unter seinen Schutz zu nehmen und der Königin Isabella damit einige Verlegenheiten zu bereiten.«

»Signor Conte,« sagte der Cardinal, »ich kann Ihnen in dieser Sache keine Zusage machen, da ich mich natürlich erst über die Angelegenheit noch informiren muß, aber ich glaube, Sie werden gut thun, den Beschluß der Kirche erst abzuwarten, bevor Sie die Angelegenheit in die Hände einer ketzerischen Regierung legen. Erlauben Sie mir aber eine andere Frage noch an Sie zu richten.«

»Ich stehe Euer Eminenz zu Diensten.«

»Sie nannten den Namen Cavalho – und ich finde ihn auch hier auf diesem Papier. Der Name ist mir nicht unbekannt. Können Sie mir eine Auskunft über denselben geben?«

»Die Cavalho's oder Gusman's,« sagte der Graf eigenthümlich angeregt von dieser Frage des Kirchenfürsten, »gehören zu den ältesten und besten Familien Spaniens, wenn Sie auch keine Granden sind. Die Person, die hier in Frage kommt, ist, wie ich gehört, der letzte Sproß des alten und reichen Geschlechts und diente im ersten Kriege mit Don Carlos als Offizier unter den Christinos unter Narvaez und Espartero – und ich bin ihm aus jener Zeit wenig Dank schuldig.«

»Wie so?«

»Weil er das Executions-Kommando kommandirte, das meinen in die Hände der Christino's gefallenen Vaters – erschießen mußte.«

»Aber wie kamen Sie in Berührung mit ihm?«

»Der Lieutenant Diaz Cavalho scheint später – wenigstens unter der Königin Isabella, ob schon ich weiß, daß sie seinen Namen gar nicht kennt, – in Ungnade bei den Machthabern gekommen und schweren Verfolgungen ausgesetzt gewesen zu sein, deren Ursache ich nicht

kenne. Er wurde auf der Flucht nach Frankreich oder später bei irgend einer Gelegenheit gefangen genommen, in verschiedenen Kerkern umhergeschleppt und war eben im Begriff, lebenslänglich auf die Galeeren gebracht zu werden unter dem Namen eines Don Rosario Gusman – als ich durch Zufall ihn unter anderen mir näher stehenden Freunden aus den Händen der spanischen Justiz befreite, und ihn nach Marseille brachte, von wo er sich nach Paris und London begeben wollte, so viel ich weiß, um sich dort nach seinem, auf etwas romantische Weise ihm wieder gewonnenen Vermögen umzusehen.«

»So daß er jetzt also sich in Paris befindet?«

»Verzeihen Eure Eminenz – aber es ist ein seltsamer Umstand dabei – man hat Don Rosario Gusman, wie er sich jetzt nennt, die Landung in Frankreich verweigert, angeblich auf Requisition der spanischen Behörden. Die Telegraphen sind ein großes Uebel.«

»So daß er jetzt . . . «

»Sich entschlossen hat, auf dem Landweg über Italien nach London und Paris zu gehen und ich zu meinem großen Bedauern ihn an Bord meiner Yacht mitnehmen mußte.«

»Und wo ist er? Hier in Rom?«

»Er befindet sich an Bord der Victory zum Schutz der Infantin Henrietta, die – ihre Tochter sucht!«

»In der That, Signor Conte,« sagte der Minister nach einigem Nachdenken, »Sie sind ein seltsamer Mann, dem die Abenteuer gleichsam zufliegen. Liegt Ihnen Viel an diesem Señor Gusman oder Cavalho?«

»Gott bewahre, Eminenz, Sie wissen ja, daß er meinen Erzeuger erschießen ließ, an den ich zwar keine Erinnerungen habe, den ich aber doch verpflichtet bin zu lieben und zu ehren!«

»Wollen Sie mir gestatten, – denn ich gestehe Ihnen allerdings, daß die Angelegenheit der angeblichen geheimen Heirath des König Ferdinand mein Interesse erregt hat, eine vertraute Person, zum Beispiel den Abbate Calvati zu einer vertraulichen Unterredung mit der Dame an Bord Ihres Schiffes zu senden, damit ich dem näheren Bericht gemäß, den er mir erstatten wird, handeln kann?«

»Mit Vergnügen, Eminenz!«

Der Cardinal erhob sich und reichte dem Cavalier die Hand zum Kuß. »Dann empfangen Sie vorläufig meinen besten Dank. Man hat mir gesagt, daß Sie sich der Brigantaggia des König Franz anschließen wollen. Nehmen Sie zum Dank die Warnung, sich nicht unnützlich zu exponiren. Die päpstliche Regierung kann natürlich nicht anders, als ihrem treuen Bundesgenossen, dem König Franz, in seinem Unglück Gastfreundschaft und allen ihr möglichen Beistand gewähren, so weit Letzteres, ohne uns noch mehr zu compromittiren, geschehen kann, da sein Feind auch der unsere ist; aber ich fürchte, daß ein solcher Guerillakrieg nur wenig materiellen Erfolg haben wird, wenn sich nicht eine der europäischen Großmächte der Sache des Königs von Neapel besser als bisher annehmen will.«

Der spanische Abenteurer küßte anscheinend sehr ehrerbietig die Hand des Kirchenfürsten und verließ das Audienzzimmer, aus dessen Vorgemach ihn der Abbé Calvati zurück nach dem Haupteingang geleitete.

Der Kardinal war kaum allein, als er beide Hände auf den Tisch drückte und in tiefem Sinnen stehen blieb.

»Ein Teufelsbursche – in was mischt er sich Alles!« murmelte er. »Die spanische Geschichte ist Unsinn, höchstens für Scandal in der englischen und französischen Presse gut und um der

Königin Isabella Geld abzuwingen. Selbst wenn der verstorbene König nicht so vorsichtig gewesen wäre, seine geheime Ehe mit Estella Prim durch Papst Pius VII. kirchlich trennen zu lassen, ehe er sich 1816 mit der Prinzessin Maria Isabella Franziska von Portugal vermählte, was ihm damals doch so leicht gewesen wäre, so bliebe die Descendenz ohne jede Erbfolge-Berechtigung, da die Frau nicht ebenbürtig aus souveräner Familie war. Es ist also Thorheit, darauf Ansprüche zu gründen, obschon man sie oder den Scandal gefürchtet zu haben scheint, wie die Einkerkerung dieser Frauen beweisen mag. Die Herren Jesuiten werden mit diesem Geheimniß, das man ihnen jetzt entrissen, keine großen Geschäfte machen und ich gönne ihnen den gehässigen Lärmen für die Perfidie in Betreff des Testamentes; denn sicher haben sie sofort durch die Königin von dem Diebstahl des Duplikats und seiner Kenntnißnahme erfahren, ohne daß ich bis jetzt davon unterrichtet war.«

Wiederum dachte der Prälat einige Augenblicke nach – dann fuhr er in seinem Selbstgespräch fort:

»Die Sache selbst ist schon wichtiger – in der Drohung mit dem geheimen Testament hielten wir die Königin in Schach, die zuweilen gewisse Anwandlungen zeigt, sich von der Herrschaft des päpstlichen Stuhls zu emancipiren. Nachdem der Inhalt bekannt geworden, kann man sich nicht mehr darauf stützen – und wir müssen in Spanien die Augen offen halten, denn die liberale Partei regt sich immer mehr. Vielleicht kann man dem Marschall O'Donnel ein Kompliment machen durch eine Anstellung seines Verwandten in der päpstlichen Armee. Ich werde mit Merode sprechen.

Aber jetzt zum Wichtigsten. Diese Nachricht ist nicht mit Geld zu bezahlen! Der Mann existirt also noch, und die Andeutungen, die uns früher darüber wurden, gewinnen also an Bedeutung. Ich erstaune in der That, daß man ihn so lange spurlos verschwinden lassen konnte. Ob die Jesuiten damit zu thun hatten? Doch nein – es ist nicht anzunehmen, längst würden sie darauf ihren Einfluß in Frankreich zu gründen versucht haben. Jetzt gilt es vor Allem, die Person in unsere eigenen Hände zu bringen und uns dienstbar zu machen, ohne daß diese Spürhunde etwas davon erfahren! – Zunächst das minder Wichtige – das ist Sache Calvati's.«

Er schlug mit einem kleinen Stahlhammer auf eine Glocke, worauf aus der Kanzlei sofort ein Geistlicher erschien.

»Ist Abbate Calvati dort?«

»Der Herr Abbate ist eben aus den Zimmern Seiner Majestät zurückgekommen und wartet auf die Erlaubniß einzutreten.«

»Laß ihn kommen!«

Gleich darauf trat der Abbate ein.

»Ein origineller Besuch, den Sie mir da gebracht haben.«

»Euer Eminenz scheint er doch nicht ohne Interesse gewesen zu sein.«

»Gewiß nicht – das haben Sie, wie Sie doch wohl andeuten wollten, aus der längeren Dauer unserer Unterredung gesehen. Hat er Ihnen Andeutungen über den Zweck gemacht, der ihn die Audienz suchen ließ?«

»Nicht die geringste, Monsignore!«

»So werde ich es Ihnen mittheilen. Sie waren es ja, welcher auf den Befehl des Consiglio dei Tre die sechs Weiber bewachte, welche man für gut gehalten, aus dem Kerker der ›Rosalia‹ wieder in die Welt zu entlassen, um unter den Feinden der Kirche Spionendienste zu verrichten!«

»Eure Eminenz erinnern sich, daß diese Frauen bereits nicht unwichtige Dienste geleistet haben, und daß vor Gaëta nur ein Zufall das Gelingen eines vorzüglichen Planes hinderte.«

»Ich erinnere mich, daß Sie von einer mir berichteten, einer Spanierin, die sich Giuliana nennt und für eine Enkelin des Königs Ferdinand VII. ausgiebt. Sie hat bereits zwei Mal in Spanien durch ihre Intriguen Aufstände angezettelt, bis man sie der Welt entzogen hat.«

»Die Unsinnige glaubt noch immer an ihre Abstammung und prahlt damit. Sie machte einen Versuch, den englischen Abgesandten dafür zu gewinnen.«

Der Kardinal warf einen scharfen Blick auf den Sprecher. »Und was glauben Sie selbst, Abbate?«

Der junge Geistliche erwiderte ruhig den Blick. »Euer Eminenz wissen zu gut, daß ich mir nicht gestatte, eine eigene Meinung zu haben und mich begnüge, die Befehle meiner Vorgesetzten mit jenem Gehorsam auszuführen, der einen bloßen Leichnam aus allen treuen Gliedern der Kirche machen soll! – Das heilige Consiglio hat mich zum Ueberbringer und Vollzieher seiner Befehle gemacht, eines Weiteren überhebe ich mich nicht.«

»Das ist sehr lobenswerth von Ihnen, Signor Abbate,« sagte der Kirchenfürst, »und ich werde nicht verfehlen, diesen Gehorsam sowohl bei Seiner Heiligkeit als dem Consiglio gegenüber zu rühmen. Um so mehr wird es Sie überraschen zu hören, daß die Büsserin Giuliana keineswegs sich mit Unrecht einer solchen Abstammung rühmt, und daß der Herr Graf von Lerida ihre Mutter hierhergebracht hat mit den Beweisen ihrer loyalen Verheirathung, und daß dieselbe nun von der Kirche ihre Tochter fordert. Es kommt nun darauf an, ob wir der Infantin Henrietta diese Tochter wiedergeben oder sie gänzlich verschwinden lassen wollen?«

Der Abbate verbeugte sich resignirt. »Ich denke, Euer Eminenz, das wird das heilige Consiglio zu entscheiden haben, dem ja, so viel ich weiß, solche Fragen unterliegen.«

»Unzweifelhaft! Indeß, Signor Abbate, werden Sie gut thun, einstweilen die Person nach Rom zu bringen, damit sie zur Hand ist.«

»Die – Signora Giuliana befindet sich bereits hier.«

»Desto besser. Und die Anderen?«

»Die Signora Elena ist in Turin – die Polin Matilda muß bereits in Warschau eingetroffen sein und wir dürfen ihre Berichte erwarten, – die Französin Theresa ist noch mit der Pflege ihres Liebhabers in Neapel beschäftigt und bei ihrem Charakter wenig auf sie zu rechnen, – der Sängerin Carlotta werden wir heute Abend bei dem kleinen Denkkettel bedürfen, von dem ich die Ehre hatte, Euer Eminenz heute Morgen zu sagen, und sie wird dann alsbald nach Berlin abreisen, und die Schwester Martina, die Personifizirung der Habsucht und des Geizes, wie ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, beabsichtigt man – später nach Belgien und nach Deutschland zu senden.«

Der Kardinal nickte zustimmend. »Der Plan ist mir bekannt, trauen Sie dieser Frau Gewandtheit genug zu?«

»Sie ist ein Satan im Intriguiren – die Börse ihr Feld. Die Verhältnisse sind augenblicklich günstig in Belgien und Oesterreich, um gewisse Unternehmungen hervorzurufen, welche der Kirche Kapitalien sichern – in dem Baron Dumonceau ist eine sehr geeignete Persönlichkeit

gefunden. In Deutschland – Oesterreich und namentlich Preußen – wird die gegenwärtige Stagnirung aller Politik von der jüdischen Börse benutzt, sich Einfluß und Herrschaft zu sichern. Wir können wenig dagegen thun, denn die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß das Kapital bereits in ihren Händen ist. Wenn man gefährliche Feinde nicht besiegen kann, gebietet die Klugheit, sie wenigstens zu benutzen. Euer Eminenz als großer Politiker wissen selbst, daß der norddeutsche Adel noch immer eine sehr compacte und wichtige Phalanx bildet, die sich mit geringen Ausnahmen unserem Einfluß entzieht. Trotz des Fortschrittes der liberalen Ideen übt er immer noch ein gewisses Ansehen auf die Menge aus – das preußische Herrenhaus, ich wiederhole es, ist eine Macht, die diesen protestantischen Staat kräftigt. Indem man sein Ansehen im Volk untergräbt, schwächt man den Staat, dies geschieht aber am Leichtesten, wenn man die Aristokratie in die jüdische Spekulation verwickelt, sie helfen läßt, das Vermögen des Mittelstandes der Börse zuzuführen und so ihr Ansehen im Volke untergräbt. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß auch die Börse selbst auf dies Mittel spekulirt. Wenn man die soliden Wälle um die Throne der Fürsten untergräbt, werden diese gezwungen sein, ihre Stütze in der Kirche zu suchen.«

»Es ist dies allerdings die allgemeine Politik,« sagte zustimmend der Kardinal, »die wir uns gegenüber dem Vordrängen des Liberalismus haben vorschreiben müssen. Sie wissen, daß ich mich nur mit den politischen Angelegenheiten beschäftige und das religiöse Gebiet nicht zu beeinflussen suche. Aber der Bemerkung darf ich mich nicht verschließen, daß der weltliche katholische Clerus, von den höchsten Stellen abwärts, überall eine große Neigung zeigt, mit diesen liberalen Bewegungen – ich will nur sagen zu kokettiren, um eine gewisse Unabhängigkeit von Rom zu gewinnen. Wir haben diese Erfahrung selbst an dem italienischen Clerus gemacht.«

»Euer Eminenz mögen unbesorgt sein, – man hält ein scharfes Auge darauf und wird – natürlich im Einverständnis mit Eurer Eminenz – die Aufmerksamkeit Seiner Heiligkeit darauf lenken und geeignete Mittel vorschlagen.«

Es zuckte leicht über das kluge Gesicht des Kirchenfürsten, aber er unterdrückte eine bittere Antwort und begnügte sich, auf den ursprünglichen Gegenstand der Unterredung zurückzukehren.

»Es wird jedenfalls das Beste sein, wenn die Kirche auf die Infantin Henrietta ihren Einfluß sichert. Dies wird einem so gewandten Mann wie Sie nicht schwer sein, und ich ermächtige Sie daher, sich morgen nach Civita-vecchia und an Bord der Yacht des Grafen von Lerida zu begeben, der in der Frau die Gattin seines Onkels sieht, jenes Viscount von Heresford, der uns seiner Zeit schon so viel zu schaffen machte, und in einer Unterredung mit ihr ihre Pläne und Absichten zu erforschen, damit man danach weiter entscheiden kann.«

»Ich werde die Ehre haben zu gehorchen. Haben Euer Eminenz mir noch weitere Befehle zu geben?«

»Nein, mein Sohn – ich glaube, Sie werden für heute mit der anderen Angelegenheit der Beschäftigungen genug haben.«

Der Abbate verneigte sich demüthig. Indem er dies that, trat er einen Schritt näher heran.

»In Betreff der Person des Grafen Cavour – der Bericht des Arztes . . . «

Der Prälat richtete sich mit einer gewissen Heftigkeit stolz empor. »Wiederholen Sie dem Consiglio, daß ich unbedingt mit dieser Angelegenheit verschont zu bleiben wünsche,« sagte er streng. »Dieser Mann ist unser schlimmster Feind – aber die Entscheidung über sein Leben

liegt allein in der Hand des Allmächtigen Gottes. Ich bin der Minister Seiner Heiligkeit des Papstes, aber kein . . . Gehen Sie jetzt und nehmen Sie meinen Segen. Ich wünsche ungestört zu sein.«

Der Abbate küßte die Hand des Kardinals, indem seine Lippen dabei wahrscheinlich das Wort murmelten, das jener nicht ausgesprochen. Dann mit seiner steten glatten Ruhe und Freundlichkeit entfernte er sich. —

Der Abbate hatte kaum das Gemach verlassen, als das Antlitz des Kardinals wieder den Ausdruck scharfen Nachdenkens annahm, den es bei dem Selbstgespräch vorhin gezeigt hatte.

Das dauerte einige Augenblicke, dann nahm er das rothe Priester-Barett und verließ durch eine entgegengesetzte Thür das Gemach. Er schritt durch zwei Zimmer und einen Korridor, in dem ein Nuntius müßig saß.

»Befindet sich Pater Salieri in meinem Kabinet?«

»Zu Befehl, Eminenz!«

Der Nuntius öffnete die Thür.

»Ich bin für Niemand zu sprechen, bis ich schelle!«

Der Kardinal trat ein und ging durch die beiden, den Korridor von seinem Privat-Kabinet trennenden Zimmer bis zu diesem.

Wir werden wahrscheinlich in einer späteren Periode unseres Buches Gelegenheit haben, den Leser in das Kabinet des Kardinal-Staats-Secretairs zu führen, und begnügen uns jetzt zu sagen, daß an einem der beiden großen Arbeitstische der Geheimsekretair des Kardinals, der Dominikaner-Pater *Salieri* saß.

Es ist bekannt, daß der Streit, der seit der Gründung des Ordens der Dominikaner im Jahre 1215 durch Dominicus de Guzman zu Toulouse mit den Franziskanern bestand, seit dem 16. Jahrhundert in der Nebenbuhlerschaft um Macht und Einfluß der Jesuiten seine Fortsetzung fand und noch gegenwärtig in erbitterter Feindschaft zwischen beiden Orden herrscht. Die Inquisition<sup>1</sup> in ihrer späteren furchtbaren Gestaltung ist durch die neueren politischen Umwälzungen zwar überall als eingegangen zu betrachten, — selbst auf ihrem letzten Schauplatz, Toscana, wo sie z. B. 1852 noch die Eheleute Madiari wegen Uebertritts zum Protestantismus zu den Galeeren verurtheilte; doch wird im Volke die unter Paul III. eingeführte, durch Pius VII. (1814) neu sanctionirte und noch bestehende »Kongregation des heiligen Officiums« noch immer die »Inquisition« genannt, und das Recht der »Büchercensur,« das 1620 dem Magister des heiligen Palastes in Rom, der stets ein Dominikaner sein muß, verliehen wurde, bildet eine stete Ursach des Neides der Jesuiten.

Der Kardinal setzte sich an seinen gewöhnlichen Arbeitstisch, während der Pater an seine Seite trat, öffnete das Pallium und zog einen unter dem geistlichen Gewande an einer goldenen Kette hängenden Schlüssel hervor, den er seinem Geheimsekretair reichte.

»Die Abtheilung »Frankreich,« sagte er. »Oeffne das geheime Fach und gieb das Fascikel der Eugenie Montijo heraus. Weißt Du, Rafaëlo, daß die Jesuiten sich wieder sehr zu regen anfangen? — Ich habe Ursach zu glauben, daß der Nuntius des Consiglio dei Tre, dieser Abbate Calvati, ein geheimes Mitglied des Ordens oder wenigstens von ihnen gewonnen ist.«

»Ich habe schon längst nicht daran gezweifelt, Monsignore.«

---

<sup>1</sup>Dieselbe stand ausschließlich unter Leitung der Dominikaner.

»Es wäre in der That unangenehm und würde uns nöthigen, unsere Vorsicht zu verdoppeln. Erinnerst Du Dich des Namens eines Kapitäns Diaz Cavalho, auch Guzman genannt?«

»Don Rosario Guzman?«

»Derselbe.«

»Es müssen sich in den Alten einige Andeutungen finden. Der Name ist in den Notizen über die letzte Beichte genannt, welche der Vetter der Kaiserin von Frankreich, Don Alvaro Montijo ablegte, den im Herbst Neunundfünfzig ein deutscher Edelmann im Duell auf schweizer Gebiet erschossen hat.

»Wie hieß der Mann?«

»Es war ein Preuße – Otto von Röbel. Die Sache hängt mit der Affaire der Erbschaft des Marquis von Massaignac aus Südamerika zusammen, bei der diese habgierigen Gauner, die Jesuiten, ein so glänzendes Geschäft gemacht haben.«<sup>1</sup>

Der Kardinal nickte nachsinnend mit dem Kopf. »Sieh zu!«

Der Dominikaner war nach der Seitenwand des Gemachs gegangen, wo ein massiver, eine Anzahl Fächer zeigender Schrank in die Maner eingelassen war, hatte die eine Abtheilung derselben mit dem erhaltenen Schlüssel geöffnet und wählte unter verschiedenen dort aufgestellten Büchern und Aktenstücken eines aus, das er vor den Kirchenfürsten niederlegte. Der Kardinal blätterte darin.

»Andeutungen und Nichts als Andeutungen!« sagte er seufzend. »Dieser Bericht des Pfarrers in Allschwyl besagt auch Nichts, als daß der Erschossene, dem er die Sterbesacramente gab, allerlei gehässige Drohungen gegen seine Base die Kaiserin ausstieß, der er die Schuld an seinem Tode beimaß, und daß er dabei wiederholt den Namen Diaz Cavalho nannte. Hier ist ein Dokument, über das ich später mit Dir sprechen werde. Es datirt vom 10. August 1837 und führt den Kapitain Diaz Cavalho als Trauzeugen an. Nehmen wir an, daß er damals zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre gewesen ist. Die Kaiserin Eugenie, die denselben Familiennamen wie er, Guzman, führt, ist am 5. Mai 1826 geboren, war also damals 11 Jahr; als sie 1853 den Kaiser heirathete, war sie demnach 27 Jahr, der Kapitain also etwa 36 bis 38 Jahre, – das Verhältniß des Alters würde passen – und diese wichtige Notiz hier – aus der Reihe ihrer Liebschaften in den vierziger Jahren – wir müssen darüber Gewißheit haben! – den Beweis dafür, und die Politik des Kaisers Louis Napoleon läge in unserer Hand!« – Er wandte sich entschlossen zu dem Pater. »Du mußt mit dem nächsten Zuge nach Civita-vecchia reisen.«

»Zu Befehl, Monsignore.«

»Der Zufall hat diesen Mann, den Kapitain Diaz Cavalho Guzman hierher geführt – er befindet sich an Bord der Yacht eines spanischen Abenteurers, des Grafen von Lerida, der hier in die Brigantaggia des König Franz treten will. Es gilt, den Kapitain Cavalho, ohne daß es auffällt, von Bord des Schiffes und hierher zu führen. Die Sache ist zu wichtig für das Interesse der päpstlichen Regierung, als daß wir Anstand nehmen dürften, selbst zu zwingenden Mitteln zu greifen, um uns genauere Kenntniß und die Beweise für die uns gewordenen Andeutungen zu verschaffen. Auf der anderen Seite aber muß das Geheimniß uns allein und vor den Luchsaugen jener Partei gewahrt bleiben, welche sich zur Herrschaft in der Kirche zu bringen sucht.«

»Ich verstehe Euer Eminenz und werde danach verfahren. Ich hoffe, es wird nicht schwer sein, das Geheimniß dieses Mannes den Interessen der Kirche dienstbar zu machen, wenn

---

<sup>1</sup>Des Verfassers: Villafranca – Solferino.

man ihm ihren Schutz zusichert. Es ist in der That ein Glück, daß die weltlichen Machthaber der Erde Schwächen und Sünden haben, welche sie zuletzt doch immer wieder der Oberherrschaft der Kirche unterwerfen werden. Die Brandrede des Prinzen Napoleon und die Brochüre des Herrn About brauchen in Paris ein Gegengewicht.«

#### BAUERN-ADEL!

Es ist *Ostern*, das heilige Fest des großen Opfers Dessen, der alle Menschen geliebt hat und für Alle gestorben ist, und dessen erhabene Lehren der Liebe und Opferung die Herrschsucht ihrer Priester so oft zum Fluch zu wandeln versteht.

*Ostern!* – Der Odem der erwachenden Natur, die sich aus ihren Banden gerungen, die den Schlaf abgeschüttelt zu kräftiger Morgenfrische, zieht über die Fluren des deutschen Nordens, über Haide und Wald, über Strom und Berg, über Weg und Feld. Der Krokus lauscht aus der sich färbenden Wiese, die Eiche, die Linde, die Birke läßt ihre Blätter springen hinaus in die frische sonnige Luft, der Wald färbt sich und die lustige Welle rauscht in dem schlängelnden Bach hinüber zum großen Strom, der sie hinabführt zum Vergehen im gewaltigen Ocean.

Wird denn das Menschenleben auch so aufgehen und vergehen, sein so lang stolz und vertrauend gewahrtes Ich, sein eigenes selbstständiges Wesen, Denken und Fühlen in dem allgemeinen Strom der Wesenheit, wie der electriche Funke, der doch auch eine selbstständige Kraft ist, sich auflöst in der allgemeinen?

Ist denn all' der unermessliche Raum, sind jene Myriaden der Sterne und Welten denn nur da, die arme Menschenseele einzulullen oder sie zu täuschen über das große Geheimniß des Lebens und seiner Fortdauer oder seiner Auflösung im Weltmeer?

Macht der Glauben ruhiger, oder der Zweifel? Wer Dich erfassen und begreifen könnte, Du schaffender Weltgeist!

Christ ist erstanden!

Von der fernen Kirche her kommt über die Wiese und den Waldgrund das leise Geläut der Glocken, das zum Ostersonntag ruft. Auf dem Söllenhof hat Alles ein friedliches, festliches Aussehen – eine köstliche Sonntagsstille liegt auf dem stattlichen Gehöft. Die Schwalben sind angekommen und beginnen ihre Nester zu bauen, so hastig und unermüdlich durchstreifen sie die frische würzige Luft, – die Staare zwitschern auf den Bäumen und den Nistkästen, welche die kleinen humanen Flugschriften Gloger's ihnen endlich ausgewirkt, gleich als wüßten sie, daß heute Sonntag und für sie Nichts auf dem Felde zu thun ist. Auf dem Hofe jagen sich die Tauben und Hühner um die gestreuten Körner, und der Haushahn, stattlich einherstolzirend und im Gefühl seiner Herrschaft rechts und links einen Schnabelhieb austheilend, treibt sie alle zur Seite und theilt das Futter höchstens mit den dreisten Sperlingen, die zu bekriegen er unter seiner Würde hält.

Es ist ein Bauernhof im Oßning, dem alten Teutoburger Walde, der von der Ems zur Werra seine prächtigen Berge und Thäler zieht, auf den der Gang unseres Buches uns führt, einer jener alten Colonenhöfe, der Ritterburgen des Bauernlandes Ravensberg, deren Besitz seit mehr als tausend Jahren fortgeerbt ist in der Familie, deren Linden und Eichen vielleicht schon den Sachsenhelden Wittekind gesehen, unter deren Schatten der heilige Bonifazius geruht auf seinem Kreuzzug gegen die Heidengötter.

Wenn man den Adel der Croix, der sich bis zur Zeit Noahs und der Arche seinen Stammbaum dehnt, etwa abrechnet, möchten wenige Geschlechter ihren Ursprung und Grundbesitz

so hoch hinauf nachweisen, wie die ehrwürdigen Bauerngeschlechter des westphälischen Sachsenlandes von der Borne her und dem Osnabrück'schen, durch die alte Grafschaft Ravensberg, bis hinunter zur Diemel und Weser. Es ist ein merkwürdig zähes und wackeres Geschlecht, die Meier und erbgeßeßenen Colonen auf ihren Höfen, die in alter Zeit den Blutbann selbst geübt und Geding gehalten unter der uralten Linde, und zäh und ehrwürdig haben sich noch viele ihrer alten Sitten und Bräuche gehalten bis in die zersetzende, spöttelnde Neuzeit; mit den Bräuchen aber auch alte Tugenden und vor Allem die Gottesfurcht und die Treue.

Wegen dieser Männer und ihrer Eigenschaften ist das alte Ravenberger Land eine Perle in der Hohenzollern-Krone!

Der Hof war ein großer Raum, auf der einen Seite geschlossen von dem Hauptgebäude, dem Wohnhaus des Meiers, das einstöckig war, mit zwei Giebelstuben. Der linke Flügel enthielt die einfachen Wohnzimmer der Familie, den tiefen und breiten, mit Backsteinen ausgelegten Flur, der zugleich zur Küche und dem gewöhnlichen Aufenthalt der Knechte und Mägde in schlechter Jahreszeit oder während des Abends diente. Rechts und links von dem Flur lagen Stuben und Kammern; der Heerd mit seinem gewaltigen Schornstein und seiner Rauchkammer in der Mitte der Hinterwand, links von ihm die Thür zum Obst- und Gemüsegarten, der hinter dem Hause lag, rechts der Ausgang zum Boden und den beiden Giebelstuben oder Kammern. Der rechte Flügel des Hauses enthielt die Remisen und über diesen einen langgestreckten Futterraum, und schloß hier an eine niedere uralte Mauer von Feldsteinen, die weiterhin sich mit der Grundmauer einer schönen, neu und massiv gebauten Scheune mit breiter luftiger Tenne verband und so die zweite Seite des Hofes bildete. Im rechten Winkel an den ›Stadel‹ stießen die Viehställe, meist Fachwerk, warm und bequem. Dann kam, der Hausthür gegenüber, das breite Hofthor, aus starken Eichenbohlen gezimmert, und auf der andern Seite der gleichfalls massive Pferdestall, der durch eine starke Fenz mit dem Wohnhause verbunden war. Diese Fenz umzäumte zugleich einen wohl zwei bis drei Morgen großen freien, nur mit ein Paar alten Eichen besetzten festen Grasplatz, den Tummelplatz der Rosse des Meiers, der große Stücke auf seine Pferdezucht hielt. Das Wohngebäude war ziemlich allein noch – obschon auch hier von der Hand des jetzigen Besitzers schon manche bequemere Einrichtungen und Verbesserungen angebracht worden waren, – das einzige alterthümliche Gebäude des Hofes und die Jahreszahl auf der Giebelwand nannte die Zeit zu Ende des dreißigjährigen Krieges, der selbst in diese Waldthäler seine zerstörende Hand gestreckt hatte.

Die ältesten Stücke im ganzen Hofe aber waren sicher die beiden prächtigen Bäume, die mitten im Hofe, zwischen dem Thorweg und der Hausthür standen, so daß man, obschon ihre Zweige und Aeste ineinander liefen, zwischen ihnen hindurch von einem Eingang zum andern sehen und sich begeben konnte. Merkwürdiger Weise aber waren die beiden uralten Waldriesen nicht einmal gleicher Art, sondern repräsentirten die beiden urdeutschen Baumarten.

Es waren eine Eiche und eine Linde, deren Stämme kaum zwanzig Fuß auseinander standen, und deren Aeste, wie bereits erwähnt, zu einem festen Dach in einander verschlungen waren.

Beide Bäume, in weiter Umgegend unter dem Namen »das Ehepaar« bekannt und berühmt, waren offenbar sehr alt. Die Wesergegend am Teutoburger Wald ist ja reich an solchen Baumveteranen, und kundige Forstmänner hatten ihr Alter auf fünf oder sechshundert Jahre geschätzt. Der Sage nach sollten sie von einem Liebespaar, einem Bauernsohn, dem Sohn des Meiers vom Söllenhof, und einem Edelfräulein, noch zur Zeit der Ravensberger Grafen, zu deren Geschlecht das Fräulein gehört hatte, gepflanzt worden sein, am Tage nach dem der junge Bauer mit seinen Kameraden den Thurm erstürmt hatte, in welchem ihr Vormund sie eingesperrt, um sie zu zwingen, ihn zu heirathen. Seitdem galten die beiden Bäume für die Wahrzeichen des Söllenhofs.

Um die beiden riesigen Stämme her waren Steinsitze angebracht, und der Großknecht, ein Mann älter wie der Meier selbst und seit länger als 30 Jahren auf dem Hofe, erzählte oft an Winterabenden, wenn sie um den Heerd saßen und die Pfeifen schmauchten, den neuen Knechten wundersame Geschichten, wie in alten Zeiten unter dem Lindenbaum die Tageleistung gehalten worden und der Meier vom Söllenhof das Schwertrecht gehabt und das Gaugericht geübt habe.

Jetzt sei das freilich anders und der Kreisrichter in Schildesche oder sonst wo, spreche jetzt Recht und habe es grade nicht sehr gut stehen auf den Söllenhof, weil der Meier ihm nicht katzenbuckle und ihn kurz und derb abgewiesen habe, als er sich um die Klörke beworben und den schönen Brüning Hof mit ihr gern in die Tasche gesteckt hätte.

Dabei wies *Jochem*, so hieß der Großknecht, bedeutsam mit dem Daumen über die Achsel nach dem linken Wohnzimmer, wo gewöhnlich der Meier mit den Seinen zu sitzen pflegte. Er selbst hielt vom Heirathen nicht viel und war ein Junggeselle geblieben, seit vor zwanzig Jahren bei der Fahrt zu einer benachbarten ländlichen Hochzeit, die er mit seiner Liebsten, der Jungmagd auf dem Hofe, gemacht, die Pferde gescheut und durchgegangen waren und den leichten Korbwagen umgeworfen hatten, wobei die Marie-Lies so unglücklich mit der Schläfe gegen einen Stein geschleudert wurde, daß er sie als Leiche nach Hause

brachte. Seitdem hatte er nie wieder einen Wagen bestiegen oder ein Pferd, und begnügte sich, neben herzugehen, und der Meier, der als Knabe mit ihm gespielt und ihn sehr gern hatte, ließ ihm willig die Schrulle.

Ebenso übersah er, daß *Jochem* niemals zur Kirche ging, sondern des Sonntags, während die Anderen das thaten, hinaus zu dem hölzernen Kreuze wandelte, das er selbst an der Stelle des Unglücks errichtet hatte, und dort einsam sein Gebet verrichtete. Zm Uebrigen war *Jochem* ein wahres Muster von einem Großknecht oder Vogt auf der großen Wirthschaft, hielt dieselbe in strengster Ordnung und das junge Volk hatte heillosen Respekt vor ihm. Der Meier aber ließ ihn fast unbedingt gewähren und begnügte sich mit einer bloßen Oberaufsicht und seinem Steckenpferd, der Roßzucht. Auch während seiner Abwesenheit – denn der Meier war bereits während zwei der früheren Sitzungs-Perioden des Landtags Abgeordneter gewesen, – hatte er *Jochem* das Kommando überlassen, obschon er bereits drei erwachsene Söhne besaß.

Die Drei waren das, was ihm von seiner Frau geblieben war, die schon nach zeh- oder zwölfjähriger Ehe gestorben war, ohne daß er sich hatte entschließen können, zu einer zweiten Heirath zu schreiten, was bei einer so ausgedehnten Landwirthschaft gewiß ein großes Opfer an die Verstorbene war.

In den ersten Jahren hatte dem Meier eine alte Verwandte die Wirthschaft führen helfen, aber später war dies nicht mehr nöthig; denn zwei Jahre vor dem Tode seiner Frau hatte

der Meier zwei Mündel, die Töchter eines alten Freundes und Genossen nach dessen letztem Willen zu sich genommen und erzogen, und die älteste war bald so herangewachsen, daß sie seit drei Jahren schon ihm die Wirthschaft führen half. —

Jetzt fuhr der zweite Knecht einen ziemlich eleganten Korbwagen, vor den zwei prächtige Füchse gespannt waren vor, und die Familie des Meiers erschien in der Thür zur Kirchfahrt.

Der Meier selbst, der eben aus dem Hause trat und sogleich zu den Pferden ging, sie klopfte und streichelte und nach der Aufschirrung sah, war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Er war eine schmale hünenhaft aufgeschossene Gestalt, mit schlichtem Blondhaar, ziemlich kleinem Kopf mit hellem Teint des Gesichts und großen fast wasserblauen Augen, die wie alle Augen von dieser Farbe eine gewisse Starrheit zeigten.

In diesem einfachen gestreckten Gesicht lag eine unbeschreibliche Ruhe, aber es war Etwas um das feste, obschon nicht übermäßig große Kinn, was von einer eisernen Entschlossenheit und Willenskraft zeugte.

Die Kleidung des Meiers wies einen halb städtischen Anstrich. Er trug einen langen dunklen Rock, freilich in etwas steifem Schnitt gemacht, Kniehosen und Stulpenstiefeln, und einen runden Hut, Weste und das schwarze Halstuch waren einfach, aber nicht bäuerisch; eine kurze silberne Kette, die nach alter Weise unter der linken Seite der Weste hervorhing, trug ein schweres goldenes Berloque und als er, um die Zeit zu prüfen, die Uhr herauszog, zeigte es sich, daß dieselbe ein sehr werthvoller Chronometer war. Der Meier Söllenhof galt im ganzen Ravensberger Land als ein nicht nur wohlhabender, sondern reicher Mann, und sein Hof mit den zahlreichen Aeckern, Wiesen und Kämpfen war einer der werthvollsten der ganzen Gegend.

Das ruhige feste Gesicht des Meiers schien übrigens heute noch starrer wie gewöhnlich, in dem mattblauen Auge funkelte es zuweilen auf, als sei die Seele dahinter nicht so ruhig, sondern von sehr stürmischen Gedanken bewegt, aber doch vermochte Nichts die äußere Ruhe seiner Haltung zu brechen.

Jochem, der Großknecht, der in sonntäglicher Kleidung, wie sie landesüblich, eine kurze Pfeife dampfend bisher an der Stallthür gelehnt und mit Wohlbehagen das im Hofe die Runde machende Gespann betrachtet hatte, kam eilig herbei gehumpelt, denn er hatte sich vor etwa zehn Jahren beim Holzhauen eine Verletzung am Bein beigebracht und lahmt seitdem ein wenig. Der Knecht war abgestiegen und Jochem hatte ihm die Zügel abgenommen, um sie dem Meier zu reichen.

In der Thür standen noch vier Personen — zwei Mädchen und zwei junge Männer.

Die beiden Mädchen waren die Mündel des Meiers — die ältere *Klörke*, oder Klara auf Hochdeutsch, mochte achtzehn bis neunzehn Jahre sein und war eine Gestalt, die dem kräftigen westphälischen Menschenschlage entsprach, sie war groß, kräftig und doch proportionirt gebaut, ein frisches offenes, von Luft und Arbeit gefärbtes Gesicht mit hellbraunem, nicht zu reichlichem Haar und gutmüthigen Augen, die etwas tiefer blau waren als die Meiers. Aber diese Augen schienen jetzt etwas von Besorgniß getrübt und wandten sich unruhig bald auf den Meier, bald auf den jungen Mann, der einige Schritte zur Seite stand. Sie war, wie ihr Vormund halb städtisch in einen warmen Frauenpaletot gekleidet und trug einen einfachen Hut. Ihre Manieren waren ruhig und bestimmt, hatten aber durchaus nichts Plumpes, Bäuerisches. *Klörke Brüning* war fast zwei Jahre bei einer dahin verheiratheten Verwandten in Bielefeld gewesen, um dort einigen höheren Unterricht zu genießen, als ihr die Landschule

bot, und einige weibliche Fertigkeiten in Handarbeiten zu erlernen. Eine ganz andere Figur bildete ihre junge Schwester *Engel*. Diese war weit kleiner, etwa sechszehn Jahr, und ihre runde volle Gestalt begann sich bereits zu entwickeln. Ihre munteren hellbraunen Augen sahen lachend in's Leben hinein, auf alle Menschen und Gegenstände ringsum, auf die zwitschernenden Sperlinge und den misanthropischen Großknecht, auf die beiden Brüder und das ganze so sauber gehaltene Gehöft, das einst, wie sie wohl wußte, das ihre werden sollte, und wo sie sich schon jetzt freute, die Hausfrau zu spielen und zu schalten und zu walten; denn sie war bestimmt, den jüngsten Sohn des Meiers zu heirathen, und nach dem alten Brauch erben dort die jüngsten Söhne den Hof und damit das Hauptvermögen, im Gegensatz zu der Erbschaft des Feudaladels, wo der Aelteste den Grundbesitz erbt und den Familienstamm fortführt. Wahrscheinlich nahmen die Vorfahren an, daß die älteren Söhne in dem längeren Genuß der elterlichen Pflege und Erziehung ihr Ausgeding voraus hätten und besser im Stande waren, sich ein Heim zu schaffen, während der Jüngste geschädigt bleibe, wenn durch dies Erbrecht nicht gerade für ihn besondere Sorge getragen werde.

Vielleicht lag auch dieser Einrichtung des Bauernadels eine tiefere psychologische Ursach zu Grunde: der Wunsch und Stolz, so lang als möglich auf dem Hofe zu sitzen, geliebt und unbeneidet von den heranwachsenden Kindern, ohne daran denken zu müssen, ihnen Platz zu machen; oder die Erfahrung, daß der Jüngere größere Achtung und Liebe für seine älteren Brüder hegen und besser für sie sorgen werde, als vielleicht der Aeltere für den schutzlosen Jüngeren.

Genug, – stamme der Grund für dieses Erbrecht aus welcher Erwägung es auch sei, – es war ein altes geheiligtes Recht, das lange Jahrhunderte bestanden, und an dem erst die neuere Zeit mit ihrer demokratischen Gleichmacherei und Zersplitterung des Grundbesitzes und der Familie gerüttelt hat.

Uebrigens brauchte der Meier für seinen Jüngsten wahrlich keine Bange zu haben, denn *Wilhelm* obschon erst 17 Jahr alt, war ein Bursche, der bereits 5 Fuß 10 Zoll in den Schuhen stand und nur noch wenig der Größe seines Erzeugers nachgab. Dazu wurde er offenbar von kräftigerem Wuchs als dieser und hatte bereits ein paar Schultern, die einen beladenen Erntewagen allein aus dem tiefen Gleise der Feld- und Waldwege heben zu können schienen, und seiner Zeit bei der Aushebung einen Flügelmann für irgend eines der Garderegimenter in Berlin oder Potsdam versprochen, wo bereits zum Stolz des Vaters, der gleichfalls bei der Garde gedient hatte, sein zweiter Bruder, Fritz, der mittlere der drei Brüder seit dem Herbst des vorigen Jahres stand.

Daß nicht auch der dritte Sohn, der erste seiner Ehe zu dem seiner würdigen Hünengeschlecht gehörte und befähigt gefunden war, seinem König und Herrn im Soldatenrock seine Pflicht zu leisten, das war, was den Meier gegrollt und vielleicht etwas ungerecht gegen seinen Aeltesten eingenommen hatte. Desto mehr und zärtlicher hatte die Mutter ihren Erstgeborenen geliebt. Der Knabe war von seiner Geburt an schwächlich und kränklich geblieben und offenbar schon von der Natur nicht für die schwere ländliche Arbeit bestimmt. Auch als er in der kräftigenden Waldluft nach und nach gesundete und heranwuchs, hatte er das Unglück gehabt, einen schweren Bruch des linken Armes zu erleiden, der zwar geheilt wurde, aber eine lange Schwäche desselben zurückließ, und so war der Knabe denn für einen anderen Beruf bestimmt worden, wurde auf das Gymnasium von Herford gethan und nach dem Willen der Mutter auf ihrem Todtenbett zum Studiren und für den geistlichen Stand bestimmt.

Es ist eine eigenthümliche Vorliebe vieler Frauen, namentlich auf dem Lande, einen ihrer Söhne auf der Kanzel zu sehen – sie glauben dadurch gewissermaßen selbst an Gottseligkeit und Frömmigkeit zu profitiren und sich eine Stufe in den Himmel zu bauen. Der Meier, da er doch für den Knaben keine andere Beschäftigung wußte und sein stilles in sich gekehrtes Wesen dazu geeignet hielt, hatte zugestimmt, und so wurde *Heinrich*, ohne selbst viel befragt zu werden, als er das Gymnasium absolvirt und das Abiturienten-Examen bestanden hatte, im zwanzigsten Jahr auf die Universität Halle geschickt und sollte dort ein gelehrter Theologe und frommer Mann werden, dereinst vielleicht in der Heimath ein Licht der Kirche zu sein und den auch in dieser Beziehung hartnäckigen Colonen von der Kanzel herab die Köpfe zurecht zu setzen und die Nichtigkeit alles irdischen Besitzes und Ranges zu predigen.

Aber es war noch etwas Anderes, was das Vorurtheil des Meiers gegen seinen Aeltesten vermehrt und gereift hatte.

Die Gesundheit des jungen Mannes hatte sich in den letzten zwei Jahren sehr geändert und aus dem kränklichen Knaben und schwächlichen Jüngling war ein stattlicher Mann geworden. Eine gleiche Veränderung war mit seinem Lebensmuth und seinem Innern vorgegangen. Auf der Schule hatte er als Knabe das Jahr Achtundvierzig und Neunundvierzig erlebt, und die wilde, der revolutionairen Gedanken so volle Zeit war an seinem unter der stillen Hülle sehr lebhaften und empfänglichen Geiste nicht ohne Einfluß vorübergegangen. Die Eindrücke, die er da empfing, konnte weder der strengconservative Geist der früheren Erziehung im Vaterhause, noch der spätere häufige Besuch dort während der Ferien verwischen, und als er zur Universität kam, schlug die so lang unterdrückte Jugendlust und Lebenskraft mit der Stärkung seiner Gesundheit in vollen Flammen auf und durchbrach die so lange auferlegten Schranken selbst bis zum Uebermaaß. Bald kam er in schlimme Gesellschaft und stürzte sich in einen Strudel von Zerstreungen, die rasch seine Börse leerten und ihn zu Schulden trieben. Das aufgedrungene Studium der Theologie war ihm längst verhaßt, und wenn er auch seiner ursprünglich guten Natur entsprechend Liebe zu den Wissenschaften und zum Studiren empfand, wollte er seinen Geist doch nicht in die Fesseln der theologischen Dogmatik schlagen lassen. Kurzum, der Studiosus *Hinrik Söllenhofer* galt bald für einen etwas liederlichen Studenten, einen Schläger und Raufer, ein Mitglied demokratischer Clubs und einen eifrigen Schwärmer des Nationalvereins. Eins aber war es, was hauptsächlich diese Opposition gegen das Conservative, Hergebrachte, gegen die Bestimmungen des Vaters geweckt und genährt – das war die mit dem Knaben aufgewachsene Liebe zu seiner Pflegeschwester, der Erbtochter des reichen Colonen Brüning. Es ist etwas sehr Gewöhnliches unter dem Bauern-Adel Westfalens, daß die Söhne und Töchter derselben schon sehr früh mit einander von den Vätern versprochen werden, theils aus Freundschaft und gegenseitiger Anhänglichkeit, theils um den Bestand der alten Höfe zu sichern. Der Nachbar und Freund des Söllenhofers, der Colon Brüning, aus einem uralten Geschlecht, hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, und da waren längst die Männer und Frauen übereingekommen, daß zwei Söhne des Söllenhofs die Töchter des Brüning heirathen sollten, nur hatte die Mutter Hendriks gewünscht, daß ihr Liebling der Verlobte der jungen Klörke, der Erbin des Brüninghofs werden sollte, aber mit jener Naivetät, die keine Prüderie kennt und zu oft seltsamen Contracten und Proben führt, wo es sich um die Fortpflanzung ihrer alten Familien handelt, hatte der alte Brüning den kränklichen und schwächlichen Eidam zurückgewiesen und gewünscht, daß seine ältere

Tochter Klörke den zweiten Sohn des Söllenhofers heirathen und dieser mit dem Hofe seinen Namen annehmen solle.

So war es unter den Familien bestimmt – aber das Herz der Jugend ist oft sehr rebellisch gegen das Herkommen und die Pläne und Satzungen der Väter.

Es war merkwürdig, und vielleicht zuerst durch die Vorliebe der Mutter für den kränklichen Knaben veranlaßt, mit welcher Zuneigung Klörke Brüning, als sie als Waise zwei Jahre vor dem Tode der Frau des Meiers, in noch sehr jungem Alter, sie war damals ein Kind von vier Jahren auf den Söllenhof kam, an den drei Jahre älteren Hinrik sich anschloß. Diese Zuneigung wuchs mit den Jahren und wurde durch die sorgsame Pflege erhöht, die das heranwachsende Mädchen dem kränklichen stillen Pflegebruder widmete, während sie den zweiten Bruder mit sehr gleichgültigen Augen ansah, obschon sie wohl anfangs nicht daran dachte, das Verlöbniß ihres Vaters zu ändern. Wohl aber dachte daran der Student, der zu der Pflegeschwester längst die gleiche Liebe gefaßt hatte, und in seinen freieren Anschauungen in der Bestimmung der Väter eine Ungerechtigkeit, eine Tyrannei der Herzen erblickte, der er nicht gewillt war, sich zu unterwerfen. Zwar kannte er sehr wohl den starren Willen seines Vaters, die unverbrüchliche Treue an dem gegebenen Wort, aber das junge Herz ließ sich nicht gebieten und da von der Heirath ohnehin keine Rede sein konnte, bis der bestimmte Bräutigam vom Militair wieder entlassen war, hoffte das Paar auf einen Zufall, auf irgend eine unmögliche Wendung in den Ansichten des Nichts von dieser Liebe ahnenden Vaters, und überließ sich unterdeß seinen Gefühlen, die durch keine Eifersucht des bestimmten Bräutigams etwa beschränkt wurden, denn Fritz Söllenhofer war eine sehr phlegmatische Natur und betrachtete die ihm bestimmte Braut mit sehr gleichgültigen Augen, während er doch schon als junger Mensch sich mit großer Sorgfalt seines künftigen Eigenthums annahm und den Brüninghof verwaltete, überzeugt, daß er so wenig wie Klörke sich ihrem bestimmten Schicksal entziehen könnten.

Am Abend vorher war es zu einem sehr schlimmen Auftritt zwischen Hinrik Söllenhofer und seinem Vater gekommen. Der Meier hatte von dem Leben des Sohnes auf der Universität doch endlich einige Winke erhalten, auch die freien Ansichten und Meinungen, die der Student keck bei manchen Gelegenheiten zu Tage gefördert, hatten ihm stark mißfallen, und als er ihn an dem Abend im Familienkreise zur Rede setzte, hatte Hinrik den Muth gefaßt, ihm rund heraus zu erklären, daß es mit der Theologie Nichts für ihn sei, daß er weder Lust noch Beruf empfinde, dies Studium fortzusetzen, daß er es vielmehr schon seit einem Semester aufgegeben und in diesem nur Kollegien über Philosophie und Geschichte gehört habe, daß er am Liebsten Philosophie und Geschichte studirt hätte, daß er aber, wenn der Vater dies nicht zweckmäßig halte, mindestens lieber ein tüchtiger Arzt des Leibes werden wolle, statt eines schlechten Arztes des Seele, und daß er ihn bäte, dies Studium auf der näheren und in diesem Fach berühmteren Universität Göttingen fortsetzen zu dürfen. Er sprach dabei viel Ueberflüssiges von dem freien Willen und dem Selbstbestimmungsrecht der Menschen, verfehltem Beruf und verlorener Zeit, dem Drange nach freierer Bewegung des Volkes und einem einigen großen Deutschland und sonst Allerlei, daß der jüngere Bruder ihn höchst erstaunt und respektvoll anhörte, die klügere Klörke aber bald mit Angst auf den Meier schielte.

Dieser hatte eine Zeitlang ruhig den Tiraden zugehört, ohne ein Wort zu sprechen, das starre Auge fest auf den Sohn gerichtet, der diesen Blick anfangs trotzig erwiderte, auf die Dauer aber nicht zu ertragen vermochte und den seinen zur Seite wandte; – nur die Lippen

des Mannes preßten sich fester und fester um die Spitze seiner Pfeife und stießen keinen Rauch mehr aus; auf den Backenknochen erschien ein runder Fleck von leichter Röthe und Klörke, die seit Jahren den Charakter des Mannes kannte und wußte, daß der Sturm jetzt zum Ausbruch kommen würde, stieß vergeblich den Pflegebruder mit der Fußspitze an.

Aber in Hinrik lebte gleichfalls etwas von der zähen hartnäckigen Natur des Vaters. Er wußte, daß es doch einmal zum Zusammenstoß kommen mußte, und hatte beschlossen, daß es jetzt geschehen solle.

Endlich legte der Meier die Hand klatschend auf den Tisch.

»Genug!« sagte er mit dumpfer Stimme, »oder vielmehr schon zuviel mit all' dem Unsinn, den Du da gesprochen. Ich erwartete fast, daß das oder Aehnliches kommen würde, denn Dein ganzes Auftreten sah danach aus, der Kalabreser und der lächerliche Rock, der sich am Wenigsten ziemt für Einen, der künftig Anderen ein Beispiel sein soll. Aber ich halte der Jugend Etwas zu Gute und habe Deiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen, Nachsicht mit Dir zu haben, weil Du krank und schwach warst von Kindheit auf. Das hat sich geändert und wenn Du auch nicht Deinen Brüdern nachschlägst, so hast Du am Narrenbart und am Maulwerk, was Dir an Länge und Schultern abgeht. Ich bin kein solcher Gelehrter wie Du, und weiß das Wischiwaschi nicht zu reden von Freiheit und geistigen Rechten – ich bin nur ein Bauer, aber ich bin der Herr meiner Kinder, so lange ich der Herr auf dem Söllenhof bin, und weiß, daß sie Vater und Mutter zu gehorchen haben und wir alle den Geboten Gottes und dem König von Preußen, unserem gnädigen Herrn. Deine Mutter lebt nicht mehr, aber sie hat mit meiner Zustimmung gewollt, daß Du den geistlichen Stand zu Deinem Lebensberuf machst, weil Du zu – nun weil Du zum Bauern, wie Deine Väter waren, nicht taugst und aus der Art der Söllenhofer geschlagen warst. Du bist als treuer lutherischer Christ getauft, erzogen und confirmirt worden. Bist Du es noch?«

»Gewiß Vater, – aber . . .«

»Kein Aber,« sagte der Meier, nochmals die Hand auf den Tisch klatschend – »es giebt blos Glauben oder Unglauben! Ein Geistlicher, der das Wort unseres Herrn und Heilands verkündet und nach seinen Geboten lehrt und lebt, seiner Gemeinde zum erhebenden Beispiel, erfüllt eine hohe Aufgabe und sein Beruf ist ein ehrwürdiger und hochgeachteter, der in der Treue zu seinem Gott gleich steht, oder darüber noch der Treue des Soldaten zu seinem Kriegsherrn und des Unterthanen zu seinem angestammten König und Landesherrn. Ein Mann, der seinen Pflichten, die er freiwillig gewählt, aus allerlei Schrullen untreu wird, ist nicht besser als Einer, der fahnenflüchtig wird. Du bist freiwillig dem Wunsche Deiner Mutter nachgekommen und ein Theologe geworden. Willst Du bei Deinem Stande bleiben?«

»Nein Vater, ich fühle, mir fehlt der innere Beruf dazu. Ich kann mich mit diesen orthodoxen Lehren und Fesseln nicht befreunden, die jeder freieren Entwicklung der Wissenschaft und des Fortschritts ein Hinderniß sind!«

»Steht es bereits so mit Deinem Glauben und Deinem Christenthum,« sagte der Meier nach einer Pause – »dann ist es allerdings besser, die Kanzel wird nicht durch einen neuen Zweifler und Abtrünnigen entweiht. Wir haben leider bereits genug der Rüttler an den christlichen Fundamenten des Staates und der Gesellschaft. So ehrwürdig und achtungswerth ein überzeugungstreuer Geistlicher ist, so verächtlich und schädlich ist ein Heuchler und Deutler. Du willst also von der Theologie zur Medizin übergehen?«

»Ich bin es bereits, Vater!«

»Natürlich ohne meinen Willen und ohne mich zu fragen! Das sind die Folgen der Erziehung in den Städten und der guten Lehren von der Gleichheit und dem Fortschritt! – Nun, da Du so über Dich selbst und Deine Zukunft bestimmt hast, ohne Deine Angehörigen zu fragen, wirst Du wohl auch in Besitz der Mittel sein, Deine Pläne durchzuführen?«

»Vater – Sie sind hart mit mir! – Auch der ärztliche Beruf ist ein ehrenwerther und kann großen Segen stiften.«

»Das ist jeder Beruf, wenn er ehrlich und treu erfüllt wird. Man hat nur nicht viel Vertrauen zu den Ueberläufern, und um ein tüchtiger Arzt zu werden, gehört Mühe und strenge Arbeit.«

»Ich fühle, daß ich fleißig sein kann! ich werde das Versäumte nachholen, wenn . . . «

»Nun – warum stockst Du?«

»Wenn Sie die Güte haben wollen, mir die Mittel dazu zu geben.«

»Ein ächter Mann, der den Drang zu einem Beruf in sich fühlt, würde sie sich selbst erwerben. Ich habe viele Beispiele erlebt, daß armer Leute Kinder was Tüchtiges geworden, ohne die Unterstützung der Eltern. Da Du aber nicht an eine Arbeit gewöhnt bist, die Selbstständigkeit verschaffen kann, wie Deine Brüder, so werde ich Dir für die nächsten drei Jahre, die doch wohl noch über Dem Studium vergehen können, ehe Du zum Doktor promovirt wirst, wenn es überhaupt je geschieht, Dir jährlich die 300 Thaler fortgeben, die ich Dir bisher ausgesetzt hatte. Dein Bruder Fritz in Potsdam bedarf nicht den fünften Theil zu seinem Sold.«

»Vater –« das Gesicht des Studenten hatte sich mit dunklem Roth bedeckt, er wollte wahrscheinlich Etwas sagen, aber der Meier schnitt es ihm ab, indem er sich von seinem Schemel erhob und in seiner ganzen Länge aufrichtete.

Der Mann hatte sich bei der ganzen Unterredung offenbar die größte Gewalt angethan, um ruhig und gelassen zu bleiben, – wer ihn kannte, der hatte es ihm angesehen.

»Genug für heute – Du brauchst mir nicht zu danken, Du bist der Sohn Deiner Mutter und ein Kind des Söllenhofs, und so lange ein Söllenhofer ein ehrlicher Mann bleibt und keine schlechten und ehrlosen Streiche macht, die seinen alten Stamm schänden, wird er den Schutz und den Beistand des Hofes haben, der ihn geboren werden sah. – Gutenacht mitsammen. Klörke, Du hast nicht vergessen, daß wir morgen Gäste erwarten, den wackeren Bürgermeister Strosser von Herford, Deinen Oheim Bockschatz und ein paar andere Freunde. Es gilt zwar nur eine ›Bauern-Adresse‹ zu berathen« – sein Blick streifte leicht über den ältesten Sohn – »aber die Worte sollen aus treuem und ehrlichem Herzen kommen und Nichts von den neumodischen Begriffen und Klauseln haben, mit denen sie jetzt in den Kammern auf unseres Herrn und Königs ehrliches Wort zu antworten wagen.«

Er nickte den beiden Mädchen zu, die sich achtungsvoll erhoben hatten und ging nach seiner anstoßenden Schlafkammer, obschon es noch nicht so spät war, und ohne das sonst gemeinsame Abendgebet mit dem ganzen Haushalt abzuwarten.

---

Das war, was am Abend vorher vorgegangen war und weswegen das junge Mädchen, als der Wagen zum Kirchgang vorgefahren war, so ängstlich bald auf den Meier, der sich noch immer mit den Pferden beschäftigte, bald auf den Studenten blickte, der sie zwar vor das Haus begleitet hatte, aber dort baarhänptig stehen blieb und keine Miene zur Mitfahrt machte.

Heinrich Söllenhof war, wenn man an die Gestalt nicht die Ansprüche des hünenhaften Wuchses seiner Familie machte, eine ganz hübsche und anziehende Erscheinung. Er war von mittlerer Größe, eher kleiner, als darüber, aber von einer gewissen Eleganz der Figur, welche die legère studentische Tracht recht gut kleidete. Sein Gesicht hatte etwas Zartes, fast Mädchenhaftes, das nur durch den starken, gekräuselten Vollbart, den er trug, wieder einen männlichen Charakter bekam. Seine Nase war von hübscher Form, etwas aufgeworfen, die Stirn gewölbt, das Haar – abweichend von dem altsächsischen Typus, – kastanienbraun und stark gelockt. Seine Hände waren fein und nicht von der harten Arbeit rau und breit wie die seiner Brüder, kurz er hatte ein Aeußeres, das wohl ein Mädchenherz bestechen und zur Liebe verlocken konnte.

»Aufgestiegen!«

Der Wagen hatte nur zwei Bänke. Der jüngste Söllenhofer half den beiden Mädchen den Wagen besteigen und den Hintersitz einnehmen, der Meier schwang sich auf den Vordersitz und nahm die Zügel aus der Hand des Großknechts. Sein Auge streifte die beiden Brüder.

»Erlauben Sie mir, Vater, zurückzubleiben,« sagte der Student. »Ich bin nicht in der Stimmung für die Kirche.«

»Seinem Gott zu dienen, bedarf es keiner Launen und Stimmungen! Sitz auf Wilm.« Ein vorwurfsvoller Blick des älteren Mädchens traf den Studenten, während das jüngere sich offenbar über den Tausch freute; die Peitsche knallte und der Wagen, von den stattlichen Füchsen gezogen, rollte rasch aus dem Gehöft über die Brücke, welche einen den ganzen Hof umschließenden trockenen Graben überführte, der an die Circumvallationen alter römischer Lager erinnerte, und folgte dem schon vor einer Viertelstunde zur Kirche aufgebrochenen Dienstgesinde.

Der alte Jochem sah eine Weile dem Wagen nach und dann mit betrübtem Kopfschütteln nach dem ältesten Sohn des Hauses, der noch immer finster auf derselben Stelle stand, und den er sanft auf die Schulter klopfte. Hinrik war ein Liebling des lahmen Alten, der den schwachen und kränklichen Knaben dreihundert Mal auf seinen Armen getragen und ihn wie eine Magd gewartet und gepflegt hatte, wenn er Zeit und Gelegenheit dazu gefunden.

»Iy haddet doch liwer mitfahren sollen, Hinrik,« sagte er in seinem weichem Plattdeutsch, »dat thut nich god, dat Iy den Buer erzürnt hawd. De Jonge –« er meinte den jüngsten Sohn – »hat my hüte Morgen davon derzählt. It geit nich god, gegen en Backowen an to jappen.«

»Es ging nicht anders Jochem – es mußte doch heraus. Und ich gehe lieber mit Dir zu Deinem Kreuz und bete dort mein Vaterunser, als daß ich mir das Gesaalbader des orthodoxen Pfaffen anhöre.«

»Pfuy, Hinrik,« sagte der alte Mann ernst; »das ist nicht hübsch von Euch gesprochen. So müßt Ihr nicht reden, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Jetzt holt Eure Mütze oder Euren Hut, obschon der Buer Euer Vater selbigen Hut nicht gern liden mag, ich begreife nicht recht, warum, und kommt mit mir. Der Pastor ist ein braver Mann und ich ginge gewiß zu ihm in die Kirche und betete mit den Anderen, wenn ich mich nicht verschworen hätte, keinen Gang mehr dahin zu machen, seit der mit der Marie-Lies so traurig für mich geendet hat. Ich weiß wohl, Ihr könnt dort am Rain, wo das Kreuz steht, eben so gut zum lieben Herrgott beten und geloben, ein Mann zu werden, – wenn es Euch mit meiner Begleitung überhaupt Ernst ist und Ihr nicht einen anderen Zweck dabei habt.«

»Was meinst Du Jochem?« Der Fragende erröthete unwillkürlich.

»Nun – es war mir, als hätte ich heute Morgen die Teufelskrabbe, den Gryx-Steffen, den Taugenichts, um den Hof herum streichen sehen, der Euch die Botschaft brachte am Gründonnerstag von Euerm Freund, wenn Ihr Euch nicht schämt, einen solchen Herumtreiber, dem der Lüderjahn aus den Augen sieht, Freund zu nennen. Ich sah, wie er Euch einen Zettel zusteckte. Der Junge taugt Nichts, seine Mutter ist eine Schande für die Gemeinde und hält ihn zu keiner ehrlichen Arbeit an, und wer mit der Gesellschaft umgeht oder bei ihr haust, taugt sicher auch nicht viel. Hört Hinrik,« – der junge Mann hatte unterdeß seinen Kalabreser geholt und wanderte mit dem Alten zum Thor hinaus, der von dort einen längst nicht mehr oder nur zum Holzeinfahren benutzten Waldweg einschlug, – zwischen das Gelände der Waldhügel hinein – »ich will nicht hoffen, Ihr habt mich belogen, und habt mir meinen Sparpfennig abgeluxt, um ihn einem solchen Vagabonden in den Hals zu werfen.«

»Nein Jochem,« sagte der Andere, ihm fest in's Auge sehend, »ich sprach Dir die Wahrheit. Es ist wirklich so, wie ich Dir sagte. Hätte der Alte gewußt, daß ich in Halle noch Schulden zurückgelassen bei Wucherern und Gaunern, die mich zu Tode hetzten, dann wäre sein Unwille noch schlimmer gewesen, als er so schon war – kalt und schneidend. Du warst der Einzige, dem ich meine wahre Lage zu entdecken wagte. Es ist wahr, ich bin leichtsinnig gewesen, habe mich hinreißen lassen und tolle Streiche genug gemacht, – aber der Groll gegen den Stand, den man mir aufgedrungen und über den Raub, den man kaltblütig, als müßte es so sein, am besten Theil meines Lebens vollführt, mußte einen Abschluß haben. Ich hatte Angst, daß meine Gläubiger mich bis hierher verfolgen oder mir irgend einen schlimmen Streich beim Vater spielen würden, und als Du Dich erbotest, die vierhundert Thaler mir zu geben, und den alten wollenen Strumpf hervorholtest, in dem Du seit zwanzig Jahren es zusammen gespart, und als ich gestern in Werther das Geld bei dem Juden wechselte, und Alles – ich sage Dir alter Mann – Alles bis auf zwanzig Thaler! – in den Briefen auf die Post gab – da fiel mir in Wahrheit ein Stein vom Herzen, und hätte ich dem Vater gehorchen können, ohne mein ganzes künftiges Leben, ohne mein innerstes Fühlen und Denken zu opfern, ich würde *pater peccavi* gesagt, und den Willen der Mutter erfüllt haben, weil sie mich geliebt hatte und für mein Bestes zu sorgen glaubte. Dir aber, mein alter Freund, danke ich tausend Mal für Dein Opfer und Du sollst nicht um Dein sauer Erspartes kommen, sobald es mir gelungen ist, mein Ziel zu erreichen! Bis dahin nimm hier einen Schuldschein über Dein Darlehn!«

»S'ist kaum nöthig – Ihr wißt, Hinrik, daß ich nicht Kind noch Kegel habe und das Bischen Euch doch zufällt.« – Mit aller Zähigkeit und Genauigkeit studirte er jedes Wort des Scheins, steckte ihn zu sich und beharrte dann: »Aber mit den zwanzig Thalern, Hinrik, was ist's mit denen?«

»Nun denn, allerdings, sie sind für den Mann bestimmt, den Du nicht leiden magst! Es ist eine alte Spielschuld, die ich ihm nicht weigern darf, um so weniger, als er jetzt im Unglück sitzt. Er hat flüchten müssen und will über die holländische Gränze zu den Werbern für Batavia, oder sonst über's Meer. Wenn ich Dir auch zugestehen will, daß er nicht viel taugt, und es mir lieber gewesen wäre, er hätte mich nicht hier aufgesucht, so war es doch mein alter Commilitone und Senior und hat mich eingepaukt und sekundirt bei der Schlägerei, die endlich schuld war, daß ich den Theologen bestimmt an den Nagel hing.«

»Aber wie kommt's, daß der Ruech jetzt grade mit Euch hier zusammen trifft?«

»Ich habe Dir schon erzählt, daß ich vier Wochen im Carcer saß wegen der Paukerey, ehe ich – Nun, als ich heraus kam und mein Bündel schnürte, hatte Rußmann, so heißt unser

alter Senior, Halle verlassen und wie er sagt, einen akademischen Fechtzug durch die Welt gemacht, allerdings nicht mit großen Ehren und Erfolgen, wie sein Aeußeres bewies. In Göttingen will er gehört haben, wo meine Familie wohnte, und da er wußte, daß ich zu den Semester-Ferien einen Besuch in der Heimath machen wollte, oder – mußte, hat er mich auf seinem Wege zur See hier aufgesucht. Aber ich gebe Dir mein Wort, Jochem, es soll unsere letzte Begegnung sein, und ich werde es ihm rund heraus sagen.«

Der Großknecht nickte sein Zustimmung und dann gingen sie schweigend oder von gleichgiltigen Dingen redend, wacker drauf los in den jetzt noch so lichten blätterlosen Wald hinein.

Endlich blieb der Alte stehen und wies auf eine Wendung des Weges.

»Man mut sik för de Minschen waare, de Got tekent het. Wen man fon den Düwel snakt, so steit he dicht achter en. Wat hät de Keerl bei min Kreuz to dhaun?«

Vor ihnen, in der unmittelbaren Nähe eines großen Felsblocks, wie sie in den Wesergebirgen so häufig zu Tage liegen, stand an dem Wege ein altes verwittertes Kreuz, roh von Eichenbalken zusammen gezimmert und mit einem Kranz aus den ersten Frühlingsblüthen geschmückt. An dem Fuß des Kreuzes, mit dem Rücken gegen einen Felsblock gelehnt, saß ein Mann in eigenthümlichem Anzug.

Er trug einen dunklen kurzen Sammetrock und darüber weite großkarrirte Pumphosen, wie sie wohl der studentische Uebermuth zu tragen pflegt, ein Gilet von heller Farbe und einen sehr schlechten zerknitterten Filzhut, der gar nicht zu der anderen Garderobe paßte, die wenn auch keineswegs neu und elegant, doch heil und gut war. Der Mann war nicht viel größer als Hinrik, hatte gleichfalls einen starken, dunklen Knebelbart, war aber mindestens sieben bis acht Jahr älter und hatte keineswegs dessen hübsches und bestechendes Aussehen. Sein Gesicht zeigte vielmehr starke Spuren eines wilden und liederlichen Lebenswandels, die Augen waren geröthet und lagen tief im Kopf, hatten auch einen frechen unangenehmen Ausdruck und das Gesicht, so weit es der Bart frei ließ, war blaß und abgemagert. Der Mann rauchte eine schlechte Cigarre und nahm von Zeit zu Zeit aus einer jener flachen Taschenflaschen, wie solche häufig die Handwerksburschen bei sich führen, einen Schluck des starken Wachholderbranntweins, wie er in Westfalen und namentlich im nahen Münsterland und in Holland fabrizirt wird.

»He, hollah, alte Schraube,« rief er mit rauher Stimme, als er den Nahenden erblickte – »es ist Zeit, daß Du endlich kommst. Ich dachte schon, Du hättest einen moralischen Katzenjammer gekriegt und wärst reuig mit dem Alten in die Kirche geschlichen, um den lieben Herrgott um Vergebung all' Deiner Sünden und Nichtsnutzigkeiten anzubetteln, statt zum Ostersonntag hierher zu kommen und von einem alten Freunde Abschied zu nehmen. Denn hol' mich der Rector Magnificus aller Teufel und Teufelinnen, ich habe wahrhaftig keine Lust, das Osterfest bei Eurem Pumpnickel und Buchweizen-Kuchen zu verprassen. An dem lieben deutschen Reiche ist nur der Jammer von Nutzen, daß man von jedem der hundert Vaterländer mit einem Katzensprung über die Gränze sein kann und den Pedellen und Bettelvögten des nächsten unbekannt ist. Bringst Du Geld?«

»Hier sind die zwanzig Thaler, die ich Dir schulde!« sagte der Student.

»Hu, Du machst ja ein Gesicht dazu, als solltest Du Deinen Leichenwagen damit bezahlen, und es war doch eine so fidele Nacht, als Du sie an mich verlorst. Denkst Du noch daran? und wie die schwarze Alwina sich in Dein Milchgesicht vergafft hatte und Dich mit Gewalt zu verführen suchte? In diesem Punkte warst Du ja wahrhaftig immer zimperlich genug – als

ob die Weiber nicht da wären, um sich zu amüsiren mit ihnen, so lange sie jung und hübsch sind, und Thee und Suppen von ihnen kochen zu lassen, wenn sie alt sind. Aber was hast Du da für eine Vogelscheuche, die mich so grimmig anschaut, als wollte sie mich auffressen? Ih, richtig, es ist der alte Bursche, der mir am Donnerstag die Kleider brachte, mit denen Deine Generosität meiner abgerissenen Garderobe wieder zu ganzen Hosen und Aermeln half.«

»Dennoch scheinst Du sie nicht ganz benutzt zu haben, denn so viel ich mich erinnere, schickte ich Dir doch eine anständigere Kopfbedeckung mit, als diesen schäbigen Hut! – Aber komm, laß uns ein Stück in den Wald hinein gehen, mein alter Jochem liebt es nicht, an dieser Stelle fremde Menschen zu sehen!«

»Meinetwegen!« Der ehemalige Senior der Burschenschaft war bei der Erwähnung seines schlechten Hutes etwas verlegen geworden, aber es ging rasch vorüber und er mit dem jüngeren Manne weiter hinein in den Wald, bis sie das Kreuz und den Großknecht nicht mehr sahen. Dort blieb der junge Söllenhofer steh'n und setzte sich auf einen Stein, als wolle er dem Gefährten andeuten, daß hier seine Begleitung zu Ende sei.

»Nun erzähle,« sagte Jener. »Hast Du mit Deinem Alten eine Lanze gebrochen und ihn zur Raison gebracht?«

»Du kennst den Charakter der Männer nicht, die auf der rothen Erde als freie Sassen geboren sind und keinen Willen über sich erkennen, als den Gottes und des Königs. Mein Vater bestand darauf, daß ich wieder in den Theologenrock kriechen sollte, aber Gott sei Dank – diesmal –«

»Nun! Ich weiß doch, daß Du trotz des leichten Blutes noch eine gewisse Portion westphälischer Hartnäckigkeit besitzt. Du hast es damals bewiesen, als wir uns mit der leipziger Franconia angelegt hatten. Du allein, ein blöder Fuchs! bliebst störrisch und wolltest von dem Ausgleich Nichts wissen.«

»Ich blieb fest und erklärte ihm, daß ich zum Theologen keinen Beruf habe, und ein Heuchler nicht werden wolle.«

»Und da der Alte Dich nicht, wie es scheint, zum Teufel gejagt hat, hast Du also die Erlaubniß, in Heidelberg oder sonst wo Deiner Lieblingsnarrheit zu folgen, und ein gelehrter Professor der Geschichte oder ein ähnliches Thier zu werden?«

»Nein!«

»Was? – nun was ist denn da geworden?«

»Mein Vater sagte, daß das kein Brotstudium wäre, und daß er dafür kein Geld für mich habe. So habe ich mich denn erklärt, daß ich Medicin studiren würde.«

»Ha – ein Kollege! ein Arm- und Beinabschneider! Du weißt, mein Junge, daß ich auch dabei war und zwei Semester tapfer ausgehalten habe, bis mein Alter starb.«

»Er hat mir dazu auf drei Jahre das bisher Ausgesetzte fortbewilligt!«

»Lumpige dreihundert Thaler für einen lustigen Bruder Studio! und ein so reicher Grundbesitzer! Das ist schofel. Da thut der verschuldetste märkische Junker mehr für seinen liederlichen Fähnrich oder Lieutenant! – Aber Deine Schulden hat er doch wenigstens bezahlt?«

»Nein!«

»Was – und Du gibst mir Geld?«

»Ich habe es mir auf andere Weise verschafft, wenigstens um meine dringendsten Gläubiger zu befriedigen.«

»Ich wette, Du hast ihm nicht einmal gesagt, daß Du Schulden hast?«

Der junge Mann senkte den Kopf. »Du kennst meinen Vater nicht, er hat eine Art in seinem kalten starren Wesen, die es unmöglich machte, meine Verirrungen zu gesteh'n.«

»Das kommt davon,« lachte der Andere frivol, »daß Du so undankbar gewesen bist, mich nicht als alten Universitätsfreund in Dein Haus einzuladen, als ich doch bloß um Deinetwillen den Umweg hierher gemacht hatte. Beim heiligen Leo und Gesenius – ich hätte Deinem Alten schon den Kopf zurecht setzen und ihm klar machen wollen, was ein tüchtiger Student an Moneten braucht. Aber Du bist trotz aller fidelen Suiten ein Duckmäuser geblieben und hast mich bloß nicht bei Dir haben wollen wegen Deiner beiden hübschen und reichen Pflege-schwestern, aus purer Eifersucht, damit nicht eine oder die andere sich in mich verlieben und mit mir durchbrennen sollte. So wahr ich meiner innersten Natur nach ein Social-Demokrat bin und für die Theilung alles Eigenthums – Ihr stillen Westphälinger hab't hinter den Ohren, mehr noch als die Schwarzröcke, denen ich Dich glücklich entrissen habe!«

»Still!« Der Blick, mit dem der junge Söllenhofer ihn ansah, war so fest und drohend, daß der Andere unwillkürlich zurückwich. »Ich will den Namen der Mädchen nicht in Deinem Munde haben! – Mein Vater würde Dich in der ersten Stunde vom Hofe gejagt haben – so einfach er ist, so hat er doch Scharfblick genug. Und nun, laß uns zu Ende kommen. Ich muß die Folgen meiner Verirrungen tragen und werde es thun. Dazu kann mir Niemand helfen, als ich selbst. Hoffentlich wird doch noch ein tüchtiger Mann aus mir. Kann ich für Dich noch Etwas thun aus – alter Kameradschaft?«

»Nichts, als daß Du verschweigst, daß ich überhaupt in dieser Gegend gewesen bin – Du und der alte Bursche dort, mit dem Du kamst. – Ich hoffe in einer Stunde zwar über der Grenze zu sein und bald genug in Holland drüben – aber ich möchte doch nicht gern, daß hier von mir gesprochen würde.«

»Aber warum? was hast Du zu scheuen?«

»Pah – jeder Mensch hat Etwas auf seinem Kerbholz – wäre es Dir angenehm, wenn Schneider und Weinhändler aus Halle hierher nachgereist kämen? Also Du schweigst von mir acht Tage lang?«

»Ich werde schweigen!«

»Dein Ehrenwort?«

»Mein Ehrenwort!«

»Und bürgst auch für Deine lahme Amme in Hosen da drüben?«

»Ich büрге für ihn. Ich sage Dir offen, es würde uns nicht sehr zum Vortheil gereichen, mit Dir verkehrt zu haben.«

»Mag sein,« sagte der Vagabond, – »oder auch nicht! Hätte ich noch ein Heim gehabt, wie Du, aus dem ich mir einen Halt holen konnte, ich brauchte vielleicht jetzt auch nicht in alle Welt zu zieh'n. Es war mir auch nicht an der Wiege gesungen.«

Er blickte finster vor sich nieder und rieb sich die Stirn.

Hinrik fühlte eine gewisse Theilnahme. »Du hast nur niemals von Deiner Jugend gesprochen und wie Du dazu kamst, in Halle der ›ewige Student‹ zu werden, wie sie Dich nannten,« sagte er.

»Wie soll ich dazu gekommen sein? – Weil ich kein Geld mehr hatte! Mein Vater war ein Beamter in Berlin, ein Geheimerath in einem Ministerium, und damit gezwungen, ein Haus und viele Ausgaben zu machen, selbst als die Mutter längst todt war; aber er hatte wenig

Freunde unter seinen Kollegen und stand ziemlich blank mit seinem Minister in der man-teuffelschen Epoche, denn er hatte zur Opposition gehört. Darum wollte er aus mir einen selbständigen Mann machen und ließ mich etwas spät Medicin studiren, wie Du jetzt thun willst. Ich war ein Jahr in Jena und lernte dort ganz tüchtig, dann ging ich nach Halle, – aber ich war noch kein Semester dort, als der Vater starb und es sich erwies, daß er nicht einen Pfennig, nur Schulden hinterließ. Wär ich von Adel gewesen oder ein Offizier – nun man hätte mir vielleicht aus der allerhöchsten Chatouille 300 Thaler jährlichen Zuschuß gegeben, bis ich mich selbst ernähren konnte, so hatte man nicht einmal das geringste Stipendium für mich. Man traute mir nicht, weil ich in ein Paar Club's den Mund aufgerissen und auf einem Leipziger Commers eine freie Philippica über Soldatenwirthschaft und Muckerthum gehalten hatte. Die Reaction war damals in Halle mächtig, aber doch nicht mächtig genug, um mich ohne Weiteres fortzujagen, denn ich fand immer einen oder den anderen Gimpel, der für mich ein Paar Kollegengelder bezahlte, obschon ich höchstens zum Schein einmal eins oder das andere besuchte. Dafür führte ich sie in die Geheimnisse des Fechtbodens und der Kneipe ein und half ihre Börsen leer machen, ohne daß ich selbst ein Examen machen konnte. Wer keine regelmäßige Beschäftigung vor sich hat, geht schließlich doch unter. So sank ich immer mehr und mag wohl Manches gethan haben, was grade nicht sehr ehrenvoll war. Kurz, schließlich hatte der hohe Senat mir doch die Immatrikulation gekündigt und da ich Wucherschulden bis über die Ohren und nicht einen Pfennig in der Tasche hatte, wartete ich die Untersuchung wegen der Paukerei, bei der wir erwischt wurden, nicht erst ab, sondern nahm meinen Stock, als mein ganzes Hab und Gut und – ging auf Reisen! *Voilà tout!* Ich hoffte auf Beschäftigung beim National-Verein in Coburg – aber die Herren brauchen dort das Geld selber und ver-trösteten mich auf eine allgemeine deutsche Bewegung. So will ich wiederkommen, wenn's einmal so weit ist, und einstweilen über der See mein Heil versuchen!«

Der Westfale hatte ihm die Hand gereicht. »Armer Kerl – ich glaubte, ich wäre schlimm daran, aber ich sehe, Du bist's doch noch mehr! Dennoch wollen wir unsere Ideale nicht vergessen: Deutschland über Alles!«

»Mag sein, vorläufig bin ich Communist und gehöre Dem, der mich haben will. – Und nun hab' Dank und leb wohl!« – Er suchte in den Taschen umher. »Ich hab' ein Andenken an Dich – die zwanzig Thaler und hätte Dir auch gern etwas gegeben, das Dich an unsere lustigen Stunden erinnern kann!«

»Es ist besser, ich vergesse sie!«

»Nein – halt! – Da ist Etwas! Es schmeckt zwar etwas nach Reaction, aber das ist ja gut bei Euch. Brauch's mir zur Erinnerung.«

Er reichte ihm eines jener Cigarrenpfeifchen von Horn und Meerschaum, auf welchem das Kopfbild des neuen Königs ziemlich gut ausgeschnitten war. – »Ich habe es – gefunden und kann's doch nicht brauchen! Und nun leb' wohl und – wenn ich drüben Millionair geworden bin, komm' ich wieder und schau nach Dir.«

Er sprang auf den Waldrain und ging, seinen Dornstock schwingend, pfeifend und ohne sich umzusehen, einer alten verfallenen Holzhütte zu, hinter der bei festerem Hinschauen der junge Westfale den Knaben harrend erblickte, der ihm am Morgen den Zettel gebracht hatte

Hinrik Söllenhofer schüttelte sich, als wolle er eine unangenehme Erinnerung los werden und ging dann zu seinem alten Freunde zurück, in Gedanken die Beiden in ihrem Charakter vergleichend. Er fand den Alten noch an dem Kreuz sitzend und seinen Betrachtungen nachhängend.

»Nun, Gott sei Dank – ich dachte schon, Ihr würdet nicht wieder kommen.«

»Er ist fort, hoffentlich auf Nimmerwiedersehn. Ich habe ihm für Dich und mich versprochen, gegen Niemand zu erwähnen, daß er überhaupt hier war.«

»Desto beter. Nur wo das Hart fon ful is, geit de Mund üwer. – Un nu lat ons nach Hus gein, denn der Buer wird balde wieder kommen.«

Sie machten sich alsbald auf den Rückweg zum Söllenhof und waren in der That eher dort, als die Familie aus der fast eine Stunde entfernten Kirche zurückkehrte.

---

*König Wilhelm* von Preußen hatte nach dem Tode und Begräbniß seines Bruders am 14. Januar die Kammern mit einer eben so würdigen als entgegenkommenden Thronrede eröffnet. Sie forderte dafür von dem Herrenhause die für die Kosten der Armee nothwendige Grundsteuer-Regulirung und die Zustimmung zu dem Ehegesetz, von dem Abgeordnetenhause die Aufgabe der Opposition gegen die neue nothwendige und bereits vollzogene Armee-Reorganisation.

Aber gleich bei Gelegenheit der Debatten über die Antwort der beiden Kammern auf die Thronrede, zeigten sich die Vorzeichen dessen, was die liberale Partei im Schilde führte: die Schwächung des Königthums und die parlamentarische Herrschaft der Kammer-Majoritäten, das heißt – so lange diese Majorität eben die ihre war.

Der Adreßentwurf war zwar noch in verschleierter Sprache gehalten, aber man konnte doch deutlich hinter diesem Schleier lesen: zunächst Entfernung der conservativen Beamten aus den hohen Stellen, und Besetzung derselben nach dem Belieben des Abgeordneten-Hauses, also ein Eingriff in das Prärogativ der Krone, und die Unterstellung der Armee-Organisation unter das Votum des Hauses; – Herr von Vincke diktierte außerdem der Regierung die äußere Politik vor.

Auch im Herrenhause regte sich bei aller Treue für den Thron stark die Politik des Eigenntzes: man opponirte gegen die Einführung der Grundsteuer.

Den polnischen Schmerzensschrei nach einem neuen Polen hatte der Minister des Innern, Graf Schwerin, in der Adreßdebatte zwar mit der energischen Erklärung zurückgewiesen, daß der Staat keineswegs Lust habe, in der Provinz Posen die 600,000 Bewohner deutscher Nationalität den Siebenmalhunderttausend polnischer preis zu geben, und sie durch die Rebellionen von 46 und 48 jeden Anspruch auf weitere Nachsicht sich selbst geraubt und so gut wie die anderen Unterthanen den preußischen Gesetzen zu gehorchen hätten; dennoch wurden die ohne Zerstückelung des Staates ganz unausführbaren Anträge fortgesetzt und das ziemlich principienlose Ministerium brachte sich in immer schiefere Lage.

Es war die Zeit, wo auf der Eßlinger Versammlung der süddeutschen Führer des Nationalvereins zuerst das Wort: Preußen müsse in Deutschland aufgehen! als Schlagwort ausgegeben und das Zusammentreten eines deutschen Parlaments auf der Basis der Reichs-Verfassung von 1849 aus der Frankfurter Paulskirche verlangt wurde, um über die Häupter der deutschen Fürsten hinweg eine »Einigung Deutschlands« herbei zu führen und eine »deutsche

Spitze« zu wählen. Mit der letzteren Ankündigung sollte der König von Preußen gewonnen werden. Klügere Leute aber wollten wissen, daß die Fäden dieser deutschen Bewegung von Wien her ausgingen, und die energischen Aeußerungen der katholischen Abgeordneten in Berlin, wie Waldecks, Reichenspergers und Anderer gegen jede Ausschließung Oesterreichs aus dem umzuconstituirenden Deutschland, sprechen stark dafür.

Das waren einige der allgemeinen Verhältnisse, als sich an dem Ostersonntag einige befreundete Männer der Grafschaft Ravensberg auf dem Söllenhofe versammelten.

In der »Putzstube« des Meier saß eine Gesellschaft von fünf Männern um den Tisch, auf dem seit zwei Stunden das kräftige Mittagessen abgeräumt und jetzt die landesübliche große Kaffeekanne aufgestellt war. Ein brennendes Licht nebst Fidibusbecher, Taback, Pfeifen und Cigarren, gefüllte steinerne Bierkrüge von hohem Alter, und Wein nebst selbstgebackenem Kuchen stand zum beliebigen Gebrauch auf der Eichentafel, und die duftigen Dampfvolken, welche durch die ziemlich niedrige Stube kräuselten, sprachen dafür, daß die Männer schon länger am Debattiren waren. Ein Exemplar der Kreuzzeitung und des Sonntagsblattes lag zwischen den Pfeifen und Krügen.

»Am Vierten geht die Geschichte wieder los,« sagte ein Mann, der oben am Tisch am Ehrenplatz saß, »und Ihr werdet sehen, Freunde, daß die Ansichten, die sie bei Gelegenheit der Adreßdebatte ausgesprochen, bloß die Fühlhörner waren, die sie ausgestreckt haben. Die wahren Absichten kommen erst bei der Debatte über den Militair-Etat zur Sprache, für den sie eine besondere Kommission gewählt haben. Man braucht sich bloß die Mitglieder anzuschauen und zu wissen, daß Herr von Vincke der Vorsitzende ist, um zu sehen, was kommen wird. Sie werden die Kosten der Armee-Organisation niemals bewilligen, oder Bedingungen daran knüpfen, an denen das Königthum zu Grunde ginge. Es ist traurig genug, daß die Vertreter unserer beiden Wahlkreise so mit den Revolutionairen Hand in Hand gehen.«

»Der Präsident von Bardeleben hat's dem Gerichtsdirektor aus Lübbecke doch neulich tüchtig auf's Butterbrot gegeben,« sagte ein Mann, der neben dem Hauswirth sah und jedes Mal, wenn eines der beiden Mädchen zu einer Besorgung in's Zimmer trat, ihm freundlich zunickte; es war eine große breite Gestalt mit gutmüthigem rothem Gesicht und offenbar ein Colone wie der Meier vom Söllenhof. Der erste Redner dagegen unterschied sich körperlich wie in der raschen Wortführung gewaltig von den bedächtigen ruhigen Sassen. Es war ein Mann von schlanker, nicht großer Gestalt mit großer Entschiedenheit in den Bewegungen und der Sprache. Das Gesicht war schmal und hatte einen etwas dunklen Teint, die Nase leicht, doch nicht orientalisches gebogen, den schmalleppigen Mund schmückte ein leichter Schnurbart, die Augen hatten einen scharfen klugen Ausdruck, die Stirn war hoch. Der Mann konnte Mitte der Dreißiger zählen, es war der als schlagfertiger Redner der conservativen und streng kirchlich gesinnten westfälischen Abgeordneten später so bekannt gewordene Bürgermeister von Herford.

»Ich kann's noch immer nicht denken!« sagte kopfschüttelnd der Hausherr. »Es ist zu gutes Blut in ihm!«

»Von wem sprechen Sie, Söllenhofer?«

»Von wem anders als von dem Vincke. Ich segge Ihnen, Bürgermeister, ich habe den Vater noch gekannt, ein preußischer Ehrenmann durch und durch; und jeder echte Westfale freute sich, wenn der alte Oberpräsident in seiner schlichten Weise auf seinen Hof kam. Hier, dort wo Sie sitzen, hat er gegessen in Hemdsärmeln, und mir, der ich damals erst seit zwei

Jahren den Hof hatte, Rathschläge gegeben für die Feld- und Buschwirthschaft, und mit mir gesprochen über den Schaden der Zerstückelung des bäuerlichen Grundbesitzes, wie ihn die Demokraten und jüdischen Spekulanten wollen, die schon damals ein Lüstchen hatten, den schönen Wald abzuholzen und zu verzetteln. – Aecht preußisches Blut und Königstreue war im Vater, und deshalb glaube ich auch, das kann im Sohn nicht ganz verschwunden sein und nur der constitutionelle Schwindel hat es verdorben!«

»Sie mögen Recht haben Meier,« sagte der Beamte – »er hat es damals in Frankfurt bewiesen, wo sie ihn herunterreißen wollten von der Tribüne, weil er ihnen das preußische Königthum von Gottes Gnaden in's Gesicht schleuderte; auch jetzt wieder hat er sich gegen die polnischen Anmaßungen energisch erklärt; aber es ist ein Jammer, daß dieses Kokettiren mit Constitutionalismus und dem sogenannten Rechtsboden gleich einer wuchernden Krankheit auf die Dauer die besten Charaktere verdirbt und immer weiter und weiter zu Begriffsverwirrungen treibt, die schließlich die wahren Grundlagen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft zernagen müssen. Es giebt doch etwas Höheres noch, als den geschriebenen Rechtsboden, und jeder Auslegung und Zerrung des Wortes muß ein sittlicher Geist unterliegen, der den Herren vom Fortschritt ganz aus dem Gedächtniß gekommen scheint. Sehen Sie einen Anderen unserer Westfalen an, den alten Harkort, die Biederkeit und Königstreue selbst und der zäheste Kämpfer gegen die Revolution, bis er sich auf die abschüssige Bahn des Liberalismus zerren und stoßen ließ, die schließlich immer zu ganz anderen Dingen führt, als der Wegweiser am Anfang des Weges zeigt. Schließlich, wenn die Herren Liberalen und Fortschrittler mit ihren destructiven Tendenzen die Karre in den Schmutz geschoben haben und es nicht weiter geht, oder sie ihr Schäfchen in's Trockene gebracht haben, steckt das Großmaul die Hände unter den Rockschoos und geht unbekümmert davon, der Krone überlassend, die er herabgezerrt in jeder möglichen Weise, wie sie den Wagen wieder herauszieht und den Schaden bessert. Herr Gott – ich sehe, was da Alles kommen wird! Der König von Preußen ein Polizei- und Gerichtsdienner der liberalen Kreisrichter, die Armee eine Schutzmannschaft für den jüdischen Wucher und die Börsenjobber, damit die rohe Faust des Arbeiters sich nicht gegen den Schwindel wenden möge, sondern bloß gegen den Bürger und Bauer! – Das Christenthum ein überwundener Standpunkt, ein Sühnopfer für jüdische Recensenten und unzufriedene Schulmeister, wie die Polizei jetzt für speculativ Staatsanwälte und das Bummelrecht! – Krieg und Frieden nicht mehr in der Hand des Königs sondern des coburger Nationalvereins, der in den frechen Worten der Adresse bestimmt, wann allein ›das Blut der Söhne des Landes vergossen werden darf!« – Die Beamtenstellen ein Versteigerungsobject für die radikalsten Ideen! – Kinder, ich sage Euch, ich sehe schwarz in die Zukunft!«

»Nein, Bürgermeister, so schlimm ist's noch nicht – noch ist der König da, und ich glaube, er ist ganz der Mann dazu, um zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Die Hauptstadt hat zwar ein schlimmes Beispiel gegeben mit der Wahl eines Abgeordneten, der im Jahr Achtundvierzig sich nicht scheute, die Firma des Preußischen Königthums von Gottes Gnaden als bankerott zu erklären, aber es ist noch ein guter Stamm im Lande, und wenn wir auch bei den letzten Wahlen nicht gesiegt haben: die Einsicht, daß es mit dieser Kammer nicht dauern kann, wird je weiter sie's treibt, bald sich Bahn brechen. In Stargard haben die Conservativen gesiegt und Wagener gewählt!«

»Eine tüchtige Kraft für uns, aber Meier, wir müssen dafür sorgen, daß die Conservativen sich wieder stärken und sammeln, und ihr Wort erheben aus allen Theilen des Landes, damit der König sieht, daß noch ein treuer tüchtiger Geist im Lande ist und nicht Alle dem fortschrittlichen Schwindel huldigen, wie er in des Königs Hauptstadt sich jetzt breit macht.«

Der Dritte der vier Colonen, die am Tisch saßen, der bisher geschwiegen hatte, nahm die Pfeife aus dem Munde. Es war ein alter weißhaariger Mann, mit tiefen Furchen in dem durchwetterten Gesicht, doch obschon er an die Siebenzig zählen mochte, war die mächtige Gestalt noch immer fest und aufrecht. Sein ganzes Aeußere machte einen überaus würdigen Eindruck und die jüngeren Männer begegneten dem Veteranen, der das Eiserne Kreuz und den Georgen-Orden auf der Brust trug, mit Respekt.

»Ich denke, Bürgermeister, dazu sind wir grade hier und das wollt Ihr uns sagen. Ich habe das Kreuz da mit meinem Herrn und König an einem Tage erhalten, und so treu wir unseren Eichen und Bergen sind, so treu stehen wir auch zu unseren Königen, die uns Gott der Herr gegeben, nicht eine Gesellschaft von Rechtsverdrehern in Berlin.«

Der Bürgermeister reichte dem alten Manne die Hand über den Tisch. »Ihr sagt es selbst, wackerer *Ledebur*: treu und fest wie Eure Eichen. Ich denke immer mit Stolz daran, als ich mit Euch auf dem Gut Eures Veters zu Wetter unter dem Dach der alten Königseiche saß, unter dem vor mehr als tausend Jahren Euer alter Sachsenherzog Wittekind Recht sprach und Jahrhunderte lang die alte westfälische Volkwehr der ›Wetter-Freien‹ abgehalten wurde.«

»Auch die Eichen morschen und werden fallen,« sagte der alte Mann mit trübem Kopfnicken, »grade wie wir, Bürgermeister; aber die Treue und Ehre der Sachsenmänner dauert länger als ihre Eichen, das walte Gott.«

Und die kleine Tafelrunde der vier Bauern-Ritter, die am Tisch saßen, wiederholte und der wackere Bürgermeister stimmte ein: »Das walte Gott!«

Der Meier vom Söllenhof sah mit einer gewissen stolzen Herausforderung, aber auch mit einem Zug von Trauer auf seine beiden Söhne, die am unteren Ende des Tisches saßen und auf seinen Befehl nach dem Essen im Zimmer geblieben waren.

Der vierte Colone war der jüngste derselben, ein Mann von noch nicht dreißig Jahren, dem man noch stark die Haltung des gedienten Gardisten ansah, und dessen offene Gesichtszüge Intelligenz und das Bewußtsein einer gewissen Bildung selbst über die gewöhnliche seines Standes hinaus verrieth. Er saß neben dem älteren Sohn des Wirths und hatte sich schon früher mit diesem vielfach freundschaftlich unterhalten, wobei er ihn Vetter nannte.

»Es ist ein eigenes Ding mit unseren Eichen,« sagte er – »des Hochseeligen Königs Majestät haben mich noch im Jahr 1857, im Jahr vorher, ehe ich entlassen wurde und den Hohen Herrn die schwere Heimsuchung Gottes mit seiner Krankheit traf, einmal darum gefragt, als ich Posten stand im Schloßgarten von Charlottenburg, wo wir damals häufig die Wache hatten, auch des Nachts.«

Der Meier vom Söllenhof wies auf das Bild des verstorbenen Königs, das in einer ziemlich guten Lithographie mit dem seines Vaters an der mit einfacher Tapete bekleideten Wand der Stube hing.

»Erzähle uns das, Süster-Sön<sup>1</sup> – der Bürgermeister wird en Betken warten, denn wenn vom Hochseeligen Herrn de Rede is, hört Jeder gern zu, und das geht allem Andern vor.«

---

<sup>1</sup>Schwester-Sohn, Neffe.

»Nun, Nabern,«<sup>1</sup> sagte der jüngere Colone, »ich erzähle Euch gleich, wie es kam, daß wir damals so viel Posten stehen mußten im Schloßgarten von Charlottenburg, wo der Hochseelige König im Frühjahr und Herbst so gern wohnte. Der Herr war selbst im Alter noch ein rüstiger Spaziergänger und oft machte er von Sanssouci her so weite und rasche Spaziergänge, daß die Adjutanten hundsmüde wurden dabei. Gar häufig hat er dabei, wie ich von Kameraden hörte, die schöne Königseiche besucht, die im Forstrevier Falkenhagen bei Potsdam steht und 34 Fuß im Umfange hat. Auch die schöne Eiche auf der Pfaueninsel war ein Lieblingsbaum von ihm. Nun müßt Ihr wissen, daß im Frühjahr 1857 die 9. und 10. Compagnie des zweiten Garde-Regiments zu Fuß nach Charlottenburg kommandirt war, um den Nachtdienst zu übernehmen, der ziemlich streng gehandhabt wurde, und es gab eine Menge Instruktionen, namentlich für die Offiziere, deren Erfüllung ihnen zur ernstesten Pflicht gemacht war. Ich habe es selbst gehört, wie mein Lieutenant von Puttkammer darüber mit einem Kameraden sprach, und von ihm hörte ich auch manches Andere, was ich Euch hier noch erzählen will. Ihre Majestät die Königin selbst, die bekanntlich immer sehr besorgt für den König war, hatte unseren Offizieren gesagt, sie möchten den Dienst ja nicht so leicht nehmen, da sich häufig Gesindel im Park verstecke und der böse Mann, welcher auf den König geschossen,<sup>2</sup> habe sich mehrere Nächte vor dem Attentat im Park herumgetrieben.

Des Abends spät nämlich, häufig selbst um 1 oder 2 Uhr Nachts, ging der König ohne Begleitung im Park spazieren, indem, wie ich später gehört, der Hohe Herr diese Zeit hauptsächlich wählte, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können«

»Der arme königliche Herr,« unterbrach der Bürgermeister den Erzähler, – »er hatte auch damals wahrhaftig Ursach genug zu schweren Gedanken. Im Jahre vorher war der Krimkrieg beendet worden, noch schwebten die Tractat-Verhandlungen, und der Groll der andern Großmächte über die treue Neutralität Preußens, die Rußland den Friedensschluß mit geringeren Opfern möglich machte, hatte sich in ihrer perfiden Haltung bei der neuenburger Erhebung im Herbst 1856 Luft gemacht. Ich habe von einem treuen und nahen Freunde des verstorbenen Herrn selbst gehört, daß das Aufgeben von Neuenburg dem Könige noch lange schwer auf der Seele lag. Auch traten zu jener Zeit die neuen Verwickelungen mit Dänemark ein, das trotzig die deutschen Forderungen für die Herzogthümer zurückwies, und die Differenzen zwischen Sardinien und Oesterreich. Der König, ein ächter deutscher Charakter, sah mit Trauer, wie Alles – auch die deutschen Fürsten! – damals um die Gunst des französischen Kaisers buhlte!«

»Natürlich,« fuhr der Meier fort, »wurde der Park um diese Abend- und Nachtzeit beständig von Patrouillen durchzogen und der wachhabende Offizier hatte die geheime Ordre, dem König auf seinen Spaziergängen zu folgen. Doch mußte er sich sorgfältig hüten, daß der König Nichts davon gewahr wurde, was bei den dunklen Nächten um so schwieriger war, weil der hohe Herr meist die Nebengänge einschlug, die er weit besser kannte, als die Offiziere, auch häufig horchte, ob man ihm nicht etwa folge, was er durchaus nicht haben wollte, und den Offizieren eine Menge Vorwürfe machte, wenn er entdeckte, daß es doch geschehen.

An einem solchen Abend um 9 Uhr, – es war so dunkel, daß man kaum, wie man zu sagen pflegt, – die Hand vor den Augen sehen konnte, – hatte unser Lieutenant eben den Posten an

---

<sup>1</sup>Nachbarn.

<sup>2</sup>Sefeloge. Eigene Worte der Königin. Sämtliche hier erzählte, weniger bekannte Anekdoten sind von einem Augenzeugen mitgetheilt.

der Park-Lisière revidirt und ging mit vorgehaltenem Säbel, um in der schrecklichen Dunkelheit nicht gegen die Bäume zu rennen, nach dem Schlosse zu, als er einer schwarzen Gestalt begegnete, die er nach der Instruktion mit ›Halt! Werda?‹ anrief, worauf er die Antwort erhielt ›Ich bin's!‹ Der Lieutenant hatte den König häufig sprechen gehört und erkannte ihn sofort an der Stimme. Der König fragte nun noch, wer er wäre, wo er herkäme, und was er hier wolle? Mein Offizier war klug genug, den entgegengesetzten Weg als sein Ziel anzugeben und der König setzte nach freundlichem ›Guten Abend! Es ist so dunkel, daß ich Sie gar nicht erkannt habe!‹ seinen Weg fort, während mein Offizier eiligst zwei Patrouillen abmarschiren ließ und dann selbst versuchte, dem Hohen Herrn wieder zu folgen. Aber er hörte bald aus der Ferne, daß eine Schildwach den König arretirte, weil er Losung und Parole vergessen hatte, und es war gut, daß eine der nachgeschickten Patrouillen bald herbeikam und ihn befreite. Der hohe Herr ließ sich aber dadurch nicht in der Fortsetzung seines einsamen Spazierganges stören, bis er in der Dunkelheit, der König war ohnehin sehr kurzsichtig, so heftig gegen einen Baumast anlief, daß er sich schwer das Gesicht beschädigte, und den Doktor Teubert, den Assistenzarzt unseres Bataillons rufen lassen mußte, der Se. Majestät verband. Ich hatte grade die Wache auf der Terrasse und konnte durch die Glathür sehen, wie der König blutete und sich über die Vorwürfe, die Ihre Majestät ihm machte, herzlich belustigte und Scherze darüber machte. Ich erzähle den Vorgang, obschon ich wenig betheilt dabei war, zuerst, weil die Schufte die Demokraten ihn in hämischer Weise entstellten und aus diesem die Lüge verbreiteten, unser Königlicher Herr habe über den Durst getrunken gehabt, während doch Jeder aus seiner nächsten Umgebung wußte, daß der hochseelige König in eine solche Gewohnheit niemals verfiel.«

»Es ist schändlich, welches Gift und welche Schmähungen man auf den hochseligen Herrn geworfen hat, und daß dies ungescheut von der Judenpresse geschehen durfte, während die Hand Gottes so schwer auf dem armen Herrn lag; das ist's, was jeden treuen Mann so tief empört hat gegen dies Ministerium.«

»Solche Arretirungen passirten übrigens dem König nicht selten,« erzählte der ehemalige Gardist weiter. »Einmal kommt einer unserer Offiziere zu dem Posten am sogenannten Angelhause und findet dort den Füselier, einen Polen, wie er eine Gestalt am Kragen gepackt hält. Als der Offizier auf den Anruf die Losung gegeben hat, ruft der Fremde: ›Gut, daß Sie kommen – der Füsilier will mich nicht erkennen.‹ Der Lieutenant ruft erschrocken! ›Eure Majestät sind erkannt!‹ – Nun erst läßt der Pole den König los und präsentirt das Gewehr. Halb ärgerlich, halb belustigt sagt der hohe Herr dann im Weitergehen seinem Befreier: ›Das sind ganz verfluchte niederträchtige Kerle, aber ihren Dienst thun sie als tüchtige Soldaten. Als ich nicht gleich die Losung geben konnte, hatte er mich gleich am Kragen und als ich mir das verbat und sagte, ich sei der König! ›Kann sich Jeder sagen,‹ schrie mich der Kerl an, ›wenn Du nicht gleich hält Dein Maul, jag' ich Dir Bayonnet in die Kaldaunen und dreh' ich es darin um!‹ – Nun können Sie wohl denken, daß ich den Mund hielt! Denken Sie einmal in die Kaldaunen!‹ –«

Die kleine Gesellschaft lachte über die Anekdote. »Aber wie war's denn mit Dir selbst?« frug der Meier.

»Ja wie war's mit mir! Seine Majestät waren oft gar nicht zu kennen, wenn sie einen Civil-Paletot und die Mütze über die Ohren gezogen trugen – hat doch einmal einer der Flügel-Adjutanten ihn nicht erkannt, als der hohe Herr, weil's so heiß war, den Rock ausgezogen

hatte und ihn über den Stock gehalten auf der Schulter trug. Also – kommt er eines Abends auch, weiß die Losung nicht und ich steckte ihn mir Nichts Dir Nichts in's Schilderhaus. Schließlich, wie er so raisonnirte und mich nach dem und jenem frug, wo ich herwäre, und wie ich hieße, merkte ich wohl, daß ich eine Dummheit gemacht hatte, aber ich konnte mir doch nicht die Schande anthun, daß ich ihn ohne Weiteres losließ, man hätte mich ja wahrhaftig zur Kompagnie herausgehänselt, und so mußte sich's der hohe Herr schon gefallen lassen, im Schilderhaus zu bleiben, bis der Offizier der Ronde kam und ihn befreite. Ich kriegte freilich was Hundsloden, daß ich den König nicht erkannt hatte, aber der hohe Herr selbst sprach für mich und meinte, ich wäre ein strammer Soldat. Als ich bald darauf wieder einmal bei Tage auf der Terrasse Posten stand und der hohe Herr vorüberkam, erkannte er mich gleich wieder und sprach mit mir, und damals war es, wo er nach unseren alten Bäumen frug, unter Anderm, ob auch noch die alte mehr als tausendjährige Eiche bei Münden auf dem Königshof, die man ihm früher einmal gezeigt, und die den Namen der ›Urgroßmutter‹ führte, dort noch stände?«

»Seltsam,« sagte der Hauswirth. »Sie ist grade ein Jahr nach der Erkrankung des Königs, am 3. October Achtundfünfzig vom Sturm niedergebrochen worden.«

Der alte Ledebur that wieder die Pfeife aus dem Mund. »Glaubt Ihr an Vorbedeutungen, Bürgermeister?«

»Warum nicht? Spricht nicht die heilige Schrift dafür?«

»Nun, ich denke, es ist keine Schande, zu meinen, daß auch die alten Bäume mit den Geschlechtern, die unter ihnen Jahrhunderte lang gehaust, in Zusammenhang stehn. Wenn ein Ledebur eines plötzlichen Todes sterben soll, bricht sicher auf Wetter drei Tage vorher ein Ast, und ich weiß, daß es mit dem Ehepaar auf dem Söllenhof ebenso ist.«

Der Meier nickte sehr ernst. »Ihr sprecht die Wahrheit. So erzählt die alte Sage und noch manches Andere. Mein Vater selig hat es selbst erfahren.«

»Ich hörte einen Lieutenant auch von einem seltsamen Vorspuk erzählen,« sagte der jüngere Colone, »den er erlebt, als er noch Kadet war und im Mai 1850 bei der Vermählung der Prinzessin Charlotte, unseres Prinzen Albrecht Königliche Hoheit ältesten Tochter mit dem Erbprinzen von Meiningen zu Charlottenburg als Page die Schleppe der Fürstin von Liegnitz zu tragen hatte. Während der Trauung entstand in der Kapelle große Unruhe und alle Köpfe wandten sich nach dem Eingang, selbst der König brauchte seine Lorgnette. Eine große schwarze Katze kam nämlich durch alle mit Offizieren und Hofleuten gefüllten Zimmer gelaufen und rannte bis in die Kapelle, wo sie verschwand, ohne daß man sie wiedersah. Am Abend, als die Minister den alten Fackeltanz vor dem neuvermählten Paare hergehen sollten, kam einer der Minister zu Falle und sein Licht erlosch am Boden. Mein Lieutenant hörte damals eine Dame von Hofe, die Frau von Blumenthal sagen, das seien üble Vorbedeutungen, auch die weiße Frau hätte sich im Schlosse zu Berlin gezeigt, und man könne nicht wissen, was die Demokraten wieder vorhätten. Gott der Herr möge den theuren König beschützen. Und Gott der Herr hat ihn beschützt, denn drei Tage darauf schoß der Mörder Sefeloge auf den König, als Se. Majestät eben mit der Bahn nach Potsdam fahren wollte zum Diner, das den Beschluß bilden zollte der Hochzeitsfeierlichkeitm. Es war eine betrübtete Hochzeit, und schon fünf Jahre nachher haben sie die arme Prinzessin zur Gruft getragen!«

»Fluch über den Königsmörder und jede Hand, die sich gegen den Gesalbten des Herren je zu erheben wagt! – Sagt an, Borgermeister, was ist Eure Meinung, das wir thun sollen in dieser Zeit der Untreue und des

Verraths, um unserem königlichen Herrn zu zeigen, daß das Ravensberger Volk nicht mit den Ungehorsamen geht und treu zu seinem Willen steht.«

»So hört Freunde, was ich gesonnen und vorüber ich auch bereits mit andern treuen Männern gesprochen und geschrieben habe. Es läßt sich, wie ich schon gesagt, nicht leugnen, daß die conservative Partei im Lande arg auseinander gekommen ist, auch ist Manches versäumt worden und Manches geschehen, das besser anders wäre. Seine Majestät der regierende König haben ganz Recht, wenn sie sagen: kein Bruch mit der Vergangenheit, aber bessernde Hand an Das, was der Besserung nach den Erfordernissen der Zeit bedarf.«

Der alte Colone sah den Sprecher etwas kopfschüttelnd an, die beiden anderen nickten ihm Beifall zu.

»Es ist demnach nöthig, daß ein neues der Zeit entsprechendes Programm, auf das sich alle Männer der conservativen Partei einigen können, aufgestellt und berathen werde. Ich wiederhole, die Zeit ist allerdings eine andere geworden. Damals, als im Sommer Achtundvierzig die Conservativen der Mark in Nauen zur Bildung des Vereins ›Für König und Vaterland‹ zusammentraten und in Berlin der Treubund gegründet wurde, galt es nur der offenen Empörung entgegenzutreten, den preußischen Königsthron gegen die Anarchie zu schützen. Heute gilt es, der Unterwühlung der monarchischen Grundpfeiler in der bürgerlichen Gesellschaft einen Damm entgegen zu bauen – wie die Aufgabe muß also das Programm ein anderes sein. Wenn die treuen Männer sich in ihren heimathlichen Kreisen verständigt haben, dann mögen sie Abgeordnete wählen, gradeso wie die Liberalen oder Nationalvereinerler zu einem Parlament in Frankfurt a. M. thun, zu einer großen Versammlung, am Besten in Berlin, wo das Programm festgestellt und ein neuer Verein der Conservativen über das ganze Land gestiftet wird, damit wir bereit sind bei den nächsten Wahlen und sonstigen Vorkommnissen. Ich habe den Herren, die jetzt in Berlin an der Spitze unserer Partei stehen, einen solchen Vorschlag gemacht und es wird gut sein, wenn wir Ravensberger mit einer solchen Versammlung den Anfang machen.«

»Ja, ja!« sagte her alte Ledebur, »es giebt Gott sei Dank viele treue Preußen in unserem Lande.«

»Haben Sie ein solches Programm für uns schon fertig, Bürgermeister?« frug der Wirth. »Es ist am Besten, wenn wir den Nachbarn gleich sagen können, um was es sich handelt.«

»Ich habe allerdings eins entworfen, und wenn es unseren Freunden hier zusagt, wird es vielleicht gut sein, wenn wir gleich ein Paar Abschriften davon machen.«

»Das kann ja leicht geschehn,« sagte der Meier mit leichtem Spott. »Da sitzt ja mein Professor und Philolosoph, der hoffentlich der Feder Meister ist, so gut wie des Mundwerks. Nimm Feder und Papier, Hinrik, und schreibe, was der Bürgermeister diktirt.«

»Vetter Heinrich,« meinte der jüngere Colone, »kommt ja aus den Ostprovinzen und wird auch nicht auf den Augen und Ohren gesessen haben, er kann uns also helfen, zum Richtigen zu kommen.«

Der junge Söllenhofer hatte unterdeß still Tinte und Papier geholt und sich zum Schreiben fertig gemacht.

»Sprecht, Borgermeister!«

»Der erste Satz unseres Programms sei also:

»In Preußen soll nach wie vor unser König regieren, denn Preußen steht und fällt mit seinem Königthum. Wir wollen also zu unserem König stehen im Kampf nicht bloß gegen äußere Feinde, sondern auch gegen den inneren Feind, der – gefährlicher als jener! – die Preußische Monarchie entwaffnen, das Königthum von Gottes Gnaden schwächen, die festen unverbrüchlichen Rechte des Thrones Stück um Stück ihm entreißen, und das Regiment der Könige von Preußen in die Hände einer Majorität von Volksvertretern legen will, deren Wahl von jeder politischen Stimmung und Zufälligkeit abhängig ist! Wir wollen nicht, daß im Lande der Ungehorsam und Ehrgeiz aufsässiger Beamten regiere!«

»Gut gesagt, Borgermeister,« nickte der alte Colone, »Ihr versteht die richtigen Worte zu treffen! Der letzte Satz geht auf die Kreisrichter!«

Der Student hatte den Satz nieder geschrieben, indem er sich tief auf das Papier niederbeugte.

Der künftige Abgeordnete des Kreises fuhr fort: »Wir wollen nicht, daß der christliche Charakter des preußischen Staates dem Unglauben und der Gottlosigkeit zum Opfer falle. Kirchliche Ehe, christliche Schule, christliche Obrigkeit! Keine Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung!«

Die vier Männer vom Bauern-Adel nickten zustimmend.

»Schutz und Achtung der ehrlichen Arbeit und jedes Besitzes, Standes und Rechtes. Keine Begünstigung und ausschließliche Herrschaft des Geld-Kapitals! Kein Preisgeben des Handwerkes und des Grundbesitzes an die liberalen Irrlehren und die Spekulationen des Geldwuchers!«

»So ist's Recht, Bürgermeister. Im Landbau und im Handwerk liegt die Kraft des Staates.«

»In weiser Fürsorge und Erfahrung,« fuhr der Redner fort, »hat unser Königlicher Herr die Wehrkraft des Landes durch die Armee-Reorganisation gestärkt, die *Wehrpflicht* für Stadt und Land gleich gemacht, und den Familienvater durch die Verkürzung des Landwehrdienstes seiner Familie und seinem Erwerbe erhalten. Auf den Schultern dieser Armee und nicht auf der Zunge redefertiger Volksdemagogen ruht der Staat Friedrichs des Großen. Halten wir fest daran und lassen wir das Parlamentsheer Denen, die nach Innen wie nach Außen gleichmäßig zum Gespott werden wollen. – Oder – da das eigentlich wohl nicht für ein Programm sich paßt, schreiben Sie kurz, Herr Söllenhofer: Keine Schwächung der Armee!«

»Ich hätte das Erstere vorgezogen,« sagte Brüning – »es sagt's ihnen deutlicher. Nun Bürgermeister, sagt Ihr Nichts über den deutschen Schwindel, mit dem sie jetzt so viel Unfug treiben?«

»Wer es in Wahrheit wohl meint mit seinem preußischen Vaterlande, der kann nicht wollen, daß Preußen aufgehe in einem deutschen Revolutionsschwindel. Also: Einigkeit unseres deutschen Vaterlandes, doch nicht auf den Wegen des Königreichs Italien durch Blut und Brand, sondern in der Einigung seiner Fürsten und Völker. Keine Verleugnung unseres preußischen Vaterlandes und seiner ruhmreichen Geschichte; kein Untergehen in dem Schmutz einer deutschen Republik, kein Kronenraub und Nationalitäten-Schwindel!«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Die hier angeführten Sätze sind die Grundzüge des Programms, welches die altconservative Partei bei ihrer neuen Vereinigung und Organisation in der Verhandlung zu Berlin am 20. September desselben Jahres (1861) aufstellte.

Der Student sprang auf und warf die Feder auf den Tisch. »Nein – schreibe den Satz wer da will – ich nicht!«

Erstaunt, fast erschrocken sahen die Mitglieder des neuen Rütli's auf den jungen Mann, dessen feines Gesicht sich mit der Röthe heftiger innerer Bewegung färbte.

»Ich hege große Achtung für Sie, Herr Bürgermeister,« sagte er, »ich könnte auch Vieles unterschreiben, was Sie vorhin diktirt haben, wenn ich auch in Manchem anders denke; aber diese Worte sind ein Verrath an der Zukunft unseres Preußischen, unseres Deutschen Vaterlandes! – Sie sind Alle älter und wohl klüger als ich, aber auch ich bin ein Sohn des alten Sachsenlandes und fühle als solcher, daß ich nicht bloß ein Preuße, daß ich ein Sohn des großen *Deutschen* Vaterlandes bin!«

»Bube – willst Du Männern Vorschriften machen, was sie sein sollen?«

Der söllenhofer Meier, der sich mit zornig geröthetem Gesicht erhoben und die Faust schwer auf den Tisch gestemmt hatte, – donnerte es ihm entgegen.

»Nein, Vater – ich bin kein Bube, wenn ich auch manchen leichtsinnigen Streich begangen und in politischen Dingen anderer Meinung bin als Sie und Ihre Freunde. Ich bin ein Sohn der rothen Erde, und die Wiederherstellung der alten Größe und Herrlichkeit Deutschlands ist mein Ideal, wie es die Treue und das Streben so vieler wackerer und begeisterter Männer und Jünglinge gewesen ist, welche dynastische Tyrannei und engherziger Partikularismus vernichtet hat. Alle Diejenigen, die für Deutschlands Einheit und Größe Wort und Hand erhoben und selbst ihr Blut vergossen haben, – sie irrten vielleicht in den Mitteln, aber ihre Gefühle, ihr Sinn waren edel und hoch. Ja, es giebt eine Nationalität, einen Zusammenhang ihrer Söhne, und Gott ließ uns nicht da geboren werden, wo man Preußisch oder Bairisch spricht, sondern wo die Deutsche Zunge klingt und das Herz deutsch fühlt, nicht Französisch oder Romanisch! Mag es sein, daß auch wir durch Blut und Brand nur zu dieser Einigung kommen werden – ohne die Bluttaufe ist nichts Großes geschehen in der Weltgeschichte, und ohne Blut hat sich das deutsche Volk, haben sich die deutschen Männer 1813 und 15 nicht freigerungen von der französischen Herrschaft. Hat der König von Preußen, der Kaiser von Oesterreich oder der Herzog von Braunschweig den Napoleon besiegt, oder haben die deutschen Stämme das große Vaterland befreit? Sehen Sie auf das heutige Deutschland, das elende Flickwerk von Staaten und Stäätchen, ohne eine große Gesammtidee, ohne ein gemeinsames mächtiges Haupt, – daß Jeder, der sich in fremden Landen und Meeren einen Deutschen nennt, über die Achseln angeschaut wird. Hat denn Ihr so hochgeliebter König Friedrich Wilhelm IV. nicht auch ein Herz für ein großes mächtiges Deutschland gehabt, nur daß er den Muth nicht fand, die deutsche Krone auf sein Haupt zu drücken? Ist nicht selbst unser Preußen ein verstümmeltes Land, nur durch den Geist seiner Herrscher und den Muth seiner Söhne mächtig, das sich von jedem kleinen Herzog oder Fürsten in die Zähne lachen lassen muß? Glauben Sie, daß König Wilhelm nicht so gut empfindet, als jeder Bürger und Bauer, und daß er die Hand nicht doppelt so fest um den Schwertgriff preßt, weil er sich von England, Rußland oder Frankreich Vorschriften machen lassen muß? – Sie sagen in Ihrem Programm: ›kein Kronenraub!‹ nun Herr, ich bin trotz Ihrer ein zu guter Preuße, um nicht zu wünschen, daß in den nächsten fünf Jahren ein halbes Dutzend deutscher Krönchen von König Wilhelm in die Tasche gesteckt werden mögen, zum Besten eines großen Deutschlands!«

»Mensch – Du predigst Aufruhr und Umsturz!«

»Ich wiederhole Ihnen,« sagte der Student, der sich jetzt an seinen politischen Ideen immer mehr zu erhitzen begann, – »mögen Sie sich Conservative oder Liberale nennen – nicht engherzig dürfen Sie die große nationale Idee der Einheit und Größe Deutschlands verdammen, an der unsere besten Geister hängen. Ihr gehört die Zukunft und die deutsche Jugend hat auch ein Recht mitzusprechen und an der ihren zu bauen. Wenn König Wilhelm erst an die Spitze seiner Regierung einen Geist stellen kann, wie ihn die geschmähten Italiener in dem Grafen Cavour zu besitzen das Glück haben . . . «

Die Faust des Meiers schlug so gewaltig auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

»Schweig' sag' ich! – Ich hätte niemals geglaubt, daß meine Ohren je solchen Frevel von einem meiner Söhne in diesen Mauern zu hören haben würden. Aber ich sage Dir, Bursche . . . «

Er wurde unterbrochen von dem hastigen Eintritt der beiden Mädchen.

»Es kommt Besuch, Meier,« sagte Klörke, »obschon ich eben nicht sagen will, daß es gerade ein angenehmer ist.«

Zugleich fuhr eine Kalesche in den Hof und hielt vor der Thür und ein Herr von kleiner Statur, etwas anmaaßender und mißtrauischer Miene, eine Brille vor den sehr beweglichen Augen, stieg aus.

»De Dros sal mi slaaien! De Kreisrichter, wie he leiwt und lewt!« rief der Colon Brüning. »Wat hat dös zu bedüten, denn ik' hoff doch Söllenhofer, det de den Belunrer nich beten hast!«

Der Meier murmelte eine Verwünschung, aber er ehrte zu sehr das alte deutsche Gastrecht, das auf den Höfen der Colonen noch in unbeschränkter Weise geübt wird, als daß er nicht sofort den Streit mit dem Sohne unterbrochen und mit einem bezeichnenden Achselzucken gegen seine Freunde die Stube verlassen hätte, um den Beamten der nächsten Gerichtskommission zu empfangen.

Gleich darauf nöthigte er denselben in's Zimmer und rief zugleich den Mädchen, einen Imbiß für den Herrn Drost<sup>1</sup> zu bringen.

»Verzeihen Sie nur Herr Söllenhofer,« sagte der Beamte mit einer gewichtigen Miene, der er jedoch etwas Einschmeichelndes zu geben suchte, daß ich einige Augenblicke bei Ihnen einspreche. Aber ich konnte doch einen so angesehenen Bekannten nicht vorbeigehen, da mich grade ein Geschäft in die Nähe führte. Sieh da, der Herr Bürgermeister von Herford und unser alter würdiger Ledebur und zwei andere wackere Freunde. Ich bin erfreut, es grade so gut getroffen zu haben und nehme um so lieber Platz bei Ihnen, wenn Sie es erlauben.«

Er reichte und drückte die Hände umher.

»Sieh, Herr Studiosus Söllenhofer! Hatte schon gehört, daß Sie die werthe Familie zu den Osterferien besucht haben. Warum haben Sie mir nicht das Vergnügen gemacht, mich zu besuchen, als Sie gestern in Werther waren? – ich plaudre gern noch einmal von der schönen Studentenzeit, obschon sie seit acht Jahren hinter mir liegt.«

Der Student wurde etwas roth bei der Erwähnung, da er den Blick seines Vaters fragend auf sich ruhen fühlte.

»Du warst gestern in der Stadt? Ich dachte, Du rittest nach dem Wallenbrücker Hofe?«

»Es kam mir unterwegs der Gedanke zu sehen, ob Briefe für mich da wären.«

---

<sup>1</sup>Richter.

»Ja, so machen's die jungen Herrn, sie denken nur an sich. Aber Sie hätten sich doch einen Augenblick für einen Bekannten abmüßigen sollen. Sehen Sie, da bin ich aufmerksamer. Da ich wußte, daß ich hierher kommen würde, ließ ich auf der Post fragen, ob Sachen für den Söllenhof zu bestellen wären.«

Der Meier nickte sehr kühl. »Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Richter! Aber wollen Sie nicht zulangen?«

Die beiden Mädchen hatten unterdeß den Tisch neu mit kalter Küche besetzt.

»Ich glaube auch,« fuhr der Kreisrichter unbeirrt fort, »Berger, der Gendarm, der mit mir herausgefahren ist und den ich beim Schulzen absetzte, hat einen Brief für Sie. Es ist ein thätiger und gewandter Mensch der Berger, und es ist nothwendig, daß wir einen solchen haben; denn es scheint jetzt viel Gesindel in der Gegend zu geben!«

»Das kommt von den verfluchten demokratischen Wühlereien,« murrte der alte Ledebur – »die Polizei und die Gemeindeobrigkeit hat keine Macht mehr, den liederlichsten Pracher zu strafen, oder eine Herberge von dem Gesindel auszunehmen. Es muß Alles jetzt vor die Gerichte.«

»Es hat doch sehr viel Gutes, daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit aufgehört hat,« meinte hochmüthig der Kreisrichter, »und ebenso die ländliche Polizeiverwaltung beschränkt ist. Die Verweisung vor den Richter sichert auch dem Verbrecher seine staatsbürgerlichen Rechte und das gehörige gesetzliche Verfahren.«

»Das ist's eben,« bemerkte der Bürgermeister, »damit der Vagabond und Dieb ja keins seiner, wie Sie sagen, staatsbürgerlichen Rechte verliert, können die ehrlichen Leute unter der Zeit Hab' und Gut riskiren. Ich lobe mir eine rasche Justiz und eine feste Polizei.«

»O, ich weiß sehr wohl, liebster Bürgermeister, daß wir in den politischen Anschauungen nicht harmoniren und Sie zur Reaction gehören. Aber zum Glück ist die Epoche des Herrn von Manteuffel vorüber und es sind zeitgemäßere, liberalere Anschauungen an's Ruder gekommen, wenn auch freilich noch lange nicht weit reichend genug, da die Camarilla immer zu viel Einfluß bei Hofe und in der Regierung hat. Solche Zustände, wo Männer wie Twesten und Vincke der Pistole irgend eines brutalen oder eitlen Soldaten oder eines bloßgestellten adligen Polizei-Präsidenten für ein Wort der Wahrheit ausgesetzt sind, müssen aufhören. Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts und der Feudalherrschaft, sondern in der Zeit des Gesetzes und des Fortschritts . . . «

»Wenn Sie es einen Fortschritt nennen, daß man von der Tribüne herab die Ehre jedes Mannes beschmutzen darf, ohne dafür verantwortlich zu bleiben! Herr v. Vincke hat, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, nicht so gedacht, sondern ist bereit gewesen, dafür einzustehen, und Herr Twesten – was natürlich nicht von jedem Juristen zu verlangen wäre, ist gleichfalls so anständig gewesen, wofür er die Achtung selbst seiner politischen Gegner erworben hat. Es ist jedenfalls eine Eigenthümlichkeit der Demokratie in der Kammer, daß sie z. B. so eifrig die Verantwortlichkeit der Minister verlangt, aber durchaus nicht verantwortlich sein will für das Unheil, was ihr eigenes Gebahren dem Land zufügen mag.«

»Wir werden in unseren Ansichten schwerlich je übereinstimmen,« meinte der Kreisrichter hochmüthig. »Zum Glück ist, wie ich schon erwähnte, die Zeit der Reaction vorüber.«

»Aber nicht die einer gesunden conservativen Gesinnung, und ich hoffe, daß das Programm, das wir soeben für die nächste Kammerwahl aufgestellt haben, siegen wird.« Er

hatte rasch den Satz, den Heinrich Söllenhofer sich geweigert aufzuschreiben, nachgetragen und schob das Blatt dem Kreisrichter zu. »Es fehlen vielleicht noch einige Spezialitäten, zum Beispiel über billigere Rechtspflege durch das Volk selbst, wie wir sie grade in unserem Westfalen in so lebenskräftiger Weise besaßen, aber das muß der weiteren Entwicklung und einer gesunderen Anschauung vorbehalten bleiben.«

Der Andere hatte das Blatt durchgelesen und lächelte spöttisch.

»Auf Ehre, ein wahres Kabinetsstück von Servilismus – aber ich fürchte, Sie werden selbst in diesen Bergen nicht viel Anhänger finden, die Leute sind bereits aufgeklärt genug. Die Jugend namentlich hat andere Anschauungen und die Söhne schlagen nicht immer nach der an und für sich ja so ehrenwerthen Art der Väter. – Ah, haben Sie das hübsche zierliche Pfeifchen von Halle mitgebracht, Herr Söllenhofer?« fuhr er fort, auf die kleine pfeifenartige Cigarrenspitze deutend, in welche der Student grade den Rest seiner Cigarre einsteckte, während der Kreisrichter eben eine der ihm vom Meier höflich offerirten Cigarren kippte. »Ich habe gehört, der Kronprinz verschmähe diesen Genuß und rauche immer kurze Jagdpfeifen.«

»Seine *Königliche Hoheit* haben allerdings Liebhaberei dafür,« sagte, die ehrerbietigere Benennung betonend der jüngere Colone, »ich habe es oft bei den Manövern gesehen, wenn Seine *Königliche Hoheit* die erste Garde-Infanterie-Division kommandirten.«

»Nun, man will wissen, der Kronprinz soll kein besonderes militairisches Genie sein und es sollte ihm schwer werden, ein Armeecorps manövriren zu lassen,« meinte etwas leicht hin der Kreisrichter, das Glas Wein, das der Meier eingeschenkt, leerend und seine Cigarre ansteckend. »Prinz Friedrich Karl soll weit besser Soldat spielen. Ich denke für die Paraden und kostspieligen Manöver reicht das vollkommen aus. Unsere Leute in der Kammer werden hoffentlich nicht so thöricht sein, die verlangten acht Millionen für die neuen Versuche auszugeben und überhaupt den Militair-Etat etwas zusammenstreichen, damit das Geld produktiver und nützlicher für das Land verwandt wird und Handel und Industrie fördert. – Darf ich Sie bitten, Herr Söllenhofer, mir das Dings da einmal zu zeigen?«

Das gefurchte Gesicht des alten Ledebur zog sich finster zusammen und er faßte unwillkürlich nach dem Kreuz auf seiner Brust; auch auf dem Gesicht des Hofwirths wetterleuchtete es, als wolle ein Gewitter über den Kecken oder Unvorsichtigen losdonnern, aber der Gardist kam in seiner ruhigen strammen Weise ihnen zuvor.

»Ich glaube, über die militairischen Befähigungen Ihrer *Königlichen Hoheiten* der Prinzen des *Königlichen Hauses* steht weder mir, noch, mit Ihrer Erlaubniß, Ihnen ein Urtheil zu. Nur daran möchte ich erinnern, aus dem was ich in der Schule gelernt habe, daß wenn in der Geschichte unseres Vaterlandes es Noth gethan, die Könige von Preußen und die Prinzen des *Königlichen Hauses* ächte und wahre Soldaten gewesen sind und ihr Blut und Leben so wenig geschont haben, wie der geringste Soldat. Ich bin überzeugt, daß wenn es zu einem großen Kriege kommen sollte, Seine Majestät unser allergnädigster König und Kriegsherr zu Allerhöchstihrem Sohn, Seiner *Königlichen Hoheit* dem Kronprinzen, wie zu Allerhöchstihrem Neffen, Seiner *Königlichen Hoheit* dem Prinzen Friedrich Karl das gleiche Vertrauen haben werden, sie an die Spitze ihrer Corps, und dahin zu stellen, wohin Seine Majestät es für gut finden; denn Seine Majestät haben Einen wie den Andern Hohen Herrn Allerhöchstselber zu Preußischen Generälen erzogen und werden am Besten wissen, wo ihre Posten zum Heil des Vaterlandes sind!«

»Bravo, *Sielemann*, und wacker gesprochen!« rief der Bürgermeister.

»Und was der Herr Kreisrichter über die Soldatenspielerei und über den Nutzen des für die Königliche Armee verwendeten Geldes zu sagen beliebten,« fuhr der junge Colone fort, »so geben wir unsere Steuern willig dazu, denn wir wissen, daß wir nicht unterm Schutz von Bürgerwehren und Aktendreschern ruhig und sicher leben, sondern unterm Schutz der Armee unsers Königs und Herrn, der allein über ihre Einrichtung befinden kann und nicht einen Pfennig mehr für sie ausgeben wird, als er für nöthig hält und sein Land ertragen kann. Da Sie aber, Herr Kreisrichter, so viel ich weiß, nie Soldat gewesen sind, können Sie auch nicht wissen, welche Schule für das ganze Land in Ordnung und Zucht, Ehrgefühl, Bildung und Selbstgefühl die Armee unseres Königs für jeden Mann im Lande ist. Das, Herr ist, was ich mit Ihrer Erlaubniß zu sagen hatte.«

Der alte Ledebur reichte dem jungen Colonen die Hand über den Tisch herüber und schüttelte sie. »Bist ein braver Bursche, wie Dein Vater war, Steffen, und hast's Maul auf dem rechten Fleck. Solche kann das Land brauchen.«

»Gewiß, gewiß, Herr Sielemann,« bestätigte ironisch der Jurist, »es wäre schade, wenn Sie bei den nächsten Wahlmänner-Wahlen nicht als Kandidat auftreten würden – da ich doch wohl in dem Herrn Bürgermeister selber die Ehre haben werde, unseren Concurrenten für das Abgeordneten-Haus zu begrüßen. Aber wir vergessen darüber ganz« – der Kreisrichter drehte die Cigarrenspitze zwischen den Fingern und betrachtete sie sehr genau, – »unser voriges Thema, wie es sehr gut ist, daß die zünftige Justiz jetzt selbst etwas auf die Sicherheit und Ordnung sieht. Sie wissen doch, was in Ihrer Nachbarschaft am Charfreitag Morgen oder vielmehr in der Nacht geschehen ist?«

Der Colone und der Bürgermeister sahen den Richter befremdet an. »Nein – was denn?«

»Das ist stark, aber das kommt von den vielen Einzelhöfen, wo die Herren so versteckt und abgeschlossen hausen, wie einst die Raubritter auf ihren Burgen, statt in einer constituirten Gemeinde zusammen zu wohnen. Der Ort kann in grader Linie kaum eine Meile von Ihrem Hofe entfernt sein, wo an dem gedachten Morgen der jüdische Handelsmann Levi Pinkus auf dem Wege von Werther nach Schildesche überfallen, gemißhandelt und schwer beraubt worden ist.«

»Der Lewi Pinkus?« frug erstaunt Brüning. – »Na viel werden die Pracher bei dem auch nicht gefunden haben, denn er ist vorsichtig und geizig und dreht den Groschen drei Mal um, und sein ganzer Kram, den er mit seiner blinden Schindmähre im Lande umherfährt, ist, glaub' ich, keine zehn Thaler werth.«

»Hm!« meinte der Kreisrichter, »die Diebe scheinen doch anderer Meinung gewesen zu sein und es besser gewußt zu haben. Ich habe gehört, daß er oft ganz anständige Preise zahlt für Fohlen und junge Pferde. Er behauptet, grade auf dem Wege zu einem solchen Handel gewesen zu sein und daß ihm auf dem Wege außer eine Menge Waaren mehr als vierhundert Thaler gestohlen worden sind.«

Der alte Pinkus war in der That ein im Lande sehr wohl bekannter Hausirer, der mit seinem einspännigen Karren, Hufekarren, wie sie im nördlichen Westfalen heißen, allerlei kleinen Kram, Tücher, Nadeln, Bänder, Pfeifenköpfe und hundert andere Dinge, wie sie in den ländlichen Haushaltungen gebraucht werden, im Lande umherfuhr von Hof zu Hof, und dort, damit man nicht erst zur Stadt zu gehen brauchte, oft sehr willkommen war, namentlich bei der weiblichen Bevölkerung. Aber es stand fest, daß er auch größere Geschäfte machte, namentlich manchmal ein Pferd kaufte, wenn er es aus irgend einer Ursach billigen erhalten

konnte, oder armen Hörigen ein Stück selbst gewebte Leinwand abpreßte, oder sonst seinen Vortheil in jeder Weise wahrzunehmen verstand.

»Was braucht der verdammte Jude am heiligen Tage auf der Landstraße zu liegen und Schacher zu treiben,« murmelte ziemlich hörbar der jüngste Colone, dem Lewi Pinkus einmal ein hübsches Großfohlen zu einem Hundepreise abgeschwatzzt hatte, nachdem er ihm durch ein unschuldiges Mittelchen bewiesen, daß es Gallen an den Hufen hatte, – ein Uebel, das sich sehr leicht mußte haben beseitigen lassen, da er das Pferd vierzehn Tage später für den sechsfachen Preis an einen Händler im Hannoverschen wieder verkaufte.

»Schlimm genug, daß dergleichen geschehen darf, entschuldigt aber das Verbrechen nicht. Können Sie uns Näheres von dem Raub erzählen, Herr Kreisrichter?«

Vorläufig noch wenig – vielleicht später, wenn ich den Gendarm Berger erst gesprochen habe. Soviel kann ich Ihnen jedoch mittheilen, daß nach Beweis-Aussage der Ueberfall auf den nichtsahnenden Mann, der um 1 Uhr Morgens aus dem Ausspann mit seinem Gefährt aufgebrochen ist, etwa um 2 Uhr in dem Kamp, der sich bis an die Straße zieht, von zwei Männern erfolgt ist, von denen der eine von mittelgroßer Statur, der andere etwas größer gewesen sein soll, so weit Pinkus sie bei der Dunkelheit überhaupt hat erkennen können. Auch haben sie die Gesichter verbunden gehabt, die Sache ist also vorbereitet gewesen und nicht eine zufällige Begegnung. Sie haben den armen Kerl mit dem Tode bedroht, wenn er ihnen nicht sein Geld herausgäbe, ihn arg mißhandelt und geknebelt, beim Durchsuchen und Plündern seines Krams leider auch den trotz der Drohungen verleugneten Beutel mit den drei- oder vierhundert Thalern gefunden und dann die Hufkarre mit Pferd und Mann weiter in den Busch geschoben, wo es erst am Mittag ihm gelungen ist, sich selber zu befreien, worauf er zur Stadt zurückkehrte. Zum Glück hat er mit der seiner Nation eigenen Schlauheit keinen unnützen Lärmen gemacht, sondern hat dem Gericht in aller Stille den Vorgang angezeigt, so daß wir Gelegenheit hatten, unsere Maßregeln zu nehmen, um dem Verbrechen auf die Spur zu kommen. – Was haben Sie für die Cigarrenspitze hier gegeben, Herr Söllenhofer? – Sie ist wirklich hübsch und ich möchte mir auch eine solche zulegen, da ich die meine neulich leider zerbrochen habe.«

»Ich – erinnere mich nicht mehr,« sagte der Student zögernd – »ich habe sie von einem Freunde zum Andenken erhalten.«

»Und glauben Sie wirklich den Verbrechern auf der Spur zu sein?« frug der Meier. »Es ist merkwürdig, daß wir hier gar Nichts von dem Vorfall gehört haben! Seit langen Jahren ist dergleichen in unserer Gegend nicht vorgekommen.«

»Die Spitzbuben,« meinte der Bürgermeister, »sind gewiß längst über die nahe Gränze! – Es arbeitet in den Bielefelder Fabriken manches schlimme Volk von drüben her.«

»Vielleicht, – vielleicht auch nicht!« meinte der Justizbeamte. »Aber ich sehe, da tritt eben der Gendarm Berger in den Hof, wahrscheinlich mit dem Schulzen. Sie suchen mich wohl auf. Sie erlauben wohl einen Augenblick, meine Herren!«

»Der Leo Pinkus und der Gemeindediener sind auch dabei!« meinte der junge Colone. Der Kreisrichter war aufgestanden und ging zur Thür. »Der Gendarm Berger hat den Brief für Sie, Herr Söllenhofer, den uns die Post mitgab. – Ich will ihm sagen, daß er Ihnen denselben bringt, während ich mit Pinkus und dem Schulzen spreche.« Er verließ die Stube.

Der Colone und der Bürgermeister sahen sich einigermaßen erstaunt an. Der Letztere schüttelte den Kopf, als Beamter hatte er der Art und Weise der Erzählung schärfere Aufmerksamkeit geschenkt, als die weniger mißtrauischen Landleute.

»Das kommt mir verdächtig vor, Meier,« sagte er zu dem Hauswirth – »Sie haben doch Alles zuverlässige Leute in Ihrem Dienst, lieber Freund?«

»Gewiß – ich kenne sie zur Genüge! Man wird doch keinen Verdacht auf Einen oder den Andern haben?«

»Der Herr Kreisrichter,« meinte der Bürgermeister – »scheint doch eine Art Verhör mit ihnen anstellen zu wollen.«

In der That konnte man mit einem Blick durch das Fenster in den Hof bemerken, daß um den Richter, den Schulzen und den Gendarmen die Knechte und Mägde des Hofes sich versammelten.

»In meinem Hofe – ohne mich zu fragen – da muß ich . . . « Der Meier wollte auf und hinaus.

»I da soll doch . . . «

»Der Bürgermeister legte die Hand auf seinen Arm. »Ruhe, Freund – lassen Sie ihn sein Pulver verschießen! – Da kommt Gendarm Berger, das ist ein wackerer Mann, von ihm werden wir wohl Näheres erfahren.«

In der That trat der Gendarm ein, ein großer stattlicher Mann, Ende der Dreißiger mit ernstem Gesicht und strammer Haltung, und begrüßte höflich die Anwesenden. Er holte einen Brief aus seiner dicken ledernen Briefftasche und überreichte ihn dem Meier.

»Verzeihen Sie, Herr Söllenhofer, daß ich ihn nicht schon eher abgeben, aber der Dienst geht vor. Ich brachte ihn mit von der Post.«

Der Meier nahm den Brief. »Ich danke Ihnen bestens, Herr Gendarm,« sagte er. – »Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein und essen Sie ein Stück Osterfladen. Ein alter Soldat und diensttreuer Mann, wie Sie, ist stets auf dem Söllenhofe willkommen. Bitte, setzen Sie sich.« Er schenkte dem Gendarmen ein Glas Wein ein und zog den Teller mit Kuchen herbei. Dann erst nahm er den Brief auf, ohne zu bemerken, daß der Gendarm den Wein nicht berührte und seinen Platz in der Nähe der Thür nahm.

Der Meier warf einen Blick auf den Poststempel. »Aus Halle? Das ist wahrscheinlich für Dich – nein – er ist doch an mich gerichtet – Rektor und Senat der Universität Halle –« indem er auf sah, bemerkte er, daß Hinrik seinen Platz verlassen hatte und nach der Thür ging, vor welcher der Gendarm jetzt stand.

»Bleib!«

Der Ton des Befehls war so streng, daß der junge Mann auf der Stelle anhielt.

»Eine Scheere, Wilm! – Mit Erlaubniß, Freunde!«

Er schnitt den Brief auf, der die Form eines Dienstschreibens hatte und öffnete ihn. Die Stirn faltete sich finster und drohend zusammen, als er den kurzen Inhalt las. Dann schleuderte er über das Papier hinweg einen finstern drohenden Blick auf den Sohn, der die Stirn gesenkt und den Blick zu Boden gerichtet, aber sonst in fester aufrechter Haltung auf seinem Fleck stand und warf den Brief dem Bürgermeister hin. »Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Freunden! Da haben Sie den Enthusiasten für das einige Deutschland und die Deutsche Kaiserkrone. Das *Consilium abeundi* – das heißt nach meinem schlichten Deutsch: Weggejagt, wegen wiederholter Schlägereien, Schulden und liederlichem Lebenswandel!«

»Vater . . . !«

»Hinaus jetzt! – Geh mir aus den Augen, daß ich nicht vergesse, daß wir heute die Auferstehung unsres Herrn und Heilands feiern!«

Hinrik Söllenhofer ging nach der Thür, – aber der Gendarm versperrte diese: »Sie müssen hier bleiben, bis der Herr Kreisrichter entscheidet. Ich habe Ordre, Sie nicht hinaus zu lassen!«

»Was – noch mehr? – Was soll das heißen?«

Der Meier hatte sich hoch aufgerichtet, die Hand auf den Tisch gestemmt, auch die Freunde hatten sich erhoben und standen um ihn. Der jüngere Bruder war zu dem Studenten getreten und hatte ängstlich seine Hand gefaßt.

Ehe der selbst von der unerwarteten Ausgangsverweigerung überraschte junge Mann Etwas sagen konnte, wurde die Thür geöffnet und der Kreisrichter trat ein, gefolgt von dem Schulzen, der einen ängstlichen Blick auf den Colonen warf und wie zur Rechtfertigung, daß er nicht anders könne, die Achseln zuckte.

»Entschuldigen Sie, Herr Söllenhofer,« sagte der Richter mit kalter impertinenter Miene, »daß ich hier in Ihrer Stube ein kleines Verhör vornehmen muß, aber es sind einige Umstände eingetreten, welche es mir in meiner Function auch als Untersuchungsrichter nöthig machen, einige Fragen an Ihren Herrn Sohn zu richten, von denen ich hoffe, daß er sie gewiß auf das Beste beantworten wird.«

»Fragen Sie!«

Der Hausherr hatte die Arme über die Brust gekreuzt, sein Auge ruhte starr auf dem Sohn.

»Bitte, Herr Schulze,« sagte der Richter – »da liegt ja noch Feder und Papier – seien Sie so gut, ein kurzes Protokoll zu schreiben, da ich Niemanden bei mir habe.«

Der Schulze ging mit gesenktem Kopf zu dem Ende des Tisches und nahm dort Platz. Die Ausübung seiner Function war ihm offenbar sehr unangenehm.

»Wann sind Sie von Halle hier wieder angekommen?« frug der Richter.

Heinrich Söllenhofer sah den Inquirenten fest und stolz an, ohne zu antworten, dann richtete er sein Auge wie fragend auf den Meier, seinen Vater.

»Gieb Antwort, wenn Du so höflich gefragt wirst!« befahl dieser.

»Am Mittwoch!«

»Allein?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ob Sie allein gekommen sind oder mit Jemand?«

»Ich bin allein gekommen.«

»Sie haben Schulden in Halle hinterlassen?«

»Mein Herr . . . «

»Es ist so,« sagte der Meier, – »leider habe ich es erst vor wenig Minuten erfahren.«

»Schulden, zu deren Bezahlung die Gläubiger Sie hart bedrängten?«

»Was geht dies das Gericht an?«

»O doch – hier sind zwei Klagen gegen Sie, die gestern bei der Gerichtsdeputation eingegangen sind!« Er nahm die Papiere aus einer Mappe, die ihm der Gendarm auf den Tisch legte. »Es steht also fest, daß Sie sich in großer Geldbedrängniß befunden haben, die – wie ich aus der Bemerkung Ihres Herrn Vaters zu entnehmen glaube, – Sie sich gescheut haben, diesem zu sagen.«

»Und was weiter?«

»Sie haben gestern,« fuhr der Jurist mit kaltem Tone fort, »in Werther zwei Geldbriefe mit 200 Thaler Kassenanweisungen an dieselben Männer aufgegeben, die Sie hier verklagt haben, was Sie wahrscheinlich noch nicht wußten.«

»Nein, ich wußte es nicht!«

»Die 200 Thaler Kassenanweisungen hatten Sie kurz vorher bei dem Kaufmann Merzig in Werther gegen Courant eingewechselt, in dessen Comtoir auch die Geldbriefe gesiegelt.«

»Das that ich!«

»Das baare Geld, gegen das Sie die Scheine umwechselten, bestand sämmtlich in Zwei-Thaler-Stücken.«

Der Meier bog sich über den Tisch her gegen den Sohn. »Wo hast Du das Geld her, Bube? – Gestehe!«

»Bitte, Herr Söllenhofer – ich habe noch Weiteres zu fragen. – Ich wünschte vorhin von Ihnen zu wissen, woher diese Cigarrenspitze ist; – da sie auf dem Meerschaum den Kopf des verstorbenen Königs trägt, ist sie jedenfalls leicht erkennbar.«

»Ich sagte Ihnen bereits, daß ich sie von einem Freunde zum Andenken erhalten hätte.«

»Möglich – nur möchte ich wissen, wer dieser Freund ist. Ich bin etwas neugieriger Natur, Herr Söllenhofer – doch das liegt in meinem Amt, und ich möchte um so mehr darauf bestehen, als ich mich erinnere, daß Sie mir zuerst sagten, Sie hätten die Spitze in Halle gekauft. Also den Namen?«

»Ich ziehe vor, denselben nicht zu nennen, um ihn nicht einer eben solchen Inquisition auszusetzen, wie Sie sich eben gegen mich erlauben.«

»Ich erlaube mir gar Nichts, sondern ich handle in meinem Amte, mein Herr!« Auf einen Wink des Inquirenten hatte der Gendarm einen Gegenstand aus der Tasche gezogen und ihn auf den Tisch gelegt – es war eine Studenten-Mütze mit den bekannten Farben der Burschenschaft und nicht leicht zu verwechseln, da oben durch den Deckel das übliche Rappier-Loch gestoßen und mit der silbernen Stickerei des Datums gestickt war.

Der Richter schob sie dem Meier zu, der sie unwillig zurück stieß. »Was soll's mit der Hanswursterei, ich habe mich schon früher genugsam darüber geärgert.«

Der Student trat zu dem Tisch und streckte die Hand nach der Mütze aus. »Es ist meine Mütze – sie sollte Ihnen nicht mehr vor die Augen kommen, Vater!«

»Also Sie erkennen an, daß es die Ihre ist?«

Die Frage schien den jungen Mann zu überraschen und ein unangenehmer Gedanke ihm durch den Kopf zu schießen. Endlich sagte er erröthend mit gepreßter Stimme: – »Ja – es ist – es war die meine!«

Aller Augen hingen fest und mit einer gewissen Aengstlichkeit an dem jungen Mann, nur der eigene Vater sah mit einer Starrheit auf ihn, die immer unheimlicher wurde.

Der Kreisrichter wandte sich jetzt barsch zu dem Ibquirirten. »Wo waren Sie in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag?«

»Wo soll ich gewesen sein – hier im Hause, in meiner Schlafkammer!«

»Das ist nicht wahr, – Sie sind außerhalb des Hauses in der Nacht am frühesten Morgen gesehen worden – etwa um 4 Uhr!«

»Heiliger Gott!« Es war der Meier, der den tiefen Seufzer ausstieß – ein furchtbares Licht schien ihm zu tagen.

»Es ist eine Lüge,« rief der junge Mann, dessen Gesicht mit dunkler Gluth übergossen war. – »Es ist eine schändliche Verleumdung – ich schlafe mit meinem Bruder in einer Kammer.«

»Eine Ihrer eigenen Mägde,« beharrte kalt der Inquirent, »hat vorhin bei dem Befragen der Leute sich erinnert, Sie in der Freitag-Nacht, etwa gegen 4 Uhr Morgens, als sie, um dem thörichten Aberglauben des stillen Wasserholens zu fröhnen, aufgestanden war, Sie gesehen zu haben, und zwar wie Sie – offenbar von einem nächtlichen Ausflug zurückkehrend – über die Einhägung des Pferdegartens in den Hof sprangen und leise zum Ausgang nach dem Futterboden schlichen, der an Ihr Schlafzimmer stößt und von dort her, wie ich mir habe sagen lassen, zugänglich ist.«

»Sie muß sich geirrt haben!«

»Soll ich das Mädchen rufen lassen und in Ihrer Gegenwart verhören?«

»Es ist unnöthig!« sagte der Meier, dessen festes, starres Auge auf seine beiden Söhne geheftet blieb. »Komm hierher Wilm!«

Der jüngere Bruder trat scheu, ängstlich näher.

»Der Wilm schläft mit – mit Jenem dort in derselben Kammer. Die Jugend hat zwar festen Schlaf – indeß, er müßte es doch wohl gemerkt haben, wenn sein Mitbewohner die Nacht nicht dort gewesen wäre.« Er wandte sich streng zu dem Sohn. »Hat in der Nacht zum Charfreitag Dein Bruder Eure Schlafkammer verlassen?«

»Ich – ich habe geschlafen, Vater!«

»Lüge nicht, Bursche – bei meinem Zorn! Auf Dein Gewissen, so wahr Du bestimmt bist, das tausendjährige Erbe Deiner Väter fortzuführen – hat Hinrik die Kammer verlassen?«

Der junge Mensch sah zu Boden und rang die Hände ineinander, große Thränen rannen ihm über die frischen Wangen. Offenbar kämpfte die Liebe zu dem Bruder in ihm mit dem anerzogenen strengen Gehorsam gegen den Vater.

»Sprich! oder soll ich zwei Söhne verlieren?«

Der Jüngste nickte schluchzend.

»Um welche Stunde?«

»Ich weiß es nicht – bei Gott, Vater!«

»Und wann kehrte er zurück?«

»Ich glaube, es war vier Uhr – der Hahn krächte kurz vorher.«

Die Worte kamen kaum hörbar zwischen dem Schluchzen hervor. Der Meier war wie geknickt auf seinen Stuhl nieder gefallen.

»Vater!« – Heinrich stürzte auf ihn zu – »Vater, um Gotteswillen, Du wirst doch nicht denken, daß ich ein Dieb sein, daß ich den Levy beraubt haben könnte!«

»Es ist leider starker Verdacht vorhanden,« sagte kalt der Kreisrichter. »Das Geld, das dem Händler geraubt worden ist, bestand durchgängig in Zwei-Thalerstücken, und es ist erwiesen, daß Sie solche, um drängende Gläubiger zu befriedigen und der Entdeckung Ihrer Schulden zu entgehen, in Kassenanweisungen eingewechselt haben, ohne nachweisen zu können, wo Sie das Geld herhatten. Diese nach Ihrem eigenen Geständniß Ihnen zugehörige Mütze ist unter dem beraubten Wagen gefunden worden. Sie sind überführt, mehrere Stunden in der Nacht heimlich aus Ihrer Schlafstube entfernt gewesen zu sein und aus jener Richtung zurückkehrend gesehen worden – die Zeit stimmt ganz genau. Endlich wissen Sie sich nicht über den Erwerb dieser Cigarrenspitze auszuweisen und in den Angaben, die Levy Pinkus über die ihm gestohlenen Sachen gemacht hat, ist eine Anzahl solcher in dieser Gegend ganz

ungewöhnlicher Pfeifchen beschrieben. Rufen Sie den Pinkus herein, Gendarm Berger, damit er sich erklärt, ob diese Pfeife aus seinen Waaren stammt, – er sitzt draußen auf der Steinbank unter den Bäumen und wollte nicht mit hereinkommen.«

Der Gendarm wandte sich nach der Thür, aber der Meier sprang auf.

Verwundert sahen die Beamten, selbst die Freunde auf ihn.

»Der Jude bleibt draußen!«

»Hier habe ich zu befehlen, Herr Söllenhofer, nicht Sie,« sagte hochmüthig der Kreisrichter. »Gehen Sie, Berger!«

»Halt, sage ich nochmals!« donnerte der Meier. »Das ist *mein* Haus, Herr, nicht eine öffentliche Gerichtsstube, merken Sie sich das. In meiner Väter Hause bin ich der Herr, und es hat noch niemals, unter welchem Vorwand es auch sei, ein jüdischer Händler und Wucherer den Fuß über meiner Väter Schwelle gesetzt und soll es auch nicht, so lange ich lebe!«

»Aber Herr Söllenhofer, bedenken Sie . . . «

»Bedenken Sie selbst Herr, daß Sie hier in meinem Hause nur ein geduldeter Mann sind. Nehmen Sie Den da, wenn Sie die Verhaftung für gerechtfertigt halten und verhandeln Sie weiter, – hier herein kommt der Jude *nicht!*«

»Sie werden nachgeben müssen, Herr Kreisrichter,« flüsterte der Bürgermeister diesem zu. »Der Meier steht auf seinem Rechtsboden. Sie können ja – wenn der Beweis solche Eile hat, – die Pfeife hinaus senden, um sie recognosciren zu lassen.«

Der Jurist, welcher fühlte, daß er schon weit genug gegangen sei und nicht ohne eine gewisse Besorgniß auf die stämmigen Gestalten der vier Colonen blickte, beauftragte leise den Gendarmen, das Beweisobject draußen im Hofe dem Beraubten vorzulegen und zugleich für das baldige Vorfahren des Wagens zu sorgen.

Unterdeß hatte sich der Bürgermeister dem Sohne seines unglücklichen Freundes genähert.

»So sehr auch die Beweise gegen Sie sind, so mag ich doch nicht an Ihre Schuld glauben,« sagte er theilnehmend – »wenn Sie mir nur Aufschluß geben wollten . . . «

Der Student wies mit einer ablehnenden Geberde nach seinem Vater. »Er glaubt daran – ist Ihnen das nicht genug . . . ?« murmelte er bitter.

»Er kann – er wird sich irren – bedenken Sie, daß Sie ihn vorher aufs Tiefste erzürnt haben! – Wenn Sie uns wenigstens glaubhaft nachweisen könnten, warum Sie bei nachtschlafender Zeit Ihr Zimmer verlassen haben und wo Sie gewesen sind . . . «

Der Student unterbrach ihn mit einer energischen Geberde.

»Nimmermehr! Das am Wenigsten! – entweder man glaubt meinem Wort oder thut es nicht, dann mag man thun mit mir, was man will. Ich weigere überhaupt vorläufig jede weitere Antwort.«

Er wandte sich trotzig von dem wohlwollendem Freunde, der mit einem bedauernden Kopfschütteln auf seinen Platz zurückging und seine trauernden Blicke auf den schwer gebrochenen Vater richtete.

Gendarm Berger war wieder eingetreten und übergab dem Richter die Spitze.

»Es ist leider richtig – der Beraubte behauptet auf das Bestimmteste, daß dies zu seinen Waaren gehört habe – hier unten am Einsatz ist noch die Zahl, mit der er den Preis ausgezeichnet hat.«

Der Kreisrichter warf einen versteckt triumphirenden Blick auf den Hausherrn und seine Freunde und that zwei Schritte auf den Studenten zu. »Es thut mir leid, Herr Söllenhofer,

namentlich weil es hier in Ihrem so sorgsam bewahrten Hause geschehen muß, aber ich muß meine Pflicht thun. Im Namen des Königs verhafte ich Ihren Sohn und werde denselben noch heute im Kreisgerichts-Gefängniß abliefern, nachdem ich eine Untersuchung seiner Sachen noch habe vornehmen lassen. Geben Sie dem Gendarm die Schlüssel Ihres Zimmers und Ihres Koffers, Gefangener!«

Ein tiefes Stöhnen – ein gellender Aufschrei folgte der Haftsankündigung des Richters.

Mit dem ersten war die hohe Gestalt des Hausherrn förmlich zusammengebrochen und sein Gesicht barg sich in den auf dem Tisch gekreuzten Armen; – der Schrei kam aus dem Munde der beiden Mädchen, der Pflegeschwestern des Verhafteten, die sich – unruhig geworden über die Vorgänge draußen auf dem Hofe und die oft lauten Stimmen der Männer im Zimmer hinter dem Gendarmen in dieses gedrängt hatten.

Die Klörke sprang auf den Gefangenen zu und faßte wie krampfhaft seinen Arm. »Hinrik – was soll das heißen? Was hast Du gethan? Warum will man Dich in das Gefängniß sperren?«

Das ganze Wesen des sonst so ruhigen, sicheren Mädchens schien sich wie mit einem Schläge verändert zu haben – der Ausdruck einer furchtbaren Seelenangst lag in den sonst so still und gleichgültig blickenden Augen, die kräftige Gestalt zitterte förmlich, während sie Erklärung, Beistand suchend von einem der Männer auf den anderen starrte, bis ihre Blicke auf dem spöttisch lächelndem Gesicht des Kreisrichters mit einem Ausdruck energischer Drohung hängen blieben.

»Schändlich! schändlich!« sagte sie endlich – »Hinrik! sag Du mir's selbst – was hast Du gethan, daß dieser Mann die Hand an Dich legen darf? – Hast Du mich belogen?«

»Niemals, Klara, so wahr mir Gott helfe.«

»Doch – warum verhaftet er Dich – warum bringt er den Gendarm hierher?«

»Weil ich den Levy Pinkus überfallen und beraubt haben soll um Geld und Waaren!« sagte der Gefangene mit Hohn. »Vielleicht wollt' ich Dir und der Engel einen Brillantenring oder sonst etwas schenken – weil ich Euch Nichts mitgebracht von Halle!«

»Aber . . . «

»Still – kein Wort mehr, Klörke, für mich!« sagte der Gefangene mit einer so wilden Energie, die sie an den unbeugsamen harten Charakter seines Vaters erinnerte und selbst das kräftige Mädchen einschüchterte. »Kein Wort sag' ich Dir, und jetzt – wenn Du noch einen Funken auf mich hältst, schweig und geh' auf Deine Stube. Was hier geschieht, hab' ich allein abzumachen. Wilhelm – führe die Mädchen hinaus!«

Der Bürgermeister winkte den jüngeren Söllenhofer, den Befehl des Bruders zu erfüllen und der junge Mensch faßte die Hände der beiden Mädchen, um sie fortzuführen. Einen Schritt that die Aeltere auf den Meier zu mit einer heftigen Geberde, als könne sie es nicht begreifen, daß er so seinen Erstgeborenen der Schmach der Verhaftung preisgeben könne, statt, wie vielleicht seine Alvordern gethan hätten, bei dem Angriff auf einen Sohn des Hauses, nach der wuchtigen Axt zu fassen oder dem großen zweihändigen Streitkolben, die ein Erbstück früherer Jahrhunderte – draußen in der Küche über dem Heerd hingen, und die Knechte des Hofes und die Nachbarn zum gemeinsamen Widerstand aufzurufen – aber ein energischer Blick aus den Augen des jungen Mannes und sein warnend erhobener Finger schien ihren Entschluß zu ändern – sie sah halb traurig, halb vorwurfsvoll auf den gebrochenen Mann und verließ ohne ein Wort weiter zu sprechen mit der weinenden Schwester die Stube.

Die Durchsuchung der Sachen des Studenten hatte nichts Verdächtiges weiter ergeben, und als der Wagen des Richters jetzt vorfuhr und derselbe ihn aufforderte, freiwillig und ohne Zwangsmaßregeln sich der Haft zu fügen und ihm nach dem Sitz des Kreisgerichts zu folgen, um dort in Untersuchungshaft abgeliefert zu werden, schritt er, ohne ein Wort der Entgegnung oder des Abschiedes, ohne einen Blick auf seinen Vater und die Zeugen des traurigen Vorganges zu richten, zur Thür hinaus und bestieg den Wagen, wo sich ihm der Richter zur Seite setzte, während der Gendarm und der jüdische Krämer den Rücksitz einnahmen.

Die Knechte und Mägde des Hofes umstanden finsterblickend den Wagen ohne die geringste Handreichung zu thun, denn die Nachricht von der Verhaftung des ältesten Sohnes des Hauses hatte sich rasch unter ihnen verbreitet, und es war wahrscheinlich gut, daß ihr altes Orakel, der Großknecht Jochem, nach dem Mittagessen über Land gegangen war, um in einer anderen Bauerschaft einen Freund zu besuchen; denn er hätte schwerlich seinen stillen Liebling, trotz allem Respekt vor der Obrigkeit und seinem Hofherrn, so ohne Einspruch fortführen lassen und es hätte nur seines Wortes bedurft, um einen Exceß hervorzurufen, der freilich dann von traurigen Folgen für sie begleitet gewesen wäre. Gut war es wenigstens, daß der alte Levi Pinkus sich bei Zeiten in den Wagen und unter den Schutz des Gendarmen zurückgezogen hatte, denn er wäre schwerlich sonst ohne schwere Püffe oder eine volle Prügelsuppe davon gekommen, und die Magd Grete, dieselbe, welche beim Holen des stillen Wassers den Sohn des Hauses gesehen haben wollte und dies geplaudert hatte, saß heulend und wehklagend in der Mägdekammer, denn kein Mensch wollte mehr ein Wort mit ihr reden.

Als der Wagen mit den Beamten und dem Gefangenen davon fuhr, war keine Seele an den Fenstern des Hauses zu erblicken. Drinnen in der Putzstube saß der Meier noch immer starr und stumm vor sich hinblickend und das einzige Wort, das die treuen Freunde und Nachbarn, die eifrig beriethen, was hier am Besten zu thun, und wie der arme Vater zu trösten sei – von ihm zu hören bekamen, waren die gemurmelten Worte:

»Tausend Jahre in Ehren auf dem Söllenhof – und nun ein Räuber und Dieb!«

---

Der Dienstag nach Ostern war da – die Festtage waren zu Ende, und der Meier litt es nicht, daß auch nur eine Stunde länger der Gang der gewöhnlichen Frühjahrsarbeiten unterblieb, selbst in dieser schlimmen und schweren Zeit nicht.

Dennoch schien der ganze Hof in den paar Tagen einen anderen Charakter angenommen zu haben. Alles ging still und stumm an einander vorüber und die Blicke der Dienstleute richteten sich oft mit Besorgniß und Theilnahme nach den Fenstern der Stube des Meier, obschon besondere Empfindsamkeit sonst grade nicht im Charakter des westfälischen Landbewohners liegt.

Der Meier schien sich in den zwei Nächten selbst wieder gefunden zu haben, so straff und aufrecht ging er wieder einher, so ruhig und gemessen gab er seine Befehle und sprach mit den Leuten. Aber wer ihn genauer kannte und beobachtete, der konnte doch wohl sehen, daß es hinter der ruhigen faltenlosen Stirn, hinter den starren hellen Augen anders aussehen mußte als sonst; denn zuweilen zuckte es – wenn auch nur sekundenlang – wie tiefer verhaltener Schmerz um die Winkel des feinen Mundes mit den schmalen Lippen, und wenn er sprach und eine Anweisung ertheilte, war es, als wären seine Gedanken doch wo anders.

Am Montag Abend hatte der Meier einen Brief geschrieben, mit dem sein Jüngster am andern Morgen selbst nach Bielefeld reiten mußte, um ihn auf die Post zu bringen. Er war an einen Advokaten in Halle gerichtet und enthielt den Auftrag, die etwaigen Gläubiger des Studenten Heinrich Söllenhofer aufzufordern, sofort bei ihm ihre Forderungen anzumelden, um nach Prüfung derselben ihr Geld in Empfang zu nehmen.

Dem jungen Colonen that es wohl, von Hause fortzukommen, schien doch Jeder dem Andern dort auszuweichen, vor Allem der Großknecht Jochem dem Meier. Dagegen steckte er häufig bald in dem, bald in jenem Winkel mit der Klörke zusammen und hielt lange geheime Verhandlungen mit ihr. Das Mädchen war nach dem Ausbruch des Gefühls am Sonntag Nachmittag, als man ihren Pflegebruder in's Gefängniß führte – noch stiller und verschlossener wie früher geworden; sie that ihre Arbeit in der Wirthschaft, aber sie ging dem Meier geflissentlich aus dem Wege und redete selbst bei den Mahlzeiten kein Wort mit ihm.

Jetzt am Abend, während die Knechte und Mägde in der Küche um's Feuer saßen, der Meier aber mit Wilhelm und Engel in der gewöhnlichen Wohnstube, und sich den Anschein gab, in ein Zeitungsblatt vertieft zu sein, um nicht reden zu müssen, trat sie plötzlich in das Zimmer und stellte sich an den Tisch.

»Geht hinaus,« sagte sie in entschlossenem Ton zu der Schwester und dem künftigen Schwager – »ich habe mit dem Vormund zu reden!«

Er sah groß auf. »Was soll's?«

Sie antwortete nicht, bis die Beiden die Thür hinter sich geschlossen hatten, dann hob sie den Kopf und sah dem Mann mit ruhiger Entschlossenheit in's Gesicht. »Da Niemand mit Ihnen sprechen will von Heinrich, Ihrem Sohn . . . «

»Schweig!«

»So werd' ich es thun! Der Jörg, den ich nach der Stadt geschickt, wo Sie heute hätten sein sollen, ist zurückgekehrt. Heinrich hat heute ein Verhör bestanden – er soll, wie Doktor Bluth, Ihr Advokat, dem ich deshalb geschrieben, mir sagen läßt, jede Antwort verweigert haben – und man hat ihn nicht freigelassen, sondern in's Gefängniß zurückgebracht.«

»Wohin er gehört! Schweig von ihm – ich befehle es Dir!«

»Ich achte Sie, als unseren Vormund, dem uns mein Vater auf dem Sterbebett übergeben. Aber Sie vergessen, daß das Blut der Brüninge so alt in diesen Bergen ist, wie das Ihre. Ich werde nicht schweigen, sondern wie es das Gesetz Gottes und die Natur verlangt reden und an Ihr gegen die Natur verhärtetes Herz pochen, bis es hört. Wollen Sie Ihrem Sohne zu Hilfe kommen in seiner Noth, wie es sich gehört oder nicht?«

»Ich, dem Straßenräuber? dem Taugenichts und Rebellen?«

»Ah – da liegt's! Ich meine doch, daß Sie selbst an die Möglichkeit nicht glauben werden, daß Heinrich den Juden beraubt hat?«

»Wie kommst Du mir vor, Mädchen,« sagte der Meier betroffen – »Du, die sonst keine zehn Worte zu sprechen wagt, jetzt ein Advokat für einen Schurken, der seine Familie entehrt! Ich kenne ihn nicht mehr, er möge die Folgen seiner Handlungen tragen!«

»Nun wenn Sie ihm nicht zu Hilfe kommen wollen, dessen natürliche Pflicht es wäre, so werde ich's thun. – Heinrich hat gefehlt, er mag leichtsinnige Streiche, Schulden und andere Thorheiten begangen haben, – ja ich weiß, daß er das gethan hat, aber das greift an die Ehre

eines Mannes nicht! Er ist jung noch, und wer ist schuld, daß er sich von Jugend und Gesellschaft hat verleiten lassen, den Zwang zu durchbrechen, den Sie ihm so lange auferlegt?! Sie selbst sind es – Sie, sein Vater!«

»Hör' auf! Du sprichst, wie Du's verstehst!«

»Nein – ich rede die Wahrheit! Haben Sie ihm von Kindheit auf die rechte nachsichtige Liebe gezeigt, wie seine Mutter sie für ihn hatte? – Weil er nicht ein Bauer zu werden versprach, wie Ihre andern Söhne, deshalb verachteten Sie ihn, deshalb zwangen Sie ihn zu einem Beruf, zu dem er weder Sinn noch Neigung hatte! Deshalb unterdrücken Sie gewaltsam die Mahnung, welche die Erinnerung an Heinrichs Mutter, die gütige, treffliche Frau, an Ihr Gewissen richten muß!«

»Mädchen – geh nicht weiter! Die Beweise gegen ihn sind klar und unwiderleglich!«

»Und das sagen Sie, sein Vater! Also weil er mit der großen, feurigen Seele, mit dem tief für das Schöne und Große empfindenden Herzen, das nur Sie nicht erkannten, kein Holzfäller und kein Pferdezüchter werden konnte, weil er kein heuchelnder oder zeternder Geistlicher werden wollte, der das Gotteshaus entweiht, da er nicht die erhabene Lehre unseres Herrn Jesus im Herzen trägt, sondern Anmaßung und Unduldsamkeit! – weil er selbst denken und wählen will, – deshalb muß er ein Räuber und Rebell sein und in's Zuchthaus gehören?«

»Er kann nicht nachweisen, wo er das Geld her hat! – Er kann nicht beweisen, wo er in jener Nachtzeit gewesen ist!«

»Und wenn es bewiesen würde, daß er nicht an jenem Orte, wo der Raub statt fand, gewesen sein kann – daß er zu derselben Zeit weit, weit davon entfernt – daß er hier in seines Vaters Hause war?«

»Hier im Hause?«

»Ja! – Ihr Sohn hat jene Nacht nach altem Recht und Brauch bei mir geschlafen – ich bin seine *verlobte Braut!*«

»Dirne . . . !«

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen! Kein Mädchen in Niedersachsen wird ihrem künftigen Gatten nach dem freiwilligen Verlöbniß das Recht, ja die Pflicht weigern, in ihrem Arm zu schlafen, ja sie würde es für eine Verachtung und Untreue halten, wenn er es nicht thäte!«

»Mädchen – bist Du rasend, oder willst Du mit der Lüge bloß Deinem Pflegebruder helfen? – Du bist nicht seine Verlobte – Du bist die Verlobte meines Sohnes Fritz, nach der Bestimmung der beiderseitigen Eltern und dem letzten Willen Deines Vaters! – Schäme Dich!«

Das große kräftige Mädchen wuchs förmlich noch höher bei der Antwort, die sie gab. »Ich habe mich weder meiner Wahl, noch meines Thuns zu schämen, wohl aber Sie, Meier Söllenhofer, der Sie die Zukunft zweier Menschen nach Ihrem Eigensinn bestimmen und zwei Herzen zerbrechen wollen, bloß weil Sie glauben, die müßten in blindem Gehorsam thun, wie Sie's für gut und zweckmäßig halten.«

»Mädchen bring mich nicht außer mir! Ehre den Willen Deines seeligen Vaters!«

»Das Testament sagt: den Sohn meines Freundes Söllenhofer!«

»Aber Du weißt, daß der Fritz damit gemeint war – daß er der Dir bestimmte Gatte ist!«

»Ich habe *nie* meine Einwilligung zu der Verlobung gegeben, – ja ich bin nicht einmal darum gefragt worden. Ich liebe den Hinrik von unserer Kindheit auf – ich liebte ihn, grade weil Sie ungerecht waren gegen den Armen, Schwachen!«

Der Meier ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab, dann blieb er vor ihr stehn.

»Hüte Dich, Dirne, Dein Spiel mit mir zu treiben. Ich bin Dein Vormund und Herr! Du wirst gehorchen und den Fritz heirathen!«

»Jetzt noch?« – ihr Blick traf fast verächtlich auf den des Meiers.

»Selbst wenn die infame Lüge Wahrheit wäre – das Geld, das der Bube . . .«

»Halt, Meier! Ich bin eine Brüning – ich dulde es nicht, daß Heinrich noch länger beschimpft wird, nachdem ich mich als sein Weib erklärt habe.« – Sie ging nach der Thür zur Küche und öffnete sie. »Komm herein, Jochem!«

Der alte Großknecht kam hereingehumpelt und trat zu dem Mädchen, indem er mürrisch die wollene Mütze zwischen seinen rauhen Fingern drehte.

»Sage diesem Mann,« befahl das Mädchen energisch – »ihm, der sein eigenes Blut verleugnet, – wo sein Sohn das Geld her hatte, das er in Werther wechselte und um seine Schulden zu bezahlen zur Post gab!«

»Nu – wer sine Schulden betaalt, verbetert sine Göder! Ik hāv den Hinrik immer gewarnt und sägt: Man mut sik naa de Dāk strekken – aber seten laten in's Malheur konnt ik en doch nich, awer dat Ei wil klöker sin as dat Hon! So is he denn richtig in de Patsche kommen. Fck hāwe'n dat verflixte Geld geborgt!«

»Du – zweihundert Thaler?«

»Ja Meier – fāle Körn maakt en Hupen, un Wer en Schillen nich eert, kricht nümmer en Daaler! – Et is zwar viel Geld und 'sist mereur genug worden, es in den fünfundzwanzig Jahren zusammentosparen, ik meinte immer, et sollt a mal dazu dienen, daß se mich newen der Anne Marie recht schön un herrisch begraben dhäten und mir ollen Kerl och en Kreuz setzen dhäten – awer Nod brikt Isen und ik konnt den Hinrik doch nicht verlaten, den ik so oft auf dem Arm getragen, als er noch so en erbärmlich Jüngsken war! De liewe Gott wird mich woll ooch ohne det Krüz und de Krone up min Sarg in de Himmel laten.«

Das Mädchen sah mit einem flammenden vorwurfsvollen Blick auf den harten Mann. »Das, Meier, that ein Knecht! Wollen Sie so gut sein, mir morgen ein Gefährt zur Stadt und dem Jochem die Erlaubniß geben, dahin voran zu gehn, da er wie Sie wissen, keinen Wagen besteigt?«

»Was willst Du dort?«

»Zum Gericht gehn und Zeugniß ablegen für Hinrik, damit er nicht länger im Gefängniß bleibt.«

»Bist Du närrisch geworden? – Das hieße Deine eigene Schande aller Welt ausposaunen!«

»Wie kann das Schande sein, was eine uralte Sitte unserer Väter ist? Sie selbst halten auf jeden alten Brauch des Sachsenvolkes und haben die Achtung dafür uns Kindern hundert Mal eingepägt. Was kümmerts mich, wie die Herrn vom Gericht das auslegen! Ich kann bezeugen, daß Hinrik nicht den Juden berauben konnte!«

»Unbesonnene! – die Welt ist eine andere geworden. Selbst wenn man Dir Glauben schenkte, würde Dein Leumund befleckt sein. Die heutigen Anschauungen und Gedanken sind andere!«

»Das sagen Sie selbst und dennoch verdammen Sie Ihren eigenen Sohn, weil er, einer neuen Zeit sich fügend, andere Anschauungen und Gedanken hat, als Sie! Wollen Sie mir den Wagen geben oder nicht? Sonst gehe ich zu Fuß!«

»Ungerathene! – ich sperre Dich ein – ich bin Dein Vormund!«

»Nicht wo mein Gewissen mir vorschreibt, selbst zu handeln! Ich bin eine Brüning, Meier, ein freies Sachsenmädchen, keine leibeigene Magd!«

Der Meier preßte die Hand gegen die Stirn. »Ich werde morgen zur Stadt fahren und versuchen, was zu thun ist! ich fürchte nur, man wird der Aussage des Jochem den anderen Beweisen gegenüber nicht viel Glauben schenken.«

Der alte Großknecht hatte dem Streit der Beiden ruhig zugehört. »Wird wul geschehn muten! Dat is en schlechte Mus, die nicht mer als en Lok wet. – Will der Meier mir Erlaubniß geben für die Nacht, mir un dem Peter Tiez un dem Wilm – der will ook dabei sein, partougement!«

»Was ist's? was giebt's?«

»Niks, gaar niks – dat is mine Sake. Wer fäl fragt, ward fäl wis, un God Ding wil Wil hääben. Dat Glück för den Enen, is dat Unglück för den Andern. Fragt de Klörke, Meier, wenn he mehr witen wüllt. Kann ik gehn?«

»Geh zum Teufel!« Der stolze Mann hätte um keinen Preis dem Mädchen oder dem Knecht ein Wort gegönnt – aber dennoch gingen ihm schwere Dinge im Kopf herum. Er nahm das Licht, um nach seiner Kammer zu gehn. »Wir reden morgen weiter,« sagte er kurz zu dem Mädchen. »Keinen Ungehorsam bis dahin!«

Er hatte kaum die Stube verlassen, als die Klörte auf den Großknecht zusprang.

»So wollt Ihr's wirklich versuchen?«

»Frilik wulln wi's! Ik bin dervon übertügt, dat he hüte dort is. Um 11 Uhr treffen wi de Förster, un de Schulze mit dem Gemindediener wird ook da sin. Et Möte slimm sin, wenn wi öhn nich fangen solden un dat ganze Nest derzu, wenn ook Eener entkommen wär. Averst da dervor hebben se im Gericht öhre Steckbriefe.«

Der jüngste Sohn des Hauses steckte den Kopf durch die Thür.

»Ich darf mit Jochem?«

»Frilik darfst Du! De Olle säggt, wi solden Alle zum Düwel gan!«

---

Am andern Vormittag verbreitete sich – diesmal trotz der abgesonderten Lage der Colonenhöfe mit auffallender Schnelligkeit – eine merkwürdige Nachricht.

Auf dem Söllenhof war schon zeitig Alles auf den Beinen und große Unruhe im Hause.

Morgens um 6 Uhr hatte man auf einer Trage den jüngsten Sohn des Hauses zum Hofe gebracht mit einem zerschossenen Arm – aber das Gesicht des jungen Mannes verzog keine Miene in Schmerz, sondern strahlte förmlich vor Stolz und Freude, selbst als die Engel weinend und wehklagend über ihn hersank.

Der Meier ging bestürzt – beinahe fassungslos, er, der kalte starre Mann, von einer Stube zu andern die Klörke Brüning schien die einzige Person im Hause, die Ruhe und Besonnenheit bewahrt hatte; – denn der Großknecht und der Pferdeknecht fehlten und waren noch nicht zurück gekommen – sie waren den Gefangenen – wie dem Meier gesagt wurde, – nach der Kreisstadt gefolgt, um dort gleich ihre Aussage abzugeben. Der zweite Knecht aber war eilig auf den Befehl der Klörke mit den Füchsen nach dem nächsten Flecken gefahren, um von dort den Bader oder Doktor herbeizuholen, damit er dem Wilm einen besseren Verband anlege, als der Förster hatte thun können.

Jetzt erst hörte der Meier aus dem Munde des Verwundeten selbst von dem nächtlichen Abenteuer,

Jochem, der Großknecht, war, wie wir wissen, am Sonntag Nachmittag, also bei der Anklage und Verhaftung Heinrichs nicht auf dem Söllenhof zugegen gewesen, erst spät nach Hause gekommen, als das andere Gesinde schon schlief und hörte davon zu seinem Schrecken erst am andern Morgen. Jetzt auch wurden durch die Erzählung des jüngeren Bruders die anderen Beweise bekannt, die sich zur Erweisung der Schuld des älteren zusammengehäuft hatten, namentlich der Fund der Mütze auf dem Platz des Verbrechens. Der Großknecht, der dem Meier grollte, daß er den Sohn so rasch aufgegeben, hatte sich an Klörke gewandt, und ihr – indem er sich von seinem dem Studenten gegebenen Versprechen des Schweigens entbunden glaubte – Alles was er wußte und seinen Argwohn mitgetheilt, zunächst, daß er selbst seine Ersparnisse dem jungen Mann zur Bezahlung seiner Schulden geborgt hätte, die er – wie seit Einführung der Zwei-Thalerstücke eine vielverbreitete Gewohnheit der Landleute geworden, – in solche eingewechselt und in einem alten Strumpf an einem nur ihm bekannten Versteck aufbewahrt gehabt hatte. Ferner, daß er am Donnerstag – nachdem Heinrich Söllenhofer am Morgen durch den Knaben einer im Walde hausenden übelberüchtigten Familie eine Botschaft erhalten hatte, ein Packet mit alten Kleidungsstücken zu dem Kreuz im Walde habe tragen und dort einem wildfremden in seinem Aeußeren sehr reduzirten Manne habe übergeben müssen, dessen verkommenes lüderliches Aussehen ihm sehr wenig gefallen, weshalb er auch am Sonntag, als der Student noch eine Zusammenkunft mit demselben im Walde gehabt, ernstlich gewarnt habe, wobei Heinrich ihm gesagt, daß es ein früherer Freund oder Bekannter gewesen sei, der ihn in Noth und Verlegenheit hier aufgesucht, daß es aber die letzte Zusammenkunft und Jener auf dem Wege nach einer Seestadt sei; daß er gewiß wisse, die unglückliche Mütze wäre bei den alten Kleidern gewesen, die Heinrich dem Manne gesandt habe, denn dieser habe das Packet gleich aufgerissen, als er es ihm überbracht. Endlich, daß er argwohne, der verlaufene Student habe sich bei der verdächtigen Ziegelbrenner-Familie aufgehalten – und als er zufällig gehört, daß der älteste Sohn der Mutter Grix, der wegen früherer Wilddieberei die Gegend verlassen hatte und über die Gränze gegangen war, in den letzten Tagen wieder gesehen worden, und daß der Raub an dem Juden von zwei Männern, einem großen und einem kleineren ausgeführt worden, der Wilddieb aber von hohem Wuchs sei, wäre es ihm kein Zweifel mehr gewesen, daß der fremde Vagabond mit diesem wahrscheinlich schon im Hessischen oder Hannoverschen zusammen getroffen und mit ihm hierher gekommen sein müsse, worauf die Botschaft durch den Knaben schließen lasse.

Das war der Inhalt der Gespräche und Berathungen gewesen, die Klörke während des Oster-Montags mit dem Großknecht geflogen hatte.

Aber bei dem zähen Mißtrauen, das in dem Charakter der westfälischen Landleute liegt, namentlich auch gegen die, gewöhnlich aus ihm fremden Persönlichkeiten bestehenden Gerichte, hatten Beide beschlossen, Nichts von ihrem Verdacht verlauten zu lassen, damit nicht etwa durch eine ungeschickte Haussuchung oder Verfolgung die Verdächtigen eingeschüchtert würden, sondern die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Deshalb hatte der Großknecht erst am späten Nachmittag den Beistand des Schulzen und des Unterförsters in Anspruch genommen, der auf den Wilddieb von Alters her einen Zahn hatte, und dieser hatte sehr richtig geschlossen, daß der Mensch seine Familie oder seinen sonstigen Schlupfwinkel nicht verlassen würde, ohne in den jetzigen hellen schönen Mondnächten und zur Balzzeit in dem nahen Tannenrevier, wo ein Volk Auerhühner sich eingethan, einen tüchtigen Hahn geschossen zu haben. So hatte man beschlossen, ihn dort abzulauern und abzufangen, da man eigentlich

sonst keine Ursach gehabt hätte, sich seiner zu bemächtigen, dann aber auch zugleich auf Grund des Wilddiebstahls eine genaue Untersuchung der Hütte der Familie Grix vorzunehmen.

Zwei Knechte des Hofes waren in das Vertrauen gezogen und da der jüngere Bruder energisch darauf bestanden hatte, das Unternehmen zu theilen, das Heinrich – den er durch sein Geständniß an den Vater selbst geschädigt zu haben glaubte – Ehre und Freiheit wiedergeben sollte, – hatte man sich in genügender Zahl geglaubt, um den Plan ganz im Stillen auszuführen.

Die schlaue Berechnung des Jägers und des Großknechts hatte sich auch vollständig richtig gezeigt.

Die Männer hatten sich so frühzeitig versammeln und auf den Weg machen müssen, um ehe der Mond aufgegangen war, ihre Verstecke erreichen zu können, und während Jochem mit dem Schulzen und dem Polizeidiener seinen Weg nach der Hütte der Wittwe Grix nahm, um sich in der Nähe zu verstecken, gingen Wilhelm, der Förster und die beiden Knechte nach dem Tannenkamp, wo das Hühnervolk einzufallen pflegte und stellte sich dort zu der allerdings etwas langweiligen Wache auf. Sie hatten verabredet, sollte der Wilddieb allein oder mit einem Gefährten erscheinen, nicht eher zuzuspringen und ihn zu fassen, als bis er einen Vogel geschossen habe.

Ihre Geduld sollte in der That belohnt werden. Es war nach 2 Uhr Morgens, als sie in dem Walde leichte Schritte vernahmen und bald eine große Männergestalt sich vorsichtig näherte und sich an einem starken Baumstamm aufstellte.

Der Mond war aufgegangen und der Jäger erkannte deutlich die Gestalt seines Feindes. Er war allein.

Wer je auf der Auerhahnbeize gewesen ist, wird leicht das doppelte Interesse begreifen, das die Theilnehmer der Scene erfüllte.

Das scharfe Ohr des Jägers wie das des Wilddiebs vernahm jetzt in der Ferne das Balzen eines Hahns, und gleich darauf, als wolle er die Herausforderung des Nebenbuhlers annehmen, klang von der Höhe der Tanne, in deren Schatten grade der Förster sich aufgestellt, etwa hundert Schritt von dem Standpunkt des Wilddiebs, der Balzschlag eines starken Hahns.

Der größte Theil unserer Leser, wenn auch nicht selbst Jäger, wird aus den so beliebten Thier- und Jagdstudien in den illustrierten Journalen wissen, daß das Beschleichen dieses sehr scheuen Wildes nur während des Lockrufs selbst erfolgen kann, während dessen der Vogel weder hört noch sieht – und daß, so wie der Balzruf aufhört, der Jäger regungslos stehen bleiben muß.

So geschah es auch hier. Das scharfe und geübte Auge der beiden Jäger konnte leicht in dem hellen Mondlicht den dunklen Körper des Auerhahns sich auf einem der höchsten Aeste der Tanne von dem klaren Nachthimmel abheben sehen und es gehörte in der That der ganze Groll des berechtigten Waidmanns gegen den Eindringling und die Erinnerung an die Ursach', wegen deren sie hier waren dazu, um ihn zu verhindern, die Flinte zu heben und den Schuß nach dem Vogel zu thun.

Aber die Waidmannsqual wurde ihm abgekürzt, – im Augenblick des nächsten Balzens war der Wilddieb unter dem Baum, der Schuß fiel und der Vogel stürzte schwerfällig flatternd von Ast zu Ast und auf den Boden.

»Den hätt' ich!«

Der Schütze faßte nach dem im Todeskampf sich wälzenden Wild – aber im Augenblick hatte ihn auch eine Faust am Kragen.

»Und wir hätten Dich!«

Aber so leicht sollte seine Gefangennahme ihnen doch nicht werden. Der Wilddieb mußte ja stets auf einen Ueberfall gefaßt sein, und mit einem kräftigen Ruck hatte er sich aus der Hand seines Gegners befreit, ließ das entladene Gewehr in der Hand des Feindes, der es mit der Linken erfaßt hatte, und flog mit weiten Sprüngen über die Lichtung. »Ich denke, noch nicht!«

Der Jäger schrie hinter ihm drein: »Steh, oder ich schieße!« Aber der Wilddieb wußte sehr wohl, wie unsicher ein Schuß in dieser Situation sein mußte, und der Ruf: »Wilm – Jungens – fangt ihn!« beflügelte nur seine Eile und dabei faßte er nach einer andern Waffe suchend in die Brusttasche seines Rocks.

Aber schon waren die Verfolger auf seinen Fersen und der Sohn des Söllenhofers warf sich ihm an dem Rande der Lichtung entgegen, während die beiden Knechte von den Seiten her mit Geschrei herbeirannten. Der Wilddieb sah im Augenblick, daß er überlistet war, und das böse Gewissen sagte ihm wahrscheinlich, daß es sich für ihn hier um mehr handeln werde, als um den geschossenen Hahn.

Ein Blitz zuckte aus seiner Hand, die Kugel des kurzen Pistols hatte eine Arm-Muskel des jungen Mannes getroffen und den Knochen beschädigt – aber mit dem unverletzten hielt er den Flihenden fest bis die Knechte heran waren und ihn zu Boden warfen.

»Verdammt – he häd mi schössen – il fihlde wie en Pitschenschlag!«

Als der Förster ihn am Arm faßte, hing dieser schlaff herunter und das Blut rieselte über die Hand des Mannes. »Armer Bursche! aber ich hoffe, es wird nicht viel zu bedeuten haben. Schnürt die Kanaille zusammen, daß sie nur die Füße frei hat. Komm hierher Wilm, an's Licht, daß ich Dir ein Tuch um den Arm lege und eine Schlinge mache.« Der Förster machte eine Art Tourniquet für den zerschossenen Arm, aber Wilhelm bestand darauf, nicht sogleich sich nach Hause bringen zu lassen, sondern erst die Männer und den Gefangenen nach der Hütte seiner Mutter zu begleiten, um zu sehen, was dort zu entdecken wäre, und so geschah es.

Man konnte mit Recht annehmen, daß die Familie um den Ausflug des Wildschützen gewußt haben und ihn erwarten werde, und ließ ihn in vorsichtiger Entfernung von der Hütte zurück, damit sein Ruf nicht etwa die Bewohner warnen könne. Indeß schien diese Vorsicht kaum nothwendig; denn der Mensch war, seit er sich überwältigt sah, ganz gebrochen und als der Förster ihm den Raubanfall auf den Juden in der Charfreitag-Nacht auf den Kopf zusagte, versuchte er gar nicht zu leugnen und erging sich nur in Schmähungen auf einen Unbekannten, der offenbar an ihm zum Verräther geworden sei, nachdem er ihn um den größten Theil der Beute betrogen gehabt.

Es brauchte nur einer kurzen Verständigung mit den Gefährten, welche die Hütte umstellt hielten, dann schlich der Polizeidiener mit Hut und Gewehr des Wilddiebs ausgestattet, von der Schattenseite her nach der Thür des verfallenen Häuschens, klopfte an diese und hielt den geschossenen Vogel hoch, damit ein etwa spähes Auge getäuscht würde. Kaum aber war die Thür von dem Knaben geöffnet, als er sich dazwischen drängte, und die Freunde herbeirief. Die Familie wurde größtentheils auf den elenden Lagern überrascht, von dem vagabondirenden ehemaligen Studenten zeigte sich aber keine Spur und das spätere Verhör

mit den einzelnen Familien-Mitgliedern ergab, daß er in der That hier gewohnt, seit Sonntag Morgen aber die Hütte verlassen habe, ohne wieder zurückzukehren. Dagegen ließen die von dem Schulzen sehr umsichtig getroffenen Anstalten zur Durchsuchung des Hauses und des ganz verfallenen Stalles bei beginnendem Tageslicht eine ganze Reihe von Gegenständen vorfinden, die aus verübten Diebstählen herrühren mußten, und darunter auch fast noch alle Waaren, die dem Levi Pinkus bei dem nächtlichen Ueberfall geraubt worden waren.

Von dem nächsten Bauernhofe wurde schnell ein Wagen requirirt, um die gefundenen Gegenstände und die Gefangenen zur Kreisstadt zu schaffen, und Jochem begleitete auf den Wunsch des Verwundeten diese dahin, um dem Bruder so bald als möglich Nachricht von der Entdeckung und der glücklichen Wendung seines Schicksals zugehen zu lassen, wodurch ja auch sein dem Entwichenen gegebenes Wort der Verschweigung seines Besuchs gelöst wurde.

Der junge Colone selbst aber hatte sich doch zu viel zugetraut; denn auf dem in Begleitung der beiden Knechte angetretenen Rückweg nach dem Söllenhofe übermannte ihn doch die durch den Blutverlust hervorgerufene Schwäche, und die beiden Männer mußten froh sein, ihn zuletzt mittels einer glücklicher Weise von der Diebshütte mitgenommenen Holztrage bis nach Hause schaffen zu können.

Das war, was Alles der Meier nach und nach theils von dem Sohn, theils von den Knechten erfahren hatte, die aus Besorgniß vor der Strenge des gefürchteten Herrn anfangs nicht recht mit der Sprache heraus wollten.

Aber der Meier hörte das Alles schweigend an und sprach kein Wort über den ganzen Vorgang.

Es schien eine gewisse Revolution in dem Innern des starren starken Mannes vorzugehen und er noch zu ringen, ehe er unter den veränderten Verhältnissen zu einem neuen festen Entschluß kommen konnte. Es war dies eine nicht seltene Erscheinung bei diesen kernigen zähen Bauern-Naturen. Sie geben schwer eine gewonnene Anschauung, eine vorgefaßte Meinung auf, und erst, wenn sie nicht mehr anders können, ringen sie sich zu einem neuen Entschluß empor, an dem sie dann desto strenger festhalten.

So geschah es auch mit dem Söllenhofer Meier. Dazu kam die Erklärung des Arztes, der noch im Laufe des Vormittags auf dem Hofe eingetroffen war und den Patienten verbunden hatte, daß zwar die erhaltene Verletzung durchaus nicht gefährlich aber doch der Art sei, daß sie wohl eine leichte Steifigkeit und Schwäche des Armes zur Folge haben könne, welche ihn dann jedenfalls vom Militairdienst dispensiren werde.

Das – was vielleicht Anderen ganz willkommen gewesen wäre – war ein harter Schlag für den Meier bei seiner Denkungsart. Er ging finster umher, saß in seiner Stube, kramte in Papieren und rechnete, und Niemand wagte ihn zu stören. Er ließ sich noch nicht aus seinem starren Sinnen bringen, als am späten Nachmittag ein Ereigniß eintrat – das, abgesehen von dem Appell an sein Vatergefühl, so unerwartet und wunderbar schien, daß kein Mensch an die Möglichkeit auch nur gedacht hatte.

Es fuhr nämlich um diese Zeit der einem benachbarten kleinen Besitzer gehörige ländliche Wagen in den Hof, welcher am frühen Morgen die Gefangenen und ihre Wächter nebst den bei der Haussuchung gefundenen Gegenständen nach dem Kreisgericht gebracht hatte, auf der Rückkehr von diesem. Der Wagen war mit Tannenreisern geschmückt, der Knecht, welcher ihn fuhr, hatte sich vor Vergnügen offenbar einen anständigen Haarbeutel getrunken, und auf dem Wagen saß außer dem Schulzen und dem Förster Heinrich Söllenhofer und – o

Wunder! zum ersten Mal wieder auf einem Gefahr seit mehr als zwanzig Jahren *Jochem* der Großknecht, das Factotum des Söllenhofes.

Mit einem jubelnden Hurrah empfing das Gesinde des Hofes den um die beiden altehrwürdigen Bäume anfahrenden Wagen und drängte sich hinzu, die Ankommenden zu begrüßen, während die beiden Mädchen herausstürzten und mit Thränen der Freude dem Befreiten und *Jochem* die Hände schüttelten.

Nur der Meier blieb unsichtbar – obschon ein Blick durch das Fenster ihm gezeigt hatte, was geschehen war.

Der erste Gang, den der Student that, war zum Lager des verwundeten Bruders, das man in der sogenannten Putzstube aufgeschlagen hatte, um ihn dort besser pflegen zu können. Freudestrahlend reichte ihm dieser die gesunde Linke, die der Student an seine Lippen zog. »Wackerer Junge,« sagte er tief bewegt, – »das vergesse ich Dir nicht, und wenn ich Methusalems Alter erreichte! Es liegt doch ein Etwas in dem alten Blut und in der alten Sitte der Väter, und Du verdienst, den Söllenhof zu haben! – Gott segne es Euch –« und er drückte den Mädchen und *Jochem* die Hand, »daß Ihr wenigstens an mich geglaubt und mich keines Verbrechens fähig gehalten habt. Aber glaubt mir, die schlimmen Stunden haben auch ihren Nutzen für mich gehabt und einen Mann aus mir gemacht, dessen sich Keiner von Euch schämen soll!« Der Schulze und der Förster traten ein, nach dem Kranken zu sehen. Sie waren während der Zeit bei dem Meier gewesen, hatten diesem nochmals den Hergang erzählt und berichtet, daß der Wilddieb sofort auf dem Gericht das Geständniß abgelegt, daß er in Gemeinschaft mit einem andern Mann, den er auf der Wanderung aus der Gegend von Göttingen hierher zufällig getroffen und mit sich genommen hatte, und welcher ein Bekannter des ältesten Sohnes vom Söllenhof gewesen wäre, den Raubanfall auf den Juden gemacht habe, von dessen nächtlicher Fahrt er zufällig Kunde erhalten hätte. Der Fremde, der am Donnerstag von *Hinrik Söllenhofer* sich eine neue Ausstattung seiner sehr desolaten Garderobe verschafft, habe sich noch zwei Tage bei ihm verborgen gehalten, da sie sich ganz sicher und unverdächtig geglaubt hätten, und während dieser Tage ihm den größten Theil seines Antheils an der baaren Beute des Raubes im Spiel wieder abgenommen, und sei dann am Ostersonntag verschwunden, wahrscheinlich längst über die Gränze gegangen. In keiner Weise habe der junge Söllenhofer etwas mit dem Verbrechen zu thun gehabt. Dazu kam die Aussage des Großknechts über das Darlehn des Geldes und die Ueberbringung der Kleidungsstücke, und da jetzt *Hinrik* selbst, von der Unwürdigkeit des früheren Freundes überführt und die Absicht des geforderten Versprechens erkennend, keinen Anstand nahm, über seine Person Auskunft zu geben, genügte eine kurze Vernehmung, um den Befehl zu seiner sofortigen Haftentlassung zu erzielen.

Diese Auskunft hatten die Männer dem Meier gebracht, doch hatte er sich mit einem kurzen Dank für ihre Mitwirkung begnügt, ohne sich weiter über den Sohn und sein Verhältniß zu ihm auszusprechen. Er ließ diesem vielmehr sagen, er werde ihn später zu sich rufen lassen und wünsche bis dahin allein zu bleiben. So waren der Schulze und der Förster nach einem Imbiß geschieden.

Die Vier saßen um das Bett des Kranken, als eine halbe Stunde später der Meier, eine alte Briefftasche in der Hand, in das Zimmer trat.

Der Student sprang empor und eilte ehrerbietig auf ihn zu, versuchend seine Hand zu ergreifen; aber der Meier zog die seine mit einem stummen Kopfnicken zurück und setzte sich an das Ende des Tisches.

»Engel, schließ die Thür! ich habe mit Euch in Familiendingen zu reden.«

Das Mädchen schloß die Thür, sah fragend auf den Meier und kehrte nach dessen Nicken wieder auf ihren Platz am Lager des Verwundeten zurück.

»Jochem, komm her!«

Der Großknecht humpelte an den Tisch und stellte sich seinem Herrn gegenüber.

»Wie viel hast Du dem Hinrik geliehen?«

»Zweihundert, Meier! – Averst ek bruk dat Geld nich zurück – et legt unnütz bei mi – und wenn ek sterwe, erhält he't doch. He weit, wat he dofür dhaun soll!«

»Hier nimm die Zweihundert zurück –« er hatte sie in Kassenscheinen auf den Tisch gezählt – »und diese zwei Thaler als Zinsen! Und wenn Du meinem Rathe folgen willst, so trage bessere Sorge für Dein sauer Erspartes, und laß es nicht wie ein alter Narr im Kasten oder sonst wo liegen, ohne daß es Zinsen trägt und Dir gestohlen werden kann, sondern gieb es in die Sparkasse oder sonst einem sichern Mann.«

»Meier – ek bruk't wahrhaftig nich! 's is gern geschehen!«

»Nimm!« – Uebrigens dank ich Dir für das, was Du für die Ehre des Söllenhofs gethan hast! – Hier!«

Er schob ihm das Geld zu; der Alte wußte sehr wohl, daß gegen einen solchen Ton kein Widerspruch zu wagen war und steckte schweigend das Geld ein.

»Jetzt zu Dir!« sagte der Meier zu seinem ältesten Sohn. »Ich habe Dir Unrecht gethan mit meinem Verdacht . . . «

»Vater . . . !«

»Schweig, und laß mich sprechen. Ich hätte wissen sollen, daß ein Sohn Deiner Mutter kein Dieb sein konnte, aber Du hast es selbst verschuldet, indem Du von der alten Ehrbarkeit Deiner Väter gewichen, ein ungehorsamer Sohn, ein Freigeist und ein Rebell gegen Deinen König und Herrn geworden bist.«

»Vater . . . «

Wiederum machte der Hausherr eine abwehrende strenge Bewegung.

»Dennoch danke ich Gott dem Herrn, daß er es abgewendet, daß auf diesem Hause und dem tausendjährigen Erbsitz der Meier vom Söllenhofe die Schande laste, daß einer seiner Söhne wegen gemeinen Verbrechens in's Zuchthaus gekommen wäre. Es ist so schon traurig genug, daß durch seine eigene Schuld dieser Verdacht auch nur eine Stunde auf ihm lasten konnte und ihn in die Mauern des Gefängnisses gebracht hat. Das ist ein Flecken, der schwer zu vertilgen sein wird im Gedächtniß unserer Freunde und Feinde. Du bist schuld, daß dieser Dein Bruder, der nach altem Recht und Brauch bestimmt ist, unser Geschlecht auf seinem angestammten Erbe fortzuführen, vielleicht ein Krüppel bleibt, der nicht einmal für seinen Herrn und König die Waffen tragen kann. Darum verbanne ich, der Meier des Söllenhofs, Dein Vater, nach altem Geding und Recht Dich von heute ab auf zehn Jahre von diesem Hause Deiner Väter und sollst Du erst seine Schwelle wieder betreten, wenn Du bewiesen, daß Du ein ächter und getreuer Sohn Deines Landes und ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft geworden bist, an dem kein Makel mehr haftet.«

Die großen hellblauen Augen des Meier starrten hinaus in die Luft, als sähen sie die Geberden heftiger Bewegung nicht, die sie Alle machten bei dem strengen Urtheil.

»Da ich aber,« fuhr der Meier in dem gleichen fast belanglosen Tone fort, in dem er bisher gesprochen, »möglicher Weise einige Schuld an dem, was Du geworden bist, trage, indem ich nicht streng und aufmerksam genug Dich überwacht, so habe ich die Pflicht, dies gut zu machen. Ich werde daher die Schulden bezahlen, die Du noch hast, und Du wirst auf eine entfernte Universität, nach Bonn oder Heidelberg gehen, um Medizin zu studiren, und sollst 400 Thaler jährlich von mir auf Dein Erbtheil erhalten, bis Du im Stande bist, Dich selbst zu ernähren. Zuvor aber« – und die Stimme des Meiers schwoll dabei an, wie der fernher grollende Donner, – »zuvor aber wirst Du hier vor uns Allen diesem thörichten Mädchen, das Du unter dem Vorwand eines schlechten längst veralteten Gebrauchs schändlich bethört hast, entsagen und jedem Anspruch auf sie – und ebenso wird sie es thun – denn – hört mich wohl und merkt es Euch – Klara Brüning heirathet Deinen Bruder Fritz – oder der Brüninghof fällt an die Engel! – so lautet der Contract mit Ihrem Vater.«

Es folgte ein kurzes Schweigen den Worten des Meiers, dann wandten sich, wie von demselben Gedanken getrieben, das Mädchen und der Student gegen einander und ihre Augen begegneten sich.

Die Klörke streckte die Hand nach dem jungen Mann aus – Hinrik Söllenhofer erfaßte sie. Es war ein Entschluß in den beiden Menschen.

Er kehrte sich stolz, mit erhobener Stirn gegen den Meier. »Vater,« sagte er – »ich habe gefehlt, aber ich habe auch gebüßt. Ein Schurke wäre ich und nicht aus dem Blute der Männer dieses Hofes, wenn ich von meinem Weibe ließe! Du hast mich verstoßen aus diesem Hause und ich weiche Deinen Vorurtheilen und gehe. Aber ich sage Dir – eine neue Zeit bricht heran und auch Du wirst Dich ihren Gedanken fügen müssen. Ich will in ihr kämpfen und ringen, daß ich ein Mann werde, auch ohne Deinen Beistand. Aber ich verdiene nicht den Namen Söllenhofer, wenn ich die Klörke ließe, weil sie arm wird durch die Liebe zu mir!«

»Ich gehe mit Dir, Hinrik, wohin Du gehst! Das Weib gehört zum Manne, nicht zur todten Erde ihres Erbes. Das sage dem stolzen Mann dort!«

Sie warf sich in seine Arme.

»Nein Klörke,« sagte der Student mit edlem Stolz – »Du bleibst, bis ich mir ein Leben erkämpft aus eigener Kraft, und Dich rufen kann zu mir! Gott ist über uns Allen und Gottes Gesetz steht über den Gesetzen und Gebräuchen der Menschen und wären sie tausend Jahre! Gelobe mir, hier auszuharren, bis ich Dich fordern werde – wenn der Vater auch mich fort-schicken darf, Dich darf er es nicht, denn Du bist sein ihm anvertrautes Mündel, – ich nur sein Sohn!«

»Ich gelobe es Dir – ich bin eine Brüning vom Brüninghof!«

»Und ich bin auch eine,« schrie unter Thränen die Engel, und stampfte wie ein trotziges Kind mit dem Fuß. »Ich will doch sehen, wer mich zwingen kann, der Klörke den Hof zu nehmen, der ihr gehört! Nicht wahr Wilm?«

»Ich mag ihn auch nicht! Der Düwel soll mich holen, wenn ich's thue!«

»Man mint un sint, un doch nich fint!«<sup>1</sup> brummte Jochem. »Art läßt nimmer von Art!«

Der Student wandte sich zu dem harten Mann. »Leben Sie wohl, Vater! Ich danke Ihnen selbst für Ihre Härte, denn ich fühle, daß sie Besseres aus mir machen wird, als ich gewesen

---

<sup>1</sup>Sehr altes Sprichwort.

bin. Ich verlasse Ihr Haus ohne Groll und mit edleren Gefühlen, als ich oft bisher gehegt, noch in dieser Stunde und lasse mein Bestes im Schutz Ihrer Ehre – mein verlobtes Weib!«

Er wandte sich zur Thür und hatte diese bereits erreicht, als die Stimme des Meiers ein mächtiges »Halt!« donnerte.

»Komm hierher! Ich wußte es fast, daß es so kommen würde,« fuhr der Meier fort – »ein sächsischer Kopf bricht eher, als er sich beugt. Doch was Recht ist, muß Recht bleiben – und der Brüninghof darf nur einen ächten Colonen zum Herrn haben. – Ficht denn den Kampf aus mit Deinem Vater und der alten Zeit, Du Vertreter der neuen Rechte und Ansprüche! Wenigstens sollst Du nicht sagen, daß ein Sohn des Söllenhofs ohne Mittel hinausgestoßen sei in's Leben. Eure Mutter selig hat baare viertausend Thaler als Brautschatz mir mitgebracht und ich habe das Geld verwaltet für ihre Kinder. Hier nimm Dein mütterliches Erbe, diese zweitausend Thaler in Scheinen und unterschreib' die Quittung!«

»Vater! . . .«

»Unterschreib! Es ist Dein Recht! – Das meine ist – daß der Söllenhof keine Nacht mehr einen Ungehorsamen und Neuerer unter seinem Dach sehen soll! – Schreib!«

Er schob ihm das Geld und die bereits vorher fertig gestellte Quittung zu. Der Sohn unterschrieb.

»Und jetzt sind wir Beide fertig mit einander – der Peter mag die Füchse anspannen für Dich! – Wenn Du wenigstens ein ganzer Mann wirst, auch nach Deiner Façon, soll mich's freuen, das zu hören – um Deiner Mutter willen.«

Er nickte kalt mit dem Kopf und ging nach der Thür. »Du hast's selbst gesehn, Jochem, es kommt eine neue Zeit – die Zeit des Ungehorsams, wo die Kinder sich die Herren dünken über die Väter, und die Unterthanen über den König! – Gott besser's! – Wenn er fort ist, komm zu mir!«

Er verließ das Zimmer – eine Stunde darauf Hinrik den Söllenhof!

## BERLIN!

Es war eine seltsame Zeit, diese Zeit der Neuen Aera in Berlin! Politik, Gesellschaft, Ziel, Sympathieen, Meinung, Literatur – – selbst die Moral eine andere geworden – über all' dem Chaos und Kampf schwebte nur ein fester Gedanke, unbeirrt durch all' das Ringen und Treiben, aber abwartend, ohne sich sonderlich einzumischen und einmischen zu wollen – der feste, ruhige Sinn des Königs!

In der That, es war ein Gährungsprozeß, den die Nation durchmachte, nicht in einem Meer voll Blut, wie die französische Nation von 1789 bis 93, die aus dem Blut und Champagner-Rausch nur so wenig Gediegenes gelernt, – sondern die Gährung der Gedanken und der Gefühle, die drängte zu einer bessern Form für den gehaltvollen Wein.

Berlin ist immer eine schöngeistige Stadt gewesen. Zur Zeit Friedrich des Großen hatte es seine Voltaire-Epoche – später die spiritualistischen Abende der Gräfin Lichtenau, zur demüthigenden Franzosenzeit den Salon Rahel – und wenn wir die ganze styl- und haltlose Renaissance bis Achtundvierzig überspringen wollen, unter der manteuffelschen Junker-Reaction die widerlich geistreiche kindisch pikante Lyrik der Salons der Kinder des Kindes!

Der verstorbene König, der jetzt in seinem einsamen Grabe der Friedenskirche ruht, hatte der Bettnia'schen Widmung »Dies Buch gehört dem König!« die einfache Antwort gegeben,

die verrückten Weibsleute der schöngestigen und aufsehenssüchtigen Kinderklicque am askanischen Platz und im Thiergarten sollten lieber Strümpfe stopfen, und Suppe kochen, dann würden sie der Welt nützlicher sein! – die Zeit der schönen Gisela und ihrer Anbeter aus der Zahl der Heißsporne der ersten Reaction, der kritischen Albumabende mit der Pfeife und all den faden Dummheiten war glücklich ohne dauernden Eindruck auf den guten Geschmack vorübergegangen, – der Kronprinz von Sachsen hatte von dem jüngsten Kinde des Kindes eben nur die hackenlosen Strümpfe unter der Bettstelle hervorragend sehen, worunter sich der noch nicht frisirte Struwelkopf geflüchtet, – und das geistreiche Berlin trank mit Herrn von Auerswald gleich faden Thee wie unter der Reaction bei Lessing.

Im Ganzen verlief die neue Epoche der Schöngesterei ebenso unschädlich wie die vorangegangene des Salons Bettina – aber schon erhob sich drohend wie das Mene Tekel der Salon des Socialismus und der raffinirten Spekulation alter jüdischer Gelüste und drohte das Blut der Gesellschaft zu infiziren.

Wie die schöngestige Gesellschaft der vornehmeren Kreise, war die bürgerliche in eine bedenkliche Meinungserwirrung gerathen. Es gab eigentlich früher trotz alles Raisonnirens hinter der Weißen und in den ›Civis‹ Eingesandts der Tante Voß, ja trotz der Barrikaden des März, nichts Solideres, auf behagliche Ruhe Haltenderes, als das Spießbürgerthum der berliner Hauswirth. Jetzt war plötzlich der Fortschritts-Teufel in die Wählerschaft für die Stadtverordneten-Versammlung gefahren, die weisen Väter, die weit besser ihre Nasen in den Straßenstaub gesteckt hätten, nachdem der verstorbene König den denkmallustigen Plänen des Herrn von der Heydt die englische Wasserleitung abgetrotzt, – hatte keine dringendere Aufgabe, als sich kopfüber in politische Opposition zu stürzen, die halbe Bevölkerung war verrückt geworden und lauter Enthusiasmus für den ›Fortschritt‹ und bemerkte darüber gar nicht, wie der jüdische Liberalismus immer mehr dem soliden Handwerk und dem Hausbesitz den Boden unter den Füßen wegescamotirte, – und die liberale Großindustrie der Maschinenbauerei war blind für die englische Schlaueit, die alle Gefahren der socialen Arbeiter-Agitation auf den Continent drängte und mit ihrem Geld die Strikes unterstützte, um durch die vermehrten Bedürfnisse und die naturgemäß steigernde Lohnforderung den englischen Markt von der deutschen Concurrenz der größeren Billigkeit zu befreien.

Es war zu jener Zeit, als der Abgeordnete Schulze – Schulze-Delitzsch benannt – seine ehrlich gemeinten Pläne der Sparkassen und der Genossenschaftsvereine zur Selbsthilfe für den Arbeiterstand in's Werk setzte, während die Lassalle'sche Revolutionirung der Massen durch die Steigerung der Bedürfnisse bereits wie eine drohende Sturmfluth auch gegen die Hauptstadt sich heranwälzte. Noch hielt der Grundbesitz und das Handwerk Stand unter dem Schutz der Gewerbeordnungen und der Wuchergesetze, aber die Fluthen der Kapitalmacht rissen bereits große Breschen in die alten conservativen Pfeiler – und die Vertreter des Landes, welche die Dämme hätten schützen und stützen sollen, bis andere sichere Betten und Ufer der neuen unabweisbaren Strömung gegraben waren, hatten nichts Eifrigeres zu thun, als selbst die alten Wälle zu zerstören.

---

Wir bitten den Leser dieser Abtheilung unseres – Romans um Verzeihung, wenn wir auf Kosten der Selbstständigkeit dieses Buches in die frühere Abtheilung desselben zurückgreifen und um der Wiederanknüpfung willen an einige Personen, denen wir nächstens wieder

begegnen müssen, – eine Fortsetzung jener abendlichen Szenen hier einschalten, die in Berlin im Palais eines Königlichen Prinzen, auf der Promenade der Linden, im Salon des Ewest'schen Restaurant und vor den Stufen der Hedwigs-Kirche spielten.<sup>1</sup>

*Berlin* hat zwar weder die sehr schmutzigen aber manchmal ganz interessante Bilder gebenden Gäßchen und Durchgänge Hamburgs und Wiens, noch im Allgemeinen die großen Häusercomplexe der letzteren Stadt, die manchmal

förmlich eine Stadt in der Stadt bilden, doch fehlt es in vielen der älteren Straßen keineswegs an solchen Kasernen des Verkehrs, die mit zwei selbst drei eng umbauten Höfen sich weit hin erstrecken und die verschiedensten Etablissements, Läden und Werkstätten des Handwerks und der Industrie mit Privatwohnungen der verschiedensten Stände und der verschiedensten Unterhaltsmittel vereinigen.

Das Haus, in dessen Räume wir den Leser, wie etwa die quadrirte Dekoration gewisser Theaterstücke sie zeigt, führen wollen, liegt in einer der älteren Straßen, welche die große Pulsader der Leipziger Straße mit dem südlichen und südöstlichen neueren Stadttheil verbindet. Jeder, der Berlin kennt, wird aus dieser Andeutung wissen, daß alsdann der Dönhofsplatz und der Spittelmarkt sich in der Nähe befinden.

Wir haben bereits oben zu Eingang dieses Kapitels angedeutet, daß in dieser Periode der ›Neuen Aera‹ die Berliner Polizei ziemlich machtlos war und sich daher sehr *retiré* verhielt, namentlich wo es eine Beaufsichtigung und Einmischung in die Klubs und Versammlungen galt.

Das Haus, das wir meinen, enthielt in seinen Parterreräumen außer zwei Läden und daranstoßenden kleinen Wohnungen, nicht weniger als vier Restaurationslokale, vorn eine Weißbier-Stube an der einen Seite des breiten Haus ganges, auf der anderen eine Wein-Restaurations, die sich beide in den Hinterflügeln fortsetzten und von dem Querflügel mit einem Garten-Lokal abgeschlossen wurden. Von der schmalen Nebenstraße aus führte eine Treppe zu einer ziemlich großen und vielbesuchten Keller-Restaurations, die auch nach dem Hofe und dem hinter dem Quergebäude liegenden Garten je einen Ausgang hatte.

Die eine Hälfte des ersten Stockwerks bewohnte Herr Meier Aaron Hirsch – ein Geschäftsfreund des Hof-Bankier Cahn, und auf der andern Seite der Redakteur einer im Publikum vielgelesenen und an der Börse vielbenutzten Zeitung, *Dr. jur.* Heitel; – im zweiten Stock ein Geheimer Rath und eine Zimmervermieterin – den dritten hatten kleine Leute inne – die beiden Läden an der Front ein Posamentierer und eine kleine Schnittwaaren- und Tapissiererei-Handlung.

Die Hofwohnungen waren von kleinen Handwerkern, Altkrämern und einzelnen Leuten besetzt – in den abscheulichen Kellerwohnungen hauste das Elend und die Noth in der traurigsten Form.

Es spielten sich an dem Abend so ziemlich alle die modernen socialen Verhältnisse Berlins unter der neuen Aera im Raume dieses einzigen Hauses ab – und zufällig waren von den Personen, die unser Buch dem Leser bereits vorgeführt, gleichfalls so manche hier vereinigt.

Der große Eingang und Hof waren sehr belebt – es mußte in dem Bierlokal im Querhause vor dem Garten offenbar heute Abend noch ein anderer Magnet so viele Besucher anziehen, als die gewöhnliche Restaurations, und zwar Besucher aus dem Arbeiterstande, Maurer, Zimmerleute, Gesellen der verschiedenen Handwerke, einige kleine Meister, die durchgängig ein

---

<sup>1</sup>Biarritz, VI., VII. Band.

verkommenes Aeußere zeigten, Fabrikarbeiter, Handlanger, viele kräftige Männer mit von der Arbeit schwieligen und rauhen Händen, bärtige Gesichter mit ehrlichem aber oft finsterem unheimlichen Ausdruck oder schweren Sorgen auf der gefurchten Stirn, viele andere vom Trunk geröthet mit verwässerten Augen, nach schlechtem Tabak und Schnaps stinkendem Athem, dazwischen einige besser gekleidete Personen, die von Tisch zu Tisch gingen, mit Dem und Jenem aus dem Seidel tranken oder ihm die Hand schüttelten und sich »gemein« machten.

In dem niederen Saal – denn unter demselben war eine Schlosserwerkstätte – über ihm durch das ganze Gebäude hin eine Spinnerei, wo sich während des Tages viele hundert Spindeln drehten und von einer großen Zahl junger Mädchen, oft kaum den Kinderschuhen entwachsen, beaufsichtigt wurden, war Alles voll dichtem Tabaksqualm, daß man die einzelnen Gruppen oft kaum zu Gesichte bekam.

Dennoch herrschte, trotz der lauten oft lärmenden Unterhaltung und der Aufregung doch kein wirklicher Scandal und das Betragen der ganzen so gemischten Versammlung trug – wenn auch nicht den Stempel der Bildung, Ruhe und Ordnung, doch sicher auch nicht den der Gemeinheit, wie er so häufig unter den untersten Klassen der Bevölkerung Berlins zu finden ist, die freilich dann als die Hefe derselben zu bezeichnen ist, und zu der wir vielleicht später hinabsteigen werden.

Diese unverkennbare Aufregung in der Gesellschaft wurde genährt durch das fortwährende Ab- und Zuströmen der Einzelnen aus diesem Raum, welcher die eigentliche Restauration enthielt noch einen zweiten, zwei oder drei Stufen tiefer nach dem Garten hin gelegenen und von dem ersteren durch eine große Glasthür geschiedenen Saal. Hier waren Stühle in Reihen und Bänke an den Wänden aufgestellt und immer ganz mit Zuhörern besetzt, deren noch eine große Zahl Schulter an Schulter gedrängt den leeren Raum füllte. Vor der vordersten Stuhlreihe an der hinteren Wand stand auf einem erhöhten, sonst für Sänger und Gaukler dienenden Podium eine Art Rednerbühne und ein Mann auf derselben haranguirte eben mit einer Ansprache das ziemlich aufmerksam zuhörende Publikum.

Eine Thür in der Seitenwand führte hinaus in den jetzt in winterlicher Oede liegenden Garten.

Man nannte diese Abendunterhaltungen, um sie dem Vereinsgesetz und der durch dieses verordneten Ueberwachung der Polizei zu entziehen »Freie Vorträge!« Die ganze Art dieser Lokale, deren Zahl nach Beseitigung der strengeren Controle der Polizei damals rasch wieder wuchs, namentlich in gewissen Straßen und Stadttheilen, glich so ziemlich den Polkakneipen der Jahre Achtundvierzig und Neunundvierzig, und die Bedienung darin wurde wieder von »Schankmamsells« ausgeführt, nachdem zur Vorfeier der Gewerbefreiheit die Polizei die Beschränkung der »Biermamsells« wieder hatte aufheben müssen.

Freilich war man noch nicht soweit gekommen, wie einige Jahre später – in der Zeit des Tingeltangels – es hat eben Alles seine Mode und Epoche.

Für einen feinen Beobachter hätte das Publikum das vor der Redner-Tribüne saß und stand, ein interessantes Object abgegeben. Da saßen denkende ernste Männer, die oft die Phrasen des exaltirten Redners mit Kopfschütteln begleiteten oder mißbilligende Bemerkungen machten, neben dem verlodderten Bummler, der jeder Phrase gegen das Eigenthum zujubelte; – Fanatiker, die von dem »Recht der Arbeit« phantasirten aber von den Pflichten Nichts wissen

wollten; jugendliche Brauseköpfe, denen keine Schranken paßten; verbitterte neidische Gesichter, die voll Unzufriedenheit und Haß; leichtsinnige junge Bursche, ohne Kümmerniß und Sorgen, als wie sie sich Vergnügen verschaffen möchten!

Der Mann auf der Tribüne hatte ein sehr rothes Gesicht und ein gewaltiges Maulwerk. Er hatte einen ganz guten Rock an, aber er geberdete sich, als stecke er in Lumpen und müßte Jahr aus, Jahr ein Hunger und Durst leiden.

»Brüder Arbeiter,« schrie er mit etwas heiserer Stimme – »aus dem freien England kommt uns das glorreiche Beispiel, wie wir mit diesen Geldsäcken, den faulen Bourgeois umspringen sollen! Was ist ein Fabrikherr? Ein Vampyr, der sich vom Schweiß und Blut der Arbeiter mästet und in seinen Wollüsten sich wälzt. Was ist der Staat? der Staat ist ein Institut, damit die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer werden! Es ist Zeit, daß die Sache anders wird! Der Stahl hat den Dickköpfen im Herrenhause gesagt: Die Wissenschaft muß umkehren! Ich aber sage Euch, Brüder Arbeiter, die ganze Welt muß umkehren! Was soll uns eine solche Vertretung, wo das wahre und einzige Volk nicht vertreten ist. Habt ihr social-demokratische Abgeordnete drin? Keinen Einzigen! Der Schulze-Delitzsch will, daß wir sparen sollen. Ja wenn wir was hätten zu sparen, dann brauchten wir keine Sparkassen. Der Staat hat die Pflicht für jeden von uns so viel einzulegen, daß er, wenn er nicht mehr arbeiten kann, von den Zinsen leben und des Abends seine Bairische trinken kann! Für was zahlen wir Steuern! Die Arbeiter ernähren die Gesellschaft, ich beantrage, daß die Arbeiter keine Steuern mehr zu bezahlen brauchen!«

Ein donnerndes Bravo begleitete dies Verlangen.

»Wie kommen wir Alle auf die Welt? – Nackt! – Bringen wir ein Rittergut, oder ein Haus oder einen Geldbeutel mit auf die Welt? Es sind also alle Menschen gleich von Natur und haben gleiche Ansprüche. Weshalb hat also der Eine Viel und der Andere Nichts? Weshalb soll sich der Eine schinden und plagen und der Andere faullenzen? Weshalb soll der Eine Champagner saufen und der Andere Spreewasser trinken, während uns doch der Durst angeboren ist, also eine ganz natürliche Sache!« Der Redner klappte mit dem leeren Seidel auf das Pult und rief nach der Mamsell.

»Am Durst hat's Dem da noch nie gefehlt!« sagte ein älterer Arbeiter mit gutmüthigem Gesicht zu seinem Nachbar, einem jungen Mann von intelligentem Aussehen. »Ich weiß, wie er noch einen Schusterkeller in unserer Straße hatte, aber selten an der Arbeit desto häufiger im Bums zu finden war, und wenn er betrunken nach Hause kam, Frau und Kinder prügelte, bis das Geschäft verloddert war, und der Hauswirth ihn an die Luft setzte. Seitdem ist er Redner im social-demokratischen Club geworden, und wenn ich gewußt hätte, daß Der hier uns belehren will über die Rechte der Arbeiter, wäre ich wahrhaftig nicht her gekommen.

»Beruhigen Sie sich – Subjecte wie der Schuster Armbusen sind zwar eine Schande für unsere ehrliche Sache, aber man muß den Unsinn mit in den Kauf nehmen.«

Der Redner hatte unterdeß seinen Durst gelöscht und sprach weiter.

»Und weil wir also gleich auf die Welt gekommen sind, deshalb soll auch Keiner ein Vorrecht vor dem Andern haben, und Alles muß gleich getheilt sein. Ich frage Euch, Brüder Arbeiter, ist das aber der Fall? – Wenn ich heute zu Bleichrödern oder Reichenheim gehe und sage: Männeken, rücken Sie mal raus, ick brauche zehn Schweden, denn Sie haben meinen Antheil in Ihrem Geldsack – er würde mir . . . «

»Rausschmeißen!« sagte eine tiefe Bierstimme aus dem Hintergrunde begleitet von brüllendem Gelächter der ganzen Versammlung.

»Ich glaube selber, wenn ik es so weit kommen ließe! Was, frage ich Euch, Brüder Arbeiter, haben diese Geldsäcke im Landtag bis jetzt vor uns gethan, da wir sie doch gewählt haben. Ich frage Euch, welcher ist der zahlreichste Stand im ganzen Lande? Der Arbeiterstand. Wer muß also die Gesetze machen? Die Arbeiter. Warum geschieht das nicht? Weil wir so dumm sind und uns über's Ohr hauen lassen! Das muß anders werden. Was haben sie uns Alles versprochen! Freiheit und Gleichheit und keene Soldaten mehr! Vor was zahlen wir ihnen die schweren Diäten? Donnerwetter, wenn ik alle Tage drei Thaler vor's Reden kriegte, ik wollte ihnen was anders vorerzählen, als Virchow und Unruhen! Aber das kommt davon, weil sie keenen ordentlichen Präsidenten haben, der Grabow versteht's nich! – Ich beantrage Abschaffung der Schutzleute und keene Polizei nich! – Ich versetze das ganze Ministerium in Anklagestand und verlange, daß die Pfaffen abgeschafft werden, die nur das unglückliche Volk verdummen, und daß Montag kein Mensch zu arbeiten braucht, damit wir eenen Tag frei haben, um über unsere unglückliche Lage nachdenken zu können. Der blaue Montag muß jesetzlich werden!«

»Der Kerl ist offenbar schon wieder betrunken gewesen, ehe er hierher gekommen ist!« sagte der junge Arbeiter mit dem intelligenten Gesicht. »Der Sache muß ein Ende gemacht werden, wenn der ganze Abend nicht wieder ohne Resultat verlaufen soll!« Er hob die Hand in die Höhe. »Ich bitte um's Wort!« sagte er mit schallender Stimme.

»Wa – was?« schrie unter Schlucken der Redner auf der Tribüne. »Hier hat Niemand zu reden außer mich, denn ich bin der Präsident, und ich bin noch lange nich fertig!«

Der junge Mann zog die Uhr. »Ich denke der Vorredner hat lange genug gesprochen und in einer Versammlung freier Arbeiter hat jeder das Recht, seine Meinung zu sagen. Ich bin der Cigarrenarbeiter Frisch und ich frage die geehrte Versammlung, ob sie mir das Wort gibt, nachdem sie dem Herrn Vorredner noch fünf Minuten gestattet hat, seine Anträge zu stellen!«

»Wir wollen Frisch hören!« schrie die Mehrzahl.

»Es ist nicht recht von Sie, mir zu unterbrechen, wenn ich im besten Zuge bin,« schluckte der Schuster. »Er ist en Aristokrat, denn er hat eene Uhr, wovon Sie sich Alle überzogen haben werden aus Augenschein, und ich habe keene, die meinigte ist bei Onkeln in der Jägerstraße. Aber um mir kurz zu fassen, und weil mich dat Reden die Kehle trocken gemacht hat: ick beantrage, daß die Hauswirthe keene Miethe fordern dürfen, und daß der Miether dasselbige Recht hat, wie sie! Nummer Zwei: ik beantrage, daß Heydten verpflichtet is, jeden Sonnabend die Pfänder in's Leihhaus auszulösen, damit der Arbeiter des Sonntags vor's Thor spazieren gehn kann, um frische Luft zu schöpfen. Minna, en frisches!«

Ein Paar gute Freunde holten den geistreichen Volksredner unter dem Gelächter der Versammlung von der Redner-Tribüne und setzten ihn in einen Winkel, wo er sogleich einschlieff.

Der Cigarrenarbeiter hatte alsbald die Tribüne bestiegen, und schon seine ersten Worte zeigten, daß man es hier mit einer anderen Agitationskraft zu thun hatte, als bei dem wüsten Trunkenbold.

»Kameraden! Männer der Arbeit und der Entbehrung,« begann er mit frischer wohl lautender Stimme. »Der Vorredner hat gewiß seine Verdienste um die Sache unserer heiligen Rechte, – aber er hat seine Ideen nicht genügend klar gelegt und ich will versuchen, das nachzuholen, was er im Uebermaaß seines Grolls über die Unterdrückung unseres Standes

etwa zu sagen versäumt hat. Es ist klar, daß die Menschen gleich geboren sind und das Recht ihrer Existenz auf die Pflicht ihrer Arbeit begründet ist. Wer nicht arbeitet, hat nicht das Recht zu existiren. Schon damit ist der Privatbesitz, das Kapital verurtheilt. Wer Kapital, das heißt also, die Mittel besitzt, welche ihm gestatten, nicht selbst zu arbeiten, ist ein geborener Feind der Arbeitspflicht. Seit die bürgerliche Gesellschaft besteht, hat ein Kampf des Kapitals, das ist der Macht, Andere für sich arbeiten zu lassen, und des Proletariats, das ist der Kraft und des Willens zu arbeiten, stattgefunden, und nur durch unsere staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist es möglich geworden, diesen Kampf immer zu Gunsten des Kapitals zu entscheiden, sei es durch die von den Reichen und Besitzenden gegebenen Gesetze, sei es durch die brutale Macht der Soldateska. Das Ideal und das allein richtige Princip der Gesellschaft ist die unbedingte Gleichheit in Pflichten und Rechten. Diese Gleichheit existirt gegenwärtig nicht, deshalb muß sie auf eine oder die andere Weise hergestellt, das heißt also, was sie verhindert, was ihr entgegen steht, beseitigt werden. Dies Hinderniß ist der Staat mit seiner Klassengliederung, deshalb muß zunächst der Staat in seiner jetzigen Form reformirt werden. Hierzu ist das unbedingte und direkte Wahlrecht nöthig. So allein können wir es erreichen, daß die Gesetzgebung, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft in die Hände Derer gelegt wird, die durch ihre weit überwiegende Majorität, die von Natur aus dazu berechtigt sind: in die Hände der Arbeiter.«

»Sehr richtig! – Allgemeines Wahlrecht!«

»Aus der Uebung dieses allgemeinen Wahlrechts,« fuhr der Redner fort, »muß dann Folgendes hervorgehen: Ein freier Volksstaat! Directe Gesetzgebung allein durch das Volk! Volkswehr an Stelle der stehenden Heere! Oeffentliche Arbeits-Werkstätten! – Abschaffung aller Preß-, Vereins- und Versammlungsgesetze, überhaupt aller Ausnahme-Gesetze! – Rechtsprechung durch das Volk mit unentgeltlicher Rechtspflege! – Gleiche Volkserziehung und unentgeltlicher Unterricht!«

Jeder dieser Sätze wurde von einem stürmischen Beifall der ganzen Versammlung begleitet, der auch den Schuster aus seinem Halbschlummer wieder aufweckte. »Ich hab's gleich gesagt,« murmelte er: »Et muß Allens verrungenirt werden! Die Pfaffen und die Ehe ist abgeschafft, damit uns die Weiber nich mehr cujeniren! Et muß Allens jetheilt werden!«

Sein Kopf sank wieder auf die Schulter des Nachbarn – alle Bequemlichkeiten des Lebens waren ja Gemeingut!

»Dies sind die Ziele, Brüder, Arbeiter,« fuhr der Redner mit Begeisterung fort, »die wir anzustreben haben. Um sie zu erreichen, müssen die Güter dieser Erde Allen gemeinsam sein, die Knechtung der Arbeit durch das Kapital muß aufhören, der Besitzende darf keine Herrschaft über den Nichtbesitzenden üben!«

»Bravo!«

»Zu diesem Ende müssen wir uns darüber klar machen: wer ist der Besitzende? – Es giebt zweierlei Arten von Besitz – den immobilien also den Grundbesitz, und den mobilen, also das Kapital.«

»Theilung! Theilung!« erscholl es aus der dichtgedrängten Menge am Eingang der Restauration. Ein bekannter Journalist, der dort eingekellt stand, hielt plötzlich das Tuch an den Mund, als habe er Nasenbluten, und bat die Nächststehenden, ihm Platz zu machen, um sich entfernen zu können. Der Journalist war ein hübscher noch junger Mann mit schwarzen

klugen Augen und sein Aussehen hatte durchaus nichts Jüdisches. Er ging rasch durch das Restaurationszimmer über den Hof und trat in das Weinlokal, wo er einen Kellner winkte.

»Kennen Sie Herrn Doktor Lassalle?«

»Werd' ich nicht! Versteht sich, er sitzt drinnen bei den Herrn von der Kammer – aber das Zimmer ist *privée!*«

»Bitte, lassen Sie ihn einen Moment heraus rufen. Er hat mich dazu beauftragt.«

»Das ist etwas Anderes – die Herren lassen sich sonst nicht gerne stören!« Der Kellner verschwand und bald darauf trat der Gerufene herein.

Wir begegnen dieser Persönlichkeit in dieser Phase unserer Darstellung zum ersten Mal unter ihrem wirklichen Namen, oder vielmehr unter einer kleinen Variation desselben, die für die sehr aristokratischen und eitlen Gelüste dieses so viel genannten, in der Entwicklung der Arbeiterverhältnisse und im socialen Leben dieser Zeitepoche eine so bedeutende Rolle spielenden Mannes charakteristisch ist, – denn der Name *Lassalle* gehört einer vornehmen bairischen und rheinischen Adelsfamilie, die viele tapfere und ausgezeichnete Krieger zu Mitgliedern gezählt hat – und der bekannte social-demokratische Agitator stammt ganz einfach aus einer kleinen jüdischen Familie Namens *Lassel* oder *Lasel* in Breslau, die es für gut fand, ihren Namen in *Lassalle* umzuwandeln.

Es ist so viel über Ferdinand – Lassalle geschrieben und gesprochen worden, er ist einerseits so vielfach angegriffen, andererseits von seinen blinden Anhängern gleich einem Messias des Arbeiterstandes verherrlicht worden, und wird es noch, daß es wohl von Interesse sein dürfte, wenn einmal von einem unpartheiischen Beurtheiler ein wahres und freies Wort über diese – jedenfalls bedeutende und bedeutsame Persönlichkeit ohne Rücksicht und Scheu gesagt wird.

Es ist ein bekanntes Dichterwort: Es wächst der Mann mit seinen Zwecken! und ein triviales aber altbewährtes Sprüchwort: der Verstand – wir wollen hier lieber sagen: das Verständniß! – kommt mit dem Amt!

Ferdinand Lassalle war einer jener spekulativen Denker, wie sie das Judenthum so oft schon gezeitigt, und in einem Raffinismus produziert hat – der den germanischen Charakter stets übertölpelt. Wenn Spinoza der Philosoph der moralischen Berechtigung und Baruch Straußberg der Philosoph des Credits genannt werden mag, so verdient Lassalle ein Philosoph des Materialismus zu heißen!

Die blinde Menge, die immer wie gesagt von einem scharfen Geist und einer glänzenden Suade, dieser besten Mitgift der Neuzeit betölpelt wird, mochte und mag es glauben, – ob aber irgend ein verständiger Einzelner, der Gelegenheit hatte, diesen klugen Mann näher zu kennen oder auch nur zu beobachten, je geglaubt hat, daß Ferdinand Lassalle wirklich ein *Herz* für die Noth des Arbeiterstandes und den aufrichtigen ehrlichen Wunsch gehabt, dem Arbeiter um seiner selbst willen zu besseren Zuständen zu helfen – oder ob er die Noth – den Fluch der Arbeit bloß als die beste Gelegenheit für Befriedigung seiner ehrgeizigen Eitelkeit erkannt und benutzt hat – das zu prüfen wäre wirklich der Mühe werth.

Jede Agitation für die heiligen Rechte der Menschheit muß auf einem moralischen Boden stehen, der Agitator muß ein Mann nicht bloß von Befähigung und Muth, sondern auch von Selbstlosigkeit und moralischem Halt sein, wenn sein Wirken wahre Achtung verdienen soll! Der heilige Crispin, der Leder stahl, bleibt nichts desto weniger ein Spitzbube, auch wenn er davon Schuhe für die Armen machte, und ein Sybarit ist ein schlimmer Apostel der Arbeit und Enthaltbarkeit.

Ein solcher Sybarit war Lassalle, durch und durch voll luxuriöser Gewohnheiten und kostspieliger Bedürfnisse.

Die Begeisterung für hohe Zwecke geht fast immer aus der Jugend hervor, die warmherzig fühlt und die Fähigkeit hat, sich dafür aufzuopfern – spätere Ziele sind meist die Folge der Berechnung. Es findet sich nirgends die Spur eines solchen idealen Zugs in dem Leben Lassalles, eine frische jugendkräftige Begeisterung für die Aufgabe, das Loos der arbeitenden Klassen zu erleichtern, – es ist Alles Raffinement und Spekulation! Es ist unzweifelhaft, daß ein so scharfer Geist, wie der Lassalles in jeder Sphäre etwas Hervorragendes geleistet haben würde, als Kaufmann, Jurist, Mediziner, Schauspieler u. s. w., aber er hat eigentlich kein wirkliches Fachstudium betrieben. Als ein auszeichnungs- und genußsüchtiger Abenteurer hat er sich in das hochgehende Getriebe der Gesellschaft geworfen, und als durch Eitelkeit und Leidenschaft in seinen angeblichen Grundsätzen bankerotter Abenteurer ist er aus der Gesellschaft und dem Leben geschieden.

Die zufällige Bekanntschaft mit einem jener traurigen Auswüchse des vornehmen Lebens entwickelte alle schlimmen Seiten seines Charakters und seines Talents; – statt in seiner Jugend einer tüchtigen Vorbereitung zu einer glänzenden und realen Carrière sich zu widmen, wurde er der Louis einer vornehmen Dame und ihrer Spekulation auf den Scandal. In dieser Knappenschaft ging ihm natürlich jedes Gefühl für Moral, Ehre und Gewissen verloren.

Wir haben – wie in den Messalinen des Alterthums und den Lucretias des Mittelalters – leider noch in der neuesten Zeit so manche Frauengestalten auftauchen sehen, die eben selbst mit Allem, was sonst dem Weibe am Heiligsten sein muß – auf den Scandal und das Aufsehen spekuliren, und selbst jetzt noch eine Rolle in der hohen Gesellschaft spielen. Wir brauchen nicht auf Italien oder Paris zurückzugreifen, oder auf Berliner Scandalprozesse für verweigerte Zuführungs-Honorare – auch die sonst wegen ihrer häuslichen Tugenden hoch belobte deutsche Frauenwelt hat solche Emancipationen aufzuweisen! Wir erinnern nur an die neuesten Memoiren, welche die wiener Polizei nicht zu unterdrücken vermochte. Die Sucht, Aufsehen zu erregen und bemerkt zu werden, gehört sogar zu den Krankheiten der Zeit! –

Vielen unserer Leser wird der Scandal des sogenannte Chatoullenprozesses in den Vierziger Jahren vor den Kölner Assisen, der seit langer Zeit zum ersten Mal wieder einen schneidenden Einblick in die früher von der Censur so sorgsam verhüllte Fäulniß vornehmer Gesellschaft thun ließ, noch rememberlich sein – für die neuere Generation wird eine kurze Scizzirung genügen. Die Tochter eines vornehmen Hauses, damals ein junges schuldloses Mädchen, war gezwungen worden, aus Familien-Interessen einen alten invaliden Roué zu heirathen. Das Herz der jungen Frau begann sich rasch zu regen, wie ja so häufig passirt, aber meist auch in seinen Verirrungen gegen die Sitte und die Schranken der Gesellschaft unbeachtet aus-  
tobt. Aber hier war es eine energische blutvolle Natur, die im Genießen so zum Dämonischen answoll, namentlich zum dämonischen Haß gegen den trotz der Invalidität noch immer den Roué Spielenden, daß sie gegen denselben ein förmliches Verfolgungssystem entrierte und zu dem Ende den in Berlin flanirenden Lassalle nebst zwei anderen jungen Bummlern als Leibknappen engagirte. Das vierblättrige Kleeblatt reist einer russischen Baronin nach, um ihr angeblich Liebesbriefe der alten Salondame abzuja- gen, die man als Beweise bei der eingeleiteten Scheidungsklage brauchen wollte, um den reichen Gatten als schuldigen Theil

erklären und zu einen sehr bedeutenden Schadenersatz verurtheilen zu lassen. Von den beiden Akoluthen wurde in der That auf dem Kölner Bahnhof der reisenden Dame eine Kasette gestohlen, die aber mehr Schmucksachen als Papiere enthielt, sie wurden beide vor die Assisen gestellt und beide junge Männer aus geachteten Familien durch ihre Verurtheilung wegen Diebstahls der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, während Lassalle frei ausging, ob- schon Jedermann wußte, daß er an Ort und Stelle die ganze Sache geleitet. Aber er hatte so schlaue operirt und benahm sich bei der Assisen-Verhandlung mit einem so raffinirten Advokatenwitz, daß der Staatsanwalt ihm Nichts anzuhaben vermochte. Auch in dem späteren, an wirklichen Schandmanövrès überreichen Fortgang des Scheidungsprozesses agirte er so keck und geschickt, daß offenbare Verbrechen ungestraft bleiben mußten. Unterdeß war das Jahr Achtundvierzig mit seinen auch am Rhein hochgehenden Wogen gekommen, und Herrin und Knappe, oder vielmehr Knappe und Herrin versuchten, sich in die Wogen zu werfen, wo das Wasser am Schmutzigsten war. Man erinnert sich, daß die Cohorte Lassalle's in Düsseldorf König Friedrich Wilhelm IV., als er mit dem hohen Residenten der Rheinprovinz vom Bahnhof zur prinzlichen Residenz fuhr, mit Straßenschmuz bewarf – worauf Prinz Friedrich, der königliche Cavalier, dem geliebten langjährigen Rheinsitz den Rücken kehrte. Einige weitere Versuche, in Demokratie und Revolution zu machen, fanden darin ihre Beendigung, daß der Polizeirath Goldheim aus Berlin eine Haussuchung hielt und ein energischer Polizeibeamte den Volksagitator in's Prison steckte und die vornehme Amazone, die ihn mit der Pistole verteidigen wollte, mittels einer kräftigen Ohrfeige in den Winkel warf. Es war damals grade neben den vielen aufgetauchten Berühmtheiten und Berüchtigtheiten eben kein Aufkommen und der Agitator zog es vor, eine Reise nach dem Orient zu machen und sich einstweilen philosophischen Forschungen zuzuwenden. Das Ergebnis derselben, sein Werk über Heraklit verschaffte ihm zwar das Lob Bökh's und den Schutz Humboldt's, aber nicht jenes Aufsehen, das sein Ehrgeiz erstrebte.

Was lag ihm näher, als die Frage: Auf welchem Wege ist rasch politische Karriere und Aufsehen zu machen? da sein Redeüberfluß und seine Neigungen ihn hinderten, dies im parlamentarischen Felde zu erreichen, und seine Nationalität und seine Vergangenheit ihm wenig Aussicht auf das Minister-Portefeuille boten.

Eben so nahe lag die Antwort: durch Aneignung der großen socialen Frage der Arbeit! Jene früheren Verbindungen mit den Arbeitern der untersten Klasse in Düsseldorf leiteten ihn noch leichter dazu – sein Raffinement und seine Spekulation zeigte ihm, welche Macht einem klugen Kopf mit diesem Thema gegeben werden konnte. Die sociale Bewegung war leichter und versprach größeren Erfolg als ein Anschluß an den Nationalverein und politisch revolutionaire Agitation.

Die ehrgeizige Spekulation allein trieb ihn auf diesen Weg, nicht das Herz für die arbeitende Klasse, die *innere* Aufgabe der Lösung einer humanen Frage – deshalb sein Haß gegen Alle, die sich nicht blindlings ihm unterordnen wollten. Sein Egoismus hätte ohne Bedenken tausende von Menschenleben geopfert, aber sicher nicht einen seiner sybaritischen Abende in Berlin für die Errettung einer armen heruntergekommenen Arbeiterfamilie. Leidenschaftlicher Spieler, Schwelger und Wollüstling, Demokrat in Glacéhandschuhen so lange es ihm paßte, von maßloser Eitelkeit auf seine Person und seine Capacitäten suchte er seinen Umgang in

weit unter ihm stehenden Persönlichkeiten, die ihm grobe Schmeicheleien sagten und blindlings an ihn glaubten; – aber er vermochte nicht eine Badesaison der Agitation für die »Social-Demokratie« zu opfern. Der reiche vorher verklausulierte Antheil an der endlich erzwungenen Scheidungs-Abfindung der vornehmen Dame, der in Berlin ausbezahlt wurde, gab ihm die Mittel eines üppigen Lebens. – Dies war der, von dem Journalisten aus der Gesellschaft der Politiker gerufene Mann, der beabsichtigte, in der »zufälligen« Arbeiter-Versammlung eine Rede zu halten – einer der ersten Versuche, die Lassalle in dieser Beziehung in Berlin unternahm, um erst dort festen Grund und Boden zu fassen.

Lassalle war damals<sup>1</sup> bereits 36 Jahr und eine eigenthümliche Erscheinung. Es läßt sich nicht läugnen, daß etwas Aristokratisches, Pikantes darin war, obschon Profil und Kopf etwas Widderartiges hatten. Ein blutloser blasser Teint, große Augen und ein dichter negerartiger Haarwuchs erhöhten die Eigenthümlichkeit, die sinnliche Bildung des Mundes erinnerte allein an seine Abstammung – es lag in seinem Gesicht Etwas, das an den Geist mahnt, der stets negirt, und sein gewöhnlich mattes kaltherziges Auge belebte sich nur, wenn er in Zorn gerieth, was leicht bis zur Leidenschaft gedeihen konnte, namentlich wenn seine Eitelkeit oder seine Anmaaßung verletzt wurden. Im gesellschaftlichen Leben zeigte er gewöhnlich eine kalte persifflirende Ironie, die sein scharfer Geist leicht bis zum giftigen Hohn zu steigern wußte.

»Ah – Sie da – ist es Zeit?«

»Die höchste! Der Tölpel Armbusen hat gesprochen, natürlich wieder betrunken. Nach ihm aber hat der Cigarrenarbeiter Frisch das Wort genommen und es ist ihm Talent und Rednergabe nicht abzusprechen. Aber er ist im besten Zug uns anzugreifen und gegen uns zu hetzen. Es ist Zeit, daß Sie die Leitung der dummen Menge übernehmen und ihr einen andern Köder vorwerfen, als das Börsen-Kapital.«

Der künftige »Arbeiter-Apostel« hatte Hut und Paletot genommen und den berühmten Stock Robespierre's erfaßt, mit dem er gar zu gern kokettirte, das Geschenk eines berliner demokratisch gewordenen Professors.

»So lassen Sie uns eilen! Ich habe eben genug unsinnige Politik verdauen müssen über die italienische Frage und große Lust, eine Broschüre über den Unsinn zu schreiben. Ich werde mich kurz fassen, denn wir haben heute noch »neapolitanische Nacht« zu Ehren der Ankunft der Gräfin. Sie kommen doch auch? – Die kleine pikante Rahel wird dabei sein und Ludmilla.«

»Den Henker auch! Ich habe noch Kopfschmerzen von Ihrem verdammten Opium oder was das Zeng sonst ist, das Sie uns in den Nargileh's rauchen ließen und das Narren oder noch Schlimmeres aus uns machte, nachdem wir unser Geld gegen Zündhölzchen verloren hatten.«

»Bestien, lieber Freund! Bestien! Ich sage Ihnen, es ist einer der pikantesten Genüsse, die es giebt, einmal die wahre Natur an unseren Freunden und Freundinnen zum Vorschein kommen und die Tünche von der ursprünglichen Bestialität abfallen zu sehen, die bei uns Allen mehr oder minder den wahren Kern bildet. Sie müssen es einmal machen wie ich, und so eine kleine Orgie nüchtern wie aus der Vogelperspective ansehen. Ich wünschte, man könnte es einmal im Großen probiren, so etwa wie der alte Graf von Syrakus bei seinem Ball, auf dem er die Gäste mit Zuckerwerk aus Diabolina's fütterte.«

»Ja, aber er mußte darauf eiligst Neapel räumen, um den Degen oder Dolchstößen der Ehemänner zu entgehen!«

---

<sup>1</sup>Er war am 11. April 1825 geboren.

»Bah – das ist bei uns nicht zu befürchten.«

»Ja – aber Sie haben auch keine Lust und Zeit, Berlin für ein solches Privat-Vergnügen zu räumen, da Sie sich principiell nicht duelliren.«

»Das Duell ist eine Dummheit! Sonst, wird Jeder seinen Mann an mir finden, dessen seien Sie sicher! Wie kommen Sie darauf?«

»Ich meinte nur so. – Nehmen Sie sich vor dem Intendantur-Assessor in Acht!«

»Was – setzt Borrmann seine Besuche noch fort, selbst nach der Lection von neulich?«

»Sie haben ihn allerdings in einer Weise lächerlich, wo nicht schlimmeres gemacht, daß ihm Nichts übrig bleibt, als . . . «

»Was?«

»Sie zu fordern oder keinen Fuß mehr in's Haus zu setzen.«

»Das ist seine Sache – ich werde das alberne Cartel abweisen. Aber nun kommen Sie, Kleiner, – wir dürfen diesen Delitzschianern und Radical-Pionieren nicht zu lange das Feld lassen. Von wem werden Sie mich vorstellen lassen?«

Der Journalist nannte ein Paar Namen, die damals in den ›Arbeiter-Vereinen' aufzutauchen begannen.

»Gut! – Einverstanden!«

Sie traten durch die Gartenthür in den hinteren Saal. Das Gedränge dort war jetzt so groß, der Tabaksdampf so stark, daß ihr Eintritt im Anfang fast unbemerkt blieb und der Journalist vollkommen Zeit gewann, sich seine Leute heraus zu suchen.

Der junge Cigarrenmacher behauptete noch immer die Redner-Tribüne.

»Unser gefährlichster Feind also, Brüder Arbeiter,« fuhr er fort, »bleibt immer, so lange die gegenwärtigen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft bestehen, das mobile Kapital, der Geldbesitz! Der Grundbesitz ist durch die Hypotheken fast durchgängig schwer verschuldet, und wir müssen doch leben und wohnen. Das Geld, das mobile Kapital ist es, was die Tyrannei übt, was die Arbeit des Einzelnen unterdrückt und entwerthet, aber ebenso die Arbeit der Masse. Aller Gewinn fließt in den Beutel des Fabrikherrn, also des Geldbesitzers. Wir sind und bleiben ihre Hunde, ihre Knechte! Welches Anrecht haben sie, als höchstens eine billige Verzinsung des Kapitals? Was d'rüber ist, ist unser Schweiß und Blut, es gehört uns! Die Börsenleute und Hypothekenbesitzer fahren in glänzenden Equipagen, während wir oft nicht eine Sohle unter unseren Schuhen haben! Warum sollen sie Caviar und Austern essen und Champagner trinken, während wir bei zwölf- und mehrstündiger Arbeit oft kaum das Brot für Frau und Kind erwerben? Mit welchem größerem Recht schlafen sie auf Daunen-Pfühlen und stecken ihre Weiber und Kinder in Sammet und Seide, während wir das nothdürftigste Dach über unserm Haupt mit schwerer Miethe bezahlen und noch alle Augenblicke riskiren müssen, an die Luft gesetzt zu werden! Unsere Frauen, unsere Kinder gehören dem Fabrikherrn, der durch lange und schwere Tagesarbeit unsere Körper entnervt. Wer setzt den Lohn fest? Der Fabrikherr, der Kapitalbesitzer!

Darum, Brüder Arbeiter, ist es vor Allem nothwendig, das eherne Lohngesetz zu brechen und das Monopol der Kapitalistenklasse auf die Mittel der Arbeit. Diese Mittel zur Arbeit müssen das Gemeingut der bürgerlichen Gesellschaft werden, also Aufhebung jedes Privatbesitzes! und weil eine solche Abschaffung sich nur auf einem Wege herstellen läßt, müssen wir einen Staat mit vollkommener Gleichheit Aller erstreben, den freien Volksstaat!«

Die Begeisterung des Redners, so unklar und vag auch seine Ideen waren, hatte in den einzelnen Sätzen auch die ungeschulten Sympathieen der Hörer erregt und stürmischer Beifall die Kraftstellen begleitet. Als der junge Agitator jetzt, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, die Tribüne verließ, streckten sich ihm begrüßend viele Hände entgegen, selbst die älterer geprüfter Männer.

Der gelehrtere Agitator sah, welchen schweren Stand er diesem Erfolge gegenüber haben werde.

Aber Lassalle war keineswegs der Mann, der sich von solchen Dingen einschüchtern ließ, und, obschon ihn die Wenigsten der hier Versammelten kannten, hatten doch einige gute Freunde so vorgearbeitet und den gelehrten Doktor als einen Freund und Märtyrer des Arbeiterstandes vom Rhein her darzustellen gewußt, daß – als er jetzt der sehr primitiven Versammlung vorgestellt war, – er mit Acclamationen begrüßt und aufgefordert wurde, eine ›Rede zu halten‹.

Sich um eine solche bitten zu lassen, ist niemals Sache des Agitators gewesen, ja dieser ihm zu Gebote stehende Redestrom ohne Endfindung ist später häufig die Ursache geworden, daß seine Erfolge zweifelhaft wurden und man eine förmliche Furcht bekam, wenn er Miene machte, die Rednertribüne zu besteigen. Im Anfang war das freilich noch anders – der Arbeiter horchte mit einer gewissen Ehrerbietung und ohne Prüfung auf die Orakelsprüche einer so hoch über ihm stehenden gelehrten Größe und war stolz darauf, eine solche sich mit seinem Loose beschäftigen zu sehen.

Der Redner wußte sehr wohl, wie er den niederen Mann zu behandeln hatte und, indem er zum Eingang mit seiner scharfen Stimme und in anregenden Worten seine Sympathieen für das Volk, die große Masse der Besitzlosen betheuerte, als deren Vertreter er am Rhein seine Gefängnißstrafe erlitten haben wollte, schilderte er gleich den andern Sprechern zunächst die Unterdrückung des Arbeiterstandes, sowohl in der Industrie als im Ackerbau, hütete sich aber das Recht am Privateigenthum anzugreifen, und betonte vor Allem nur das Recht am Verdienst. – »Der Erwerb,« sagte er, »darf nicht von dem Willen eines Einzelnen durch das eherne Lohngesetz abhängen, das eben ist die Ausbeutung der Arbeit. Fällt also das Recht der Lohnbestimmung durch den Einzelnen in seinem Interesse weg, so ist der Druck gehoben. Nicht das Kapital an und für sich ist schuld daran, denn es liegt auf der Hand, daß zu jeder Produktion Kapital gehört, sei es in Grund und Boden, in Gebäuden, in Maschinen und Werkzeugen oder in baarem Gelde zur Anschaffung der Materialien und zur Regelung der Absatzquellen. So lange wir also keine sociale Republik haben können, in welcher das Eigenthum überhaupt Gesammtgut Aller ist, müssen wir wenigstens dafür sorgen, daß das nothwendige Kapital den Erwerb des Einzelnen nicht schmälern darf. Wie aber wird eine lohnende Arbeit erzielt? – Einzig durch das Zusammenwirken Vieler in einer bestimmten Richtung! Deshalb empfehle ich mein System der *Produktiv-Genossenschaften!* – Die Arbeiter mögen je nach ihrer Befähigung und ihren Wünschen zu Genossenschaften sich verbinden, die eine bestimmte Fabrikation, eine bestimmte Arbeit betreiben. Das Kapital, das heißt die Mittel zu dieser Fabrikation, sei es in Geld, sei es in Grund und Boden muß die Gesamtheit, das heißt der Staat herleihen, bis es der Genossenschaft gelungen ist, sie sich selbst zu erwerben. Die Produktion wird also unter dem Eigenthumsrecht aller Genossenschaftsglieder betrieben, und jedes derselben hat das Recht am Ergebnis. Dieser Antheil muß an die Stelle des bisherigen Lohnes treten. Dann ist der Arbeiter nicht mehr der geknechtete Slave des

Kapitals, sondern sein gleichberechtigter Associé. Den Antheil bestimmt die Genossenschaft selbst. In diesem Antheil am Verdienst, das heißt am Ergebnis, erwirbt der Arbeiter ein Eigenthumsrecht auch an dem Kapital, am Grund und Boden, an den Maschinen, und so muß sich die sociale Revolution des Eigenthums ohne Gewalt vollziehen.

Aber es ist nöthig, zu dem Sieg dieser Principien die Arbeiter, also die allein zu Entscheidungen berechnete Majorität des Volkes zu vereinigen, damit sie ihre Kraft kennen und ausüben lernt, zunächst durch Erwerbung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts. Die Arbeiter bilden wie gesagt die Majorität, mit Ausübung des direkten Wahlrechts werden sie also nur solche Männer in die Gesetzgebung wählen können, welche ihre Interessen, ihre Ansichten vertreten, und deshalb werde ich, sobald es an der Zeit,<sup>1</sup> die Gründung eines ›Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins‹ in's Werk setzen. Was nützen die Sparkassen und Consumvereine des Herrn Schulze, wenn der Arbeiter Nichts zu sparen hat und nicht die Mittel, zu consumiren! Das System der Produktions-Genossenschaften, also ein gleiches Recht an dem Ergebnis der Arbeit, muß dem Arbeiter erst diese Mittel schaffen.«

Der Redner verlor sich hierauf mit der ihm eigenen Weitschweifigkeit und Unklarheit in das Gebiet der Politik. Hat doch seine Brochüre: ›Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens – eine Stimme aus der Demokratie‹ bewiesen, wie partikularistisch er selbst eigentlich dachte und wie er von einer gleichen Nationalitäts-Bewegung in Deutschland für seine persönlichen Pläne Förderung erwartete. »Die Nationalitäten-Bewegung sei allerdings der Urquell aller Demokratie. Die deutsche Bewegung von Achtundvierzig sei nur deshalb mißglückt, weil man zögerte, Oesterreich zu zerschlagen. Die Aufgabe Preußens sei es jetzt, was in Italien geschehen, in Deutschland nachzuahmen und die deutsche Einheitsschöpfung in's Werk zu setzen. Die deutsche Demokratie werde selber das Banner Preußens tragen und alle Hindernisse vor ihm zu Boden werfen. – Dann, wenn, wie in Italien die deutsche Einheit errungen sei, werde es leicht sein, die ›neue Aera‹ des Arbeiterthums herbei zu führen.«

Die Unklarheit in den demokratischen Begriffen mußte natürlich diesem Zuhörerkreise verborgen bleiben, nur die Idee einer Arbeitervereinigung und der Antheilsberechtigung am Gewinn leuchtete Allen ein, und ein gewisser Respekt vor der geistigen Bildung und höheren Stellung des Redners hielt die Meisten ab, als er sich in ihnen utopistische oder wenigstens gleichgültigere Thematas und Raisonsnements verlor, ihn zu unterbrechen, bis ein im Vorderaal sich erhebender Lärmen, der auf eine Schlägerei schließen ließ, dies that.

Ein solcher Zank hatte sich allerdings dort erhoben.

Wir haben bereits erwähnt, daß auch hier die anwesende Gesellschaft aus den unteren arbeitenden Klassen gemischt war und ein Bruchtheil derselben aus Frauen bestand. Es waren dies die Weiber kleiner Handwerker oder die Geliebten junger Männer, Gesellen und Handarbeiter.

An einem der Tische an der Wand saßen zwei junge Mädchen, ein neben ihnen umgelegter Stuhl bewies, daß der Mann, der zu ihnen gehörte, wahrscheinlich in dem Nebensaal den socialistischen Reden zuhörte. Vor ihnen standen zwei Seidel Bier.

Die beiden Mädchen waren jung und hübsch, in ihrem Aeußeren dagegen sehr verschieden.

Die vielleicht zwei Jahre ältere, also etwa zwanzig Jahre zählende Brünnette war ein Mädchen von großer schlanker Figur mit dunklen feurigen Augen, einem etwas kecken ungenirten Gesichtsausdruck und üppigem Mund. Sie klapperte mit der Gabel auf dem Teller, auf dem

---

<sup>1</sup>1863 gegründet.

noch die Knochen des verzehrten Schweine-Coteletts lagen und winkte eben dem dienenden Geist, ihr ein frisches Seidel zu bringen.

»Aber Nettchen, willst Du denn gar Nichts genießen? Du hast kaum von Deinem Biere genippt und ich wette darauf, daß Du noch nicht zu Abend gegessen hast! – He, Kleiner, reichen Sie noch ein Mal die Speisekarte her!«

»Ich bitte Dich, Pauline – ich mag Nichts, ich habe keinen Appetit. Du weißt, daß ich Dich bloß hierherein begleitet habe, als ich Dich mit Deinem Bräutigam im Thorweg traf, um den weiten Weg nicht noch ein Mal machen zu müssen, meine Schwester zu sprechen. Ich – ich habe schon gegessen!«

»Papperlapapp! – selbst wenn's wahr wäre, kann ein junges Ding wie Du, immerhin zwei Mal zu Abend essen, denn das Mittagbrod wird grade auch nicht von Huster oder Meinhardt gewesen sein. Bringe gebratene Leber, mein Junge, und Rothkohl, aber spute Dir! – Halt den Mund, Nettchen, ich traktire, und mach nicht länger ein so jämmerliches Gesicht. Sag' mir um's Himmels willen, was hast Du eigentlich und warum willst Du mit Gewalt Deine Schwester sprechen? Ehrlich gestanden – ist die in ihren jetzigen Verhältnissen doch grade keine sonderliche Beratherin für Dich!«

»Sie ist meine Schwester – die einzige Verwandte, die ich noch auf der Welt habe,« sagte die Andere, den Kopf niederbeugend, wahrscheinlich um die Thränen zu verbergen, die ihr in die sanften blauen Augen traten.

Das Gesicht hatte überhaupt etwas Sanftes, Mildes, es war weniger hübsch, als angenehm, und die Jugend – Henriette war achtzehn Jahre – ersetzte durch die Rundung der Formen und die Frische des ganzen Wesens, was ihr an jenen herausfordernden Reizen abging, deren ihre Freundin sich rühmen konnte. Uebrigens zeigten sich diese frischen kräftigen Formen nur unter züchtiger Verhüllung; denn das braune Merino-Kleid, welches das Mädchen unter dem kurzen schwarzen – wenig gegen die noch rauhe Jahreszeit schützenden Mäntelchen trug, – ging bis an den Hals hinauf und war dort von einem einfachen weißen aber sehr sauberen Leinwandkragen geschlossen. Das ganze Mädchen hatte etwas Sauberes, Einfaches und Bescheidenes an sich, während ihre Freundin wenn auch nicht luxuriös doch modern gekleidet war.

»Sage mir um Himmelswillen, Nettchen, weswegen Du heute so melancholisch bist und so traurig aussiehst? Ist Dir etwas passirt?«

Helle Thränen liefen über des Mädchens Wangen, ehe es sich zu antworten entschloß. »Ach Pauline,« sagte sie endlich – »ich weiß, Du bist so gut und kennst meine Lage. Du weißt, daß ich allein von meiner Hände Arbeit lebe und bisher fleißig und ehrlich mir durchgeholfen habe . . . «

»Ja, das weiß ich, und daß Du dazu Deine alte contract gewordene Pflegemutter auf dem Halse hast und ernährst und deshalb nicht aus dem Hause gehst schneiden wie ich, obschon Du es mindestens eben so gut verstehst und weit fleißiger bist! So sitztest Du den ganzen geschlagenen Tag in Deiner einsamen Hinterstube, stichelst von Früh bis in die Nacht für ein Spottgeld für das große Confectionslager von Frankfurter und hast das ganze Jahr kein Vergnügen! Das ist ein Hundeleben, das ich nicht eine Woche aushalten könnte!«

»Wenn man arm ist und allein in der Welt steht – muß man froh sein, wenn man nur Arbeit hat, aber . . . «

»Was aber . . . heraus damit, sag' ich Dir!«

»Wenn man nur eben immer ehrliche Arbeit hätte!«

»Was – daran fehlt Dir's doch nicht? Ich hab' Dir schon gesagt, daß Du ohne Frage die Geschickteste von uns Allen warst, die damals bei Reimann das Schneidern lernten, und die Fleißigste und Solideste bist Du ohnehin. Du hast ein wahres Genie dazu und kannst jedem Modejournal zu rathen aufgeben. Weder Mannheimer noch Oppenheim haben in ihrer ganzen Manufactur eine Arbeiterin wie Du, und Gerson's würden Dich mit Kußhand in's Confectionsgeschäft nehmen, wenn Du eben nicht so eigensinnig wärest, nur zu Hause zu arbeiten.«

»Es muß doch wohl nicht so sein, denn – man hat mir die Arbeit gekündigt!«

»Wie, was? das ist nicht möglich!«

»Es ist dennoch so – ich habe seit Sonnabend keine Arbeit mehr!«

»Aber – was ist los? ist das Confectionsgeschäft von Frankfurter etwa bankerott? ich habe doch Nichts gehört davon!«

»Bewahre – das ist's nicht!«

»Na also, was ist's denn? heraus damit!«

»Der erste Commis – er ist ein junger Vetter von der Frau des Principals und hat die Ausgabe an die Näherinnen und die Annahme der abgelieferten Arbeit, – mag mich nicht leiden!«

Die junge Arbeiterin beugte den Kopf, um ihr mit Röthe übergossenes Gesicht nicht sehen zu lassen.

»Nicht leiden?« frug die Andere. – »Ich verstehe, Du willst sagen, er mag Dich zu viel leiden!«

Das Gesicht der Nätherin beugte sich noch tiefer nieder.

»Es ist so!«

»Dacht ich mir's doch! Nur heraus mit der Sprache – was brauchst Du Dich zu geniren, wir sind unter uns Mädchen.«

»Es ist schon einige Zeit her – bald nachdem er in das Geschäft getreten war, daß er haben wollte, ich sollte in dem Magazin arbeiten. – Und dann, dann – Du weißt, wir armen Mädchen haben ja keine Jugend, von der Sorge einer Mutter beschützt, – und es wäre albern, wenn ich thun wollte, als wüßte ich nicht, worauf es immer und immer bei uns abgesehen ist! – Dann fragte er mich, ob er mich nicht besuchen dürfte, und verlangte von mir, ich solle ihn irgendwo treffen, und solle mit ihm ausgehn – er bot mir Theaterbillets an und wollte mich abholen . . . «

»Die alte Leier! Die Theaterbillets sind eine verdammt verführerische Sache, ich weiß ein Liedchen davon zu singen. Und Du armes Vögelchen gingst auch in das Garn, wie so Viele vor Dir gethan und nach Dir thun werden?«

»Nein – Gott sei Dank! – Ich habe zwar einmal ein Billet von ihm genommen nach dem Friedrich-Wilhelmstädtischen, aber ich bin schon nach dem vorletzten Akt fortgegangen. – Am nächsten Ablieferungstage machte er mir bittere Vorwürfe, denn er wußte, daß ich dort gewesen war, und von da ab – ging die Verfolgung an!«

»Wieso? Erzähle mir ausführlich! Ich glaube, ich kenne den Burschen! Heißt er nicht Salomon – Eduard Salomon oder Salomonski?«

Die Blonde nickte. – »Ja – so heißt er! Ach, ich kann Dir nicht sagen, wie immer schlimmer und schlimmer es mir ging, als ich ihm kein Gehör geben wollte. Ich mußte alle Woche zwei Mal hin, um Arbeit zu holen. Er nöthigte mich, mit ihm in die Modell-Kammer zu gehn und

da – als ich mich zur Wehr setzte und ihn von mir stieß – schlug er mich! – Aber nein – nimmermehr!«

»Das Vieh! – Es waren gewiß zehn Andere da, die sich Nichts draus gemacht hätten.«

»Dann drohte er mir – ich solle keine Arbeit mehr haben, wenn ich mich nicht seinem Willen fügte.«

»Hast Du ihm nicht gesagt, Du würdest Dich beim Principal beschweren?«

»Was hätte es mir genutzt, – ich sagte es zwar, aber er lachte mir in's Gesicht! – Sie nannten mich höhnisch nur ›die Prinzessin!‹ weil ich anders sein wollte, als die andern!«

»Warum, wenn Du mit Gewalt tugendhaft bleiben wolltest, obschon es ein Unsinn ist in unserem Stand, sich darauf zu capriciren, hast Du Dir nicht anderwo Arbeit gesucht? Es giebt der Geschäfte genug in Berlin.«

»Als ob es dort anders wäre! Man hört genug davon! – Ueberdies kennen sie sich meist Einer den Anderen und man wird förmlich verschrien, daß man überall abgewiesen wird. Und wäre es das bloß allein, aber . . . «

»Nun was noch?«

»Mein ehrlicher Name . . . «

»Was hat der damit zu thun?«

»Seitdem – seit ich ihn ganz bestimmt abgewiesen, hat er zwar seine Drohung nicht gleich wahr gemacht, mir die Arbeit zu entziehen, vielleicht wagte er's nicht, seines Schwagers wegen, der wußte, daß ich eine gute und fleißige Arbeiterin war, – aber seitdem fehlte alle Augenblicke an dem Zeuge, was mir der Zuschneider gab, an der Seide und den Zuthaten – der Zuschneider ist ein schlechter Mensch und steckte sicher unter einer Decke mit ihm. Kurz, wenn ich nach Hause kam, konnte ich nie mit dem Uebergebenen reichen und mußte wieder hin, um nachzuholen. Ich weiß nicht, wie sie das dem Principal vorgestellt haben mögen, er sah mich immer so mißtrauisch an. Zuletzt behaupteten sie gar, das Zeug wäre mir richtig übergeben, es müsse bei mir verschwinden – oder die Mäntel und Jacquets wären viel zu eng gemacht, ich müsse Zeug und Besatz zurückbehalten haben, man kündigte mir die Arbeit, und heute – ach Gott, denke Dir, heute Nachmittag . . . «

»Nun?«

»O die Schande, heute Nachmittag ist der Zuschneider, der schlechte Mensch, mit einem Schutzmann in meiner Wohnung gewesen und hat Alles durchsucht, unter dem Vorgeben, es fehlten drei Ellen guter Sammet und zwei Stück Perlen-Guimpe, die ich erhalten und nicht nachgewiesen haben sollte. Meine Pflegemutter hat fast den Tod davon gehabt.«

»Der Schurke!«

»Du kannst wohl denken, daß man Nichts gefunden – aber mein ehrlicher Name ist dahin, und Arbeit werde ich nirgends mehr bekommen, denn viele Leute im Hause haben es doch erfahren und dergleichen spricht sich rum, so groß auch Berlin ist, und der Salomonski wird schon dafür sorgen! – In dieser Noth wollte ich zu meiner Schwester gehn und ihr wenigstens Alles sagen, damit sie nichts Schlechtes von mir denken soll, und vielleicht hätte sie mir doch einen oder den andern Rath geben können. Da sie feinwäscht und plättet, kommt sie doch in vielen Häusern herum und hört, wo etwa Arbeit ist!«

Die Schneidermamsell hatte den Kopf in den Arm gestützt und sann mit finstern Blicken und krauser Stirn nach. Der Kellner hatte unterdeß die bestellte Portion gebracht und sie auf einen Wink vor die weinende Nätherin gestellt.

»Laß mich einen Augenblick nachdenken, Nettchen,« sagte sie energisch, »vor allen Dingen aber iß – oder ich rede nicht mit Dir.«

Auf diese Drohung hatte sich das weinende Mädchen endlich entschlossen, zuzulangen, – und der Appetit mit welchem sie aß, nachdem sie die erste Scheu überwunden, bewies, daß ihr Vorgeben von dem bereits verzehrten Abendessen mit Recht keinen Glauben bei der Freundin gefunden und sie wahrscheinlich den ganzen Tag gefastet hatte. Fräulein Pauline, denn unter ›Fräulein‹ thut es gegenwärtig selbst keine berliner Köchin mehr! hatte Gefühl oder Takt genug, es auch nicht zu bemerken, wie von den dünnen Leberscheiben zwei in einem Papier und mit diesem in der Ledertasche der jungen Confectionistin verschwanden und diese hauptsächlich an dem Brod, den Kartoffeln und der Sauce ihren Appetit stillte. Endlich war der Teller so leer, als hätte ihn ein Kätzchen abgeleckt, und dann sagte sie:

»Laß uns nun einmal ein ernstliches Wort mit einander reden, Nettchen, denn ich habe mehr Lebenserfahrung wie Du und Du weißt, daß ich Deine aufrichtige Freundin bin.«

»Gewiß weiß ich das!« betheuerte schluchzend das Mädchen.

»Vorerst nimm Dir zusammen und fange kein Geheule an, damit wir kein Aufsehen hier machen. Du weißt, daß ich eine Waise war, so gut wie Du, oder vielmehr noch schlimmer, denn ich habe meine Alten gar nicht gekannt und der Armenvorsteher vor dem Hamburger Thor ließ mich in das Waisenhaus an der Waisenbrücke aufnehmen, und als ich eingeseget war mit der bekannten Waisengarderobe, brachten sie mir in Dienst und das war Alles, was weiser Magistrat und Stadtverordneten vor mich thun konnten und wofür ich ihnen auch dankbar bin, denn im Grunde genommen, muß man doch auch billig sein und wie Fritz sagt, bedenken, daß der berliner Magistrat und die Stadtverordneten viel zu viel mit der Reaktion und der Politik sich befassen müssen, als daß sie Zeit haben können, sich mit jedem Bankert zu beschäftigen, nachdem die gottesfürchtige Obrigkeit die wohlthätigen Anstalten in der Königsmauer, Krausen- und Kanonierstraße und an sonstigen Orten aufgehoben hat. Also – ich war von Kindesbeinen auf ein gewitztes berliner Kind und mein Vater ist wahrscheinlich ein Komödiant oder ein Offizier gewesen, aber zu pauvre, als daß meine Mutter es der Mühe werth gehalten hätte, ihn auf Alimente zu verklagen, was damals noch die goldene Zeit für das schwache Geschlecht war. Kurz zu erzählen, ich kam in einen ganz guten Dienst und der alte Kanzleirath Brummet, der keine Kinder hatte und dem ich seine Gewohnheiten bald abgeguckt, sprach mit seiner Alten, die auch eine ganz gute Person war, wenn ich nur ihre zwei Köters ordentlich besorgte und sie des Abends vor's Hallesche Thor spazieren gehen konnte, und sie ließen mich nähen lernen. Ja, als der Alte starb, nachdem ich zwei Jahre bei ihnen gewesen, hat er mir fünfzig Thaler vermacht, die er statt des Lohns für mich in der Sparkasse angelegt hatte. Nun hatte ich zwar einen Vormund, aber die berliner Vormünder, das sei Gott geklagt! Ich hatte eine Freundin, die hatte wirklich etwas Geld von ihren Alten und hieß die Schwefel-Holz-Marie, und ihr Vormund war sogar beim Magistrat. Aber er war am froh'sten, wenn er sie im Ochsenkopf oder am Molkenmarkt wußte und deshalb hat sie ihm auch einmal in die Tante Voß das Geburtstagsgedicht einrücken lassen:

Mein lieber Vormund Spitz  
Im Ernst und ohne Witz,  
Wünsch' ich zum heut'gen Feste,  
Vom Molkenmarkt das Beste,

Es grüßet zärtlich Sie  
Ihre Schwefelholz-Marie!

Ich ging also zu meinem Uhrmacher-Meister, der stets bei den Sprößlingen seiner Freunde Vaterschaft oder wenigstens die Vormundschaft übernahm und erklärte ihm rund heraus, das Dienen gefiele mir nicht länger und ich wollte für mein Geld Damenschneidern lernen und mir anständig einmöbliren. Er fand den Gedanken sehr verständig und legte mir nur die Verpflichtung auf, tugendhaft zu bleiben und mich alle Vierteljahre einmal bei ihm zu melden, damit er sich nach mir nicht umzusehen brauche. Das versprach ich und hatte Ueberlegung und Witz genug, mir einen tüchtigen Lehrmeister zu suchen, bei dem ich das Kleidermachen lernen könnte. Da war's, wo wir uns Beide kennen lernten. Du kamst freilich etwas jünger auf die Schneider-Universität als ich!«

»Die braven Leute, die mich als Kind aufgenommen hatten, als meine beiden Eltern so rasch hinter einander gestorben waren und gar Nichts hinterlassen, hatten es in der That ermöglicht, das theure Lehrgeld für mich zu bezahlen, um mir damit einen Erwerb in der Zukunft zu sichern. Hatte ich doch schon bei meinem Vater mithelfen müssen zu nähen und seitdem Passion für das Schneidern. Deshalb habe ich auch die Pflicht, meine Pflegemutter nicht zu verlassen, jetzt da sie allein und gelähmt ist und selbst Nichts mehr verdienen kann!«

»Das ist recht brav und schön von Dich, aber es ist ein Unglück, denn Jeder ist sich doch am Ende selber der Nächste und ich bin froh, daß ich meine Pflegeeltern, den hochlöblichen Magistrat und die Stadtverordneten nicht zu ernähren brauche. Ich glaube, so weit würde sich meine Dankbarkeit nicht erstrecken und es würde mir auch etwas schwer werden, denn die Meisten sind's verteufelt gut gewöhnt und eine Hand wäscht die andere. Aber um wieder auf meine Geschichte zu kommen, Du weißt, daß ich's einige Zeit auch in der Confection versuchte, die damals in Schwung kam, aber es gefiel mir nicht, vielleicht aus demselben Grunde wie Dir, das heißt, weil ich mir meine Liebhaber nicht nach meinem Penchant wählen konnte, – und so versuchte ich's mit dem Hausschneidern; ich hielt mir ein Mode-Journal, kleidete mir anständig und ließ mir Karten drucken. Mit dem Ausbessern ist freilich nicht viel und manche Frauen sind so kratzbürstig und eklich, daß sie einem Floh das Fell abziehen, und eine Hausnätherin wie einen Droschkengaul abnützen möchten, namentlich, die früher selber Nichts gewesen sind; aber es jiebt ihrer doch auch noch anständige, und weiß man erst ein Bischen mit ihnen zu thun und etwas Klatscherei aus der Nachbarschaft, oder man versteht es, sich rar zu machen und kann erzählen, daß man bei der und der Gräfin geschneidert hat, oder bei der Frau Geheimrätthin X. noch diese Woche ein Kleid abliefern wird, oder gar der Kammerfrau der Prinzessin helfen muß – da sind sie hinter Einem her, wie die Teufels hinter einer armen Seele, und ich habe auf vier Wochen voraus alle meine Tage bestellt und muß mit am Tische essen. Eins soll man freilich verstehn, das ist, die Augen hübsch auf den Teller halten oder auf der Nadel, wenn der Herr im Zimmer ist, oder wenn sie einen erwachsenen Sohn haben; denn da sind die Weiber, alle wie sie gebacken sind, vornehm oder nicht, wie der Geier dahinter her, und man darf sich nicht einmal ganz unschuldig in die Backen oder sonst wohin kneifen lassen und ich hab' einmal eine vortreffliche Stelle bei einem Partikulier verloren, bloß weil's die alte häßliche Hexe im Spiegel sah, daß der Mann, obgleich er ebenso alt und häßlich war wie sie selber, mich eine Kußhand zujeworfen hatte. Aber das thut Nichts – die Männer und die jungen Herren wissen's doch schon möglich zu machen, die Alte zu betrügen und einem ein Theater-Billet oder sonst Etwas zuzustecken, und Abends an der

zweiten Ecke uns aufzulauern, wenn man nur jung und hübsch ist. Und für was wäre man denn jung und hübsch, als für's Vergnügen? Ich sage Dir, die Männer haben Alle den Teufel im Leibe und vor Allem die Alten, und Berlin ist groß und man muß sich nur nicht erwischen lassen. Nun gar, wenn die Abgeordneten da sind, die sind froh, wenn sie einmal von Muttern aus der Provinz fort sind, sie taugen Alle Nichts, die Reactionaire wie die Demokraten, und es nutzt auch Nichts, wenn die Weiber mit hierher kommen! Ich habe da jetzt eine Stelle bei einer gnädigen Frau aus Pommern oder Preußen, und der Mann hält große Reden in der Kammer und geht auch bei Hofe, obgleich er in der Opposition ist, – aber der dreht jeder pommer'schen Landpommeranze eine Nase, daß es nur so eine Art hat, und ich bin in dem Winter schon zwei Mal mit ihm auf dem Ball gewesen bei Kroll vom Corps de Ballet und selbst im Opernhause, seit wieder gespielt wird, ohne daß eine Christenseele Etwas gemerkt hat. Und für was wären denn die Delikateßkeller da – die feinsten, die besten! Ich sage Dir, Nettchen, so ein Delikateßkeller ist eine vortreffliche Erfindung und die Wirthe sind ganz ausgezeichnete Leute. Es ist eine Dummheit von Birkenfelden, daß er es zugegeben hat, daß in so vielen jetzt Fenster in den Thüren und keine Riegel an den Schlössern sein sollen. Hast Du schon einmal Austern jegessen, Nettchen?«

»Niemals!«

»Oh – es ist etwas Ausgezeichnetes – frische Austern, mein Baron kann vier Dutzend vertilgen; aber unter uns, mir schmecken sie auch nicht, der Champagner dazu ist mir viel lieber! Aber um wieder auf unseren Hammel zu kommen, – ich habe mehr als einmal an öffentlichen Orten den kleinen Salomonski getroffen – er ist sonst ein ganz netter Junge und da unsere Leute nun einmal das Heft in der Hand haben, das heißt das Geld, und allen Handel und Wandel, und damit auch unser tägliches Brot, – kannst Du Dich nicht entschließen, ein Bischen nachzugeben? Es ist doch nun einmal unser Schicksal und wir können nicht mit dem Kopf durch die Wand!«

»Nein, nein – ich kann es nicht!«

»Höre, Kleine« sagte die Andere, den Kopf schüttelnd, – »sollte da nicht vielleicht noch ein anderer Grund dahinter stecken! Hast Du vielleicht eine stille Amourschaft, eine geheime Boussade?«

Es ist merkwürdig, wie selbst bei den einfachsten unschuldigsten Mädchen schon jener geheime Instinkt, jene weibliche Schlaueit sich geltend macht, welche sie lehrt den Krieg stets auf das feindliche Gebiet zu spielen und jeder direkten Antwort auszuweichen. So geschah es auch hier und die junge Nätherin sprach zu der erfahreneren Freundin: »Ich begreife Dich wirklich nicht, Pauline. Wie ist es möglich, wenn Du Deinen Fritz, wie Du sagst, wirklich und aufrichtig lieb hast, daß Du da mit anderen Männern sponsirst und mit ihnen selbst in so verrufene Lokale gehen kannst, wie diese Delikateßkeller sind, und wohin doch Mädchen unseres Standes gar nicht gehören!«

»Närrchen« lachte die Freundin, »ein hübsches Gesicht und eine gute Taille hebt in der Beziehung jeden Standesunterschied auf. Ich sehe nicht ein, warum eine fleißige Nätherin oder Schneiderin, die den ganzen lieben Tag sich redlich geplagt, und gar manche Demüthigung hat geduldig verschlucken müssen, während bei ihr doch Alles Natur und keine Schminke und Wattirung ist, des Abends nicht ebenso gut zu Kroll oder mit einem fein gekleideten und reichen oder vornehmen Herrn in ein vornehmes Lokal soupiren gehen kann? Oder ist das blos für die Choristinnen und die Backfische von's Ballet, die sich den Puder fingerdick auflegen,

sich Künstlerinnen schimpfen und uns, die wir ehrlich von unserer Hände Arbeit leben, über die Achseln ansehen? Ich presse den Offizieren und den Bankiers nicht die Fünfundzwanzig-Thalerscheine ab, wie die unreifen Plagen sie alle Tage bei Meyer wechseln lassen, wenn sie dort ihre Chokolade nutschen, – ich bin überhaupt keine solche, wie ihrer schockweise herumlaufen und nach der Sitte auf dem Molkenmarkt müssen; – ich bin ein ehrliches Mädchen, das seine Arbeit hat; wenn ich mich auch nicht gerade für eine Tugendheldin ausgeben will, weil ich das Vergnügen liebe und mich in die Zeit und meine Lage schicke.«

»Aber wenn Du den Fritz liebst . . . «

»Gewiß liebe ich ihn, – zum Heirathen! und ich werde ihm gewiß eine gute und brave Frau sein. Aber soll ich deswegen meine Jugend vertrauern, weil er Nichts hat, und ich auch Nichts, als die Paar Möbeln und das Bett, oder soll ich deswegen wie die arme Schwefelholz-Marie, die nun einmal für das Vergnügen schwärmt, weil sie jung und hübsch ist, in's Odeum oder gar in die Tanzkneipen vor dem Frankfurter und Rosenthaler Thor laufen und mich mit der Sorte gemein machen, wie die Fabrikmädchen? Jott bewahre! Wenn's Sommer ist, gehe ich alle Sonntage mit ihm spazieren und im Winter in ein anständiges Lokal in's Concert, wie bei Fachmann oder in's Concerthaus, und ich denke, ich mache ihm da wahrhaftig keine Schande, – auch zu Gräberten in's Theater und das ist gewiß ein Opfer, wenn man so oft in's Wallner'sche oder in's Victoria und die Friedrich-Wilhelmstadt gehn kann, wie mir's geboten wird! Aber in der Woche – da darf er mir nicht kommen, und etwa aufpassen und mir nach Hause bringen wollen, – denk ich nich dran, da will ich selbstständig und frei sein und mir bilden!«

Die junge Nätherin schüttelte über diese Philosophie den Kopf. »Aber Du bist doch heute hier mit ihm, und es ist heute Donnerstag.«

»Ja das ist was ganz Anderes, das ist Extra! – Das ist, weil sie mir bei Engelbrecht, dem dicken Rentier und Stadverordneten am Anhalt'schen Thor, der auch sieben Häuser und keine Schlafstelle hat, und aus lauter Patriotismus und Gemeinsinn der Kommune ein altes Haus nach dem andern für vieles Geld zu einem Schulhausbau oder Straßendurchbruch aufschwätzt, haben absagen lassen, indem die Frau Stadtverordnetin heute zum Fauerverein in's englische Haus muß! – und da mir der Fritz gesagt hatte, daß heute hier eine Arbeiter-Versammlung sein sollte, wo sie eine Strike besprechen und Reden gehalten werden müßten, so hab' ich ihn von der Fabrik abgeholt und bin mitgegangen, damit er mir nich zuviel Unsinn reden sollte; denn er redt gerne und möchte ein Volkstribun werden, wie der Held war, der jetzt die Daubitz'sche schreibt. Im Handwerkerverein laß ich mir's noch jefallen, da sind die Professoren da, der Virchow und die Anderen und halten Vorträge über Dinge, von denen unsereins im Leben Nichts hört, und wenn man's auch nicht versteht und es uns für die Arbeit Nichts nutzt und langweilig ist, so ist's doch für die Bildung und überdies ist ein Schutzmannswachmeister da oder jar ein Lieutenant und läßt's mit dem Reden nicht so weit kommen, daß sie deßhalb eingesteckt werden können. Aber hier ist's was anders, das soll eine Versammlung aus Zufall sein und ohne Litfassen, und da könnte der Fritz am Ende Unsinn machen und sich vor's Kriminal schwatzen, er steht so nich gut angeschrieben beim Revier-Hauptmann, weil sie ihn am Ende in's Abgeordnetenhaus wählen könnten. Aber wenn er weiß, daß ich hier bin, nimmt er sich wenigstens in Acht, daß es nich zu einer Uflösung kommen kann. Es ist schon schlimm genug, daß sie Strike machen wollen, nicht daß sie ihn mir noch einstecken! – Aber Kind, Du hast mir noch immer nicht gesagt . . . «

»Strike?« frug die junge Nätherin, die gern dem Berichte entgehen wollte, – »man hört jetzt so viel davon, was heißt das eigentlich ›Strike?‹«

»Ja was soll's heißen? Strike machen heißt eigentlich faullenzen, bis die Principale oder Arbeitgeber so wollen wie wir, nicht wir wie sie wollen. Das ist eigentlich ganz Dein Fall Kind, Du machst gegenwärtig auch Strike, weil Du mit dem kleinen Salamonski nicht sponsiren willst, wie er doch mit Dir gern thun möchte. Es wird nun darauf ankommen, wer von Euch Beiden es am längsten aushält.«

»O Pfui, Pauline, es ist nicht hübsch von Dir, daß Du mein Unglück noch verspottest!«

»Hat sich was zu spotten. Die Sache ist halt so – wir armen Geschöpfe sind einmal ihrer Willkür preisgegeben. Ob's Meier oder Itzig, 's Geschäft bringt's halt so mit sich! Aber nun wollen auch noch die Männer Strike machen, das heißt, sie kündigen in den Fabriken die Arbeit, wenn grade die meisten Bestellungen da sind und wollen nicht eher wieder eine Hand anlegen, als bis sie einen höheren Lohn haben. Es ist wahr, es ist jetzt oft ein Hundeverdienst und ich stehe mich fast ebenso gut wie der Fritz, wenn ich die Kost rechne, und deshalb ist's ihnen nicht zu verdenken; denn die Fabrikherren schlucken's mit Scheffeln und die Werkmeister helfen auch dazu. Fritz hat mir das Alles auseinander gesetzt, und es wäre ganz gut, wenn auch wir Mädchens einmal Strike machten und den Herren Principalen den Kuchenkorb etwas höher hingen. Wir verdienen's ihnen ja doch! Aber ich will nur nicht haben, daß er immer der Rädelsführer ist; denn das macht böses Blut, und zuletzt stecken sie ihn doch einmal in freie Schlafstelle am Molkenmarkt. Aber mit all' dem Schwätzen kommen wir ganz von Dir ab – also heraus mit der Sprache, hast Du eine stille Liebe oder nicht, und ist's was Reelles, das heißt zum Heirathen?«

»Ich habe noch kein Wort mit ihm gesprochen,« stammelte tief erröthend und sehr verlegen das junge Mädchen.

»Also doch! – ich dachte mir's gleich! Was ist er? Von's Civil oder Militair?«

»Militair!«

»Ah so – ja, zweifarbig Tuch, das macht uns Alle confuse. Aber hoffentlich doch kein Je-meiner, selbst von der Garde nich?«

Nettchen schüttelte den Kopf.

»Also ein Chargirter, ein Unteroffizier?«

Wieder Kopfschütteln.

»Na denn jar een Feldwebel? Die Leute haben ein Einsehen in's Kriegsministerium – es giebt jetzt schon viele junge Feldwebels! – Was, noch nicht? – Mädchen, Du hast Dir doch nich etwa jar den Kopf von einem windigen Lieutenant verdrehen lassen? Das schlag Dir aus dem Sinn, das führt zu Nischt als zu einer verdorbenen Taille.«

»Ich habe Dir schon gesagt, daß ich noch kein Wort mit ihm gesprochen habe. Er ist noch so jung – er dient freiwillig auf's Avancement bei den Schützen. Sein Vater ist ein Forstrath, einer vom Adel.«

»So, so« – meinte die erfahrene Freundin. »Kieck ein Mal, Du hast noch kein Wort mit ihm geredt und doch weißt Du das schon Alles so genau.«

»Ich hörte es zufällig von unserer Nachbarin – sie macht Bedienung in dem Hause, wo der junge Herr von Wendenburg wohnt – er hat die Erlaubniß außerhalb der Kaserne zu wohnen.«

»Hm! Hm! was Du sagst, muß ich freilich glauben.«

»Ich will Dir nur gestehn,« fuhr die Kleine fort – »er ist mir schon mehrmals nachgegangen, ich begreife nicht, woher er weiß, wann ich in die Stadt gehn muß! Und wenn ich aus dem Magazin komme, oder auf den Wochenmarkt, um die Kleinigkeiten zu kaufen, die ich brauche, ist er immer auf der andern Seite der Straße – aber anständig in Civil. Neulich, Sonntags, ist er selber in der Andreaskirche gewesen und das beweist, daß er rechtschaffen und fromm ist! – Und – und –«

»Na und?« frug die neugierige Freundin, der es Spaß machte, die Windungen des jungen unschuldigen Herzens zu verfolgen.

»Und am Mittwoch, als ich Abends ausgehn mußte und ein wüster Mensch am Marianenufer immer hinter mir d'rein kam und mir Schändlichkeiten sagte und mich mit Gewalt umarmen wollte, war er plötzlich, wie aus der Erde gekommen da, gab dem Schlingel eine Ohrfeige und befreite mich von ihm.«

»Und er hat darauf nicht gesprochen?«

»Nein – er hat nur eine Verbeugung gemacht, denn er war wieder in Civil, aber ich habe ihn gleich erkannt, und hat gesagt: Fräulein es ist nicht gut hier allein zu gehn, erlauben Sie, daß ich bis in die Nähe Ihres Hauses hinter Ihnen gehe!«

»Jott sei Dank, daß er gesprochen hat, – ich fing schon an, ganz am Charakter von's preussische Militair zu zweifeln! Und weiter hat er Nichts gesagt? Aber den Arm hat er Dir doch geboten und Dir jeführt?«

Nettchen schüttelte den Kopf. »Nein – weiter hat er Nichts jesagt – er ist nur immer zehn Schritt hinter mir gegangen, bis ich an unserem Hause war« sagte sie ziemlich betrübt.

»Also noch sehr jrün? – Na sie werden's ihm unter den Schützen schon ablernen, davor brauchst Du nicht bange zu sind.«

»Ach Gott, ach Gott – denke Dir, wenn er nun hört, daß die Polizei bei mir gewesen ist und Haussuchung gehalten – ich sage Dir, es bleibt Nichts verschwiegen in der Köpnickers Straße, die Leute sind so klatschig – was wird er glauben von mir? Er spricht im Leben kein Wort oder sieht mich gar nicht mehr an!«

Die Freundin lachte. »Vielleicht desto eher. – Du bist doch noch sehr jung und einfältig! Aber Du hast Recht – das ist eine Sache, der zuerst abgeholfen werden muß. Hören Sie da, Herr Weber« sprach sie einen mit dem Seidel vorübergehenden jungen Mann an, – »Sie kennen ja wohl meinen Fritz – Herrn Frisch meine ich!«

»Jewiß, Fräulein, er hat eben unten im Saal eine vortreffliche Rede gehalten und allgemeinen Beifall gehabt.«

»Na, denn thun Sie mir een Mal den Jefallen und suchen Sie ihn auf und sagen Sie ihm von mich, et wäre nu jenug Blech geredet und er solle striktement, oder wie Sie's heißen, sogleich einmal zu mir herkommen, ich hätte etwas Dringendes mit ihm zu reden, aber verstehen Sie mir wohl, jleich, auf der Stelle.«

Der junge Mann versprach es und verschwand. Fräulein Pauline schien übrigens eine mehr als monarchische Gewalt über den angehenden Volkstribun und Social-Repnblikaner zu haben und ihr Scepter sehr streng zu schwingen, denn es waren noch keine fünf Minuten vergangen, als Herr Fritz Frisch, der große Redner, bereits auf dem dritten Stuhl am Tisch der beiden jungen Mädchen saß, und von Fräulein Pauline gehörig abgekanzelt wurde, weil er sie so lange allein gelassen wegen der dummen Rederei, bei der doch nichts Gescheites herauskäme.

»Aber Kind,« sagte der Gescholtene, »es wurde grade jetzt so interessant und wichtig. Der Doktor Lassalle spricht über die Produktiv-Genossenschaften.«

»Unsinn, Trink- und Bummel-Genossenschaften, wo Ihr Männer bloß ohne Aufsicht der Frau seid. Ich sage Dir Fritz, nimm Dich in Acht, denn wenn sie Dich vor's Criminal bringen, kann im Leben aus uns Beiden Nichts werden. Ich will keinen Mann, der bloß in die Vereine läuft und sich mit der Polizei stets in den Haaren liegt, das ist nur eine viel zu unsichere Existenz. Im Staat soll der König regieren und im Hause die Frau. Aber nun paß auf und hör zu.«

Fräulein Pauline war eine Monarchistin – sie hatte so viel zu schneiden bei Geheimrätinnen, Offiziersdamen und Rentierfrauen, daß das ursprüngliche demokratische Blut in ihr zur Milch der frommen Denkungsart durch all das, was sie anhörte und für richtig halten mußte, weil es von vornehmen Lippen kam, verwandelt war, wenigstens dem künftigen Ehemann gegenüber, und sie nur für Communismus und demokratische Menschenrechte schwärmte, wenn sie nach der Tagesarbeit ihre Erholung suchte. Jetzt erzählte sie dem jungen Mann, was ihr eben die Freundin mitgeteilt hatte, mit einigen Zusätzen, die natürlich nicht geeignet waren, ihn nachsichtlicher für das Verfahren des Ladenjunkers zu stimmen.

»Wenn ich nicht irre,« sagte sie, »hast Du mir ja einmal erzählt, daß Du mit dem Zuschneider von Frankfurtern bekannt bist?«

»Mit dem langen Schletterbach, ja wohl! Es ist ein tückischer Kerl, ich glaube, er kommt in den Handwerker-Verein und des Abends zu Kühne immer hin, um zu spioniren, was die Arbeiter reden und ob sie striken oder noch länger den Hundelohn sich gefallen lassen wollen.«

»Also Du weißt ihn zu finden?«

»Jeden Abend! gewiß! es ist selten, daß er einen überschlägt.«

»Und Du hast Freunde, auf die Du Dich verlassen kannst?«

»Gewiß! – Sie gingen mit mir durch Dick und Dünn!«

»Nun, so hör mich hübsch an! – Du wirst noch heute den Schletterbach aufsuchen und ihn unter einem Vorwand auf Deine Stube locken. Dort, wenn Ihr allein seid, hältst Du ihm seine Schlechtigkeit vor, die er hier an dem armen Kinde begangen hat, und drohst ihm die Sache publikus zu machen und in den Publicisten setzen zu lassen, und Du würdest es Deinen Freunden erzählen und wo einer von ihnen ihm in einem öffentlichen Lokale oder auf offener Straße begegnete, würde er ihn rempeln und Streit mit ihm suchen, bis er so weich geschlagen sei, daß er sich nicht mehr rühren könne, wenn er nicht sofort einen Brief hier an Nettchen schreibt mit seinem vollen Namen und sie um Verzeihung bittet und erklärt, daß der angeblich vermißte Sammet und die Guimpe sich gefunden habe, und daß sie ein braves und ehrliches Mädchen sei und Herr Frankfurter sie nur sehr ungern verlieren würde.«

»Aber ich will um keinen Preis wieder in dies Magazin gehn!«

»Hör' nur weiter! das sollst Du auch nich! Und seinem schuftigen Anstifter dem Herrn Salomonski soll er sagen, daß es ihm eben so gehen werde und daß die ehrlichen Arbeiter ihn zwingen würden, Berlin zu verlassen, wenn er nicht dafür sorgte, daß sein Schwager hier meiner Freundin ein jutes Zeugniß schickt, denn in das Jeschäft käme sie nich mehr. Wenn er's nicht thut, braucht er sich in keinem Lokal mehr sehen zu lassen, wo es Vergnügen giebt!«

»Da kannst Du doch Nichts dazu thun!«

»Na das ist meine Sache! Ich frage Dir bloß, willst Du uns helfen oder nicht?«

»Gewiß will ich's, aber wär es nicht weit einfacher, wenn ich den Kerl bei mir habe und ich ließe ihn gleich den Brief schreiben an Deine Freundin, oder ich drohte ihn, halb todt zu schlagen?«

»Kannst Du auch thun, nur haben muß sie ihn, damit ihre Reputation vor den Leuten nicht leidet. Und vor Dir, Nettchen, habe ich noch einen besondern Plan. Du mußt suchen ein Mädchen ohne Anhang zu Dir zu nehmen, das zu Hause arbeitet; solcher Beschäftigungen giebt's ja viele! und da kann sie dabei die Alte pflegen, während Du aus dem Hause schneidern gehst und Geld wie Heu verdienst.«

»Meinst Du wirklich, daß dies anginge?«

»Warum sollt es nicht angehen wenn ich Dir's sage! Vor Arbeit brauchst Du nicht bange zu sein, am Montag kannst Du gleich auf zwei Tage zur Jeheimeräthin Ströhmer hingehn, ich bin versagt, aber auf meine Recommendation wird sie Dir mit Kußhand aufnehmen, denn sie muß ihre Kleider ändern lassen und vielleicht bringt sie Dir jar zur Prinzessin! Ach Herr Je, was is denn des? Fritze – geh doch mank und seh mal nach, was das is?«

Ein Lärmen hatte sich in der Nähe der Eingangsthür erhoben, wo auch der Ausschank war.

Eine Frau in ärmlicher Kleidung, mit den Furchen des Harms und des Elends auf dem eingefallenen Gesicht war in das Lokal getreten und hatte sich gegen den Schanktisch gewendet. Zwei kleine Kinder von vier und sechs Jahren klammerten sich ängstlich an Schürze und Rock der Mutter.

»Verzeihen Sie« sagte die Frau zu dem Wirth, der eben mit dem Eingießen einer Weißen beschäftigt war und deshalb diesem Besuch wenig Aufmerksamkeit schenkte, – »ist mein Mann wieder bei Sie?«

»Ihr Männeken? – Aber ick weeiß jar nich, wat für eine Jeborne Sie sind! Entschuldigen Sie, Madamken, aber et wird hier Nischt jegeben.«

»Ich heiße Armbusen, mein Mann ist der Schuhmacher Armbusen, ich möchte ihn gern in einer dringenden Angelegenheit sprechen.«

»Ach so Madame Armbusen – ja des is was anders! Bitte Madamken, wollen Sie sich nich ein Bischen setzen. Ick werde den Herrn Jemahl jleich rufen lassen. Befehlen Sie eenen Kümmel mit Pommeranzen? Bitte, geniren Sie sich nicht – et jeht uf Rechnung. Wenn Herr Armbusen ooch vor jewöhnlich nich sehr bei Kasse is, so verschafft er mir doch ville Kundschaft und ich bin nich undankbar!«

»Ich will Nichts von Ihnen als meinen Mann! Ihr schändliches Creditgeben, das ist grade auch eins von den Mitteln zur Verführung, die einer armen Frau und den Kindern den Vater zum elenden Bummler gemacht! Wollen Sie mir ihn gleich zur Stelle schaffen, oder ich schreie Feuer! Ich habe Nichts mehr zu schonen, so unglücklich sind wir schon von all' dem demokratischen Schwindel geworden. He, Armbusen, wenn Du noch ein Herz im Leibe hast, so komm hierher und geh' mit mir nach Hause!«

Sie hatte die letzten Worte mit schreiender Stimme gerufen; es war offenbar, daß die arme Frau sich in einem Zustand der Verzweiflung befand, welcher sie keine Rücksicht mehr nehmen ließ.

Die Kinder klammerten sich weinend an den dürftigen Rock der Mutter und schrieen mit ihr.

Der Schuster Armbusen hatte zwar viele gute Freunde, aber nur unter dem Plebs der Arbeiter, den verkommenen, arbeitsscheuen Subjekten, denen das Wirthshaus lieber war als die

Kelle oder Hobelbank. Alle die besseren Elemente duldeten ihn bloß als Agitator und Wühler, wie die oppositionellen Zeitungen einen verantwortlichen Sitzredakteur für den Staatsanwalt und die Proceßdeputation halten. Sein bekannter Lebenswandel machte ihn selbst bei seinen Anhängern verächtlich, und Viele, die seinen albernen und unverdauten Phrasen noch vorhin Beifall geklatscht, hofften jetzt und gönnten ihm einen Scandal.

Der Ruf: »Armbusen! hierher Armbusen! ein Telegramm für Armbusen!«

Der letzte, von einem cynischen Witzbold eingemischte Ruf drang in den Versammlungssaal und unterbrach die Rede des gelehrten Doktors, die nachgerade anfang, vielen Hörern etwas unklar zu werden. Einige glaubten, es handle sich um eine Berufung des Schusters nach irgend einem andern Tummelplatz der begonnenen socialen Agitation, wie Stettin, Hamburg u. s. w. Man weckte also den Halbtrunkenen aus seinem Schlaf und stieß und trieb ihn halb mit Gewalt zum großen Aerger des Doktors nach dem vordern Schanklokal. Das erste Debüt des großen Socialdemokraten war vollständig verunglückt!

Schuster Armbusen war durch die verschiedenen erhaltenen Püffe ziemlich ernüchtert; das Geschrei, ein Telegramm sei für ihn angekommen, von ihm natürlich geglaubt, ließ ihn sich stolz in die Brust werfen und in der Mitte seiner Freunde vorwärts schwanken.

Es war ein Spiel des Zufalls oder raffinirter Bosheit, daß eine Menschenmauer ihm den Anblick seiner unglücklichen Familie bis zum letzten Augenblick vollständig verbarg, so daß er ihre Anwesenheit erst ersah, als er dicht vor ihnen stand. Ein fester Kreis hatte sich sofort um sie geschlossen und es war dem würdigen politisirenden Stiefelversohler unmöglich, seinem Schicksal zu entrinnen.

Jetzt, als sie ihren lüderlichen Gatten vor sich sah, schien sich der bisherige Jammer und die Verzweiflung der armen Frau in leidenschaftlichen Zorn zu verwandeln.

Wer je Gelegenheit gehabt hat, dem Keifen einer ächten berliner Hökerin zuzuhören, hat die Zungengeläufigkeit ziemlich in ihrer höchsten Potenz kennen gelernt. Der bescheidene Historiker dieser Scene erinnert sich aus seinen vielen Kreuz- und Querzügen durch die Länder und Völker nur einer Person, der er den Preis in der Suade vor den berliner Hökerinnen zuerkennen mußte, es war dies eine junge, hübsche Barbierfrau, Spanierin, in einem Bartkratzerladen in Biarritz! Er erinnert sich, daß er staunend die Abfertigung einer ganzen Reihe von Kunden abwartete, bloß um dies lebendige Mühlenrad von Sprechmuskeln, zu bewundern.

Frau Armbusen konnte sich zwar nicht jener Virtuosität der berliner Hökerinnen rühmen, ja sie war eigentlich keine resolute Frau, sondern ein ziemlich gedrücktes unscheinbares Wesen, sonst hätte vielleicht das ganze Familienschicksal einen anderen Verlauf genommen und Herr Armbusen wäre mit der Gewalt der Rede und vielleicht einiger anderen handfesterern Mittel zu einem fleißigen Arbeiter und nicht zu einem Bummler und »Volksredner« geworden – denn grade Berlin bietet für diese Macht des Fraueneinflusses in den unteren und mittleren Ständen die zahlreichsten Beispiele – aber nach dem alten Sprüchwort wird unter gewissen Einflüssen selbst das Lamm zum Tiger und der Wurm krümmt sich, wenn er zu sehr getreten wird, und die unglückliche Frau sah daher ihren würdigen Ehegatten kaum in Natur vor sich, als alle anderen Rücksichten schwanden und sie mit einer Fluth von Vorwürfen über ihn herfiel.

»Hab' ich's nicht gewußt, daß ich Dich wieder im Wirthshaus finden würde,« schrie sie, »schlappend und prahlend, während Deine Familie im Elend verkommt und nicht das

trockene Brod im Hause hat! Ein Volksführer willst Du sein und die Rechte der Arbeiter vertreten, Du, der selbst keine Lust zur Arbeit hat und nur zum Trinken und Faullenzen! Warum hören sie auf Dein dummes Geschwätz, das noch keinen Hund satt gemacht, vielweniger Frau und Kind; denn was Du für Dein Reden aus der Kasse des Arbeiter-Vereins oder von weiß Gott welchem fremdländischen Hetzer bekommst, das bleibt im Wirthshaus und wir sehen keinen Pfennig davon. Rausschmeißen sollten sie Dich, wo Du Dich unter redlichen Leuten blicken läßt, und es ist Dir oft genug geschehen und ich arme unglückliche Frau habe Dich von der Gasse auflesen oder von der Polizeiwache holen müssen . . . «

»Weib,« schrie der Agitator, »halt's Maul, ehre meine Menschen- und Jattenwürde, oder . . . «

»Bravo, bravo, geben Sie's ihm man tüchtig Madameken!« tönte es von der andern Seite; man stand auf den Stühlen, auf den Tischen um die Streitenden her und hinderte den Wirth, sich in diesem Kreis Bahn zu brechen und wie er beabsichtigte, mit Gewalt die arme Frau zu entfernen.

»Ein Gatte willst Du sein, ein Ehemann, ein Familienvater? Hören Sie's meine Herrschaften, dieser Mensch rühmt sich dessen, und was hat er gethan, in den fünfzehn Jahren, die wir verheirathet sind! Ich will's Ihnen sagen. Um meine Jugend hat er mir gebracht! weil mein Vater eine gute Kundschaft hatte und sich was erspart hat er mich geheirathet, und kaum hatte er mich, als er seine wahre Natur zeigte und sich auf die lüderliche Seite legte; das Geschäft hat er vernachlässigt und ruinirt bis mein Vater und meine Mutter gestorben sind aus Gram über mein Unglück!«

»Halt's Maul!«

»Nein, ich will reden und den Herrschaften allen sagen, was Du selbst für ein schlechter Kerl bist, der andern Leuten gute Lehren geben will und der auf die Reichen schimpft, bloß weil er selbst sein Hab und Gut durchgebracht hat! Hinter den Karten und der Schnapsflasche hat er gegessen, bis das schöne Geschäft in der Taubenstraße herunter gebracht war und wir in die Kellerwohnungen ziehen mußten. Und wenn er nur da noch fleißig gewesen wäre! ich bin gewiß sparsam erzogen und hab' mir's sauer werden lassen – aber da war kein Aufkommen mehr. Was kann die Frau thun, wenn der Mann kein Brot in's Haus schafft und Alles mit seinen Kneipbrüdern verthut! Ich will Ihnen nicht beleidigen meine Herren, Sie sind gewiß Alle fleißig und ordentlich – aber dieser Mann hat uns hungern lassen, daß wir kaum noch einen Lumpen auf dem Leib hatten, und heute, als ich ihn kniefällig bat, doch zu Hause zu bleiben, da unser jüngstes Kind todtkrank in dem ungesunden Loch geworden, wo uns das Mitleid der Hausbesitzerin noch duldet, als ich ihn bat, zum Doktor zu gehn . . . «

»Wirst Du schweigen, Weib!« Der lüderliche Schuster holte aus, um sie zu Boden zu schlagen, aber der erhobene Arm wurde von einer jüngeren kräftigeren Hand festgehalten. »Schämen Sie sich Mann!« sagte die ernste Stimme des jungen Cigarrenmachers, »die Frau hat Recht!«

»– als wir keinen Bissen Brod im Hause hatten, keinen Groschen, um eine letzte Labsal für das arme Kind zu schaffen, da hat er die Kommode aufgebrochen, der Social-Demokrat, der heillose Mensch, und hat die silberne Strickscheide herausgenommen, das letzte Andenken, was ich von meiner Mutter hatte, und ist fortgegangen, sie zu versetzen – und in seine Kneipe ist er gegangen und hierher und hat gotteslästerliche Rede gehalten gegen König und Obrigkeit und unterdeß – unterdeß . . . «

Die Frau brach in ein convulsivisches Schluchzen aus.

» . . . unterdeß ist mein armes Mariechen, sein Kind, ohne Hilfe, ohne Beistand gestorben und klagt ihren lüderlichen Vater an dort oben am Himmelsthron!«

Der unerwartete Schluß war so traurig, daß Alle verstummten und ein tiefes Schweigen rings umher herrschte; selbst der halbtrunkene Missethäter fühlte die allgemeine Verachtung und taumelte an den Schanktisch.

»Verflucht – muß die dumme Jöhre auch jrade jetzt sterben! – Einen Nordhäuser – Wirth – mir is schlimm!«

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, auf der die kalten Schweißtropfen standen.

Die Frau schluchzte leise weiter, das Herz schien ihr mit der letzten Anklage gebrochen.

»Ick werde jleich mit Dir jehen, Lotte,« sagte zerknirscht der würdige Gatte, »ick habe weeß Jott nich jedacht, det es so schnell jehn würde! Ick jehe mit Dir!«

Sie stieß seinen Arm zurück. »Bleib' wo Du bist, Rabenvater! Hast Du Geld, für Dein Kind einen Sarg zu kaufen und das Begräbniß zu bezahlen? – Hast Du Brot für Deine andern Kinder, daß sie nicht auch verhungern wie das arme Mariechen?«

Der junge Cigarren-Arbeiter, der Redner für die Abschaffung des Eigenthums und der Monarchie hatte seinen Calabreser genommen und einen blanken Thaler – vielleicht seinen letzten, da er gewiß nicht zu sparen gelernt, – hineingeworfen, damit ging er von Mann zu Mann sammelnd umher: »Für eine hungernde Mutter mit ihren Kindern! für einen Sarg dem armen Kinde! – Einen Seidel weniger, Kameraden!«

Es waren zwar keine Thaler mehr, die in den Hut des Sammelnden fielen, es waren kleine Silbermünzen, mitunter selbst Kupfer, was sie spendeten, aber Keiner, selbst die Aermsten nicht, schloß sich aus, und über die Köpfe der Nächststehenden langten die schwieligen Hände der Arbeiter und warfen ihr Scherflein in den Hut.

»Nun, Herr Wirth – Ich bitte um Ihren Beitrag!«

Der dicke Kneipier rückte sehr ärgerlich das grüne Sammetkäppchen von einem Ohr zum andern. »Er steht noch stark an der Kreide, und et is jar keene Aussicht nich, dat er mir bezahlen dhut!«

Aber der Cigarrenmacher hielt fest und schüttelte den Hut. »Es ist für die Frau und das todte Kind!« sagte er. »Wann sind die Berliner je knickrich im Wohlthun gewesen?« und leije fügte er bei: »Einen Thaler, Mann, oder ich Sorge dafür, daß nie wieder eine Versammlung bei Ihnen gehalten wird!«

Schon ertönte aus der umdrängenden Menge der Ruf: »Pfui, Kuleke, schämen Sie sich, ein so reicher Mann!« Mehr als die Appellation an sein Gefühl wirkte aber die Drohung des Cigarrenmachers. Herr Kuleke griff mit einem verzweifelten Entschluß in die Theke und warf richtig drei Achtgroschenstücke in den Hut unter dem Bravo seiner Gäste.

Als Frisch nun den Hut auf dem nächsten Tisch ausschüttete und das Geld zählte, ergab sich ein Betrag von fünfzehn Thalern und zwanzig Groschen. Ein anwesender Tischler erbot sich, den Kindersarg zu machen gegen die bloße Vergütung des Holzes, und die Frauen und Mädchen versprachen, die kleine Leiche und den Sarg zu schmücken, so gut es in der Jahreszeit angehe, – ein Droschkenkutscher wollte ihn umsonst zum Kirchhof fahren, ein anderer die unglückliche Mutter und die Geschwister.

Als der für die Verhältnisse gewiß reiche Ertrag der Sammlung proklamirt war, schien der betrübte Vater neues Leben zu bekommen und er machte eine Bewegung, als wolle er des

Geldes sich bemächtigen und begann eine Danksagung mit einer Phrase, daß nur im Arbeiterstande wahre Großmuth und Kameradschaft zu finden sei, aber der Cigarrenmacher schnitt ihm rasch das Wort ab.

»Hier Frau Armbusen, nehmen Sie das Geld an sich – und Sie, Mensch, Schuster, Gatte und Volksvertreter! hören Sie mich wohl an und merken Sie sich's. Wenn ich erfahre, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich's erfahre, und die Freunde hier herum werden mir alle dazu helfen, daß Sie auch nur einen Sechser von dem Gelde, das wir hier für die arme Frau und die lebenden und das todte Kind gesammelt, angerührt haben, so walke ich Sie so windelweich, daß Sie Ihre Knochen im Schnupftuch nach Hause tragen können, Sie Arbeiter-Apostel, verstehn Sie mir? – Na, was ist das?«

Die kleine Frau des dicken Wirths Kuleke stürzte aus der anstoßenden Küche herein, das sonst etwas vergilbte Gesicht vom Feuer geröthet, in der Hand noch die große Küchengabel, mit der sie eben ein Paar Schweine-Cotelettes umgedreht. »Ach Herr Je, Kuleke, Kuleke – hörst De nich – die Polizei is bei Jamraden – et is wieder kriminalisch!«

»Die Polizei? – Wat jeht mir die Polizei an – et is nur en gesellschaftlicher Vortrag, den brauch ick nich anzumelden uf's Bureau!«

»Aber, um Jotteswillen, so höre doch – sie schreien Mord!«

»Mord?«

Die ganze Versammlung, so unschuldig sich die Meisten auch wußten, stießte auseinander.

In der That, obschon die Fenster zugemacht und die Läden vorgelegt waren, hörte man bei der augenblicklichen Stille aus dem Vorhof jetzt deutlich den Ruf: »Mord! Halten Se den grausamen Mörder! Gott Jakobs, er macht uns Alles kapores!«

Die Nationalität des Hilferufenden war so unverkennbar, daß Viele in Gelächter ausbrachen, als ein tiefer Bierbaß dazwischen schrie: »Et is en Jud' in't Wasser gefallen!« aber der Ruf »Mord!« hat unter allen Umständen und komme er woher es sei, etwas Unheimliches, Erschütterndes, daß die Meisten zusammenschauderten und Alles nach dem Ausgang drängte, aus dem durch einen kleinen Vorbau breite Holzstufen über die im Sousterrain liegende Schlosferwerkstätte hinweg zum Hofe führten. Ein anderer Menschenstrom kam ihm hier entgegen, – die Polizei war bereits zugegen, wie die in den Gasflammen blitzenden Helme der Schutzleute zeigten.

---

Der Commissionair, Börsen-Agent ließ er sich nennen, Herr *Meier Aaron Hirsch*, der in der ersten Etage des Hauses wohnte, war ein gemachter, Mann und schlauer Kopf. Die Zeit der Benno-Meierschen Periode, in welcher die jungen adligen Offiziere und ihre Familien durch die berühmten Wechsel mit der wandernden Affen-Valuta ruinirt wurden – wir haben sie in einem früheren Buche zu schildern Gelegenheit gehabt –, war zwar vorüber, aber der Schwindel der Commissionaire desto größer und dreister geworden und florirte namentlich in dieser Zeit, wo Staats-Anwalt Schwark seine liberalen Sporen in der Anklage gegen den Polizeidirektor Stieber wegen der Arrangements der Offiziersschulden mit dergleichen Gläubigern verdiente, und ein Prinz aus der königlichen Familie eine Reise nach Brasilien machte, um den über hunderttausend Thaler gewachsenen Wechselschulden zu entgehen. Was früher die kleinen Halsabschneider gethan, die solennen Wuchergeschäftchen, das begann jetzt die Börse in größeren Spekulationen: den Ruin des bisher intakten Bürgerthums, des Wohlstandes

der kleinen Privat- und Gewerbsleute; – man ließ einstweilen den Adel und ländlichen Grundbesitz etwas Athem schöpfen. Das Beispiel der großen Pariser Bankiers, der Fould's, Pereire's, Miré's, die gleich mit Millionen operirten, hatte den Ehrgeiz der Berliner Geldgrößen gestachelt, Rulandt der Dessauer hatte zuerst die Initiative ergriffen, –, das Hansemann'sche Wort: ›In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!‹ – (freilich auch manches Andere) hatte zur Gründung der Disconto-Bank, später des Kassen-Vereins, der Vorläufer vieler anderen Institute, geführt, und die Berliner Bankhäuser selbst begannen mit den Geld-Instituten zu concurriren.

Der ganze Handelsstand bekam einen anderen Geist; man spekulierte aber nicht mehr mit Geld und Waaren, man spekulierte in Zahlen und Papieren.

Anleihen und Eisenbahn-Projekte boten ein neues Feld.

Daß bei einem solchen Umschwung der Speculation ein gewandter und nicht sehr gewissenhafter Agent für die speziellen Operationen, für die Vorposten und Vorfühler den großen Häusern eine wichtige Person war und tüchtige Prozente für ihn abfielen, läßt sich denken. Herr Aaron Meier Hirsch wurde nicht bloß von dem fürstlichen Hofbankier I. M. Cahn & Co. zu allerlei kleinen Geschäften benutzt, sondern auch von ganz andern Firmen. –

Es war bereits Abends – in dem Comtoir oder Arbeitskabinet des Herrn Aaron Meier Hirsch war er allein mit einem unserer alten Bekannten, dem früheren Factotum des Hauses Cahn, dem buckligen Jakob Meier.

Wir haben deshalb nicht nöthig, die Persönlichkeit des Letzteren zu beschreiben, müssen aber Herrn Hirsch einige Worte widmen. Derselbe war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, gegen den Typus seiner Stammgenossen groß, hager. Er hatte ein schmales, geierartiges Gesicht und eine scharfe Adlernase, deren Spitze fast bis zu dem Munde sich herabkrümmte. Die Augen hinter der goldgefaßten Brille waren ganz entgegen dem sonstigen Charakter des Gesichts etwas vorquellend, was selbst die Brille nicht zu verbergen vermochte. Der Mund war hufeisenförmig in dem langen Gesicht herabgezogen und große noch wohl erhaltene und fast spitzige Zähne wie die eines Raubthiers drängten sich unter der Oberlippe hervor.

»Sie kommen aus der Provinz Meier« sagte der Agent, »Sie sind zwar ein kluger Kopf, aber Sie haben noch zu engherzige Ansichten. Wenn wir wollen vorwärts kommen, dürfen wir uns an solche Kleinigkeiten nicht stoßen. Ich habe gehabt von Herrn Cahn die Vollmacht, das Haus zu bringen zur Subhastation und es ist gut bezahlt worden – was wollen Sie mehr? Kein Mensch hätte mehr gegeben für die Kaluppe. Was schreien Sie da Gewalt?«

»Die Geschichte ist doch gewesen faul« sagte der Bucklige – »die alten Leute haben sich gegeben selbst den Tod, weil sie sind doppelt gedrängt worden, zuerst mit der Hypothek und danach mit den Wechseln. Weiß Gott, hätt' ich genau gewußt, wie die Sache steht, ich hätt's nicht gelitten. Sie haben die Familie auf dem Gewissen, Sie und der Cahn!«

»Was schmusen Sie für dummes Zeug? Habe ich eingeklagt etwa die Wechselschuld – hab ich nicht verloren mein Geld daran?«

»Unsinn, reden Sie nicht so, Hirsch, wenigstens nicht zu mir! Ich weiß recht gut, daß eine Wechselschuld in Wahrheit nie bestanden hat, und daß Sie mit ihr bloß doppelte Deckung hatten.«

»Ich hätte doch machen können mit dem Geld ein ganz ander Geschäft; – wenn der alte Gojim war so dumm, daß er nicht einmal wußte, was er war schuldig oder nicht und eigensinnig dazu, statt zu machen einen guten Handel und freiwillig zu verkaufen das Haus wo

er profitirt hätte seine tausend Thaler baar – hat er verdient sein Schicksal. Ich hab sie ihm geboten selber, hier auf diesem Fleck.«

»Und hätten verdient fünftausend daran, wie jetzt geschehen ist, während die Familie in's Elend gekommen.«

Der Agent fuhr ihn grimmig an. »Wie kommen Sie überhaupt wieder auf die Geschichte, die Sie doch gar nichts angeht und längst ist vorbei! Lassen Sie uns sprechen von dem andern Geschäft.«

Der kleine Meier wiegte melancholisch den dicken Kopf. »Hm – es ist mir gewesen, als ich stieg die Treppe herauf zu Ihnen, als hätte ich Jemand gesehen durch das Fenster nach hinten gehn über den Hof und verschwinden in einer Thür. Sagen Sie mir, Hirsch, wer wohnt hinten im Hof von kleinen Leuten?«

»Soll ich kennen all das Gesindel, – es krümelt wie ein Hornissenschwarm. Ich hab' schon immer ausziehn wollen aus dem Haus, wenn es nicht grade wäre, daß mir's hier so gelegen ist für die Geschäfte. Es kann Jeder gehn unbemerkt aus und ein, und weil wohnen auch anständige Leute im Haus, der Doctor und der Geheime Rath!«

»Der, von dem wir sprechen wollen? Ich wundere mich in der That, daß ein so hoher Beamte nicht in einem besseren Hause wohnt und in einer andern Stadtgend.«

»Hm, die Wohnungen sind theuer – und der Herr Geheimrath wohnt schon hier in dem Hause, seit er ist gekommen nach Berlin. Er wird wohl haben seine Ursache dazu. Aber lassen Sie uns in's Reine bringen zuerst das andere Geschäft; eh wir reden davon. Wollen Sie nehmen die Hypothek oder nicht auf das Haus vor's Potsdamer Thor?«

»Ich habe mir's angesehen. Wenn Sie meinen, daß es ist sicher.«

»Wir machen den Handel zusammen. Es steht Dreißigtausend in der Feuerkasse und ist werth das Doppelte. Die Hypotheken laufen aus mit Fünfunddreißig. Die Preise der Häuser sind jetzt niedrig, weil die politische Lage ist unsicher und gedrückt. Zum ersten Juli können wir kündigen das Kapital – es muß gezahlt werden zum ersten Oktober aus. Ich wette Hundert gegen Eins, daß der Herr Major, der besitzt das Haus, nicht aufbringen wird das Kapital, denn Jeder hält zurück mit seinem Geld, weil er kann machen mehr Prozente damit in den Eisenbahnen und ich werde sorgen dafür, daß es ihm Keiner giebt. Die Creditinstitute für den Grundbesitz sind purer Schwindel; wo sie nicht sehen ein gutes Geschäft, da haben sie kein Geld. Wir werden kaufen das Haus für dreißig, nein für fünfundzwanzigtausend Thaler. Wenn die Zeiten sicherer werden, müssen die Preise steigen in Berlin und wir werden's verkaufen für's Doppelte. Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?«

»Ich will – zur Hälfte! Also mit fünftausend.«

»Abgemacht – und nun zum Hauptgeschäft. Sagen Sie, was wollen Sie wissen?«

»Sie haben dem Consortium bereits einen bedeutenden Dienst erwiesen mit der Nachricht über die Richtung, für welche sich die Regierung unter den beiden Concurrenzvorschlägen zu entscheiden gedenkt. Wir wollen nicht wissen, von wem Sie gehabt haben die sichere Nachricht, aber aus der Quelle, aus der geschöpft ist das Eine, ließe sich auch schöpfen wohl das Andere.«

»Ich habe genug Aerger und Verdruß davon gehabt,« meinte der Agent, »und es hat mich gekostet schweres Geld.«

Der Kleine sah ihn pffiffig an. »Das doch gebracht hat gute Prozente. Was wollen Sie mehr? – Gerade heraus, ich habe den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie noch haben die alte Verbindung, und ob Sie können üben Einfluß auf die Entscheidung wegen Ertheilung der Concession?«

Der Agent wandte die eigenthümlichen Glotzaugen auf den kleinen Mann und wiegte nachdenkend das Haupt.

»Meierchen, Sie fragen so, ich will fragen anders. Was ist zu verdienen bei dem Geschäft?«

»Für wen? Für Sie?«

»Zunächst für mich, es muß sein anständig, denn ich werde haben davon viel Ausgaben. Es thut heutzutage Niemand was umsonst, und wenn ich verborge auf der einen Seite verlornes Geld, muß mir's gestellt werden auf der anderen sicher.«

»Wenn unser Consortium erhält die Concession, sollen Sie haben Zwanzigtausend Thaler Aktien zum Cours von 50 Prozent.«

»Es ist nichts Sicheres – aber es ist doch Etwas. Sie wissen, daß das andere Projekt ist besser, um ganze drei Meilen kürzer und berührt rentable Punkte.«

»Aber das unsere ist nothwendig für den Anschluß aus Polen. Die Aktien müssen steigen rapide!«

Der Agent lachte – die beiden Schlauköpfe, die einander blauen Dunst vorzumachen suchten, verstanden einander doch sehr wohl.

»Sein wir offen, Meierken. Ihr neuer Chef will nicht verhandeln mit mir selber, darum hat er Sie geschickt. Wollen Sie geben Sechszigtausend zu fünfzig, dann sollen Sie haben die Concession, ich weiß sehr wohl, daß Sie brauchen die neue Concession, damit Sie können fertig bauen die alte Bahn.«

Der Kleine that, als ob er sich etwas besinne, dann schlug er ein. »Es gilt!«

»Und Sie haben's billig genug! Ich sage Ihnen Meier, und Sie wissen, ich habe ein scharfes Auge für die Welt, – es wird kommen eine Zeit, mag sie kommen in fünf Jahren, mag sie kommen in zehn Jahren! aber sie kommt, so sicher ich hier vor Ihnen sitzen thu, wo Sie zahlen werden mit Vergnügen für die Concession nicht sechszigtausend Thaler Aktien, sondern sechsmalunderttausend Thaler, und wo die Direktoren, die gründen helfen eine Bahn, stecken eine Million in die Tasche wie Nichts!«

Der kleine Buchhalter dachte unwillkürlich an das, was ihm der Doktor Straußthal prophezeit hatte.

»Also die Sechszigtausend, oder vielmehr die Dreißigtausend, wenn sie ausgegeben werden pari, sind für mich, für die Vermittelung. Aber Sie werden begreifen, daß ich nicht habe zu vergeben die Concessionen aus meiner Tasche. Was soll ich bieten der Person, welche herbeiführen kann die günstige Entscheidung?«

Der Buchhalter machte ein etwas verdutztes Gesicht. »Wie meinen Sie das, Hirsch?«

»Ich kann der Person nicht bieten Geld – wenigstens jetzt noch nicht, vielleicht später bei einem besseren Geschäft. Es ist ein Beamter, ein hoher Beamter, wie Sie können denken. Aber obschon er hat Schulden, mehr wie Haare auf dem Kopf, wird er doch zurückweisen eine Bestechung, und wäre sie dreißigtausend Thaler. Meierken, ich versichere Sie, diese Herrn Beamten in Preußen sind doch ein merkwürdiges Volk, sie wollen sein unbestechlich und halten auf die Reputation. Was thu ich mit der Reputation? als ob nicht jeder Mensch hätte eine schwache Seite, an der er ist zu fassen. Sie sehen's nur nicht ein, daß baares Geld und gute Papiere sind das einzig Richtige. Ich will Ihnen machen einen Vorschlag. Sie müssen die

Person wählen mit in's Direktorium oder mindestens in den Verwaltungsrath von der neuen Bahn mit Antheil an der Tantième.«

»Wollen Sie mir nicht sagen zuerst, wer es ist?«

»Noch nicht! Der Herr Kommerzienrath kennt ihn so gut wie ich und Sie, ohne daß ich nenne den Namen.«

»Aber – Sie sagen ja selbst, daß die Beamten sind hartnäckig. Würd' er als stimmberechtigtes Mitglied nicht eigensinnig sein und die Spekulation verderben?«

»Thorheit Meierken! Hat er gesagt A, wird er auch sagen B. Für was wären denn die Frauen da und die Tantièmen? Auf dem gewöhnlichen Wege bringt's ein preußischer Geheimer Rath allerhöchstens zum Regierungspräsidenten, wenn er nicht ist vom Adel, aber niemals zum Kapitalisten. Die Geheimeräthe und die Beamten werden auch endlich annehmen Vernunft, so gut wie in Rußland und in Oesterreich und in Frankreich, wenn sie sich auch sträuben noch so sehr und reden vom Gewissen und von Pflichten für das allgemeine Wohl, und wir brauchen die Herrn Beamten. Darum muß davor gesorgt werden, daß nicht etwa ein Gesetz gegeben wird, das den Herrn Beamten in Preußen, oder den Herrn von der Kammer, oder den Herrn Bürgermeistern verbietet, einzutreten in die Direktion von einer Eisenbahn oder einer Aktien-Gesellschaft. Ich sage Ihnen, wenn unter dem Verwaltungsrath fungirt ein Geheimerath von's Ministerium, werden die Leute sich sagen, das Unternehmen ist solid, der Herr Staatsbeamte wird sorgen dafür, daß es ordentlich und richtig zugeht, und die Aktien werden gesucht sein mehr als andere.«

»Aber wird es auch gestattet werden?«

»Warum sollt es nicht gestattet werden, wenn es nicht verboten ist. Entschließen Sie sich – kann ich reden mit der Person?«

»Es ist in der That so Etwas schon angedeutet worden – sprechen Sie mit ihm, aber geschickt Herr Hirsch, ohne die Firma zu compromittiren.«

»Der Aaron Hirsch ist doch kein Kind« sagte der Agent brüsk »und hat seine Hand gehabt schon in weit subtileren Dingen. Also Sie geben mir Vollmacht zum Unterhandeln und sollen hören von mir, bevor um sind drei Tage. Doch noch Eins. Ich weiß zwar, daß der Kommerzienrath hat zu seiner Disposition den ›Bank-Courier‹ und den ›Aktionair‹, aber wir müssen haben zu unserer Unterstützung noch eine politische Zeitung.«

»Die National-Zeitung steht leider auf der Seite unserer Concurrenten.«

»Es braucht nicht zu sein eine große Zeitung, aber eine Zeitung, die macht Skandal, und die das Maul aufthut und sich nicht fürchtet, die Leute herunter zu reißen, wenn sie für unsere Gegner sind, und zu verdächtigen, daß es eine Freude ist!«

»Und wissen Sie ein solches Blatt?«

»Warum nicht, Sie brauchen gar nicht erst weit zu suchen. Wenn Sie gehn aus meiner Thür, werden Sie sehen ein Schild an der Thür daneben, das heißt: *Dr. jur. Heitel*, Chefredakteur der ›Oeffentlichkeit‹. Das ist der Mann.«

»Aber es wird kosten viel Geld!«

»Was heißt Geld, wenn es nur führt zum Zweck. Wenn Sie ihm geben alle Woche fünfzig oder hundert Thaler Zuschuß, schreibt er in jeder Nummer von der neuen Bahn und macht Ihre Concurrenten schlecht, daß kein Hund einen Bissen Brod von ihnen nimmt.«

»Wollen Sie haben die Güte und reden mit ihm?«

»Warum thun Sie's nicht selber, ich habe nicht gern zu thun mit ihm. Sie können gleich gehn zu ihm in sein Kabinet – und reden mit ihm, eh er fährt in's Theater. Er ist zu Hause.«

Herr Hirsch wollte dem Buchhalter nicht gern mittheilen, daß er mit dem Doctor Heitel einmal ein sehr unangenehmes Rencontre gehabt hatte wegen einer eigenthümlichen Geschichte, in der er dem Journalisten gewisse Versprechungen gemacht, die er später, als ihm die Sache nicht mehr paßte und der Preßmohr seine Schuldigkeit gethan, einfach ableugnete.

Der Bucklige erhob sich, – er hatte während der ganzen Verhandlung eine gewisse Unruhe gezeigt. In dem Augenblick jedoch, wo sie einander die Hände schüttelten, erklang ein leises Klopfen an der Doppelthür des Kabinetts, welche direkt zum Flur führte.

Der Agent beeilte sich die Thür zu öffnen.

»Ah – meine gnädige Frau – darf ich bitten näher zu treten. – Nun Adieu, lieber Freund, – Sie werden mich besuchen doch in diesen Tagen wieder?« Er kniff bezeichnend die Augen zusammen und wies mit dem Daumen nach der Thür zum Nebenzimmer, aus dem ein Ausgang zum Flur führte. Der Kleine verstand und verschwand eilig ohne weiteren Abschied, wobei er sich jedoch nicht enthielt, einen Blick auf die Eintretende zu werfen.

Es war dies eine große hagere Frau von etwa fünfzig Jahren, mit schmalem bereits ziemlich faltigem Gesicht, großen grauen Augen und einer Adlernase. Die ladestockartige steife Haltung, die etwas forcirt vornehmen Manieren und die elegante Haustoilette ließen einen so scharfsichtigen Beobachter wie den buckligen Buchhalter schließen, daß er eine Mitbewohnerin des Hauses und zwar die Gattin des Ministerial-Beamten sehe, der im zweiten Stock über dem Börsen-Agenten wohnte.

Zu weiteren Bemerkungen hatte er jedoch keine Zeit, denn er mußte dem bedeutsamen Winke des Geschäftsfreundes folgen und verschwinden.

Der Agent war, zu einigem Erstaunen der Geheimrätthin, die ihn in letzter Zeit etwas vorsichtig gefunden, die Höflichkeit selbst. Er küßte die sehr magern Finger der Dame und führte sie zu der Causeuse, die an der Seite des Zimmers stand, auf welcher bisher nach dem Usus der mit dem Agenten Geschäfte Verhandelnden, der Buchhalter gesessen hatte.

»Welche Ehre und welches Vergnügen, gnädige Frau, Sie noch zu sehen am Abend bei mir. Ich würde rufen Rahel, meine Frau, um den lieben Besuch zu empfangen, wenn sie nicht gegangen wäre mit einer Freundin in's Opernhaus, wo man heute giebt die Hugenotten . . . «

»Bemühen Sie sich nicht, Herr Hirsch, mein Besuch gilt eigentlich Ihnen. Ich wollte nur bei der Gelegenheit Ihre liebe Frau bitten, es nicht übel zu nehmen, wenn sie gestört wird – meine Töchter haben heute ihren kleinen literarischen Cercle und die Gesellschaft möchte wahrscheinlich heute etwas zahlreicher, als gewöhnlich werden, da der geniale Doctor Prutz, der geistreiche Kritiker, versprochen hat, uns zu besuchen.«

Herr Hirsch rieb sich die Hände. »Wie genteel gnädige Frau, eine edle liberale Denkungsart; denn wenn mir ist recht, hab' ich doch gehört, daß der Doctor Prutz gehört zu der Demokratie.«

Die Dame zog die stark geschwärzten Augenbrauen in die Höhe. »Wie können Sie uns für so engherzig halten; wir sind gewohnt, das heilige Geschenk des delphischen Gottes zu ehren und zu würdigen, wo wir es finden. Adelaide, unsere Aelteste, ist ja, wie Sie vielleicht wissen, selbst von dem Finger Apolls berührt und freut sich so sehr, ein Urtheil des berühmten Literar-Historikers über ihre Leistungen zu hören. Wenn Sie unsere kleine Gesellschaft mit Ihrer Gegenwart erfreuen wollen . . . «

»Ich bitte sehr gnädige Frau, eine große Ehre vor mir, aber ich bin zu wenig ästhetisch, ein bloßer Geschäftsmann. Darf ich fragen, was mir sonst noch die Ehre verschafft, Sie so spät, ich möchte sagen, so *en famille* bei mir zu sehen?«

Die rothen Flecken, die der kleine Meier trotz seines flüchtigen Blicks auf den hagern Wangen der Geheimrätthin durch die leichte Schminke beim Eintritt bemerkt und sich auf eine gewisse Aufregung gedeutet hatte, erschienen von Neuem bei der Frage des Agenten.

»Ja, was ich sagen wollte Herr Hirsch,« sprach sie mit einiger Befangenheit, »Sie müssen mir heute in einer ganz besonderen Verlegenheit helfen. Denken Sie, ich habe eben einen sehr unangenehmen Auftritt mit meinem Manne gehabt!«

»O bedauere sehr!«

» . . . und zwar,« fuhr sie fort, »von wegen der kleinen Gefälligkeit, die ich Ihnen neulich erwiesen habe. Er beschuldigt mich geradezu, ich müsse geplaudert haben, und bewacht seitdem seinen Schreibtisch, wie ein Argus, selbst vor mir, seiner angetrauten Frau, der Mutter seiner Kinder! Als ob ich nicht in den Cirkeln, in denen ich mich bewege, eben so viel über die Angelegenheit hören konnte. Da ist die Geheimrätthin von Rake und die Präsidentin von Stiefsand, geborene Baronesse Waidenburg, und der Kammerherr von Puttkammer, dessen Güter ja an die neue Linie stoßen würden, und der gewiß aus dem Allerhöchsten Kabinet die besten Informationen hat . . . «

Doch wir dürften am Besten thun, zunächst eine Treppe höher zu steigen und der Unterredung beizuwohnen, die kurz vorher in dem Kabinet gerade über dem des Agenten stattgefunden hatte.

Bei ›Jeheimderaths‹ sollte heute Abend literarischer Thee sein. Wir haben bereits erwähnt, daß der Geheime Rath, – er hieß *Görling* und war Abtheilungs-Chef in einem Ministerium, – der neugierige Leser möge sich mit dieser Auskunft begnügen und braucht nicht zu fragen, in welchem? – die Hälfte der zweiten Etage in dem großen Hause bewohnte. Die Front bildeten außer dem Arbeits-Cabinet des Hausherrn zwei Gemächer, welche die Geheimerätthin als Besuch- und Gesellschaftszimmer in bestem Glanz hielt; daran schloß sich das, den berliner Flügelhäusern eigene ›Speisezimmer‹ mit dem einem Fenster, das kaum Licht genug herein läßt, bei Tage die Physiognomien zu erkennen, und je nach Bedarf zum Essen, zum Salon, zur Schlafstube oder zur Vermittelung mit den Piecen des Seitenflügels dienen muß, in dem ein Paar kleinere Zimmer und Kammern nebst der Küche liegen, von der dann die Hintertreppe wieder in den Hof führt.

Der Geheime Rath hatte nur drei Töchter, keinen Sohn; aber zwei der Töchter waren Modedamen *comme il faut* und kosteten ihn mehr, als hätte er eben so viele Söhne gehabt. Nur die dritte – die jüngste – Melanie war aus der Art geschlagen, sie blieb der Aschenbrödel der Familie, besorgte das Hauswesen, die Wohnung, die Bequemlichkeiten des Vaters, die Nätheereien für Mutter und Schwestern, und hatte doch immer noch Zeit zu andern Arbeiten, über welche die Schwestern die Nase rümpften oder welche die Mutter nicht sehen wollte.

Der Geheime Rath war ein kleiner dicker, fast fetter Mann, der gern gut aß und trank, aber dabei ein vortrefflicher und sehr geschickter Arbeiter war und deshalb bei allen seinen Chefs in großer Gunst stand, und er hatte dieser Chefs seit dem Jahre Neunundvierzig bereits drei oder vier consumirt. Es ist ein Vorzug des constitutionellen Systems, daß man Minister werden kann, wenn man auch von der Branche des Ministeriums herzlich wenig oder gar Nichts versteht. Es genügt, ein Parteimann zu sein und Carrière machen zu wollen; aber es

ist eine alte Erfahrung, daß mit dem Amt ganz andere Anschauungen kommen, so namentlich in der Frage über Würde und Gehorsam.

Den jetzigen Geheimen Rath Görling hatte der Ruf zum Hilfsarbeiter im Ministerium als langjährigen Assessor bei einer Regierung in den westlichen Provinzen getroffen; ein alter Freund und Studiengenosse, der Mitglied der neuen ersten Kammer geworden war, hatte sich seiner gedrückten Stellung und seiner guten Talente und Arbeitskraft erinnert und ihn einem der neuen Minister empfohlen. Der neu ernannte Regierungsrath und Hilfsarbeiter im Ministerium war während der Manteuffelschen Periode eine sehr reactionaire Kraft gewesen, aber merkwürdiger Weise mit der neuen Aera stark in's Balanciren gekommen, und verstand jetzt auch mit den neuen Coriphäen und Wortführern sehr gut auszukommen; nur mit seinen Finanzen kam er nicht aus und steckte ewig in Schulden, weil er von Hause aus ganz unbemittelt gewesen war und seine Frau, eine thörichte Auscultator-Leidenschaft aus einer Provinzialstadt, ebenso wenig gehabt hatte, als er sie sehr jung noch heirathete. Von dieser Jugend war freilich an Frau Geheime Räthin Görling Nichts mehr zu spüren; sie war jetzt fünfundvierzig Jahre und schwärmte nur in Ehrgeiz und in der Bewunderung ihrer beiden ältesten Töchter. Er hatte zwar ein recht auskömmliches Gehalt, aber das reichte weder hier noch dort, und selbst die üblichen 500 Thaler Gratification zur jährlichen Badereise wurden von den Damen allein verbraucht und kamen der Wirthschaftskasse nicht zu Gute.

Wir wollen nicht sagen, daß die Frau Geheime Räthin nicht früher eine gute Wirthin gewesen und mit dem schmalen Assessor-Gehalt lange Jahre ziemlich gut ausgekommen wäre, aber die plötzliche Berufung nach Berlin und die Rangerhöhung hatten sich keineswegs als ein Segen für die Familie erwiesen – der Dame hatte sich der Hochmuthsteufel bemächtigt, der bei Frauen ja weit öfter und schlimmer auftritt, und namentlich bei berliner ›Geheimrätinnen‹, mehr als bei den Männern. Wir wollen keineswegs gesagt haben, daß nicht schon früher ein Keim zu der ›großen Rolle‹ in Frau Görling gesteckt hätte; in welcher Tochter Eva's schlummern nicht all' die tausend Teufelchen, die später oft als so und so viele recht ansehnliche Teufel zu Tage treten, aber es war eben unter den gedrückten Verhältnissen eines unteren Beamten keine Gelegenheit dazu gewesen.

Es ist überhaupt eine eigenthümliche Sache um den Artikel der ›Geheimen Räte‹ in Berlin, und die alte Illustration der ›Fliegenden Blätter‹ von Herrn Gisele und Beisele, die auf der Wanderschaft durch die Straßen Berlins einen Namen vergessen haben und sich damit helfen, zu rufen: »Herr Jeheimderath!« worauf aus allen Häusern, Fenstern und Stockwerken sich die verschiedenartigsten Köpfe strecken mit dem Ruf: »Meinen Sie mich?« – trifft den Nagel auf den Kopf. Gott, was für Geheime Räte giebt es in der That dort, wirkliche und unwirkliche, active und pensionirte, Justiz- und Finanz-, Kriegs- und Kommissions-, Kanzlei- und Hof-, Rechnung- und Sanitäts-, kurz alle möglichen Räte ohne viel Rath, aber sicher mit dem ›Geheimen‹ Vorschwanz, und für den bekannten Beobachter von ›Land und Leuten‹ muß es in der That von Interesse gewesen sein, in einer Gesellschaft oder einem öffentlichen Cirkel das Hin- und Herschwirren des ›Geheimen‹ mit all seinen Nuancen hören zu können.

Das Ehepaar hatte, wie erwähnt, drei Töchter, die noch unversorgt waren und dem Vater schwere Gedanken machten, während die Mutter ein wahrhaft himmlisches Vertrauen auf die Zukunft hatte und für ihre beiden Aeltesten einen Grafen oder Baron für sicher hielt. Deshalb waren die beiden Mädchen auch gründlich, das heißt mit allen Ansprüchen und Launen verzogen worden und für die Bewerbungen, die sich bei der Stellung und dem bekannten

Einfluß des Geheimen Rathes gewiß unter den jüngeren Beamten zahlreich gefunden hätten, ganz unzugänglich. Die beiden Töchter wurden von der eitlen Mutter wie ein Paar ausgebotene Schaustücke überall hingeführt, wo man sich nur zeigen und in die sogenannte exclusive Gesellschaft drängen konnte, bei Concerten, Bällen, Theater, Soiréen, Partien, überall mußten sie dabei sein.

Die Aelteste, *Adelaide*, vom Vater und der Jüngsten zum großen Verdruß der Mutter und ihrer selbst Lida gerufen, galt als ein hochpoetisches Gemüth, eine Dichterin und Kunstverständige. Sie sprach hochgelehrt, zeigte sich überaus empfindsam, von der gewöhnlichen Welt nicht verstanden, und hatte einst den unglücklichen Versuch gemacht, eine Tragödie in unge reimten Versen zu schreiben und an die königliche Bühne zu bringen; aber das Lese-Comité, bis zu dem sie die Geheimeräthin durch allerlei Besuche und Versuche glücklich durchgearbeitet, hatte sie zurückgewiesen unter dem Vorgeben allzugroßer Schwierigkeiten für die Aufführung. Seitdem spielte Lida die Gekränkte, von Kabalen Verfolgte. Der heutige Abend sollte dazu dienen, vor dem glücklich eingefangenen Kritikus, zwei noch sehr jugendlichen Garde-Offizieren, einer alten, halbtauben Baronesse und Stiftsdame und einigen anderen geladenen ästhetischen Personagen einen Akt der Tragödie vorzulesen.

*Iska*, eigentlich Lodoiska getauft, weil sie zur Zeit eines polnischen Revolutionsversuches geboren worden, figurirte das Gegentheil der Schwester. Sie wollte von Sentimentalität Nichts wissen, spielte die Emancipirte, rauchte Cigaretten, auch Cigarren, ritt mit Cavalieren auf dem berühmten alten Fuchs aus der Manège von Fürstenberg spazieren, schoß Pistolen, hatte sich allerlei Phrasen des Sports angeeignet und fehlte gewiß auf keinem Rennen, ja hatte es selbst bis zur Hubertusjagd gebracht. Ihr Ideal wäre gewesen, gleich jener ungarischen Gräfin im Circus Renz als erste Schulreiterin zu debütiren; da aber der Herr Papa partoutement von dieser ›Carrière‹ Nichts wissen wollte, mußte sie sich mit den kleinen gesellschaftlichen Excentricitäten begnügen, und da sie ein hübsches Stumpfnäschen bei lebendigen Augen und einen allerliebsten Tituskopf hatte, im Grunde auch eigentlich ein gutmüthiges, gewecktes Mädchen ohne Neid und Intrigue war, ließ man sie sich in den Gesellschaftskreisen ganz gut gefallen.

Daß aber diese Neigungen der drei Damen viel Geld, ja sehr viel Geld kosteten, weit über die gewöhnlichen Einkünfte des Geheime Rathes hinaus, läßt sich denken, und so kam es, daß Papa und Mama und die gnädigen Fräuleins ewig in Geld-Verlegenheiten steckten, die oft zur wirklichen verschämten Noth wuchsen, die nur durch das sparsame verständige Wirthschaften der jüngeren Tochter wieder ausgeglichen wurde. Denn schließlich mußte der Geheime Rath den Forderungen der Damen immer weichen, und nur in einem Punkt war er klug genug gewesen, allem Grollen seiner Gattin und allen Klagen der beiden jungen Modedamen tapfer zu widerstehen: das war die Forderung nach einer größeren eleganteren Wohnung in einem fashionableren Stadttheil; denn er sah voraus, daß mit einer solchen sehr bald die Forderung von Dinern, Bällen, Soiréen und dergleichen hinterdrein kommen würde. So behauptete er mit einer bei seinem Charakter allerdings merkwürdigen Consequenz, daß er an die alte, schon bei seiner Uebersiedlung nach Berlin bezogene Wohnung so gewöhnt sei, daß er in einer anderen gar nicht arbeiten könne, und sich lieber pensioniren lassen müsse.

Das Letztere war ein überaus geschickter Schachzug, denn die Geheimeräthin fürchtete Nichts mehr, als pensionirt zu werden, und mit dieser Drohung verschaffte sich der eheliche

und väterliche Märtyrer stets wieder auf einige Zeit Ruhe, und Mutter und Töchter mußten sich mit kleinen Thee's und ästhetischen Gesellschaften begnügen.

Heute Abend nun war der Geheime Rath in einer ziemlich unangenehmen Stimmung in seinem Arbeitskabinet vor dem fächerreichen Schreibtisch, die Augen fest auf ein Aktenstück gerichtet, die Feder in der Hand einstweilen ohne Gebrauch, und ihm zur Seite, die Hand fest auf den Rand dieses Schreibtisches gestützt, stand die hagere Gestalt der Geheimrätthin mit sehr erhitztem Gesicht.

»Aber Karl, ich sage Dir, ich muß Geld haben.«

Der Geheime Rath zog eine Schublade auf. »Da nimm!«

Es lagen in der Lade in einer kleinen Schwinge ein harter Thaler und einige Viergroschenstücke.

»Unsinn, Mann« – aber sie nahm doch vorsichtig das Geld heraus und schob es in die Tasche, – »ich habe Dir schon gesagt, daß heute der Doctor Prutz kommt und der junge Fürst Strabetzkoi, der reiche moldauische Bojarensohn, der so viel Gefallen an Lodoiska findet und seit vierzehn Tagen fast nur mit ihr reitet und spricht. Ich sage Dir, es macht sich – er hat mir selbst gesagt, daß er in einem halben Jahre mündig ist und die großen Güter von seiner Mutter antritt.«

»Der Bursche sieht mir eher aus wie ein Aventürier!«

»Rede nicht solches Zeug Görling, Du weißt, daß er einen Hofmeister oder Gesellschafter bei sich hat, einen höchst achtbaren älteren Herrn mit zwei Ordensbändern, den ihm sein Vater, der alte Fürst, mit Gewalt aufgezwungen für die Zeit bis er mündig ist. Er muß auch aus vornehmer Familie sein.«

»Die Fürsten laufen in der Moldau und Walachei wie die Hammel umher,« murrte der Geheime Rath, »Du hättest nur Meusebach darüber sprechen hören sollen, der jetzt in Brasilien ist.«

»Wie sollte ich ihn sprechen gehört haben, da Du nie Jemanden von Distinction in unser Haus einführst. Freilich ist es auch danach, eine so pauvre Wohnung – Gott – das wäre eine Carrière für uns gewesen, Gesandtin! Meusebach war Achtundvierzig doch auch bloß Assessor wie wir, aber Du taugst zu Nichts als zum Schreibtisch – und ich bin eine mißhandelte Frau und Deine Töchter werden alte Jungfern werden ohne eine standesmäßige Partie machen zu können!«

»Ihr habt ja jetzt den Fürsten Strabetzkoi!« meinte ironisch der Gatte.

»Ja, Gott sei Dank, es ist wenigstens eine Aussicht, denn bei Adelaide, fürchte ich, ist es wieder Nichts mit dem Grafen Hollburg, er hat für heute absagen lassen, obschon er weiß, daß Adel ihr Trauerspiel liest!«

»Vielleicht eben deswegen!« meinte der Geheime Rath; Madame schien es glücklicher Weise zu überhören. »Aber Du wirst um so mehr begreifen, daß wir uns heute darum nicht lumpen lassen dürfen. Ich habe deshalb zwei Schüsseln bei Huster bestellt, aber – der Mann ist noch immer nicht Hoftraiteur, was er doch längst hätte sein sollen, und denkt so plebejisch, daß er schon das vorige Mal Umstände machte, und an die Rechnung erinnerte. Ich fürchte am Ende, daß er die bestellte Hummersalat und den Rehrücken mit Champignons nur gegen Baar dem Mädchen mitgiebt. Auch der Weinhändler unten macht Schwierigkeiten – hast Du denn die Rechnung noch nicht bezahlt?«

»Wovon sollte ich sie denn bezahlen – zweihundertfünfzig Thaler! Ihr habt ja alles Geld für Gerson und Wietzer in der Fastnachtszeit verbraucht, in der nicht einmal die allgemeine Landestrauer Eurer Putzsucht Schranken setzen konnte!«

»Ich und meine Töchter werden uns doch von der Halbtrauer, der vornehmen Gesellschaft nicht ausschließen können? – Uebrigens,« fuhr die Dame giftig fort, »wolle der Herr Gemahl sich gefälligst erinnern, daß der größte Theil der Rechnung wohl auf seine eigene Schlemmerei kommt; wenn man zum Frühstück und Abend unten in der Weinkneipe sitzt und sich und guten Freunden mit feinen Weinen und Champagner *bene* thut, was man Alles ankreiden läßt, sollte man seiner Familie wenigstens das nicht bereden, was sie zur Aufrechthaltung der Ehre des Hauses braucht und in Sorge für zwei heirathbare Töchter, für die der Herr Gemahl gar nichts thut. Kurz und gut, ich muß mindestens fünfundzwanzig Thaler haben, denn wir können uns heute nicht blamiren.«

»Du hast Dein Wirthschaftsgeld richtig am Ersten erhalten – gieb keine unnützen Gesellschaften und richtet Euch mit Euren Depensen danach ein! Ich habe kein Geld und will von Eurer läppischen Soirée überhaupt Nichts wissen und nicht gestört sein, denn ich habe hier dringende Arbeit – die Angelegenheit der . . . Eisenbahn-Concession muß dem Minister vorgelegt werden.«

Die Geheimrätthin wurde auf einmal bei dieser Bemerkung ihres Gemahls sehr süß.

»Lieber Himmel, die einfältige Eisenbahn, mit der Du Dich seit drei Monaten plagen mußt. Aber warum machst Du nicht ein Ende damit – das Consortium des Kommerzienraths würde sich für Deine Empfehlung sehr dankbar beweisen und wir wären aus allen Verlegenheiten. Die Linie ist doch die vortheilhafteste.«

Der Beamte fuhr von seinen Akten auf und warf einen mißtrauischen Blick auf die freilich bereits etwas welke Eva, die ihm einen Apfel reichte. »Höre Charlotte,« sagte er ernst, »was verstehst Du von dienstlichen Entscheidungen und Eisenbahnfragen! Ich wiederhole Dir, laß mich nicht denken, daß Du das Vertrauen auf meine Familie gemißbraucht und meine Sorglosigkeit benutzt hast, anderen Personen Einsicht in meine Akten oder wenigstens Kenntniß von Dingen zu geben, die sie auf erlaubtem Wege unmöglich haben konnten! – Weißt Du, was das heißt, »Bruch der Amtsverschwiegenheit?«

Die beiden rothen Flecke erschienen auf den Backenknochen der Dame, aber sie hatte sich im Augenblick gefaßt.

»Ich muß Dir noch einmal sagen, Karl, ich verbitte mir ernstlich dergleichen Insinuationen,« sprach sie heftig. »Als ob nicht die vielen Personen, durch deren Hand der Plan schon bei der Gegenpartei gegangen sein muß, einem guten Freunde davon gesagt haben würden. Der Kommerzienrath ist wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen und hat gewiß hundert Mittel, die heimlichen Pläne und Manöver seiner Concurrenten zu erfahren, und daß ich mich für seine Bahn interessire, wie die ganze Stadt, nun das liegt doch sehr nahe; denn er macht ein sehr anständiges Haus, giebt alle Winter zwei Bälle und giebt sich alle mögliche Mühe, die gute Gesellschaft dazu einzuladen, während Ihr die Bauern und Hungerleider in den Krähwinkeln protegirt, die höchstens dritter Klasse alle Jahre einmal fahren werden! – Doch das ist vorläufig nicht meine Sache, ich hoffe, der Minister wird mehr Verständniß für die Interessen seiner adligen Standesgenossen haben, als mein Herr Gemahl für noble Verpflichtungen. Aber nun muß ich mein Geld haben, wenigstens zwanzig Thaler, daß ich die Schüsseln und den Wein holen lassen kann – also rücke heraus, ich habe keine Zeit übrig, ein preußischer

Geheime Rath wird doch wenigstens über zwanzig Thaler disponiren können! Du hast ja die lumpige Verwaltung der Felsing'schen Stiftung, und die Kasse in Deinem Bureau!«

»Frau!« – Die Stimme des Geheimen Raths hatte trotz der dicken behaglichen Natur des Rufenden etwas Drohendes, Erschreckendes. »Verlaß mich augenblicklich, ich habe zu thun. Wenn Du thörichte Gesellschaften halten willst, so sieh zu, wo Du das Geld herbekommst.«

Die Geheime Räthin hielt es für zweckmäßig, ihren Rückzug anzutreten – denn vor diesem Ton ihres Mannes hatte sie doch Scheu; aber Zweck und Sieg gab sie deshalb doch nicht auf. So trat sie in's Nebenzimmer, wo die älteren Töchter bereits in fertiger Toilette saßen und die jüngste schaffend und ordnend ab- und zugin, und warf sich wie erschöpft in den Divan.

»Der Barbar!« stöhnte sie, das Tuch an die Augen führend – »uns so zu behandeln. Wenn er nur wenigstens zehn Thaler herausgerückt hätte. Das wäre doch für zwei Flaschen Champagner und den Rothwein gewesen – mit dem Koch wären wir schon fertig geworden. Kinder, Euer Vater ist ein Geizhals, ein Tyrann, und wir brauchten gar nicht in Verlegenheit zu sein und könnten alle Sommer vier Wochen länger in Wiesbaden oder Reichenhall bleiben. Melanie, laß das Staubputzen und Tellerordnen sein und komm hierher. Wenn wir Nichts darauf zu brocken haben, nutzt alle Zierlichkeit Nichts!«

Die alte Natur der Dame kam im Aerger zum Vorschein, Fräulein Adelaide klappte, sehr aigrirt von diesen gemeinen Sorgen des Haushalts das in rothen Maroquin gebundene Exemplar ihres Trauerspiels zu, aus dem sie sich für die Vorlesung beim Thee, wohlüberlegt vor dem Abendbrod, vorbereitet hatte, – und wandte sich mit einem *Mais Maman!* ab, Lodoiska aber wollte sich ausschütten vor Lachen, nur die jüngste Tochter kam theilnehmend zu der geärgerten Mutter.

»Der Vater hat sicher augenblicklich kein Geld, sonst hätte er Dir gegeben,« sagte sie beruhigend.

»Hast Du welches? – ich weiß Du hast immer Sparpfennige und der Teufel weiß, wo Du sie zusammenbringst. Darum essen wir auch für gewöhnlich so jämmerlich in der Wirthschaft, daß wir einen anständigen Menschen gar nicht zu Tisch laden können.«

Das junge Mädchen nahm die unverdienten Vorwürfe geduldig hin – sie allein mit ihrer rastlosen Thätigkeit und ihrer weit über ihre Jahre hinausgehenden Umsicht war es ja, welche die ganze Wirthschaft zusammenhielt. »Geld habe ich freilich nicht, Mama, Du weißt, daß der Monat bald zu Ende ist und daß Du mir ja nur die Hälfte von dem überläßt, was der Vater als Wirthschaftsgeld giebt.« – Daß die Schwestern, die wie die Geheime Räthin selbst nie mit ihrem Taschengelde auskamen, noch sehr häufige Anleihen bei ihr machten, verschwieg sie. »Ich will selbst mit der Auguste bei Herrn Huster die Schüsseln holen.«

»Na,« murrte die in allerlei Gedanken vertiefte Dame, »ich meinte nur, weil Du immer einen Heckepfennig hast. Aber wahrscheinlich hast Du das Letzte wieder an irgend eine der Bettlerfamilien im Hofe weggegeben. Gott, daß man mit solchem ordinären Pack in ein und demselben Hause wohnen muß! Das kommt von der ungenteeilen Straße, – aber Dein Vater hört nicht! Der Minister müßte es ihm wirklich befehlen, hier fortzuziehen.«

»Es würde in einer anderen Straße auch nicht besser sein, liebe Mutter,« tröstete das junge Mädchen. »Reiche und Arme giebt es überall und Du weißt, wie Papa an dieser Wohnung hängt. – Aber sage mir,« fuhr sie leiser fort – »wieviel brauchst Du nothwendig noch?«

»Du hast es ja gehört, es sind mit uns, Dich ausgeschlossen, da Du in der Küche bleiben und die Aufsicht führen mußt, vierzehn Personen ohne den Vater.«

»Also fünfzehn mit dem Vater.«

Die Stimme des Mädchens schien einen leichten Vorwurf zu bergen.

»Nein – er ist, wie so häufig seit einiger Zeit, störrisch und will nicht in unseren Kreis kommen. Ich weiß gar nicht, Iska, was er für ein unpassendes Vorurtheil gegen den jungen Fürsten hat. Das kommt wahrscheinlich, weil er so schlecht französisch spricht.«

Das Französisch der Frau Geheimeräthin war womöglich noch mangelhafter.

»Aber, da fällt mir etwas ein – ich komme gleich wieder, Kinder. Arrangirt unterdeß den Theetisch und Du, Lanie, Sorge für die Lampen.«

Die Dame nahm in Ermangelung eines näher zur Hand liegenden Umhangs eine mit falschem Hermelin gefütterte *Sortie de Bal* und verschwand im Vorflur.

Melanie, die längst die Lampen besorgt hatte, klopfte bei dem Vater an, um ihn nicht zu stören, wenn er etwa nicht Zeit hätte, und huschte dann in sein Kabinet, wo sie den Geheimen Rath den Kopf in die Hand gestützt zwar noch vor seinen Akten, aber doch mit ein Paar anderen Papieren beschäftigt fand, die dem Anschein nach Rechnungen waren, die er eben zusammenaddirt hatte.

»Ich wollte Dich bloß fragen, Väterchen, ob ich Dir vielleicht eine Tasse Thee herüber bringen soll und später etwas Abendbrod, wenn Du nicht hinüber kommst, oder ob Du ausgehst?«

Sie streichelte ihm das volle Gesicht und küßte ihm die Furchen von der Stirn, die sich unter ihren sanften Lippen zu glätten schien. Der Geheime Rath legte die Hand um die Taille des Mädchens, zog sie zu sich nieder und küßte sie auf die frische Wange.

»Mein Herzenskind,« sagte er, »Du bist doch die beste von Allen und mein Trost in diesem Treiben voll Leichtsinns und Unverstand. Gott bescheere Dir einst ein zufriedenes glückliches Loos, und Du wirst es finden, weil Du von früh an Dich an Thätigkeit und bescheidene Beschränkung Deiner Wünsche und Bedürfnisse gewöhnt hast. Glaube mir, meine liebe Lanie, das ist das beste Heirathsgut, was eine Frau ihrem Manne mitbringen kann – und viel Anderes wirst Du ihm leider schwerlich mitbringen!«

Das junge Mädchen versteckte erröthend den Kopf hinter dem des Vaters. Ob es der bloße Gedanke des Heirathens war, oder ob dem kleinen Schelm dabei bereits ein bestimmtes Bild vorschwebte, wer hätte das so sicher entscheiden mögen, als sie jetzt lachend sagte: »Aber Väterchen, wie kannst Du solches Zeug reden, was würde die Mutter dazu sagen und die Schwestern, die mich doch Alle noch als unreifen Knirps ansehen, obgleich ich doch im vorigen Monat sechzehn Jahre gewesen bin und schon seit anderthalb Jahren eingesegnet und von den Ursulinerinnen mit Zeugniß Nummer Eins entlassen! Nein Papa, setz' mir nicht solch dumme Dinge in den Kopf, ich bleibe bei Dir, pflege Dich und die Mama und werde eine alte Jungfer, wie wahrscheinlich . . .«

Die kleine Plaudertasche hatte etwas auf der Zunge, aber sie besann sich noch zeitig genug und unterdrückte es.

Es war ein liebes herziges Mädchen, eine geistig und körperlich frische Natur, wie man sie manchmal in dem entnervten Dunstkreis der Großstadt und unter den ungünstigsten Verhältnissen findet. Sie hatte keine Anlage zu der großen Statur der Mutter wie die älteste Schwester, – ihre Figur war eher klein und von einer gewissen Fülle, entbehrte aber keineswegs der Zierlichkeit, das Gesicht war eher rund als oval; lachende hellbraune Augen unter eben solchem Haar, ein hübsches Stumpfnäschen und vor Allem ein wahrhaft kussiger Mund mit frischen rothen Lippen und prachtvollen weißen Zähnen, dieser Zierde, die man jetzt

zum Theil in Folge der vielen kosmetischen Mittel unter Frauen so selten findet, machten dies Gesicht überaus angenehm, ein Charakter, den überhaupt die ganze Erscheinung hatte und der durch die einfache anspruchslose aber sehr kleidsame Toilette bestätigt und gehoben wurde.

Eilig küßte sie nochmals den Vater, empfahl ihm, nur zu schellen, wenn er etwas brauche, und unter der Versicherung, daß sie noch sehr viel zu thun habe, huschte sie geschwind davon.

Aus den Familienzimmern aber eilte sie nach dem Separat-Kämmerchen, das sie neben der Küche bewohnte, packte dort hastig etwas zusammen, schlang ein schwarzes Flortuch um Kopf und Wangen und verschwand dann über die Hintertreppe nach unten.

Das war's, was eine Treppe höher kurz vorher vorgegangen war, ehe die Geheime Rätthin den Agenten besuchte und mit ihm in die oben scizzirte Unterhaltung kam.

Die Dame fixirte Herrn Hirsch so scharf, daß seine Glotzaugen hinter dem Schutz der goldenen Brille unruhig hin- und herfuhren und ihr Besitzer auf seinem Fauteuil hin- und herzurücken begann.

»Wissen Sie auch, geehrter Herr Hausgenosse und Freund, was in diesem Augenblick passiert?«

»Bitte, meine Gnädigste!«

»Nun mein Mann faßt den Schlußbericht in Sachen der . . . Eisenbahn und der zu ertheilenden Concession ab, der alsbald dem Minister vorgelegt werden soll. Sie wissen, durch welche Brille Excellenz sieht.«

»Gott der Gerechte – so rasch!«

»Die Sache wird wahrscheinlich zu Ende gebracht werden sollen!«

»Gnädige Frau – es steht viel für uns auf dem Spiel, – es darf nicht sein, die Gegenpartei darf unmöglich die Concession erhalten.«

»Sie wissen, daß sie Freunde hat – ein Mitglied des Abgeordneten-Hauses interessirt sich lebhaft dafür.«

»Aber zwei Herrn vom Herrenhaus haben ihre Güter an unserer Linie. Die Presse wird schreiben für uns. Gnädige Frau, Sie müssen bieten auf all' Ihren Einfluß auf Ihren Herrn Gemahl, daß wir bekommen die Concession. Einer schönen Frau ist doch Nichts unmöglich.«

»Wenn ich auch wollte, Herr Hirsch,« sagte die Geheime Rätthin geziert; – »ich kann mich jetzt wirklich nicht damit beschäftigen, ich habe so viele Sorgen und Verdruß – Haushaltungs-Angelegenheiten! Es ist jetzt Vieles so theuer und die Gehälter selbst der höchsten Beamten sind bei uns sehr kärglich zugeschnitten. – Eben hatte ich einen Auftritt deswegen mit meinem Mann, wie ich Ihnen erzählte, der in der That zu genau ist, wenigstens mit uns.«

»Aber gnädige Frau, wie können Sie wegen solchen Kleinigkeiten Ihren Herrn Gemahl belästigen, der doch zu denken hat ganz andere Dinge. Sie wissen ja, daß ein Freund Ihrer geehrten Familie stets bereit ist, zu helfen aus der Verlegenheit. Kann ich dienen mit hundert oder zweihundert Thalern – bitte befehlen Sie nur!«

»Ich muß gestehen, es wäre mir gerade in diesem Augenblick allerdings ein kleiner Vorschuß sehr erwünscht und ich kam eigentlich herunter, Sie darum zu bitten. Ich fürchte nur

...

»Was?«

»Die Wiederbezahlung wird uns in der nächsten Zeit geniren. Nach Beendigung der Hoftrauer wird es gewiß große Festlichkeiten bei den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften und in den vornehmen Kreisen geben, und die Krönungsfestlichkeiten werden auch bedeutende Ausgaben für die Toilette fordern.«

»Aber was beunruhigen Sie sich um solche Dinge, gnädige Frau,« sagte der Agent, der zu seinem Bureau ging und zwei Hunderthalerscheine aus einer Kasette nahm, die er vor die von dem Anblick sehr erfreute Geheime Räthin niederlegte. »Ein kleines Scheinchen genügt, Sie können es mir wiedergeben, ganz nach Belieben; wenn erst der Herr Geheime Rath Mitglied ist vom Verwaltungsrath der . . . Bahn, wird die Tantième sei alle Jahre so reichlich – vier, fünftausend Thaler mindestens – daß Sie nicht kommen werden wegen solcher Lappalien in Verlegenheit.«

»Wie, – also meinten Sie wirklich, daß . . . «

»Ich habe den Auftrag vom Consortium, das bereits gewählt hat die Direktion, für den Fall es erhält die Concession, den Herrn Geheime Rath zu bitten, der Gesellschaft die Ehre zu erweisen und zu treten in den Verwaltungsrath, der sehr nöthig hat eine Kraft von solcher Capacität und Erfahrung, die bewirken kann unendlich viel Gutes.«

»Aber bestes Hirsch'chen,« sagte die Dame sehr erfreut, – »dann ist ja keine Zeit zu verlieren. Wäre es nicht gut, wenn Sie selbst einmal mit ihm sprächen, er ist jetzt grade allein – und« fügte sie bezeichnend hinzu – »bei der Arbeit.«

»Wissen Sie, gnädige Frau,« sagte der Agent, – »es ist eigentlich gewesen meine Meinung, zu machen dem Herrn Geheimrath einen Besuch. Sie kommen meinen Wünschen zuvor und Gott gebe, daß es hat einen guten Erfolg. Ich werde mir anziehen einen anständigen Rock und also gleich machen meine Aufwartung.«

Die Geheime Räthin reichte ihm die Hand und entfernte sich dann eiligst. Wahrscheinlich in dieser Eile hatte sie vergessen, dem Herrn Hirsch einen Schuldschein auszustellen und Herr Hirsch war zu delikats, sie daran zu erinnern. »Schreiben wir's zu dem Andern« sagte er vor sich hin, während er kurze Toilette machte.

---

Die kleine Melanie war rasch die Treppe hinab und über den Hof gehuscht, wobei sie sich nicht enthielt, einen Blick nach der großen Schlosserei im Quergebäude zu werfen. Es war jetzt sieben Uhr und die Arbeit war eben eingestellt, nur die Handlanger und Burschen waren noch beschäftigt mit dem Auslöschten der Feuer- und Gas-Flammen und dem Wegräumen der Geräthschaften. Die Gehülften waren schon gegangen und saßen meistens bereits oben in der Arbeiter-Versammlung.

Fräulein Melanie trippelte in eine der dunklen Seitenthüren des Parterre, wo sie sehr gut Bescheid zu wissen schien, und schellte leise an einer in den Flur von der Vorderseite mündenden Thür.

Nach einer kleinen Pause schlürften Schritte herbei und man frug von Innen: »Wer ist da?«

»Mama Montmartin, ich bin's, die Lanie!«

»O mein Püppchen,« sagte die Stimme und die Hinterthür wurde rasch aufgemacht und die Klopfende in die kleine Küche eingelassen. – »Treten Sie nur ein, liebes Kindchen – ich habe Sie ja so lange nicht gesehen, und heute hoffte ich am Wenigsten auf das Vergnügen, da ich von der Auguste hörte, daß die gnädige Mama heute Gesellschaft hat. – Das wird eine

Freude sein für meinen Alten und noch einen gewissen Jemand. Sie sitzen Beide im Laden und plaudern von Industrie und Politik und wer weiß was sonst für Dingen, wovon ich Nichts verstehe. Deshalb finden Sie mich hier beim Bereiten des Abendbrods, mein Goldkind. Treten Sie nur geschwind in unser Stübchen – die Lampe brennt.«

Es war eine alte überaus gutmüthig aussehende Bürgersfrau, welche das junge Mädchen so freundschaftlich empfangen hatte. Madam Montmartin war an die Sechzig, aber noch überaus rüstig und beweglich, sie konnte keinen Augenblick müßig sein, selbst während ihres Gesprächs mit dem jungen Mädchen. Gewisse Züge in ihrem Wesen, ja selbst in dem überaus gutmüthigen Gesicht der Matrone zeigten, daß sie eine geborne Berlinerin war, trotz des französischen Namens, und in der That war sie ächt mit Spreewasser getauft und zwar in der reformirten Kirche am Gensd'armen Markt, woher es vielleicht gekommen war, daß sie der Nachbarschaft mit der französischen wegen ein Mitglied der französischen Colonie, Herrn Montmartin, gelernten Posamentirer und späteren Tapissieriehändler geheirathet hatte, den wir alsbald die Ehre haben werden, kennen zu lernen.

Das alte Ehepaar hatte keine Kinder, das einzige Töchterchen war schon im vierten Jahre gestorben, und da Melanie, als ihre Eltern nach Berlin übersiedelten, fast eben so alt war, und das frische fröhliche Kind mit den plebejischen Spielgefährtinnen aus den Hinterwohnungen lange im Hofe umhergesprungen war und zu Herrn und Frau Montmartin sich immer sehr hingezogen gefühlt und fast seine halbe Zeit bei ihnen zugebracht hatte, bald Dies, bald Jenes in der kleinen Wirthschaft helfend und so den Grund zu seiner künftigen eigenen Wirthschaftlichkeit legend, hatte sich das alte Paar bald so an sie gewöhnt, daß es das Mädchen wie seine eigene Tochter liebte.

Dies Verhältniß befestigte sich nur mit den Jahren; während die beiden älteren Schwestern in eine Pension gebracht wurden, besuchte Melanie, aus einer katholischen Familie stammend, die Schule des nahen Ursuliner Klosters, und wenn dort auch die wissenschaftliche Ausbildung der guten Schwestern gar Vieles zu wünschen übrig ließ – die guten Eigenschaften des Herzens wurden gehegt und gepflegt und dem jungen Mädchen Fleiß und Genügsamkeit in seinen Ansprüchen eingepflanzt. In eine vornehme Pension wie die Schwestern hatte die Mutter ihre Jüngste nicht gebracht, wahrscheinlich, weil es ihr damals schon zuviel kostete, aber das war grade ein Segen für das Mädchen, das nun desto einfacher und natürlicher geblieben war. Den Umgang mit den Montmartins hatte die Rätthin zwar etwas beschränkt, aber doch nicht verboten, da ihr der französische Name etwas imponirte und auch das Gerücht ging, die Montmartins wären bei der Auswanderung aus Frankreich und ihrer Aufnahme durch den großen Kurfürsten eine vornehme Familie, etwa gar ›Marquis‹ drüben an der Loire gewesen, und hätten mit dem bürgerlichen Gewerbe nur den bürgerlichen Stand angenommen, – auch wirkten später wohl noch einige andere Gründe mit! – aber die Schwestern rümpften wegwerfend die Nase, wenn Melanie von der vortrefflichen alten Frau erzählte, die freilich keine Bildung hatte wie sie, und nicht einmal zu den höheren Bürgerkreisen sich drängte, sondern einfach und still mit dem kleinen Franzosen wirthschaftete und zusammensparte. Und das Letztere that sie redlich, denn im Hause ging das Gerede, die Montmartins seien eigentlich sehr wohlhabende Leute, hätten etwas hinter sich gebracht und sich längst vom Geschäft zurückziehen und Partikuliers spielen können, eine Zukunft, an der eigentlich das Herz des berliner Bürgers in alter Zeit hing. Doch wenn es auch Thatsache war, daß Herr Montmartin durch große Umsicht in seinem Geschäft und ausgebildeten Geschmack

einen großen Umsatz in seinem Betrieb erzielte und namentlich mit schönen Stickereien und Mustern einen weit über die Gränzen Berlins, ja Preußens gehenden Handel trieb, so lebte das Paar doch unverändert in seiner Weise fort, gönnte sich kaum die Unterstützung einer Ladenjungfer, die außer dem Hause schlief, und Herr Montmartin hielt streng darauf, daß in seinem kleinen Laden der geringste Kunde, der ein Röllchen Garn forderte, eben so prompt und höflich bedient wurde, wie die vornehmste Dame, die in Equipage vorgefahren kam, um eine zu drei Vierteln von kunstfleißiger, vielleicht eben so aristokratischer Hand vollendete Stickerei auszusuchen, und mit der Grundfüllung des Canevas dann in Gesellschaft zu kottieren und die vollendete Stickerei in einer der hundertfachen Formen, welche die Mode erfunden hat, Vater, Gatten oder Verlobtem zum Cadeau zu machen.

Es ist dies – die Vorbereitung solcher Stickereien und Handarbeiten, das heißt die Vollendung eines kleinen oder größeren Theils, nach der sich dann der Rest ohne Mühe und Kopferbrechen herstellen läßt, – ein sehr bedeutender Industriezweig geworden und Herr Montmartin hatte das Verdienst, diese Spekulation zuerst in Gang gesetzt zu haben. Viele Hunderte fleißiger Mädchen gewinnen damit ihr Brod, und es ist eine bekannte Sache, daß im Stillen in Berlin und in der Provinz sich viele Töchter sogenannter guter Familien mit solchen Arbeiten für die Geschäfte großer Städte ihr Taschen- und Toilettengeld verdienen.

Das Goldkind war etwas roth geworden, als Madame Montmartin noch einer dritten Person erwähnte, die gewiß über ihren unverhofften Besuch sehr erfreut sein würde, schien aber nicht besondere Eile zu haben, diese Freude persönlich in Empfang zu nehmen; vielmehr hielt sie die alte Frau zurück, als diese sie in die anstoßende Stube nöthigen wollte und sagte: »Bitte, bitte, Mamachen – ich habe große Eile, und wie Sie sagen, alle Hände voll zu thun; aber – ich mochte gern Monsieur Montmartin einen Augenblick sprechen. Wollen Sie wohl die Güte haben, ihn auf ein Paar Minuten herauszurufen?«

»I Herrje, Lanchen, was haben Sie denn so eilig, und noch dazu Geheimnisse mit meinem Alten, die der Gustav nicht wissen soll? Kann ich's nicht besorgen?«

»Bitte, bitte, Mamachen!« Ihre hübsche volle runde Hand streichelte das runzliche Gesicht der Alten. »Sie werden es nachher erfahren, denn Onkelchen sagt Ihnen ja doch Alles, selbst in Geschäftssachen.«

»Na, ich wollte ihn auch, wenn er ein Geheimniß hätte vor mir! Merken Sie sich das Kind, das darf unter ordentlichen Eheleuten niemals vorkommen, – was der Mann weiß, muß die Frau wissen, und so umgekehrt. Na – er soll gleich kommen. Er hat sich von der Mamsell eine Weiße holen lassen und da sitzen sie und schwatzen.«

»Und – und bitte Mamachen, leisten Sie Herrn Wehrmann einen Augenblick Gesellschaft!«

Die Alte faßte sie unter's Kinn. »Gewiß – aber Herzenskind, Du kommst doch dann wenigstens einen Augenblick herein? Der arme Junge wird sich sehr freuen, Dir Adieu zu sagen – ja richtig! Sie wissen noch gar nicht Lanchen, daß er am Montag früh schon fort muß!«

»Gustav – Herr Wehrmann!« verbesserte sie sich, und es klang wie ein Ruf des Schreckens. »Was ist denn geschehn? Wohin denn?«

»Na, das kann er Dir ja besser selber erzählen. – Jetzt will ich nur geschwind meinen Alten rufen, dann kannst Du um so länger bleiben. Komm her Lanchen, und gieb mir einen Kuß, Herzensmädel, machst Dich ohnehin jetzt so rar!«

Damit küßte sie das junge Mädchen auf die Stirn und fuhr in ihrer hastigen unruhigen Weise aus der Küche. Als sie allein war, preßte das Mädchen wie unwillkürlich die Hand aufs

Herz und ein tiefer Odemzug hob die knospende schön geformte Brust – dann aber wandte sie ihre Augen fest auf die Thür, als könne sie da hindurch blicken durch das Schlafzimmer der beiden Alten hinein in das kleine Wohngemach. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich auch die Thür und Herr Montmartin trat ein.

Der Nachkomme der Refügé's war eine, nicht bloß in seiner Straße und seinem Stadttheil, sondern in halb Berlin damals wohl bekannte, und durch das spätere Unglück, das ihn traf, noch heute in der Erinnerung lebende Figur. Er zählte zu der Zeit, in der wir ihn einführen, also im Frühjahr 1861, bereits 62 Jahre, fünf Jahre mehr als seine Gattin, und war gleich dieser noch überaus rüstig und wohlconservirt, nur in anderem Genre; denn wenn Madame Montmartin beleibt und stark war, so war ihr Gemahl gerade das Gegentheil, von kleiner zarter schwächlicher Figur, die noch zierlicher erschien durch den freilich etwas altmodischen, aber überaus saubern und sorgfältigen Anzug, den er trug und zwar vom Morgen ab, sobald er das Geschäft des Rasirens vollzogen und seinen Laden geöffnet hatte, was pünktlich um 9 Uhr geschah, bis zur Stunde, wo er sich zur Ruhe begab. Dieser Anzug bestand in einer Art braunem Roquelaure, früher mit kurzem Kragen über den Schultern, der jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten verschwunden war, während der bis an die Knie reichende Rock die großen Seitentaschen beibehalten hatte. Dazu trug Monsieur Montmartin stets schwarze Kniehosen, seidene Strümpfe und Schuhe, im Winter hohe Stiefeln mit gelben Stiefeletten, weißes Gilet und weiße Binde mit sorgfältig gefaltetem Jabot, das von einer Smaragdadel zusammengehalten war, und außerordentlich feine und große Manchetten, unter denen die kleinen schmalen und wohlgepflegten Hände mit den vielen Ringen förmlich verschwanden. Obschon er seit mehr als vierzig Jahren keinen Haarbeutel und kein Toupet mehr trug, waren doch seine grauen Haare sorgfältig gekräuselt, – ein Liebesamt, das Frau Montmartin versah, und selbst ein wenig mit Puder versehen. Sein feines Gesicht war lang und schmal, die Stirn desgleichen, die dunklen Augen ächt französisch, noch immer blitzend und scharf und doch eine unverkennbare Herzensgüte aussprechend. Jede seiner Bewegungen hatte etwas Zierliches, Feines, und es fehlte ihm in der That nur der Stahldegen an der Seite und der dreieckige plümirte Hut unter dem Arm, um einen französischen Seigneur des vorigen Jahrhunderts in ihm zu sehen. Daß er aus gutem Blute stammte, darüber konnte selbst dem oberflächlichen Beobachter kein Zweifel sein. –

Der kleine Posamentier war eins der letzten Exemplare ächt französischen Pli's aus der Roccoccozeit, wie sonst die französische Colonie nicht wenige aufzuweisen hatte.

Monsieur Montmartin kam mit einem gewissen Menuetschritt auf das junge Mädchen zu, faßte ihre Hand und küßte sie mit gespitzten Lippen auf die frische Stirn. »*Ah ma chère Mélanie – que jes suis enchanté, de vous revoir* böses Kindken, drei ganze Tag hab ik Sie nicht geschaut, *vraiment*, und mir doch so sehr gesehnt nach meiner *mignon!* Wo haben Sie doch gesteckt so lang, *mon chère enfant?*«

»Ich hatte sehr viel zu thun in der Wirthschaft, Onkel Montmartin, und nicht einen Augenblick Zeit, sonst wäre ich gewiß gekommen. Sie wissen ja, wie gerne ich bei Ihnen ein Stündchen verplaudere.«

»*Oui, j'en suis persuadé* – ah ik weiß! *Ma petite Mélanie* – mein liebes Töchterken haben ein Herz so gut wie ein Engel. Aber ik seind ein alter Mann, ik und Madame Montmartin haben nur Mademoiselle Melanie als Kind, da uns *le bon Dieu* genommen haben unsrigen Kind so jung, so jung, daß Monsieur et Madame Montmartin immer haben die größte Sehnsucht, zu

sehen ihre kleine Melanie. Aber ich vergesse ganz über das Vergnügen, Sie zu sehen, Sie zu bitten, doch einzutreten in unsere kleine, sehr kleine Salon, wo Monsieur Werrmann waren sehr erfreut, zu hören, daß Mademoiselle Melanie gekommen.«

»Einen Augenblick, Onkel Montmartin,« sagte das Mädchen, die Augen senkend und tief erröthend. »Sie haben mich ja selbst das Sprüchwort gelehrt: Erst das Geschäft! – Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie die beiden Stickereien hier ansehen und mir sagen wollten, ob Sie dieselben brauchen können?«

Dabei hatte das junge Mädchen eine Papier-Emballage geöffnet, die sie bisher unter dem Arm getragen, und zwei wirklich äußerst kunstvoll gearbeitete Stickereien zu einem Kissen und einem Oreiller hervorgeholt, die sie nun ihrem alten Freunde entgegenhielt.

Es war nicht die erste Handarbeit, die sie dem Geschäft verkaufte, vielmehr hatte sie schon oft für dasselbe gearbeitet und in ihrem Kämmerchen selbst während der Nachtstunden, oder wenn sie allein war, Mutter und Schwestern vielleicht im Theater oder in Gesellschaft, von der Kunstfertigkeit, die sie im Kloster erworben, oder die sie sich durch die Rathschläge Herrn Montmartin's, der selbst ein ganz vortrefflicher Zeichner und Kunststicker war, angeeignet, Gebrauch gemacht, um entweder die Eltern und Geschwister mit allerlei zierlichen Gaben zu erfreuen, oder durch den Verkauf das bescheidene Taschengeld, das man ihr gewährte, zu erhöhen; – oft genug hatte freilich der kleine Erwerb noch als Zubuße zur Wirthschaft dienen müssen, obschon dies die Geheimrätthin vornehm ignorirte und die Schwestern, denen dieser Fleiß unmöglich verborgen bleiben konnte, sich wegwerfende Bemerkungen über diese unpassende Industrie erlaubten. Einmal in einer großen Verlegenheit hatte die Geheimrätthin sogar Melanie aufgefordert, Monsieur Montmartin, der ja doch Geld genug habe, um eine größere Summe als Darlehn zu bitten, die er ihr bei seiner Vorliebe für sie gewiß nicht verweigern würde; aber Melanie hatte sich so energisch gegen dies Verlangen gesträubt und erklärt, daß sie lieber den ganzen Verkehr mit dem alten Ehepaar lösen werde, daß die Geheimrätthin gezwungen war, die Spekulation aufzugeben, und zur Revange den Verkehr des Mädchens mit den »Bürgersleuten« sehr beschränkt hatte.

Der Posamentier betrachtete die Stickereien einzeln mit der Miene eines Kenners durch das Augenglas, das er aus seiner Westentasche gezogen hatte und schüttelte bedenklich den Kopf.

»Ach, Onkel Montmartin,« flüsterte betrübt das Mädchen, »ich sehe es Ihnen an, die Arbeit ist gewiß nicht viel werth! Und doch habe ich möglichsten Fleiß darauf verwendet, da sie eigentlich zu Papa's Geburtstag bestimmt war. Aber sagen Sie es nur gerade heraus – Sie können sie nicht brauchen – sie gefallen Ihnen nicht!«

»*Au contraire*,« rief der kleine Franzose. »*Charmant!*«

Sagen Sie mir, Kind, wo Sie nehmen die Zeit dazu und den Gesmak? Aber ich alter Narr vergessen ganz, was betrifft den Gesmak, daß Sie gewesen sind schon als klein Kind die Schülerin von Monsieur Montmartin, dessen Gesmak und Urtheil sein nicht ganz gering! Aber er sein sehr böse auf sein klein Melanie, daß sie anstrengt ihre hübschen Augen allzusehr und sein zu fleißig, während Mademoiselles *les sœurs* thun gar nix, als zu gehn auf die Concerts und auf die Bälle und Soiréen, was zwar seien auch kanz schön, aber *secondair*, und es bleiben die Hauptsak immer die Arbeit und die *solidité*, wie mein Goldkind sie besitzen. *Non*, Mademoiselle Görling, das seien keine gewöhnliche Arbeit, das sein ein Kunstwerk in unserm Fach, das seind unbezahlbar und Monsieur *le vieux Marquis* – wollt' ich sagen *le vieux*

Montmartin muß protestiren, daß sein *petit brechet* verdirbt mit solcher Arbeit ihre hübschen Augen.«

»Aber Onkel Montmartin, meine Augen haben kein größeres Recht auf Schonung, als die anderer Mädchen. Sie wissen, daß Papa kein Vermögen hat und daß ich zu meinen kleinen Nebenausgaben mir das Taschengeld verdienen muß. Also sagen Sie mir, aber Monsieur Montmartin, *je vous prie instant comme marchand et pas comme oncle*, was seien die Arbeiten in einem andern Magazin werth?«

Der alte Posamentier, der immer herzlich lachte, wenn sein Liebling einmal das Deutschfranzösisch ihm nachäffte, zog die Brauen hoch, spitzte den Mund und unterwarf die Stickereien eine nach der andern nochmals einer genauen Prüfung.

»Die Zeiten sind nicht günstig, Mademoiselle Görling, vor die Arbeiten für Plaisanteries. Wenn ik rechne vier Thaler auf die *ingrédients*, kann ein Geschäft nicht mehr geben als zwölf Thaler für die *broderies* zusammen, aber da es ist von der Hand von *ma petite* . . . «

Die junge Dame hatte einen Seufzer unterdrückt bei der strengen Schätzung des alten Geschäftsmanns, aber nun unterbrach sie ihn rasch. »Nichts da, Onkel Montmartin, ich will nicht mehr als jede Andere. Sie dürfen meinerwegen keine Ausnahme machen. Also geben Sie mir die zwölf Thaler, ich – ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich gerade in einer kleinen Verlegenheit bin, – ich hab' all mein Taschengeld ausgegeben und – nun ich muß heute Abend noch ein Paar neue Stiefelchen haben!«

Um Herrn Montmartin's schmale Lippen zuckte ein leichtes Lächeln, als er auf die kleinen zierlichen Füßchen seines Lieblings bei der unbeholfenen Nothlüge sah und ihr dann voll in das erröthende Gesichtchen blickte. »So, so! *c' est une autre chose!* – *Voici* Mademoiselle Görling, da seien die zwölf Thaler, aber Sie sollen nicht maken mehr so anstrengende Arbeiten, oder ik werde es sagen Monsieur *le conseiller!* – Aber nun kommen Sie herein, wenigstens *un moment* zu Madame Montmartin und Monsieur Gustave, die Sie erwarten gewiß sehr sehnlik!«

»Aber nur einen Augenblick, Onkel, denn wahrhaftig, ich habe keine Zeit. – Aber, bitte bester Herr Montmartin, legen Sie zuvor die Stickereien fort, denn sonst müssen Sie dieselben drinnen zeigen – und da wissen Sie schon . . . aber sagen Sie mir, Onkel Montmartin, was machen Sie denn eigentlich immer mit meinen kleinen Arbeiten? Ich sehe ja nie, daß Sie eine derselben am Schaufenster oder in Ihrem Laden ausgestellt haben? Oder sind sie das wirklich nicht werth?«

Es war ein eigenthümliches Lächeln, das über das Gesicht des alten Kaufmanns zog, als er sein »Goldkind« am Kinn kniff. »*Mais*, Mademoiselle Görling, wie können Sie zutrauen einem alten Freund solche *indélicatesse!* Die hübschen Arbeiten dieser lieben kleinen Hände kommen alle weit, weit nach die Ausland, wo sie finden die verdiente *admiration!* – *Mais faites moi l'honneur, je vous prie!* und er öffnete die Thür und zog sie halb mit Gewalt an der Hand nach dem vordern Theil der Wohnung.

Zwischen der Küche und dem Wohnzimmer, aus dessen halbgeöffneter Thür der helle Lichtschein der Lampe drang, lag das Schlafkabinet des alten Paares, die Betten durch eine Gardine, die von einer Wand zur andern ging, von dem Durchgangsraume geschieden. Fräulein Görling zupfte noch geschwind an Hausschürze und Cravatte Einiges zurecht, strich die hellbraunen Haare von der Stirn und trat dann zögernd an der Hand ihres alten Beschützers und

mit niedergeschlagenen Augen in das Wohnzimmer, wo Madame Montmartin noch beschäftigt war, den Tisch für das einfache Abendbrod zurecht zu machen.

Ein junger Mann hatte auf einem Stuhl zur Seite des Kanapées gesessen und sich sofort erhoben, als er die Thür der Küche gehen und die Schritte der Eintretenden hörte.

Es war ein junger Mensch von achtzehn bis neunzehn Jahren, ziemlich groß, von jener schlanken Gestalt mit schmalen Hüften breiten Schultern und voller Brust, welche bedeutende Körperkraft und Ausbildung der Muskeln besitzt. Er hatte ein geröthetes Gesicht, wie solches die Feuerarbeiter häufig zeigen, das kräftige offene Züge und unter der gewölbten Stirn voll Intelligenz ein graues kluges Auge wies. Um Lippen und Kinn lag ein Zug von Festigkeit und Entschlossenheit. Dunkles etwas lockiges Haar umrahmte Stirn und Schläfe, und der Anfang eines kleinen Stutzbärtchens schmückte bereits die Oberlippe.

Die Hände des jungen Mannes waren durchaus nicht zart und aristokratisch, sondern breit und muskulös, von schwerer Arbeit zeugend, die sein Beruf war. Diesem Stande entsprechend war auch seine Kleidung, einfach, aber überaus sauber. Die Blouse, die er in der Arbeitszeit trug, hatte einem dunklen kurzen und die Gestalt im besten Ebenmaß weisenden Rock Platz gemacht, unter welchem sich Weste und ein sauberes buntes Hemd zeigte. Der Fuß war verhältnißmäßig klein und in glänzend gewichste Stiefeln eingeschlossen, kurz das ganze Aeußere bewies, daß der junge Mann nicht zu der Klasse der gewöhnlichen in Gleichgültigkeit oder Lüderlichkeit verkommenden Handwerkergehilfen gehörte. Dafür sprach auch seine einfache aber ohne Ueberladung von erworbener Bildung zeigende Redeweise und sein ganzes Gebahren.

Gustav Wehrmann war der Sohn schlichter Leute, eines Briefträgers, der nach langem Militärdienst als Unteroffizier diese Civilversorgung als Ruheposten erhalten und ihn seit 20 Jahren in Wind und Wetter, mit kärglichem Gehalt und zahlreicher Familie bekleidet hatte. Und was das heißen will, das kann in der That nur Der beurtheilen, welcher auf den anstrengenden Dienst, die treue Pflichterfüllung, den Widerstand gegen die zahlreichen Verlockungen und die oft so drückenden Familienverhältnisse dieser und ähnlicher Unterbeamten näher eingeht, – einer Beamtenklasse, die wahrlich dem Preußischen Staate zur höheren Ehre gereicht, als gegenwärtig jene hochgestellte, aus der die Kandidaten auf die Direktionsstellen der Aktien-Gesellschaften, die Gründer und Kammerspekulanten hervorgehen!

Der alte Briefträger Wehrmann, welcher in seinem harten zwanzigjährigen Dienst, bis vor Kurzem mit 300 Thalern Gehalt, Millionen an Werthen dem Publikum treppauf treppab zutragen, hatte mit seiner Familie gedarbt, um wenigstens den Kindern eine passende Erziehung zu geben und sie so viel als möglich lernen zu lassen. Nachdem Gustav Wehrmann die im Ganzen guten Berliner Gemeindeschulen durchgemacht, wobei ihm der Vater, da der Knabe Talent zur Mechanik zeigte, besonderen Zeichnenunterricht geben ließ, trat er bei einem tüchtigen Schlossermeister in die Lehre, der seinen schon zur Fabrik ausgedehnten Gewerbetrieb in dem Hinterhaus unterhielt, das der Schauplatz unsrer vorbeschriebenen Szenen war, und der Knabe, der junge Mann hatte hier Gelegenheit gehabt, die jüngste Tochter des Geheimraths von ihrem zehnten Jahre an aufwachsen zu sehen, und – da er durch sein kluges aufgewecktes Wesen und verschiedene Gefälligkeiten sich gleichfalls die Gunst des alten Montmartin'schen Ehepaars erworben, auch manchmal das junge Mädchen in dessen Wohnung zu sehen und einige Worte mit ihm zu wechseln.

Nach beendeter Lehrzeit wollte Gustav Wehrmann, der auf das strenge Daraufhalten seines ehrenwerthen Vaters und aus eigenem Wissensdrang jede freie Stunde benutzt hatte, sich weiter zu bilden, hinaus in die Fremde, um sich dort zu vervollkommen, – aber theilweise hatte wirklich der Umgang mit den alten Leuten und die stille Bewunderung für das heranwachsende Mädchen ihn veranlaßt, fast noch zwei Jahre in der Werkstatt seines alten Lehrherrn als Gehilfe zu bleiben, theilweise die Gelegenheit, die sich grade in Berlin für theoretische Studien jeder Art bietet. Jetzt jedoch war die Zeit für ihn gekommen, wo er, wie er strebsam fühlte, hinaus mußte in die Fremde, wenn etwas Tüchtiges aus ihm werden sollte.

Der junge Mann trat bescheiden auf das Mädchen zu und sagte mit einer gewissen Ehrerbietung: »Verzeihen Sie, Fräulein Görling, daß ich Ihnen meine Freude darüber ausspreche, daß ich Gelegenheit habe, Sie noch einmal vor meiner Abreise sehen und Ihnen Lebewohl sagen zu können.«

Sie schlug die hübschen hellbraunen Augen, die jetzt einen ganz betrübten Ausdruck hatten, zu ihm auf und streckte ihm nach einigem Zögern die Hand entgegen, deren Fingerspitzen er achtungsvoll erfaßte.

»So ist es wirklich wahr, was Onkel Montmartin mir soeben erzählt hat, – Sie wollen wirklich Berlin verlassen, Gust – Herr Wehrmann? O, es wäre abscheulich gewesen, wenn Sie von dem Umgang mit Monsieur Montmartin Nichts profitirt hätten, als französischen Abschied zu nehmen, und Sie davon gegangen wären, ohne mir Adieu zu sagen.«

»Ich – ich hätte es gewiß nicht gethan,« stotterte der junge Schlossergesell, »aber ich mußte auf eine günstige Gelegenheit hoffen, Sie zu sehen, was jetzt so selten der Fall ist, – besonders, da meine Abreise so schnell und unerwartet gekommen ist. Denken Sie, Fräulein Görling, ich habe ein Engagement in dem großen Krupp'schen Etablissement in Essen durch einen Freund bekommen – ein Glück, das ich kaum zu hoffen wagte.«

»Ja, und dann werden Sie nun den ganzen Tag von Sonnenaufgang bis in die Nacht feilen und hämmern und drehen oder vor dem Zeichnenbrett sitzen und allerlei Raupen im Kopf haben, wie man die Menschen auf die schnellste Weise *en gros* aus der Welt schafft, Sie schlimmer Mensch,« sagte Melanie halb schmollend, halb neckend – »statt sich, wie sich für einen ordentlichen künftigen Schlossermeister gehört, damit zu beschäftigen, wie man den Leuten am Besten Haus und Wohnung vor der saubern Diebesgesellschaft schützen kann, oder gar vor gewaltsamem Einbruch und Mord! Aber ich will Ihnen doch aufrichtig gratuliren, Herr Gustav, da ich weiß, wie sehr es Ihr Wunsch ist, vorwärts zu kommen und was Tüchtiges zu lernen.«

Der junge Schlosser wagte es, die Finger des Fräuleins, die noch immer in den seinen ruhten, leise zu drücken.

»Gewiß ist es das, Fräulein, ich will etwas Tüchtiges lernen und werden, – oder Sie sollen mich nie wieder sehen und nie wieder von mir hören, das habe ich mir gelobt!« Seine blitzenden Augen wiederholten dies Gelöbniß, als Melanie, unwillkürlich erröthend, ihre Hand zurückzog.

»Nun Herr Gustav,« sagte sie mit kindlicher Offenheit, »wenn es Ihnen Freude machen kann, ich hoffe und wünsche, Sie als einen recht tüchtigen Mann wieder zu sehen – Sie sind ja noch jung – grade wie ich! Und vergessen Sie nicht, es wird mir stets Vergnügen machen, von Onkel Montmartin, dem Sie hoffentlich recht oft schreiben werden, von Ihnen zu hören! Und jetzt – jetzt – leben Sie wohl, denn ich muß wirklich eilig nach Oben. Gutenacht Mama

Montmartin, Gutenacht Onkel!« – Sie warf dem Paare eine Kußhand zu und war behend wie eine Eidechse verschwunden.

»Geh ihr nach Gustav,« gebot die alte Frau – »es ist heute wieder so ein Bummlerabend von die Nichtsthuer und Krakehler bei Knieten drüben – seh zu, daß ihr Nichts passirt, bis sie die Treppe hinauf ist.«

Der junge Mann war rasch wie ein Blitz hinter dem Mädchen her und sah sie noch an dem Eingang des dunklen Hinterflurs stehn, zu dem die Küchentreppe aus den oberen Stockwerken niederführte. Hatte sie vielleicht absichtlich dort einen Augenblick gezaudert? – mit zwei Sprüngen stand er vor ihr.

»Fräulein – Madame Montmartin schickte mich hinterdrein, damit Ihnen auch Nichts passirt. Fräulein Görling – Fräulein Melanie – leben Sie wohl, vergessen Sie einen armen Handwerker nicht ganz, und – Gott segne Sie!«

Sie hatte ihm nochmals die Hand entgegengestreckt, er faßte sie und führte sie ehrerbietig an die Lippen. »Ich werde Sie nicht vergessen, Gustav, und ich werde auch für Sie beten, recht oft!«

Sie war die Wendeltreppe hinauf, ehe er ein Wort weiter sagen konnte; als er so traurig hinter ihr drein schaute und kaum die heraufdringenden Thränen zu unterdrücken vermochte, war es ihm, als höre er von dem Absatz des ersten Stockwerks noch herab die leise geflüster-ten Worte: »Leben Sie wohl und – kommen Sie als tüchtiger Mann wieder!«

---

Oben in dem Corridor, der von der Küche zu den Vorderzimmern führte, begegnete Melanie der Mutter. Es war zum Glück ziemlich dunkel, so daß die Geheimrätin die Röthe und Aufregung ihrer Jüngsten nicht wohl bemerken konnte. Vielleicht hätte sie dies überhaupt nicht gethan.

»Hier Mama – hier sind die zehn Thaler!« Sie reichte ihr hastig das Geld.

»Unsinn – was sollen wir mit der Lumperei! – Hier nimm diesen Hundertthalerschein und laß ihn unten beim Weinhändler wechseln und die Flaschen holen, die ich aufgeschrieben habe. Sie kann gleich vier Flaschen Champagner bringen – zwei sind gar zu pauvre!«

Aber sie hatte es doch für gut gefunden, die so sauer erworbenen zehn Thaler der Tochter dieser aus der Hand zu nehmen und in die Tasche zu schieben. – »Nun geschwind hinein und sieh zu, daß Alles in Ordnung kommt.«

---

Wir haben bereits erwähnt, daß eines der Kammermitglieder in dem Hause wohnte. Frau *Maneke* im zweiten Stock, die Chambregarnie vermietete und davon, wie so viele Wittwen und separirte Frauen in Berlin mit ihren beiden Kindern, einem Sohn, der auf dem Kölnischen Gymnasium in Quarta studirte, und einer fünfundzwanzigjährigen Tochter lebte, für die sich noch immer keine Partie hatte finden wollen trotz der zahlreichen jungen Mediziner, Referendarien, Baustudirenden, und sonstigen jüngeren und älteren Expectanten und Reflectanten, welche die Jahre über bei Madame Maneke möblirt gewohnt hatten, und die deshalb bereits einen etwas bissigen Altenjungfern-Charakter zu bekommen begann.

Es giebt wahrhaftig in Berlin eine ganze Armee von Frauen, die vom möblirt Vermiethen leben, und es giebt eine ganze Armee ›separirter‹ Frauen.

Was heißt ›separirt‹? Das berliner Stadtgericht, Abtheilung für Ehesachen, könnte darüber eine ganz besondere Auskunft geben. ›Separirt‹ heißt noch lange nicht ›geschieden‹, würde Dir der befreundete Gerichtsschreiber sagen, das heißt etwa im besten Fall: wegen unüberwindlicher Abneigung auseinander gegangen, er wohnt an diesem Stadtende, sie in jenem; das heißt: dem Mann davon gelaufen, weil es mehr Schläge, als zu essen gab; – das heißt: er hat sie sitzen lassen und ist in alle Welt gegangen, weil sie kokett und leichtsinnig war und ihm das Leben zur Hölle machte, die er endlich nicht mehr ertragen konnte! – das heißt: es ist überhaupt nur eine Scheinehe gewesen, bei welcher der Mann auf Accord genommen wurde, um den Aufenthalt der leichtfertigen Frau vor der Polizei zu decken, und nach der Trauung seiner Wege gehn konnte; denn es ist leider eine Thatsache, daß in Berlin auf das Leichtsinngste Ehen geschlossen werden, und durch die neuere Gesetzgebung wird das wahrhaftig nicht besser werden.

Genug, wir haben hier nicht zu untersuchen, ob und wie Madame Maneke Wittwe war, Thatsache ist nur, daß sie sich als solche tapfer kämpfend durchs Leben geschlagen hatte und noch schlug, ohne mit dem Kriminalgericht jemals und mit der Polizei allzuhäufig in Conflict zu kommen, und das ist überhaupt schon viel für eine ›separirte‹ Frau in Berlin. – Wir haben es hier nur damit zu thun, daß der Abgeordnete Kreisrichter *Behrend* schon in der zweiten Kammersaison bei ihr möblirt wohnte und sich im Ganzen in seinem Quartier ganz behaglich zu befinden schien, da ihm Frau Maneke die Wohnung möglichst angenehm und nicht zu theuer zu machen bestrebt war, und Fräulein Alwine zwar möglichst alle seine Briefe und Papiere durchschnüffelte, wenn er in der Kammer oder der Kommissions-Sitzung war, im Uebrigen aber nicht zu empfindsame und zu hohe Ansprüche machte, und selbst die Augen zudrückte oder höchstens mit einem verachtenden Nasenrumpfen schmolte, wenn den Vertreter von so und so viel tausend preußischer Seelen im allgemeinen Besten des Landes einmal eine menschliche Schwäche auf einen kleinen Abweg führte und die Besuche, die er in seinen Appartements empfing, Stube und Schlafzimmer, nicht ganz nach ihrem Census waren. Kurz, Herr Behrend brauchte nicht allzuviel bereits zu der Großmutter Zeiten zerprungene Tassen und Waschkannen zu bezahlen oder Dintenflecken in den Tischservietten, wie jedem grünen Chambregarnisten zu passiren pflegt, und fühlte sich sonst ganz behaglich in seiner Junggesellen-Wohnung zu monatlich zehn preußischen Thalern, denn damals waren in der That noch goldene Zeiten in Bezug auf Miethspreise in Berlin.

Kreisrichter Behrend war einer der Hauptredner der oppositionellsten Fraction im Abgeordneten-Hause und um so verbissener in der Opposition, als ihn die Aera Manteuffel in einem der obscursten Winkel Westpreußens gelassen hatte, während er nach seiner Meinung doch längst hätte weit voran sein sollen auf der Leiter zum Justizminister, und selbst das Ministerium Hohenzollern-Auerswald seine Verdienste noch nicht genügend anerkennen wollte. Er stammte zwar nicht aus der großen Zeit, in der sich die Präsidenten auf ihren Sesseln aus dem Saal des Schützenhauses von barbarischen Constablerhänden unter Gottes freien Himmel tragen ließen – aus der Glanzzeit der Unruh's, Grabow's und Jacobi's – seine Demokratie datirte aus späterer Schule, was aber ihrer Bissigkeit keinen Eintrag that. Er gehörte zu den Politikern, welche sich zum Einreißen, das heißt zur Ruinirung des lang Bestandenen berufen fühlen, ohne die Prätension zu haben, bessere Institutionen erfinden zu können, war ein abgesagter Feind der Armee, weil ein etwas unglücklicher Wuchs ihn »als untauglich« bei der Gestellung hatte rangiren lassen, der Examina's der Beamten und der christlichen Kirche,

oder besser gesagt, des christlichen Charakters des Staats. Der liebe Herrgott, oder vielmehr die Darwin'sche Urkraft hatte Kreisrichter Wehrend mit einer großen Suade begnadigt, mittels deren er auch Herr der Wahlmänner seines Kreises geworden war, und die Machtvollkommenheit und Unfehlbarkeit der Juristerei ging ihm über Alles. Der glückliche Umstand, daß in dem Hause, in dem er wohnte, sich eine recht gute Wein-Restauration befand, versammelte fast allabendlich einen Kreis von gleichgestimmten Mitgliedern des Abgeordneten-Hauses um ihn, und es wurde im Hinterzimmer von Tambach ein großer Theil jener Chicanirungen gegen die Regierung und jener frevelhaften Unterwühlungen des monarchischen und christlichen Staatscharakters ausgeheckt, durch welche sich jene Periode unseres constitutionellen Lebens auszeichnete.

Machtuntergrabung des Königthums, Herrschaft des Parlamentarismus, Entchristlichung des Staatswesens und Befreiung der Wucherspekulation auf das Volksvermögen darf man im Allgemeinen als die Aufgabe jener Epoche bezeichnen, die für das sociale Leben Preußens so schwere Folgen gehabt, daß nicht einmal die erhabenen Eigenschaften und Thaten des großen Monarchen, den Gott in jener Zeit auf den Thron seiner Väter berufen, nicht einmal die glorreichen Thaten der Nation in schweren Ungewittern und der Neubau des Deutschen Reichs unter der ehernen Hand des größten Staatsmanns deutscher Nation sie zu heben und aufzuhalten vermocht haben und vielleicht nur das drohende Gespenst des rothen Communismus berufen sein wird, wieder die richtigen Schranken der staatlichen Gesellschaft herzustellen.

---

Die Hinterstube der Restauration Tambach war ein ziemlich langes Zimmer und wurde, wie wir bei der Citation des Doktor Lassalle bereits gesehen haben, als »Reservirt« betrachtet. Herr Tambach selbst kam durch diese Exklusivität keineswegs zu kurz und wenn auch viele Aristokraten der demokratischen Fraction nur ausnahmsweise hierher kamen, fehlte es dem Gros doch keineswegs an Durst und Appetit und es wurde allabendlich hier eine ganz hübsche Batterie von Moselwein und Rothspohn vertilgt.

Die Demokratie des preußischen Abgeordneten Hauses war in jener Zeit noch eine doktrinaire, nicht spekulative; die jüdische Epoche des Constitutionalismus war noch nicht entfaltet und höchstens durch die »Fraction« Reichenheim in trefflichen Dinners und Soupers in der prächtigen Villa im Thiergarten angebahnt. Führer wie Bockum, Kirchmann, Lette, Hoyerbeck, Carlowitz, Waldeck, Harkort, Grabow, Schulze, Virchow und Vincke hatten damals noch das Wort – wie gesagt: Doktrinaire des republikanischen Kitzels, oder Plänkler; – man begnügte sich, vorläufig das reactionaire Ministerium gestürzt und ein möglichst liberales aus der Gothaner Partei erobert zu haben und beschäftigte sich einstweilen mit Plänklergefechten um die Portefeuilles; Militair-Etat und Grundsteuer, facultative oder obligatorische Civilehe, Aufhebung der Wuchergesetze und auswärtige Politik gaben einstweilen noch den Stoff zu den Attacken – aber schon bereitete sich der Sturmangriff gegen die alten Pfeiler des monarchischen Staates vor und die drängenden Kräfte eben waren es, die sich in der Weinstube von Tambach kneipend zusammenfanden.

Daneben war die Fraction der Polen ziemlich stark und – wie wir bereits am Eingang dieses Bandes bemerkt hatten, – äußerst rührig und erhoben, auf die in russisch Polen ausgebrochene Bewegung sich stützend; und ebenso die katholische Fraktion unter Leitung der Gebrüder

Reichensperger, von Malinkrodt und Krätzig stark herangewachsen und zum bedeutenden Factor sich concentrirend, mit dem die Regierung rechnen mußte, vorläufig noch als Verbündetem gegen den wachsenden Liberalismus.

---

Der Dampf der Cigarren füllte die Atmosphäre des langen Restaurationszimmers, die lange Tafel war ringsum besetzt, es waren außergewöhnliche Gäste, wenn auch zur Zahl der Abgeordneten gehörig, anwesend; denn die heutige Debatte in der Kammer war von hohem Interesse gewesen durch die Angriffe, welche Harkort und Behrend gegen den Minister von Schleinitz wegen der Gesandtschaften in Cassel und Hannover gerichtet hatten und durch den schlagfertigen Wortwechsel zwischen dem Freiherrn von Vincke und dem dermaligen Vorfechter der Conservativen, dem Herrn von Blankenburg.

Am oberen Ende des Tisches saß ein Mann, der eine gewisse geistige Aehnlichkeit mit dem Doktor Lassalle hatte, und vielleicht dem später so wichtig gewordenen Abgeordneten Lasker den Weg vorgezeichnet hat; denn er hatte die Gewohnheit, möglichst viel zu reden und zwar über Alles und jedes Thema, gleichgültig, ob er Etwas davon verstand oder nicht. Die kurze Charakteristik wird genügen, um in der Person einen jener gelehrten Professoren zu erkennen, die der Wissenschaft allerdings große Dienste geleistet haben, aber nur bis zu einer gewissen Periode, wo die Eitelkeit der politischen Schönrederei sie packte und für ihre hohe eigentliche Aufgabe sie verloren machte. Wir haben solche Erscheinungen in beiden politischen Hauptlagern zu registriren, und die Namen Stahl und Virchow schon aus jener Periode unserer politischen Kämpfe werden zur Bewahrheitung unseres Satzes genügen. In späteren Epochen wurden derlei liberale Professoren in der Kammer Modesache und ihre Bedeutung schwand über der Vielrednerei – zur Zeit, von der wir jetzt schreiben, hatte diese aber noch ihre hohe Wichtigkeit.

Der Professor, der wie gesagt, am oberen Ende der Tafel Platz genommen, zeigte eine gewisse nervöse Beweglichkeit. Seine Figur war eher klein, hatte aber etwas Zierliches, wozu das runde glatte Gesicht mit der goldenen Brille paßte; seine Rede hatte etwas Geglättetes, Porzellanartiges und bestach den Zuhörer, obgleich eigentlich nur die consequente Bissigkeit seiner Opposition geistreich

... war. Als Minister mit einer gewissen Macht bekleidet, würde Professor Feminow sich sehr bald durch die Uebertragung seiner negirenden Ideen in die Praxis unpopulair und lächerlich gemacht haben.

Ihm zur Rechten saß ein mittelgroßer Mann, ein nordischer Kaufherr, der sehr viel an der Finanzwirthschaft des preußischen Staates zu mäkeln hatte und doch seine eigenen Finanzen nicht in Ordnung halten konnte und schließlich Bankerott machte; zur Linken eine breitschultrige Figur mit starkem Kopf und dünnem blondem Haar. Das Gesicht war etwas geröthet, das Auge klein, aber es lag in dem ganzen Ausdruck etwas Niederes, Offenes. Der Mann, später Mitglied des Herrenhauses, war offenbar der ehrlichste Demokrat der ganzen Gesellschaft, die diesen Namen führte. Es waren noch Viele da in der neuen Tafelrunde, die später renommirt geworden sind, aber es eigentlich doch zu Nichts gebracht haben, mißvergnügte oder ehrgeizige Beamte, selbst alte Offiziere außer Diensten, die das nicht verschmerzen konnten und Opposition machten gegen ihren König, verunglückte Staatsminister und

wohlredende höchst behagliche Rittergutsbesitzer, kritisierende Pastoren, Doctoren und Juristen, wir wüßten kaum einen Stand, der nicht vertreten war, mit Ausnahme des ehrlichen verständigen Handwerkers, der überhaupt im damaligen Abgeordnetenhaus nicht vertreten wurde und im ganzen konstitutionellen Treiben in den Hintergrund geschoben blieb, obwohl es an Capacitäten in ihm wahrhaftig nicht fehlte. –

»Ich sage, das Ministerium tritt zu selbstständig auf,« – rief ein noch ziemlich junger, kurzer Mann mit Brille und blondem Rundbart von dem andern Ende des Tisches herauf – »was sollte heute die Schutzrede für Sydow in Cassel? Was soll die liberale Partei in Cassel denken, wenn wir dergleichen so durchgehen lassen? Wäre es auf meine Stimme angekommen, ich hätte den Posten gestrichen.«

»Das wäre unbedingt falsch gewesen, lieber College,« sagte eine Person mit bereits ergrauendem Bart und scharfen, klugen Gesichtszügen. »Wir müssen eine Handhabe in Hessen behalten.«

»Aber Blankenburg prahlte ordentlich mit unserer Inconsequenz bei der Position der geheimen Fonds!«

»Vincke hat's ihm aber gegeben – das Wortspiel mit dem Vertrauen auf die Person war famos.«

»Es ist eine eigene Sache mit dem Vertrauen auf eine Person. Ich muß gestehen, ich habe selbst nicht viel Vertrauen auf die Person des ehemaligen Hagener Landraths.«

»Er ist und bleibt ein Aristokrat!« murrte eine sehr verbissene Stimme von der Mitte des Tisches her, denn das Gespräch war jetzt allgemein geworden. »Warum ist er nicht hier?«

Ein kleiner beweglicher Herr mit großem Vollbart – er war außer dem Mundwerk das Größte an dem Mann, – meinte, er sähe überhaupt verschiedene Mitglieder nicht, die doch als Coryphäen der Demokratie gelten wollten, während es sich doch heute darum handle, die Grundzüge eines neuen Programms festzusetzen, auf Grund dessen man vereint gegen die Regierung vorgehen könne.

»Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, lieber College,« sagte ein Mitglied, dessen Figur mit der breiten Brust und dem ruhigen, ernsten Gesicht die aristokratische Geburt zeigte, – »es ist nicht Jedermanns Sache, so wichtige Dinge beim Schoppen zu besprechen. Männer wie Waldeck, Forckenbeck und wen Sie sonst meinen, werden in den bestimmten Fractions-Berathungen sicher nicht fehlen.«

Der Zurechtgewiesene murmelte einige bissige Worte, wurde aber bald von einem schlanken hagern Mann mit klugem, schmalem Gesicht unterbrochen.

»Lassen Sie uns überhaupt zu der Aufgabe schreiten, die Punkte festzustellen, auf die wir unser Programm stützen wollen. Es handelt sich um die Initiative, die wir zu ergreifen haben. Wir sind jetzt wieder unter uns und wollen uns nicht mit socialen Träumereien befassen, wo die Wirklichkeit uns so viele näherliegende Aufgaben stellt. Zunächst beantrage ich die Erzwingung des Ministerverantwortlichkeits-Gesetzes als erste Grundlage alles Rechtes der Landesvertretung.«

»Sehr richtig! – Angenommen!«

»Verwerfung der neuen Armee-Organisation,« fuhr der Redner fort, »durch Streichung der Posten im Militär-Budget. Einführung der einjährigen Dienstzeit! Jede Kriegserklärung abhängig von der Zustimmung der Landesvertretung, Aufhebung der besonderen Militär-Gerichtsbarkeit!«

Der Professor am oberen Ende der Tafel klatschte in die Hände. »Bravo, bravo lieber Rath! Fahren Sie fort! Ich bin ganz einverstanden mit der Beseitigung des Militairstaates. Wir müssen endlich die Axt direct an die Wurzeln dieses feudalen Uebels legen.«

Der Vorredner machte eine kurze Handbewegung. »Weitere Vorschläge dürften an Ihnen sein.«

»Also – direkte Wahlen! Abschaffung des Herrenhauses oder Wählbarkeit desselben. Obligatorische Civilehe! Confessionslose Schulen und Beseitigung der geistlichen Controlle über dieselben.«

Jedem der Sätze wurde lebhaft zugestimmt.

»Aufhebung der Zinsbeschränkung und der gewerblichen Prüfungen. Vollständige Gewerbefreiheit!« rief eine Stimme.

»Genehmigt!«

»Aufhebung jeder Religionsbeschränkung!«

»Aenderung des Steuersystems. Wegfall aller indirecten Steuern. Einführung einer einzigen allgemeinen Einkommensteuer!«

»Preß- und Vereinsfreiheit, – Selbstverwaltung der Kreise und Gemeinden!«

»Wahl aller Beamten!«

»Unsinn!« sagte die feste Stimme des ersten Redners. »Sie gehen zu weit – so weit sind wir noch lange nicht. Ueberlegen wir lieber, wie wir unsere neue Fraction zu dem deutschen Nationalverein stellen wollen. Die Meisten von uns sind ohnehin wohl Mitglieder desselben.«

Es folgte ein etwas wüstes Durcheinander von Vorschlägen, während deren zwei Mitglieder sich vertraulich unterhielten.

Das eine derselben war der Mann mit breitem etwas fahlem Gesicht und gedrungener Gestalt, das andere seiner Aussprache nach ein Rheinländer – ein Mann von massiven verbissenen Zügen.

»Wir haben uns in Gegenwart des fatalen Juden, den Duncker mitgebracht, nicht verständigen können,« – sagte der Erstere. »Wie Sie aus den Vorschlägen ersehen, ist man auf dem besten Wege; aber das specifische Preußenthum erschüttern, das kann eben nur der Nationalverein, nicht unsere Kammer, die immer und immer wieder der Regierung unterliegen wird. Wir müssen uns dazu mit dem deutschen Ausland verbinden. Ich weiß bestimmt, daß eine Coalition der deutschen Klein- und Mittelstaaten gegen Preußen sich vorbereitet, Herr von Beust steht an der Spitze, auch von Hannover her wird die Sache sehr unterstützt und die Opposition wird binnen Kurzem am Bundestag offen zum Ausbruch kommen. Der Nationalverein muß bei einer seiner nächsten Sitzungen ein deutsches Parlament und die Wiederherstellung der Reichsverfassung von Neunundvierzig mit den Grundrechten fordern. Der Nationalverein muß überhaupt eine Macht werden, die den Regierungen imponirt, und die sie als ebenbürtigen Factor anerkennen müssen, während sie selbst mehr und mehr zur Seite gedrängt werden auch in der Meinung des Volkes, damit die allgemeine deutsche Revolution, meinerwegen nennen Sie es Reform –«

»Bitte – ich scheue mich keineswegs vor dem Ausdruck ›Revolution!«

»Gut denn, also Revolution vorbereitet wird. Die Vorbereitung, die war es eben, welche uns Achtundvierzig fehlte. – Einstweilen wird die hessische Frage als Agitationsmittel dienen – später läßt sich vielleicht an die schleswig-holsteinische Frage knüpfen. Vor allen Dingen gilt es jetzt eine Form zu finden, wie man die preußische Demokratie mit dem Nationalverein in

Verbindung und so zur leitenden Macht bringt, denn wir wollen uns nicht verhehlen, daß die Benennung ›demokratische Partei‹ bei der großen Masse nicht rechten Boden hat.«

»Suchen wir denn einen anderen Namen, der die Unentschlossenen einfängt!«

»Es kommt viel auf die richtige Wahl an. Lassen Sie uns in die Debatte eingreifen. Also wir können auf die Gesinnungsgenossen am Rhein zählen?«

»Ich habe das Versprechen von Metz!«

»Gut denn! – Meine Herrn ich bitte um's Wort!«

Der Professor am obern Ende sah fragend herüber. Der Sprecher winkte ihm zu, indem er sich weit hinüber lehnte. »Sie sollen zufrieden sein, nur unterstützen Sie mich! Ich habe eine gute Idee!«

»Dann vorwärts!«

»Wenn wir das Kind, unser neues Programm, aus der Taufe heben,« sagte der Redner, »dann müssen wir vor allen Dingen ihm auch einen neuen Namen geben! Meine Herrn, der Name ›Demokratische Fraction‹ zieht nicht mehr. Schlagen Sie einen andern vor.«

Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht, aber keiner gefiel.

»Wir dürfen uns nicht nach einer bestimmten Person nennen! Jede Persönlichkeit hat ihre Gegner, jeder Mann ist überdies sterblich. Unser Programm muß einen allgemein packenden Namen haben, nach welchem die Partei sich nennt, und zwar einen Namen, unter dessen Fahne sich Alle sammeln können, die republikanisch, demokratisch, liberal sich nennen und denken, einen Namen, der vor dem Volk die Agitation von der Petition bis zur Barrikade deckt!«

»Aber wo einen solchen finden? es wird schwer sein. Vielleicht: Volkswohl?«

»Allgemeine Volksrechte?«

»Zu lang – zu lang! – Ein Königreich für einen Namen!«

»Halt – ich hab's!«

»Heraus damit, würdiger Kreisrichter.«

»Wir nennen uns den ›Fortschritt!‹«

Der Professor hob sein Glas. »Wahrhaftig das thut's! Das faßt Alles, was wir brauchen, ohne die Menge vor den Kopf zu stoßen. Wer wollte nicht vorwärts schreiten in unserer Zeit? Meine Herrn, wer damit einverstanden ist, der hebe mit mir sein Glas. Die ›Demokratie‹ ist begraben, der ›Fortschritt‹ soll leben!«

Jubel und Gläserklingen! Jeder hatte im Nu begriffen, welche Macht und welche Sicherheit sich unter dem einfachen Namen barg.

Der »Fortschritt! – *es lebe der Fortschritt!*«

Das war der Taufakt der neuen Fraction, die gegen den Königsthron der Hohenzollern marschiren wollte.

Wo ist die Schildwacht?

---

»Herein!«

Die Thür öffnete sich, obschon der Klopfende an dem harten Klang sicher gehört hatte, daß die Störung nicht sehr willkommen war, und der lange Kopf des Herrn Hirsch schob sich herein. »Wenn ich nicht gar zu sehr störe, Herr Geheimrath, möchte ich wohl um ein Paar Minuten bitten.«

Der Geheimerath athmete schwer auf. »Da es nun einmal geschehen ist, – bitte, treten Sie näher!«

Er schlug die Akten zu, in denen er bisher gelesen und sich Notizen gemacht hatte, und schob einen Sessel mit dem Fuß einige Schritte von sich; der Agent war unterdeß eingetreten.

»Bitte nehmen Sie Platz. Darf ich fragen, was mir so spät noch das Vergnügen verschafft?«

Herr Hirsch hatte sich mit einigen Komplimenten niedergelassen und holte jetzt eine Brieftasche aus dem Rock.

»Es ist mir gewesen in der That sehr unangenehm, Sie zu stören in Ihren wichtigen Arbeiten Herr Geheimerath, von denen doch hängt so viel ab im Staat, – aber Sie wissen als prompter Geschäftsmann selber, daß doch Nichts ist unangenehmer, als eine unerledigte Sache. Sie haben doch so viele Dinge im Kopf, daß man nicht verlangen kann von einem Mann beim Staat, daß er sich gleich erinnert an alle Kleinigkeiten im Privatleben. Ich wollte mir bloß erlauben, daran zu erinnern, daß heute ist fällig gewesen der kleine Wechsel von Thaler Sechshundertundfunzig!«

Der Geheimerath fuhr mit der Hand über die krause Stirn. »In der That, ich erinnere mich, – und muß für meine Nachlässigkeit um Entschuldigung bitten. Hätten Sie mir nur mit einer Zeile angezeigt –«

»Bewahre – wo werd' ich bei einem solchen Herrn daran machen oder ihm gar präsentiren zur Stunde! Bewahre, der Herr Geheime Rath sind mir so sicher, als wie die Bank! Es kommt da nicht an auf die Minute und ich habe d'rum gewartet, ohne Sie zu kompromittiren und gedacht, der Herr Geheime Rath wird kommen, wenn's ihm beliebt. Hier ist das Papier!«

Der Beamte wandte sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Gewiß, ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Freundlichkeit, mein bester Herr Hirsch, um so mehr, da . . . Sie hatten die Güte mir damals zu sagen, daß es keine Eile haben werde mit der Einlösung, daß das Papier prolongirt werden könne!«

»Sie werden sich erinnern, daß es bereits ist prolongirt ein Mal!«

»Gewiß – gewiß! – ich war damals in einer kleinen Verlegenheit, und – ich muß Ihnen gestehen, daß es mir noch nicht gelungen ist, dieselbe ganz zu beseitigen. Sie würden mir einen großen Dienst, ja eine wahre Freundschaft erweisen, mein bester Herr Hirsch, wenn es Ihnen möglich wäre, die Sache noch einmal auf drei Monate zu verschieben. Was die Zinsen betrifft . . . «

Der Agent ließ ihn nicht aussprechen. »Das ist allerdings sehr unangenehm!« sagte er mit ominösem Achselzucken, – »das Papier ist mir nur anvertraut von dem Geschäftsfreund, auf den es ist gerirt, um dem Herrn Geheime Rath zu ersparen jede Unannehmlichkeit. – Ich muß es zurückgeben morgen früh, damit es alsdann wird präsentirt in der gewöhnlichen Form.«

Der Geheime Rath fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. »Ich habe mich auf Ihr damaliges Wort verlassen, Herr Hirsch, und ich muß Ihnen wiederholen – es ist mir unmöglich, heute oder morgen zu zahlen.«

»Der Herr Geheime Rath sind zu sehr Geschäftsmann, um nicht zu wissen, daß der Wechsel muß protestirt werden innerhalb von drei Tagen. Es wird sich ja vielleicht später finden ein Ausweg, aber er hätte verloren seine Wechselgültigkeit, wenn mein Geschäftsfreund wollte versäumen die gesetzliche Vorschrift. – Was ist's weiter, wenn er auch wird protestirt? Die besten Häuser müssen lassen zuweilen protestiren ihre Papierchens, wenn ihnen steht das Messer an der Kehle. – Lassen Sie's gut sein, ich kenne den Geschäftsmann, der den Wechsel

hat als Eigenthum und hat ihn so lange nicht gesetzt in Cours. Er wird nicht gleich klagen auf Personal-Execution.«

Der Beamte zuckte zusammen bei dem Wort – alle die Folgen desselben standen ihm lebhaft vor den Augen und unwillkürlich streckte sich seine Hand nach der Seite des Bureaus hin, wo in wohlverschlossenem Schubfach die Kasse der Stiftung, die er verwaltete, sich befand. Aber es war als ob die liebe Hand seines jüngsten Kindes sich auf die seine legte und ihn zurückhielte. Er ließ die Hand sinken.

»Ich wiederhole Ihnen,« sagte der Agent, »ich werde thun mein Möglichstes, daß die Sache sich ausgleicht. Ich würde Ihnen leihen mit Vergnügen die lumpigen Paar hundert Thaler aus meinen eigenen Mitteln, aber ich bin eben selbst jetzt sehr pressirt und habe meine Gelder hinterlegt für den Bau der neuen Eisenbahn. *A propos*, da fällt mir ein, daß ich einen Auftrag hab' von dem provisorischen Comité, das ist zusammen getreten für die Realisirung des Plans und hat eingereicht seine Propositionen der hohen Staatsregierung. Man hat mir gegeben den Auftrag, da ich die Ehre habe, zu wohnen mit dem Herrn Geheimerath in ein und demselben Hause.«

Der Beamte sah ihn mißtrauisch an. »Bitte, von was reden Sie – es versteht sich von selbst, daß ich es hören darf!«

»Warum sollen Sie nicht hören, dürfen einen bescheidenen Antrag; es ist ja doch kein Zweifel, daß die hohe Staatsregierung wählen wird die Richtung über X. . . , welche ist in jeder Beziehung vorzuziehen, da sie den Anschluß vermittelt an die Bahn von Polen und Rußland und den direkten Verkehr nach Böhmen und Sachsen. Es wird also ertheilt werden die Concession dazu an das Consortium B. . . Nun hat man sich aber überzeugt in der letzten Sitzung des Comité's, daß darin noch fehlt eine Capacität, welche vertritt die Interessen des Staats in der privaten Verwaltung der Bahn. Wir wollen nicht haben den Anschein, als machten wir aus der Bahn eine Spekulation – das Publikum muß haben seinen Antheil, seine Vertretung in der Direktion. Das kann nur geschehen durch den Eintritt eines hohen Beamten von Intelligenz und großem Ruf im Publikum, der hat Einsicht nach beiden Seiten. Wo hätte man finden können einen besseren Mann, als den Herrn Geheimerath? Gewiß, der Herr Minister wird mit Freuden geben seine Zustimmung, aber das Comité darf sich nicht aussetzen einem Refus. Darum hat man mir den Auftrag gegeben, einmal so privatim – ganz unter uns – anzuhorchen, hochgeehrter Herr Geheimerath, bei Ihrer werthen Person, ob Sie nicht geneigt wären, unbeschadet Ihres hohen Postens einzutreten als Mitglied in den Verwaltungsrath?«

»Aber mein Herr, ich wiederhole Ihnen, es ist ja noch keineswegs entschieden, daß die Regierung Ihre Vorschläge über die Richtung und die Bedingungen des Baues genehmigt. Ja ich muß Ihnen sagen, daß ich keineswegs dafür . . . «

»Dafür sein würde bester Herr Geheimerath« unterbrach der Agent das entscheidende Wort, »wenn nicht eben kämen höhere Rücksichten in's Spiel, ich weiß das sehr wohl, die überwiegen die Petitionen von einem halben Dutzend kleiner Städte, die gern ausnützen möchten die Bahn für ihre Zwecke. Aber die Strategie, die Strategie, Herr Geheimerath, und am Ende geht doch das Wohl des Vaterlands über einen ganz untergeordneten Verkehr. Wir wissen, daß der Herr Baron von Budberg sich lebhaft interessirt für die Genehmigung unserer Proposition und hat schon conferirt deswegen mit Seiner Durchlaucht, dem Herrn Minister-Präsidenten. Das Comité hat sich natürlich nicht erlaubt, dem Herrn Geheimerath zu bieten viel Gehalt, weil der Verwaltungsrath ist ein Ehren- und ein Vertrauensamt und nur participirt

an der Tantième vom Ueberschuß für die Mühe und Sorge der Verwaltung, die wird betragen bei unserer Bahn nach dem Anschlag viertausend Thaler zum Mindesten für jedes Mitglied, was nur ist eine kleine Vergütung für die aufgewandte Zeit und Mühe; und es ist kein Zweifel, daß die Rentabilität sich wird steigern großartig, wenn die Aktionaire das Glück haben, solche Männer zu besitzen in der Verwaltung, wie den Herrn Geheimerath. Dürfen wir also hoffen auf eine günstige Zusage, daß wir können stellen den definitiven offiziellen Antrag an, Sie, sobald die Gesellschaft ist concessionirt?«

Der Veamte saß in schweren Gedanken und drehte die Daumen umeinander.

»Ich fürchte, es wird kaum angehen, Herr Hirsch, so dankbar ich auch bin für das freundliche Anerbieten. Ich bin so überladen mit Arbeiten.«

»Es ist doch bekannt, was der Herr Geheime Rath besitzt für eine Arbeitskraft . . . «

»Und dann fürchte ich wirklich, daß es sich kaum mit meiner Stellung im Ministerium vertragen wird.«

»Gott der Gerechte – warum sollte es sich nicht vertragen mit der Stellung? Hat doch der Geheime Rath Weber bereits gegeben ein gleiches Versprechen an unsere Concurrenten –«

»Wie – College Weber hätte zugesagt . . . ?« Der Geheime Rath hatte plötzlich einen sehr rothen Kopf bekommen und seine Augen leuchteten eigenthümlich – Herr Weber war sein steter Rival und Antipode am grünen Conferenztisch und in der Gunst des Chefs.

»Ich kann Sie versichern ganz bestimmt. Der Herr Geheime Rath Weber würde zwar gewiß auch um der Sache willen unserm Consortium die Ehre erzeigen, einzutreten in die Verwaltung, wenn die hohe Staatsregierung sich entscheidet für die östliche Richtung, – aber ich darf sagen unter uns, daß wir Alle haben größeres Vertrauen zu Ihnen, Herr Geheime Rath, von wegen der Capacität und der bekannten humanen Gesinnung. Nun Herr Geheime Rath, schlagen Sie ein und lassen Sie mich bringen dem Consortium die angenehme Botschaft.«

»Wenn ich auch wollte, Herr Hirsch – ich kann in einer so wichtigen und delikaten Sache doch keinen so raschen Entschluß fassen. Ich muß mir die Sache überlegen. Jedenfalls hat es ja Zeit, bis die Entscheidung der Regierung zwischen den beiden Anträgen erfolgt ist; – dann wollen wir sehen, und wenn es mir möglich erscheint . . . «

»So willigen Sie ein!«

»Ich werde mich dem allgemeinen Besten gewiß niemals entziehen, so lange meine Kräfte reichen. Also drängen Sie mich nicht Herr Hirsch – erst muß die Entscheidung des Herrn Ministers erfolgt sein, Sie wissen, wir haben es mit schlimmen Gegnern in der Kammer und in der Presse zu thun.«

Der Agent hatte sich erhoben und rieb sich die Hände. Das »wir« in der Bemerkung des Geheime Rath's war ihm nicht entgangen.

»Lassen Sie sich deswegen keine grauen Haare wachsen, Herr Geheime Rath,« meinte er mit wachsender Vertraulichkeit. »Die Presse wird sein für uns und die National-Zeitung wird auch sein klug und gescheut. Also, Herr Geheime Rath, ich habe die Ehre zu wünschen eine vergnügte Nacht, da Sie, wie ich gehört, heute haben eine große Gesellschaft.«

»– Und der fällige Wechsel?« frug zögernd der Beamte, der den Agenten bis zur Thür begleitete.

»Er bleibt in meinem Portefeuille. Wir finden ja später Gelegenheit, abzurechnen.«

Die Thür schloß sich hinter dem Agenten – der Geheime Rath ging lange in dem Cabinet auf und nieder in tiefen Gedanken, die Hände auf dem Rücken. So traf ihn später die Tochter, als sie durch die äußere Thür eintrat, nach ihm zu sehen.

»Willst Du denn Nichts genießen, Väterchen?«

»Ich – ja wohl! – Laß mir eine Flasche Burgunder holen – unten von Tambach – er kennt meine Sorte!« Er fuhr mit der Hand in die Tasche, zog sie aber rasch zurück. »Ja so! – Nein – bring mir ein Glas Thee und ein Butterbrod, wie Du es so zierlich machst! Ich habe noch lange zu arbeiten und will nicht gestört sein. Ist die Gesellschaft versammelt?«

»Die Stiftsdame ist da, und eben sind die beiden Lieutenants gekommen.«

Der Hausherr lächelte höhnisch. »Sehr erklärlich! Die Eine ist taub, und die beiden Anderen haben wahrscheinlich Appetit! – Nun – meinetwegen! – Nun Kind bring mir dann den Thee und stört mich nicht weiter.«

Rath Görling arbeitete bis spät in die Nacht hinein – begeistert von dem trefflichen Burgunder, den Melanie von den zurückgehaltenen zwei Thalern angeschafft und dem Vater mit einem Kuß statt des verlangten Thees gebracht hatte. Als der Rath Nachts um 1 Uhr fertig war, es war eben die Zeit, da man drüben in den Gesellschaftszimmern die Anstalten zum Aufbruch hörte, klopfte er befriedigt mit der kurzen fleischigen Hand auf das Memoir. »Ich sollte meinen, die Arbeit ist trefflich gelungen und wir wollen doch einmal sehen, was Kollege Weber dagegen einwenden könnte!«

Wir können nicht verschweigen, daß das Referat ganz neu abgefaßt und das früher begonnene Gutachten in den Papierkorb gewandert war.

Acht Tage später erfolgte die Entscheidung des Ministers über die neue Bahn und die Ertheilung der Concession an das Consortium des großen Bankiers.

---

Das Redactionszimmer des Journals »Die Oeffentlichkeit« gränzte Wand an Wand an das Arbeits-Kabinet des Geheimeraths. Es hatte eigentlich den Charakter eines Expeditionslokals und wurde bei der Versendung des täglich erscheinenden, durch seine bissigen Artikel sich auszeichnenden Blattes auch dazu benutzt, denn quer durch das Zimmer zog sich eine Barrière mit breitem Aufsatz, die nur an einem Punkte von Innen zu öffnen war, und die Schreibpulte des Chefredakteurs und seines Assistenten befanden sich auf der ersten Seite, während die äußere verschiedene Sitzgelegenheiten vom einfachen Rohrkanapéé bis zum sammetgepolsterten Fauteuil bot.

Ein, von dem innern und äußern Theil des Zimmers zugängliches Seitenkabinet bot die Gelegenheit zu vertraulichen und – sicheren Conferenzen.

Zu der letzteren Kategorie schien der Besuch nicht ganz zu gehören, der in dem Augenblick, in welchem wir den Leser in das Redaktionszimmer einführen, den äußeren Raum einnahm.

Es waren zwei Herren, welche in den Fauteuils Platz genommen, während hinter der Barrière auf seinem Drehbock vor dem Pult der Redakteur der »Oeffentlichkeit« sich befand. Er war allein mit den beiden Fremden.

Der Redakteur *Dr. Heitel* war in Berlin eine bekannte Persönlichkeit schon von Achtundvierzig her. Es that ihm in der Praxis wenig Eintrag, daß er drei oder vier Mal die politische Farbe gewechselt, denn seine journalistische Unverschämtheit und Brüsquerie war bei jedem dieser Changements dieselbe geblieben; deshalb war er auch von allen Parteien gleich gefürchtet,

und der Preis der Pistole, die er den Gegnern auf die Brust setzte, ziemlich bekannt, sei es in Politicis, in Theater- und Kunstkritiken, oder handelte es sich um irgend eine spekulative Unternehmung, die des Empfehls in der Oeffentlichkeit nicht entbehren konnte.

Es war übrigens ein anerkannter Vorzug, vielleicht auch eine wohlberechnete Politik des Dr. Heitel, daß diese Brusquerie sich bei allen Parteien, die sich um die Gunst seiner Meinung, das heißt seiner Feder bewarben, gleich blieb, sei es gegen einen Minister, der seine Politik vertreten wünschte, sei es gegen eine hübsche Schauspielerin, ein Artikel, für dessen Eigenschaften Dr. Heitel nach der Sage keineswegs unempfänglich sein sollte; – sei es gegen einen Entrepreneur oder ein augenblicklich mit dem Strafgesetz brouillirtes Individuum, und das verschaffte ihm, wie manchen Advokaten die Grobheit, manchen Wucherern der Schmutz Vertrauen und Zulauf.

Dr. Heitel war eine große hagere aber knochige Gestalt von etwa fünfundvierzig Jahren und hatte eine Art Bullenbeißer-Gesicht mit starken weißen Zähnen. Seine Hände und Füße waren groß und es war nichts Elegantes und noch weniger Aristokratisches an ihm zu finden.

Als geschickter Jurist wußte er mit dem Preßgesetz sich vortrefflich abzufinden, ohne deshalb seine Artikel an Schärfe und Bissigkeit verlieren zu lassen. Die großen Parteizeitungen scheuten wie die Pest mit ihm anzubinden.

Die beiden Herrn, die in diesem Augenblick dem Redakteur gegenüber saßen, zeigten ein sehr verschiedenes Aeußere; der Jüngere, Kleinere, – beide trugen sehr saubere Toilette – war eine feine Gestalt und das schmale Gesicht mit den blitzenden Augen und dem schwarzen Bart wies die dunkle Färbung des Südländers. Er sprach lebhaft und mit vielen Gestikulationen, und das mangelhafte Deutsch war mit französischen und italienischen Ausdrücken gemischt aber dabei ganz verständlich, wenigstens verstand es Dr. Heitel, der sich nur seiner Muttersprache rühmen konnte, sehr gut.

Die zweite Person war ein Mann von mittlerer Größe, das runde etwas geröthete Gesicht von offenem Ausdruck, Haar und Rundbart braun, wenigstens durch die Kunst der Toilette, da beide sonst wohl schon stark melirt sich gezeigt hätten. In dem Knopfloch seines Rockes zeigte sich das rothe Band der französischen Ehrenlegion, der eine Arm hing schwerfällig herab, und die steifen Bewegungen, die er damit machte, bewiesen dem schärfer Beobachtenden, daß es eine künstliche Gliedmaße war.

»*Mais mon Dieu, Signor Dottore*« sagte der Kleinere hastig, »wie können Sie einen Impresario, der geboten hat Ihrer Capitale stets so Ausgezeichnetes, entgelten lassen, daß diese Direktor Cerf seind ein Lump und Sie beleidigt haben. Glauben Sie, daß er mir noch nicht beleidigt haben? O wie viele hundert Male! Sie wissen doch, was ich habe gethan für Berlin, hab' ich Sie nicht gebracht die Trebelli und die Artôt? Hat mich gekostet *gran danari*, sehr viele Geld! Warum maken Sie mir slekt die Signor Rogero, der doch seind *un cantatore illustrissimo!*«

»Aber zum Teufel, was wollen Sie Herr Lorini,« polterte der Doktor dem Impresario der italienischen Oper des Victoria-Theaters entgegen. – »Daß Monsieur Roger ein sehr berühmter Sänger – *war*, ich hab' ihn selbst oft genug gehört im Opernhaus, ist unbestritten. Aber für's Gewesene giebt bekanntlich der Jude Nichts! Sie können doch nicht verlangen, daß ich eine Ruine loben soll?«

Der heißblütige Franzose, – denn es war in der That der einstige Lieblings-Tenorist der Pariser Oper, der Sänger Roger, der nach dem Verlust seines Armes bei einer Jagd, und seines Vermögens beim Börsenspiel, sich genöthigt gesehen, mit dem Rest seiner Stimme noch einmal auf Kunstreisen zu gehen, – rückte sehr lebendig hin und her. »*Qu'est ce celà, que veut dire Monsieur le Rédacteur avec cette expression? Ruines? moi, Roger, une ruine?*«

Der Impressario hatte Mühe den beleidigten Sänger zu beruhigen, indeß Dr. Heitel sehr gelassen mit seinem Bleistift spielte. »Sie seind ungerecht Signore, wir seind immer gewesen *buoni amici!* Wir werden natürlich Alle alt, aber Signor Roger haben gesungen gestern die große Arie aus die Hugenotten *magnifique, par Dio*, ick versichere Sie! Sie waren nicht darin?«

»Man kann sich nicht zerreißen und in allen Theatern zugleich sein,« knurrte Dr. Heitel.

»Signor – Sie wissen, daß Monsieur Roger haben gehabt großes Unglück. Sie maken mir kroßen Schaden mit die schlimme Recension. Monsieur Roger bittet Sie zu sein freundlich mit ihm.«

»Das Publikum bezahlt mich, daß die ›Oeffentlichkeit‹ unparteiische Recensionen schreibt. Was hat die Zeitung davon, einen hergelaufenen Franzosen zu lobhudeln, der uns Deutschen bloß das Geld aus der Tasche spielt – und nicht einmal auf die Zeitung abonniert hat.«

»O es ist dies ein Versehen! Monsieur Roger, der nur sehr slekt verstehen Deutsch –«

»Warum singt er dann den Erlkönig auf Deutsch?«

»Er haben das gelernt aus Achtung vor die große Deutsche Nation und ihren Poeten. Signore Rogero haben mich beauftragt, Sie zu bitten um Entschuldigung, daß er bei seinen Visiten haben vergessen Ihr Journal, und mir beauftragt, zu bezahlen das Abonnement.«

Der Impressario legte einen Fünfzig-Thalerschein auf das Zahlbrett.

»Also – Dreißig Exemplare« sagte der Doktor kaltblütig, den Kassenschein in sein Pult legend. »Ich werde es meinem Expedienten sagen. Wohin soll die Zeitung gebracht werden?«

»O, bitte *Signor Dottore*, ick werden später darüber bestimmen. Einstweilen lesen wir Ihr Journal alle Morgen in die Konditorei. Wir wollen nicht länger beschränken Ihre kostbare Zeit! Sie werden kommen morgen in die Oper? Es seind ein Divertissement sehr interessant. Monsieur Roger werden singen mit Signora Artôt eine *grande miscellanea* in Kostüm, eine Szene aus die ›weiße Dame!«

»Ich werde kommen – *A propos* – schicken Sie mir noch drei Logen-Billets!«

»Sie werden sie finden an der Kasse! – *A reviderci Signor Dottore!*« Auch der große Sänger – in der That eine große Ruine! – machte eine höfliche Verbeugung und schüttelte mit der gesunden Hand die des Journalisten. Als er hinausging, hätte man ihn zwischen den Zähnen murmeln hören können: *Tout comme chez nous!*

---

Die Gegenantwort, die Doctor Heitel brummte, während er zur Seitenthür ging, lautete entsprechend: »Wenn so ein eitler Narr von Franzosen meint, die Reste einer metallarmen Stimme wären noch gut genug für die Tölpel von Deutschen, nun dann mag er für seine Spekulation wenigstens besseres Metall bezahlen! – Kommen Sie nur wieder herein, Fräulein Adeline!«

Er hatte dabei die Thür des Cabinets geöffnet, eine junge Dame, sehr modern gekleidet, sehr kokett, sehr ungenirt, sprang heraus, schlug eine Pirouette, warf den linken Fuß in sehr starkem Winkel dem Doctor entgegen, blieb, sich an der Barrière festhakend, einige

Augenblicke in dieser Stellung schweben und sagte dann lachend: »Aber Doctor! Doctor! vor welcher Schönen haben Sie mich denn in Ihr Harem gesperrt? – Sie wissen doch aus Erfahrung, daß ich nicht eifersüchtig bin.«

»Unsinn, – Sie wissen recht gut, daß es keine Weiber waren!«

»Aber wie soll ich das denn wissen? Sie haben mich ja, als es klopfte, Hals über Kopf in Ihr Heiligthum spedirt. – Da mußte ich mir doch jalousiee Gedanken machen.«

»Sie müßten kein Frauenzimmer sein, wenn Sie nicht gehorcht hätten!«

Die Tänzerin lachte noch toller als zuvor. »Was Sie die Weiber gut kennen. Hören Sie, Doctor, Sie müßten eigentlich eine Theater-Agentur übernehmen – Sie haben mehr Geschick als Röder dazu. Mir überlassen Sie die Prüfung der jungen Schauspieler und Sänger, die Colleginnen-Künstlerinnen können Sie controlliren. Topp, ich trete in das Geschäft!«

»Närrin! – Male den Teufel nicht an die Wand! – Was hast Du erlauscht?«

»Daß es Maestro Lorini war, beiläufig ein hübscher Junge! und daß der gute liebe Maestro auf eine fabelhafte Menge Exemplare der ›Oeffentlichkeit‹ abonnirt hat, Du also sehr bei Kasse bist, was mir überaus willkommen ist, um meine Schneiderin damit zu bezahlen.«

»Hol' der Teufel die dünnen Thüren und die Schlüssellocher.«

»Der fromme Wunsch kommt zu spät. Also rücke heraus, Alterchen!«

»Wieviel bist Du denn wieder schuldig? Du bist unersättlich in Deinen Forderungen.«

»Brumbär! ich kann doch nicht wie eine Schuhflickersfrau umherlaufen und die Friedrich-Wilhelmstadt giebt so lumpige Gagen. Er steckt Alles der Moldauer zu, sie ist scharfsichtig genug trotz ihrer blöden Augen, an die Zukunft zu denken.«

»Woran Ihr Närrinnen gar nicht denkt, bis Ihr im Armenspittel endet!«

»Oder eine gute Partie macht. Aber mein Bester, keine Predigt, dazu habe ich es nicht gewagt, Dich heute trotz des strengen Verbots, hier zu besuchen. Ich brauche Geld, – ich muß fünfzig Thaler haben!«

»Fünfzig Thaler?«

»Ja, fünfzig Thaler. Es steht Ihnen aber auch frei, Signor Dottore, wie Maestro Lorini sagte, mir hundert zu geben, dann komme ich so rasch nicht wieder.«

»Signora Aldine scheinen überhaupt für mich bloß sichtbar,« sagte spöttisch der Doctor, »wenn Signora Geld brauchen.« –

»Oder eine Collegin heruntergerissen wissen will,« schob die Tänzerin übermüthig ein.

Er nahm den Witz übel auf. »Wo warst Du am Montag?« frug er streng. »Warum bist Du nicht zu Schreiber am Potsdamer Thor gekommen, wie ich Dir auf die Bühne sagen ließ?«

»Ich war so müde und angegriffen!«

»Lüge! – Bei Klette bist Du gewesen mit dem Lieutenant von Buxtorf, dem Hungerleider, der Dich höchstens mit einer Flasche Mosel tractirt. Aber ich sage Dir, es ist das letzte Mal, daß ich mich betrügen lasse, und wenn ich dahinter komme, ist es aus mit uns. Du weißt sehr gut, daß Dich Deichmann bloß auf meinen Wunsch im Engagement behält!«

Die ziemlich talentlose Tänzerin wußte das sehr gut, aber es kränkte doch ihre Eitelkeit. »Bah – es giebt noch mehr Theater in Berlin, und ich bin noch jung und hübsch genug. Der Prinz Bärenstein ist mir schon lange nachgestrichen und schickt mir Bouquets.«

»Aber ich glaube nicht, daß er über ein einziges Deiner Solo's eine lobende Kritik schreiben wird, und das Lob ist Euch Geschöpfen doch nöthiger, wie's tägliche Brod.« –

»Wie ist's, Doctor, wollen Sie mir die Fünfzig geben oder nicht? Ich habe keine Zeit!«

Der Redacteur zog mürrisch den Fünzigthalerschein, den er eben von dem Italiener erhalten, aus der Kasse und warf ihn ihr hin. »Ich denke, Schatz, Du wirst wohl Zeit haben, wenn es mir paßt. Du bist ja heute Abend nicht beschäftigt.«

»Das allerdings nicht – aber – ich muß doch in's Theater, das neue Costüm anzuprobiren für die ›Großherzogin‹.«

»Das nimmt keinen Abend in Anspruch. Ich erwarte Dich also ganz bestimmt um neun Uhr bei Schreiber – im Cabinet Nummer drei, Du brauchst nicht erst nach mir zu fragen. – Aber merke Dir, ich versteh keinen Spaß! Halt – es klopft! – Tritt in das Cabinet!«

»Nein, ich ziehe das vor!«

Sie war mit einer kecken Voltige rasch über der Barrière, zog den großen Shawl, den sie trug, fester um und setzte sich mit höchst ehrbarer Miene auf den Sessel, den vorhin der Maëstro eingenommen hatte. Im nächsten Augenblick öffnete sich auch schon die Thür, ohne daß ein ›Herein' abgewartet worden, und ein Mann trat herein, dem man den alten Soldaten und den jetzigen Amtsboten gleich leicht ansah.

»Aus dem Ministerium des Innern. – Gleich zu bestellen.«

Der Doctor sah ziemlich unwillig auf den Mann, der die Anwesenheit der Tänzerin nicht bemerkt hatte oder sie für gleichgültig hielt, und ein Couvert mit großem Siegelverschluß übergab. »Er ist rekommandirt und ich muß den Empfangsschein zurückbringen,« sagte er in trockenem Tone.

Doctor Heitel nahm den Brief, und wandte sich um, um bei dem Oeffnen nicht beobachtet zu werden. »Sie sind wohl noch nicht lange im Dienst?«

»Nein – Barthels, der gewöhnlich diese Wege hat, ist krank, und ich vertrete ihn nur.«

»Das dachte ich mir!« Es lag in dem Couvert ein zusammengefaltetes Blatt, das er öffnete, wobei er es nicht verhindern konnte, daß eine Banknote – von ziemlich geringem Betrage, – herausfiel und auf die Erde flatterte.

»Ah – ein Inserat! warten Sie!«

Er hob den Schein auf, legte ihn fort und quittirte den Empfang des Briefes. Ein flüchtiger Blick auf den Inhalt des Papiers hatte ihm von demselben Kenntniß gegeben. »Wieder die verdammte Pferde-Geschichte – Zedlitz wird sich und mein Blatt noch ruiniren!« brummte er, während er schrieb. »Sie haben einmal jetzt die Oberhand und es ist Nichts zu machen gegen diese londoner Anschuldigungen, wenigstens vorläufig nicht, so albern sie sind! Später – ja dann!« Er stand auf und reichte dem Boten die gedruckte Empfangs-Bescheinigung, die er mit der Nummer des Briefes versehen. »Ah Fräulein, Sie sind noch hier? – Nun – auf Wiedersehen.«

»Es wartet Jemand draußen,« sagte der Bote die Quittung einsteckend und nach dem üblichen Viergroschenstück vergeblich ausschauend, »er bat mich, Ihnen diese Karte zu geben! – Na Adieu denn!« – Er war höflich genug, der Dame den Vortritt zu lassen, die auf einen sehr ernsten Wink des Doktors sich endlich zum Gehen entschlossen hatte.

»Alfred von Bradnicki« las der Doctor auf der übergebenen Karte. »Wie ist mir denn – schwebt gegen den nicht ein Prozeß wegen Bestechung? Was will die polnische Fraction von mir?«

Es klopfte an der Thür. »Herein!«

Ein großer schlanker Mann trat ein und verbeugte sich höflich. »Herr *Doctor juris* Heitel? ich irre mich nicht, denn ich habe die Ehre gehabt, Sie damals im Polenprozeß mehrfach zu

sehen und mein Freund Nigolewski hat mir Sie als einen sehr geschickten, wenn auch nicht offiziellen Juristen empfohlen.«

»Sehr verbunden! Nehmen Sie Platz. Wen habe ich die Ehre zu sehen?«

»Mein Name ist, wie Sie aus meiner Karte ersehen haben werden, von Bradnecki. Ich komme eigentlich nicht in meinem Interesse, sondern in dem eines Verwandten. Sie haben vielleicht von der Anklage des Staatsanwalts in Posen gegen den Gutsbesitzer von Bradnecki wegen angeblichen Versuchs einer Bestechung gehört?«

»An dem ehemaligen Probst, jetzigen vereideten Dolmetscher bei der Polizei in Posen Post.«

»So ist es!«

»Um diesen zu verleiten, aus den Akten Papiere zu stehlen, welche Beweise für die unwar-  
ren Anschuldigungen des Abgeordneten Nigolewski in der vorjährigen Kammer gegen die  
Herrn von Puttkammer und von Mirbach liefern sollen!«

»Sie urtheilen nicht ganz richtig Herr Doktor« sagte der Pole höflich – »wir haben Beweise  
in Händen, die Erkundigung nach deren Vervollständigung ist keineswegs ein Verbrechen.«

»Warum hat Ihr Vetter oder Bruder dem Translateur denn da 500 Rth. geboten?« frug der  
Doktor grob. »Die Sache ist faul! – Was wünschen Sie eigentlich?«

»Der Prozeß läßt sich freilich nicht mehr unterdrücken« meinte finster der Pole – »indeß  
– es ist nicht angenehm, ihn in der Presse breitgetreten zu sehen; die sämtlichen berliner  
Zeitungen werden darin nobel handeln, nur die Ihre und die Kreuz-Zeitung stehen prinzipiell  
gegen uns.«

»Hm!«

Der Doktor überlegte in Gedanken, ob er dem Emissair der polnischen Fraktion entgegen  
kommen solle oder nicht. Er entschied sich rasch für das Letztere.

»Selbst der Oberpräsident von Bonin wünscht die unangenehme Sache erledigt.«

»Ich begreife, daß Herrn von Bonin dergleichen störend sein muß. Glückliche die Provinz  
Posen, deren Verwaltungschef nach seinem Circulare an die Magdeburger Wahlmänner um  
seine Wiederwahl in's Abgeordneten-Haus ›sehr wohl in Stand ist‹ vier bis fünf Monate von  
seinem Posten abwesend zu sein, um hier in der Kammer zu sitzen. Die Herrn Polen dürften  
sich gerade in dieser Zeit, in der es so unruhig ist im Nachbarlande, gratuliren, einen so –  
nachsichtigen Vorstand der Provinz zu haben.«

Der polnische Emissair hatte sich erhoben. »Ich sehe, daß meine Bitte vergeblich sein wür-  
de.« –

»Sprechen Sie dieselbe immerhin aus!«

»Nun – Sie begreifen, wir wünschen den Fall nicht in der Presse breit getreten. Sie haben  
viele Verbindungen in derselben und wir hofften, da Sie sich Achtundvierzig unserer unter-  
drückten Nationalität annahmen . . . «

»Das Nationalitätsprinzip ist durch den Kaiser Louis Napoleon und den König Victor Ema-  
nuel etwas in Mißcredit gekommen. Ein neues Königreich Polen würde dem preußischen  
Staat wenig passen.«

Der Pole hatte seinen Hut genommen. »Sie stehen also entschieden auf Seite unserer Geg-  
ner?«

»Ganz entschieden! Die Erfahrungen, welche die Deutschen Ihrer Provinz nach der Amne-  
stie in der Erhebung von Achtundvierzig und Neunundvierzig gemacht haben, war nicht so  
empfehlenswerth für das Prinzip Ihrer Nationalität.«

»Daß eine aufs Härteste unterdrückte Nation sich, wenn die Fesseln endlich gesprengt werden, einige Ausschreitungen erlaubt, ist wohl zu entschuldigen —«

»Sie dürfen nur nicht so weit gehen, daß man schwangeren Frauen den Leib aufschneidet und Kinder und Greise mordet.«

Das Gesicht des Emissairs wurde dunkelroth. »Sie hätten unserer Dankbarkeit sicher sein können —«

»Ich kenne die polnische Dankbarkeit zur Genüge« sagte spöttisch der Journalist. »Ich werde in dem Bericht über den Prozeß ›Post‹ meine Pflicht als Vertreter der öffentlichen Meinung, des Rechts und der Wahrheit thun. Bitte, sagen Sie das Herrn von Nigolewski und seinen Kollegen.«

Er hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, als die Thür von dem ohne Gruß Fortstürzenden heftig in's Schloß geworfen wurde.

Der Doctor rieb sich schmunzelnd die Hände. »Ich habe lange darauf gelauert,« sagte er bitter, »daß sie mir in's Garn gingen, und ich den Lumpen ihre Dankbarkeit unter die Nase reiben könnte. Es ist doch bloß unruhiges, ewig unzufriedenes Gesindel, — jede Parteinahme für ihre Sache könnte unter den gegenwärtigen Umständen die Zeitung nur mit dem Ministerium brouilliren. Nun — was ist das? — Ein Wortwechsel? Es wäre nicht übel, wenn der polnische Heißsporn angelaufen wäre.«

Er öffnete die Barrière und schob vorsichtig den Deckel des sogenannten Ochsenauges, des kleinen dunklen Glases zur Seite, das an der von dem Gegangenen in der Hitze zugeworfenen Doppelthür angebracht war und zu sehen erlaubte, wer auf dem Flur stand und Einlaß verlangte.

In der That war es der eben hinausgestürmte Pole, welcher bei seinem hastigen Davonrennen mit einem Fremden auf der Biegung der Treppe stark zusammengerrannt war. —

»Tölpel!«

»Mein Herr!«

»Man rennt nicht wie ein Wahnwitziger die Treppe hinunter, ohne zu sehen, wer entgegen kommt!«

»Nur gemeine Leute schimpfen!«

Der Fremde hatte eben seinen Hut aufgehoben, den der Andere bei dem Zusammenstoß heruntergeworfen. »Wenn Sie, statt die gebührende Entschuldigung zu machen, noch Verlangen nach einer weitem Lection in guter Lebensart tragen, so steht Ihnen dieselbe zu Diensten. Hier meine Karte!«

Der Pole warf einen Blick darauf: »Ah, mein Herr — das erklärt Ihre Sprache! Aus dem steten Umgang mit Rekruten!«

Obgleich der Emissär das Deutsche in der Unterhaltung mit dem Redacteur ohne allen Accent gesprochen hatte, verrieth dieser doch jetzt in der Aufregung unverkennbar die Nationalität.

»Gewiß — speciell mit polnischen! Bitte mein Herr, ich habe jetzt keine Zeit zu weiterer Unterhaltung.«

Der Pole war unwillkürlich zur Seite getreten und der Andere ging stolz und hoch aufgerichtet an ihm vorüber, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen.

»Ich werde Dich zu finden wissen, *Psia krew!*« knirschte der Pole und eilte dann rasch die Treppe hinunter.

Der Doctor hatte den Wortwechsel der beiden Männer gesehen, aber ihn doch nicht hören können. Was er gesehen, genügte ihm jedoch, um vergnügt in den Bart zu lachen. »Wer es nur sein mag? Wahrhaftig, er kommt zu mir!«

Mit einer leichten, leisen Bewegung hatte er das Guckloch zugeschoben und war wieder hinter die Barrière getreten, nachdem er den Riegel der Thür zurückgedrückt hatte.

»Herein!« rief er auf das feste Klopfen.

Der Fremde, der soeben das Rencontre gehabt, öffnete die innere Thür und trat ein, indem er beide Thüren sorgfältig schloß.

Es war ein großer, schlanker Mann, noch jung, etwa dreißig Jahre. Das kurze dunkle Haar, das an den Schläfen etwas abgerieben war von dem Druck des Helmes, die grade und doch freie Haltung, der hübsche schwarze Schnur- und kurze Backenbart deutete auf einen Militair, obschon der Fremde Civil trug. Sein Gesicht hatte einen tief ernsten, fast finstern Ausdruck, der übrigens seinen regelmäßigen Zügen nicht übel kleidete, doch hatten in diesem Augenblick die tiefblauen Augen einen eigenthümlichen Blick von Ernst und Entschlossenheit, der dem Doctor Heitel, welcher ihn mit einer gewissen Neugier betrachtete, zu denken gab.

»Habe ich die Ehre, den Redacteur der ›Oeffentlichkeit‹ in Person zu sprechen?«

»Ich bin Doctor Heitel.«

»Dann erlauben Sie mir eine Bitte und Frage. Ich komme in einer eigenthümlichen und sehr delikaten Angelegenheit und bitte um Ihre Discretion und ein wenig Vertrauen, da ich annehme, daß ich mit einem Mann von Welt aber auch zugleich von Ehre und Zartgefühl zu thun habe.«

»Zu dem verlangten Vertrauen,« sagte der Doctor zurückhaltend, »dürfte es zunächst nöthig sein, daß Sie die Güte haben, sich mir vorzustellen.«

»Eben weil ich daran, wenigstens zunächst, verhindert bin, bitte ich um das Vertrauen. – Ich bin preußischer Offizier, und dieser Umstand muß zunächst für mich bürden.«

Der Doctor verbeugte sich zustimmend. Er erinnerte sich, daß er gesehen, wie der Fremde dem polnischen Agenten ziemlich unbedachtsam seine Karte gegeben, daß er also immer in der Lage sein würde, seinen Namen ermitteln zu können.

Der angebliche Offizier hatte eine Nummer der ›Oeffentlichkeit‹ aus seiner Tasche genommen und reichte sie dem Redacteur. »Ihr Blatt hat vor vier Tagen diesen Artikel gebracht.«

»Ah – er scheint Aufsehen gemacht zu haben – das ist bereits die siebente Nachfrage – selbst meine Herren Kollegen scheint die Sache zu interessiren.«

»Wir werden uns leichter verständigen« sagte der Offizier, »wenn wir uns den Artikel speziell wiederholen. Wollen Sie die Güte haben, denselben vorzulesen, oder soll ich es thun.«

»Oh – es macht mir Vergnügen, es selbst zu thun.« Der Doktor setzte seinen Kneifer auf die Nase und bog sich mit dem Blatte näher zur Lampe.

Der Artikel, den er las und der in jenen Tagen allerdings Aufmerksamkeit erregt hatte, lautete:

Die ›Oeffentlichkeit‹ wird im nächsten Quartal ihren Lesern einen höchst interessanten und spannenden Roman aus der vornehmen Gesellschaft bringen, in welchem sich alle socialen Konflikte abspiegeln: die Macht des Herzens und der Natur in der Liebe einer jungen Dame von vornehmer Familie zu einem

Bürgerlichen, ihr Kampf mit den schroff aristokratischen Vorurtheilen ihrer Angehörigen, die bis zur Tyrannei und dem Verbrechen führen; – fürstlicher Frevel und Lüsternheit; – die verkehrten militairischen Ehrenanschauungen, die lieber die natürlichsten Gefühle des Herzens opfern, als die Schranken des soldatischen Despotismus sprengen; – den confessionellen Haß und Fanatismus, unter dessen Druck zwei jugendliche Herzen verbluten; – das geheimnißvolle Verschwinden, vielleicht gar die Opferung des freilich ungesetzlichen Pfandes jener Liebe: – dies Alles in drastisch spannender Weise geschildert. Das Interessanteste aber ist, daß alle diese, unsere Theilnahme packenden Schilderungen von Vorgängen und Persönlichkeiten nicht der Phantasie des Romanschriftstellers entsprungen, sondern auf wahre Ereignisse und Verhältnisse aus noch nicht längst vergangener Zeit zurückzuführen sind, also Thatsachen bringen, wie die von einer in die Intriguen verwickelten Person dem Verfasser übergebenen Briefe und Papiere zur Evidenz erweisen.

»Sie sehen mein Herr, das Programm des Romans für den Sie sich zu interessiren scheinen, ist vielversprechend.«

»Und – wer ist der Verfasser?«

»Er wünscht anonym zu bleiben« sagte der Doktor.

»Vielleicht – sind Sie es selbst?«

»Möglich – das sind eben Redaktions-Geheimnisse.«

»So wären dann jene Papiere bei Ihnen deponirt! Können Sie, wenn ich Sie darum bitte, mir keine näheren Andeutungen über die Persönlichkeiten oder Verhältnisse machen, welche unter der Form des Romans gemeint sind?«

»Ich werde mich natürlich hüten.«

»Aber – wenn ich Ihnen sage, mein Herr, daß dadurch eine hochgeachtete, hochgestellte Familie compromittirt werden könnte? – Ich muß Ihnen nämlich gestehn, daß viele der angedeuteten Vorgänge leider in eine solche Familie passen, die ich kenne, deren Ruf ich zu vertheidigen habe.«

»Das Leben spielt oft sehr sonderbar« bemerkte philosophisch der Redakteur. Sie werden selbst schon gehört haben, daß kein Roman die Wirklichkeit erreicht.«

»Lassen wir das mein Herr. Wenn der Schlußsatz jener Ankündigung richtig ist, – würden Sie also in Besitz solcher Briefe und Papiere aus einer unglücklichen Familiengeschichte gekommen sein, wahrscheinlich durch Zufall.«

»Durch Kauf mein Herr!«

»Wenn es also wahr ist – dann darf jener Roman um so weniger erscheinen.«

»Warum nicht?«

»Weil er eine hochgestellte, mir nahestehende Familie nutzlos compromittiren könnte.«

»Es werden natürlich nur fingirte Namen und Verhältnisse in dem Roman genannt. Ich weiß in der That keinen Grund, weshalb von einem Dritten eine solche Censur geübt werden dürfte.«

»Aber begreifen Sie denn nicht mein Herr –« der Sprecher ging unruhig auf und nieder. »Doch was halten wir Debatten über eine so zweifelhafte Sache. Wollen Sie mir eine Gefälligkeit, einen sehr großen Dienst erweisen? Ich weiß, ich habe kein Anrecht an Sie, als das von Mann an Mann!«

»Was wünschen Sie? ich muß zuerst wissen, was ich bewilligen soll.«

»Dann – dann lassen Sie mich jene Papiere, jene Briefe sehen, die Sie gekauft haben. Nur einen Augenblick, nur daß ich mich überzeuge!«

Der Doktor sann einen Moment nach, dann sagte er mit dem Anschein von Offenheit: »Ich thue es nicht gern, indeß, Sie haben als Mann an den Mann appellirt. Genügt es, wenn ich Ihnen einen jener Briefe zeige? Erkennen Sie die Handschrift nicht, so kann die ganze Sache ja keinerlei Bezug auf Personen haben, die Ihnen nahe stehen.«

»Ich bin auch damit zufrieden.«

Der Doktor ging zurück zu seinem Arbeitspult, schloß ein Schubfach auf und nahm ein Päckchen zusammengefalteter Papiere heraus, aus dem er aufs Gerathewohl eines derselben zog. Dann, ehe er das Blatt, das weniger ein Brief als ein Blatt vielleicht aus einem Tagebuch zu sein schien, dem Fremden vorlegte, schloß er die anderen Papiere sorgfältig wieder fort.

»Hier mein Herr, nehmen Sie, ich vertraue dies, mein jetziges Eigenthum, Ihrer Ehre.«

Er legte das Blatt vor den Fremden nieder – dann zog er sich zu seinem Pult zurück, wo er sich allerlei zu schaffen machte, den Anderen dabei unbemerkt scharf beobachtend.

Der Fremde, der sich als preußischer Offizier bezeichnet hatte, achtete nicht auf die beobachtenden Blicke – er hatte hastig das Papier ergriffen und war damit näher an das Licht der Lampe getreten. Schon der erste Blick, den er auf die Schrift geworfen, schien ihn tief erschüttert zu haben! Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ließ das Blatt auf die Barrière sinken – dann hob er es wieder auf, kehrte dem Doctor den Rücken, um ihm seine tiefe Bewegung zu verbergen und heftete wieder seine Augen auf die Schrift.

So vergingen wohl fünf Minuten. Endlich wandte sich der Fremde, als ob er einen Entschluß gefaßt habe, um, faltete das Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

Seine Physiognomie hatte in den wenigen Momenten etwas Drohendes, Furchtbares angenommen – seine Augen hefteten sich mit einem fast schrecklichen Ausdruck auf den Redacteur, der indeß sehr ruhig blieb.

»Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, den ich nicht weiter kenne und nennen kann, das Ihrer Ehre anvertraute Papier, *mein Eigenthum!* mir zurückzugeben?«

Der furchtbare Kampf spiegelte sich in dem Gesicht des jungen Mannes ab.

»Es wäre Thorheit, Ihnen gegenüber leugnen zu wollen, daß ich diese Handschrift erkannt habe – es handelt sich um die Geschichte der Familie, von der ich Ihnen sprach – um meine Geschichte!«

»Ich habe es längst gesehen.«

»Der Roman, den Sie sich erlaubt haben anzukündigen, darf nicht gedruckt werden!«

»Wer wird mich hindern?«

»Ich! – Sie werden mir sämtliche Papiere, die Sie in dieser Angelegenheit besitzen, auf der Stelle herausgeben und sich schriftlich auf Ihr Ehrenwort verpflichten, nie von der gewonnenen Kenntniß dieser unglücklichen Verhältnisse Gebrauch zu machen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»So werde ich Sie dazu zwingen!«

Der Redacteur zuckte die Achseln. »Gehen Sie doch – glauben Sie mit einem Kinde zu thun zu haben? – Kommen Sie morgen wieder, wenn Sie verständiger geworden sind – dann wollen wir weiter reden. Meine Sprechstunden sind für heute längst vorüber, deshalb erlauben Sie mir, Sie allein zu lassen!«

Der Doctor wandte sich nach dem innern Ausgang des Redactionszimmers und that einen Schritt dahin.

Er hielt mit dem zweiten inne, denn mit einem Satz, die Hand auf die Barrière stützend, war der Fremde über diese gesprungen und stand zwischen dem Doctor und der Thür zu seiner Wohnung.

»Sie werden nicht lebendig dies Zimmer verlassen, wenn Sie nicht zuvor meine Forderung erfüllt haben. Wählen Sie – hier sind tausend Thaler zu Ihrer Entschädigung,« – er warf eine Banknote auf den Tisch – »oder – dies!«

Ein Revolver blitzte in der Hand des Mannes im Anschlag auf den Redacteur.

Dieser wiederholte kaltblütig die ihm eigenthümliche Bewegung des Achselzuckens und lachte seinem Bedroher in's Gesicht.

»Echaffiren Sie sich nicht, mein Herr! Wir Berliner sind keine Duellanten oder Mörder von Profession, wie unsere Herren Collegen in Paris, aber wir wissen doch – wenigstens was nicht die Judenjungen von Profession sind – unsere Stellung und unser Leben recht gut zu vertheidigen. Ueberzeugen Sie sich!«

Er ließ das Schnupftuch, das er vorhin über die rechte Hand geschlagen, fallen. – Die erhobene Hand umspannte einen Revolver gleich dem des Offiziers.

Dieser war von der Kaltblütigkeit, mit der man ihm begegnete, offenbar etwas verblüfft, – er ließ die Hand mit der Waffe aus der gehobenen drohenden Stellung sinken. »Das Leben gilt mir Nichts!« sagte er endlich dumpf.

»Mir desto mehr, – ich habe Familie, und mache außerdem noch viele Ansprüche an das Leben. – Also lassen Sie die unsinnige Idee einer gegenseitigen Metzerei fallen und setzen Sie sich dort hin, auf jenen Stuhl dort, um uns wie vernünftige Männer zu verständigen. Das Schießen auf einander bleibt uns immer noch!«

Der Offizier leistete widerstandlos der Aufforderung Folge – er schien die Lächerlichkeit eines weitem Vorgehens zu begreifen und scheute sich vor ihr.

»Erlauben Sie mir eine indiscrete Frage« sagte der Doktor, indem er wie absichtslos seinen Revolver auf den Seitentisch schob – »Sie sind der Lieutenant oder Hauptmann ›Herrmann‹ wenigstens mit Vornamen? Den anderen Namen verlange ich gar nicht zu wissen.«

»Ich bin's!«

»Gut – mehr wollte ich nicht erfahren, das genügt, um uns die Verhandlung zu erleichtern. Sie fordern also –«

»Zunächst die Auslieferung jener sämtlichen Papiere.«

»Das ist ein Handelsgeschäft, und läßt sich demnach besprechen. Ich habe Ihnen bereits mitgetheilt, daß ich sie selbst gekauft habe.«

»Von wem?«

»Von irgend einem Vagabunden und seiner Zuhälterin. Das Nähere denk' ich ist gleichgültig. Sie kamen mir interessant genug vor, um darauf eine Lockspeise für das Publikum meines Blattes zu gründen.«

»Wenn das der Fall ist und Sie keinen tendenziösen oder persönlichen Grund zur Veröffentlichung haben, werden Sie sich nicht weigern, die Papiere zu verkaufen und die darauf basirte Veröffentlichung zu unterlassen. Was ist Ihre Forderung?«

»Langsam, langsam, mein Herr. Was den ersten Punkt anbetrifft, so bin ich bereit, Ihnen die Papiere herauszugeben, weil Sie ein Anrecht dazu haben, und zwar zu dem Preis, den ich selbst dafür gezahlt. Das sind fünf Friedrichsd'or!«

»Mit Freuden das Zehnfache!«

»Mißverstehen wir uns nicht. Zunächst sind diese Papiere für das Publikum ohne Werth, und Sie selbst überschätzen vielleicht denselben. Ich übe nur eine Ehrenpflicht, wenn ich Sie schon im Voraus darauf aufmerksam mache, daß kein einziger Name darin genannt ist. Nur durch die Combination, welche dem Journalisten leichter als anderen Menschenkindern wird, und durch die Mittheilung des Verkäufers oder der Verkäuferin kann ich Näheres von den Personen und den Schauplätzen vermuthen; ja ich habe es absichtlich abgelehnt, bestimmte Adressen zu erfahren.«

»Es ist gleichgültig – ob Namen oder nicht vorkommen, – mir handelt es sich um den Besitz der Papiere, um einem genugsam gequälten Herzen wenigstens die äußere Sicherheit wiederzugeben. Das zu thun, selbst auf Kosten meines Lebens, ist meine Pflicht – Ich sage es Ihnen offen!«

»Das Zweite, was Sie fordern, ist die Unterdrückung des angekündigten Romans!«

»Er darf nicht veröffentlicht werden!«

»Das ist unmöglich, – ich würde dadurch meinem Abonnement und dem Ruf meiner Zeitung schaden.«

»Ich wiederhole Ihnen, ich muß es verhindern!« Der Blick des Offiziers kreuzte sich finster, drohend mit dem kalten Auge des Literaten.

»Aber ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen!«

»Sprechen Sie.«

»Die Ankündigung enthält nur allgemeine Andeutungen, die auf hundert Orte und Verhältnisse passen. Die ersten Kapitel sind zwar bereits geschrieben, aber ich bin bereit, sie zu kassiren, und das Ganze, Roman, Novelle, Erzählung – was Sie wollen in einer Weise umzuarbeiten und erscheinen zu lassen, die auch nicht den entferntesten Fingerzeig auf die wahren Personen und Thatsachen giebt. Wollen Sie damit zufrieden sein?«

Der Offizier dachte einige Augenblicke nach. »Ich fürchte, ich muß wohl!« sagte er endlich. »Aber was bürgt mir dafür, daß Sie Wort halten?«

»Zunächst der Besitz der bewußten Beweisstücke, mein Wort und – da Sie einmal dazu entschlossen waren, – Ihr Revolver.«

»Es ist wahr – ich würde Sie tödten, wenn Sie Ihr Wort brächen.«

»Es versteht sich von selbst« fuhr der Doktor fort, »daß bei einem solchen Handel ich meinen eigenen Nutzen nicht in alberner Generosität vernachlässigen kann. Sie zahlen für die Papiere nur den Preis, den ich selbst gegeben. Aber Sie vergüten mir das Schriftsteller-Honorar der doppelten Arbeit.«

»Wird dies genügen?« Der Fremde wies auf die von seinen eigenen heftigen Bewegungen zur Erde geflatterte Banknote.«

»Ah – ich weiß nicht . . . ich bin etwas kurzsichtig!«

Die ruhige kühle Antwort wies aufs Neue den Besucher in die nöthigen Schranken. Er wurde roth, aber er erkannte, daß er hier an einen Mann gekommen, der sich dem militairischen Dünkel nicht beugen würde, und hatte Verstand genug, sein Unrecht einzusehen. Er hob die Banknote auf und legte sie auf den Schreibtisch.

# Biarritz.

Von

Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Zweite Abtheilung:

Um die Weltherrschaft!

Zweiter Band.

BERLIN!

(FORTSETZUNG.)

»Ich bin ermächtigt, Ihnen dies Honorar für Briefe und Manuscript zu bieten, – oder stellen Sie selbst Ihre Forderung.«

»Es genügt – auf meine Bedingungen hin. Der Handel ist abgeschlossen und hier sind die Papiere.«

Der Doctor schloß das Seitenfach auf und holte das kleine Päckchen Briefe und Blätter hervor, denen er vorhin die Probe entnommen, deren Einsicht den Besucher so sehr aufgeregt hatte. »Nehmen Sie – ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht das Geringste zurückbehalten habe. Aber sehen Sie selbst nach, wenn Sie wissen, um welche, wahrscheinlich der Schreiberin entwendete Papiere es sich handelt. – Hier ist auch das bereits fertige Manuscript – dort im Kamin glühen noch Kohlen genug.«

Der Fremde schleuderte das kleine Heft, als hätte er glühendes Eisen zwischen die Finger genommen, in den Kamin, wo es alsbald ankohlte und in Flammen aufging. Dann sah er sorgfältig die Papiere nach und band sie mit einem tiefen Seufzer wieder zusammen. »Arme Amalie! – Ich kann nicht wissen, was jener Dame entwendet worden und muß mich auf Ihr Wort verlassen. Nur sprach man mir von einem Tauf- und Todtenschein . . . ?«

»Sie müssen meiner Versicherung glauben – es war Alles, was die Leute mir gaben, – so viel ich sah, was sie überhaupt hatten. Von den beiden Scheinen war unbedingt Nichts dabei. – Noch einen freundlichen Rath – Sie hatten vorhin auf der Treppe ein Rencontre mit einem Herrn?«

»Ja – er rannte mich fast um,« sagte der Fremde zerstreut.

»Nun wohl – Sie haben nicht für gut gehalten, mir Ihren Namen zu sagen – aber, wenn ich recht gesehen, waren Sie so – so unvorsichtig, jenem Menschen Ihre Karte zu geben.«

»Er glaubte sich durch meine ausgesprochene Meinung beleidigt. Es war allerdings unvorsichtig – auf diesem Gange! Es läßt sich indeß nicht ändern.«

»Nun – die Sache geht ja eigentlich mich und unsern Verkehr Nichts an – aber ich möchte Sie vor dem Mann warnen, er ist einer jener polnischen Gurgelabschneider, die wieder stark ihr Wesen zu treiben beginnen und eine Ehre darin suchen, jedem Deutschen einen Streich zu spielen.«

»Es wird seine Sache sein, ob er von sich hören läßt oder nicht. Ich weiß nicht einmal seinen Namen. – Leben Sie wohl Herr und – halten Sie Ihr Wort!«

Er hatte seinen Hut genommen, der Redacteur hielt höflich die Thür der Barrière geöffnet – der Fremde hatte bereits die Hand auf den Griff der Thüre gelegt – aber er öffnete sie nicht, er blieb stehen, und wandte sich nach kurzem Besinnen wieder zu dem Journalisten.

»Mein Herr,« sagte er – »mein Benehmen hat Sie wahrscheinlich beleidigt – ich gestehe es, ich hatte Unrecht, ich kam mit einer vorgefaßten Meinung hierher. Verzeihen Sie, was Sie verletzen konnte; – ich muß Ihnen wie ein von schwerer Schuld Belasteter oder wie ein Tollhäusler vorgekommen sein, und dennoch ist Beides nicht der Fall. Ich fühle mich nur darüber unglücklich, daß ich mit meinem Leben nicht den zerstörten Frieden eines andern Lebens zurückkaufen kann.«

»Ich bedauere Sie!«

»Ich kann nur denken, daß ein Mann wie Sie sich aus der Kenntniß jener Schriftstücke das ganze Leben zweier durch die Verhältnisse um ihr Lebensglück betrogener und getrennter Menschen klar gelegt hat. Sie wissen also auch – daß ein Zweifel über die Existenz jenes armen unglücklichen Wesens nahe liegt, das allerdings einer Schuld sein Dasein verdankt, dessen Leben aber doch vielleicht unser Schicksal geändert hätte, auf dem sich wenigstens die Sorge zweier Herzen, die der Aberwitz der Menschen von einander gerissen, begegnet hätte. – Vielleicht wäre es möglich durch Sie eine Spur der Wahrheit zu erhalten.«

»Erklären Sie sich näher – ich bin gern bereit, Ihnen zu dienen, so viel ich kann.«

Der Fremde hatte dem Journalisten die Hand entgegengestreckt, dieser schlug ein und zeigte ihm mit warmem Druck, daß sein Anerbieten aufrichtig sei.

»Wie sind Sie in den Besitz der Papiere gekommen?«

»Ich habe Ihnen bereits die Wahrheit gesagt.«

»Kennen Sie die Personen, welche Ihnen die Papiere verkauften?«

»Nein. Ich habe wenigstens das Frauenzimmer, welches die Papiere besaß, nur einmal gesehen und nicht nach ihren Verhältnissen geforscht. Es schien eine gewisse Dankbarkeit, vielleicht auch die Besorgniß, daß man sie ihr bei erster Gelegenheit abnehmen würde, daß sie mir die Papiere anbot, weil ich ihrem Zuhälter durch meinen Rath und die Bekanntschaft mit unseren Criminal-Commissarien aus einer argen Klemme geholfen hatte. Er ist ein Herumtreiber und Lüderjahn der schlimmsten Art, und doch dabei eigentlich ein Genie, freilich ein verkommenes.«

»Kennen Sie ihn, wissen Sie seinen Namen?«

»Ich kenne ihn nur unter dem Spitznamen bei seinen Genossen, einer Gesellschaft von Gau- nern und Vagabonden. Er heißt: der schwarze Springer! – Möglich, daß er wirklich Springer heißt, oder daß es von seinem Gewerbe kommt, denn der Mensch soll Schauspieler, Kunst- reiter, Seiltänzer, Gaukler, kurz alles Mögliche gewesen sein, und ist in der That ein Bursche, der wohl bei Frauen gewisser Stände eine wahnwitzige Leidenschaft erwecken kann, und eine solche Anziehungskraft scheint er auf das Frauenzimmer geübt zu haben, die jetzt seine Geliebte oder Zuhälterin macht, denn ich glaube schwerlich, daß sie verheirathet sind.«

»Erinnern Sie sich vielleicht des Weibes, können Sie mir dasselbe etwas näher beschrei- ben?«

»Es ist eine große blasse Person mit röthlichem Haar. Sie mag vielleicht 27 oder 28 Jahre zählen, obschon sie durch Kummer und Elend, wahrscheinlich auch durch Eifersucht und Mißhandlungen angegriffen älter aussieht. Selbst in den fast möchte ich sagen Lumpen, mit

denen sie bekleidet war, sprach sich eine gewisse Koketterie, eine Sucht mehr zu scheinen aus. Auffallend war mir der Ausdruck ihrer großen grünlichleuchtenden Augen!«

»Kein Zweifel – sie ist es – die ehemalige Kammerjungfer der – der Dame, die ich meine!«

»In ihrem Gesicht,« fuhr der Doctor fort, liegt etwas Intriguanes, ich erinnere mich als eines Kennzeichens, das mir auffiel, eines schwarzen Flecks oder Muttermals, das sie auf der linken Seite des Kinns hatte, und das sie trotz ihres kläglichen Zustandes mit dem Band ihrer alten elenden Haube zu verdecken suchte, auch daß sie schöne spitze Zähne hatte und eine eigentlich sehr angenehme Stimme.«

»Es ist so – sie sang sogar gut. Es ist die Person, welche jene Papiere entwendet hat, – wahrscheinlich, um später eine Erpressung darauf zu gründen. Zugleich mit ihr verschwand – oder starb das Kind – sie allein – außer einer Person, die unseren Fragen entrückt ist – kann die Wahrheit wissen. Wann haben Sie jene Person gesehen und die Papiere ihr abgekauft?«

»Ich erinnere mich – am Tage nach dem Begräbniß des Königs kam sie zu mir. Der schwarze Springer ist freilich oft in den Händen der Polizei und auch im Gefängniß gewesen, aber er hat es immer meisterlich verstanden, sich vor dem Zuchthaus zu salviren. Diesmal ist er ihm nur mit Mühe und einem glücklichen Zufall, den ich ihm zu benutzen rieth, entgangen. Daher die fast leidenschaftliche Dankbarkeit des Weibes.«

»Und können Sie mir nicht auf die Spur dieser Leute helfen? Ich sage Ihnen offen, – ich könnte die Erreichung meines Zweckes, die Gewißheit über das Schicksal des Kindes – es müßte jezt sechs Jahre zählen – mit einer gleichen Summe honoriren, wie – die Unterdrückung des Romans.«

»Wie ich Ihnen sage – ich habe Nichts wieder von ihnen gesehen und gehört – sie werden sicher Berlin verlassen haben. Von dem Geld, das ich ihnen aus Mitleid für jene Papiere zahlte, wollte der Vagabond, wie ich mich erinnere, einen Leierkasten kaufen.«

»Auch für diese Spur bin ich Ihnen dankbar! Leben Sie wohl, Herr Doctor und – am Besten! – vergessen Sie meinen Besuch!«

Der Fremde öffnete die Thür und entfernte sich, jede Begleitung durch eine energische Vewegung der Hand zurückweisend. Als der Doctor die äußere Thür schließen wollte, sah er draußen vor derselben auf dem Treppenflur einen kleinen verwachsenen, aber mit der den Verwachsenen gewöhnlich eigenen Eitelkeit, anständig und modern gekleideten Mann stehen, der sehr devot den Hut in der Hand hielt.

»Wollen Sie zu mir?«

»Wenn Sie erlauben, geehrter Herr Chef-Redacteur – ich möchte in einer wichtigen Angelegenheit Sie wohl um eine kurze Unterredung bitten.«

Der Doctor sah etwas geringschätzig auf den kleinen Mann, und überschlug in Gedanken, ob es wohl der Mühe lohne, ihn noch zu empfangen.

»Ich komme in einer Börsen-Angelegenheit, wegen einer Eisenbahnfrage,« flüsterte der kleine *Meier*, denn dieser war es; »wollten der Herr Doctor nicht die Güte haben, mich anzuhören? – Sie würden das Haus Röder und Compagnie sehr verbinden.«

»Treten Sie ein.«

---

Eine Stunde darauf verließ der kleine Meier sehr vergnügt das Bureau des Redacteurs, der sogleich zur Druckerei schickte und dem Factor sagen ließ – die ›Oeffentlichkeit‹ war ein

Morgenblatt, – der bereits gesetzte Leitartikel müsse zurückgestellt werden, er werde anderes Manuscript senden. –

In dem Salon, das heißt im großen Vorderzimmer der Geheimrätin begannen schon die Theetassen zu klirren, – die Gesellschaft hatte sich eingefunden; selbst der große Kritikus war erschienen, freilich etwas spät – doch das gehört zum guten Ton, – und bereits etwas angeheitert, was jedenfalls dem Trauerspiel Fräulein Adelaids zu Gute kommen mußte, die an einem besondern kleinen Boudoirtisch von Rosenholz saß, das Manuscript von ›Ewald und Theodolinde‹ vor sich, zur Seite zwei Doppelleuchter mit brennenden Wachskerzen trotz der ganz guten Gasbeleuchtung des ›Salons‹, und einen höchst mißbilligenden Blick nach dem ›Speisesaal‹ warf, von woher die unästhetische Schwester noch mit Gläsern und Tellern klapperte, damit sie endlich die große Vorlesung, Act IV., in dem das Unglück der beiden durch die Hand des Fatums in Eifersucht und Verläumdung getrennten Liebenden bis zum, wie die Geheimrätin zu behaupten pflegte, Unerträglichen sich steigerte, beginnen könnte. Ja bis zum Unerträglichen; denn der große Kritikus und selbst die beiden Gardelieutenants schienen es kaum noch ertragen zu können, so unruhig rückten sie in den Fauteuils, und so sehlichst durstige Blicke sandten sie von den Erquickungen des geheimderäthlichen Thees – und in diesem Artikel sind die Berliner Geheimrätinnen bekannt und gefürchtet, wie die Sachsen mit der Sauce zum Kalbsbraten und dem Blümchenkaffee! – nach den Thüren, hinter denen hoffentlich etwas Substantielleres geboten wurde, als das unglückliche von den Intriguen des Hülsenschen Lesecomité's verschmähte Trauerspiel.

Nebenan aber im Cabinet des Geheimraths Görling saß dieser und schrieb an dem großen Schlußreferat über die . . . Eisenbahn und spickte es mit solchen Zahlen und scharfsinnigen Bemerkungen aus, daß dem entscheidenden Minister gewiß ganz blümerant um den Kopf wurde und er nicht anders sagen konnte, als: diese oder keine! und wieder nebanan, im Redactionsbureau der ›Oeffentlichkeit‹ saß der Doctor Heitel und seine Stahlfeder flog über das Papier, daß die auf die einzelnen Streifen harrenden – und so wie einer herunter war, mit diesem davon zum Setzersaal fliegenden – Druckerjungen einen wahrhaft heiligen Respect vor der Gelahrtheit des gefürchteten Chefredacteurs kriegten, und am andern Tag sicher kein Hund in Berlin einen Bissen Brod und noch viel weniger eine Actie aus der Hand des eigenützigen, jedes staatsökonomischen Blickes entbehrenden Consortiums genommen hätte, das es versucht, gegen eine so klar vortheilhafte und wichtige Linie, wie die des Kommerzienraths Röder und seiner Gesellschaft in die Schranken zu treten, und daß Bankier X. und Baurath Y. und Geheimrath Weber und wie sie Alle hießen, die der Artikel systematisch zerfleischt hatte, kaum wagten, sich auf der Börse oder auf der Straße blicken zu lassen!

Also geschah es, daß der Geheime Rath Görling in den Verwaltungsrath der . . . Eisenbahn kopfüber kopfunter gestürzt wurde und später in den Kammern unter allerlei bissigen und unlautern Bemerkungen der Opposition die staatliche Zinsgarantie mit vierundeinhalb Procent zu vertreten hatte.

---

Wir haben den Fremden, der sich dem Redacteur der ›Oeffentlichkeit‹ gegenüber als Lieutenant oder Hauptmann Hermann, kurz als Offizier bekannt, das Redactionsbureau verlassen sehen und begleiten ihn noch einige Augenblicke auf dem Wege durch die Straßen.

Er ging in der Richtung nach dem Dönhofsplatz und hatte auf dem Trottoir noch keine zweihundert Schritte gemacht, als er auf einen Herrn im Paletot traf, der ihn hier erwartet zu haben schien; denn derselbe trat sofort an seine Seite und ging neben ihm her, ohne daß Beide sich weiter unterhielten. Erst als sie an der Ecke des Platzes angelangt waren und nun quer über den weiten ziemlich menschenleeren Raum schritten, wandte sich der Zweite – ein Mann in den Vierzigern, mittelgroß, von kräftiger Gestalt, an den Officier.

»Nun mein Herr – welches Resultat?«

»Ein günstiges, wenigstens in einer Beziehung. Es war, wie wir gefürchtet, – es handelte sich in der That um die Personen und die Verhältnisse, die Sie kennen.«

»Und nun?«

»Ich bin im Besitz sämtlicher Papiere, – wenigstens hat mir Ihr Kollege sein Ehrenwort gegeben, daß es alle sind, die er selbst zu Gesicht bekommen hat, und nach der eigenthümlichen Scene, die zwischen uns der Auslieferung dieser Papiere voranging, glaube ich seinem Wort.«

»Erlaubt es der Vorgang, daß Sie mir Näheres erzählen?«

»Warum nicht? Ueberdies müssen Sie die freilich geringen Auskünfte erfahren, die er mir geben konnte.«

Sie gingen auf dem Platz auf und nieder, und der Officier erzählte dem aufmerksam Zuhörenden Wort für Wort den Hergang.

»Ich sagte es Ihnen ja im Voraus, daß Sie mit Drohungen bei ihm Nichts ausrichten würden.«

»Es waren keine Drohungen! Nachdem ich mich von dem Dasein der Papiere überzeugt, hätte ich sie nur mit dem Leben in seinen Händen gelassen.«

»Desto besser, daß es jetzt so gekommen ist, und die Fürstin, als sie Sie herüberrief, das leichtere Mittel zu unserer Disposition stellte. Sie wird glücklich sein, die Papiere, wenn auch um die hohe Summe, zurück zu erhalten. Sie wird bedauern, nicht mehr hier zu sein, um sie selbst in Empfang nehmen zu können.«

»Schreiben Sie ihr,« sprach der Officier mit dumpfer Stimme, »daß sie jeden Augenblick zu ihrer Disposition stehen – bis dahin sollen sie nicht von meinem Herzen kommen. Leider muß ich Ihnen die weiteren Nachforschungen überlassen, da ich noch mit dem Nachtzuge zurück muß – ich bin ohne Urlaub abwesend.«

»Seien Sie und die Frau Fürstin versichert, daß ich alles Mögliche aufbieten werde. Der Fingerzeig, den Doctor Heitel Ihnen gegeben, so gering er ist, ist doch von Wichtigkeit, da er mit dem Resultat meiner eigenen Ermittlungen zusammenstimmt, und vielleicht ist es möglich, noch diesen Abend Gewißheit darüber zu erhalten und zu erfahren, wo jenes Paar jetzt zu finden ist.«

»Wie so?«

»Ich werde noch heute Abend – in einer Stunde – einen jener Orte besuchen, wo der Auswurf Berlins zu verkehren pflegt und man solche Dinge am Ersten erfährt. Ein Mensch, wie Sie den ›schwarzen Springer‹ beschrieben, kann seinen Genossen nicht leicht aus den Augen kommen.«

»Aber begeben Sie sich nicht selbst unnütz in Gefahr!«

»Keine Besorgniß – ich gehe in Begleitung eines Polizei-Commissairs, der mich zu dem Gange durch diese Nachthöhlen Berlins abholen wird – und eigenthümlicher Weise zunächst

an einen solchen Ort, der grade in dem Hause gelegen sein soll, das Sie eben verlassen haben. Er will mich um halb zehn Uhr bei Becker abholen. Trinken Sie bis dahin ein Glas Wein dort mit mir?«

»Entschuldigen Sie mich – ich muß noch nach dem Hôtel zurück, um mich zu der Fahrt fertig zu machen. Gott gebe Ihnen einen günstigen Erfolg. Sie wissen jetzt meine Adresse – und wenn ich Ihre Güte nochmals in Anspruch nehmen darf, so schreiben Sie mir davon zugleich mit dem Brief an die Fürstin.«

Der Andere versprach es, und so schieden die beiden Männer.

---

Die bürgerliche Gesellschaft hat ihre Cloaken, so gut wie das Haus, die Straße! Solche Cloaken der Gesellschaft sind in den großen Städten gewisse Tabagien und Kneipen der untersten Art – in Berlin, das sich durch seine inhumane Bauart auszeichnet, gewöhnlich Kellerlocale der obscursten Art, in der Volkssprache als ›Bum's‹ oder ›Verbrecherkeller‹ bezeichnet. Etwas höher stehen die ›nächtlichen Konditoreien‹. Die neuere Zeit hat in dieser Beziehung etwas aufgeräumt – aber die höchst moralische Gewerbefreiheit der Tingeltangels in unserer gesitteten Culturepoche hat dafür andere Sousterrain-Kreise geschaffen, ohne die alten ganz zu verdrängen.

Gewissermaßen ist es der Polizei eine Nothwendigkeit, solche Locale bestehen zu lassen, in welchen sich der gefährliche Theil der Bevölkerung zusammen findet: Verbrecher aller Art, Hehler und Vagabonden beiderlei Geschlechts, um bei einer nothwendig gewordenen Razzia oder Suche das Wild gleich auf dem Sammelplatz zu finden. In allen Hauptstädten der Welt wird diese Nothwendigkeit anerkannt.

Zur Periode, in welcher die gegenwärtigen Scenen unseres Buches spielen, gaben die Berliner ›Verbrecherkeller‹ in der Mannigfaltigkeit und den Eigenschaften ihres Publikums kaum Etwas den berüchtigsten Höhlen von Paris, London und New-York nach, bis auf das Contingent der brutalen Mörder und Räuber, das an jenen Orten stärker vertreten ist. Dafür blickt in den Berliner Localen dieser Art ein gewisser pikanter Zug durch, der den unteren Volksklassen Berlins überhaupt eigen ist, und sie unterscheiden sich von jenen auch dadurch, wahrscheinlich in Folge der verschiedenen Localität, daß hier nicht blos die absolute Domain der Verbrecher und Taugenichtse ist, sondern auch oft ein ganz ehrliches Publikum aus der untersten Klasse seine Erholung sucht, freilich grade nicht zum besondern Gewinn seiner Moralität.

Solche Locale gab es nicht blos vor den Thoren, in den vorzugsweise von den untern Volksklassen bewohnten Straßen und Stadttheilen, sondern auch mehrfach im Herzen der Stadt selbst, meist der Polizei wohlbekannt – andere ihr oft gänzlich unbekannt, bis irgend ein Vorkommniß ihren Charakter enthüllt.

Der ›Bum's‹, in welchen wir den Leser, der in unserem Buch sich schon oft genug in den höchsten Kreisen der Gesellschaft oder in den abenteuerlichsten Scenen bewegt hat, jetzt führen wollen, – befand sich, wie schon angedeutet, in demselben Hause, in welchem bereits so verschiedene Scenen dieses Capitels gespielt haben. Aus der Einleitung desselben weiß ferner der Leser, daß der öffentliche Eingang dieser Keller-Boutique von einer engen Seitenstraße her stattfand.

Der Berliner sogenannte Boutiker, das heißt die Wirthe der gewöhnlichen kleinen Keller-Restaurationen, bildet eine ganz eigenthümliche, im Allgemeinen sehr strebsame und recht-schaffene Bewohnerklasse, die es häufig eben durch Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen und nament-zum Hausbesitz bringt. Dazu hilft ihm besonders auch die Frau, meist aus der dienenden Klasse hervorgegangen, die sich ganz vorzüglich zu diesem Geschäft eignet.

Es giebt aber unter diesem sonst ganz achtbaren Stand auch der räudigen Schaafe nicht wenige, und diese eben sind es, die solche Kellerkneipen halten, in welchen die Verbrecher- und Vagabondenwelt verkehrt.

Wir führen also den Leser in diesen Keller, der – wohlgemerkt – noch keiner der schlimmsten seiner Art war.

Eine sehr düstere durch die staubüberzogenen seit lange nicht gereinigten rothen Scheiben leuchtende Gaslaterne verkündigte am Abend nach Außen die Restauration »Kalt und warm gespeist, einheimische und fremde Biere«, während bei Tage die beiden von äußerst kunstfertiger Hand eines Stubenmaler-Lehrlings gefertigten Seitenschilder der Thür mit dem saftigen Schinken, der angeschnittenen Preßwurst und der schaumgefüllten Weißen nebst der rothen Rosoglioflasche wunderbare Herrlichkeiten den Hungernden und Durstenden verhießen. Zehn Stufen führten hinab zu der mit rothen Gardinen vor den Scheiben für gewöhnlich verhüllten Glasthür, deren Anblick überdies um diese Stunde bereits durch die wenigstens an einander gelegten äußeren hölzernen Ladenthüren den weniger eingeweihten Besuchern entzogen war. Eine der mittleren Stufen vor der Glasthür war übrigens so eingerichtet, daß wenn der Fuß sie betrat, ein Mechanismus im Innern des Ladens eine Klingel ertönen ließ.

Hatte man die Glasthür geöffnet, so befand man sich zunächst in dem Verkaufsladen, dem »Buffet«, das mit dem nächsten Zimmer wieder durch eine Glasthür in Verbindung stand. Aber auch der Laden enthielt für die flüchtiger verweilenden Gäste schon rechts und links ein Paar Tische, wo jene sich zum »Stehseidel« oder der »kleinen Weißen« niederlassen konnten.

Quer über die Mitte des Ladens lief der Tisch, der vorn mit einem etwa anderthalb Fuß hohen Holzgitter zum Schutz der hinter ihm aufgestellten Herrlichkeiten versehen war.

Da stand zunächst auf einer Schüssel schon halb aufgeschnitten in natura der große rosig und saftig aussehende Schinken und neben ihm eine große Schüssel mit Kartoffelsalat. Teller mit kalten Coteletts, allerlei angeschnittener Wurst, hartgekochten Eiern, ein Tönnchen mit marinirten Heringen und Rollaal vervollständigten dies Büffet, während an dem Säulenbogen darüber und von der Decke noch ein ganzer Vorrath von Würsten, Speck, Schinken, Zwiebelreihen und dergleichen niederhing, und an der Hinterwand, rechts und links von der Thür zu einer Schlafhöhle – wir brauchen absichtlich dies Wort, da hier hinein sich niemals das Tageslicht verlor, hölzerne Regale mit Gläsern und Flaschen aller Art sich befanden, unter denen Kümmel, Spanisch Bitter, grüne Pommeranzen, Parfait d'Amour und das wahrhaft furchtbare chemische Gemisch, das jene Locale »Cognac« zu nennen beliebten.

Hinter dem Schanktisch handthierte Madame *Nowak*, die Gattin des Boutikers, an deren Schürze zwei Jöhren von vier und sieben Jahren hingen.

Madame – es ist eine Eigenthümlichkeit der Berliner der unteren Stände, die französische Benennung statt des einfachen edlen deutschen Ausdrucks »Frau« zu brauchen! – Madame *Nowak* war, ganz im Gegensatz des Ehepaars zu seinen Kollegen in dem Gartenlocal des Quergebäudes, das wir früher dem Leser vorgeführt – eine fast kolossale Frau, von Formen, gegen welche die Venus vulgivaga im Museo Bourbonico zu Neapel bloße Andeutungen gab,

mit schwarzen Haaren, einem ziemlich stark ausgeprägten Schnurbart, und einem sehr energischen Willen. Warum sollen wir es hier, im vertrauten Kreise unserer Leser – auf Leserinnen rechnen wir ohnehin nicht!! – verschweigen: Madame Nowak war eine Dame, deren Vergangenheit allerdings nicht ganz vorwurfsfrei war, kurz, die Manches erlebt und manchen Sturm über sich hatte ergehen lassen. Aber seit sie der ehemalige Hausdiener Nowak in dem sehr zweifelhaften Hôtel ihres Verweilens in den fünfziger Jahren zu seiner Gattin erkoren hatte, war sie in Bezug auf die eheliche Treue und Diskretion, wie man es sehr häufig in solchen Verhältnissen findet, eine ganz makellose, ja musterhafte Gattin gewesen, in Folge dessen sie es auch nach und nach glücklich zu zwei ehelichen Sprößlingen gebracht hatte. Thatsache – und zwar eine unter den Besuchern des Bums sehr bekannte und gefürchtete – war, daß Madame Nowak nicht bloß über Gatten und Kinder eine äußerst handfeste Controlle übte, sondern ebenso in dem ganzen Local, wenn ihr etwa die Ungenirtheit der Gesellschaft zu arg oder zu gefährlich wurde.

Madame Nowak trug ein hoch hinaufgehendes dunkelgrünes Wollenkleid und einen quer über den sehr stark ausgeprägten Busen geschlungenen und auf dem Rücken gebundenen gelben Shawl, was mit den flatternden hochrothen Bändern ihrer Haube einen sehr genialen Eindruck machte, und war eben beschäftigt für einen der Gäste des Ladens, nach dem Rock und Abzeichen ein Mitglied der Scabel'schen Straßenreinigungs-Compagnie, eine Weiße einzuschenken, wobei der zurückgekrämpelte Aermel die Kraft ihrer Gelenke und den breiten Bau ihrer Hand zur Genüge zeigte.

Aus dem Laden führte die erwähnte, jetzt halb offenstehende Glathür in ein größeres niedriges Zimmer, in dem ein altes sehr abgenutztes Billard stand, das von zwei darüber angebrachten Gaslampen erleuchtet wurde. Die Gesellschaft schien hier bereits eine gemischte, das heißt aus noch ehrlichen oder halb ehrlichen Leuten und ausgeprägten Spitzbuben zusammengesetzte, denn es befanden sich außer einigen Arbeitern ein Paar sehr junge Burschen mit ziemlich guten Röcken – wie Commis irgend eines größeren Geschäftes aussehend – und ein Mann dort, der der Packer oder Austräger in demselben Geschäft zu sein schien nach ihrer gelegentlichen Unterhaltung. Diese Drei spielten einen Kegelboule mit einem langen Menschen von etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahren in outrirt aufgeputzter Garderobe, dessen Gesicht einmal hübsch gewesen sein mußte, jetzt aber in den tief liegenden verschmitzt und frech blickenden Augen, in den hagern Wangen und den Falten um den Mund, die der blonde Schnurbart nicht verdecken konnte, alle Spuren eines ausschweifenden lüderlichen Lebenswandels trug.

Der lange Bursche hatte einen abgeschabten grünen Jagdfrack an und dazu trotz der noch immer sehr rauhen Jahreszeit, lange helle Beinkleider von Sommerstoff. Dazu trug er einen hohen grauen Hut flott auf das linke Ohr gestülpt und schwang das Queue mit einer gewissen barbiermäßigen Grazie, während die Linke die Hosentasche nur verließ, wenn sie den Bock beim Stoß machen sollte oder die Cigarre aus dem Munde entfernte, welches Letztere jedoch nur ausnahmsweise geschah, da er den Glimmstengel selbst während des Redens zwischen den Zähnen behielt, was seiner Sprache etwas Schnarrendes gab. Die beiden Ladendiener und der Austräger hörten übrigens seinem sehr geläufigen Discours mit einer gewissen Bewunderung zu, wobei alle Drei häufig sehr sehnsüchtige Blicke nach der Thür warfen, welche der erwähnten Glathür des Ladens gegenüber zu einem dritten Raume führte, aus dem her ein

gedämpftes Durcheinander von Stimmen, die Töne eines Leierkastens und einer Ziehharmonika und das Stampfen eines bacchanalischen Tanzes herüberdrangen, wenn die Thür, über welcher die große Inschrift hing: ›Garderobe‹ geöffnet wurde, was übrigens häufig geschah, da fortwährend Personen nach dem Billardzimmer ab und zu gingen.

Jedesmal, wenn die Thür geöffnet wurde, konnte man in den Raum hinunter sehen, der noch einige Stufen tiefer zu liegen schien, als die anderen Keller-Localitäten. Es war dies ebenfalls nur ein Durchgangszimmer von schmalen Dimensionen, aus dem links ein Zugang nach der Küche zu führen schien, wie der ranzige Geruch bratender Butter und schmorenden Fleisches andeutete. Der Thür zum Billardzimmer gegenüber befand sich eine zweite, an deren Seite hinter einem kleinen Tischchen ein kurzer stämmiger Mensch saß, der zwar nur ein Auge hatte, da das andere ihm wahrscheinlich, wie die verwachsenen Narben andeuteten, bei irgend einer Gelegenheit ausgeschlagen oder ausgedrückt worden war, – der aber mit dem zweiten desto mehr zu sehen schien, denn es funkelte wie das eines Luchses. Der Kerl hatte eine merkwürdige Kopfbildung, indem fast das ganze Gesicht nur aus der kolossalen Nase bestand, die, ein wahres Monstrum, wenigstens drei Viertel der Visage füllte und in Blau, Violet und Roth schimmerte, auch, sei es in Folge der Spirituosen, sei es durch die Gewohnheit des ewigen Kratzens daran, eine Menge kleiner Näschen und sonstiger Auswüchse zeigte. Der Besitz dieses ausgezeichneten Gliedes hatte ihm unter seinen Freunden den Kriegsnamen »Gurkenwilhelm« verschafft. Er streckte seine Beine quer über die Thürschwelle wie ein Cerberus, der den Eingang zur Unterwelt bewacht, und schwerlich hätte selbst ein Orpheus einen solchen Wächter mit der Leier bestochen, wenn er sein entlaufenes Weib aus diesem Tartarus hätte zurückholen wollen.

Eben öffnete sich die Küchenthür, ein etwas struppiger Kopf streckte sich herein und lugte umher. Als er den Kassirer, denn diesen Titel pflegte sich der Cerberus beizulegen, allein sah, kam der ganze Körper herein.

»Guten Abend, Gurkenwilhelm,« sagte er mit heiserer Stimme, indem er mit dem Daumen nach der Thür wies, – »Alles sicher drinnen oder giebts Bosser-Ische<sup>1</sup> da?«

Der Kassirer schüttelte den Kopf. »Kannst herein kommen – 'sist kein Schauter da, Zigeunerfritz, der Dich anzeigen könnte. Die jofe<sup>2</sup> Amande ist schon lange da, tanzt mit dem ›Todtschläger‹ und hat schon drei Mal gefragt, wo Du wärst?«

Die Nachricht von dem Mädchen schien aus Eifersucht sofort jedes Bedenken des Verbrechers zu beseitigen, denn ein solcher der gefährlichsten Art war der Eintretende. Es war ein großer schlanker Bursche von 27 oder 28 Jahren, seiner Abstammung oder seiner braunen Hautfarbe wegen der ›Zigeuner-Fritz‹ genannt. Ein leichter Accent, wenn er nicht das Gemisch der Diebssprache redete, wie das schmale schön geformte Gesicht mit den dunklen melancholischen Augen, den blendend weißen Zähnen und dem pechschwarzen Haar, bewies allerdings, daß er slavischer oder magyarischer Abstammung war, und in der That hatte er – bis er eine höhere Carrière begonnen, – zu der Gesellschaft der jungen slavonischen Kesselflickerburschen gehört, die vor den Thoren Berlins eine förmliche Kolonie unter einem bestimmten Vorstand bilden.

---

<sup>1</sup>Polizei-Vigilant.

<sup>2</sup>Hübsche.

»Ich will dem Todschläger einmal sein Dam<sup>1</sup> abzapfen, wenn er das Schönthun mit dem Mädchen nicht läßt. Ich fürchte mich nicht vor ihm und vor Keinem. Laß mich hinein. Gurken-Wilhelm!«

»Nicht eher, als bis Du das Dalled-gedaulim-chatiche<sup>2</sup> bezahlt hast, es ist heute Bal paré drinnen!«

»Die Pille soll Dich bestieben,<sup>3</sup> Mann! – ich habe keinen Groschen mehr in der Tasche, die Amande wird für mich bezahlen – oder da, nimm das und gib mir heraus, was Du denkst, damit ich drinnen den Feinen rauskehren kann!«

Er griff in die Tasche des alten braunen Paletots, den er trug und warf dem Kassirer eine goldene Uhr auf den kleinen Zahl Tisch, an der noch ein Stück mit einer jener scharfen Drathscheeren abgeschnittener Kette hing, deren sich eine gewisse Sorte von Taschendieben zu bedienen pflegt, um Uhrketten oder Berlocques Unaufmerksamer im Gedränge oder bei sonst günstiger Gelegenheit abzuschneiden.

Der Gurken-Wilhelm warf einen gierigen Blick auf die Uhr und seine Hand zuckte danach – indeß er überwand sich. »Du bist ein kecker Bursche, Zigeunerfritz und machst gute Geschäfte. Schon wieder einen solchen Fund und wirst noch gesucht wegen des Einbruchs in der Behrenstraße. Die Uhr« – und er wog sie taxirend in der Hand, »ist ihre sechzig Dill werth – aber Du weißt, ich darf Nichts kaufen, das ganze Geschäft könnte darüber zu Grunde gehn, wenn man die Nowaks oder mich dabei erwischte! – Du findest den Leimsieder drinnen, der immer Geld in der Tasche hat, und ich werde Dir das Entrée vorschießen. Schade um das schöne Geschäft!«

Er zog die Beine zurück und der Zigeuner-Fritz stürzte sich in die Oeffnung, aus der ein wahrer Brodem von heißem Dampf, fetten Gerüchen und Lärmen hervorquoll, denn durch die Thür der Billardstube kam ein anderer Gast.

Es war ein noch ziemlich junger hübscher Mann, nur etwas unförmlich durch die dicke Figur. Das Geheimniß entpuppte sich jedoch sogleich, als er den ganz neuen Ueberzieher ablegte und unter diesem noch ein zweiter zum Vorschein kam, sodaß, als auch dieser an den Nagel gehangen war, die Gestalt sich als eine sehr schlanke erwies.

»Zwei Garderobe-Marken, Herr Kassirer,« sagte lächelnd der Bursche. »Stark besucht heute?«

»Sich da, schöner Ludwig,« meinte satyrisch der Cerberus. »Hast ja doppelte Häute wie die Schlangen.«

»Eben darum will ich hier ablegen – s'ist bequemer und sicherer!«

»Dacht ich mir wohl! Man wird doch hierher keinen Verdacht tragen?«

»Gott bewahre, aus ganz verschiedenen Stadttheilen. Wenn ich sie hier nicht gleich verkaufen kann, laß ich sie in Verwahr. Hier Ihre vier Gute, und da vier andere Garderoben-Geld!«

»Scheinst ja verteufelt bei Kasse! Na – Wenn's Geschäft nur lange dauert. Wirst Dich bald nach was Anderem umsehen müssen! wenn's warm wird, tragen die Leute keine Paletots mehr.«

»Dann geh ich mit dem langen Hake in die Spielbäder, zunächst nach Homburg und Wiesbaden. Er will ein ganz neues System erfunden haben, das gewinnen muß! – Na, ich verlaß

---

<sup>1</sup>Blut.

<sup>2</sup>Eintrittsgeld.

<sup>3</sup>Du sollst die Schwerenoth kriegen.

mich mehr auf die Geschwindigkeit und die fünf Finger. In Wiesbaden verdirbt kein gescheutes Menschenkind.«

»Aber die Franzosen sind da, und ich hab' mir sagen lassen, denen könntet Ihr doch kein Wasser reichen. Aber macht, daß Ihr hinein kommt, die Studenten-Claire ist heute hier.«

»Teufel! Das ist ein Weibsstück! Sie kennen doch die Geschichte mit den Sechundsechszig?«

»Nein – was ist's?«

Das saubere Histörchen mußte unerzählt bleiben, denn die Thür öffnete sich und Herr Nowak selbst streckte den Kopf herein.

Es war dies ein höchst eigenthümlicher Kopf, den man so leicht nicht wieder vergaß. Der Kellerwirth war im Gegensatz zu seiner Frau und seinem Kollegen in der Parterre-Etage ein kleines sehr mageres Männchen, und der Kopf, der zu dieser Statur gehörte, hatte eigentlich zwei Stockwerke, dessen ersteres von dem spitzen Kinn bis zu den überaus hohen Augenbrauen ging, während das zweite, aus Stirn und Schädel bestehend, schmal wie der Thurm einer Dorfkirche sich aus dem an und für sich schon nicht breiten Unterbau erhob. Das Gebäude war von einem sehr blondem spärlichem Haarwuchs bedeckt, unter dem ein Paar wässerig bläuliche Augen für gewöhnlich äußerst nichtssagend blickten. Aber hinter dieser Gleichgültigkeit lag ein schlimmer tückischer Geist verborgen, der manchmal in einem bösen Blick wie eine Natter aus dem Grase hervorzüngelte und dann den wahren Charakter des kleinen Mannes verrieth. Dieser Charakter bestand aus einem merkwürdigen Gemisch von Habsucht, Bosheit und Vorsicht. Die Polizei wußte sehr gut, welche Sorte von Gesellschaft in dem Nowak'schen Keller verkehrte, aber eines Theils hatte sie ihm trotz häufiger, mit der größten Genauigkeit betriebener Haussuchungen nach gestohlenem und spurlos verschwundenem Gut nie etwas anhaben können, denn sie hatte nie etwas gefunden, was eine Anklage auf Hehlerei gerechtfertigt hätte, andern Theils leistete er ihr ganz erkleckliche Dienste, denn es gab keinen Dieb und Vagabonden in Berlin, den er nicht gekannt und dessen Schlupfwinkel er nicht hätte verrathen können, wenn er nur wollte. Aber freilich wollte er nicht, so lange es nicht etwa galt, durch einen guten Verrath sich wieder einmal bei der Polizei in Gunst zu setzen, oder sich an einem der Strolche zu rächen. Denn der kleine Kneipenwirth war außerdem ein sehr rachsüchtiger Mensch und duldete es nicht, daß einer seiner Gäste sich seinem Einfluß und seiner Oberherrschaft entzog.

Niemand – selbst die hohe Obrigkeit nicht, – konnte daher eigentlich sagen, woher Nowak sein Vermögen gewonnen; denn daß er vermögend und zwar recht vermögend war, daran zweifelte man nicht, nachdem es durch einen Boten vom Stadtgericht bekannt geworden, daß er durch seinen Advokaten in der Kochstraße ein ansehnliches Haus hatte kaufen lassen und auf einigen anderen in verschiedenen Stadttheilen Hypotheken stehen hatte. Die Gesellschaft in der Kneipe mußte freilich ganz anständig bezahlen, namentlich den naumburger und grüneberger Champagner, den irgend ein leichtsinniger Bursche nach einem veritablen Streich zum Besten gab; denn »wie gewonnen, so zerronnen!« gilt nicht bloß von einer gewissen Sorte Frauenzimmer, sondern auch von ihrer gewöhnlichen männlichen Gesellschaft. Auch die »Kluft« der Frau Nowak, obschon sie an den Tagen der Bälle im Orpheum, Colosseum, im Ballhause und dergleichen ein ganz Erkleckliches abwarf, konnte unmöglich die bedeutende Erwerbsquelle sein. Aber man zerbrach sich vergeblich den Kopf über diese, und Nowak war schlau und seine Helfershelfer treu oder klug genug, daß keine Vermuthung

darüber zur Gewißheit werden konnte, und so mußte man denn die Enthüllung dem Zufall überlassen, der schließlich selten ausbleibt.

»Nun Wilm,« frug der Wirth, »hat der Schaum-Polde sie noch nicht in der Tasche?«

»Es geht nicht so rasch, Spitzkopp« – dies war der Spottname des Wirths, den er sich jedoch nur bei sehr guter Laune und nur von Seiten seiner Vertrautesten gefallen ließ, – »sie sind zu grün noch, und müssen erst gehörig eingeseift werden.«

»Nun ich dünkte, der Leopold verstünde das!« Er beugte sich zu seinem Vertrauten und sagte flüsternd: »Hoffentlich hat er etwas Gutes ausbaldovert, – es ist ein Bursche drinnen, der direkt von Moabit entsprungen ist und mir zu Allem fähig scheint, wenn sie ihn nicht vorher erwischen.«

»Wer ist's?«

»Der Louis Grothe – er sitzt auf vier Jahre wegen schweren Diebstahls. Aber er ist ein schlauer Fuchs und bereits zum zweiten Mal ausgebrochen.«

»Aber er ist hier nicht durchgekommen!«

»Nein, dazu ist er zu gescheut. Hinten durch den Garten – er hat bloß eine Begegniß mit seiner Alten, die ihm Geld schaffen soll.«

»Die Quinche? ja, sie kam mit ihrem Taugenichts von Jungen, der aber gleich von ihr ging.«

»Wahrscheinlich Schmiere stehn! Mir ist der ganze Besuch nicht nach der Mütze – ich mag den Louis nicht leiden und hätt' es nicht gern, daß heute Lärmen hier wird. Einstweilen ist er wie verrückt auf das Guitarremädel, das mit dem Springer gekommen ist.«

»Und darum meinst Du, daß der Louis zu was Verzweifeltem gut wäre?«

Der Wirth lächelte boshaft. »Er hat keinen Groschen in der Tasche und so viel Brunst, daß er einen Mord begehen könnte. Gieb dem Schaumpolde einen Wink, daß er die Drei einbringt oder für heute laufen läßt, denn sie schreien schon wieder nach mir!«

Herr Nowak verschwand und der Gurken-Wilm erhob sich, in das Billardzimmer zu gehen, nachdem er die Kasette verschlossen hatte, um gegen jeden Liebeseingriff seiner guten Freunde gesichert zu sein.

Ein günstiger Zufall überhob ihn der Mühe, denn eben als er in die Vorderstube getreten war, hatte die Gesellschaft ihre Boule beendet und war an der Berechnung. Wie gewöhnlich hatte die Handfertigkeit und das routinirte Auge des Barbiers den Sieg über die unbeholfenen Sonntagsspieler davon getragen. In dem Augenblicks wo er das Geld einstrich, traten zwei Frauzimmer ein, an deren Toilette und geschminkten Wangen ein Kundiger gleich ihr Handwerk erkennen mochte, beide aber noch ziemlich jung und hübsch und in den Künsten der Verführung wohl erfahren, wie ihr koketter Blick, den sie sogleich auf die beiden Handlungslehrlinge warfen, und das herausfordernde Lächeln bewiesen. Der Schaum-Leopold schien sie vortrefflich zu kennen: denn er hatte sie nicht sobald erblickt, als er mit unnachahmlicher Barbier-Grazie sämtliches auf das Billard gelegte Geld zusammenstrich und in die Hosentasche schob, ohne sich mit Herausgeben und Wechseln weiter zu bemühen und im Polkaschritt auf die Damen zuchassirte.

»Ah, Fräulein Wanda und die schöne Eleonore, sehr obligirt, Sie hier zu sehen! Hütte kaum noch auf das Enchantement gehofft. Um so glücklicher werden meine beiden jungen Freunde hier sein, eine so angenehme Bekanntschaft zu machen! – Zwei Gimpel erster Sorte, die Ihr rupfen könnt!« fügte er im Flüsterton bei, und fuhr dann fort: »erlauben Sie, meine Herren, daß ich Sie vorstelle. Herr Hahnebusch, Fräulein Wanda von Poninska, Herr Bohnemann

und Compagnie, so heißt ja wohl Ihre väterliche Firma in Treuenbrietzen? Fräulein Leonore von Bürger, dramatische Künstlerin, künftig sicher noch einmal ein Komet unserer Hofbühne – die beiden Herren volontairsiren zu ihrem Vergnügen, da ihre elterlichen Häuser sehr begütert sind, in einer unserer ersten Modehandlungen. Verzeihen Sie, bester Freund,« fuhr er zu dem Hausdiener fort, »daß ich Sie nicht besonders vorstelle, aber ich darf unseren jungen Freunden keinen Rival geben und bewahre für Sie etwas Anderes auf. – Ist es also den Herrschaften gefällig, uns in den Saal zu begeben? Bitte, Herr Hahnebusch, haben Sie die Güte, dem gnädigen Fräulein Ihren Arm zu reichen; Herr Bohnemann, weiß ich, ist ein Protektor der Kunst, da ich die Ehre hatte, ihn bei Callenbachen kennen zu lernen!«

Die beiden jungen Bengel, die von den mütterlichen Ermahnungen oder einer Ahnung bewahrt, doch vielleicht noch gezaudert hätten, den Ort ihres moralischen Untergangs zu betreten, glaubten sich durch Zögerung in den Augen der beiden Schönen nicht compromittiren zu dürfen und führten die sich schleunig an ihre Arme hängenden Polkamamsells, die einander verständigende Blicke zuwarfen, durch die Garderobe, wo ihnen der Gurken-Wilm das Entrée für die ganze Gesellschaft abnahm, in den Tanzsaal, wohin wir ihnen leider alsbald folgen müssen.

In einer Ecke des Billardzimmers saß ein Mann von schlichtem Aeußeren bei seiner Weißen und einer Schinkenstulle. Er hatte sich so wenig bemerklich gemacht, daß er selbst dem Scharfblick der Frau Nowak entgangen war, die doch sonst ihre Gäste sehr genau zu visiren pflegte, und deshalb auch nicht bemerkte, daß noch zwei eben in den Keller tretende und sofort sich des Billards bemächtigende Mitglieder in der Uniform, das heißt in dem Theerrocke der honorablen Gilde der städtischen Straßen-Reinigung gekleidet, einen Wink und später sogar im Vorübergehen einige Worte mit ihm wechselten.

Treten wir nun auch in den ›Polkasaal‹ und gewöhnen wir uns an die Atmosphäre desselben, deren Charakter wir bereits vorhin andeuteten.

Der Ball war im vollen Gange, und es gehörte wirklich eine wahre Todesverachtung, wenigstens eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Rippenstöße und Fußtritte dazu, um sich in diesen bacchantischen Reigen zu werfen, wo jedes Paar auf sein Bestes vorwärts stampfte, unbekümmert um Regel und Ordnung, die Tänzerinnen in einer wahren Musterkarte hingebender Attitüden, bald auf Brust und Achsel des Tänzers mit dem erhitzten Gesicht liegend, bald die rechte Hand in seine linke Hüfte gepreßt oder wie der Arm eines Wegweisers hinaus ins Gedränge gestreckt. Der schöne Ludwig tanzte eben mit der Studenten-Claire, einem jungen Frauenzimmer, dessen früher sehr hübsches Gesicht zwar jetzt bereits alle Spuren eines langjährigen, in wahrhaft fabelhaften Strapätzen der Lüderlichkeit zugebrachten Lebenswandels zeigte, aber trotzdem noch so viel Pikantes hatte, daß es wohl zu erklären war, wie sie unter Männern dieses Kreises, ja vielleicht noch ganz anderer Kreise nicht wenige Freunde und Liebhaber zählte. Ihr Ruf war noch wenige Jahre vorher in ganz Berlin wohlbekannt, und es gab wohl wenige junge Männer, die in jener Zeit in Berlin verweilten, die nicht mindestens ihren Namen und ihre kolossalen Leistungen in dem Reiche der Venus vulgivaga gehört und so ihren Ruf auch außerhalb Berlins verbreitet hätten. Man erzählte in der That die tollsten Geschichten von ihr. Aus dem Umgang ihrer Glanzzeit mochte es auch kommen, daß ihr Benehmen und ihre Sprache etwas Ungewöhnliches und Pikantes behalten hatte. Für die Bälle des Salon Nowak war sie daher die Primadonna oder Ballerina.

Der Zigeuner-Fritz stand an dem Büffet und stürzte ein Glas des starken schlechten Punsch nach dem anderen hinunter, während er mit wüthenden Blicken ein tanzendes Paar durch den Wirbel verfolgte.

Der Barbier hatte kaum den Tanzsaal betreten, als er eine Dirne ergriff, die eben athemlos von dem wilden Tanze vor ihm stehen blieb und sich mit ihr auf's Neue in den Wirbel stürzte, »Linksum Doppeltritt, schönste Aurora – meine Herren, versäumen Sie die Polka nicht!«

»Aufgepaßt – der Schaumpolde tanzt Doppel-Schottischen! – Der Taglioni könnt's nicht besser machen, seht nur, wie der Schwerenöther die Beine schmeißt!«

»Nun, Herr von Hahnebusch, ist's gefällig?« sagte das polnische Edelräulein, »sehen Sie nicht, daß meine Freundin schon mit der Firma Bohnemann oder Boonekamp und Compagnie mitten mank sind! Oder wollen Sie mir erst an's Büffet führen? Dann erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich gewöhnlich einen Vanille in den Punsch gieße.«

»Wie Sie befehlen, Fräulein von Poninska, – ich fürchte nur, es dürfte sich nicht sonderlich gut tanzen – es sind zu viel Paare und ich sehe keinen Tanzordner!«

»Ach, was, det kommt später! Allons, schöner Jüngling und dann wollen wir Eins trinken!« Sie zog ihn mit Gewalt in den Reigen – halb zog sie ihn, halb sank er hin, – ein neuer Hylas in diesem Meer des Verderbens, das ihn gleichfalls verschlingen sollte, nur daß die Nymphen nicht so verlockend waren, als auf dem schönen Sonderland'schen Bilde.

An einem Tisch in der Nähe des Orchesters saß ein Paar, eine starke, etwa fünfzigjährige Frau von massiven Gesichtszügen, die vielleicht einmal hübsch gewesen waren. Es giebt unter den Frauen Körper und Gesichter, die nicht bloß dem Elend, sondern selbst dem ausschweifendsten Leben ohne allzusichtbare Einwirkung widerstehen zu können scheinen und sich das robuste, kräftige Aeußere bis in das spätere Lebensalter erhalten. Zu diesen Personen gehörte die Wittwe, die hier an dem Tisch saß und mit ihrem Sohne in leisem, emsig geführten Gespräch an einer Weißen und dem dazugehörigen Kümmel trank. Dieser Sohn stand im Anfang der zwanziger Jahre. Er war ein Mensch von schlanker Statur und nicht unangenehmem, große Energie aussprechendem Gesicht, das jedoch die blasse Farbe des Gefängnißlebens zeigte. Er trug ein altes schwarzes Tuch über das eine Auge gebunden, was wahrscheinlich bei einem Faustkampf übel zugerichtet sein mochte, denn die Spuren davon erstreckten sich über den Nasenrücken. Ein breiter rother Wollenshawl verbarg trotz der in dem Lokal herrschenden Hitze den unteren Theil des Gesichts, während ein langer, offenbar nicht für ihn gemachter alter Ueberrock die Gestalt einhüllte. Ueber das dunkle, sehr kurz abgeschnittene Haupthaar war eine graue Mütze mit breitem Schirm, wie sie die Maurer und Handlanger zu tragen pflegen, gebreitet.

Das gesunde Auge des Burschen war fortwährend, selbst während des Gesprächs, auf das seltsame Orchester gerichtet, das dieser Gesellschaft zum Tanz aufspielte, oder vielmehr auf eine bestimmte Person dieser Musikbande.

Dieselbe bestand aus einem Invaliden, oder einem Mann, der ein solcher zu sein schien, denn er trug ein Stelzbein unter einer alten, grauen Soldaten-Kapotte, von der jedoch die militärischen Abzeichen abgetrennt waren; doch war er keineswegs alt, sondern höchstens fünf- bis sechsunddreißig Jahre, und aus dem dunklen, das Antlitz umrahmenden Bart schaute ein keckes, scharf geschnittenes schwarzes Gesicht mit funkelnden Augen, weißen Zähnen und schmaler, kühn vorspringender Nase. In dem ganzen Mann lag, trotz seiner Verstümmelung und der armseligen Kleidung, die durch eine österreichische oder französische Fouragirmütze

auf dem lockigen schwarzen Haar vervollständigt wurde, etwas Gewandtes, Keckes, fast Geniales in jener besonderen Bedeutung, wie man es unter den sogenannten vagabondirenden Künstlern findet, die mit irgend einem dahin einschlagenden Gewerbe, wie Scheerenschleifen, Akrobatik, Bärenführen oder dergleichen im Lande umherziehen zu großer Plage der Polizei und zum Gaudium der guten Dörfler, der Dienstmädchen und der lieben Jugend, aber durch die strengere Controlle der Gewerbescheine immer mehr in Norddeutschland verschwinden.

Zur Linken des Stelzbeines, der mit wahrer Meisterschaft eine große Ziehharmonika handhabte, saß eine hagere, blasse Frau von schlanker Figur, trotz der ärmlichen Kleidung doch mit einer gewissen Koketterie geputzt, denn sie hatte bei ihrer Beschäftigung, dem Drehen eines Leierkastens, das große orangegelbe Umschlagetuch auf die nach dem Takt gewiegten Hüften herabfallen lassen, so daß das ausgeschnittene, mit falschen Silberketten in Schweizermanier besetzte Mieder von schäbigem, schwarzem Manchester ihre hagere Büste zeigte und in dem weiten Ausschnitt unter einem sehr durchsichtigen Mullhemdchen den noch magerern Busen ahnen ließ. Auf dem röthlichen Haar trug sie einen abgegriffenen Tyrolerhut mit schwarz gewordenen Quasten. Die Augen der Frau hatten ein eigenthümliches, fast grünlich leuchtendes Aussehen.

Auf der anderen Seite des Harmonikaspielers saß ein viel jüngeres Mädchen von kleiner, derber Figur, und einem recht hübschen und noch ziemlich frischem Gesicht mit großen blauen Augen, die einen frechen Ausdruck hatten. Sie spielte zu Harmonika und Orgel mit großer Gewandtheit die Guitarre, und wenn einmal Tänzer und Tänzerinnen allzusehr ermüdet schienen und die Musik eine Pause machte, dann trat sie an den Rand der Rampe und sang mit nicht unangenehmer Stimme irgend einen zotigen Gassenhauer, wie sie damals durch die Offenbachsche Richtung der Theater begünstigt, immer mehr in öffentlichen Lokalen an die Tages- oder besser die Abendordnung kamen, oder sie wechselte sich mit der blassen Frau in dem Einsammeln der Tanzgroschen ab.

Diese Person war es, welche der junge Mensch mit der Binde um das Auge permanent anstarrte, und das Mädchen hätte ihr Handwerk nicht verstehen müssen, wenn sie den Bewunderer nicht längst bemerkt hätte. Als sie wieder die Runde mit dem Teller machte, blieb sie vor der Gruppe am Tische zuletzt stehen, machte einen Knix und hielt dem jungen Mann den Teller hin. »Nun schöner Herr, zeigt Euch einmal recht generös!«

»Aber der Louis hat ja gar nicht getanzt. Pack Dich fort!«

»Ah, also Louis heißt er —« sagte das Mädchen. »Ein recht hübscher Name und ich brauchte gerade einen. Ich hoffe, wir werden noch ganz gute Freunde werden, wenn er auch jetzt auf dem Trockenen zu sitzen scheint. Sie müssen ihn nicht zu kurz halten Madamchen!«

Der junge Bursche hatte sich zu der Alten gewendet. »Einen Groschen Mutter! Wie heißt Du, Kind? —« Er kneipte das Mädchen am Kinn.

»Marie Fischer,« sagte dieses frech. »Ich spiele alle Donnerstage bei Nowaks seit ich in Berlin bin, habe Dich aber noch nicht gesehen, mein Junge!«

»Glaub's wohl!« murmelte der Bursche. »Der Teufel hol' es, daß ich gerade kahl bin. Mutter, ich muß was thun, um Geld zu kriegen. Du mußt mir dazu helfen!«

»Du bist ein Narr, Louis,« entgegnete die Frau, obschon das Mädchen längst weiter gegangen war und sie nicht mehr hören konnte. »Halte Dich vor Allem jetzt ruhig, damit die Polizei Dir nicht auf die Spur kommt. Es ist überhaupt nicht gut, daß Du mich hierher bestellt hast.

Es muß heute Abend etwas gegeben haben, ich hörte davon flüstern, aber ich weiß noch nicht was. Wenn der Hermann nicht bald zurückkommt, der den Ring versetzen soll beim Lumpenbalzer – so thun wir am besten zu gehen. Auf der Straße ist's immer noch sicherer.«

»Ich geh' nicht von der Stelle, eh' ich Geld habe« meinte trotzig der Bursche. »Wie sollt ich's anders machen, als daß ich Euch hierher bestellen ließ? Zu Euch nach der Krausnickstraße konnte ich doch unmöglich kommen, da hätten sie mich zuerst gesucht.«

»Bei Leibe nicht, und es wird auch nicht lange dauern, da werden sie morgen dort sein, – zu mir darfst Du unmöglich kommen. Es ist nur unglücklich, daß ich gerade auch kein Geld habe, um Dir zu helfen!«

»Schwerenoth, was soll ich da thun – ich war froh, daß ich von dem Semmelnante hier die alten Kleider gekriegt habe, aber ich habe versprochen, sie ihm zu bezahlen, sonst darf ich mich nicht wieder bei ihm blicken lassen. Wär's nicht so kalt, so logirte ich bei Mutter Grün im Thiergarten und wollte schon irgend ein Geschäft machen, bei dem ich ein paar Thaler erwischte, denn es treiben sich immer alte Sünder dort herum nach dem Schlage von Eurem alten Liebhaber. Apropos, könnt Ihr dem nicht was abzwacken?«

»Der Professor ist lange nicht bei uns gewesen, er weiß wahrscheinlich unsere neue Wohnung nicht einmal!«

»Hol' ihn der Teufel! Warum habt Ihr den Ring nicht beim Vater Nowack versetzt? Da hätte ich doch Geld.«

»Du weißt, daß er sich nicht mit solchen Sachen einläßt, – wenigstens hier nicht!«

»Aber ich muß Geld haben – ich muß dem Fratz dort einmal einschenken lassen, sie sieht mich gar zu verliebt an, und der Sonef, der ein Jahr lang in Groß Makum oder Moabit hat fasten müssen, dem ist's egal und müßte man drum gradezu dem Taljen<sup>1</sup> in die Arme rennen.«

»Geh, geh, mit all' dem unsinnigen Reden kommt Nichts heraus! Hier sind die letzten vier Gute, die ich habe – ich will einmal horchen, was denn gewesen ist!« Sie erhob sich, während der Bursche ein Glas Punsch bestellte und die Guitarrenspielerin zu sich winkte, denn der Stelzfuß hatte eine Pause gemacht.

Auch an dem Büffet des Herrn Nowack war die Rede von einem Ereigniß gewesen, das am andern Morgen ganz Berlin in Erstaunen setzte und eben keinen besonderen Begriff von der Sicherheit der Straßen gab; denn es war in der Abendstunde und zwar bald nach 7 Uhr bei Mondschein auf einem Platz in Mitten der Stadt, hinter dem alten französischen Thurm nach der französischen Straße zu, der Kassenbote eines großen in der Nähe wohnenden Banquierhauses, als er aus dem Comtoir kommend einen Beutel mit Courant zur Post tragen wollte, zu Boden geschlagen und beraubt worden, ohne daß sich eine Spur der Thäter fand und bis auf den heutigen Tag gefunden hat. Die freche That war mit einem Raffinement und einer Kühnheit verübt worden, die an die damals sehr coursirenden Erzählungen von den Angriffen der londoner Garottiers erinnerte und wahrscheinlich auch aus solchen Belehrungen stammte.

»Nun Zigeunerfritz – ich möchte doch wissen, wer der kluge Kerl gewesen ist, der so fünfhundert Ratt mit einem Ruck in die Tasche gesteckt hat!«

»Also fünfhundert sind's gewesen?« frug in gleichgültigem Ton der Vagabund, indeß seine Augen dabei doch den Nebenbuhler nicht verließen.

»Ich denke, wenigstens haben sie's vorhin erzählt« meinte dagegen mit einem scharfen Blick auf seinen Gast der Wirth. »Na – was geht's mich an. Wenn der Bursche nur so gescheut

---

<sup>1</sup>Henker.

ist, und bringt das Geld in sichern Verwahr und giebt kein Stück aus davon bis Gras über die Geschichte gewachsen ist. Das zu zeitige Prahlen mit dem Gelde hat schon Manchen in's Unglück gebracht.«

»Möglich! – Willst Du mir Credit geben, Nowack? Ich kann's nicht länger ansehen, daß der Lump die Amande mir vor der Nase allein herumdreht!«

»Unter der Bedingung, daß Du keinen Lärm anfängst, Du weißt, Du hast schon drei Glas getrunken, und ich leide keine Händel, die mein Lokal in schlechten Ruf bringen und die Polizei herbeirufen. Nehmt Euch überhaupt in Acht heute, – ich weiß nicht, aber mir liegt's wie in den Gliedern.«

»Nicht Ursach – seit die Staatsanwaltschaft die Polizei greift, greift die Polizei keinen Andern. Ich habe mit ihr Nichts zu thun, schon lange nicht mehr.«

»Bist am Ende gar unter die Vigilanten gegangen.«

»Nimm Dich in Acht Spitzkopf – ich verbitte mir dergleichen.«

Der Wirth verzog das Gesicht. »Wirst doch Spaß verstehn – weit eher traust ich's Deinem Nebenbuhler zu. Aber ich sage Dir, fang keinen Lärm an – Du bist ein Hitzkopf!«

»Heute gewiß nicht – ich finde schon eine andere Gelegenheit. Wer ist denn das da?«

»Kenn' ihn nicht – der Spielmann hat ihn vielleicht herbestellt. Du siehst, daß er sich zu ihm setzt.«

In der That hatte der Stelzfuß gleichfalls seinen Platz verlassen und sich zu einem Tisch zur andern Seite der Estrade gewendet, an dem sich zwei Männer niedergelassen, die kurz vorher in den Saal getreten waren. Dieser Tisch befand sich dem grade gegenüber, an dem der Bursche mit dem verbundenen Auge und die Guitarspielerin tranken und mit einander bald sehr vertraulich thaten.

Das scharfe listige Auge des Schankwirths schweifte mißtrauisch häufig hinüber nach den beiden Tischen, aber er schien doch keinen rechten Anhalt zu gewinnen, oder gewinnen zu wollen.

Der Schaumpolde, der seine Tänzerin zur Ruhe gebracht, hatte sich zu ihm gesellt. »Wißt Ihr was Neues, Spitzkopf?«

»Was willst Du Schlingel?«

»Als ich heute den ersten Schreiber beim Justizrath Licht rasirte, hab ich's gehört. Euer Haus soll verkauft werden.«

»Welches?« fuhr der Wirth unbesonnen heraus.

»Aha – die Frage hat's verrathen, daß die Leute Recht haben, wenn sie erzählen, Ihr hättet ein paar eigene Häuser.«

»Unsinn!«

»Na, was geht's mich an, es thut mir nur leid, daß es nicht meine eigenen sind! Ich würde mich wahrhaftig nicht mit den alten Baracken quälen und mich von den Miethern schinden lassen! Teufel, was für ein lustiges Leben wollt ich führen. Höre Spitzkopf – die beiden jungen Laffen da sind ganz im Garne der Mädchen und ich wette darauf, ehe sie drei Tage älter sind, haben die Dirnen ihre neuen seidenen Kleider wie eine Gräfin! Wenn sie nur erst wissen, wie sie Geld dafür machen können.«

Der Wirth begnügte sich mit einem kurzen Nicken: »Aber was ist's mit dem Hause, was meinstest Du damit?«

»Nun hier Eure alte Chaluppe, wo wir drin tanzen und trinken. Es sollte mir leid thun, wenn Ihr heraus müßtet – das Lokal hat doch mancherlei Annehmlichkeiten.«

Das fahle Gesicht des Schenkwrths war noch fahler, fast grünlich geworden. Seine Finger krampften sich wie Krallen in den Arm des lüderlichen Barbiers.

»Schaumpolde – sprich die Wahrheit! Du kennst mich, und eine Lüge könnte Dir übel zu stehen kommen. Wer will das Haus verkaufen? Es gehört ja Minderjährigen und wird administrirt. Sie denken nicht an den Verkauf, da die Administration gute Prozente abwirft.«

»Doch, doch – es soll ein saubres Gebot darauf geschehen sein. Ich möchte nur wissen, ob der Kerl wirklich so viel Geld hat, oder wer es ihm vorschießen wird. Ihr hättet uns längst davon einen Wink geben sollen?«

»Aber wer? von wem sprichst Du?« keuchte der Kneipier.

»Wer anders, als der kleine verrückte Franzose, der im Parterre wohnt. Er ist bei dem Justizrath gewesen, und hat nach dem Hause gefragt und ihm Auftrag gegeben, nachzufragen. Aber es soll Alles in der Stille geschehen.«

»Verflucht sei der Schleicher! Nun, ich habe zwar immer geglaubt, daß er Moos hat – aber ich will's ihm eintränken. Ehrliche Leute um ihr bischen Brod bringen, denn ich weiß, er kann mich nicht leiden und hat sich schon ein paar Mal bei der Polizei über angebliche Störung der Nachtruhe beschwert. Wenn ich nicht so gut stände! – Na – wir reden weiter darüber, vielleicht wär's ein Geschäft für einen von Euch, besser als die Ladenschwengel dort, die es nicht lange treiben werden. Es sitzt ein Bursche dort, der rabiat genug wäre – man brauchte ihm nur einen Wink zu geben.«

Es sollte aber anders kommen, wenigstens vorläufig, als Herr Nowack vielleicht im Sinn hatte.

Einige Zeit vor dieser Unterredung war ein Mann in einen einfachen Ueberzieher geknüpft durch den Laden in das Billardzimmer getreten und hatte ein Seidel Bier bestellt. Der Mann hatte nichts Auffallendes und Verdächtiges, und die Wirthin hatte daher wenig auf ihn geachtet, – es war ja überhaupt nicht selten, daß Personen, welche die Straße vorübergingen, durch die Musik angelockt oder von augenblicklichem Durst getrieben in das Kellerlokal für kurze Zeit eintraten, ohne erst eines der anständigeren Lokale aufzusuchen.

Der Eingetretene war der Journalist, dem unsere Erzählung an dem Abende bereits an verschiedenen anderen Stellen begegnet ist, zuletzt auf der Straße im Gespräch mit dem Offizier, dem er von einer Excursion erzählt hatte, die er im Interesse der ihm übertragenen Nachforschung noch an diesem Abend mit einem der Kriminalkommissare nach einer berüchtigten Spelunke machen wollte, – dies war der Keller des Herrn Nowack.

Obgleich er allein eintrat, so schien er doch eine gute Information erhalten zu haben und für einen passenden Führer gesorgt zu sein. Denn er hatte kaum das Bier erhalten und bezahlt, als sich der Mann, der bisher ruhig im Winkel gesessen und mit den beiden Mitgliedern der ehrenwerthen Straßenreinigungsgilde Worte gewechselthatte, erhob und zu ihm wie zufällig an's Billard trat.

»Wenn Sie einmal hier sind, sollten Sie sich doch mal den Jux drinnen ansehen. Vielleicht finden Sie was Interessantes.«

»Wenn ich einen Wegweiser wie Sie hätte!«

»Kann schon geschehen. Folgen Sie mir nur ganz dreist – als ob Sie zu mir gehörten.«

Der Journalist nickte zustimmend – unwillkürlich hatte er doch die Hand in die Seitentasche des Ueberziehers geschoben, wie um sich zu überzeugen, daß ihm auch jene Waffe zur Hand sei, die im Gedränge oder bei einem plötzlichen Anfall immer die sicherste ist, der Handschläger.

»Ohne Sorge, Herr Doktor – mit mir hat's keine Gefahr.«

»Vorwärts denn. Ist der Mensch hier?«

»Ich glaube wohl!«

Der anscheinende Bürger öffnete die Thür zur Garderobe, in welcher der Gurkenwilm wieder, gleich einem Cerberus, vor der Thür saß und mit scharfem Auge die Eintretenden musterte. »Garderobe ablegen, meine Herrn?«

»Nicht nöthig – hier das Entrée.«

Die Stimme schien den Kassirer stutzig zu machen, während der Anblick der beiden Fremden ihm früher ganz unverdächtig gewesen war, und er schaute jetzt scharf empor.

Es war merkwürdig, wie der bloße Augenblick des Niederbeugens des Kopfes, als er das Entrée auf den Tisch gelegt, genügt hatte, das ganze Gesicht des Mannes, der sich, offenbar auf vorherige Instruktion, dem Journalisten zum Führer und Leiter angeboten hatte, verändert hatte. Die einfache, nichtssagende Physiognomie hatte einen scharfen drohenden Ausdruck bekommen, der ganze Kopf durch das Heben aus dem steifen Kragen eine andere – der Mann mußte ein angebornes Talent für völlige Veränderung seiner Visage haben, wie es in der That manche Schauspieler besitzen. Reist doch auch ein Düsseldorfer Maler expreß in solchen Kunststudien.

»Herr Wachtmeister – Sie . . . «

»Still – keine Sylbe vorläufig, oder – wir wollen uns den Spaß nur einmal in der Nähe betrachten. Dieser Herr wünscht den schwarzen Springer in einer Angelegenheit zu sprechen. Ist er hier?«

»Ich glaube wohl – aber . . . «

»Verstehe – incognito! Nun, wir haben Nichts mit ihm zu schaffen. Aber ich habe nicht Lust, erst zu suchen, und kenne den Burschen zu wenig.«

»Er läuft zur Abwechslung jetzt nur auf einem Bein und macht Musik.«

»Springt aber auf beiden. Also – Schweigen, auch gegen Nowak. Sonst Verdächtiges?«

»Sie werden ja selbst sehen.«

Die Physiognomie des Polizeibeamten hatte sich eben so rasch wieder in die vorige Bedeutungslosigkeit zurück verändert, als er die Thür des Tanzsaals aufdrückte. Es drängte sich eine so zahlreiche Menge in der Nähe derselben, daß ihr Eintreten ziemlich unbemerkt blieb.

Das Auge des Beamten hatte sofort den ganzen Raum überflogen; er lächelte, als er das seltsame Orchester sah und ließ sich dann vorwärts drängen, behielt aber immer die Richtung nach dem andern Ende des Saals, dicht gefolgt von dem Journalisten, bis er den grade leeren Tisch in der Nähe der Musiker erreicht hatte.

Dort ließen sich Beide nieder und bestellten Punsch.

Der Beamte, ohne aus der Rolle zu fallen, hob, als er die Augen des Stelzbeins auf sich gerichtet sah, das Glas und winkte ihm herbei zu kommen.

Der Invalide ließ sich das nicht zwei Mal sagen, er hatte grade große Pause in seinen musikalischen Leistungen gemacht, und humpelte zu dem Tisch heran.

»Buona sera Signori,« sagte er radebrechend – »mit Ihrer Permission!« Damit hob er liebäugelnd das Glas des Journalisten empor und trank es auf einen Zug aus.

»Wohl bekomm's! Sie sind ja ein wahrer Virtuose. Ich habe die Harmonika noch niemals so gewandt spielen hören.«

»Sie seind zu kütig, Signore, ik seind nur ein *Povero artiste!*«

»Setzen Sie sich zu uns und trinken Sie noch ein Glas mit uns, oder ziehen Sie etwas Anderes vor?«

»No, no, Signori ik sein *Italiano, Italianissimo* und lieben mein *patria*, das Land von den Citronen, also ziehe ik vor den Punsch!«

Der Journalist hatte der vorbeilaufenden Bedienung den Auftrag gegeben, mehr Punsch zu bringen, auch eine Portion Essen, um den Mann länger festzuhalten, dessen Identität ihm noch immer nicht genügend constatirt war.

»Sie waren Soldat?«

»Si, si – ik habe gedient unter General Benedek und habe verloren mein Bein in die große *battaglia* von Solferino!«

Der Beamte hatte einen raschen Blick mit dem Journalisten gewechselt, um erst seine Erlaubniß einzuholen, dann sagte er leise aber energisch:

»Unsinn Mann, – Ihr seid niemals in der Schlacht von Solferino gewesen, schwarzer Springer, und Euer linkes Bein ist gerade so gesund wie das rechte.«

Der schwarze Springer hätte beinahe seinem Namen Ehre gemacht, einen solchen Anlauf nahm er, empor zu springen, als wäre er von einer Stahlfeder in die Höhe geschnellt, aber der Andere legte rasch die Hand auf seinen Arm und hielt ihn so zurück. »Seid kein Narr, Springer, und stellt Euch nicht selber bloß. Es kümmert uns nicht, ob Ihr ein Bein habt, oder zwei, und ich wollte Euch blos zeigen, daß ich Euch ganz gut kenne.«

Der Vagabund hatte sich rasch gefaßt und stärkte sich mit einem Schluck aus der Flasche. »Nichts für ungut, Herr – ich habe zwar nicht die Ehre Sie zu kennen . . . «

»Ist auch vorläufig nicht nöthig.«

»Nun, Signore, man thut was man kann, und ein Invalide mit einem Bein, der das andere bei Solferino oder auf dem Malachof verloren hat, macht bessere Geschäfte mit der schweren Orgel, als ein gewöhnlicher Mann. Darf ich fragen, mit was ich den Herrschaften dienen kann?«

»Dieser Herr wünscht mit Euch zu sprechen und deshalb habe ich ihn hierher geführt.«

»A *vôtre service Monsieur*,« sagte der Vagabond höflich.

»Sie sollen ein Stück Geld verdienen, wenn Sie mir die Wahrheit sagen.«

»Ich kann's eben brauchen, wie Sie sich überzeugen. Es ist ein verteufelt schlechter Verdienst, für solche *canaglia* zum Tanz aufspielen zu müssen.«

»Sie sind also der Mann, den man den schwarzen Springer nennt?«

»Wie Sie eben von dem Herrn hier gehört haben, der mich besser zu kennen scheint, als ich mich selbst. Aber verzeihen Sie Signor – wenn Sie etwas Geheimes haben sollten und es hat Eile – sprechen Sie Italienisch oder Französisch?«

»Beides!«

»Dann bitte ich – denn die Leute hier haben lange Ohren und ein verdammtes Ausschnüffelungstalent. Wenn man mich frägt, kann ich sagen, Sie wären ein alter Kamerad von mir.«

Der Journalist lachte. »Danke bestens! Doch zur Sache. Die Frau dort, gehört sie zu Ihnen?«

»Es ist Madame, Signore – so von der linken Hand – Sie werden mich verstehen.« Er kniff das Auge.

»Aus dem Hannoverschen?«

»Ah – Sie zielen dahin, Signor! – Ja – da Sie doch darum zu wissen scheinen – aus dem Hannoverschen, einer Lady Kammerjungfer.«

»Sie haben kürzlich gewisse Papiere dieser Lady Jemandem zur Veröffentlichung verkauft.«

Der Vagabond kratzte sich hinter den Ohren. – »Es mag freilich nicht wie ein Gentleman gehandelt gewesen sein, wir vom stärkeren Geschlecht sollen immer Rücksichten beobachten gegen das schwächere – indeß, wir waren arg in der Klemme. Aber *parole d'honneur* – ich spreche nie mehr davon.«

»Es war immer eine schofle Handlung. Zum Glück sind die Papiere in sichern Händen!«

»In den Ihren Monsieur?«

»Das thut zur Sache Nichts. – Wollen Sie – fünfhundert Thaler verdienen?«

»Zwei tausend Franken? O Signor, wie können Sie danach fragen.«

»Dann – sprechen Sie die Wahrheit. Sie werden wissen, daß in jenen Papieren von einem Kinde die Rede war.«

Der Vagabund rückte unruhig hin und her. »Wollen Sie nicht lieber mit Madame davon reden, ich versichere Sie, ich weiß nur wenig davon – sie hat selbst mir ein Geheimniß daraus gemacht – der arme Wurm ist todt, ohne meine Schuld – auf Ehrenwort, ich hätte ihn gern erzogen!«

»Schade – um die fünfhundert Thaler! Haben Sie den Todtenschein?«

»Ich glaube – sie muß so etwas haben!«

»Das thut mir leid – um Ihretwillen. Es hätten leicht tausend Thaler werden können – wenn das Kind – nicht gestorben wäre und seine Identität bewiesen werden könnte. – Was hat man Ihnen gegeben für den Tod des Kindes?«

Die direkte Frage machte den Mann stutzen und er verlor die Farbe. »Signor, auf Künstler-Parole, – Sie thun mir Unrecht.«

»Oder für sein Verschwinden?«

»Ich betheuere Ihnen, Sie irren sich!«

Der Journalist schob dem Vagabunden einen Fünfthalerschein zu und seine Karte. »Ich fürchte, wir werden hier nicht Gelegenheit haben, ausführlicher zu sprechen, denn die Leute werden ungeduldig und wollen wieder tanzen, und dort kommt Ihre Frau zurück.«

»Sie ist ein Satan,« flüsterte der Gaukler, »und darf um der Madonna willen Nichts davon hören.«

»So behalten Sie einstweilen die Kleinigkeit – und wenn Sie mir eine passende Gelegenheit zu einer Unterredung geben wollen, so bestimmen Sie Zeit und Ort durch die Stadtpost. Nur merken Sie sich, daß Sie Berlin nicht verlassen dürfen, dieser Herr wird Sie im Auge behalten.«

Die blasse Frau kam herbei. »Na, Du Lüderjahn, was schwatzst und säufst Du wieder? Hörst Du nicht, daß sie nach Musik rufen, oder sollen ich und die Marie allein arbeiten?«

Der große, starke Mann schien eine bedeutende Furcht vor dem blassen, hageren Weibe mit den grünen Augen zu haben; denn er reichte ihr sehr devot das noch halb gefüllte Glas. »*Pardon, Madame Jeanette*, ick haben da blos getroffen eine alten Kriegskameraden, der mir haben traktirt mit einem Glas Punsch!«

Die Frau sah die Beiden ziemlich mißtrauisch an. »Mach keine Flausen – Du weißt es doch – ich kenne Dich! Allons jetzt und nimm die Harmonika, sie wollen einen Walzer.«

Er erhob sich gehorsam und humpelte nach dem Orchester, aber es kam diesmal nicht zum Tanzen.

Die Thüre des Entrées wurde hastig aufgerissen und einer der bekannten Polizeihelme mit dem weißen Beschlag blitzte durch den Dunst und Qualm, zugleich tönte ein scharfer Pfiff.

»Himmel, die Polizei!«

»Halt da! Niemand rühre sich von der Stelle!«

Aber mit so kräftiger Stimme auch der Befehl gegeben worden, er schien wenig Beachtung zu finden, denn Alles wirbelte bei dem Ruf »die Polizei!« bunt durcheinander. Die würdige Gesellschaft drückte sich an den Wänden, suchte die Ausgänge zu gewinnen oder nahm eine Stellung ein, so ruhig und still, als sei sie die Unschuld selbst.

Der Kommissar, der in der Thür stand, setzte die Pfeife zum zweiten Male an den Mund.

»Nochmals, – daß sich Keiner von der Stelle rührt!« – Schon bei dem ersten Pfiff waren plötzlich unter den Tanzenden die beiden Straßenkehrer aufgetaucht und hatten sich vor eine Thür hinter dem Orchester postirt. Am Ausgang nach dem Billardzimmer sah man mehrere Schutzleute.

Herr Nowak war eiligst herbeigekommen. »Gnädigster Herr Hauptmann – Sie werden doch nicht denken! Es ist ein einfaches Tanzvergnügen – es ist Alles richtig angemeldet!«

»Weiß, weiß! – ich will mir auch nur einmal Ihre Tanzgesellschaft so ein klein Wenig anschauen – eine kleine Musterung, will nur wissen, wer hier ist, wer nicht? Hat irgend Jemand heute bei Ihnen extravagante Ausgaben gemacht – harte Thaler sehen lassen? – Sie wissen, ich fordere strenge Wahrheit.«

»Gott bewahre – sehen Sie nach in der Theke, gnädiger Herr Hauptmann es sind erst drei harte Thaler eingekommen, zwei von den jungen Herren dort, die sich hinter den beiden Mädchen verkriechen und den dritten hat der Herr da gegeben. Der Beamte mußte das Lachen verbeißen, als der Kneipwirth nach dem Journalisten wies. Schon gut, Wachmeister Blümmler – stellen Sie einmal fest, ob unter den Anwesenden Leute sind, die unter Polizei-Aufsicht stehen. Was will die verdammte Krabbe, die sich so unnütz vordrängt.« – Ein derber Fußtritt traf einen etwa zehnjährigen Knaben, der sich durch die Beine der Schutzleute drückte und nach der Stelle hindrängte, wo der junge Bursche mit dem verbundenen Auge sich möglichst unbemerktlich machte.

Der Beamte, der mit dem Journalisten gekommen war, hatte während dessen Unterredung mit dem schwarzen Springer, die ihn wenig kümmerte, da er nicht Italienisch verstand, den Verehrer der Guitarspielerin nicht aus dem Auge verloren. Als diesem der Knabe jetzt Etwas in die Hand drückte – es waren, wie sich später erwies, zwei Thaler, der Erlös für den verkauften oder versetzten Trauring der Mutter – und der junge Mensch sich, als ginge ihn die ganze Sache Nichts an, möglichst unbefangen dem Ausgang zu nähern suchte, war er mit einigen Schritten an seiner Seite.

»Wen haben wir denn hier,« sagte er, den Burschen beim Kragen fassend und mit einem Griff der anderen Hand ihm Tuch und Mütze abreißend. »Bitte, Herr Hauptmann, sehen Sie doch einmal zu, ob das nicht der aus Moabit gestern entsprungene Strafgefangene sein sollte?«

»Louis Grothe? das wäre ja gleich ein Fang.«

Es entstand ein wilder Tumult; denn der junge, kecke Verbrecher, als er sich erkannt und wieder ergriffen sah, riß ein Messer aus der Tasche und stürzte sich mit gebücktem Kopf, wild um sich stoßend, wie ein Mauerbrecher auf die Beamten, um sich einen Weg zu bahnen. Aber diese waren auf ihrer Hut und es nützte selbst Nichts, daß die Mutter des jungen Verbrechers sich zur Erleichterung seiner Flucht zwischen ihn und die Beamten drängte und der Knabe, sein Bruder, sich zwischen die Beine des Wachtmeisters kugelte; selbst der Lärm, der plötzlich vom Hofe her in den Saal drang und von Frau Nowak mit Wiederholung des draußen zeternenden Rufes: »Mord! Mord! Zu Hilfe!« noch vermehrt wurde, konnte die Wiederhaftnahme des Entsprungenen nicht aufhalten. Ein tüchtiger Hieb auf die Hand des Flüchtlings zwang ihn, das Messer fallen zu lassen.

»Hollah! – Was giebt's denn da draußen? Heda, Wirth! öffnen Sie die Thür zum Hofe! – Halten Sie die Kanaille fest, Wachtmeister, und lassen Sie ihn binden.«

Der Polizei-Hauptmann drängte nach dem Hofe hinaus, wo unterdeß ein anderer, halb tragischer, halb komischer Auftritt sich ereignet hatte.

Im Gedränge hielt der Redakteur seine Taschen zu. Eben als er im Begriff stand, den Ausgang zu gewinnen, hörte er eine Stimme an seinem Ohr: »Ist es Ernst, Signor, mit den Tausend?«

Er wandte sich rasch um und glaubte den schwarzen Springer in dem ungewissen Licht zu erkennen. Er nickte.

»*Optime!*« sagte Jener. »Es ist möglich, daß Todte auferstehen!«

Das Gedränge machte jeder etwaigen Frage ein Ende, – im nächsten Moment befand sich der Journalist in dem mit Menschen bereits gefüllten Hofraum.

Wir haben die Veranlassung des Zusammenlaufs und das weitere Abenteuer des Journalisten bereits angedeutet.

---

Es war ein armseliger Raum, eine Spelunke, die nicht den Namen einer menschlichen Wohnung verdiente, – der Keller in dem linken Hinterflügel des großen Hauses, den die Wittwe *Martini* bewohnte und in dem sie für arme Leute zwei Schlafstellen hielt, um aus dem Ertrag die vierteljährliche Miethe herauszuschlagen, die der Vicewirth, der Budiker auf dem anderen Flügel, mit unnachsichtlicher Härte für den Hausbesitzer, minorennen Erben, einkassirte.

Die Frau *Martini* hatte einst bessere Tage gesehen! Sie war die Tochter eines früher ganz wohlhabenden Schneidermeisters am Oranienburger Thor, aber der Mann war verarmt durch den Kredit, den er an Fähnriche, Studenten und leichtsinnige junge Leute gegeben, die, wenn sie Berlin mit dem Rücken angesehen, an Nichts weniger dachten, als an Bezahlung der creirten Schulden, und hauptsächlich durch die Etablirung der großen Kleider-Magazine, welche den kleinen Handwerker in gar nicht langer Zeit zum bloßen Arbeiter der Fabrikherren gemacht hatten, denn sie lieferten den Stoff in reicher Auswahl, und der Besteller brauchte ihn nicht in den Tuchhandlungen zu kaufen und gleich zu bezahlen, ehe er ihn zum Schneider brachte. Sie gaben Credit, denn sie verstanden mit der angeborenen Handelsschlaueit sich alle Sicherheiten zu verschaffen – sie etablrten große Werkstätten und zogen durch Versprechungen hoher Lohnsätze die Arbeiter an sich, die bald genug unter dem Vorwand ungünstiger Conjunctionen in einer Weise ihrer Willkür anheimgestellt waren, die aus dem gelernten corporativen Handwerker bald den Proletarier machte.

Nur diejenigen Meister, denen es geglückt war, sich ein eigenes Haus zu erwerben, hielten mit diesem Hinterhalt, also mit Grundbesitz, noch den Verfall des Handwerks auf, und sie bildeten in der That, namentlich in den zwanziger und dreißiger, selbst noch im Anfang der vierziger Jahre, in Berlin eine höchst respektable Bürgerklasse. Aber wie gesagt, die jüdische Spekulation, die es verstand, die Arbeit zum Handel auszubeuten und die Schranken der damaligen Gewerbe-Ordnung, das Innungs- und Corporationswesen leicht zu überspringen, drängte die selbstständigen Meister immer mehr zurück, machte den wohlhabendem die Fortsetzung des alten Betriebes leid und zwängte diejenigen, welche auf den Erwerb von der Hand in den Mund angewiesen waren, bald unter die Botmäßigkeit der Magaziniers.

Wir erinnern uns noch der berüchtigten »Schneider-Revolution« im Jahre 1829 in Breslau, wo die von den Meistern nothgedrungen entlassenen Gesellen für die ruinirten Meister gegen die großen Kleider- und Möbel-Magazine Partei nahmen, diese Magazine verwüsteten und zwei Tage lang die schlesische Hauptstadt in Bewegung hielten bis – die Truppen vom Manöver zurückgekommen waren. Vielleicht, daß der spätere Agitator Lassalle aus seiner Kinderzeit damals die Sympathien für die Arbeiter entnahm!

Frau Martini war die Wittwe eines Maschinenbauers. Der Mann, ein tüchtiger Arbeiter, war beim Brande der Kasernen am 18. März 1848 verunglückt, und also einer der Märzgefallenen, um deren Hinterbliebene nach Abwicklung des gesammelten Kapitals die Demokratie sich herzlich wenig gekümmert hat. Sie war bald heruntergekommen, im Vermögen wie in der Moralität, und lebte gegenwärtig mit einem Handlanger bei den Maurer-Arbeiten in wilder Ehe. Der Mann, obschon roh und gemein und dem Vergnügen ergeben, und viel jünger als sie, war nicht ohne Gutmüthigkeit und hielt zu der älteren Frau aus einem gewissen Dankgefühl, weil sie – als er bei ihr in Schlafstelle lag – ihn in einer schweren Krankheit trotz ihrer Bedürftigkeit aufopfernd gepflegt hatte.

Wir führen den Leser in diese Kellerwohnung, können uns aber nicht enthalten, vorher noch einige Worte über die Kellerwohnungen der jetzigen Hauptstadt des deutschen Reichs zu sagen.

Es ist ein hohes Verdienst des Kaisers Louis Napoleon, das ihm zugestanden werden muß, wie wenig man auch sonst Sympathien für ihn hegen mag, daß er mit den durchgreifendsten Maßregeln zunächst den Parisern Luft und Licht schaffte, und dies Verdienst wird ihm bleiben, wie auch der politische Fanatismus ihn schmähen mag! Wir haben in Berlin zahlreiche neuere baupolizeiliche Vorschriften, die den Unternehmer zwingen, in gewisser Höhe aus dem Grunde herauszubauen, aber, wenn man einmal human sein will, warum duldet man überhaupt die Anlage von Troglodyten-Wohnungen, warum verbietet man mit einem scharfen Schnitte in's Fleisch überhaupt nicht die Kellerwohnungen bei Neubauten? und vor Allem, warum cassirt man mit einem harten, aber nothwendigen Gebot nicht ohne Weiteres alle jene notorisch ungesunden, der Menschen nicht würdigen alten Keller-Wohnungen, die nur die Habsucht der Hausbesitzer zu solchen gemacht hat und die weder genügende Luft noch Licht gewähren, die bei jedem Platzregen, der die Gossen füllt, unter Wasser stehen und die Hülfe der Feuer- und Wasserwehr fordern! Fürchtet man den Eingriff in das Eigenthum? Nun, zum Henker, die liberale Gesetzgebung hat solchen Eingriff bei hundert anderen gerechten und ungerechten Dingen nicht gefürchtet und Wittwen und Waisen ohne Gewissensbisse ihres Eigenthums damit beraubt! Und ist eine gute Gesundheitspflege nicht das Erste und Dringendste, namentlich für eine große Stadt, dem Sammelpunkt so vielen

totden und lebendigen Schmutzes?! Der Kriegsminister sagt: so und so viel Quadratfuß Luft im freien, lichten Raum muß der Soldat in der Kaserne, im Lazareth haben, das ist zu seiner Gesundheit, seiner Leistungsfähigkeit nothwendig! warum sorgt der Minister, der die sanitäre Polizei handhabt, nicht in gleicher Weise für den Arbeiter? Oder ist der weniger eine Stütze des Staates, hat er weniger Anspruch an den Schutz des Gesetzes? Da, Ihr Herren Liberalen, die Ihr so viele radikale Einschnitte in's Fleisch auf Euren Kammerbänken macht, da habt Ihr ein Feld, wo wirklich Gutes zu schaffen wäre für das Volk, ein wahrer Segen, der anders sich lohnen würde, als Wucherfreiheit und Börsen-Privilegien.

Mit solchen Mitteln bannt man das drohende rothe Gespenst und gewinnt neues Terrain für das Königthum! Das wäre eine der Aufgaben für das »Reichs-Gesundheits-Amt!«

---

Der Leser wird sich aus der ersten Abtheilung unseres Buches der unglücklichen Tochter des alten Schuhmachers erinnern, der es vorzog, mit der greisen Gattin den Tod im erstickenden Kohlendampf zu suchen, um den gerichtlichen Verkauf seines kleinen Häuschens nicht zu überleben, das seitdem bereits abgetragen war und einem Neubau Platz gemacht hatte; er wird sich erinnern, daß die arme Friederike von einem Knaben entbunden worden und ihr Fehltritt die Veranlassung geworden war, daß ihr Bruder, der wackere Unteroffizier wegen thätlicher Beleidigung eines Schutzmannes im Dienst zu harter Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Wir werden später hören, woher es kam, daß das Mädchen seit mehreren Tagen ihr bisheriges, ohnehin schon sehr ärmliches Logis verlassen und einen anderen Zufluchtsort gesucht, den sie bei der Mutter Martini gefunden hatte.

Die Kellerwohnung der Frau bestand aus zwei Räumen, von denen der erste zur Küche und zum Waschraum diente und zwei Arbeitsburschen Schlafstelle gewähren mußte, und der anstoßende von der Wittve und ihrem »Manne« bewohnt war. Hier hatte die arme Friederike mit ihrem Kinde und auch nur auf vieles Bitten bei der ihr von früher her bekannten Frau ein vorläufiges Unterkommen gefunden. In diesem Augenblick saß sie ganz allein in der höhlenartigen Stube an einem alten Tisch, den schlechten Holzkorb, der ihrem Knaben zur Wiege diente, neben sich, und bei dem trüben Schein einer Petroleum-Lampe mit dem Nähen von Handschuhen beschäftigt, einer ebenso mühsamen als wenig lohnenden Arbeit.

Niemand befand sich außer ihr in der elenden Wohnung. Frau Martini und ihr Schatz waren drüben in dem Bumskeller, wo heute Abend, trotz der Landestrauer, Fastnacht gefeiert und bei Leierkasten und Ziehharmonika getanzt wurde, und die beiden Schlafburschen waren auch noch nicht daheim.

Das Meublement der Spelunke war sehr merkwürdig zusammengestellt. Einzelne Theile, wie ein ziemlich wohl erhaltener Glasschrank, der, freilich zum Theil zerbrochene, Tassen und Teller enthielt, und eine Bettstelle von Kirschbaumholz waren offenbar noch Rudera aus ihrer besseren Zeit und paßten wenig zu der alten, wurmstichigen Kommode und den schmutzigen Stühlen. Ein großer, sauber gehaltener Bügeltisch sprach dagegen von dem Erwerb der Feinwäscherin, und die Geräte dazu standen und lagen auf einem morschen Küchentisch.

Kein Schirm, keine Gardine verhüllte das Lager der Wittve und trug einigermaßen der Schaam Rechnung – Armuth und Noth sind in dieser Beziehung ein trauriger Lehrmeister. Das dürftige Lager der armen Friederike eine schlechte eiserne Bettstelle mit alter Matratze

und einer wollenen Decke stand im Winkel an der entgegengesetzten Wand und die Aermste hatte sich des grobleinenen Betttuchs und einer zweiten Decke beraubt, um damit durch Aufhängen auf einer quer über den Raum gezogenen Leine sich gewissermaßen einen Schutz zu sichern und eine Scheidewand zwischen sich und der Lagerstätte der Wirthin – wenigstens für das Auge, wenn auch nicht für's Ohr.

Nur das Bettchen des Kindes war weich, warm und gut. Dafür hatte die Mutter Alles geopfert. Und dennoch schien der Kleine nur wenig und unruhig zu schlummern; denn er bewegte sich häufig und weinte leise, und wenn die arme junge Mutter dann aufstand und mit der Lampe ängstlich zu ihm niederleuchtete, konnte man sehen, daß eine helle Fiebrerröthe das Gesicht des Kindes bedeckte und die kleinen dunklen Augen unruhig umherstarrten.

Dann legte die arme Mutter ihre Arbeit nieder, kniete auf den schmutzigen Boden neben dem Korb und hob das Kind aus seinem Bettchen heraus und suchte es an dem dürftigen Busen zu beruhigen, der doch keine Lebenskraft mehr spenden konnte, denn sein Quell war in der Noth und Sorge vertrocknet. Mit schweren Thränen holte sie von dem eisernen Ofen das Töpfchen mit dem beruhigenden Kamillenthee, mischte ihn mit der schlechten gewässerten Milch und füllte damit aufs Neue die Saugflasche, an der das arme kleine Wesen begierig zog.

Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen entwand sich der Brust der Aermsten, während ihr Auge zum Himmel suchte, den hier finstere, tiefende Mauern und der matte gelbe Schein der Gaslaterne draußen im Hofe repräsentirten. »Armes Wurm, Du unseliges und doch so geliebtes Kind der Sünde und der Schmerzen – was kann ich thun, um Dein Leiden zu stillen! Oder ist es nicht besser für uns Beide, wir gehen dahin, wo keine hartherzigen Menschen wohnen, und nur gereinigte, selige Geister, wie der Vater und die Mutter uns erwarten, denen der liebe Gott gewiß ihren freiwilligen Tod vergeben hat, wie er ihn mir vergeben würde, wenn ich mit Dir, mein geliebter Engel, hinaufzöge in sein ewiges Himmelreich! Nein, es kann keine Sünde sein, wenn das allzuschwer beladene und geprüfte Herz sein Leid nicht mehr tragen kann und die traurige Bürde des Lebens von sich wirft, wie Vater und Mutter es gethan. Bin ich nicht eine Verurtheilte, Verfluchte, ist nicht das Opfer meiner Ehre ein vergebenes gewesen und hat mir alle die Schmach und das Elend gelassen – hab' ich nicht selbst den braven und ehrlichen Bruder mit mir in's Verderben gezogen und seinen Fluch auf mich geladen! Gott, mein Herr, warum auch sind einige Deiner Geschöpfe ausersehen, daß gerade sie alles Leid der Welt tragen sollen, während so viele andere froh und beglückt durch's Leben gehen! Wenn ich gefehlt – Du allein weißt es, großer Gott, daß mein Herz deshalb nicht sündhaft war, daß nur die Angst und die Furcht mich dazu verleitete. Aber wenn ich gesündigt und meine Strafe tragen muß deshalb, was, Allmächtiger! hat dieses unschuldige Geschöpf verbrochen, daß es um der Sünde seiner Eltern willen leiden muß? Ist das Deine Gerechtigkeit, Herr über den Wolken, daß Du die Sünde der Mutter an dem Kinde strafst? Ist es Deiner Gerechtigkeit und Güte entsprechend, daß Du unsere Sünden heimsuchen willst bis in's dritte und vierte Glied?«

Und wiederum preßte sie das weinende Kind an die Brust und stöhnte tief auf in Verzweiflung und Leid!

»Warum hab' ich meine Noth nicht dem jungen Mädchen gesagt, das vorhin hier war und nach der Wirthin fragte! sie hatte ein so liebes und gutes Gesicht und hätte mir gewiß beigestanden, wenigstens wäre sie bei meinem armen Kinde geblieben, daß ich hätte ausgehen und die Medizin holen können, die ihm der Armen-Doktor verschrieben. Meine Bitten hätten gewiß den Apotheker gerührt, daß er mir die Medizin gestundet, bis ich morgen das Recept

vom Armenvorsteher hätte unterschreiben lassen können! Vielleicht hätte sie doch dem Kleinen genutzt und er könnte am Leben bleiben! O, mein Gott, mein Gott, wie hilflos sind doch die Armen!«

Die Klagen der Unglücklichen um ihr erkranktes Kind waren herzerreißend; die Arme ahnte nicht, daß das junge Mädchen, das sie bereuete nicht um Beistand angesprochen zu haben, kaum minder unglücklich und kummervoll war als sie, daß der Kampf um's Dasein auf ihrem Herzen eben so schwer lastete! Vielleicht hätten Beide, wenn sie sich ausgesprochen, wenigstens darin einen gegenseitigen Trost und eine Ermuthigung gefunden; – in der Mittheilung und in den Thränen liegt immer eine Erleichterung des bedrängten Herzens.

Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen und sah nach der Thür, von der her sie ein Geräusch gehört hatte. Sie legte eilig das Kind in den Korb zurück. »Mein Gott, wenn es nur nicht einer der beiden Schlafleute ist – der ältere sieht mich immer mit so bösen Blicken an und ich bin so ganz allein in der Wohnung, Frau Martini kommt sicher vor Mitternacht nicht zurück!«

Das Geräusch wiederholte sich, als tappe Jemand unsicher durch den vorderen dunklen Raum, nur von dem Lichtstrahl geleitet, der durch die schlecht verwahrte Thür drang – schon nahm die junge Mutter all' ihren Muth zusammen, um hinaus zu leuchten, als es an der Thür klopfte.

»Herein!«

Die Thür wurde aufgeklint – in der Oeffnung stand eine kleine verwachsene Männergestalt.

»Mamsell Friederikchen, ist es erlaubt, einzutreten?«

Ein halberstickter Schrei antwortete der Frage.

»Barmherziger Gott – also doch!«

Der kleine Mann war näher getreten und hatte die Thüre geschlossen, nachdem er sich überall vorsichtig umgeschaut. »Gott sei Dank, Sie sind allein, so kann ich endlich sprechen einmal ungestört mit Ihnen!«

»Was wollen Sie von mir?« sagte sie mit entsetzter Stimme, »was haben Sie noch für ein Recht an mich, nachdem Sie und jener Abscheuliche mir Alles geraubt, und mich selbst betrogen um den Lohn meiner Sünde! Liegen nicht meine geliebten Eltern als Selbstmörder an der Kirchhofsmauer, ist mein einziger Bruder nicht zum Sträfling geworden wegen meiner Schande? hab' ich nicht kaum das Leben noch, kaum die Kraft für das arme Kind das Nöthigste zu verdienen, damit es wenigstens nicht vor Hunger stirbt, wie es jetzt vor Schwäche und Krankheit versiegen wird! Warum, frag' ich Sie, verfolgen Sie mich und suchten meinen Aufenthalt zu entdecken? Lassen Sie mich wenigstens ruhig sterben, mich und mein Kind, und so die Schuld büßen, in die Sie mich gestürzt, Sie und jener Unbarmherzige, jener Betrüger, der das Leben meiner Eltern auf dem Gewissen hat und bald auch das meine!«

*Jacob Meier*, denn es war in der That der frühere Buchhalter der spekulativen Firma I. M. Cohn u. Comp., der das arme gefallene Mädchen hier aufgesucht, schüttelte sich leicht bei der Verwünschung, die sie ausstieß, aber er war ein Mann des Verstandes und der Berechnung, und das Bewußtsein der Absicht, in der er gekommen war, gab ihm überdies einen gewissen moralischen Muth.

»Hören Sie mich an, Mademoiselle Friederike, Sie müssen mich hören; denn bei dem Gott meiner Väter, ich habe Sie nicht mit großer Mühe und viel Zeit, die doch ist Geld, aufgesucht

in schlechter Absicht, ich habe gesucht und bin gekommen, um Ihnen zu helfen in Ihrer Noth!«

»Ich will keine Hilfe von Ihnen, der Sie zu meinen Verderbern gehören!«

Herr Meier schüttelte den Kopf. »Sie thun mir verkennen bitterlich,« sagte er, »ich will mir nicht brennen weiß und mich nicht besser machen als ich bin, aber wenn ich gethan habe Ihnen ein Leid, ist's doch gewesen blos ein Profitchen, das sich geboten hat dem kleinen Meier vom Hauptgeschäft von dem Principal und der trägt das Risiko, also die Schuld! Ich will nicht leugnen, daß er gehandelt hat schlecht an Ihnen, Mamsell Riekchen, sehr schlecht und es thut mir herzlich leid, daß es gekommen ist so schlecht für Sie. Denn, Mamsell Riekchen, Sie mögen's mir glauben oder nicht, ich habe Sie herzlich gern und hab' es aufrichtig gemeint, als ich die Schlechtigkeit des Herrn Cohn erfahren hab' gegen Sie und hab' Ihnen angeboten, Ihrem feigen Vater zu helfen mit meinem Geld zu sieben Prozent, wenn er nicht so geeilt hätte, zu kommen aus dem Leben. Können Sie mir's nehmen so übel, daß ich auch gemacht hab' mein Profitchen auf's Conto von dem Herrn Hofbanquier? Aber weil ich Sie gehabt wirklich gern und weil ich mir gesagt hab', Jacobchen, Du hast geholfen, Sie zu bringen in Leid, wenn Du auch nicht der Erste gewesen bist, – Du sollst sorgen, daß sie wenigstens Dir nicht flucht und nicht zu leiden braucht Noth und Hunger mit dem armen Wurm, der doch nun einmal das Unglück hat, da zu sein auf der Welt; darum hab' ich mir gegeben große Mühe zu erfragen, wo Sie sind geblieben, als ich gekommen hierher nach Berlin, und hab' gefragt hier und dort, bis ich erfahren hab', wo Sie gewohnt, und bin zweimal gewesen in Ihrer Wohnung, um mit Ihnen zu sprechen, aber vergeblich, ich habe nicht kommen können bis zu Ihnen.«

»Sie haben mich durch Ihre Zudringlichkeit hinausgetrieben aus dem Asyl, das ich gefunden hatte wenigstens bei guten und mitleidigen Menschen. Sollte ich meine Schande noch bekannter, mich noch verächtlicher machen, daß meine Verderber mich dort aufzusuchen wagten? – Ich will keinen sehen, ich will mit Ihnen Nichts zu thun haben, mit Ihnen und dem schmutzigen Bösewicht, der mich betrog und zu dem Sie gehören und in dessen Auftrag Sie sicher gekommen sind.«

Der kleine Buchhalter hatte sich vorsichtig auf einen der alten Stühle gesetzt. »Soll mir Gott helfen, Mamsell Riekchen, ich habe gehabt keine böse Absicht. Aber Sie sind im schweren Irrthum, wenn Sie glauben, ich sei noch im Geschäft bei I. M. Cohn u. Comp. Gott bewahre, ich bin ausgetreten bald nach Ihnen und bin jetzt hier in einem Haus, wo I. M. Cohn ist Nichts dagegen, bis ich etablire mein eigen Geschäft, was soll geschehn, sobald ein werther Gönner gekommen ist von London hierher. Nein, Mamsell Riekchen, die Sache mit Ihnen und wie mich die Familie hat abspeisen wollen im Testament, ist mir rumgegangen im Kopf, und ich hab' mir gesagt: Du hast nichts mehr zu thun auf Deine Rechnung mit I. M. Cohn u. Comp., als was Du deutlich kannst übersehen, daß es klar ist und richtig und Du nicht wirst gemeiert. Mamsell Riekchen, ich versteh' Ihr Gefühl, daß Sie nicht mehr sehn wollen den kleinen Meier, so wenig wie Sie sehn wollen I. M. Cohn u. Comp., und daß Sie deswegen ausgerückt sind mit dem Wurm da aus Ihrer alten Wohnung und sind gezogen in diese Spelunke, um mich zu bringen auf eine andere Spur, daß ich bin ganz erschrocken gewesen, als ich gekommen bin heute Morgen dahin und hab' gehört, daß Sie seit zwei Tagen fort sind, auf und davon mit dem kranken Kinde nach Magdeburg, wo doch sitzt Ihr Herr Bruder auf der Festung; und ich hab' mir vorgesagt: Meier, sobald Du kannst, fährst Du nach Magdeburg, zu forschen nach ihr,

da hat es zum Glück der Zufall gewollt, daß ich hier, als ich gehabt hab' zu thun mit einem Freund hier im Vorderhause, ich hab' gesehn durch das Fenster Sie gehn gerade über den Hof in diese Kellerthür, und ich hab' gefragt und gehört von einer armen Frau, daß eine junge Frau wohnt mit ihrem Kind hier in dem Keller und daß es Ihnen geht sehr schlimm, weil die Zeit ist schlecht und wenig Verdienst. So hab' ich's gewagt und bin gekommen hierher, zu sehen nach Ihnen und dem armen Kind und zu helfen, wie ich kann.«

Sie konnte sich nicht entschließen, den Worten, die doch von Gutherzigkeit und Reue zeigten, so streng und abweisend zu antworten, wie bisher. Sie sagte nur: »Verlassen Sie mich Herr Meier, ich kann und will von Ihnen keinen Beistand. Ich hoffe, ich werde ihn bald nicht mehr nöthig haben und mit meinem Kinde allem menschlichen Leid entzogen sein.« nicht mehr nöthig haben und mit meinem Kinde allem menschlichen Leid entzogen sein.«

Der kleine Buchhalter erhob sich: »Wie, das Kind? – Erlauben Sie mir, Mamsell Riekchen, es anzuschauen?«

Sie schauderte. »Es ist krank,« sagte sie – »es wird wohl nicht lange mehr leben – ich kann ihm keine Hilfe bringen! Gehen Sie fort, beflecken Sie mit Ihrer Berührung nicht das unglückliche Wesen, das bald ein reiner Engel sein wird im Himmel – während seine Mutter –« sie schlug die Hände vor das Gesicht und das gebrochene Herz machte sich endlich in einem heißen Thränenstrom Luft.

Es war, als ob ein Gedanke die kleine verwachsene Gestalt des Juden ordentlich wachsen machte, als er jetzt zu dem Korbe trat und die gestickte Decke fortzog, mit welcher das Mädchen das Kind seinem Blick entzogen hatte. Ohne sie zu beachten nahm er die Lampe vom Tisch und beleuchtete das Kind, das wieder leise zu wimmern anfing.

»Es ist krank,« sagte er. – »Hören Sie Mamsell Riekchen, das Kleine ist krank. Es muß haben einen Arzt oder eine weise Frau, es muß haben Hilfe und Pflege. Haben Sie geschickt nach dem Doktor?«

Sie antwortete nicht.

Der kleine Meier legte sanft die Hand auf ihre Schulter. »Antworten Sie mir! Das Kleine muß Hilfe haben! – ich habe ein Recht zu fragen danach!«

Unwillig schüttelte das Mädchen die Berührung ab. »Ein Recht?«

»Ich möchte doch nicht gesagt haben Etwas, was Sie thut verletzen Mamsell Riekchen, – aber der Prophet sagt weise: Das ist ein kluges Kind, das weiß, wer sein Vater ist. Können Sie leisten einen Eid, daß ich nicht bin der Vater von das Kind? Hat ein Vater das Anrecht auf sein Fleisch und Blut?«

Sie beugte sich noch tiefer nieder und schluchzte noch lauter.

»Mamsell Riekchen, ich will wissen, warum Sie nicht geschickt haben wegen das Kind zum Doktor?«

Nach einigem Zaudern rang sich die Antwort von ihren Lippen: »Ich war gestern Vormittag mit dem Kinde beim Armenarzt, – leider ist mir der Herr Schlesinger auf dem Wege begegnet, und von ihm wissen Sie gewiß . . . «

»Soll mir Gott helfen, ich habe gar nicht gesprochen mit Nathan Schlesinger, der ist ein Lump an der Börse und ein Lügner und Verschwender. Ich habe Alles allein erfahren durch mir selber! Aber das gehört nicht hierher. Wenn Sie gewesen sind mit dem kranken Kind bei dem Arzt, statt daß Sie ihn kommen lassen hierher – was hat er gesagt? hat er verschrieben gar Nischt?«

»Er gab mir heute ein Recept, – er hat gesagt, das Kind müsse eine Amme haben, wenn es am Leben bleiben soll – ich hätte keine Nahrung dafür!«

»Das Kleine soll haben eine Amme, es mag kosten so viel es will! für Geld ist Alles zu haben in Berlin, warum nicht auch eine Amme. Aber warum haben Sie unterdeß nicht machen lassen das Recept?«

»Ich habe es in die Apotheke getragen, aber . . . «

»Nun?«

»Der Armenvorsteher war nicht zu Hause, als ich es wollte abstempeln lassen, ich mußte es so hintragen und . . . «

»Und Sie haben gehabt kein Geld, um die Medizin zu bezahlen,« sagte der kleine Bucklige, ihrem Geständniß zu Hilfe kommend? »Gott soll mir helfen, da muß geschafft werden Rath, – in welche Apotheke haben Sie gebracht das Recept und auf welchen Namen?«

»Auf den meinen in die Apotheke am Dönhofsplatz – ich – ich konnte das Kind nicht allein lassen, um die Medizin zu holen – die Wirthin war nicht zu Hause . . . «

»Gut, gut! ich brauche nicht zu wissen mehr, – haben Sie nur Geduld einen Augenblick!«

Er ergriff seinen Hut und rannte wie besessen davon, ohne auf das Nachrufen des unglücklichen Mädchens zu hören.

Sie wußte in der That kaum, was sie davon denken, was sie thun sollte, aber die zudringliche Theilnahme des Kleinen hatte doch einen wohlthätigen Eindruck auf sie gemacht, und ihre Thränen rollten milder und ihr Weinen war weniger krampfhaft und gewährte ihr eine wirkliche Erleichterung. Das Kind schien eingeschlafen und sie nahm ihre Arbeit wieder vor.

Es war noch keine Viertelstunde vergangen, als es wieder im Dunkel des Vorderraums an die Ecken stieß und der Ruf »Mamsell Riekchen, ich bin's, der kleine Meier!« sie die Lampe nehmen ließ, ihm zu leuchten.

Der frühere Buchhalter und Disponent der Firma I. M. Cohn und Comp. bot einen eigenthümlichen Anblick, denn er war beladen wie ein Packesel, als er an ihr vorbei in die Kellerstube sich drängte.

In der einen Hand hielt Herr Meier einen Topf mit Milch, in der anderen eine Flasche Rothwein, Chateau Becker, und unter dem Arm hatte er ein Brod, Gegenstände, die er sofort auf den Tisch neben die Lampe stellte. Dann begann er hastig die Taschen auszupacken. »Hier Mamsell Riekchen ist vor allen Dingen die Medizin, geben Sie's gleich ein dem Kleinen und ängstigen Sie sich nicht, der Herr Apotheker hat mir doch gesagt, daß nach dem Recept zu urtheilen, ist keine Gefahr für das Kind, das Mittel soll nur beruhigen das Fieber und die Tropfen da die Milch nahrhafter machen, die ich mir erlaubt, gleich zu bringen mit mir.« – Selbst einen neusilbernen Theelöffel holte er aus der Tasche und legte ihn neben die beiden Medizinflaschen. Dann kamen verschiedene Packete hervor, aus deren Papierhülle ganz appetitlich Schinken, Wurst und Butter hervorsahen. »Ich hab' mir's gedacht Mamsell Friederike,« fuhr er dabei fort, »daß wenn Stärkung braucht das Kind, auch Stärkung braucht eben so gut die Mutter, und hab' mir erlaubt zu bringen einige Kleinigkeiten, die Sie nicht werden abschlagen einem aufrichtigen Freund, dem es geht wie ein Messer durch's Herz, daß er Sie sieht in Noth und Kummer. Wenn ich bitten darf, Mamsell Friederike, thun Sie mir die Liebe und sorgen Sie vor Allem vor das Kind, wie es ist vor Gott und Menschen meine und Ihre Pflicht!«

Das Muttergefühl überwand die Gefühle des Weibes – die junge Mutter kniete neben dem Bettchen des Kleinen und flößte ihm aus einer herbeigeholten Tasse mit dem Löffel die stärkende Medizin in den kleinen Mund.

Herr Meier wäre gar zu gern an der anderen Seite des Korbes niedergekniet und hätte geholfen, aber er wagte es nicht, – er begnügte sich daher einstweilen auf dem Tisch die mitgebrachten Speisevorräthe auszupacken und in das beste Licht zu stellen, so wie mit seinem Messer den Wein zu entkorken, wobei er jedoch vergeblich nach einem Glase sich umsah.

Endlich hob die mit ihrem Kinde Beschäftigte schüchtern die noch thränenfeuchten Augen zu ihm auf. »Verzeihen Sie Herr Meier, Sie sind sehr gut mit einer Unglücklichen, und es thut mir leid, wenn ich Sie gekränkt habe, aber Sie wissen nicht, welche Bitterkeit die Schlechtigkeit der Menschen in einem Herzen häufen kann. Haben Sie vielleicht den Apotheker gefragt, ob ich dem Kinde ohne Gefahr nach der Medizin gleich Milch geben kann, oder wie lange es warten muß? Es dürstet offenbar so sehr!«

»Gewiß habe ich gefragt und Sie können die Milch ihm geben ein paar Minuten nachher, aber sie soll sein lauwarm. Gießen Sie weg das schlechte Zeug hier, wir wollen hinein thun ganz frische Milch, ich habe gekauft von der besten, mit der es ist, wie mit mir, das heißt, die nicht getauft ist mit Wasser, wie sie gewöhnlich thun.« Er half ihr, als wollte er sie gar nicht zur Unterbrechung kommen lassen, mit einer fast komischen Geschäftigkeit, und erst als die Milch auf dem Ofen stand, in den er selbst einige frische Kohlenbrocken geschoben und mit Papier und Spähnen in Feuer gebracht hatte, setzte er sich wieder nieder.

»Gott der Gerechte – das soll sein eine Wiege für ein Kind! Aber wahrscheinlich haben Sie geglaubt, daß das Schaukeln nicht zuträglich ist für ein Kind, worüber ich neulich noch gelesen habe einen Artikel in der Gartenlaube. Nun so muß es haben wenigstens ein großes Bettchen, bei dem Sie nicht zu knien brauchen auf dem schmutzigen Fußboden. Aber Mamsell Friederike, warum thun Sie mir nicht den Gefallen, zu essen eine Schnitte Brod und etwas von diesem Schinken, den ich gekauft habe im Vorbeigehen bei Fischer auf dem Dönhofsplatz. Bedenken Sie, daß Sie müssen haben Nahrung und Kraft, wenn Sie arbeiten wollen für das Kleine und wachen bei ihm, damit es kann werden gesund. Wenn ich nur hätte ein Glas, daß ich Ihnen könnte einschenken ein Glas; er kann nicht sein schlecht, denn er thut kosten zwanzig gute Groschen.«

Die geschickte Einflechtung des Kindes in die Einladung sich an Speise und Trank zu kräftigen, verfehlte nicht ganz ihre Wirkung. Das Mädchen nahm schweigend eine Schnitte Brod und Fleisch und führte sie zum Munde, aber den Wein lehnte sie mit einer Handbewegung ab.

Der kleine Buchhalter drehte und wand sich auf seinem Stuhl, er schien offenbar noch Etwas auf dem Herzen zu haben und nur nicht recht zu wissen, wie er es anbringen sollte.

»Mamsell Friederike!«

»Herr Meier!«

»Wollen Sie mir glauben, daß ich möchte gut machen mein Unrecht, und daß ich bin Ihr aufrichtiger Freund! Wollen Sie mir verzeihen, was ich gethan hab' Schlimmes an Ihnen?«

»Was kann Ihnen an der Verzeihung eines so armen Geschöpfes liegen?«

»Viel, Mamsell Friederike, – sehr viel! Ich bin in mancher Beziehung ein verkümmerter Mensch wie Sie, denn ich hab' nicht meinen geraden gesunden Leib, aber ich hab' einen guten Verstand, und ich versteh's Geschäft. Ich werd' mir also bringen durch's Leben und ich

hab' mir schon weit genug gebracht, weiter, als mir gesungen worden ist an meiner Wiege, die gestanden hat in Medzibor, wo ist gewesen mein Vater ein sehr armer Jüd. Auch ein Mensch, der hat einen verkrüppelten Leib, was ist gewesen die Schuld von meiner Schwester, die mich hat fallen lassen in meiner Kindheit vom Tisch, kann haben ein Herz und Gefühl, und die Marianne, ich will sagen die Frau Nathan Schlesinger ist gewesen meine erste Liebe und meine erste größere Speculation. Aber sie hat mich gesehn über die Achsel an und ist davon gelaufen mit einem Offizier, zu ihrem Unglück, sie hat ihren zweiten Mann und er ist ein Lump, und wenn sie mich genommen hätte und mir die Hälfte zugebracht, was haben verthan ihre Männer, könnte sie jetzt haben eine halbe Million! Ich will nicht mehr an sie denken, und ich würde Sie heirathen Mamsell Friederike, um Ihnen zu geben die Reputation zurück, obgleich Sie nischt haben, aber ich bin ein Jud und Sie sind christlich, und Sie werden nicht nehmen meine Religion an, und ich nicht die Ihre, nicht weil ich hab' was gegen Ihren Glauben, aber weil die meine ist die Religion meiner Väter, in der gestorben ist mein Aette und meine Mutter. Darum will ich bleiben unverheirathet, aber mein Geld soll nicht kommen an die Kinder von der Marianne, meiner ersten Liebe, da ich haben kann selbst ein Kind; Mamsell Friederike, ich will adoptiren hier den Kleinen, wenn er bleibt am Leben, als meinen Sohn, gleichviel ob er nun ist der Sohn von mir oder der Sohn von I. M. Cohn und Comp., und ich will ihn lassen erziehn und ausbilden zu einem tüchtigen Geschäftsmann, der nicht untergeht in der Welt, denn er wird verdienen und wird haben Geld, viel Geld, wenn Sie mir's nur erlauben!«

Die junge Mutter schluchzte laut auf.

»Er soll meinetwegen bleiben ein Christ, da er ist schon getauft als ein solcher. Wir haben doch Alle einen Gott, wenn wir auch sind verschiedene Menschen. Mamsell Friederike, wollen Sie mir erlauben, zu sorgen für Ihren Sohn?«

»Herr lassen Sie mir mein Kind – es ist das Einzige, was ich noch habe!«

»Sie sollen nicht verlieren das Kind, es soll bleiben bei Ihnen, oder Sie bei ihm. Ich will Ihnen machen noch einen Vorschlag. Mamsell Friederike, Sie sind krank und schwach, Sie sind aufgestanden viel zu früh von Ihrem Wochenbett, das Kind kann kaum sein einen Monat alt. – Sie verderben Ihre ganze Gesundheit und sehen aus wie ein Schatten, Sie bringen sich um's Leben. – Mamsell Friederike, ich habe einen guten Posten und verdiene viel Geld. Ich will auch haben ein bequemes Leben, wenigstens wenn ich komme nach Hause in meine vier Pfähle, denn es ist mir angeboten ein Haus zu einem geringen Preis vor dem Potsdamer Thor, und ich habe Lust, das Geschäft zu machen. Weiß Gott, wäre noch nicht verkauft gewesen und niedergerissen das Haus von dem alten Mann, Ihrem Vater, ich würde es haben gekauft um jeden – um guten Preis. Wie wär's, wenn Sie nun zögen zu mir und führten mir die Wirthschaft, Sie sollten's haben gut, als wären Sie wirklich meine Frau, und wir könnten erziehen zusammen den Kleinen zu Ihrer und meiner Freude und es würde mir machen Freude, von Ihnen zu halten jedes Aergerniß und jeden Verdruß.«

Wiederum schauderte sie zusammen und barg ihr Gesicht in den Händen, obschon sie fühlte, daß der Vorschlag gut gemeint war. »Nein, nein – niemals! niemals! – Wenn Sie es wirklich redlich meinen, Herr Meier, und Reue fühlen – so verschaffen Sie mir Arbeit, daß ich mich und mein Kind redlich ernähren kann – aber – wieder unter einem Dach mit Ihnen, mit jenem Mann unter einem Dach – niemals – lieber sterben!«

Der Kleine zuckte die Achseln. »Ich hab's gemeint gut mit Ihnen und dem Kind und hab' gehabt, auf Ehre, keine schlimme Absicht dabei. Aber Sie können doch unmöglich bleiben hier in dieser Höhle, Sie und das Kind, ich habe auch ein Wort zu reden dabei! Wenn es gewesen sind gute Leute, wo Sie gewesen sind dabei und geflüchtet vor mir, – so wahr ich heiße Jakob Meier und hoffe, die Firma noch einmal mit Ehren an der Börse zu sehen, – ich würde niemals kommen dahin. Aber Sie müssen haben Licht, Luft und Nahrung und Doktor und Apotheker, wenn Sie werden wollen wieder gesund, – Sie müssen annehmen von Jakob Meier,« – sie machte eine abwehrende Geberde – »nein, nicht ein Geschenk, aber ein Darlehn von – von hundert Thalern, das Sie sollen mir verzinsen mit 6 Prozent und wiederzahlen nach und nach, wenn Sie wieder gesund sind und kommen zum Verdienst. Mamsell Riekchen, ich sage Ihnen, Sie thun dem Jakob Meier damit einen Gefallen, der sonst keine Ruhe haben wird zu seinen Geschäften, wozu er doch braucht allen Verstand, damit er verliert nicht sein Geld, – Sie . . . «

Ehe er weiter sprechen oder sie eine Antwort geben konnte, – er hatte bereits eine alte lederne Briefftasche in der Hand, und suchte die Kassenscheine heraus, – wurde das Gespräch durch eine dritte Stimme unterbrochen.

»Heiliges Kreuz-Millionen-Sakramenski! ist denn kein Mensch in dem verfluchten Loch, daß man sich die Knochen zu Schanden stoßen muß! Licht her oder ich schlage Alles kaput.«

»Barmherziger Gott – das ist der tolle Böhme, der Tischler – wenn er nur nicht herein kommt, – ich bin verloren, wenn er Sie hier findet, er ist so boshaft und fast immer betrunken!«

Der kleine Buchhalter zitterte am ganzen Leibe, denn große Courage war eben nicht seine Sache. »Gott der Gerechte, er wird einem unschuldigen Menschen doch thun kein Leid, wir leben doch hier unter'm Schutz des Gesetzes – es giebt doch Polizei und Constablers. Wo kann ich hinaus, wo kann ich mich verbergen, Mamsell Riekchen? Ich habe Geld bei mir, viel Geld bei mir – und habe mich gewagt in diese Räuberhöhle, blos aus Theilnahme für Sie!«

»Ich will dem Manne Licht geben, dann kommt er hoffentlich gar nicht herein. Es ist ihm verboten, Herr Hähnel will's nicht haben!« – Sie machte Anstalt, mit der Lampe zur Thür zu gehen, aber es hätte wenig genutzt, wenn Herr Jakob Meier nicht zugleich die Gelegenheit benutzt hätte, hinter den improvisirten Bettschirm der jungen Mutter zu schlüpfen.

Diese öffnete mit Aufbietung all' ihres Muthes die Thüre nach dem düstern Raum.

Wenn Sie Licht wünschen, Herr Jellinek,« sagte sie, »bitte, zünden Sie Ihre Lampe an der meinen an.«

Sie stand quer vor der Thür, aber der wüste Mensch drängte sie gewaltsam zur Seite.

»Na, es wird doch erlaubt sein, sich ein wenig die Hände zu erwärmen! Den Teufel, die Martini läßt uns frieren, mich und den Gassenkehrer wie Hunde. Nur nicht ängstlich Kind, ich thu Dir Nichts, Dir und dem Bankert da, Sakramenski! wahrhaftig, Du hast ja ein Abendbrod wie 'ne verlaufene Prinzessin, davon's bei uns in Oesterreich Gottes Segen genug giebt! He, da kann ich Dir wohl 'nen Augenblick Gesellschaft leisten, da die Alte und der lange Lümmel, der sich ihren Ehemann titulirt, nicht da sind. He, was ist denn das? wahrhaftig Wein, rother Ofner, wie er mir lange nicht vor's Maul gekommen ist.«

»Herr Jellinek,« sagte das zitternde Mädchen, »Sie wissen, daß Sie nicht in unsere Stube kommen dürfen.«

»Eine schöne Stube! ein Hundeloch, wie das, worin wir schlafen, ich und der schuftige Gassenfeger! Aber ich habe einen verteufelten Hunger – ich habe Nichts gehabt heute Abend, als ein paar lausige Schnäpse, und das füllt den Magen nicht! Mit Erlaubniß, Kind!«

Und er schnitt sich ein Stück Brod ab und bestrich es dick mit Butter.

»Herr Jellinek,« sagte das geängstete Mädchen, dessen Ohr zugleich eine unruhige Bewegung hinter ihrem improvisirten Bettschirm hörte, – »ich bitte Sie, wenn Sie noch Hunger haben, nehmen Sie das Alles mit in Ihre Schlafstelle, aber verlassen Sie unsere Stube, mein Kind ist krank und bedarf der Ruhe.«

Der Böhme hatte in Ermangelung des Glases die Flasche Wein an den Mund gesetzt und mit einem Zuge halb geleert. »Schaun's es ist wahrhaftig echter! Der Teufel soll mich holen, wenn ich geh weg. Komm her Mädels, sei nicht albern, gib mir einen Schmatz, einen tüchtigen. Der Kerl dämlichte sein nicht hier – scheer mich auch den Teufel um ihn. Hierher Dirne, sag ich, setz Dich auf den Schoos meinigten, ich bin grad' in der Laune dazu und massakrir die ganze Welt, wenn sie nicht thut, wie ich will.«

Er taumelte von dem Stuhl auf, auf den er sich gesetzt und Lebensmitteln und Flasche zugesprochen hatte.

»Herr Jellinek – haben Sie Erbarmen, – mein Kind! Ich rufe um Hilfe, wenn Sie sich nicht sofort entfernen!«

»Szert! dumme Gans dummgte, mach keine Sperenzien! warum sträubst Du Dich, ich steche Jedem das Messer in den Ranzen, der mich hindern will, mich, den Nepomuk Jellinek, der schon Einen um die Ecke gebracht, warum bin ich ausgewandert sonst! Komm hierher Dirne oder ich schlage Dir die Knochen im Leibe entzwei.«

Er suchte sie zu erfassen.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« sie flüchtete nach ihrem Lager, der kleine Meier, so wenig Courage er hatte, so sehr er sich fürchtete, steckte den Kopf hinter der Decke hervor. »Wenn Sie nicht werden gehn sogleich, werd' ich rufen die hohe Polizei!«

Der Böhme brach in ein gelles tückisches Gelächter aus. »Also das ist's, warum die deutsche Vettel sich sträubt. Hussah – der Liebhaber ist drin im Bett, darum Wein und Schinken! Aber ein Jüd! wie kannst Du Dich unterstehn, Schinken zu fressen, Du Ganef! Nun erst recht soll die Dirne mein sein, trotz aller Juden und aller Polizei! Hierher Mädels, oder ich schneide Euch Allen den Bauch auf und dem Bankert zuerst!«

Sie schrien Alle, das Mädchen, der Buckliche, das Kind – der betrunkene Unhold taumelte auf den Korb zu und wäre im nächsten Augenblick darüber hingestürzt, wenn die unglückliche Mutter sich nicht davor geworfen und mit ihrem Leibe das Kind der Sünde, ihr Kind, ihren einzigen Schatz gedeckt hätte.

Selbst der kleine Meier war bei diesem Anblick mit unerhörtem Muth aus seinem freilich sehr unsichern Versteck hervor gekommen, hatte sich des eisernen Ofenhakens bemächtigt und schwang ihn tapfer zur Seite der gefährdeten Mutter.

»Soll mir Gott helfen, ich schlage Ihnen ein den Schädel, wenn Sie kommen uns zu nah!«

Aber die heldenhafte Stellung und die Drohung würden wenig genützt haben, denn der Böhme war, wenn auch nicht groß, doch ein ziemlich untersetzter kräftiger Bursche und seine schwarzen czechischen Augen funkelten Tücke und Grausamkeit, als er das Messer aufklappte, das er aus der Tasche gezogen, und das Gesicht des kleinen Buchhalters wurde k Reideweiß vor Angst. Aber es kam ihnen von anderer Seite Hilfe.

Eine kräftige Faust faßte von hinten den Rockkragen des Tischlers. »Schwerenoth, was thust Du hier, böhmischer Maulaff! Willst Du Ruhe halten und Dich in Deine Küche scheeren, Du hast hier Nichts zu suchen!«

Der Böhme stieß einen wilden Fluch aus. »Laß los, rother Wilm, oder ich geb Dir mein Messer zu kosten, sakramensker Ketzerhund!«

»Was, Du willst noch schimpfen?« Der Zuhälter der Wittwe Martini war ein langer breit-schultriger Uckermärker von großer Kraft. Er hatte ein ziemlich nichtssagendes breites Gesicht und rothe Haare, aber wenn er in Zorn gerieth, dann gewannen seine sonst blauen Augen ein drohendes Feuer. Seine gewaltige, durch die schwere Steinträgerarbeit mit Sehnen wie Stränge durchwachsene Hand ballte sich, und mit einem Faustschlag warf er den Böhmen zu Boden. »Hinaus mit Dir!«

Der Mann hatte sich emporgerafft und zitterte vor Wuth und Bosheit. »Ich habe ein besser Recht hier zu sein, wie Du! Ich bezahle meine Schlafstelle, Du nicht, Du straft's ihr am Leibe ab!«

»Hund! – wär's nicht Nacht, würf' ich Dich noch heute vor die Thür! fort sag ich, oder ich thu's sogleich!«

»Probir's! Willst wohl allein sein mit der Dirne – 's ist Dir ein Anderer zuvorgekommen und ich will gehn und es der Kellerfrau sagen!«

Der rothe Wilm hatte einen Blick zur Seite geworfen und den kleinen Buchhalter gesehn. »Wer ist das – was thut der Krüppel hier? Aber erst will ich mit Dir fertig werden!« Die Drohung, die Kellerfrau zu rufen, hatte seinen ganzen Zorn erregt und er stürzte auf den Tischler zu, ihn um den Leib zu fassen und mit Gewalt hinaus zu tragen, aber er hatte noch nicht zwei Schritte gemacht, als er den Mann los ließ, zurücktaumelte und mit der Hand nach der Seite griff. »Kanaille, Du hast mich gestochen!«

»Was ist's, was giebt's. Was hast Du hier zu schaffen? Hab mir's doch gedacht, daß Du hier zu dem Frauenzimmer gelaufen bist, mit der Du Dir hast, als wär's 'ne Prinzessin, bloß weil der Kerl ihr Bruder, der auf der Festung sitzt, ein Mal Dein Unteroffizier gewesen ist. Aber ick sage Dich, die Jeschichte jefällt mich nich, ick will meinen Liebsten alleene haben, so lang ick ihm Speise und Trank gebe, und morgen mag sie sich en ander Logis suchen . . . Herrjes! wat ist denn das,« unterbrach sie sich aufschreiend – »Blut, Wilhelm, Du blutst ja wie en abgestochnes Schwein – wat is geschehen!«

Der Steinträger, indem er vom Blutverlust und Schmerz überwältigt auf den nächsten Stuhl sank, deutete auf den Böhmen, der noch das Messer in der Hand trotzig und drohend zur Seite stand.

»Der da – der Tückebold – er hat mich gestochen! Herr Gott, es geht zu Ende mit mir!«

»Schinderknecht!« schrie die Frau, bei der im Nu alle Eifersucht verschwunden war vor der größeren Gefahr, und fuhr nach dem Haar des Böhmen. »Mörder! ruft die Polizei, der Kriminal ist ohnehin drüben! Mord! Mord!«

Sie war eine große robuste Frau im Alter von etwa vierzig Jahren, mit schwarzem Haar auf der Oberlippe, ein Weib, das sich wohl in einer Schlägerei mit einem Manne messen konnte, und der Tischler vermochte sich in der That kaum ihres wüthenden Angriffs zu erwehren.

»Laß mich los, *sakramensca podwana*, oder ich stech Dich nieder, wie ihn!« Der tückische Mensch suchte sich loszumachen von ihr, aber schon zeterte Herr Jakob Meier aus allen Kräften durch das kleine eingeschlagene Kellerfenster, das kaum zur höchsten Tageszeit Licht

genug in den Raum ließ, um die Nadel führen zu können, hinaus in den Hof: »Mörder! Mörder! haltet ihn fest den Gojim, er hat Einen erstochen!« und Frau Martini hielt in der That fest wie mit eisernen Klammern, obschon der Tischler ihr Faustschläge in's Gesicht versetzte und alle Kräfte aufbot, sich von ihr zu befreien. Im Hofe aber war es ohnehin lebendig, aus dem hinteren Ausgang der Boutique drängten sich Menschen, und aus dem Gartensaal kam auf das Geschrei Alles heraus, was irgend die Thür herauslassen konnte.

»Ruhe da!« befahl eine kräftige Stimme – im Scheine der Gasflamme sah man die Helme von Schutzleuten blitzen – »Wachtmeister Blümmler, führen Sie den Gefangenen zum Molkenmarkt. Lassen Sie ihn knebeln, wenn er sich sträubt und verhaften Sie Jeden, der Miene macht, ihm beizustehen.«

»Zu Befehl, Herr Hauptmann! Soll ich die Mutter, die Wittwe Quinche auch mitnehmen?«

»Nein – wir haben es nur mit dem aus Moabit entsprungenen Sträfling zu thun. – Die Frau ist der Polizei sicher. – Aber was geht hier vor? was ist das für ein Lärmen? wer schreit hier Mord? Schutzmann Winter, recherchieren Sie!«

Um die Kellerwohnung hatte sich eine Menschenmenge gedrängt, auch von der Straße kamen schon Leute herein, der Polizei-Hauptmann ließ das Thor sperren und ging an den Eingang des Kellers, aus dem man eben den Böhmen hervorstieß, während Frau Martini heulte und wehklagte.

»So viel ich entnehmen kann, hat der Mensch hier bei einer Prügelei einem Anderen mit dem Messer einen Stich versetzt.«

»Ist der Mann todt?«

»Nein, aber er scheint doch schwer verwundet.«

»Holen Sie einen Arzt, daß Hilfe geschafft wird.« Der Beamte drängte sich in den Keller zwischen den Unberufenen und Neugierigen hindurch, die bereits hinein und heraus sich stießen. Unter den Letzteren befand sich auch der kleine Meier, er hatte es für gerathen gehalten, sich trotz seiner Theilnahme für die junge Mutter davon zu machen, um nicht etwa als Zeuge aufgeschrieben zu werden und vor das Kriminalgericht zu kommen. Die Gerichtszeitung und die Tribüne hätten keine Schonung gekannt und seinen Namen sicher genannt.

Die arme Friederike war in der That die Einzige, die Ueberlegung und Ruhe zeigte. Nachdem sie ihr Kind in Sicherheit gebracht, eilte sie dem Steinträger zu Hilfe, suchte das Blut zu stillen und half ihn auf das Bett bringen. Der Schutzmann hatte glücklicher Weise im nächsten Barbierladen einen Gehilfen gefunden, der wenigstens mit Wunden umzugehen verstand und einen vorläufigen Verband anlegte, bis ein Arzt die Verletzung näher untersuchen und entscheiden konnte, ob ein Transport in die Charité oder nach Bethanien ausführbar sei.

Während der Polizeibeamte den Thatbestand festzustellen suchte, war der Verwundete wieder zu sich gekommen.

»Heule nicht so Alte,« sagte er, »es war nur die erste Furcht, hoffentlich wird's an's Leben nicht gehen. Ein Kerl, wie ich, stirbt nicht sogleich, ich hab' schon manchen blutigen Kopf davon getragen und selber geschlagen. Er hätte nur nich gleich stechen sollen der Nepomuk, aber wenn ich wirklich sterben müßte, so sollen sie Alle bezeugen, daß er kein Mörder nich is, denn ick habe ihn zuerst gehaun und zu Boden geschmissen, und das war keine Kunst nich, denn ick bin dreimal so stark als er. Dadrum is er kein Mörder nich!«

Ein anständig gekleideter Herr, der mit den ersten Neugierigen eingetreten und dann in der Stube geblieben war, ohne sich weiter bemerklich zu machen, hatte sich jetzt, als endlich

ein Arzt erschien und sofort an die Untersuchung des Kranken ging, dem Mädchen genähert, das, nachdem sie ihre erste Aussage über den Hergang des Streites gemacht, wieder neben ihrem Kinde saß; er berührte leise ihren Arm.

»Mamsell Krause!«

Sie fuhr erschrocken auf und blickte ihn an, dunkele Röthe der Schaam färbte ihr abgehärmtes Gesicht.

»Mein Gott, Sie, Herr Doktor! Wie kommen Sie hierher?«

»Das eben möchte ich Sie fragen!«

»Ich wohne nicht mehr in dem Hause, ich . . . ich habe es verlassen müssen, schon vor zwei Tagen!«

Der Fremde, es war der Journalist, dem wir in den anderen Szenen des Abends begegnet sind, sah sie mitleidig an. »Das ist das Erste, was ich höre! So hat man Sie und Ihr Kind – vielleicht, weil Sie die Miethe nicht gleich zahlen konnten – unbarmherzig hinausgestoßen? Das hätte ich von der Frau, bei der Sie wohnten, nicht gedacht!«

»Nein, nein, thun Sie den Leuten nicht Unrecht – ich bin freiwillig gegangen, ich mußte gehen! fragen Sie nicht, Herr Doktor, Sie und Ihre Frau waren immer so gütig gegen eine Unglückliche. Ich bin ehrlich fortgegangen – ich habe die wenigen Sachen, die ich noch hatte, dort gelassen und Nichts mit mir genommen, als mein Kind. Aber ich konnte unmöglich da bleiben, die guten Leute sind selbst zu arm. Ach, Herr Doktor, ich bin ein sehr unglückliches Geschöpf – und nun noch die Scene hier – mein Kind, ach, mein armes Kind!«

»Fassen Sie sich – aber Sie können unmöglich hier bleiben, eben hat der Arzt, den ich zufällig kenne, den Ausspruch gethan, daß der Verwundete ohne Gefahr nicht transportirt werden kann. Ist die Kammer noch frei, die Sie in unserem Hause bewohnten?«

»Ich fürchte nein – es giebt der armen Mädchen so viele.«

»Nun denn, so müssen wir ein anderes Unterkommen für Sie suchen; ich habe Hilfe für Sie, ein menschenfreundlicher, hoher Herr hat mir eine Unterstützung für Sie anvertraut, die für's Erste hinreichen wird, Ihnen ein besseres Unterkommen zu schaffen und Sie vor Noth zu schützen. Ich will Sie für diese Nacht in ein kleines Gasthaus bringen, es sind deren ganz anständige in der Krausenstraße. Morgen wollen wir dann weiter sehen.«

»Nein, nein, ich danke Ihnen herzlich, Herr Doktor, aber es geht nicht, – mein Kind ist krank!«

»Das wollen wir gleich sehen! Der Arzt dort thut mir gewiß den Gefallen.«

Dieser hatte eben dem Polizeibeamten erklärt, daß die Wunde zwar nicht tödtlich, daß aber große Ruhe für den Kranken erforderlich sei, wenigstens in den ersten Tagen, und daß deshalb jede Erschütterung, wie bei dem weiten Transport ihm nicht zu ersparen sei, vermieden werden müsse. Also Ruhe, absolute Ruhe müsse er haben, dann glaube er für das Leben des Mannes stehen zu können. Frau Martini hatte das kaum gehört, als sie erklärte, sie werde Ruhe schaffen, die Schlafleute sollten sogleich hinaus, und sie selbst wolle den rothen Wilhelm pflegen und ihn keinen Augenblick verlassen. Die Krause sei an Allem schuld, denn um sie sei der Streit allein hergekommen und darum soll sie noch in dieser Stunde hinaus, wo sie mit ihrem Bankert bleiben möge, das sei ihr ganz egal.

Der Polizeihauptmann war zu sehr mit solchen Szenen und Charakteren vertraut, um sich mit einer, sogar in ihrem Rechte befindlichen Xantippe in einen weiteren Streit einzulassen,

und nachdem er alle fremden Personen aufgefordert hatte, den Keller zu verlassen, ging er selbst, um nach seinem Gefangenen zu sehen und das Weitere zu veranlassen.

Der Journalist hatte unterdeß den ihm oberflächlich bekannten Arzt zu dem Kinde geführt und ihm kurz die Verhältnisse mitgetheilt. Der Ausspruch desselben war sehr bestimmt. »Warum sollte es denn nicht fortgebracht werden können? wenn Sie nur wissen wohin damit. Ich sehe gar keinen Grund ein, warum es hier bleiben sollte. Dem Kinde hat, wie ich aus dem Recept meines Collegen hier ersehe, in der Welt nichts gefehlt, als bessere Nahrung und die scheint es jetzt bekommen zu haben. Wenn die Mutter es also irgend wo anders hinbringen kann und das wird um des Kranken willen nöthig sein, so steht dem gar Nichts im Wege!« Damit hatte er dem Journalisten die Hand gereicht und war gegangen.

»Sie sehen, Mamsell Krause, daß Sie meinem Rath jetzt doch folgen müssen,« sagte der Journalist, »Sie können und dürfen nicht hier bleiben!«

»Nein, das darf sie nicht,« rief das Weib, »und wenn sie nicht macht, daß sie fortkommt, werde ich ihr auf die Beine helfen!«

»Aber Marie, so denke doch menschlich – sie soll mit dem armen Kinde jetzt hinaus in die Winternacht und sich eine Wohnung suchen!« sagte eine sanfte Stimme bittend zu der Kellerwirthin.

»Papperlapapp, so ein Bankert stirbt nich gleich und wenn's wäre, dann wäre sie ihn los und's wäre ein Glück für sie. Du bist ja eine vornehme Prinzessin, Nette, und hast Dein eigen Logis, statt daß Deine Schwester im Keller wohnt, – zwei eigene Stuben! wenn Dir's so leid thut, kannst Du sie ja zu Dir nehmen, – Ihr paßt zusammen in der Vornehmigkeit!«

Das gescholtene Mädchen – es war die kleine Confectionsnäherin, die vor kaum einer halben Stunde der Freundin ihr eigenes schweres Leid geklagt und die selbst bei dieser Schwester hatte Hilfe und Rath suchen wollen, – warf einen schmerzlichen Blick nach oben, aber sie sagte kein Wort, sie fühlte, daß die Arme neben ihr mit dem Kinde doch noch unglücklicher war, als sie selbst. Aber dann fuhr es ihr wie ein Blitz durch den Kopf, ein glücklicher, helfender Gedanke.

»Wenn es nur nicht so weit wäre von hier – vielleicht wüßte ich Rath. Was haben Sie für eine Beschäftigung?«

»Ich habe versucht, Handschuhe zu nähen – es bringt freilich wenig ein, Fräulein,« sagte schüchtern die junge Mutter, indem sie zweifelnd und bittend auf das junge Mädchen sah.

»Nennen Sie mich nicht Fräulein, ich bin eine arme Arbeiterin wie Sie, und gegenwärtig sogar ohne jeden Verdienst; Sie haben ein Kind, ich habe eine alte gelähmte Pflegemutter, die ich nicht allein lassen kann. Handschuhe können Sie zu Hause nähen, während, wenn ich außer dem Hause arbeiten könnte, genug verdienen würde, um meine kleine Wirthschaft im Stande zu halten und mich redlich zu ernähren, ohne von Jemandes Gunst oder Bosheit abzuhängen. Sie sehen mir ehrlich und unglücklich aus, wie wär's, wenn Sie zu mir zögen und meine alte Kranke pflegten mit Ihrem Kinde, während ich außer dem Hause schneidere; denn man sagt, ich sei ganz geschickt darin und hätte Geschmack. Die Miethe ist Gott sei Dank pränumerando bezahlt bis zum ersten April, und Raum, Licht und Luft ist genug in meiner Wohnung. Bis dahin . . . «

»Bis dahin,« sagte der Journalist, »ist gesorgt durch die Großmuth eines edlen Herrn. Hier sind vier Friedrichsd'or, die er mir gegeben! – Nehmen Sie das Anerbieten an, Mamsell Krause, es scheint mir herzlich gut gemeint, und vielleicht wäre so zwei jungen Wesen geholfen, daß

sie nicht verderben. Für lohnendere Arbeit als die Handschuhnäherei wird sich leicht sorgen lassen, und Sie, Fräulein – ich nenne Sie so, wenn Sie's auch nicht wollen – bitte ich, wenn Sie Zeit haben, noch diese Woche zwei Tage bei meiner Frau zu arbeiten, die gerade eine geschickte Schneiderin sucht, da ihre frühere nach auswärts geheirathet hat; Sie wird sich freuen, ein so braves Mädchen bei sich zu sehen, und daß Mamsell Krause hier bei Ihnen ein Unterkommen gefunden hat. Wo wohnen Sie, Fräulein? ich will sogleich eine Droschke holen und werde mir das Vergnügen machen, Sie bis zu Ihrer Thür zu begleiten.«

Das Gesicht Friederikens strahlte vor Freude, sie preßte die Hand auf's Herz und sah dankend bald auf den Mann, dessen Beistand sie ohne Schaam und Schauer annehmen konnte, bald in das zarte hübsche Antlitz des jungen Mädchens.

»Wenn ich nur nicht so weit wohnte – ich wohne draußen in der Badstraße – aber,« fügte sie mit der glücklichen Elasticität der Jugend im Hoffen fast schon wieder heiter hinzu, »wenn unser Compagnie-Geschäft gut einschlägt, ziehen wir näher in die Stadt, damit wir mit dem langen Wege nicht so viel Zeit verlieren.«

»Und es wird sicher einschlagen, aber nun wollen wir ebenfalls keine Zeit verlieren, also packen Sie rasch zusammen, was Sie hier haben, während ich die Droschke hole, und – da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch vorher eine gute Nachricht geben kann, Mamsell Krause.« Er zog sie zur Seite. »Der hohe Herr, dem Sie die freundliche Unterstützung verdanken, hat versprochen, sich auch für das Schicksal Ihres Bruders und seine Begnadigung zu verwenden. Es bedarf nur, daß Sie eine Petition an des Königs Majestät unter offenem Geständniß der Sachlage anfertigen, und das will ich für Sie thun und dann die Bittschrift getrost in die Hände des mildherzigen hohen Herrn legen. – Und nun, Adieu, bis sogleich!«

Als eine Viertelstunde später die beiden Mädchen den Korb mit dem Kinde und die wenigen Sachen der jungen Mutter durch den Hofraum und Flur in die Droschke trugen, bemerkte das Auge Friederikens im Gaslicht auf dem Trottoir gegenüber die kleine unverkennbare Figur des Herrn Meier auf- und abwandeln und neugierig nach dem Wagen spähen. Wenn er auch davon gelaufen war vor der Gefahr der Compromittirung, – das wackere Gefühl war doch zum Durchbruch gekommen und wie ein Renner mit einem schlechten Reiter mit ihm umgekehrt, und hatte ihn in die Nähe des Hauses getrieben, um zu sehen, wie die Sache ausgegangen.

Frau Martini meinte zwar hinter der Scheidenden her, um solche Geschöpfe habe es keine Noth, die kämen immer wieder auf die Füße zu stehen, und der Affe, ihre Schwester, bilde sich viel zu viel ein auf ihr Lärchen und ihr Augenniederschlagen, und jetzt käme sie gerade in die rechte Gesellschaft und brauche ihr nicht wieder über die Schwelle zu kommen; schließlich aber überwand bei dem leichtsinnigen und herrischen Weibe auch die Angst um den jetzt im Wundfieber liegenden Galan doch allen Aerger und sie hatte für Nichts Sinn mehr, als den Vorschriften, welche der Arzt zurück gelassen, aufs Eifrigste nachzukommen, und wies selbst ihre gute Freundin die Boutikerm zurück, als sich Dame Nowak einen Augenblick von's Geschäft gestohlen hatte, um herüberzukommen und Eins mit ihr zu klatschen über die Ereignisse des Abends.

---

Was wir eben erzählt, sollte jedoch noch nicht das letzte Abenteuer sein, das der Zeitungsschreiber in dieser Nacht zu bestehen hatte.

Es war bereits ziemlich spät – Mitternacht vorüber, als er von der Begleitung der beiden Mädchen sich wieder nach der Mitte der Stadt wandte, um ziemlich ermüdet, seine Wohnung aufzusuchen.

Es ist eine Eigenthümlichkeit Berlins, daß das nächtliche Straßenleben eigentlich sehr unbedeutend ist. Selbst in den schönen Sommernächten ist es um Mitternacht schon einsam und öde; sobald die Omnibuswagen ihre Tagescourse abgefahren haben und die Droschken die Nachttaxe fordern können, hört der Verkehr zum großen Theil auf und besteht nur aus den Personen, die etwa aus den Bierhäusern nach Hause gehen, während bekanntlich in den großen Städten des südlichen Europas dann erst das rechte Straßenleben beginnt. Als der Journalist durch eine der Straßen in der Nähe der Linden ging, sah er in eine Hausthür gedrückt einen Mann stehen, – er wäre achtlos vorübergegangen, wenn ihm nicht der Umstand aufgefallen wäre, daß der Mantel des Mannes von seiner Schulter gefallen und achtlos trotz der Kälte zu seinen Füßen liegen geblieben war. Zugleich traf ein Laut sein Ohr, wie ein tiefes Stöhnen, ein Stöhnen, das aus dem Innersten der Brust zu kommen schien und einen fast schauerlichen Klang hatte. Ein zweiter Blick, den er nach rückwärts warf, zeigte ihm etwas Bekanntes in der Gestalt, und – irgend einen Unfall vermuthend, wandte er sich an der nächsten Straßenecke um und ging das Viertel zurück auf dem Trottoir, um, wenn seine Vermuthung gegründet wäre, seinen Beistand anzubieten, ohne doch aufdringlich sein zu wollen, da er den Herrn im Allgemeinen zu wenig näher kannte und nur in Kreisen munterer Gesellschaft hin und wieder mit ihm zusammengetroffen war.

Als er sich dem Mann wieder näherte, hatte dieser sich umgekehrt mit dem Gesicht gegen die Thür; dennoch blieb der Journalist stehen, denn der Ton des Schluchzens wiederholte sich so erschütternd, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ohne einen Versuch der Theilnahme weiter zu gehen; er blieb deshalb stehen und legte die Hand auf die Achsel des Mannes. »Verzeihen Sie Herr – sind Sie krank? Erlauben Sie wenigstens, daß ich Ihnen Ihren Mantel wieder umgebe – die Nacht fängt an, sehr kalt zu werden.«

»Krank – ja wohl krank – sehen Sie nicht, was mir fehlt!« Der Mann drehte sich um und der Journalist erkannte in dem Schein der nächsten Gaslaterne, daß er sich in der That nicht geirrt in der Person, aber das Aussehen des Mannes war so wahrhaft entsetzlich, daß er ohne einige andere Umstände, die rasch ihm in die Erinnerung kamen, ihn kaum für dieselbe Person gehalten haben würde.

Das Gesicht des Mannes – es war ein jüngerer Beamter an einer der wichtigsten und einflußreichsten Behörden Berlins, ein heiterer Lebemann und großer Liebhaber der Kunst, weshalb man ihn häufig in der Gesellschaft eines bekannten Polizei-Assessors sah, der als der Förderer und Verehrer allen Schauspielerinnen galt, – das Gesicht war so furchtbar bleich und verzerrt, die Augen blickten so stier, fast gräßlich, daß der Journalist sofort von dem Glauben zurückkam, der Andere habe etwa in einer lustigen Gesellschaft des Guten zu viel gethan.

»Gewiß Herr von Bennewitz, – Sie müssen krank sein und mir erlauben, Sie nach Ihrer Wohnung zu führen.«

Der junge Mann stieß die helfende Hand hastig von sich. »Berühren Sie mich nicht – sehen Sie nicht, daß mich ein ehrlicher Mann nicht mehr anrühren darf – bevor – nein! nein! niemals wieder! – o mein Gott – womit hab' ich das verdient – ich habe sie doch aufrichtig geliebt!«

Der Ton war fast kreischend – er schnitt dem Journalisten durch's Herz und verrieth ihm mehr, als er durch hundert Fragen hätte erfahren können.

»Sehen Sie nicht – dort! dort!« er wies wie unwillkürlich nach dem Hause gegenüber.

Die Fenster desselben waren bis auf eins dunkel, aber der Journalist wußte, daß in einem dieser Häuser eine bekannte und sehr beliebte Schauspielerin der Hofbühne wohnte. Er wußte ferner, daß der junge Mann zu ihren Verehrern gehörte, das Gerücht sagte, zu den begünstigten, obschon er vornehme Mitbewerber haben sollte.

»Ich weiß nicht, was Ihnen fehlt, Herr von Bennewitz, aber Sie können unmöglich in der Kälte hier bleiben. Es würde Ihrer Gesundheit, Ihrem Leben schaden!«

»Gesundheit? Leben?« Der junge Mann lachte höhnisch auf. »Glauben Sie wirklich, daß ein Mann leben kann ohne Ehre! – mit dem Schandfleck da! – sehen Sie nicht, wie es brennt – und ich – soll leben und ihn tragen! ohne Ehre leben – nimmermehr!«

Der Journalist hatte sich halb mit Gewalt seines Armes bemächtigt und versuchte ihn weiter zu ziehen.

»Die Begriffe der Ehre sind sehr verschieden Herr von Bennewitz,« sagte er tröstend – »die wahre Ehre eines Mannes hängt nicht von einem Zufall, von einem anderen Menschen ab, am Wenigsten von den Launen eines Weibes, sondern von uns selbst, von dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht!«

Dasselbe höhnische Lachen antwortete ihm. »Gehen Sie Ihrer Wege Doctor – was wissen Sie von der verletzten Ehre eines Edelmannes! Nur diese Hand allein vermag sie rein zu waschen – ja jetzt erst begreife ich, was meinen Ahnen das Schwert in die Faust drückte! – ich werde ihn tödten!«

»Wen?« frug der Journalist schaudernd.

»Ihn! – oder glauben Sie, daß Jene allein ein Recht haben auf des Lebens Güter, daß sie ungestraft den Fuß setzen dürfen auf unseren Nacken? – Höll und Teufel, ich habe sie wirklich geliebt – und was war sie ihm! Beim Blut meiner Ahnen – was waren ihre alten Lehmbugen gegen ein frisches warmes Menschenherz! – Halt – gehen Sie fort Mann, Sie mögen es gut mit mir meinen, aber Sie wissen nicht, was mir geschehen – fort sage ich!«

»Nicht eher, als bis Sie ruhig sind!«

»Im Grabe – gehen Sie, der Augenblick ist da!« Im Hause gegenüber öffnete sich wie von unsichtbarer Hand die Thür, tief in seinen Mantel gehüllt trat ein hoher Mann heraus und schritt ohne sich umzusehen oder auf sonst Etwas zu achten, das Trottoir entlang.

Der junge Beamte hatte sich mit Gewalt von dem Journalisten los gerissen – zwei Schritte, er war auf dem halben Straßendamm, und seine Hand hob sich – der Journalist sah in dieser Hand etwas blitzen – es war kaum der zehnte Theil einer Sekunde, fast zu gleicher Zeit traf ein Schlag mit dem Lebensvertheidiger die Hand des jungen Beamten und der glänzende Gegenstand fiel in den Schnee des Straßenpflasters. Der große Mann, der aus der Thür getreten, mußte doch das Geräusch gehört haben, denn er drehte sich um und war mit einem Schritt an der Gruppe. Sein Auge fiel auf das jetzt von Blut übergossene Gesicht des jungen Beamten – der Journalist hatte sich gebückt und hob den Revolver auf, der noch am Boden lag, so daß er nicht zu erkennen war.

»Sie haben Ihre Genugthuung gehabt mein Herr, Versagung der Waffe zählt auch!« sagte der Mann im Mantel mit kalter Ruhe und Strenge. »Gott hat Ihnen ein Verbrechen erspart, das selbst eine thörichte, ganz unbegründete Eifersucht nicht hätte entschuldigen können.

Lassen Sie sich für Ihre hitzige Gemüthsart die Sache eine Warnung sein und wir werden am Besten thun, die Sache alle Drei zu vergessen – hören Sie, alle Drei!« er setzte mit festem Schritt seinen Weg fort.

Der junge Mann stand, als wäre er von einem Schlage getroffen, so zerknickt und gebrochen war die ganze Gestalt, und als er sein Auge auf das des Journalisten richtete, der sich blaß, am ganzen Körper zitternd jetzt aufgerichtet hatte, konnte er in diesem das ganze Urtheil über seine That lesen. Er griff schwankend wie ein Rohr in der Luft umher, nach der Hand des Zeugen, aber diese zog sich unwillkürlich zurück.

»Sie hatten Recht, Herr von Bennewitz – jede Berührung anderer Menschen zurück zu weisen; gehen Sie nach Hause und bitten Sie Gott, daß er Ihnen diesen Augenblick des Wahnsinns vergeben möge.«

Der Aermste schlug die Hände vor das Gesicht. »Hat er's gethan, – hat er mir vergeben?«

»Ich glaube wohl – aber gehen Sie!«

»Und Sie werden schweigen?«

»Ich werde es!«

»Ich danke Ihnen – aber ich selbst werde mir niemals vergeben – für mich Unglücklichen giebt es nur eine Sühne noch – den Tod! der ein fluchbeladenes Leben enden muß!« – Er schwankte die Straße entlang – der Journalist sah ihm mit Theilnahme zu, aber ohne sich ihm nochmals zu nähern. Er sah ihm nur traurig nach und dann zu den Fenstern hinauf, hinter deren Rouleaux eben das einsame Licht verlosch.

»Armer Mensch! o Weiber! Weiber! was habt Ihr Alles auf dem leichtsinnigen Gewissen, und doch soll jene dort trotz ihres Standes noch eine der besseren sein! Welches unsagbare Unheil hätte hier geschehen können!« In tiefem Nachdenken setzte er seinen Heimweg fort, in der Gewißheit, daß ihn eine tüchtige Gardinenpredigt erwarten werde, die er doch ohne Entschuldigung auf sich nehmen müsse.

#### IN DER COLOMBAIA!

Der Leser wird sich vielleicht noch erinnern, daß der Graf Juan von Lerida, den die Gnade der Königin Isabella sich begnügt hatte, statt einer strengeren Bestrafung nur aus Spanien zu verbannen, bei der Anfahrt zur Audienz im Quirinal seiner originellen Dienerschaft den Befehl ertheilt hatte, ihn am spanischen Platz mit dem Wagen zu erwarten, um ihn nach dem Circus Caracalla zu bringen, auch der des Romulus, richtiger der des Maxentius genannt. Er liegt zur Rechten der appischen Straße vor der Porta von San Sebastiano in der Nähe der Kirche, und ist das besterhaltene Ueberbleibsel dieses Genres aus dem alten Rom, wird aber weniger von den Fremden besucht, da er ziemlich weit von der Mitte der Stadt entlegen ist und die Gegend noch heute nicht im besten Rufe steht.

In der Nähe befindet sich die von Papst Damasus 367 auf dem Kirchhof des heiligen Calixtus erbaute Kirche von San Sebastiano, und bei der Kapelle der heiligen Francesca einer der Eingänge zu den Catakomben, die nicht aufgehört haben, stets ein Schlupfwinkel der Vagabonden und Räuber zu sein, welche trotz der französischen Besatzung nach der Zerstreung der bourbonischen Armee und dem Fall von Gaëta wieder sehr an Zahl zugenommen und in letzter Zeit manchen überaus kecken Streich bis fast vor den Thoren Roms ausgeführt hatten. Die Fahrt war daher ohne alle Begleitung, selbst bei hellem Tage, nicht ohne Gefahr, und nur

das Versprechen eines doppelten Trinkgeldes vermochte den Kutscher des Hôtels sich dazu zu bequemen.

Wir wissen jedoch, daß irgend eine Besorgniß nicht geeignet war, den spanischen Abenteurer von einem gefaßten Vorsatz abwendig zu machen, namentlich wenn er damit noch einen besonderen Zweck verband.

Die Via der Porta San Sebastiano bildet einen langen und ziemlich öden Weg vom Circus Maximus bis zur äußersten Ringmauer und der Graf hatte volle Zeit über die Bekanntschaften, die er so unerwarteter Weise im Quirinal beim Grafen von Caserta gemacht und erneuert hatte, so wie über die Aufnahme beim Kardinal nachzudenken und seine weiteren Entschlüsse zu fassen. Er freute sich aufrichtig, dem alten Kriegsgefährten aus Indien wieder begegnet zu sein, hoffte am Abend so Manches von ihm aus jenen wilden Szenen zu hören, und auch von der Bekanntschaft mit dem Briganten-Capitano, dessen Namens mit manchem anderen er sich aus den hinterlassenen Papieren seines Oheims erinnerte, Nutzen zu ziehen. Die Auffrischung dieser Erinnerungen war es, neben den Plänen mit der spanischen Königstochter, die ihn veranlaßt hatten zunächst nach Rom zu gehen, und er glaubte Ursache zu haben, mit den Erfolgen seiner Audienz beim Kardinal nicht unzufrieden zu sein. Auch der Charakter des Abbate Calvati begann ihn außerordentlich zu interessiren, und wenn er auch fühlte, daß er hier auf einen ihm ganz gewachsenen, ebenso ränkevollen und gewandten Gegner getroffen war; dennoch hoffte er von ihm Nutzen zu ziehen und verließ sich dabei auf sein gutes Glück.

In der That sollte der Tag auch reich genug an Abenteuern für ihn werden.

Vor der Kirche hielt die Staatskarosse eines Kardinals, bewacht von vier päpstlichen Gensd'armen, – Se. Eminenz hatte sich keineswegs für so unverletzlich gehalten, daß er sich in Betreff seiner Sicherheit bloß darauf verlassen hätte. Der Kardinal war ausgestiegen, von der Pfarr-Geistlichkeit mit großen Ehren am Portal empfangen und in die Kirche geleitet, wohin irgend ein Auftrag des heiligen Vaters oder eine Pflicht seines Amtes ihn geführt haben mochten. Eine große Anzahl von Gaffern, Landleuten und Hirten der hier sich öffnenden Campagna, Besitzer der Vignen und anderes Volk hatten sich versammelt, mit der gewohnten, müßiggängerischen Neugier das Schauspiel zu betrachten. Indem der Graf seinem Kutscher zu halten befahl, bemerkte er auf der durch ihre gerade Richtung eine weite Aussicht gewährenden appischen Straße in einiger Entfernung eine gewöhnliche, von einem Vetturin geführte Chaise ankommen. In derselben saßen zwei Frauenzimmer und ein Mann in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung. Der Vetturin, mit dem Eifer dieser Leute, jede Gelegenheit zu einem Aufenthalt zu ergreifen, hielt seine mageren Maulthiere an. »Ich dünkte, Signor Valdieri, das wäre eine gute Gelegenheit, den Segen einer heiligen Hand für Euch und diese beiden Signorina's zu erhaschen. Es dürfte Euch schwerlich in unserem Ponte Corvo so leicht die Gelegenheit dazu wieder kommen.«

»Aber ich habe Dir gesagt, guter Anselmo, wie uns der hochwürdige Abbate Calvati befohlen hat, daß wir bei guter Zeit in Rom sein müssen, und nachdem unsere Fahrt unter der Gnade meines Schutzheiligen bis hierher glücklich von Statten gegangen, dürfen wir ihn nicht in Versuchung führen. Du weißt, daß man uns unterwegs gewarnt hat. Dieser unheilige Schuft Fontana soll unter allerlei Verkleidungen bis vor den Thoren Roms seine Streiche treiben, und noch vor acht Tagen zwei heilige Frauen beraubt und mißhandelt haben.«

»Dann waren sie gewiß nicht so hübsch, wie die beiden Täubchen, die Ihr unter Euren Schutz genommen, Signor Valdieri, und weil sie nun doch zu spät kommen zu den Freuden

des Faschings, solltet Ihr ihnen wenigstens den Trost eines Kardinalssegens gönnen, der doch immerhin etwas kräftiger ist, als der eines gewöhnlichen Abbate. Was übrigens den Matteo Fontana betrifft,« fuhr der geschwätzig Vetturin fort, »so dürften die Herren Gensd'armen hier, die Seine Eminenz begleitet haben, uns am Ende noch wirksamer beschützen, als Euer unbekannter Schutzheiliger.«

»Du sprichst, wie ein Laie es versteht, Anselmo,« sagte der würdige Valdieri, »und redest frevelhaft von meinem sehr mächtigen Schutzheiligen, der kein geringerer ist, als der im Himmel sehr angesehene San Petruccio!«

»Ahi! um so eher,« meinte hartnäckig der Vetturin, der nach der Weinkneipe schielte, die wie gewöhnlich in der Nähe einer Kirche nicht fehlte, »um so eher solltet Ihr den Segen Seiner Eminenz nicht verschmähen, der wie ich eben höre, der große Kardinal Petrucci selber ist!«

»Wie kannst Du nur so frevelhaft sprechen, daß ich, ein armer Bürger, der nur die ersten Weihen empfangen hat und dann gezwungen war, dem heiligen Stand zu entsagen, den Segen eines so großen Kardinals verschmähen sollte, der ein halber Namensvetter meines Schutzheiligen ist. So will ich denn thun, wie Du räthst und dann unter dem Schutze des großen Mannes und dieser Herren von der Guardia Seiner Heiligkeit unseren Einzug in dem ewigen Rom halten. – Sie werden hoffentlich Nichts dagegen haben, Madonna's, daß wir hier ein Wenig anhalten, und mich in die berühmte Kirche von San Sebastiano begleiten.«

»Wir ziehen es vor, Signor,« sagte eine feste, metallreiche Stimme, »hier im Wagen auf Ihre Rückkehr und die Abfahrt Seiner Eminenz zu warten.«

Der gute Bürger von Ponte Corvo hatte die Chaise bereits verlassen; die Weigerung schien sogar ganz nach seinem Geschmack, und nachdem er dem Vetturin empfohlen hatte, bei dem Wagen zu bleiben und an Ort und Stelle seinen abgetriebenen Thieren eine Hand voll Mais zu geben, damit sie desto frischer sodann die vier Miglien bis zur Herberge zurücklegen könnten, steuerte er mit eiligen Schritten einem Seiteneingange der Kirche zu; denn es verlangte ihn in der That, so im Vorübergehen vielleicht den Segen einer Eminenz zu erhaschen.

Es war allerdings ein Zufall gewesen, daß der Graf von Lerida seine Equipage an derselben Stelle hatte halten heißen, welche gleich darauf der Vetturin zu seiner Rast gewählt hatte, aber es war jetzt kein Zufall, daß er nach dem Verlassen des Wagens noch in der Nähe verweilte; denn ein Paar Namen, die er in der Unterhaltung gehört, hatten seine Aufmerksamkeit erweckt, und er hätte nicht der Mann sein müssen, der er war, wenn er an der freilich sehr kläglichen Land-Equipage hätte vorüber gehen können, ohne einen Blick in das Innere derselben zu werfen, da dieses Innere zwei anscheinend junge Mädchen bildeten. Sie waren beide in die zierliche Tracht der Bewohnerinnen der Lavoro-Gebirge gekleidet, doch fiel ihm die stolze und wenig an die Schüchternheit eines Landmädchens, vielmehr fast herausfordernde Haltung der älteren auf, die seinem dreisten Auge mit hochmüthigem Blick begegnete, während die jüngere mit offenbarer Neugier den fratzenhaften Jockei auf dem Bock des herrschaftlichen Wagens musterte, und als derselbe ihr ein Gesicht schnitt, ein Kreuz wie vor dem Gottseibeius schlug.

Der Graf rief seinen Leibdiener.

»Aufgepaßt, Mauro,« sagte er auf Spanisch. – »Geh' in die Kneipe dort und beschäftige den Fuhrmann mit einer Flasche Wein.«

Der Neffe des smyrnaer Banditen war zu sehr an dergleichen Aufträge gewöhnt, als daß er sich darüber hätte verwundern sollen. Er begnügte sich, die Achseln zu zucken und machte

sich davon. Der Graf aber hatte mit Erstaunen bemerkt, wie bei seinen Worten das Mädchen in der Landchaise zusammenfuhr und sich herausbeugte, gleichsam als habe sie seinen Befehl verstanden. Er näherte sich wie im Vorübergehen dem Wagen und zog höflich grüßend den Hut.

»Guten Tags Signorina's – Sie haben etwas kühle Witterung zu Ihrer Fahrt gewählt. Darf ich fragen, woher Sie kommen?«

»Von Ponto Corvo, Eccellenza,« sagte die Jüngere, während die Andere ein stolzes Schweigen beobachtete.

»Und gehen nach Rom, wahrscheinlich zur Fasten-Andacht? Da können Sie allerdings keinen besseren Leiter zum Himmelsthor finden, als meinen frommen Freund, den Abbate Calvati.«

Das Mädchen fuhr erfreut zurück. »Oh, Signore, – Euer Eccellenza kennen den Abbate Calvati?«

»Wer sollte den Signore Abbate nicht kennen, einen so vortrefflichen Priester, die rechte Hand des heiligen Vaters. Ich hörte zufällig, daß der Signor, Ihr Begleiter, seinen Namen als den der Person nannte, welche Sie erwartet. *Per Baccho!* schönes Kind, ich könnte den frommen Herrn um einen so schönen Besuch beneiden, wenn wir nicht so gute Freunde wären.«

»O là! Wenn Sie so gute Freunde sind, dann können mir Euer Eccellenza gewiß sagen, ob der Signor daran gedacht hat, daß nur das Versprechen gehalten worden, welches mir der fromme Vater Gherardo gegeben hat?«

»Welches Versprechen meinen Sie, schönes Kind?«

»Nun, welches andere, als die Begnadigung meines Vaters am Martedi?«

»Ihres Vaters? Wie heißen Sie denn, *Bellissima?*«

»Agnola Frangoni, Eccellenza zu dienen, aus Subiaco.«

»Ah so! – aber warum sollte denn der würdige Signor, Ihr Vater, begnadigt werden?«

Die ältere der Insitzenden gab ihrer Gefährtin einen warnenden Stoß, aber das junge Mädchen ließ sich nicht abhalten, weiter zu schwatzen.

»Nun, Eccellenza – Sie wissen ja wohl, daß er Unglück hatte und wegen der zwei kleinen Messerstiche seinen Kopf in die Garotte stecken sollte. Es war ein höchst ungerechtes Urtheil, wie die Madre sagt, aber die Verwandten des Erstochenen haben Geld.«

»Und deshalb sollte Ihr Vater dafür büßen. Aber ich erinnere mich in der That, daß die guten Römer am Fastnachts-Dienstag um eines der hübschen Schauspiele gekommen sind, und ich hoffe zu Gott und dem Herrn Abbé Calvati, daß Ihr Vater, schöne Agnola, der Glückliche gewesen ist, was bei der Fürbitte von einem solchen Paar Augen ich gar nicht bezweifeln kann. – Und Sie, mein schönes Kind,« – der Graf wandte sich in seinem lustigen Uebermuth zu dem anderen Mädchen – »gehen Sie auch zu einer der sehr frommen und sehr hartherzigen Ehrwürdigkeiten, um einen kleinen Fußfall zu thun für einen Verwandten oder Amorosio aus Subiaco, der vielleicht ein kleines Unglück gehabt hat auf der Landstraße, wie dies den Signori's aus dem Gebirge zuweilen passiren soll, obschon es die Ehre hat, sogar Seine Eminenz den Herrn Kardinal Staatssekretär zu seinen Kindern zu zählen. In diesem Fall erlaube ich mir, Ihnen meine Fürsprache anzubieten, da ich zufällig das Glück habe, gerade mit Se. Eminenz sehr gut zu stehen!«

»Sie sollten sich schämen, Signore, wer Sie auch sein mögen, mit zwei schutzlosen Frauen Ihren Spott zu treiben,« sagte die Angeredete mit stolzer Haltung in spanischer Sprache – »und die thörichte Schwatzhaftigkeit meiner Begleiterin zu mißbrauchen. Ein solches Benehmen ist eines Caballero unwürdig – ich glaube der Affe, Ihr Diener dort, würde sich schicklicher benehmen. Ich bitte, gehen Sie Ihrer Wege, Señor!«

»Beim heiligen Loyola! – da habe ich eine verdiente Lection erhalten,« sagte lachend, aber sehr erstaunt der Graf – »und Abbate Calvati hat das Recht, mich heute Abend tüchtig auszulachen, wenn er meine Abfertigung erfährt. Aber sagen Sie mir um aller Geheimnisse der Appia willen, die deren so manche haben soll, wer sind Sie denn, – denn aus dem Nest Subiaco, das nur Kardinäle, Rechtsverdreher und Straßenräuber nach der ewigen Roma schickt, können Sie doch unmöglich stammen, da Sie die Sprache meiner Heimath wie eine geborene Madrilena oder Andalusierin sprechen!«

»Ich bin Spanierin!«

»Und Ihr Name, wenn es erlaubt ist danach zu fragen?«

»*Giuliana Bourbon!*«

Der Graf that einen Satz rückwärts, als wäre er von einer Tarantel gestochen.

»*Valga me Deos!* Solche Zeichen und Wunder können Einem auch nur bei Sanct Peter passieren. Reden Sie die Wahrheit, Señora?«

»Ich sollte denken, ich brauche mich ihrer nicht zu schämen!«

»Nein, bei Gott!« – Er hatte sich von seinem Erstaunen gefaßt und erinnerte sich dessen, was ihm der Kardinal-Staatssecretair gesagt über eine Mission, in der er den Abbate Calvati nach dem Bord der Yacht des Grafen im Hafen von Civita-vecchia senden wolle in derselben Angelegenheit. »Sollte es möglich gewesen sein, sie bereits herbeizurufen? – doch nein, es muß ein Zufall sein, der sie mir in die Hand führt. Selbst mit dem Telegraphen wäre eine Berufung unmöglich gewesen. Wir müssen von diesem Zufall Nutzen ziehen!«

Er war mit einer gewissen Ehrerbietung vor dem Wagen stehen geblieben. »Señora,« sagte er, den bisher angewendeten spöttischen Ton fallen lassend, »der Zufall ist oft der merkwürdigste Verbündete in der Welt. Wollen Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gestatten?«

»Ich bin nicht Herrin meines Willens, Señor, – ich bin nicht besser als eine Gefangene und unter Aufsicht.«

»Eine Gefangene? – und wer hält Sie gefangen?«

»Vorläufig,« sagte die schöne Büßerin, »der würdige Mann, den Sie in unserer Begleitung gesehen haben, und der von dem Herrn Abbate Calvati, Ihrem angeblichen Freunde, seine Instructionen hat. Aber, vor allen Dingen, wer sind Sie selbst, Señor, der Sie so neugierig sind?«

»Wer ich bin? *Demonio* – wenn Señora wirklich die Dame sind, für welche Sie sich ausgeben, und die ich suche, so bin ich einer Ihrer nächsten Verwandten – Ihr Vetter Juan, Graf von Lerida, der Neffe des Viscounts von Heresford, des Gemahls Ihrer angeblichen Mutter, also Ihres Vaters!«

»Meiner Mutter! – Bei allen Heiligen, was wissen Sie von der Infantin, meiner Mutter?« Sie hatte, ihre bisherige hochmüthige Zurückhaltung aufgebend, die Hand auf den Schlag des Wagens gelegt, als wolle sie ihn öffnen und herausspringen.

Der Abenteurer beeilte sich, ihrem Verlangen entgegen zu kommen. »Wenn wirklich Ihr Begleiter Ihr Wächter ist, so werden Sie einsehen, Señora, daß ich Sie um so mehr sprechen muß, bevor er zurückkehrt und uns vielleicht daran hindert. Die Infantin Donna Henrietta von Bourbon, Ihre Mutter, befindet sich in Rom oder vielmehr in Civita-vecchia am Bord meines Schiffes!«

»Meine Mutter in Rom? Täuschen Sie mich nicht, Señor – ist es nicht ein neuer Trug jener Pfaffen, die mich meiner Freiheit, meiner Jugend beraubt haben, um mich in ihren Netzen festzuhalten? Sie, ein Freund des Abbé Calvati?«

Der Abenteurer lachte wieder mit seiner ganzen übermüthigen Sicherheit. »Bah, schöne Cousine – mit der Freundschaft ist es nicht so weit her – ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen; aber Sie werden begreifen, daß wir uns verständigen müssen, unsere Unterhaltung fängt an, Aufsehen zu erregen. Wohin bringt man Sie?«

»Ich weiß es nicht!«

»Das ist verdächtig, und ich bin entschlossen, Sie nicht wieder aus den Augen zu verlieren, obschon ich eigentlich hierhergekommen bin, ganz andere Personen aufzusuchen, die uns in diesem Augenblicke in der That, glaub' ich, nützen könnten, denn eine gewaltsame Entführung allein kann ich beim besten Willen in Gegenwart jener Herren dort von der päpstlichen Gendarmerie nicht versuchen.«

»Um Himmelswillen nicht – man würde mich wieder in jenen schrecklichen Kerker bringen. Ich flehe Sie an, Señor, ersinnen Sie ein Mittel, mir Beistand zu leisten und mich zu meiner Mutter zu führen!«

»Können Sie sich auf Ihre Begleiterin verlassen? wer ist sie?«

»Sie sagte Ihnen die Wahrheit; es ist ein einfaches Landmädchen, bigott und albern, aber sonst gutherzig. Ich glaube, die Personen, die auch mich beherrschten und in ihren Fesseln hielten, haben sich in den Erwartungen auf sie getäuscht, und sie hat jetzt nur die Stellung einer Dienerin.«

»Dann hat sie auch unser Gespräch nicht verstanden?«

»Kein Wort – aber heilige Madonna, dort kommt Signor Valdieri, unser Aufpasser!«

»Sie müssen Ihre Abfahrt zu verzögern suchen!« – Er wechselte rasch die Sprache, suchte wie vergeblich in den Taschen und sagte dann auf Italienisch: »Ich bedaure sehr, Madonna, Ihr plötzliches Unwohlsein und daß ich kein Flacon bei mir habe – nun eine Stunde ungestörter Ruhe in jener Taverne, deren Wirthin ich eben an der Thür stehen sehe, würde Ihnen wahrscheinlich gut thun!«

Die schöne Giulana hatte im Augenblick begriffen und sank mit einem Aufschrei ohnmächtig in den Wagen zurück, während der Graf von Lerida den Leuten entgegenging, die eben aus der Kirche herausströmten und Spalier bildeten, den hohen Kirchenfürsten bei seiner Besteigung des Wagens, der auf den Wink des dienenden Diakon herangekommen, noch einmal in nächster Nähe zugehen. Der scharfe Blick Don Juan's hatte rasch unter der knieenden Menge den Signor Valdieri herausgefunden, und indem er sich neben ihn stellte, berührte er leicht seine Schultern.

»Ich glaube, Signore, eine von den Signorina's, mit denen vorhin Ihr Wagen hielt, ist unwohl geworden, und man hat sie in ein Haus bringen müssen.«

Der würdige Bürger verwünschte im Stillen seinen frommen Eifer, der ihn dazu verführt hatte, seine Schutzbefohlenen auch nur eine Viertelstunde unbeaufsichtigt zu lassen und

machte sich eiligst zu dem Wirthshaus, wo er zu seinem großen Verdruß den Vetturin noch bei der Flasche und die beiden Mädchen unter dem Schutz der geschwätzigten Wirthin fand, die sich sehr eifrig bezeigt hatte, die schöne Ohnmächtige auf ihr eigenes Bett bringen zu lassen und jetzt beschäftigt war, mit einer angezündeten Feder unter der Nase und sonst allerlei weiblichen Hilfsmitteln die Kranke wieder zu sich zu bringen, und sie zu entkleiden.

Vergeblich war der Protest des Signor Valdieri gegen das letztere Verfahren und sein Verlangen, als seine Nichte, wofür er sie ausgab, endlich für gut befunden hatte, wieder zu sich zu kommen, mit ihm alsbald die Fahrt fortzusetzen. Donna Giuliana stöhnte auf das Herzzerrißendste und erklärte es für unmöglich, in ihrem Zustand einen Wagen besteigen zu können, ehe sie nicht wenigstens einige Stunden sich erholt hätte. In dieser Noth wurde dem Vetturin von seinem neuen Freunde und Trinkgenossen Mauro, auf einige Worte bes Grafen, dem ein toller Schwank durch den Kopf fuhr, gesteckt, sein Herr und Gebieter sei ein berühmter und trotz seiner Jugend hochgelehrter griechischer Arzt, der auf seiner Durchreise in Rom von vielen hochgestellten Eminenzen und Prälaten, ja vom heiligen Vater selbst schon zu Rathe gezogen worden, und der es auf eine dringende Bitte gewiß nicht verschmähen werde, auch in dem vorliegenden Falle Beistand zu leisten.

Die Italiener sind im Punkt der Arzneikunde überaus leichtgläubig und geneigt, bei umherziehenden Quacksalbern Hilfe zu suchen, und die griechische Tracht des Erzählers, wie das seltsame Aussehen Seespinne's machten den Bericht Mauro's um so glaubhafter, so daß Signor Valdieri sich beeilte, den gelehrten Arzt aufzusuchen und ihn dringend zu bitten, doch seiner erkrankten Nichte ferneren Beistand zu leisten.

Der fromme Bürger, zu dessen Hause die sechs Büsserinnen nach ihrer Vertreibung aus dem Kloster der heiligen Rosalia gewiesen worden waren, ein blind gehorsamer Diener der Kirche, fand den Grafen von Lerida im Gespräch mit einem Manne, dessen Mantel von Ziegenfell, nebst dem spitzen mit Bändern umwundenen Hut, den Sandalen und der großen Ledertasche mit dem langen eisenbeschlagenen Stock, ihn als einen der halbwilden Hirten der nahen Campagna erwies.

»Heureka! Heureka!« sagte der Abenteurer mit einer äußerst ernsten Miene und in einem Gemisch von italienischen und griechischen Wörtern nebst Ausdrücken aus vier oder fünf anderen Sprachen, – »mein würdiger Signor, ich sehe, daß die heilige Wissenschaft des Hypokrates und Galen sich niemals als trügerisch beweist. Ich sah es sogleich an dem Gesicht Eurer Nichte, als ich an Eurem Wagen vorüberging, um in jene alten Ruinen des Romulus und anderer großen Gelehrten des Heidenthums zu kommen, wohin dieser Mann in Begriff steht mich zu geleiten, damit ich an einigen Inschriften, die sich dort noch an den dreitausendjährigen Quadern finden sollen, wichtige Studien mache, – daß der Signora eine schwere Erkrankung drohe, die sogar zu jenem tödtlichen Schlagfluß führen kann, den wir Gelehrten *apoplexion* nennen, wenn ihr nicht schleunigst Hülfe geleistet werden kann. Ich würde auch keinen Augenblick Anstand nehmen, diesen Beistand zu leisten, als Pflicht des Arztes gegen die leidende Menschheit, wenn eben nicht jetzt die Stunde da wäre, deren helleres Licht allein zur Erforschung der Geheimnisse jener wunderbaren alten Ruinen benutzt werden muß.«

»Aber um der heiligen Madonna von Loretto willen, Signor Dottore,« flehte dringend der Alte, »was braucht ein so gelehrter Mann, wie Ihr schon seid, noch der unheiligen Geheimnisse jener schlimmen Ruinen, die Ihr innerhalb der Ringmauer des heiligen Roms zehnmal besser haben könnt. Ueberdies« – und er zog ihn am Arm zur Seite – »möchte ich Euere

Hochgelahrtheit darauf aufmerksam machen, daß es in den Ruinen des Circus selbst um diese Tageszeit nicht geheuer ist für einen ehrlichen Mann, namentlich in solcher Begleitung, denn der Kerl könnte leicht dort eines der Werkzeuge oder der Zuführer des berühmten Banditen Matteo Fontana sein, der wieder arg auf der appischen Straße sein Wesen treiben soll, und der einen mit seinen Listen nicht vertrauten Fremden in einen jener Schlupfwinkel verlocken kann, deren es in jenen Trümmern unzählige geben soll noch aus der Zeit des verfluchten Mascherato, eines der abscheulichsten Verbrechers und Empörers gegen die segensreiche Regierung des heiligen Vaters, die je existirt haben und noch existiren, ohne daß es der hohen Polizei jemals gelungen wäre, sie zu beseitigen.«

»Das kommt wahrscheinlich daher, weil sie sich niemals die Mühe dazu gegeben hat,« sagte lächelnd der Graf, dem die römische Polizeiwirtschaft zur Genüge bekannt war. »Aber damit Sie sehen, daß die hohe Wissenschaft, die allerdings, wenn mir ein Unglück widerfahren sollte, einen unersetzlichen Verlust erleiden würde, nicht undankbar ist, bin ich bereit, Sie zu Ihrer Nichte zu begleiten und ihr die Kenntnisse des gelehrten Doktor Leridakos zu Gute kommen zu lassen, sobald ich diesem Mann erst noch einige Anweisungen für eine spätere Erforschung der Ruinen gegeben habe. Gehen Sie voran, Signor, und melden Sie mich an.«

Herr Valdieri machte eine tiefe Verbeugung und schritt zu der Taverne voran.

Don Juan trat wieder zu dem Hirten der Campagna, der mit stupidem Gesichtsausdruck der Unterhaltung zugehört hatte, aber der Abenteurer, der ein scharfer und schlauer Beobachter war, hatte dennoch bemerkt, daß bei der Erwähnung der Namen Fontana und Mascherato ein eigenthümliches Lächeln über die wilden Gesichtszüge geflogen war, das von einer ganz anderen Intelligenz sprach, als der Campagnole bisher gezeigt hatte.

»Höre, Freund,« sagte er, »verstehst Du wirklich kein vernünftigeres Italienisch, als Dein verdammtes Patois?«

Der Hirt lächelte verschmitzt. »Wenn Euer Excellenza es nur mit dem rechten Klange zu begleiten verstehen, werden die Ohren eines armen Sumpfbewohners gewiß nicht verschlossen sein.«

Die Worte waren in gutem Römisch gesprochen und der Graf sah sogleich, daß er sich in seiner Muthmaßung nicht geirrt hatte.

»Es ist so, wie ich dachte,« sagte er, indem er dem Manne einen Goldscudi reichte. »Ich habe nicht viel Zeit und deshalb knöpfe gefälligst Deine langen Ohren noch weiter auf, als Du vorhin bei dem Namen eines Mannes gethan, der Dir am Ende gar nicht so unbekannt gewesen ist.«

»Wen meinen Euer Excellenza?«

»Ich meine den Mascherato!«

Der Mann schlug ein Kreuz. »Oh, Excellenza, wir sind ehrliche Leute!«

»Nun, zum Henker – am Ende ist er es auch gewesen. Also Du hast Nichts von ihm gehört?«

»Excellenza,« sagte der Kerl mit schlauer Miene, »ich war damals noch sehr jung!«

»Es ist also schade, daß Du nicht weitere Scudi's verdienen kannst, – ich hätte gern einige der alten lustigen Kameraden des würdigen Signor Mascherato kennen gelernt, wenn sie noch am Leben, und ich werde mich also an den Capitano Tonelletto wenden müssen, der vielleicht ein besseres Gedächtniß hat.«

»Euer Excellenza kennen den Capitano Tonelletto?«

»Seit heute Morgen – ich habe die Ehre gehabt, ihn in der besten Gesellschaft kennen zu lernen und werde mich heute Abend wieder seiner Gesellschaft erfreuen!«

Der Campagnole sah ihn mit unverhehltem Erstaunen an und sein ganzer Gesichtsausdruck verwandelte sich. Die Entschuldigung der Jugend war offenbar ein Vorwand, denn der Mann mußte etwa in der Mitte der Vierziger stehen, und jetzt, als er die Maske der thierischen Stumpfheit hatte fallen lassen, welche in der That viele der Hirten der Campagna an sich tragen, zeigte es sich, daß der Hirt eigentlich ein stattlicher Mann war. Er war von großer, kräftiger Gestalt; das Gesicht, von kräftigem schwarzem Haupt- und Barthaar umrahmt, zeigte keineswegs die krankhafte Farbe der Sumpfbewohner, die fast immer an der Malaria leiden, sondern war gesund und tief gebräunt, und unter seltsam dicken Braunen funkelten zwei feurige schwarze Augen hervor und folgten mit einem gewissen sarkastischen Ausdruck den Gestalten der päpstlichen Gendarmen, die eben sich in Bewegung setzten und die abfahrende Kutsche des Kardinals begleiteten. Alles Volk lag auf den Knien und bekreuzte sich andächtig, während Monsignore Petruccio, der Präsident der Residenz der Bischöfe, die wohlberingte Hand im violetten Seiden-Handschuh nochmals segnend aus dem Glasfenster der Kutsche streckte. Auch der Campagnole lag auf den Knien und schlug eifrig seine Brust, wobei er zu dem stehengebliebenen und sich nur verbeugenden Conde emporschielte.

»Excellenza sind ein Ketzer, wie es der Signor Mascherata leider war, den ich niemals habe sein Knie beugen sehen, was eine große Sünde und ein noch größerer Fehler von ihm war.«

Der Graf lachte. »*Cospetto!* also gebt Ihr doch zu, *amice*, daß Ihr den Mascherato gekannt habt!«

»*Olá Excellenza*« sagte der Hirt aufstehend und den Schmutz von den Knien klopfend – »das ist jetzt ein anderes Ding, seit die Signori von der Gensdarmerie außer Hörweite sind und Sie dieselben nicht etwa zum Beistand herbeirufen können, um einen armen unschuldigen Mann in's Unglück zu bringen.«

»So hast Du mir mißtraut und mißtraust mir am Ende noch?«

»*Perdono* Excellenza, aber seit die Signori Francesi in Rom selbst über den heiligen Vater kommandiren, kann man nicht vorsichtig genug sein.«

»Nun ich denke, Du kannst mir jetzt trauen, wenn ich Dir auf mein Ehrenwort als Cavalier versichere, daß ich den Signor Mascherato sehr gut gekannt und von ihm gar Manches selbst gehört habe, was in jenen Ruinen geschehen ist. Eben deshalb wünschte ich jenen Ort zu besichtigen und vielleicht den Einen oder den Anderen von jener Zeit her kennen zu lernen, um ihnen ein Andenken an ihren alten Capitano zu bringen.«

Der Campagnole hatte respectvoll den Hut gezogen. »Wie Excellenza – der Signor Mascherato, – oder wie der edle Capitano im gewöhnlichen Leben sonst geheißen haben mag, denn wir haben uns Alle wohl gedacht und unter uns davon gesprochen, daß er ein vornehmer Herr gewesen sein muß, vielleicht ein Prinz oder gar ein Mylord, denn diese sind so verrückt! – der die edle Brigantaggio bloß, wie soll ich sagen, als Liebhaberei, *con amore*, trieb, also er hat jetzt noch an uns armen Teufel gedacht und schickt uns ein Trinkgeld?«

»Ein Vermächtniß in seinen Testament, mein guter Mann!«

»Wie – so sind Seine Excellenz, der wackere Signor il Mascherato kürzlich des Todes verblieben?«

»Nicht kürzlich, sondern schon vor drei Jahren!«

Der Campagnole bekreuzte sich: »Ich will hoffen, nicht ohne Beichte und Absolution?«

»Ich fürchte beinahe, denn ich glaube nicht, daß der selige Herr je in seinem Leben gebeichtet hätte.«

»Ich fürchte auch – aber bei dem heiligen Matteo, meinem Schutzpatron, der Teufel soll mich dennoch holen, wenn ich nicht dem nächsten Pfaffen, den ich antreffe, mit meinem guten Messer die Rippen kitzle, bis er auf die Hostie gelobt hat, für die Seele des armen Verdammten ein Dutzend Messen umsonst zu lesen, damit sie ein paar Jahrhundert früher aus dem Fegefeuer kommt.«

»Thut das, Bester! Ihr seid ein frommer Christ!«

»So mitunter, Excellenza! Und – was ich fragen wollte, Eure Excellenza haben sich also wirklich die Mühe genommen, nach so langen Jahren nach Rom zu kommen, um einigen armen Teufeln ihre Erbschaft zu bringen!«

»So ist es, mein Freund! Aber es ist bedauerlich, daß ich wirklich erst den Capitano Tonnetto bitten muß, sein Gedächtniß mit der Liste der wackeren Gesellen anzustrengen, die vielleicht noch nicht gegangen oder erschossen worden sind!«

»O, was das anbetrifft, so brauchen Excellenza nicht erst den sehr würdigen Capitano Tonnetto zu bemühen, der etwas vornehm geworden ist, seit Seine Majestät der König Francesco ihm ein Patent als einem wirklichen Capitano gegeben hat. Es ist wunderbar, ich habe plötzlich mein gutes Gedächtniß wieder gefunden.«

Der Graf lachte. »Ich hoffte es fast! – Aber nun sagt mir Mann, denn dort seh' ich den würdigen Valdieri vor der Thür der Taverne her mich ungeduldig zu seiner Nichte winken, die ich zu kuriren versprochen habe; könnt Ihr mir vielleicht sagen, wie ich einen gewissen Fontana ermitteln kann, der sich gewöhnlich auf der appischen Straße in der Nachbarschaft der Kirche San Sebastiano und des Eingangs zu den Catakomben aufhalten soll. Man hat mir gesagt, daß der Sagrestano der Kirche gegen ein gutes Douceur im Stande sein würde, den Mann zu einer Zusammenkunft einzuladen.«

Der Campagnole machte eine listige Verbeugung.

»Euer Excellenza sind ein so ehrlicher Mann, daß ich Sie bitten möchte, das Trinkgeld für den Signor Sagrestano, der sonst ein sehr verdienstvoller Bursche ist, lieber gleich zu dem Legat zu legen.«

»So daß –«

»Wenn Excellenza so besonderes Verlangen hegen den Matteo Fontana persönlich zu sprechen . . . «

»Großes Verlangen, besonders in diesem Augenblick!«

»Ich dachte es mir beinahe!«

»Euer Excellenza dies in nächster Nähe haben können, oder vielmehr schon seit einer Viertelstunde befriedigt haben!«

Der Mann nahm den Hut ab und machte eine zweite Verbeugung, indem er vorsichtiger Weise zugleich mit seiner andern Hand in die lederne Hirtentasche griff.

Der Graf brach in ein schallendes Gelächter aus. »Ich dachte es mir gleichfalls beinahe!«

»So daß also die Geschichte von dem Vermächtniß des hochseeligen Signor il Mascherato bloß eine Mausefalle und Märchen gewesen ist. Ich bitte Euer Excellenz lieber geradezu mir zu sagen, was Sie von dem Matteo Fontana wünschen, der zu Ihren Diensten steht.«

»Keineswegs ein Märchen mein guter Freund – ich habe vielmehr in vollem Ernst jedem der noch am Leben zu ermittelnden munteren Gefährten des verstorbenen Mascherato ein Legat von hundert Scudis auszuzahlen!«

Der Bandit machte einen Freudensprung.

»Und ich bin bereit,« fuhr der Conde fort, – das Legat für den würdigen Signor Fontana aus eigenen Mitteln zu verdoppeln, wenn Signor Fontana mir einen kleinen Dienst erweisen will.«

»Tausend für einen Excellenza. Worin besteht derselbe?«

»Daß die beiden Signorina's, die mit dem Signore Valdieri angekommen sind, nicht nach Rom gelangen, wenigstens nicht dahin, wohin ihr Begleiter sie zu führen gedenkt.«

»Pesthe! Auch das habe ich mir fast gedacht.«

»Es macht Ihrem Verstande alle Ehre! Aber in der That, ich darf jetzt nicht länger zögern, ohne den Verdacht des Herrn Valdieri zu erwecken, der sonst an meiner medicinischen Gelehrsamkeit einen gelinden Zweifel bekommen könnte.«

Der Bandit machte eine pfißige Miene. »Euer Excellenza sind ja auch schwerlich ein wirklicher Dottore!«

»So wenig, wie Meister Matteo ein Cardinal! – Nun, auf Wiedersehen, ich werde Euch dann meine weiteren Befehle geben können!«

Der Bandit, wieder ganz das frühere stupide Gesicht, ging mit dem gewöhnlichen näselnden Ton, mit welchem die Hirten der Campagna die Reisenden zudringlich anzubetteln pflegen, den Hut in der Hand hinter dem vorgeblichen Doctor drein bis fast an die Thür des Wirthshauses, wo ihn Signor Valdieri mit Drohungen über die Frechheit des Bettelgesindels begrüßte, das nicht einmal eine solche Leuchte der Wissenschaft verschonen könne, wenn ein Menschenleben auf dem Spiele stehe.

Die angebliche Leuchte der Wissenschaft hatte in der That einige Mühe, den würdigen Bürger von Ponte Corvo durch die begeisterte Erzählung zu beruhigen, daß er von dem halbwildem rauchhaarigen Hirten ganz unerwartete höchst wichtige Mittheilungen über das wirkliche Vorhandensein von allerlei den Gelehrten bisher ganz unentzifferbaren Inschriften in verschiedenen abgelegenen Winkeln der Ruine erhalten habe, die er nun morgen, den Winkeln des Signor Valdieri gemäß in Begleitung einer Sicherheitswache wieder zu besuchen und zu erforschen gedenke, weil er jetzt überdies nach Rom zurückkehren müsse, da er noch eine Conferenz mit den Doctoren Ridgiwater, einem gebornen Schottländer, dem Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers von Rußland Geheimrath Mussimilkowicz und dem ersten Professor der medicinischen Facultät von Bologna haben müsse, die zwar alle Drei im Grunde Ignoranten wären, deren Zuziehung er anstandshalber aber doch bei der schwierigen Operation an dem ehrwürdigen Monsignor Cospoletti, Erzbischof in *partibus* von Madras und Buenos-Ayres nicht ablehnen könnte.

Nachdem er auf diese Weise Signore Valdieri vollends aufs Trockene gerannt, seinem Diener Mauro den Auftrag gegeben, den Wagen bereit zu halten und im Eintreten einen letzten Blick zurückgeworfen hatte, wobei er bemerkte, daß der vorgebliche Ziegenhirt verschwunden war, folgte er dem guten Bürger in die Stube, wo noch immer die so unerwartet aufgefundene Prätendentin für den spanischen Königsthron auf dem Bette der Wirthin lag, sich kläglich geberdete und die Schwerkranke spielte.

Der Abenteurer, jetzt für jeden Fall des Beistandes des Banditen sicher, hatte bereits seinen Plan entworfen. Seine rastlose, vor keinem Hinderniß zurückweichende, nicht von einem höheren Zweck geleitete, nur im vollen Genuß des Lebens und seiner Aufregungen, dessen Aufgabe erkennende trotzig Natur, die ihn gegen die göttlichen Gesetze, wie gegen die Schranken der bürgerlichen Gesellschaft sich aufbäumen ließ, wenn sie ihm hemmend in den Weg traten, – das Ich, sein Gott, sein Ziel! – drängte ihn, sich kopfüber in dieses neue Abenteuer zu stürzen, von dem er sich neue Unterhaltung, wenn nicht politischen Einfluß versprach.

Vielleicht hatte Don Juan, das verzogene Kind des Glücks, sich noch bei keiner seiner nur von den Launen des Augenblicks und dem Zufall bedingten Handlungen, die ihn bald zum Paladin des Königthums, bald zum Verfechter der Revolution machten, weniger Rechenschaft über Ziele und Folgen gegeben, als bei dem plötzlichen Einfall, den günstigen Zufall zu benutzen und sich seiner jungen Verwandten zu bemächtigen und sie mit ihrer Mutter zu vereinigen.

Es ließ sich nicht verkennen, daß durch viele seiner Handlungen ein Zug der Ritterlichkeit, des Muthes und der Selbstaufopferung ging, deren Nimbus geradeso verlockend für Frauenherzen ist. Ein solcher Zug lag zum Beispiel in seinem Kampf für das Recht der der Thronfolge beraubten Linie der Bourbonen, in seinen kühnen Plänen für den Sieg des Carlismus, – ebenso wieder, als ein Zufall ihm das Geheimniß der Familie seines verstorbenen Oheims enthüllt hatte, in der Parteinahme für die Rechte der unterdrückten Frauen. Gerade das Abenteuerliche in dem Geschick derselben hatte ihn zu ihrem Paladin gemacht, und obschon er klug genug war, einzusehen, auf wie schwankenden Grundlagen ihre Hoffnungen beruhten, war er doch entschlossen, für ihre Sache einzutreten, abgesehen davon, daß er die Beschützung seiner Tochter für eine Pflicht gegen seinen verstorbenen Oheim hielt, dessen romantischen Charakter er geerbt hatte, freilich entstellt durch die leichtsinnige Hingabe an seine Lüste und Laster und den Mangel eines höheren Ziels. Das treue Festhalten an seinen Freunden und an seinem Wort bis zur furchtlosen Einsetzung seines Lebens wog freilich nur zum Theil seine mehr als leichtfertigen Anschauungen über die Treulosigkeit an den Frauen in der Liebe auf. So waren ihm Gefahr und Intrigue, sei es in der Liebe, sei es in der politischen Bewegung zu einer Lebensnothwendigkeit geworden, in der er früher oder später untergehen mußte. Nach dem Zufall, der ihm im Kloster der Salesianerinnen zu Hilfe gekommen, hatte er sich entschlossen, zunächst nach Italien zu gehen, theils weil der plötzliche Tod des Don Carlos und seiner Gemahlin zunächst alle Verhältnisse der carlistischen Partei geändert und der Fall von Gaëta den Kampf für die Sache der Bourbonen auf andere Bahnen gedrängt hatte, und eine gewisse verletzte Eitelkeit über seine Niederlage in Madrid ihn anreizte, diese Scharte durch irgend einen andern Coup vor seiner Partei und vor sich selbst erst auszuwetzen, ehe er in Paris einen neuen Schauplatz seiner politischen Abenteuer suchte. So bot ihm die Aufgabe zu erforschen, ob die Tochter seines Oheims noch am Leben, eine willkommene Beschäftigung, und da er sich leicht überzeugte, daß er nur in Rom sich Gewißheit darüber werde verschaffen können, hatte er sich dahin begeben.

Wir haben gesehen, in welcher Weise er sein Entrée gehalten und das Duell mit den Machthabern der Kirche begonnen, um seinen Zweck zu erreichen. Die Art und Weise, wie der Kardinal-Staatssecretair seine Mittheilung aufgenommen, hatte ihm zur Genüge verrathen, daß er keineswegs auf falscher Spur sei, und daß die Gesuchte allerdings noch am Leben war

und unter der Botmäßigkeit der Kirche – wahrscheinlich in irgend einem Kloster verborgen – stand. Die Klugheit und die tausend Schlangenwege der Politik des römischen Stuhls waren ihm genugsam bekannt, um nicht zu zweifeln, daß eine oder die andere rivalisirende Partei ihre Hand im Spiele hatte und nur durch einen Coup, wie er Gelegenheit gehabt hatte, ihn auszuführen, zu einem offenen Vorgehen genöthigt werden konnte. Ein gewisses Etwas in dem Benehmen des Cardinals, die Ueberraschung, die der Kirchenfürst bei der Nachricht von dem Bekanntwerden des letzten Testaments König Ferdinands VII. an die Königin Isabella und ihren Premierminister nicht hatte ganz verbergen können, überzeugte ihn, daß seine Vermuthung einer Verheimlichung dieser Nachricht durch die Jesuiten nicht unbegründet gewesen war, und daß – wenn die Einkerkung und das Verschwinden jener Gemahlin König Ferdinands ein Werk der Jesuitenpartei war, – seine Bemühungen für die Rechte jener Frauen leicht in dem päpstlichen Staatsmann einen Schützer finden könnten.

Jetzt hatte der Zufall – denn es war in der That der Zufall, oder ein gewisser Drang, die Stätten so mancher abenteuerlichen Thätigkeit seines Oheims zu besuchen, die ihn noch an diesem Tage auf die appische Straße und zu dem Circus des Caracalla geführt hatten, – ihn so unerwartet grade auf die Person treffen lassen, die er suchte, und er war sogleich entschlossen, sie der Gewalt der Kirche zu entziehen und ihr jedenfalls die freie Entschließung der Zukunft zu sichern. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein.

So überließ er sich denn mit vollem Behagen dem Streich, und als er nach etwa einer Viertelstunde von dem klugen Wächter der beiden Mädchen unter hundert Bücklingen bis zu seinem Wagen begleitet, die Taverne verließ, war er mit dem Erfolge seiner List vollständig zufrieden.

Mit großer Gelehrsamkeit hatte er dem guten Bürger von Ponte corvo begreiflich gemacht, daß die kranke Signorina, der er aus einem schnell zum Vorschein gekommenen Flacon einige Tropfen Eau de Cologne eingeflößt, nicht vor einigen Stunden weiter gebracht werden könne, ohne ihre Gesundheit zu gefährden, und als Herr Valdieri sich auf die Instruktion des hochwürdigen Abbé Calvati berief: seine Schutzbefohlene ohne Aufschub nach Rom zu führen und in einem bestimmten Kloster abzuliefern, hatte er sich erboten, den Signor Abbate, den er sicher sei noch heute bei der großen Operation zu treffen, von dem Unfall in Kenntniß zu setzen. Einige Worte auf Spanisch benachrichtigten die schöne Giuliana, die Abfahrt möglichst bis zum Abend zu verzögern und dann sich auf alle Ereignisse bereit zu halten. Er wollte Mauro sofort nach seiner Rückkehr nach Rom noch mit dem Abendzug nach Civita-vecchia senden, um an Bord der ›Victory‹ alle Anstalten zur Aufnahme der Dame zu treffen.

So weit war in der That Alles auf's Beste gelungen, aber zu seinem Erstaunen sah der Graf sich vergeblich nach dem falschen Hirten um, um mit diesem das Nähere der Entführung weiter zu verabreden. Dagegen mußte er zu seinem geheimen Verdruß sehen, daß unterdeß ein Streifcommando der französischen Besatzungstruppen von der Porta hergekommen war, dessen Sergeant auf Befragen den Leuten erklärte, daß er Ordre habe bis zur Dunkelheit die Gegend zwischen der Appischen Straße und der Eisenbahn zu durchstreifen, um die Sicherheit der Wege zu schützen und alles verdächtige Gesindel aufzugreifen. Signor Valdieri hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sich den Schutz der Patrouille bei der Rückkehr zur Stadt schon jetzt durch das Versprechen eines guten Trinkgeldes zu sichern, und eben wollte der Graf den Wagen besteigen, als die Ostessa mit einem alten Franciskaner an der Hand herbeikam, dessen langer weißer Bart aus der Kutte bis fast auf die Brust herabreichte, und

den vornehmen und gelehrten Signore Dottore bat, dem armen maroden Mönch doch ein Plätzchen im Wagen bis zum Forum zu gönnen, in dessen Nähe sein Kloster belegen sei, das er noch vor dem Abendsegen erreichen müsse.

Don Juan verfluchte innerlich die französische Wachsamkeit und den alten Bettelmönch, überzeugte sich aber, daß er nicht umhin können werde, die Gefälligkeit zu erweisen, wenn er – wie er sich sogleich vornahm, – Mauro, statt nach Civita-vecchia, zurück nach San Sebastiano schicken wolle, um wenigstens zu erkunden, wohin die beiden Frauen von ihrem Begleiter gebracht werden würden. Ueberdies hatte sich der Sergeant mit der gewöhnlichen Nonchalance eines französischen Soldaten eingemischt und schien ein Gespräch beginnen zu wollen. »*Mort de ma vie*, Sie werden ein gutes Werk thun, Monsieur, den alten Burschen hier mitzunehmen, denn wenn Wanderer seines Schlages auch niemals eine andere Gefahr bei den Strolchen laufen, als daß sie ihnen gratis Segen und Absolution ertheilen müssen, so ist es doch immer besser, mit zwei guten Pferden den Weg zu machen, als auf zwei morschen Beinen. Ihr müßt bereits eine gehörige Anzahl Jahre auf dem Rücken haben, frommer Bruder, und habt gewiß manche hübsche Dirne auf Euren Rundgängen von ihren Sünden befreit und mancher Bäuerin Hühner und Eier für Euren Bettelsack da abgeschwätzt!«

Der muntere Soldat versuchte dabei, den alten Mönch an seinem weißen Bart zu zupfen, fand seine Hand aber so kräftig zurück geschlagen, daß er erstaunt zurück trat.

»*Parbleu* – Ihr habt wahrhaftig noch mehr Mark in den Knochen als ich dachte. – Nun, Gewehr auf, Kameraden, wir haben keine Zeit hier länger zu schwatzen, wenn wir zur Ablösung wieder zurück sein wollen. – Gute Fahrt Monsieur und grüßen Sie alle hübschen Mädchen in der Stadt!«

Der Graf, dem selbst jetzt an Eile viel lag, winkte dem Mönch einzusteigen, was dieser mit überraschender Behendigkeit that, sich bescheiden auf den Vordersitz setzend. Der Graf schwang sich gleichfalls in die Equipage, warf noch einen Blick zurück auf das Wirthshaus, erwiderte die Reverenz der Signor Valdieri und der Wirthin und hieß den Kutscher so rasch wie möglich zur Stadt fahren.

Vergeblich versuchte er, um seine Gedanken zu zerstreuen, auf dem Weg bis zum Thor ein Gespräch mit dem Mönch anzufangen, derselbe murmelte nur kurze unverständliche Antworten und beschäftigte sich mit seinem Rosenkranz, bis sie das Thor passirt hatten, was nicht ohne einige Späße der lustigen Wachtmannschaft über den frommen Reisegesellschafter abging.

Erst als sie außer Hör- und Sehweite derselben waren nahm der Terminirer plötzlich unaufgefordert den Platz im Fond neben dem Grafen ein und sagte halblaut: »Nun Signore können wir ohne Gefahr plaudern.«

Bestürzt fuhr der Graf zurück, aber ein Blick in die gelüftete Kapuze zeigte ihm die dunklen buschigen Brauen und das listige Auge des früheren Hirten der Campagna.

Derselbe legte die Finger auf den Mund und deutete nach dem Kutscher, damit den Ausruf des Erstaunens zurückhaltend.

»Nun Excellenza, wie weit sind Sie mit den Signorina's?«

»Ich hoffe, sie werden nicht vor Eintritt der Dunkelheit die Taverne verlassen. Aber ich glaubte schon, Ihr hättet mich ganz im Stich gelassen, als ich Euch nirgends sah.«

»Das ist nicht meine Gewohnheit – aus den Gendarmen oder Sbirren des heiligen Vaters hätte ich mir nicht viel gemacht, aber mit diesen Schuftten von Francesi ist es eine andere Sache, sie sind verdammt neugierig, jagen aber jetzt auf anderes Wild, als auf Euer Excellenza's ergebensten Diener – sie sollen den Zuzug der Kämpfer für König Franz über die neapolitanische Grenze verhindern. Von der Signora Ostessa meiner guten Freundin hörte ich bereits, daß es Euer Excellenza gelungen ist, die Abfahrt der Signora's zu verhindern. Es wäre sonst ein schwieriges Stück gewesen, sie zu entführen.«

»Aber es wird noch schwieriger sein, sie anzuhalten, wenn sie unter dem Schutz der französischen Wachen fahren.«

»Bah Signor – in der Dunkelheit und innerhalb der Ringmauern der Stadt ist das ein Leichtes.«

»Warum innerhalb der Ringmauern leichter als vor dem Thor?«

»Die Herren Franzosen üben die Polizei nur an den Thoren und vor denselben, und mischen sich nicht in solche kleine Angelegenheiten in der Stadt, wenn sie nicht dazu gezwungen werden. Ueberdies ist heute eine Versammlung der Repubblicani's im Colosseo und ich habe bereits meinen Plan. Sagen mir Euer Excellenza nur, wohin ich die Signorina's bringen soll?«

»Muß ich dabei sein?«

»Ganz wie Sie wollen, Excellenza! – Wir wollen die Francesi mit einem Enthusiasmus behandeln, daß sie nicht daran denken, von ihren Waffen Gebrauch zu machen und sich den Teufel um den Wagen kümmern werden.«

Der Graf begriff sogleich – er hatte von dem Tagesbefehl des commandirenden Generals gehört, durch welchen die Demonstrationen der republikanischen Partei unter dem Vorwand eines Fraternalisirens mit der französischen Besatzung verboten wurden.

»Es kommt nur darauf an, daß die Signorina's selber uns keinen Streich spielen und sich etwa weigern, wenn Euer Excellenza nicht zugegen sind.«

»Das ist nicht zu befürchten.«

»Und darf ich fragen, auf welche von ihnen Euer Excellenza Ihr Auge geworfen haben?«

»Es handelt sich um die größere – stattlichere; die Andere ist nur eine Dienerin.«

»Was soll mit dieser geschehn?«

»Was Ihr wollt – doch hört – wenn Ihr einen guten Zufluchtsort wißt, wo Ihr die Mädchen sicher verstecken könnt, bis ich sie in meinen Schutz nehmen kann, und die Kleine gutwillig folgen will, könnt Ihr sie auch mitnehmen – sie ist nicht übel.«

»Und ihr Begleiter?« Der würdige Mönch machte eine höchst verdächtige Faustbewegung nach den Rippen.

»Nichts da – kein Blut. Werft ihn meinetwegen in die nächste Gosse.«

»Ich meinte nur – bei einem kleinen Auflauf der Signori Repubblicani frägt man gegenwärtig in Rom nicht viel nach einem kleinen Messerstich, und er verhindert allen Lärmen!«

»Nichts da! Aber werdet Ihr auch den rechten Wagen nicht verfehlen?«

Der falsche Mönch lächelte. »Euer Excellenza können sie freilich nicht sehen, aber verlassen Sie sich auf mich, – ich habe meine Posten und der Wagen der Signorina's wird von den schärfsten Augen auf dem ganzen Wege bewacht sein. Wollen Excellenza mich nur wissen lassen, wohin ich Ihnen Nachricht zu bringen habe?«

»Ja, das ist eine besondere Sache. Wir haben, einige Bekannte, ein Rendezvous verabredet in einer Weinkneipe in der Nähe des Tiber, diesseits des Corsos – aber der Teufel soll mich

holen, wenn ich den Namen nicht vergessen habe – ich weiß nur so viel, daß es der Sammel-  
punkt der Herren von dem Brigantaggio sein soll. Der Capitano Tonelletto hat versprochen,  
uns dahin zu führen.«

»Der Capitano Tonelletto?«

»*Si!* natürlich unter der Bedingung strenger Discretion!«

»*Corpo di Christo!* – es wird doch nicht etwa die Colombaia sein?«

»Ich weiß es in der That nicht – aber warum sollte es nicht die Colombaia sein?«

»Nun, weil die Colombaia, oder besser das Haus der Colombaia es gerade ist, wohin ich  
die Weiber zu bringen dachte, wenn der Streich glückt!«

»Nun, so laßt es die Colombaia sein! Wenn dort eine Bettole ist, werde ich Euch jedenfalls  
um zehn Uhr da aufsuchen. Einstweilen nehmt – auf Abschlag!« – Er reichte ihm eine Börse  
mit 30 Goldscudo's.

»*Grazia Signore* – nur bitte ich Euer Excellenza, lassen Sie unter keinen Umständen Etwas  
von unserer Verabredung dort oder gegen irgend Jemanden verlauten. Excellenza würden  
mich aber dennoch dort kaum auffinden, wenn ich Ihnen nicht das Losungswort gebe, das  
Ihnen bei der Wirthin Auskunft auf Ihre Nachfrage sichert.«

»Also?«

»Fragen Euer Excellenz nur nach Matteo und fügen gefälligst bei: *Matteo il religioso!*«

»Eine seltsame Bezeichnung – Euer Ruf scheint doch in Rom und der Umgegend ziemlich  
in anderer Weise begründet!«

»Es hat Alles seine Zeit, Signore, vielleicht erzähle ich Ihnen ein andermal, wie ich zu dieser  
Benennung gekommen bin, doch hier Excellenza sind wir in der Nähe des Colosseo und ich  
muß Sie verlassen, denn ich sehe dort einen meiner Leute, dem ich in unserer Angelegenheit  
noch einen Auftrag zu geben habe!«

Er wies nach einem Gypsfigurenhändler, der seinen Kram auf einen Säulenschaft am Tri-  
umphbogen des Constantin gestellt hatte und müßig die Straße hinabblickte. Der Graf ließ  
sogleich halten und der Bettelmönch verabschiedete sich dankend mit Ertheilung seines Se-  
gens von ihm. Dann befahl der Graf Mauro sofort einen Fiaker zu nehmen und nach dem  
Bahnhof von Civita-vecchia zu fahren, um sich mit dem ersten Zug nach dem Hafen zu be-  
geben und verschiedene Befehle an die Yacht zu überbringen. Er selbst mit Seespinne fuhr  
nach dem Hôtel, um noch rechtzeitig eine Einladung für den Abend an Capitain Boulbon im  
Palazzo der französischen Gesandtschaft zu senden.

---

Der Leser wird sich erinnern, daß die Gesellschaft, welche sich am Morgen dieses Tages  
in dem Zimmer des Grafen von Caserta versammelt hatte, überein gekommen war, sich am  
Abend um 7 Uhr in dem Café Constanza in der Via Condotti zu treffen, um von dort aus dem  
Freischaaren-Capitain nach einer Bettole seiner Gesellschaft zu folgen, und daß diese Bettole  
den charakteristischen Namen die »Colombaia« führte und in einem großen Hause in der  
Fontanella an dem Leoncino belegen war.

Für den Leser, der Rom nicht näher kennt, wird es genügen zu bemerken, daß von der  
im Norden der Stadt gelegenen Porta in der Piazza del Popolo zunächst drei große gerade  
Hauptstraßen sich trichterförmig nach dem Innern der Stadt öffnen, von denen die linke,  
die Strada Babuina am Monte Pincio entlang nach dem Spanischen Platz und dem Quirinal

läuft, die mittlere den Corso bildet, bis zum Capitol sich erstreckend, und die rechte, den Tiber streifend sich in das Straßengewirr verliert, das zwischen dem Corso und dem Fluß sich ausdehnt, und die Strada Ripetta heißt.

Die Via di Condotti führt von dem Springbrunnen des Spanischen Platzes nach dem Corso, und ihre Verlängerung an dem Palazzo Borghese vorüber ist die Via della Fontanella, durchschnitten von der Leoncino, die nach dem Monte d'Oro wieder in mehrere kleinere Gäßchen mündet. In diesem Theil, eine Ecke bildend, liegt das große Steingebäude, offenbar ein alterthümliches, herunter und in gewöhnliche Hände gekommenes Patricierhaus noch aus dem Mittelalter, das mit seinen zwei Höfen der Schauplatz unserer nächsten Scenen bildet.

Es war 7 Uhr vorüber, um diese Zeit bereits dunkel, wie der Graf Lerida am Arme des jungen französischen Capitains, den er im Gesandtschafts-Palais hatte kennen lernen, das Café betreten wollte, als ihn an der Thüre der Capitain des Freicorps aufhielt.

»Wenn es Euer Excellenza genehm ist, möchte ich Sie bitten, die Signori zu benachrichtigen, daß ich die Ehre habe, sie zu erwarten. Seine Königliche Hoheit und der Herr Abbate Calvati sind schon im Café nebst zwei anderen Herren, Capitain Chevigné aber befindet sich bereits an Ort und Stelle.«

»Monsieur Le Comte,« sagte der Spanier, »erlauben Sie mir, Ihnen den Capitano Tonelletto vorzustellen, unseren heutigen Wirth oder freundlichen Führer in die Geheimnisse Roms, den tapferen Führer einer der kühnen Freischaaren, welche gegenwärtig in den Apenninen und Abruzzen den Herren Piemontesen das Leben sauer machen. Eines seiner geringsten Verdienste ist, daß er sich niemals rühmt, ein Verwandter Seiner Eminenz des regierenden Cardinals zu sein!«

»Des Cardinals Antonelli?«

»Ganz recht; – ich fürchte, Seine Eminenz ignorirt die Verwandtschaft, und so ist es Seiner Majestät dem König Franz anheim gefallen, seine Thaten mit einem veritablen Capitainspatent zu belohnen. Wollen Sie mit eintreten oder ziehen Sie vor, unserem Capitano Gesellschaft zu leisten, bis ich die Herren benachrichtigt habe?«

»Bitte, lassen Sie mich hier, die interessante Bekanntschaft zu cultiviren, damit ich in den Cercles von Paris erzählen kann, ich hätte nicht bloß die Mandarinen vom blauen Knopf, sondern auch einen wirklichen Helden der Abruzzen kennen lernen.«

Der Graf entfernte sich, aber er kam schon nach wenigen Minuten wieder, begleitet von dem Prinzen, Signor Grimaldi, Herrn von Saint Brie, dem deutschen Offizier und dem Abbé Calvati. Alle waren in bürgerlicher Kleidung und die gegenseitige Vorstellung war rasch im Weitergehen geschehen, indem der Freischaaren-Führer sich an die Spitze stellte und den Wegweiser machte; der Abbé ging mit dem Prinzen, Capitain Boulbon hatte sich rasch an den Vicomte angeschlossen und Lerida den Arm des Ioniers genommen. So gingen sie, von gleichgültigen Dingen plaudernd, weiter und waren bald am Ort ihrer Zusammenkunft.

»Hier herein, Signori,« sagte der Brigant, – »es ist nicht nöthig, Sie durch die allgemeine Schänkstube zu führen, ich habe Alles bereits in Ordnung gebracht.«

Indem er sie durch einen dunklen Hof führte und eine Hinterthür öffnete, drückte er den Arm des Abbate. »Um welche Uhr, Ehrwürden?«

»Zehn Uhr!«

»Bene! Es soll Alles fertig sein – die Wirthin ist benachrichtigt und die Zimmer sind bereit.«

»Wenn sie in bester Konversation sind, werde ich Ihnen einen Wink geben.«

»Signora Sibilla! Signora Sibilla!« rief der Brigant, »öffnen Sie gefälligst Ihr Allerheiligstes – die Signori sind da!«

Eine tiefe Baßstimme, von der man kaum glauben konnte, daß sie einem Mitglied des schönen Geschlechts angehörte, ließ sich sogleich vernehmen. »He – stille da, Ihr Schelme, meine Lämmerchen! was braucht Ihr einen Lärmen zu machen mit Euren Prahlereien, daß ein ehrlicher Christenmensch sein eigenes Wort nicht versteht, und es ist doch Nichts dahinter, als Dunst und Beutelschneiderei, und wenn Ihr ein Paar rothe Hosen oder ein rothes Hemd seht, lauft Ihr davon wie ein *pernice*<sup>1</sup> in der Campagna! Hier herein, Excellenza's, und die heilige Jungfrau segne Ihren Eintritt und lasse eine unglückliche Wittwe ein Paar Scudi's ehrlich verdienen!«

Eine Thür flog auf und ein heller Lichtschein ergoß sich aus einem gut erleuchteten und gewärmten gewölbten Zimmer, in dessen Mitte ein mit sauberem Wachstuch bedeckter langer Tisch stand, auf den dunklen Hausflur.

Auf dieser Tafel standen mehrere Kerzen, während eine aus der Rosette der Decke herabhängende Ampel von oben her das nöthige Licht gab. Außer Wärme und Licht aber erfreute die Augen der Eintretenden von der Tafel her der Anblick einer ganzen Batterie jener rundbäuchigen, jedem Kenner wohlbewußten Flaschen mit dem köstlichen Montefiascone, deren Verschuß nur eine leichte Oellage und ein Wergpfropfen bildet, daneben eine Schüssel Kastanien auf einem silbernen Kohlenbecken, die echte seifenartige harte Salami und trockener Mascorroni nebst Weißbrod, die eine so treffliche Zumundung zu dem milden und doch feurigen Wein bilden.

Einen ganz besonderen Eindruck aber machte auf die muntere Gesellschaft die Ostessa selber, die in der einen Hand einen Leuchter, über den anderen Arm eine rothe Serviette gelegt, sie in der Oeffnung der Thür mit tiefen Knixen empfing.

Allzutief durften diese Knixe übrigens nicht sein oder die ganze Figur hätte sich auf den Fußboden gesetzt; denn diese, obschon breit und viel zu kolossal für ihre Größe, war höchstens vier Fuß hoch, und einen großen Theil dieser Höhe nahm noch dazu der Kopf ein, der mit seinem Doppelkinn auf einem sehr kurzen, fleischigen Hals saß. Die seltsame Ostessa, ihres Aeußeren und ihrer Launen wegen damals in ganz Rom bekannt unter dem Namen »Spazzoletta«<sup>2</sup> war in jeder Beziehung ein Original. Signora Sibilla mochte jetzt etwa fünfzig Jahre zählen, die in Italien keineswegs spurlos an einer Frau vorübergehen; ihr Gesicht hatte den kräftigen römischen Schnitt und auf der schmalen Oberlippe einen mehr als gewöhnlich starken schwarzen Flaum, der sogar schon ein recht hübscher Bart genannt werden konnte. Die böse Nachbarschaft wollte wissen, daß dieses charakteristische Zeichen eines liebebedürftigen Herzens noch jetzt, trotz ihrer fünfzig Jahre, den Inclinationen der kleinen Wittwe entspreche; und wenn es auch nicht wahr war, daß Signora Sibilla hübsche und kräftige Männer weit aufmerksamer zu bedienen pflege oder ihnen die möblirten Zimmer ihres Hauses zu weit billigeren Preisen vermiethe, als anderen Kunden, so war es doch eine bekannte Thatsache, daß sie sehr gern von Liebesabenteuern und allerlei Streichen sprach, die sie dem ehrwürdigen Sandrolfo, ihrem seligen Ehegatten gespielt haben wollte, und daß sie die Padrona aller unglücklichen Liebespaare nicht bloß in der Nachbarschaft, sondern in

---

<sup>1</sup>Rebhuhn.

<sup>2</sup>Kehrbürstchen.

dem ganzen Rione<sup>1</sup> und weit darüber hinaus spielte, ja, da sie eine sehr wohlhabende und durchaus nicht geizige Frau war, schon manchem jungen Paar durch ihre Unterstützung in den Hafen der heiligen Ehe geholfen hatte. Nur sich selbst hatte sie noch nicht zum zweiten Male in diesen Hafen hineinlootsen können, was wohl am Ende weniger an ihrer eigenthümlichen Schönheit gelegen hatte, die gar mancher Freier wohl dem stattlichen Hause und der Wirthschaft zu Liebe übersehen hätte, als – wie man munkelte – an einer gewissen Testament-sclausel des seligen Sandrolfo, welcher sie eifersüchtig noch in seinem Grabe zum ferneren Cölibat verdammt haben sollte. Wir haben bereits angedeutet, wie ihr weiches Herz dies auszugleichen suchte, und müssen noch hinzufügen, daß eine zweite romantische Schwäche der würdigen Ostessa ihre ganz besondere Antipathie gegen die hohe Polizei war, die sich in einer höchst einflußreichen Patronage für verfolgten Ladroni und Heerstraßenritter äußerte. Nicht etwa, daß die würdige Dame eine solche Schwäche für die ordinären Spitzbuben und Beutelschneider hegte, die auf dem Corso, an den Eingängen der Theater und auf den Oktoberfesten der Villa Borghese und am Monte Testaccio den Fremden die Taschen ausräumen – aber ein echter, rechter Brigant, ein Mann, der sich auf den Landstraßen und im Gebirge einen Namen gemacht hatte, der ein Dutzend kecker Räubereien und Mordthaten auf seiner Conduite hatte, nach dem die hohe Gendarmerie Seiner Heiligkeit seit Jahren fahndete, ohne ihn je zu fassen oder fassen zu wollen, das war ihr Ideal, ihr Held, und sie hörte Nichts lieber als haarsträubende Geschichten, woran der römische Klatsch es niemals fehlen läßt und die Straßen-Litteratur es mit unserem deutschen Spieß und Kramer, dem bayerischen Hiesei und Rinaldo Rinaldini getrost aufnimmt. Diese romantische Vorliebe hatte nebst gewissen nutzbringenden Verbindungen des seligen Ostiere, die ganz und gar Nichts mit den Einkünften der päpstlichen Dogana zu thun hatten, denn auch schon seit langer Zeit der Colombaia einen ganz besonderen Kreis von Stammgästen verschafft, dessen Charakter nach den politischen Strömungen wechselte und gegenwärtig in der würdigen Genossenschaft des Brigantaggio seine Hauptquelle fand.

Den Beinamen Spazzoletta hatte die kleine Donna aber nicht blos der Borstensammlung auf ihrer Oberlippe und der Tapferkeit zu danken, mit welcher sie allen Besuch, der ihr nicht paßte, aus Gaststube und Wohnzimmer fortzujagen verstand, sondern auch der Gewohnheit, einen kleinen Handfeger stets an ihrem Gürtel hängen zu haben, denn sie war eine merkwürdig reinliche Dame und fegte den ganzen Tag in Wirthschaft und Haus umher. Von politischer Gesinnung war Signora Sibilla eigentlich eine große Anhängerin des heiligen Vaters und der Kirche, dieses hinderte sie aber keineswegs auch einen unglücklichen Republikaner zu protegiren, wenn dieser einmal ihren Beistand suchte oder irgend ein revolutionärer Club die Oberhand hatte. Jedenfalls führte ihre Bettole den Namen der Colombaia nicht mit Unrecht, und der Maler, der etwa einen Kopf zu einer Staffage *à la* Salvator Rosa brauchte oder der Politiker, der einen kleinen Versteck oder die Gelegenheit zu einer Verständigung mit der Gegenpartei suchte, fand sicher hier das geeignete Individuum.

Nur gegen Eins hatte die würdige Dame einen entschieden ausgesprochenen Abscheu, das waren die rothen Hosen der französischen Besatzung, und man war sicher, diese niemals unter dem Publikum des großen Schankzimmers zu erblicken, oder doch bald wieder daraus verschwinden zu sehen.

---

<sup>1</sup>Rom ist in 14 Rioni's eingetheilt.

Dies war die würdige Dame, welche die Gesellschaft empfing und deren Charakteristik der Capitano Tonelletto, her zu ihren bevorzugten Lieblingen zu gehören schien, alsbald nach ihrer Entfernung jener zu ihrer großen Heiterkeit zum Besten gab.

Jetzt erst, im vollen Licht der Kerzen und Lampen, konnten die einzelnen Theilnehmer sich näher mustern, und das jugendfrische, vornehme Aussehen des französischen Offiziers, der die neuen Siegeszeichen der französischen Waffen über die langgezopften Kinder des fernsten Ostens nach Paris überbringen sollte, fand großen Beifall.

»Aber, wo ist denn Cheigné?« fragte, nachdem sich Alle niedergelassen und den Angriff auf die Flaschen begonnen hatten, der Marquis, »was, zum Teufel, sagten Sie nicht, Signor Tonelletto, daß er sich bereits hier befände?«

»Capitain Cheigné,« sagte der Brigant finster, »befindet sich im Hause, er hat den armen Mann auf seinem schweren Gange begleitet, den er sich zur Buße auferlegt hat, ehe er gänzlich von der Welt Abschied nimmt, um das Blut, das seine Hand mit gebrochenem Herzen vergießen mußte, in ewiger Abgeschiedenheit mit Gebet für die Todte zu sühnen.«

»Ein schweres Schicksal,« sagte der Abbate, der wie die Anderen bürgerliche Kleidung trug. »Aber es ist ein Trost, daß sein Unglück ihn zur Erkenntniß geführt hat, daß in dem Schoos unseres heiligen, allein selig machenden Glaubens Trost für alles irdische Leid zu finden ist. Die Heiligen werden auch das Herz des wilden Mannes zur Vergebung stimmen!«

»*Corpo di Bacco*, Signor Abbate,« meinte der Brigant, »ich möchte keineswegs für den tollen Irländer stehen. Wie ich ihn kenne, möchte er eben so gut den armen Offizier, der ein wackerer Mann ist, über den Haufen schießen zur Sühne für das Leben der armen Capitana Maria, seiner Schwester; es kommt Alles auf seine augenblickliche Stimmung an, und deshalb ist es gut, daß Capitain Cheigné darauf bestanden hat, ihn nicht allein gehen und dem Manne sich ausliefern zu lassen, wie er thun wollte.«

»Aber, meine Herren, wovon reden Sie denn da? Was ist das für eine Geschichte? Sie wissen, daß wir ziemlich neugierig sind und selbst Seine Königliche Hoheit sieht Sie fragend an.«

»Ich weiß jedenfalls nur Wenig davon, – was ich in Gaëta hörte; ich bitte Sie, Capitano, erzählen Sie die traurige Begebenheit, welche wenigstens diesen Herren zeigen wird, wie furchtbare Thaten dieser frevelhafte Krieg gegen Thron und Kirche hervorgerufen hat.«

»*Si davvero!* – wenn die Signori's es hören wollen ich bin zwar leider nicht dabei gewesen bei dem traurigen Ereigniß, oder, bei allen Heiligen, es hätte vielleicht einen anderen Ausgang genommen. Capitain Cheigné war der einzige Zeuge und er erzählte es mir, als ich ihn jetzt hier wiedertraf nach seiner Entlassung aus den Händen der piemontesischen Schurken, und, bei Gott, ein Mann wie er ist, – er konnte des armen Mädchens nicht gedenken, ohne daß noch die Thränen in seinen Bart rannen.«

»Erzählen Sie, Capitano!«

»*In ánima mia* – ich bin nur ein schlichter Mann, aber was ich Ihnen hier erzähle, bei der Madonna, es ist die Wahrheit, und Capitain Cheigné würde Ihnen jedes Wort bestätigen, wenn Sie ihn darum befragen wollten. Ha, *per Dio* – ich wünschte, ich könnte je an den Wütherich kommen, der den armen Mann zu der That zwang, und ich wüßte, wie ich ihm vergelten würde!«

Und er begann einfach jene Tragödie zu erzählen, wie Maria O'Donnel zu der Ehre der Capitanata des Freicorps gekommen, wie sie den Gefangenen das Leben gerettet und darüber

selbst gefangen worden und am Kloster der heiligen Rojalia von dem Unmenschen Pinelli zu einer schaamlosen, entehrenden Züchtigung verurtheilt worden, und wie, als Nichts den Wütherich erweichen konnte, die Hand des Mannes, zu dem die Liebe so rasch ihr Herz gewonnen, diesem Herzen selbst den Tod gegeben, um ihre Seele rein und fleckenlos zum Himmel zu senden.

Ein tiefes Schweigen der Männer folgte der einfachen, ergreifenden Erzählung, das nur durch ein heftiges Schluchzen von dem Kamin her unterbrochen wurde, und jetzt erst bemerkten sie, daß die würdige Ostessa dort hinter dem Vorsprung kniete und unbemerkt hereingekommen, die traurige Geschichte mit angehört hatte.

»*O Dio, pardone Signori*« schluchzte die Kleine, daß ihr Busen förmlich schütterte – »*O Signori* ist es denn wirklich wahr, daß es solche Ungeheuer von Grausamkeit geben kann? Sie werden es nicht übel deuten, daß die arme Sibilla ein so mitfühlendes Herz hat, daß sie unmöglich Ihre werthe Gesellschaft verlassen konnte, ehe die arme Miß todt war. Der Capitano Tonelletto weiß, daß ich Nichts lieber höre als solche grausige Geschichten, von denen die Herr Briganti da drinnen auch so manche zu erzählen wissen, und daß Ihre Excellenzen sich auf mich verlassen können, ich bin eine verschwiegene Wittve und es ist nur traurig, daß ich ein so gefühlvolles Herz habe! *Ohi poverella!* aber daß Ihr mir die traurige Geschichte nicht schon früher erzählt habt, Capitano, und den besten Est sollen die Signoris haben, wenn Sie noch mehr solcher Geschichten erzählen und einer armen Wittve gnädigst gestatten wollen, hier im Winkel ein ganz klein Wenig zuzuhören. *O Dio!* und ist es denn wirklich wahr, daß der arme blasse Herr, der zu meinem Miethsmann, dem tollen Irländese und der Lady mit den rothen Haaren und dem ketzerischen Maggiordomo gegangen ist, der Sposo von der armen Signorina gewesen ist und sie mit eigener grausamer Hand erschossen hat, und daß er jetzt sein armes Leben dem grausamen Bruder zum Opfer bringen will, der in seiner Tollheit schon zwei Mal aus meinem gesegneten Hause entsprungen ist. *O Dio* – daß die vortreffliche Donna auch gar so schaamhaft sein mußte und sich lieber erschießen ließ, als daß sie diesen schändlichen Piemontesen auch nur den kleinsten Theil von ihrem *rovescio* gezeigt. Kein Mann wird mir nachsagen, obschon ich gar viele Anfechtungen meiner Zeit erlitten habe, daß ich zum Nachtheile des seeligen Sandrolfo den Anstand verletzt und irgend etwas gezeigt habe, was nicht Jedermann sehen konnte, aber es giebt doch Fälle und Eventualitäten, in denen auch die sittsamste Frau sich auf die Vergebung der heiligen Kirche verlassen muß, für was hätten wir denn unsere Beichtväter – und wer todt ist, der ist todt bis zum Tage des jüngsten Gerichts, das der große Maler Michaelo Angelo so wunderbar in der sixtinischen Kapelle gemalt hat – aber Madonna beschütze uns und nun wird der tolle Irländer dafür dem armen Signore am Ende den Kopf abschneiden, während ich hier schwatze und die Polizei wird sich darein mischen und die Colombaia verliert ihre Reputation! All' ihr Heiligen *aiuto! aiuto!* – Capitano Tonelletto, Ihr habt die Verantwortung für alles Unglück, das passirt!«

»Haltet das Maul, Ihr tolles Weibsbild« sagte der würdige Briganten-Capitain ärgerlich. »Wie könnt Ihr es wagen, den vornehmen Herren hier Eure Dummheiten vorzulamentiren? Packt Euch auf der Stelle fort oder wir verlassen das Haus.«

»*Perdono perdono Signori*, das werden Sie einer armen Wittve nicht anthun – ich gehe ja schon, Capitano,« und damit trollte die würdige Ostessa sich eiligst, indem sie dem Grafen von Lerida, den sie besonders in ihr Herz geschlossen zu haben schien, einen verliebten Blick zuschleuderte, nicht ohne den geheimen Vorsatz, im ersten günstigen Augenblick wieder

zurückzukommen; denn so vornehme und schöne Cavaliere mußten sicher ganz besonders interessante Liebesgeschichten zu erzählen haben, die anzuhören sie gern die ganze Zeche gestrichen hätte.

Uebrigens hatte das Intermezzo mit Signora Spazzoletta doch etwas Gutes gehabt, indem es die allzu düstere Stimmung, welche gleich zu Anfang der Conversation die traurige Geschichte des Briganten hervorzurufen drohte, etwas milderte.

»Es ist ein unerhörtes Verfahren, was die Piemontesen gegen die treuen Vertheidiger des legitimen Thrones anwenden. Haben diese Männer, welche für ihre Ueberzeugung kämpfen nicht auf das Völkerrecht Anspruch, das den gefangenen und entwaffneten Feind zu schonen gebietet? Schon hat der Henker Cialdini sich einen Ruf erworben, daß das Volkswort sagt: Der Mund, der seinen Namen nennt, blutet! – Die Zahl der auf den bloßen Verdacht hin Eingekerkerten; ein Anhänger meines königlichen Bruders zu sein, wächst, wie man uns von Neapel schreibt, mit jedem Tage; man erschießt in den Ortschaften Männer, Frauen, Kindern, bloß weil sie nicht zu Verräthern an ihren Freunden und Verwandten werden wollen.«

»Das ist die Civilisation der neuen Zeit,« sagte der Abbate, »die sich frevelnd von dem Regiment der Kirche losreißt; die Jahrhunderte des Barbarenthums bieten kaum Thaten wie die Gegenwart, so blutig und grausam. Ich lobe mir das sanfte Joch der Kirche.«

»Wo der Fanatismus der Religion oder der politischen Parteiung sich noch in die Kriege der Machthaber mischt, werden diese immer blutiger und grausamer sein, als die bloßen Eroberungskriege. Und dennoch meine Herren, welche Ströme von Blut auch dieses Ringen Italiens um seine Nationalität und Einigkeit kosten mag, – was sind sie gegen das, was ich in Indien erleben mußte!«

»A fé!« meinte der Abbé, dem tapfern Condottiere einen mißtrauischen Blick zuwerfend bei der Andeutung seines politischen Standpunktes. »Hat dieses unruhige Land nicht die Gelegenheit genug gehabt zu seiner Einigung und geträumten Größe, als der Bund der italienischen Staaten unter dem milden Protektorat des heiligen Vaters ihm geboten wurde von Frankreichs Kaiser mit Zustimmung Oesterreichs und aller Kabinete. Und was Ihren indischen Krieg betrifft, schlimmer kann Ihr Nena Sahib nicht gehaust haben, als diese Generale eines christlichen Königs – Männer wie Cialdini, der Schlächter Fontani und dieser Henkelsknecht Pinelli!«

»Den Heiligen sei Dank, daß diesen Sohn des Teufels endlich die Stimme der öffentlichen Meinung, welche die piemontesische Presse so schändlich verfälscht, unmöglich gemacht hat.«

»Wie so unmöglich, Hoheit?«

»Er hat sein Commando in der Terra di Lavoro verloren und ist nach Turin zurückgesandt worden.«

»Entschuldigen Euer Königliche Hoheit – wenn vom Generalmajor Pinelli die Rede ist, den ich meine – aber es giebt wahrscheinlich zwei Generale dieses Namens in der piemontesischen Armee?«

»Nur den Einzigen,« sagte der Prinz mit Bestimmtheit, »einer unserer schlimmsten Gegner, und sie hat wahrhaftig genug daran!«

»So macht er jetzt in diplomatischen Missionen, denn Generalmajor Pinelli befindet sich in diesem Augenblick in Rom, im Palazzo des General Guyon.

»Pinelli in Rom – aber das ist unmöglich – wie können Sie das wissen, Herr Kapitain?«

»Weil ich gestern den Weg von Fondi hierher mit ihm gemacht habe. Euer Königliche Hoheit wissen, daß ich von Brindisi zu Lande mit Kurierpferden gekommen bin über Foggia und Terracina; der Herr Herzog ist so freundlich gewesen, einen Depeschen-Dampfer in Civitavecchia schon morgen zur Abfahrt bereit stellen zu lassen, und es würde mich freuen, wenn der Herr Marquis und Kapitain Chevigné mir die Ehre Ihrer Begleitung erweisen wollten.«

Der Marquis schüttelte munter den Kopf. »Vielen Dank, bester Graf, aber Sie haben wahrscheinlich noch keine Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß die Offiziere des Gefangenen von Ancona<sup>1</sup> und der Faubourg Saint Germain nicht so intim mit Herrn Louis Napoleon stehen, um eine solche Gefälligkeit annehmen zu können, – wir müssen daher den Weg durch die Schweiz vorziehen, zu unserem großen Bedauern, dessen seien Sie überzeugt.«

»Aber Sie haben uns noch nicht gesagt, was es mit General Pinelli auf sich hat – es ist unmöglich, daß er sich hierher gewagt hat.«

»Und doch ist es so – in Foggia traf ich mit ihm zusammen. – Der Posthalter kam und bat mich, ob ich nicht zwei Herren – zwei sardinischen Offizieren, wie er mir im Vertrauen sagte, – Platz in meinem Wagen gönnen wolle, weil alle seine Pferde auf der Landstraße wären und der Eine es sehr eilig hätte. Da ich nur mit meinem alten Diener oder besser Freunde fahre, war die Sache bald arrangirt, obschon mir die Reisegesellschaft wenig behagte; denn der Aeltere, der sich mir als General Pinelli vorstellte, ist ein brutaler unangenehmer Mann – aber als Offizier konnte ich nicht anders, und so machten wir die Fahrt zusammen bis Rom.«

»Und was will der Mörder hier?«

»Er kommt als Bevollmächtigter des kommandirenden Generals an das französische Gouvernement, vielleicht auch an den römischen Kriegsminister. Ich hörte zufällig, daß er unter Anderem Beschwerden erheben soll, gegen die Unterstützung des Brigantaggio, da von Rom aus großer Zuzug in die Gebirge geht!«

Der Prinz hatte dem Abbé einen fragenden Blick zugeworfen, dieser zuckte die Achseln. »Ich hatte noch nicht Gelegenheit, Euer Königliche Hoheit die Ankunft eines piemontesischen Unterhändlers mitzuthemen, den Namen des Boten kannte ich ohnehin nicht.«

»Und soll wirklich der Mörder ungehindert Rom verlassen?« sagte finster der Brigant. »Ein Wort an den Signor Irlandese, und ich setze mein Patent gegen einen Bajocchi – er schlägt ihn todt und wäre es im San Peter selbst!«

»Um der heiligen Jungfrau willen, Kapitano – kein Wort an den irländischen Offizier! Ich untersage es Ihnen auf das Strengste – Sie wissen nicht, welches Unheil Sie anrichten könnten!«

»Aber Reverendissimo,« bemerkte der Graf von Lerida, »ich begreife nicht, warum Sie den ehrlichen Mann darin hindern wollen, auf seine Hand einen kleinen Dolchstoß an einen Feind der Kirche auszuthemen, oder einem solchen eine andere tüchtige Faust auf den Hals zu hetzen. Signor O'Donnel ist ein Edelmann, und wenn ich auch wenig Sympathie für seinen Vetter, den Herrn Marschall und Premierminister empfinde, sollte es mich doch freuen zu hören, daß jene Brutalität den verdienten Lohn bekommen hat. Man kann eine Frau tödten so gut wie einen Mann, sei es aus einer oder der andern Ursache – aber sie mißhandeln – Pfui! das verdient Züchtigung. Die Herrn Römer sollten wenigstens das Rechtlichkeitsgefühl der Brauknechte von Barclay haben, die General Haynau die Ruthenhiebe in Brescia mit Stockschlägen vergalten!«

---

<sup>1</sup>Lamoricière.

»Man will wissen, daß es weniger die englischen Brauknechte waren,« sagte der deutsche Offizier, »als die lombardischen Flüchtlinge, die Freunde der Herren Orsini und Tibaldi!«

»Um so schmachvoller für uns, die Kämpfer des Königthums und der Kirche, daß wir nicht denselben Muth und Eifer haben, wenn die Gelegenheit sich bietet.«

»Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß es mir an Muth und Eifer fehlen sollte, jene Brutalität an einem Weibe zu vergelten, wenn sich die Gelegenheit fände, und ich hoffe, das im Dienst der Brigantaggia schon in wenig Tagen zu beweisen, sobald man uns hier nur etwas Besseres zeigt, als Mißtrauen und leere Versprechungen.«

»Meine Herren, meine Herren!« rief der Abbé, die Hände erhebend, »bedenken Sie immer zuerst das Interesse der heiligen Kirche. Jeder Angriff auf den piemontesischen Offizier – an dem Gott und die Heiligen seine Unthat rächen mögen – innerhalb der Thore von Rom würde dem König Vittorio Emanuele nur eine vollkommene Gelegenheit geben zu neuen Gewaltthaten und Beraubungen an dem Patrimonium Petri, und auch das französische Gouvernement, das der Regierung Seiner Heiligkeit nur noch den Schatten der Macht läßt, würde die Gelegenheit benutzen, uns neue Beschränkungen aufzulegen.«

»So daß also General Pinelli ungestraft für seine Schandthat Rom wieder verlassen kann, – wenn er es nicht schon gethan hat!«

Die letzten Worte waren leicht hingeworfen an den französischen Offizier gerichtet.

»Nein,« sagte der Graf von Boulbon, »er ist noch hier und wird erst morgen in der Frühe abreisen, da die Straßen bei Nacht unsicher sind und erst von unseren Vorposten wieder einmal gründlich gesäubert werden.«

»*Così é* – ich habe heute Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, wie eifrig man den Patrouillendienst betreibt. – He, zum Teufel, Signor Capitano, wo steckt denn unsere schöne Wirthin – ich hätte wohl eine kleine Frage an sie zu richten! A propos, hochwürdiger Herr, wenn ich mich nicht irre, versprochen Sie uns einige Burschen des Brigantaggio hier zu zeigen.«

»Capitano Tonelletto hat das übernommen – ich hoffe, er wird seine Anstalten für später getroffen haben?«

Der Brigante verstand die Frage. »*O hi, Reverendissimo* – es ist Alles bereit und Sie sollen mit mir zufrieden sein. Einstweilen, wenn die Signori einen Blick durch jenes Fenster in das Nebengemach thun wollen, werden Sie Männer sehen, die bereit sind, dem *Ré gentiluomo* in die Zähne zu lachen, und den Teufel nicht fürchten!«

Er schob einen grünen Vorhang zur Seite, der ein kleines Guckfenster bedeckte, wie es häufig von einem Gemach in ein Nebenzimmer führt, um unbemerkt Vorgänge oder Personen dort beobachten zu können. Einige Mitglieder der Gesellschaft waren aufgestanden und zu der Oeffnung getreten, durch welche sie in das Nebengemach blickten, wo um eine Tafel gleichfalls fünf oder sechs Männer und eine Frau versammelt waren. Die Letztere war ein derbes, kräftiges Weib in der Tracht der Gebirgsbewohnerinnen und hochschwanger. Der Mann, der ihr zur Seite saß, war klein, kräftig gebaut mit dunklen schlaun Augen. Er trug die offene, aus rothem Tuch gefertigte, mit blanken Knöpfen besetzte Weste, die doppelt umgeschlungene buntfarbige Leibbinde, dunkle geschlitzte Kniehosen um die Beine vom Knie abwärts mit den weißen Sandalenleinen scharf umwickelt, von denen sich die schwarzen Riemen der Sandale abhoben. Die dunkelblaue Jacke, welche die Bergbewohner über die Schulter geworfen tragen, hing jetzt über die Stuhllehne, dagegen hatte er den niederen

breitrandigen mit Schnüren und Bändern geschmückten Hut auf dem Kopf behalten. Der offene, breit über die rothe Weste umgeschlagene Hemdtragen zeigte einen kräftigen Stierhals. Zwei Andere trugen dieselbe Tracht, dazwischen saß ein großer hagerer Mann in der rußigen Kleidung eines Kohlenbrenners. Er hatte im Gesicht einen sanften stillen Ausdruck.

Der deutsche Offizier wandte sich an den Capitano Tonelletto. »Wer ist der Köhler dort?«

»*Per Christo* – er ist so wenig ein Köhler, Signor Tedesco, wie ich ein Mönch, obschon ich zuweilen die Kutte eines solchen trage. Der Signor Irlandese könnte Ihnen eine Geschichte davon erzählen. Wir nennen ihn ›Piccione‹, weil er sanft wie eine Taube ist, obschon ein Teufel an Muth und Entschlossenheit in ihm steckt. Er ist ein einfacher Bauer aus den Bergen der Abruzzo ulteriore und hat eine Bande um sich versammelt, mit der er die Piemontesen in ewiger Bewegung hält. Obschon er wenig spricht, ist er ein Mann der That. Ich werde Euer Königliche Hoheit bitten, ihn bei erster Gelegenheit Seiner Majestät zum Patent zu empfehlen. Er verdient es bei Gott eher, als dieser träge Feigling Chiavone. Erst vor wenig Tagen hat er einen Streich ausgeführt, an welchen die piemontesischen Dickköpfe denken werden.«

»Erzähle!«

»Ich ließe ihn besser es selbst thun, Signori, – aber wie gesagt, das Reden ist seine schwache Seite. Einer seiner Kameraden hat mir's heute Morgen erzählt. In derselben Tracht, wie Sie ihn da sehen, ging er bei hellem Tage mit zwei andern Landleuten, er ist nämlich nur ein einfacher Bauer und heißt eigentlich Stramenga, in's Thor von Aquila, fiel über die sieben Mann der Thorwache her, und streckte sie bis auf Einen todt zu Boden, der flüchtete und Lärm schlug. Zehn Minuten darauf war eine ganze Compagnie dieser eingebildeten Bersaglieri auf ihren Fersen und verfolgte sie nach dem Gebirge. Aber das ›Täubchen‹ hielt sich stets auf doppelte Schußweite von ihnen, und erst, als an einer Seitenschlucht sich der Fußpfad in's Gebirge erhob und sie herbeieilten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, gab sein Pfiff das Signal an seine auf der Höhe zwischen Steinen und Büschen versteckten Leute, und eine wohlgezielte Salve guter Büchsen krachte unter die Burschen, daß sie zwanzig von ihnen auf dem Wege ließen und in ihrer Flucht nicht eher Halt machten, als bis sie die Thore von Aquila wieder mit der Hand erreichen konnten.«

»Ein kecker Streich! – Aber die Frau, – ist sie aus den Gebirgen, und wie kommt sie in diesem Zustand hierher?«

Der Freicorpsführer lachte. »Meinen Sie denn, daß sie ihren Mann den verführerischen Reizen und Verlockungen der Donna Spazzoletta aussetzen würde, ohne ihn zu begleiten? *Oibò!* Da kennen Sie Donna Coja schlecht. Sie ist ein Dämon an Eifersucht, und deshalb hat sie auch keinen Augenblick gezögert, den Karabiner über ihre kräftigen Schultern zu hängen und ihrem Gatten Domenico Coja, genannt ›Gentrilli‹, denn dies ist der Mann, der neben ihr sitzt und welcher die Freischaaren in der Provinz Molise nicht schlecht commandirt, in das Meta- und Molise-Gebirge zu folgen und wacker auf die Piemontesen mit herunter zu paffen, wo sich die Gelegenheit bietet. Es ist ein schlauer Kerl dieser Coja, und ich hoffe, er wird den Signori nachher einige seiner Schwänke zum Besten geben. In Rom kennt er jede Schänke und die abgelegensten Winkel und Gäßchen. – Der hübsche Bursche, der neben ihm sitzt, ist dieser verteufelte Weiberdieb *Pilone* vom Vesuvio, der mehr als der General Garibaldi dazu gethan hat, dem armen König Franz die Engländer auf den Hals zu hetzen, als er die Lady des vornehmen Mylord zwang, im Gewand der Mutter Eva seiner, die Keuschheit

der Nonnenklöster nicht einmal achtenden Bande eine Saltarella vorzutanzten, während sie Mylord Ambassadeur an den Stamm einer Olive gebunden hatten.«

»Was ist das für eine Geschichte Signor Tonelletto?« fragte der Marquis. »Sie müssen wissen, daß wir in Betreff der Chronique scandaleuse der Abruzzen so unschuldig sind, wie ein neugeborenes Kind.«

Der Brigante schielte nach dem Prinzen und dem Abbate. »Gott behüte mich davor, Signori, die Gefahr des armen Burschen noch zu vermehren, der noch nicht einmal von den Galeeren die richtige Begnadigung in der Tasche hat, wenn ich die Geschichte weiter erzählte, – die Signori Inglese haben Ohren, die bis in den Vatican reichen und verteufelt lange Arme.«

»Narr,« sagte lachend der Prinz, »die beste Begnadigung war, daß man den tollen Burschen von San Elmo entwischen ließ. Es ist seine Sache, wenn er sich wieder einfangen läßt; doch glaube ich, daß weder General Goyon noch Monsignore Pila sich besondere Mühe damit geben werden, dem Cabinet von St. James zu Gefallen, es müßte denn sein, daß der heilige Stuhl« – der vorwurfsvolle Blick des jungen Fürsten traf in bezeichnender Weise den Abbate – »eine Gelegenheit wünschte, sich Master Rüssel für irgend ein freundliches Anerbieten dankbar beweisen zu wollen. In diesem Falle möchte ich allerdings nicht für die Sicherheit des würdigen Pilone stehen, und er könnte ruhiger am Krater des Vesuvs sein Haupt niederlegen, als in den Schoos San Peters, unseres getreuen Bundesgenossen.«

»Eure Königliche Hoheit,« sagte mit unverändertem Gleichmuth der Abbé, »haben vielleicht von dem Anerbieten des Lord Palmerston gehört, im Fall eines weiteren Angriffs des Königs Victor Emanuel auf Rom, Seiner Heiligkeit auf Malta ein Asyl zu eröffnen.«

»Ich bin nur Soldat, zu wenig Diplomat,« bemerkte der Prinz kalt, dem offenbar noch die Verheimlichung der Ankunft des piemontesischen Unterhändlers im Kopf herumging, »um über die Vortheile eines solchen Anerbietens urtheilen zu können.«

»Das niemals angenommen werden wird. Das Oberhaupt der Christenheit muß unter allen Umständen in Rom residiren und es ist die Pflicht aller Politik des heiligen Stuhls, ihm diesen Besitz zu sichern.«

»Mit allen Mitteln,« sagte spitzig der Prinz, »selbst, wenn man darüber die Treue und Dankbarkeit opfern sollte.«

Wiederum blitzte das Auge des Abbé in hochmüthigem, fanatischem Stolz, als er mit energischem Ton die Antwort gab: »Euer Königliche Hoheit vergessen, daß die heilige Kirche nicht unter den Gesetzen der blinden, bürgerlichen Moral steht und keine Rechenschaft über die Handlungen ihrer unfehlbaren Weisheit schuldig ist.«

»Ein echter Jesuiten-Grundsatz,« murmelte Don Juan, da er es aber für seine Absichten entsprechender hielt, einem Zerwürfniß von Prinz und Priester zuvor zu kommen, wandte er sich an den deutschen Offizier mit der Frage, ob es möglich sein werde, mit einem bloßen Guerilla-Kriege des Brigantaggio große Erfolge gegen eine wohldisciplinirte Armee, wie die piemontesische, zu erzielen?

»Nicht, wenn die Angelegenheit so lau betrieben wird, wie es leider der Fall scheint. Seit den acht Tagen, die ich in Rom bin, um mich dem Kampf des tapferen Bergvolkes anzuschließen, habe ich schon der traurigen Erfahrungen genug gemacht. Man mißtraut uns Fremden, die aufrichtigen Herzens und voll Begeisterung hierher gekommen sind, obschon die Thaten jener Freiwilligen, die sich dem Tode in Gaëta weihten, doch genügend für ihre Redlichkeit sprechen sollten, oder man stellt sich wenigstens so und verdächtigt uns! – Ich meine nicht

die Königlichen Majestäten oder die Prinzen, Hoheit,« sagte der junge Mann, der die Gelegenheit zu benutzen schien, sein Herz auszuschütten, mit einer Verbeugung gegen den jungen Fürsten, »aber . . .«

»Sprechen Sie ohne Rückhalt weiter, Herr Capitain,« sagte der Prinz, »ich bitte darum!«

»Wohl denn, Hoheit, so lassen Sie mich offen die Befürchtung ansprechen, daß gerade das Bourbonische Comité, welches sich zur Organisation des Brigantaggio hier gebildet hat, diesem die schwersten Hindernisse in den Weg legt. General Clary mag den besten Willen haben, aber er hat zu wenig Energie, den Aufstand vorwärts zu bringen. Es giebt zu viele Hofschranzen in der Umgebung Ihres Königlichen Bruders, zu wenig Soldaten. Es fehlt an Geld, an Waffen, an Einheit. Halb Rom macht bereits eine Spekulation aus dem Brigantaggio – Jeder, der sich einen Patrioten nennen läßt, oft mit hochtrabendem Namen, sucht zunächst seine Tasche zu füllen und Vortheile zu ziehen. Die Betrügereien bei dem Ankauf von Waffen und Ausrüstungen sind so frech und offen, daß ein ehrlicher Mann für den größten Theil ihrer Lieferanten nur eine Antwort hat: den Absatz seines Stiefels. Versprechungen auf allen Seiten, habsüchtige und ehrgeizige Pläne statt wirklicher Aufopferung! Warum gehen diese vornehmen Herren, die hier den Königlichen Hof belagern nicht selbst in die Berge und setzen ihr Leben ein für die Sache, der sie anzuhängen vorgeben! Jene rauhen Männer, die wir da drinnen versammelt sehen, sie sind ohne Zweifel bereit, mit ihrem Leben ihre Treue zu beweisen, – aber Hoheit, wo bleibt der neapolitanische Adel? Will er bloß auf dem Parquet für seinen König fechten? – Sollen die Fremden allein bluten? nun dann traue man ihnen wenigstens! Hätte man damals nicht Mißtrauen gegen die tapferen Schweizer-Regimenter gehabt, König Franz, Ihr erhabener Bruder, säße wahrscheinlich jetzt noch in Neapel!«

»Sie mögen Recht haben, obschon Sie sehr scharf malen,« sagte der Prinz nachdenkend; »die Königin war derselben Meinung, aber wir waren von Verräthern umringt!«

»Ich fürchte, Sie sind es jetzt noch!« sagte der junge Offizier kühn. »Warum, statt hier in Rom, wo die Franzosen die Gendarmen der Piemontesen spielen, organisirt man nicht ein Freicorps auf den dalmatinischen Inseln und wirft es von dorthier in die Küsten-Distrikte? Oesterreich wird die Augen willig schließen, es hat überflüssige Waffen genug. Seit acht Tagen antichambriere ich um eine Verwendung in dem Bergkrieg und erhalte nur Ausflüchte und Vertröstungen. Vor Allem: es fehlt an einer Einheit im Commando der zerstreuten Trupps; General Tristany denkt wie ich und Viele – und – deshalb ist er wahrscheinlich auch nicht hier!«

Der Prinz beugte sich über den Tisch und reichte dem kecken Sprecher die Hand. »Wir werden Ihnen vielleicht binnen Kurzem noch einen besseren Namen geben können, als Tristany bei allen seinen Verdiensten. Man unterhandelt in diesem Augenblick mit Malta – Sie wissen, daß sich dorthin Ihr tapferer Landsmann<sup>1</sup> zurückgezogen, Signor Conde! Sie müssen Geduld haben, Capitain, wie wir Alle, aber ich verspreche Ihnen mit meinem Wort, daß Sie binnen wenigen Tagen schon in den Bergen sein sollen. Erinnern Sie mich daran, Abbé! Ihr Plan mit der dalmatinischen Küste scheint mir übrigens eine gute Idee, ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir ein Memoire darüber aufsetzen wollten, – es soll sofort in die Hände des Königs kommen. Was denken Sie darüber, Signor Grimaldi? Als Ionier kennen Sie die Verhältnisse der Küsten-Provinzen und werden uns den besten Rath ertheilen.«

---

<sup>1</sup>General Borges.

Der Condottiere, der bisher den Kopf in die Hand gestützt in tiefem Nachdenken gesessen, fuhr bei dieser direkten Anrede wie ein Träumender in die Höhe, so daß die Meisten ihre Heiterkeit nicht unterdrücken konnten.

»*Corpo di Bacco* Generale oder Capitano – Ihr Geist scheint in ganz andern Regionen zu schweifen – an was dachten Sie so schwer und ausschließlich?«

»An jenes unglückliche Mädchen, das den Tod einer Entehrung vorzog – oder vielmehr an eine Frau von gleich hohem Geist, die ebenso den Tod wählte, statt eines Lebens voll qualvoller Erinnerung.«

»Ich hätte kaum geglaubt, daß solcher Heroismus noch ein Mal zu finden wäre,« sagte mit frivolem Ton der Marquis. »Bitte, wer war diese zweite Lucretia der Neuzeit?«

»Sprechen Sie mit Ehrfurcht, Signor, von Shanda Xaria, der Rani von Ihansi!«

»Die indische Heldin! O General – was ist's mit ihr? – ich habe nie wieder von ihr gehört – und habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Sie um den Schluß Ihrer indischen Abenteuer zu fragen, ja ich weiß noch nicht ein Mal, ob Sie jetzt direkt aus jenem Wunderland kommen, oder wie es Ihnen gegangen ist, seit wir uns trennten?«

»Woher ich komme,« sagte der Ionier mit trübem Ausdruck – ich sagte es Ihnen bereits – zunächst aus der Schweiz, vom Genfer See, aus der Villa eines Ihrer englischen Landsleute!«

»Eines Engländers – Sie, der erbitterte Feind, der Engländer?«

»Der kaltherzigen englischen Politik, aber nicht der Menschen; denn das Schicksal hat es gewollt, daß die edelste Frau, die ich gekannt, eine Engländerin war, jene Frau, die selbst unter den blutigsten Schrecken des Aufruhrs mit dem Namen des ›Engels von Delhi‹ begrüßt wurde, und deren aufopfernder Pflege auch ich das Leben verdanke, und daß ihr Gatte, wie der tapfere Offizier, aus dessen Hause ich komme, Männer von aufopferndem Edelmuth, meine theuersten Freunde wurden.«

»So waren Sie während jenes furchtbaren Aufstandes in Delhi, Signor Generale?« frug der Prinz.

»Weder bei dem Beginn noch bei der Rückeroberung Delhi's durch die Engländer, und doch wollte der Zufall, daß ich einer der seltsamsten Szenen jenes Kampfes beiwohnte und dabei von der Hand desselben Feindes zum Tode verwundet wurde, aus dessen Hause ich jetzt komme, und der in jenen blutigen Kämpfen das höchste Glück des Lebens sich gewann, während hundert Andere das ihre in die blutigen Gräber Indiens betteten. Ich spreche von dem seltsamen Schicksal Sir Richard Willoughby's und seiner edlen Gattin, eines Offiziers der englischen Armee in Indien, der erst nach dem Falle Delhi's seinen Abschied nahm und gegenwärtig an den Ufern des Genfer Sees der Wiederherstellung seiner Gesundheit lebt. Ein Zufall ließ mich, als ich nach dem Tode der Fürstin von Ihansi nach Europa zurückkehrte, seinen Aufenthalt erfahren, und ich konnte es mir nicht versagen, die Hand eines Glücklichen zu drücken. Seinen früheren und jetzigen Mittheilungen verdanke ich das, was ich Ihnen hier erzählen will, als eine Episode aus jenen blutigen Kämpfen am Ganges, die Europa bisher nur aus den parteiischen Berichten der englischen Zeitungen kennt.«

»Und die Rani?«

»Ihr Schicksal steht in Verbindung mit meiner Erzählung.«

»Dann lassen Sie uns auf diese nicht länger warten, Generale,« sagte der Prinz, »und entschädigen Sie uns so wenigstens für den Verlust Ihres tapfern Armes, da Sie, wie Sie mir leider zu verstehen gegeben, unsere Sache für eine verlorene halten.«

»Nicht für eine verlorene, Hoheit, denn der Kampf treuer Männer für einen sinkenden Thron ist immer ein erhabener. In diesem Sinn habe ich Ihrem königlichen Bruder und der edlen Königin, den Opfern englischer Politik, den Helden von Gaëta meine hohe Verehrung bezeigen wollen, wenn auch meine Grundsätze mir nicht erlauben, in dem Ringen einer ganzen großen Nation nach Freiheit und Einigung gegen sie Partei zu nehmen. Verzeihen Euer königliche Hoheit, aber – die Pflicht eines Mannes ist Treue für die Ideale seiner Jugend.«

»Und Signor Grimaldi,« sagte der Abbate höhnisch, »galt schon vor Jahren als ein Gegner der Kirche und des Königthums.«

»Nicht der Religion und des Königthums,« sagte mit ruhigem Lächeln der Condottiere, »sondern nur der Knechtung und des Mißbrauchs, wie in diesem schönen Lande Priesterschaft und der österreichische Einfluß sie geübt haben. Für Italiens Wohl und Größe würde auch ich, obschon ich es nur zum Theil mein Vaterland nennen darf, willig mein Leben zu opfern.«

»Und mehr kann ein redlicher Mann nicht thun, darum lassen Sie uns nicht streiten über die politischen Parteiungen und Meinungen, deren es leider in der Stadt Sanct Peters, wie wir Alle wissen, nur zu viele giebt! Ich danke Ihnen, Signor Generale für Ihre Offenheit, wie vorhin hier unserem deutschen Gast!« Der ritterliche junge Fürst hob das Glas und stieß mit den beiden Männern an, während der Abbate dem Marquis in's Ohr flüsterte: »Hätte man im Quirinal das nöthige Geld gehabt und eine gute Anstellung für ihn, so würde der griechische Freibeuter wahrscheinlich anders sprechen. Wenn ich mich recht erinnere, läuft noch ein österreichischer oder englischer Steckbrief auf seinen Kopf, und noch ist Papst Pius Herr in Rom.«

»Und nun, Signore Generale, Ihre Erzählung aus Indien!«

### 1. DAS GRABMAL DER BEGUM.

Wir ziehen es vor, das, was der tapfere Wessir der edlen Rani von Ihansi erzählte, hier in der Form einer Fortsetzung jener schrecklichen Szenen zu geben, die unser Buch »*Nena Sahib*« aus der Empörung in Delhi schilderte.

Wir haben dort<sup>1</sup> *Richard Willoughby*, den englischen Offizier, mit der französischen Nonne, der *Soeur Marion* in dem Minaret am Grabmal der Begum in Simreh Bagh verlassen, das Beide nach der Entdeckung der Leiche der unglücklichen Tochter des Residenten Frazer im Sarkophag der Begum so tapfer gegen die wilden Krieger Tanti Topi's und des muhamedanischen Derwishes, ja selbst gegen den Wessir und die Männer seiner Gortschura vertheidigt hatten, – als Beide nach dem Fall des Wessirs sich auf den Rundgang um die Spitze des Minarets geflüchtet, und die Fallthür über der schmalen Wendeltreppe geschlossen hatten.

Der Ruf des wackeren Uskokens, des Milchbruders des Major Maldigri, welcher Lady Hunter an die Seite des schwer Verwundeten geführt, hatte eine kurze Unterbrechung des Kampfes veranlaßt, ehe der unheimliche Mahratte an der Spitze der tapferen Reiter von Ihansi die Treppe erstürmte, und die Thür zum Rundgang des Minarets sprengte.

---

Der englische Offizier drückte das zitternde Mädchen an seine Brust.

»Der Augenblick ist gekommen, Maria – zwei Patronen enthält die Batterie des Revolvers, eine für Dich, die andere für mich!«

<sup>1</sup>III. Band: Das goldene Delhi.

»Zögere nicht, geliebter Freund – ich habe Dein Wort!« und die sonst so schüchterne und keusche Nonne öffnete selbst das spärliche Gewand über dem jungfräulichen Busen.

»Einen Augenblick noch – die Furcht hat sie hinab gescheucht. Willst Du thun, um was ich Dich bitte in unserer Todesstunde?«

»Alles!«

»Dann stirb als meine Gattin – wirf ab das traurige Gelübde, das Dich bindet, schwöre, daß Du mein Weib bist wie ich Dein Gatte und laß uns als solche vereint zum Himmel steigen!«

Einen Moment zögerte sie, dann warf sie sich an seine Brust: »Ich schwöre!«

»Mahadeo! Mahadeo!« gellte es von unten her.

»Und nun! Gott sei uns Beiden gnädig!« Er drückte seinen Mund auf ihre lieblichen Lippen und suchte mit der Mündung des Revolvers ihr Herz, – noch einen Blick warf er dem stürmenden, blitzezerrissenen Himmel und der jetzt um den Haupteingang sich drängenden Menge zu – sein Auge streifte die Spitze des gegenüberliegenden Minarets.

»Gott ist uns gnädig – dort sind die Mörder, von ihren Kugeln laß uns gemeinsam fallen!« und er zog sie an die Brustwehr gegenüber dem zweiten Minaret, die Geschosse der Mörder erwartend.

Zwei Gestalten bewegten sich auf dem steinernen Umgang, eine größere und eine kleinere. Jetzt sah er die erste das Gewehr erheben.

»Mordet uns!«

»Sœur Marion!«

Die Stimme war sanft und freundlich – in demselben Augenblick, als sie das Ohr des bereits halbtodten Mädchens traf und es emporfahren machte, erhob sich von drüben her ein dunkler Gegenstand in die Luft und senkte sich nieder auf die steinerne Balustrade.

»Sind Sie Lieutenant Willoughby?«

»Heiliger Gott – ich bin's! wer ist da drüben?«

»Fragen Sie nicht! Nehmen Sie und schlingen Sie dies um die Spitze des Thurms und dann herüber mit Ihnen! Lakschmi sei mit Ihnen! Jeder Augenblick ist ein Leben werth!«

»Wischnu sei Dank, der uns Euch finden ließ! Irma ist Dir nahe. Habe Muth und Lakschmi die Gütige wird Dir helfen!«

Der Gegenstand, welcher sich von der andern Balustrade niedergesenkt auf die des ersten Minarets war ein schmales zähes Brett von Bambus. Zugleich mit seinen ermunternden Worten hatte der unbekannte Helfer von drüben das geknotete Ende eines langen dünnen Seiles von Aloëfasern herübergeschleudert, das der Offizier geschickt auffing und geschickt um die Spitze des Minarets schlang, es dann dem Manne drüben zurückwerfend.

Mit der Aussicht der Möglichkeit einer Rettung war dem jungen Offizier im Nu alle Spannkraft wiedergegeben, und er begriff mit dem Instinkt der Geistesgegenwart, was der Helfer drüben beabsichtige.

Aber er wußte auch, welche furchtbaren Feinde nach ihrem Blute dürsteten, und daß nur Augenblicke noch sein waren.

Er fühlte nach der sicheren Lage des Brettes, fühlte den Strick auf der anderen Seite angezogen sich spannte und hob ohne weitere Frage das Mädchen auf die schwanke Brücke.

»Muth Geliebte! Es ist eine Möglichkeit der Rettung! Halte die Hände fest an dem Strick und versuche den Weg.«

Auch die Nonne hatte begriffen, um was es sich handle und besaß von Natur Muth – sie wußte, daß sie ja nur einen Tod sterben könne – und besser war die Zerschmetterung auf den Marmorquadern des Bodens, als in die Hände jener Teufel in Menschengestalt zu fallen.

Zwei Momente der furchtbarsten Spannung und Angst, dann sah der tapfere junge Offizier den Mann drüben die Gestalt des Mädchens über die Brustwehr heben; im nächsten betrat er selbst die schwanke Brücke.

Es war die höchste Zeit. Schon donnerten unter dem furchtbaren Schlachtruf der wilden Krieger des Sirdars die Axtschläge desselben gegen die schwere Fallthür, die den Mahrattenhäuptling allein noch auf der blutgetränkten Treppe des Innern zurückhielt.

Er war glücklich drüben. »Hinunter jetzt – verbergt Euch!« Die Nonne und der Offizier fühlten sich von der Hand des jungen Hindumädchens im Innern der Galerie nach der anderen Seite des Minarets gezogen – im selben Augenblick hob der Babu, denn der Vater Irma's war es, der ihnen zu Hülfe gekommen, das leichte Bambusbrett in die Höhe und nahm es zurück in das Innere des Minarets. Zugleich lösten die Hände des Kindes die diesseitige Befestigung des Stricks und ließen beide Enden hinunterfallen in die Tiefe.

In dem Moment, in welchem der Babu und seine Tochter auf der entgegengesetzten Seite des Umgangs geschützt von dem Schatten der Spitze, dem Dunkel der Nacht und dem strömenden Regen niedertauchten durch die Fallthür, welche in ganz gleicher Einrichtung, wie in dem Minaret, das der Offizier so tapfer vertheidigt hatte, über einer schmale Treppen sich öffnete – sprengten in diesem die Axtschläge des Mahratten das letzte Hinderniß und er sprang, gefolgt von den Nächsten auf die Plattform des schlanken Thurmes.

Die Galerie war leer – kein Raum, daß sich ein Kind darin hätte verbergen können, – und dennoch von den Vertheidigern des Minarets keine Spur!

*Sie waren verschwunden!*<sup>1</sup>

---

Der Mahratte stürzte an die Brustwehr, er rannte wie ein wildes Thier, die Axt schwingend und seine blutigen Götter anrufend, zwei, drei Mal um die Gallerie – nirgends eine Spur. Das Licht der Blitze zeigte ihm, daß Alles leer war.

»Holt Fackeln herauf! – es ist unmöglich – sie müssen sich hier verborgen haben – sie können nicht durch die Luft auf und davon sein!«

Noch wußte man ja nicht, wer die Thüre so tapfer vertheidigt hatte; nach der Zahl der Schüsse und der gefallenen Opfer glaubte man, daß eine ganze Anzahl geflüchteter Engländer sich in das Minaret gerettet hätte und um so unerklärlicher mußte daher ihr Verschwinden sein. Dazu kam, daß der Aberglaube der Soldaten in Folge des nur flüchtigen und unvollständigen Anblicks der jungen Nonne in ihren weißen Untergewändern – ihr einfaches dunkles Oberkleid hatte sie ja für die unglückliche Tochter des Residenten geopfert, – die Vertheidiger mit dem Geiste der alten Begum oder einem der Dämonen ihres Glaubens in Verbindung brachte und der entsetzliche Anblick des geöffneten Sarkophages ihre Furcht vermehrt hatte.

Plötzlich blieb der Mahratte, der sich selbst bisher das Verschwinden der Verfolgten nicht zu erklären vermocht hatte und fast so abergläubisch war, wie die anderen Krieger, betroffen stehen, – er hatte an das Seil gestoßen, was von der Spitze des Minarets niederhing und der Schein der heraufgebrachten Fackeln zeigte ihm in der vom Sturm und Regen gepeitschten

---

<sup>1</sup>Des Verfassers Roman »Nena Sahib«, 3. Theil S. 240.

Flamme das Niederhangen des dünnen aber festen Taues in die Tiefe, und er begriff sogleich, daß hier das Mittel ihrer Flucht zu suchen sei.

Nun zog er zum Glück für die Flüchtigen aus dem Funde den Schluß, daß die Verfolgten sich an dem Strick von der Höhe des Minarets niedergelassen hätten auf die Quadern der breiten, das Gebäude umgebenden Rampe.

Indem er sich über die Einfassung der Gallerie lehnte, überzeugte ihn ein Blick in die Tiefe, daß diese Seite des Grabmals im Augenblick fast menschenleer und verlassen war, indem die Menge vor dem Unwetter flüchtend oder von Neugier getrieben, sich nach der anderen Seite gedrängt hatte, an welcher der Eingang des Grabmals gelegen war und vor welcher die Reiter des Wessir von Ihansi hielten.

Mit einer wilden Verwünschung der eigenen blutigen Göttin schüttelte er den Strick vor den Augen seiner Gefährten und eilte dann die Treppe wieder hinab, um unten seine Meute auf die Fersen der Geflüchteten zu hetzen und ihre Spuren zu suchen.

Aber vergebens war sein Forschen und Fragen – Niemand hatte das Aeußere des Minarets während des Kampfes im Innern und dem draußen tobenden Gewitter beachtet. Er mußte annehmen, daß es den verhaßten Faringi's in der That gelungen sei, auf die angedeutete Weise zu entkommen, und sich begnügen, seine Vertrauten nach allen Seiten auszusenden, um an den Thoren der Stadt doppelte Wachsamkeit zu empfehlen und wo möglich eine Spur der Geflüchteten aufzufinden.

Ueberdies mahnte ihn der Zweck, zu dem er mit Derwisch Sofi und dem Wessir von Ihansi wieder das bisher so wohl gehütete Innere des Grabmals betreten hatte, an Vorsicht, wenn er diesen nicht vereitelt und das Geheimniß des Sarkophages und der Schatzkammer der Begum preisgegeben sehen wollte, wo dann gewiß die habgierigen Söhne des Großmoguls sich mit Gewalt der verborgenen Reichthümer bemächtigt haben würden.

Er begnügte sich daher nach kurzer Unterredung mit dem bereits von dem Anprall der Kugel wieder ermunterten nur geringe Schmerzen noch empfindenden Derwisch Sofi die verwesende Leiche der englischen Miß unter seiner Aufsicht aus dem Sarkophag entfernen und in die Fluthen des Flusses werfen zu lassen und aufs Neue die Pforten des Grabmals zu schließen und Wachen davor zu stellen, die Fortschaffung des Schatzes auf die nächste Nacht verschiebend. Ein Verhör mit den Männern, welche in den Tagen seither von Außen diese Pforte bewacht hatten, ergab, daß kein Fremder eingetreten war, die Faringi, welche aus dem Innern so glücklich entkommen, also schon vor dem Verschuß der Thür und dem nächtlichen Besuche der beiden Führer des Aufstands dort verborgen gewesen sein mußten. Die Erzählung der Krieger von dem gespenstischen Wimmern, das sie in stillen Nächten im Innern des Gebäudes gehört haben wollten und das sie dem umwandelnden Geist der alten Begum zugeschrieben, bestärkte diese Annahme noch mehr. Wenn aber die unbekanntenen Feinde aus ihrem Versteck her der Oeffnung des Sarkophages beigewohnt hatten und sie Beide mit den Goldsäcken hatten aus der Tiefe zurückkehren sehen, mußten sie Mitwisser des Geheimnisses geworden sein oder wenigstens Vermuthungen darüber haben, und da die beiden Lenker des Aufstands die Ueberzeugung hatten, daß trotz aller Nachforschungen des fanatischen Pöbels gewiß noch einzelne Engländer innerhalb der Stadt verborgen waren, konnte eine zu scharfe Verfolgung der Entkommenen leicht dazu führen, daß durch ihr Geständniß jenes Geheimniß öffentlich bekannt wurde.

Der Sirdar und der Derwisch beschlossen daher, eine genauere Nachforschung erst eintreten zu lassen, wenn sie die Schätze auf einem Fahrzeug auf der Dschumna in Sicherheit gebracht hätten, bis dahin aber mit der allgemeinen Bewachung des Denkmals sich zu begnügen. –

Wir haben zunächst zu dem Paare zurückzukehren, dessen Herzen sich so wunderbar zwischen all' den entsetzlichen Greueln gefunden hatten und das auf ja ebenso wunderbare Weise den Gefahren entkommen war.

Der alte Babu ließ sie im tiefen Dunkel auf den ersten Stufen der abwärts führenden schmalen Wendeltreppe verweilen, bis er sich vorsichtig überzeugt hatte, daß der Mahratte mit seinen Begleitern die Galerie des anderen Minarets wieder verlassen hatte, getäuscht von seinem Kunstgriff, den Verdacht auf einen anderen Weg der Fluchtausführung zu leiten. Dann erst wagte er die Fallthür über ihren Köpfen zu schließen, befahl seiner Tochter die mitgebrachte Lampe anzuzünden, deren Schein sie nicht verrathen konnte, da die Wand dieses Minarets nicht wie die des anderen schmale Luft und Lichtlöcher hatte, sondern dem Anschein und der Absicht nach nur eine feste Steinmasse bilden sollte, und hieß die Geretteten dem Mädchen die Stufen hinab folgen.

Aber die Kräfte der jungen Französin waren zu Ende – bis hierher hatte sie heldenmüthig ihre Natur bezwungen und Alles ertragen, aber jetzt, im Augenblick der Rettung verließen sie dieselben, und sie hatte noch nicht zwei Schritte hinab gethan, als sie ohnmächtig zusammenbrach und in die Arme ihres fast ebenso erschöpften Begleiters fiel.

»Gott im Himmel – sie stirbt! Der Hunger – die ewige Furcht, – all' das Schreckliche!«

Er mußte sich selbst an die Wand lehnen, um nicht zu sinken.

»Ich dachte es mir fast!« sagte der menschenfreundliche Hindu. – »Schon glaubten wir kaum noch Euch am Leben zu finden. Aber Brahma der Allgütige war Euch und uns gnädig. Hier Christ, nimm – stärke Dich selbst aber mit Maaß, und laß Irma dieser Armen die Schläfe reiben und ihr einige Tropfen einflößen.«

Er zog aus der Tasche seines Kaftan eine dunkelbäuchige Flasche mit edlem Capwein gefüllt und reichte sie dem Offizier.

Aber so sehnsüchtig das Auge desselben auch auf dieser Labung haftete wies er sie doch zurück.

»Erst sie – dann ich! – Wir haben seit drei Tagen Nichts genossen, als das vom Pestgeruch vergiftete Wasser des Springbrunnens am Grabe der Begum.«

Irma hatte ihrem Vater bereits die Lampe gereicht, kniete neben der geliebten Lehrerin, goß ihr einige Tropfen Wein in den halbgeöffneten Mund und rieb ihr Stirn und Schläfe mit dem kräftigen Getränk. Dann reichte sie dem Offizier die Flasche zurück. »Trink Sahib, Du wirst die Kräfte brauchen.«

Der Babu hatte zugleich aus seinem Gewand einige Stücken weißen Brodes geholt. »Da Sir, tränken Sie es mit Wein – das wird Ihnen vorläufig gut thun, bis wir Besseres für Sie finden; denn wir müssen die Zeit benützen.«

Aber Willoughby nahm sich nicht die, dem Rath des ehrlichen Babu zu folgen, sondern setzte die Flasche an den Mund und trank sie in einem Zug zur Hälfte leer. Dann aß er hastig einige Bissen von dem Brod und fühlte sich nun so gekräftigt, daß er sich fähig erklärte, jeder neuen Gefahr entgegen zu treten.

Auch Marion war von dem Wein und dem Wenigen, was sie genoß, sichtbar gestärkt und das war gut, denn der Babu drängte vorwärts zu geh'n und vor Allem jetzt jedes Wort und jedes Geräusch zu vermeiden.

Es war bei der Enge der Wendeltreppe Richard Willoughby unmöglich, die Geliebte zu unterstützen, aber Dank der Vorsorge des Babu zeigte es sich auch bald als nicht nothwendig, und mit raschem geräuschlosem Schritt stieg die Gesellschaft in die Tiefe.

Nach der Berechnung des jungen Offiziers mußte bereits eine solche erreicht worden sein, die mindestens mit dem Boden des geheimen Schatzgewölbes gleich war, als die Stufen endeten und ein ebner schmaler Gang sich vor ihnen öffnete.

Jetzt blieb der Babu selbst stehen und wendete sich an den Offizier.

»Sahib,« sagte er, – »wir beten zwar einen Gott von verschiedenem Namen an – aber doch glaube ich, daß Bramah, Allah, und Ihr Gott dieselbe allmächtige und allgütige Kraft sind, welche das Weltall erschaffen hat und alle Geschöpfe in ihm. Es giebt schlimme und gute unter den erschaffenen Geistern, wie unter den Menschen, welche die Welt beleben. Die Faringi haben schlimm an uns gehandelt, aber die Fehler und Sünden der Nationen sind nicht die der Einzelnen. Deshalb bin ich gekommen und habe mich hoher Gefahr ausgesetzt, nicht bloß auf die Bitte meiner Tochter, sondern weil das eigene Herz mich trieb den Freveln gegenüber, die mein Auge erblickt, zwei Menschen von schmachvollem Tode zu retten, von denen ich gehört, daß sie gute und rechtschaffen waren, und auch die Rechte Derer gelten ließen, denen Brahma eine andere Farbe der Haut gegeben. Gern wäre ich eher gekommen, Euch Leiden zu sparen, aber es war nicht möglich, unbeachtet in den Palast zu dringen, und wir mußten Eure Rettung dem Willen Lakschmi's, der Gütigen, überlassen. Der Engel von Delhi, dem Irma Eure Noth anvertraut, hatte bestimmt, heute Abend den Versuch zu machen, und die Donner des Himmels haben uns geholfen. Jetzt Freunde, gilt es noch ein schweres Werk, ehe wir Euch für vollkommen gerettet halten dürfen, denn – wir müssen uns in die Höhle der Tiger selbst wagen.«

»Wie verstehst Du das, ehrlicher Babu?«

»Der geheime Zugang zu dem todten Minaret öffnet sich in dem Palast der Begum, den die beiden Führer des Aufstandes, die von Mirut und Cawnpoor gekommen, seit neun Tagen zu ihrer Wohnung genommen haben. Dies und der Umstand, daß der Pöbel am Tage der Erhebung auch mein Haus zu zerstören begonnen, indem er mich einen Freund der Faringi nannte, weshalb ich mich einige Zeit verborgen hielt, war die Ursach, daß wir nicht eher den Versuch machen konnten, Euch zu retten. Der Babu, mein Vater, war der Schatzmeister der Begum von Somroo und wußte um das Geheimniß dieses Ganges. Er hat es vor seinem Tode mir vertraut.«

Der Offizier neigte sich an sein Ohr. »So kennst Du auch das Geheimniß jenes Grabes?«

»Ich kenne es, – ich habe als Knabe selbst den Schlüssel gesehen, den mein Vater auf den Befehl der Begum in die Hand ihrer Leiche verbergen mußte, – aber ich bin nie dort gewesen. Nur das weiß ich, daß wir hier in der Nähe jener Schatzkammer sein müssen, die mein Vater ihr füllen half.«

Der Offizier sah mit steigender Achtung auf den einfachen Mann, dessen Ehrlichkeit mehr als dreißig Jahre lang ein Geheimniß treu bewahrt hatte, dessen Verrath oder Benutzung ihm hätte Millionen einbringen können.«

»Und wohin führst Du uns?«

»Ich habe es Dir bereits gesagt, Sahib – zunächst in den Palast der Begum und wenn Lakshmi mit uns ist, in mein Haus bis es uns gelingt, Euch aus den Mauern von Delhi zu bringen, das sich zur Vertheidigung gegen die Faringi rüstet, wenn sie es wagen sollten, uns anzugreifen.

»Verlaß Dich darauf, ehrlicher Babu, das wird sicher geschehen, oder ich müßte meine Landsleute nicht kennen. Die erste Kunde von dem Aufstand wird Truppen genug aus England hierherführen, denen ganz Indien, wenn es an der Empörung Theil nähme, nicht widerstehen könnte. Ihr könnt uns morden, aber nicht besiegen. Doch laßt uns nicht streiten darum, es sollte mich freuen, wenn ich den Dienst, den Du mir und dieser Dame erweist, später mit meinem Schutz vergelten kann. Es ist nicht um meinetwillen, sondern ihretwegen, wenn ich Dich frage, ob Dein Haus auch eine sichere Zufluchtsstätte bildet, da wie Du selbst sagst, Deine Gesinnung den Rebellen verdächtig ist.«

»Es genießt unbedingter Sicherheit, seit der ›Engel von Delhi‹ darin seine Wohnung genommen.«

»Lady Hunter?«

»Die Gattin des Dechanten, der fern von hier ist auf einer Reise im Audh. Die Lady hat uns zum Palast begleitet und harret unserer Rückkehr. Ueberdies ist die Herrschaft des Pöbels nicht mehr zu fürchten – der Mogul und die Prinzen, so wie die anderen Führer der Erhebung bedürfen unserer Gilde, der Babus von Delhi, und wir haben unsere Sicherheit mit schweren Opfern erkaufte. Der neue Mogul<sup>1</sup> – hat heute die Wechsler und die Kaufleute versammelt, und sie haben sich dazu verstanden, der Armee der freien Indier in Delhi den Sold auszuzahlen.«

Der Offizier schüttelte den Kopf – er begriff nicht, daß die Engländer es erst zu einer förmlichen Organisation des Aufstandes hatten kommen lassen und nicht längst vor Delhi standen. Aber er wollte nicht weiter fragen, um seinen Beschützer nicht mißtrauisch zu machen. Auch schnitt dieser jede weitere Frage ab. »Du wirst das Alles besser erfahren, wenn wir erst in Sicherheit sind. Jetzt nehmt diese Büchse mit dem Saft des Safran und reibt damit Hände und Gesicht. Hier sind Kleider, die wir mitgebracht und die Ihr anlegen müßt ehe wir den Palast betreten können.«

Die Verwandlung ging ziemlich rasch vor sich. Der Offizier legte die ärmliche Kleidung eines indischen Pfeifenträgers an, die Nonne erhielt Mantel und Schleier der Dienerin, als welche sie die Tochter des Geldwechslers begleiten sollte. Als dies geschehen und noch einige Vorsichtsmaßregeln verabredet waren, führte der Babu sie weiter und bald mußten sie wieder eine Anzahl Stufen emporsteigen, bis ihr Führer an der den Gang schließenden Wand forschend stehen blieb, nachdem er die Lampe gelöscht hatte.

Er schien von dem Ergebnis befriedigt und in einer, den beiden Geretteten unwahrnehmbaren Weise öffnete er einen Ausgang, der in einen von den entfernten Lichtern nur sehr unbestimmt erhellten Raum führte, in den sie rasch eintraten.

Erst als sein Auge sich allmählig an dies Halbdunkel gewöhnt, erkannte der junge Offizier, daß sie sich in einer jener künstlichen Felsgrotten befanden, mit denen die Orientalen ihre größeren und kleineren Gärten zu verzieren lieben, eine Art chinesischer Spielerei, die sich durch die Holländer leider auch nach dem Occident fortgepflanzt hat und noch immer selbst so viele deutsche Gärten und Parks lächerlich macht.

---

<sup>1</sup>Die Hindostani hatten den Sohn des alten Großmogul, den Prinzen Mirza dazu erwählt.

Ein weiterer Blick genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß dieser gleichsam zwischen die Steinmassen des Palastes eingestreute Garten sich zwischen dem Palast und dem Mausoleum der Begum befand und einen freien Blick auf die Hauptzugänge beider gewährte.

Die Heftigkeit des Gewitters, den Natur-Ereignissen jener wärmeren Zone entsprechend, hatte bereits sich ausgetobt, der Sturzregen aufgehört und nur in weiter Ferne noch grollten die Donner und leuchteten die Blitze.

Noch immer hielt die Gortschura des Wessirs von Ihansi auf dem Platz des Mausoleums, abgesehen von den Pferden und sich um eine dunkle Gruppe drängend, die auf den Marmorstufen des breiten Unterbaues verweilte. Von der Plattform desselben herab kamen jetzt zwei Männer, denen das Volk ehrerbietig Platz machte, der Mahratten-Sirdar und der Derwisch Sofi.

»Geschwind jetzt – es ist Zeit,« flüsterte der Babu – »Muth und Vorsicht!« und er verließ, gefolgt von seinen Begleitern, den umgitterten Raum des Gartens und drängte durch die Menge.

Wahrscheinlich gerade die Dreistigkeit ihrer Bewegungen entzog sie jedem Verdacht. Die Gruppe auf den Seiten der Plattform umgab eine aus dem Palast herbeigeholte Bahre, auf die man die blutende Gestalt des Wessirs gelegt hatte, an dessen Seite Lady Hunter stand, die Hand des einst so geliebten, jetzt bewußtlosen Mannes in der ihren haltend, während ihre suchenden Beistand flehenden Blicke über die Menge liefen.

»Barmherziger Himmel – wo soll ich einen Arzt finden, der ihn retten kann, wo diese verführten Menschen alle getödtet oder verjagt haben, denen ich sein kostbares Leben vertrauen könnte!«

Auf diese Gruppe schritt der Babu Durjan Saul muthig zu, während von der anderen Seite der Mahratte und der Derwisch sich näherten.

Der finstere Guru blieb an der Seite des so schwer Verwundeten stehen. »Schade um den tapferen Krieger der Rani,« sagte er. »Du bist eine Faringafrau, die man den »Engel von Delhi« nennt?«

»Diese Bezeichnung gebührt mir nicht, ich bin nur eine Freundin aller Leidenden.«

»Aber jener Name hat Dein Leben bisher geschützt, obschon Du der verfluchten Nation angehörst. Wie kommst Du hierher? Was willst Du bei diesem Mann, auf den Gama, die Göttin des Todes, bereits ihre Hand gelegt hat?«

»Ihn retten, wenn er noch zu retten ist. O, daß ich einen Arzt fände! – einen Ort, wohin ich ihn bringen könnte!«

Der Derwisch betrachtete finster den Wunden und seine Beschützerin. »Ich habe gehört, daß der Wessir der Rani kein Faringi ist?«

»Er ist ein Grieche! ich kenne ihn seit vielen Jahren.«

»Ich habe gehört,« sagte der Derwisch, »daß Du bei dem Babu Durjan Sani Zuflucht gesucht hast?«

»Seine Tochter hat mich in ihr Haus geführt, als Ihr die Meinen tödtetet.«

»So bringe Deinen und unseren Freund in das Haus des Durjan Saul; ich werde sehen, daß ich Dir einen Hakim dahin senden kann! Bringt sie ungefährdet in das Haus des Babu in Jehan Abad und sendet ihn selbst zu uns in den Palast, wir haben nöthig mit ihm zu reden.«

»Durjan Saul, weiser Sofi,« sagte der Babu vortretend, »ist bereits hier. Er hat mit seiner Tochter und seinen Dienern diese mildthätige Frau begleitet.«

»Desto besser – laß sie den Wessir nach Deinem Hause schaffen und begleite uns sogleich in den Palast. Es ist schade, daß der König Mirza mit den 49 gefangenen Engländern, die er vor einigen Tagen in seinem Palast hinrichten ließ, auch den fränkischen Arzt tödtete.«

»Ich weiß einen geschickten Hakim unserer Nation,« sagte hastig der Babu, »der namentlich die Wunden zu behandeln versteht, und werde mit Deiner Erlaubniß meiner Tochter den Auftrag geben, nach ihm zu senden.«

»Thue das!«

Der Babu sagte seinem Kinde einige Worte, und winkte den Soldaten, die bereits die Bahre, auf welcher der Wessir lag, aufgehoben hatten, vorwärts zu gehen.

In diesem letzten Augenblick hätte beinahe noch ein unglücklicher Zufall die so weit gelungene Rettung verhindert und alle Theilnehmer in's Verderben gestürzt.

Aus der umgebenden Volksmenge stürzte ein Weib hervor und warf sich vor der Gattin des Dechanten und der Tochter des Babu auf die Knie.

»Du bist eine Heilige, die Christen und die Kinder Hindostans sehen zu Dir empor! Höre das Flehen Aurunga's, welche die Hand der Deinen zwei Mal geschändet hat und nimm den Fluch von mir, der mich der Kaste meiner Väter beraubt und Manakjy, den Liebling meines Herzens, mit Moll, seinem Freunde, aus Delhi gejagt hat!«

Es war in der That Aurunga, die Dienerin des Pensionats, die furchtbare Feindin der unglücklichen Tochter des ermordeten Residenten, die sich ihnen hier in den Weg warf. In den irren, umherrollenden Augen der Indierin lagen die Spuren des ausbrechenden Wahnsinns, und in der That hatten die leidenschaftliche Erregung, die sie zu der furchtbaren Rache an der stolzen Engländerin getrieben und der Umstand, daß eine Hindufrau, welche am Kaschmir-Thor Manakjy mit seinem Elephanten nach der Entdeckung der an ihm verübten Täuschung begegnet war und von ihm den Auftrag dazu erhalten, dem Mädchen seinen Fluch und seine Verwünschungen überbracht hatte, – ihre Sinne verwirrt.

Schreiend, heulend und ihr Haar raufend irrte sie seitdem in den Straßen umher, nach ihren Ausrufungen Miß Frazer suchend, um ihre Vergebung zu erstehen; denn nach dem Glauben der Hindu's kann nur die Hand Dessen, der einen Brahminen entehrt und seiner Kaste damit beraubt hat, oder sein Tod das angethane Uebel wieder gut machen.

Auch das Aeußere des früher so hübschen Hindumädchens war gänzlich entstellt. Der Schlag mit dem Revolver-Kolben des Offiziers, welcher sie an der Gartenmauer des alten Palastes der Prinzessin Dschehanamara zu Boden gestreckt und die Flucht Willoughbys und der Nonne ermöglichte, hatte eine schwere Wunde in ihrem Gesicht zurückgelassen, das hoch aufgeschwollen war. Der Offizier und die Nonne hatten die Schreckliche sofort wieder erkannt, und während der Erstere sich abwandte und zu der Bahre des Verwundeten niederbeugte und Hand anlegte, um nicht erkannt zu werden, hüllte die Französin sich dichter in ihren Schleier, wie sehr es auch ihr gutes Herz drängte, dem Hindumädchen die Vergebung der sterbenden Victoria zu verkünden.

In diesem gefährlichen Augenblick gab ein Kind, die junge Tochter des Babu's, ein neues Beispiel von ihrem Muth und ihrer Geistesgegenwart. Sie drängte sich zwischen die Irre und die Dame, machte das Kleid der letzteren von den Händen des Mädchens los und rief den Trägern zu, sich zu eilen, da jeder Augenblick weiterer Zögerung ihrem Gebieter das Leben kosten könne. Die Männer der Gortschura stießen rauh und unbarmherzig die Wahnwitzige

zur Seite und der Zug setzte sich nach der Dschumna-Moschee in Bewegung, in deren Nähe das Haus des Babu lag.

Hierhin eilte, als sie den Chandy-Choak, den Platz vor dem Palaste, erreicht hatten, Irma mit den beiden Verkleideten voran, um sie so rasch als möglich in Sicherheit zu bringen, und dann die nöthigen Anstalten zur Aufnahme des verwundeten Wessirs zu treffen. Das junge Mädchen begriff, daß die Anwesenheit eines so hochgestellten Offiziers der Rebellen-Armee die Sicherheit ihres Hauses nur erhöhen konnte, wenn sie auch die Zahl der fremden Augen vermehrte. Aber von den Reitern von Ihansi kannte ja Niemand die Beiden, die vorsichtig in der Nähe des Krankenzimmers verborgen sich hielten, und der Jemindar der Reiter, der an Stelle des verwundeten Wessir den Befehl derselben übernommen, hatte auf die Bitte des Babu eine Wache vor das Haus gestellt, die alle lästige Neugier abwies.

Der beste Wächter war außerdem Danilos der Uskoke, der seinen Milchbruder nur selten verließ. Er hatte seine Praua unter der Aufsicht des ehemaligen Boers auf dem Ganges in der Nähe von Cawnpoor zurückgelassen und auf die Bitte Maldrigi's diesen begleitet, als der Wessir bereits am Tage nach dem Ausbruch der Erhebung in Bithoor, von dem Wunsch getrieben, sich Gewißheit über das Leben der Gattin des Dechanten zu verschaffen und zu ihrem Beistand zu eilen, mit der Erlaubniß der Rani nach Delhi aufgebrochen war, das die Verschwörung jetzt als den wichtigsten Punkt des beginnenden Kampfes um die Losreißung von dem englischen Joche betrachten mußte. Dem Nena, als dieser aus seiner Apathie sich endlich wieder aufgerafft und jene blutige Belagerung von Cawnpoor begonnen hatte, war es nicht unlieb gewesen, das scharfe Auge des Mannes fern zu wissen, der seine teuflischen Rachepläne gewiß nicht billigte, sondern einen ehrlichen Kampf gegen den Feind wollte, und er selbst bestärkte durch seine Boten die Rani in dem Entschluß, ihren kriegserfahrenen Offizier einweilen in Delhi zu lassen. Die Eile, mit welcher der Wessir die Entfernung von 200 englischen Meilen von Cawnpoor nach Delhi, quer durch das bereits in voller Empörung stehende Land zwischen den beiden großen Strömen, dem Ganges und der Dschumna zurückgelegt hatte, war nur einem Manne von solcher Energie wie Major Maldigri möglich gewesen, hatte aber Menschen und Pferde so erschöpft, daß sie in der That einiger Ruhe bedurften, und so blieben die Reiter von Ihansi denn anfangs von jeder Theilnahme an den Vorbereitungen zum Kampfe befreit, welche der Derwisch Sofi und der Mahratten-Serdar jetzt, ohne sich viel um die Anmaßungen und Streitigkeiten der Prinzen zu kümmern, energisch in die Hand genommen hatten. Beide waren gewandte und erprobte Krieger genug, um zu begreifen, daß die Engländer so rasch als möglich ihre ersten und kräftigsten Anstrengungen gegen das von ihnen selbst schon stark befestigte Delhi richten würden, um einen so wichtigen Punkt im Norden ihres Gebietes wieder zu gewinnen, von dem aus sie das Pendschab und Sindh beherrschten, und ihre Anstrengungen waren daher auf die Vermehrung der Vertheidigungsmittel und auf die Organisirung ihrer Kräfte gerichtet, die in der That, als endlich nach unnütz verlorener Zeit die englischen Generale am 8. Juni vor die alte Hauptstadt des Reiches rückten und die Belagerung begannen, eine Vertheidigung von länger als drei Monaten ermöglichte.

Die Anwesenheit des Uskokens bei der Tragödie in den Mauern des Grabmals der Begum und seine rasche Hilfe waren es übrigens wohl allein gewesen, denen der Wessir sein Leben zu danken hatte. In den steten Kämpfen und Abenteuern seiner felsigen Heimath hatte Danilos genug Gelegenheit gehabt, sich mit der ersten Behandlung von Verwundungen aller Art

bekannt zu machen, und das improvisirte Tourniquet, das er um die durchschossene Brust des Freundes und Milchbruders legte, hatte die Verblutung des tapferen Kriegers verhindert.

Mit eifersüchtigem Auge bewachte er daher die Vorbereitungen und Handlungen des indischen Arztes, den Irma sogleich zum Beistand des Verwundeten hatte herbeiholen lassen. Indeß war diesmal ausnahmsweise der Hakim ein wirklich tüchtiger und ziemlich aufgeklärter Arzt, der in früheren Jahren selbst in einem Sepoy-Regiment gedient und seinen europäischen Collegen manche Kunstgriffe und Mittel, namentlich in der Behandlung der Wunden, abgelauscht hatte. Es gelang ihm, nach mehreren für den Kranken freilich sehr schmerzlichen Sondirungen, die Kugel des Revolvers zu finden und sie aus der Wunde zu entfernen, und der Balsam, den er der Jahrtausende alten Wissenschaft seiner eigenen Landsleute verdankte, übte den günstigsten Einfluß auf die zwar nicht absolut tödtliche, aber doch höchst gefährliche Verwundung.

Jetzt zunächst war es die aufopfernde Pflege der edlen Frau, welche dem Kranken das Leben erhielt.

Mit einer Aufopferung ohne Gleichen verweilte sie am Lager des Kranken, ihm alle jene zarten Dienste erweisend, welche nur die Hand eines liebenden Weibes so hingebend leisten kann. Kein Schlaf kam in ihre Augen, bis Irma und der Babu sie endlich zwangen, sich auf Stunden zur Ruhe zu legen. – Dann wohl gönnte sie der erschöpften Natur einige Ruhe und theilte sich dann mit dem Uskoken in die Bewachung des Kranken.

Ihre Sorge wurde auch nach anderer Seite hin in Anspruch genommen. Das, was sie erlitten, war zu viel für die Kräfte der jungen Französin geworden und sie fiel schon am anderen Morgen in ein hitziges Fieber, das es nöthig machte, den alten indischen Arzt in's Vertrauen zu ziehen. Indeß, abgesehen von der hohen Belohnung, welche der Babu ihm zusicherte, hatte der alte Mann wirklich ein gutes und mitleidiges Herz und hegte aus seinem langen Verkehr mit den Engländern keinen solchen fanatischen Haß gegen dieselben, wie die meisten seiner Landsleute.

Es waren Tage banger Angst und Sorge, die jetzt folgten, sowohl um das Leben der beiden Kranken, als um eine so leicht mögliche Entdeckung derselben. Mehrmals machte der Babu dem jungen Offizier den Vorschlag, ihn aus der Stadt zu schaffen und bis zu der nächsten Station der Engländer sicher geleiten zu lassen, aber Willoughby verweigerte es auf das Standhafteste, das junge Mädchen, das er bereits als seine Braut und Gattin betrachtete, zu verlassen und wollte lieber jeder Gefahr trotzen. Endlich in den ersten Tagen des Juni erholten sich beide Kranken sichtlich und der indische Arzt rieth, den Wessir jetzt in eine gesündere Luft und unter bessere ärztliche Pflege zu schaffen, und bald ergab es sich durch die vertraulichen Mittheilungen des Babus und des Uskoken, daß die Gelegenheit dazu mit anderen Plänen übereinstimmte.

Der Derwisch Sofi und der Serdar hatten Botschaft von dem Maharadschah bekommen, welcher ihnen den Beginn der Einschließung von Cawnpoor meldete und ihnen eine sichere Gelegenheit zur Fortschaffung des Schatzes der Begum, über den ihm ja als den nach indischer Sitte rechtmäßigen Erben die Bestimmung zustand, darbot; denn in Delhi selbst, auch wenn es glücklich und siegreich einer Belagerung widerstand, konnte derselbe bei der Habsucht des Prinzen keineswegs als sicher gelten. Diese Gelegenheit bestand in der Praua des Uskoken, die auf Befehl des Maharadschah den Ganges hinauf bis Hassanpur gesegelt war und hier zur Aufnahme bereit stand.

Da der Verkehr zwischen Delhi und Mirut noch nicht durch die Ansammlung der englischen Truppen unterbrochen war und die Entfernung zwischen Delhi und dem Ganges an dieser Stelle nur etwa 40 bis 45 englische Meilen beträgt, so konnte es nicht schwer sein, den größten Theil des Goldes und der Juwelen in sicherem Verschuß und unter dem Schutz der treuen Reiter des Wessirs zu dem Flusse zu schaffen und diesen selbst an Bord der Praua zu bringen, die ihn so nach Bithoor und von dort weiter nach Ihansi transportiren sollte.

Dieser Vorschlag war von Tukallah selbst dem Major gemacht worden, und dieser hatte ihn bereitwillig angenommen, da er hoffte auf diese Weise Lady Hunter und die beiden anderen Bedrohten, von deren Anwesenheit im Hause des Babu ihn seine treue Pflegerin bereits unterrichtet hatte, aus Delhi zu retten. Lady Hunter erklärte jedoch, als ihr der Plan mitgetheilt wurde, daß sie nicht wie Lieutenant Willoughby beabsichtigte, sich nach Luknow wenden, sondern den kranken Freund wohin er sich wende begleiten werde, bis sie sich von seiner Sicherheit überzeugt habe.

Es galt nun die Vorbereitungen zu der Abreise zu treffen, und da der Sofi und der Serdar die Nachricht verbreiteten, daß der kranke Wessir auf den Befehl der Rani nach ihrer Residenz zurückkehre, konnten dieselben ohne Gefahr öffentlich betrieben werden. Es wurde beschlossen, daß der englische Offizier unter der Verkleidung eines der Ihansi-Reiter das Haus kühn und offen verlassen und die kleine Französin als indische Dienerin die Lady begleiten sollte.

Während diese Vorbereitungen der Reise offen erfolgten, die Palankine für den Kranken und die Frauen in Bereitschaft gesetzt wurden, hatten der Derwisch und der Serdar ihre heimlichen Maßregeln genommen.

Mit Hilfe des Babu's und zweier Begleiter des Gumru waren während der vorhergehenden Nacht die Reichthümer der Schatzkammer in unscheinbare, aber leicht zu transportirende Kisten und Beutel gepackt worden; die Abreise des Wessirs sollte, wie verkündet worden, am zweiten Morgen nachher erfolgen und der neue König oder Mogul sandte während des Tages zwei der Prinzen, seine Brüder, nach dem Hause des Babu, um den tapferen Krieger zu begrüßen und ihm Botschaften an den Nena und die Rani von Ihansi aufzutragen. Aber in den ersten Stunden der Nacht erhielten plötzlich die Reiter der Gortschura den Befehl durch ihren zum Wessir beschiedenen Jemindar zum sofortigen Aufbruch, der ohne Alles Aufsehen erfolgen konnte, da in dieser heißen Jahreszeit die ganze kleine Truppe ihren Lagerplatz unter den Cedern des Platzes vor dem alten Palast der Begum aufgeschlagen hatte. Ein halbes Dutzend fester, zweirädriger Karren, jedes Gespann von einem der Begleiter Tukallah's geführt, fuhr vor der ehernen Pforte des Grabmals auf und ehe eine Stunde vergangen, war das Gewölbe geräumt und die Kisten und Säcke, die dem Vorgeben nach Munition enthalten sollten, weshalb man die etwa neugierig Herbeikommenden auch durch die ausgestellten Wachen in gehöriger Entfernung hielt, herausgebracht und aufgeladen. Der ganze Streich war so klug berechnet und so rasch und geschickt ausgeführt, daß die ganze Sache fast unbenutzt vorüberging und keinen Verdacht erregte. Selbst als dies am anderen Morgen geschah und die Prinzen über die veränderte Stunde und die Vorgänge des Aufbruchs Auskunft forderten, traten ihnen Tukallah und der Sofi mit dem Märchen von der abgesandten Munition entgegen und wußten sie bei der Gewalt, die beide Führer bereits in der Stadt über das Volk und die Soldaten erworben, derart einzuschüchtern, daß weder der wilde Bukthur noch der schlauere Akhbar Jehan weitere Nachforschungen anzustellen wagten.

Sobald die Karren beladen waren, setzte sich der Zug, umgeben von den Reitern, in Bewegung und nahm seinen Weg nach dem Kashemir-Thor, an dem Hause des Babu vorüber. Hier schien man ihn bereits erwartet zu haben, denn sofort öffneten sich die Thore des Hofes und die Palankinträger erschienen mit ihrer Last, während zugleich ein Reiter sich den Männern der Gortschura anschloß und an die Seite des Jemindar's ritt.

Eine kleine Scene, deren Kenntniß hätte zu Thränen rühren können, hatte sich kurz vorher im Innern des Hofes des Babu ereignet. Als der englische Offizier in seiner Verkleidung, von dem Babu geführt, in den Hof trat, sah er einen Diener in der Entfernung von einigen Schritten ein nach indischer Sitte reich geschirrtes Pferd halten. Daneben stand der Palankin der Lady und an seinem Vorhang die Tochter des Bankiers.

Obschon es Nacht war, blieb Willoughby doch mit einem gewissen Erstaunen auf den Stufen des Hauses stehen und sah auf das Pferd, dessen edle Formen sich aus dem Dunkel hervorhoben. Der junge Cavalerist stieß einen schweren Seufzer aus, sie erinnerten ihn an sein treues Lieblingspferd, das ihn an jenem Schreckenstage durch die Thore des Dauri-Serai in wilder Flucht nach dem Arsenal getragen und das er dann zum letzten Mal erblickt hatte, als es sich, fast im Augenblick der Explosion des Pulvermagazins, mit seinem Reiter, dem wilden Prinzen Bukthur, überschlug.

Da plötzlich wieherte das Pferd laut auf – das edle Thier hatte ein besseres Gedächtniß als selbst der Mensch.

»Gibraltar!«

Mit einem Sprung war der junge Offizier an der Seite seines geliebten Schlachtrosses und begrub sein Gesicht in die Mähnen des edlen Thiers, das den schlanken Hals wendend das feuchte Gebiß an ihn drückte, während die kleine Irma daneben stand und fröhlich in die Hände klatschte. Der tapfere Offizier, der so muthig dem schrecklichsten Tode getrotzt hatte, schämte sich der Thränen nicht, er begriff sofort, wem er diese Ueberraschung verdankte, und feuchten Auges warf er sich in die Arme des alten Geldwechslers und drückte ihn an seine Brust.

»O Freund – gütiger Mann, dem wir unser Leben, Alles verdanken, wie soll ich Ihnen lohnen für so viel Güte!«

»Indem Du die Ueberzeugung mit Dir nimmst aus Delhi's Mauern,« sagte der Wechsler ernst, »daß auch unter dem Turban eine Seele wohnen kann, die ihre Mitmenschen liebt, ohne nach deren Nation und Glauben zu fragen. Christ, wenn jenes Pferd Dich wieder zum Kampf gegen die Hindostani trägt, dann sei menschlich und gedenke, daß alle Menschen die Söhne unseres Gottes sind, auch die fehlenden und irrenden.«

Der wackere Babu, der auf die Bitte seiner Tochter nach dem Pferde des jungen Engländers hatte umherspähen lassen und es an sich gekauft hatte, drängte den Offizier zu dem Thiere und half ihm in den Sattel, denn schon klangen draußen auf den Marmorquadern der Straße die Hufschläge der Reiter und der Thorhüter riß die Pforte auf, um die Träger der Palankine hinaus zu lassen.

Nur wenige Worte und Händedrucke vermochten der Babu und seine Tochter mit den Frauen, ihren Schützlingen und dem kranken Offizier zu wechseln, dann drängte der Jemindar, der seine Instruktionen von diesem erhalten hatte, zum eiligen Weitermarsch und der Zug setzte sich nach dem Kaschemir-Thor in Bewegung.

An diesem harrten seiner bereits der Sirdar und der Derwisch, ihr Ansehen beseitigte alle Bedenken der Wache, und als sie erst gesehen, daß die Reisenden glücklich die Brücke über die Dschumna passirt hatten, befahl der Mahratte, das Thor zu schließen und bei strenger Strafe es für Niemanden vor dem nächsten Morgen zu öffnen.

Der Marsch des kleinen Zuges ging in solcher Eile, als es irgend der Zustand des Kranken und der Thiere und die Kraft der sich abwechselnden Träger erlaubte, nach den Ufern des Ganges weiter. Es war Vormittag 30 Uhr, als sie Hochampur erreichten, wo sie der bereits am Tage vorher vorausgeeilte Uskoke mit der Praua erwartete. Rasch wurden die Schätze der Begum an den sichernden Bord des Schiffes gebracht, für den kranken Wessir ein Lager unter dem Sonnzelt bereitet, die Palankinträger und Karrenführer zurück gesandt und dann theilte sich die Reiterschaar von Ihansi, indem die eine Hälfte den Befehl erhielt, auf dem rechten Ufer des Ganges, die Windungen des Flusses abschneidend, nach Bithoor zu marschieren und dort die Ankunft der Praua zu melden, während die andern mit dem zuverlässigen Jemindar auf dem linken Ufer die beiden Flüchtlinge nach dem Willen des edlen Corfuanners bis in die Nähe von Lukhnow geleiten und dann gleichfalls nach Bithoor oder Ihansi zurückkehren sollte.

Zwischen Männern, wie der wunde Wessir und der junge englische Offizier bedurfte es, obschon Beide jetzt Feinde waren, und der Eine von dem Anderen eine schwere Verwundung erhalten hatte, – keiner langen Erklärungen. Ein Händedruck beim Scheiden genügte, und hat genügt, als sie sich nach langen Jahren voll Strömen Blutes wiedersahen.

Lieutenant Willoughby und seine Verlobte, – die arme kleine Nonne, hatten während der Tage der Krankheit und ihres Zusammenseins im Hause des Babu die Lady einen tiefen Blick in ihr Herz thun lassen und die edle Frau die Gefühle desselben für ihren tapfern Retter bestärkt, und das klösterliche Gelübde ihr als eine gegen Gottes Willen und die Menschennatur streitende Fessel dargestellt, deren Abwerfung jetzt ihre Pflicht sei, um nicht zwei wackere Herzen unglücklich zu machen, – bedurften ihrer Eskorte nur eine kurze Strecke auf dem Wege nach Lukhno. Schon in der Nähe von Budare stießen sie auf die Avantgarden der anrückenden Truppen des General Barnard's, der sofort den Offizier als mit den Vorgängen und den Lokalitäten Delhi's bekannt bei sich behielt und die junge Französin unter hinreichendem Schutz nach Lukhno sandte, wo sie unter dem Schutz der Lady Inglis und später ihrer Freundin der Lady Hunter noch einmal alle Leiden dieses schrecklichen Krieges bei der zweimaligen Belagerung der Residenz durchzumachen hatte, bis endlich am 21. November Sir Colin Campbell in sechstägiger Schlacht die tapfere Garnison befreite und in seiner Schaar Kapitain Willoughby sich zum zweiten Mal die künftige Gattin erkämpfte.

Die Reiter seiner Eskorte hatte der junge Offizier schon bei dem ersten Anblick der englischen Vorposten unter einer reichen Belohnung des Jemindars, wozu ihm der unter so schrecklichen Umständen erworbene Antheil an den hinterlassenen Schätzen der Begum die Mittel bot, entlassen.

Aber auch dem wackern menschenfreundlichen Babu und seiner Tochter sollte er noch Gelegenheit finden, seinen Dank beweisen zu können.

Die Erzählung von der Belagerung und der Einnahme Delhi's gehört der Geschichte an.

Wir haben bereits erwähnt, daß am 8. Juni die ersten englischen Truppen gegen die jetzt von einer Armee von 10,000 Aufständischen wohl vertheidigte Mogulstadt anrückten. General Hevit in Mirut hatte versäumt, nach der glücklichen Unterdrückung der ersten Aufstandsversuche daselbst mit den englischen Regimentern und den treugebliebenen Umballah-Truppen einen Angriff auf Delhi zu unternehmen, der damals gewiß von Erfolg gewesen wäre, und erst den Generalen Barnard und Anson Botschaft gesandt, die mit Sammlung der Truppen bei Kurnaul viel kostbare Zeit verloren.

Vom 8. Juni bis zum 20. September lag die englische Armee vor der jetzt stark befestigten und vertheidigten Stadt. Während dieser ganzen Zeit that Willoughby, zum Capitain ernannt, Adjutanten-Dienste erst bei General Barnards, später bei General Wilson, und einer seiner zuverlässigsten und kühnsten Untergebenen war der Mahoud Manakjy, der sich im Lager der Truppen zu ihm gesellt und mit Moll, seinem Elephanten, direkt unter seinen Befehl gestellt hatte. Das mächtige Thier leistete bei der Belagerung der Stadt die wichtigsten Dienste. Es war als theile der Elephant die Erbitterung des jungen Führers gegen die Mörder seines früheren Herrn, denn der Mahoud, als er die von Lieutenant Willoughby gegebene Erzählung über die an der Tochter des Residenten und den anderen Frauen verübten Scheußlichkeiten gehört hatte, war von einer Erbitterung darüber ergriffen, die selbst den Rachedurst der englischen Offiziere und Soldaten noch weit übertraf. Der Name seiner früheren Geliebten durfte in seiner Gegenwart nicht genannt werden, ohne daß er in die wildesten Verwünschungen ausbrach und für Miß Frazer blutige Rache zu nehmen gelobte. Selbst die Erklärung des Offiziers, daß die unglückliche Engländerin noch im Sterben ihrer grausamen Feindin die Verzeihung einer Christin gewährt hatte, und daß, als er Aurunga bei der Befreiung aus dem Mausoleum der Begum zum letzten Male gesehen, dieselbe sich in einem kaum weniger traurigen Zustande befunden hatte, als ihr Opfer, vermochten den Mahoud nicht milder zu stimmen.

Moll, das riesige Thier, zog und stieß die Geschütze, trug Munition und Faschinen herbei, half die Ausfälle der Belagerten zurückwerfen und wurde bald ein Schrecken derselben. Vergebens richteten diese von den Wällen die Geschütze auf ihn und versuchten die besten Scharfschützen der Sepoy's sich seiner zu entledigen. Die Kugeln trafen nicht oder verwundeten ihn nur leicht und jede Wunde schien das Thier noch wüthender und eifriger zu machen. Moll war bald der Liebling aller Offiziere und Soldaten der ganzen Belagerungs-Armee.

So endlich, nachdem an zwei Stellen in den Mauern von furchtbarer Dicke Bresche gelegt worden, kam der 20. September heran, der Tag, den General Wilson zum Sturm bestimmt hatte. Der Verlust der Engländer war, im Verhältniß zur Zahl ihrer Truppen ungeheuer, denn es fielen bei dem Sturm nicht weniger als 66 Offiziere und 1178 Mann, also fast der fünfte oder sechste Mann. Dennoch gelang es der europäischen Tapferkeit den Sieg über die Uebermacht der Gegner zu gewinnen. Nach einem furchtbaren Blutbad wurde Delhi an drei Stellen zugleich erstürmt, und als die englischen Truppen das Innere der Stadt gewonnen, ließ die angeborene Feigheit der hindostanischen Race jeden weiteren Widerstand aufgeben. Die aufständischen Sepoys flohen trotz der wüthendsten Anstrengungen ihrer Führer in Masse, und wer von den Bewohnern der alten Mogulstadt mitkommen konnte, entwich. Die Verzweiflung der Besiegten war in der That furchtbar. Man sah Männer und Väter ihren jungen Frauen und Töchtern den Hals abschneiden, bloß damit sie nicht in die Hände der ›Faringi-Barbaren‹ fallen sollten! Das Blutbad, das die Engländer anrichteten, war in der

That furchtbar und entsprach dem gräulichen Wüthen der Empörer von Delhi und Cawnpoor, nicht dem Charakter einer christlichen, civilisirten Nation. Aber dieses Volk der kaltherzigen, anmaßenden Krämer-Politik ist von jeher nur eine Schande für Europa und das Christenthum gewesen!

Man konnte sagen, daß man an gewissen Stellen der Stadt, namentlich im Dauri Serai im Blute watete, und was die Plünderung der Engländer in Delhi leistete, hat die Mordthaten der fanatischen, rohen, wilden Indier, die doch nur durch die Schandthaten der über alle Beschreibung hinausgegangenen Tyrannei der ostindischen Compagnie in diesem sonst so sclavischen und demüthigen Volke hervorgerufen waren, vollständig aufgewogen.

Es war ein Schlachten und Morden, wie kaum eine Epoche der rohesten Zeit es je erwiesen. Wo große und blutige Schandthaten die Weltgeschichte schänden, – die englische Nation ist stets dabei vertreten gewesen, in ihrer eigenen, inneren Geschichte, wie in den Kämpfen fremder Nationen. Das englische Gold und die englische ›Zivilisation‹ sind mit Blut besudelt, das keine Prahlerei von Freiheit und Humanität abzuwaschen vermag.

Man hat keinen Begriff von den Schätzen, welche die Plünderung der Stadt zusammenbrachte. In dem Dauri Serai waren durch die Räubereien der Empörer allein 2 Millionen Rupien aufgehäuft. Aber diese Summe war Nichts im Vergleich zu den Schätzen, welche aus den Häusern der reichen Wechsler und Kaufleute zusammengeraubt wurden, durch die nichtswürdigsten Grausamkeiten erpreßt. Es ist eine weltbekannt gewordene Thatsache, daß in den Tagen nach der Eroberung und Plünderung die gemeinen Soldaten die größten Kostbarkeiten, die werthvollsten Juwelen für eine Lappalie in Silbergeld verschleuderten. Ganze Wagenladungen voll solcher Schätze wurden hier, wie später in Lukhno, hinweggeführt und fielen in die weiten Taschen der habgierigen Beamten der Compagnie.

Doch die allgemeinen Thatsachen, welche die Weltgeschichte in ihr ehernes Buch verzeichnet, kümmern uns hier weniger, als die Scenen, welche sich mit dem Schicksal der einzelnen Personen befassen, denen der Leser und Hörer vielleicht ein Interesse abgewonnen.

Capitain Willoughby hatte an der Spitze seiner Compagnie den Brückenkopf an der Dschumna erstürmen helfen und war einer der Ersten, die von dem Kashemir-Thor her in die Stadt drangen. Einen wichtigen Beistand hatte ihm dabei der Elephant mit seinem Mahoud geleistet. Es war, als ob das mächtige Thier und sein Führer unverwundbar wären. Denn unter dem tollsten Kugelregen sprengte es mit dem Anprall seines Gewichts die schweren Ketten, welche die Brücke sperrten und drückte die von den Kugeln der Batterien bereits demolirten mächtigen Thorflügel ein.

Zwei volle Tage dauerte die Plünderung. Am Wüthendsten wurde um das Dauri Serai und um den Palast und das Grabmal der Begum gekämpft. An dem ersteren Ort leisteten die Prinzen, an dem zweiten der Mahratte Tukallah und der Derwisch Sofi mit einer Schaar ihrer tapfersten Leute den heftigsten Widerstand. An beiden Orten hatte auch Capitain Willoughby Gelegenheit zu kämpfen und die Leiden, die er ausgestanden, an den Feinden im offenen Gefecht zu rächen. Er war dabei Zeuge zweier Scenen, die ihm unvergeßlich blieben.

Bei dem Angriff auf das Thor des Dauri Serai war Moll mit seinem Mahoud mitten unter den Soldaten und schien förmlich zu wissen, daß hier seine Thätigkeit in dem Kampf zwischen den Indiern, seinen Landsleuten, und den Engländern, seinen Herren und Ernährern, begonnen hatte, als er den Residenten aus den Mauern des Palastes rettete. Eine Menge Frauen und Kinder hatte sich in die Höfe des weiten Serai gerettet und als die Engländer die

Mauern erstiegen und das Thor erbrochen hatten, flüchteten diese Unglücklichen zwischen den Kämpfenden umher, von einem Ort zum anderen. Das mächtige Thier war wie rasend und die Schläge seines Rüssels zerstreuten die Haufen der Indier und Viele fanden unter seinen plumpen Füßen den Tod.

Plötzlich, während dieser Scenen des Mordens und Kämpfens, hörte man den gellenden Ruf einer Weiberstimme.

»Manakjih! Manakjih! Jai! jaiikar! Tödtet! tödtet!«

Der Mahoud lehnte sich über die durch den Kampfeifer wie Fächer erhobenen und schlagenden Ohren und sah über den Kopf seines Thieres. – Ein Weib mit fliegenden Haaren, mit in Wahnsinn rollenden Augen, das Gesicht verzerrt, in der Hand einen Säbel schwingend, stand in der Mitte eines Haufens auf den Knien liegender Frauen und Kinder. »Manakjy! Treuloser Hindu, Slave der Faringi! Kennst Du Dein Weib? Ich bin es, welche die weiße Miß geschlachtet, die Dir lieber war, als Aurunga, die Tochter Deines Volks! – Mögen dafür die Rakschahas<sup>1</sup> über Dich kommen, wie sie mich verfolgen!«

Die Wahnsinnige führte einen ohnmächtigen Hieb nach dem mächtigen Thier – der Mahoud rief diesem zwei Worte zu.

Im nächsten Augenblicke hatte der Rüssel des Elephanten das unglückliche Weib umfaßt und schwang sie in die Luft.

»Marai!«

Ein Moment lang sah man die zuckende, heulende Gestalt in der Höhe schweben, dann schleuderte sie der Koloß zu Boden auf die blutgetränkten Marmorquadern des Hofes und seine plumpen Füße stampften auf den zerschmetterten Leibern der Frauen und Kinder umher, während er in wilder Siegesfreude seinen schmetternden Trompetenruf hören ließ.

Von diesem Augenblick an nahmen weder das Thier noch sein Führer an dem Kampf weiteren Antheil! –

Capitain Willoughby hatte sich schon vor Beginn des Sturmes, eingedenk seiner Verpflichtung, von General Wilson die Erlaubniß verschafft, das Haus des Babu Durjan-Saul, seines Retters, nach der Eroberung der Stadt durch eine Sauve-Garde vor den Schrecken der Plünderung schützen zu dürfen, und eilte nach der Erstürmung des Kaiser-Palastes dahin, um diese Pflicht zu üben. Aber, obschon er das ihm durch seinen Aufenthalt darin wohlbekannteste Haus mit Hilfe einiger Soldaten in allen Theilen durchsuchte, konnte er nirgends eine Spur des Babu und seiner Tochter auffinden. Auch sämmtliche Diener und Frauen des Hauses mußten während des Kampfes entflohen sein. Er konnte Nichts thun, als eine Wache an den Eingang stellen, welche die Plünderung verhüten sollte, und da gerade Manakjy mit seinem Elephanten vorüber kam, wählte er diesen dazu, überzeugt, daß der Respekt vor dem gewaltigen Thier auch den Kecksten in Schranken halten würde.

Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Annahme bewiesen; Manakjy ist jetzt der Gatte der Tochter des Babu und selbst einer der angesehensten und reichsten Geldwechsler in Kalkutta, wohin er später mit seinem Schwiegervater übersiedelte; Moll lebt noch immer und ist respektirt von Militair und Civil.

Den Capitain rief alsbald seine Pflicht weiter in den Kampf. Der letzte Punkt desselben war, wie bereits erwähnt, der Palast der alten Begum von Somroo.

---

<sup>1</sup>Dämonen.

Der Sirdar, wie der Derwisch Sofi waren unzweifelhaft tapfere und umsichtige Führer und als sie sich von der Feigheit der Sepoy's verlassen und den Weg nach dem Lahore-Thor sich bereits abgeschnitten sahen, hatten sie Beide den Beschluß gefaßt, kämpfend auf ihrem Posten zu sterben, um nicht lebendig in die Hände ihrer Feinde zu fallen. Aber ein Schuß, der dem Mahratten das rechte Handgelenk zerschmetterte, und der unglückliche Zufall des Ausgleitens auf dem vom Blut gefeuchteten Boden ließ Beide nach schwerem Kampfe in die Hände der Sieger fallen.

Capitain Willoughby hatte die beiden Personen sehr wohl als Führer und Leiter des Aufstandes, als die Männer, welche den Schatz der Begum gehoben und in die Hände des Mahara-dscha von Bithoor geliefert hatten, erkannt und nicht die geringste Ursache dies zu verheimlichen. Auf seine Anzeige wurden Beide in schwere Fesseln gelegt und während ihre Wunden auf das Sorgsamste verbunden wurden, so streng bei Tag und Nacht bewacht, daß selbst jeder Versuch eines Selbstmordes ausgeschlossen blieb. Diese Strenge und Aufmerksamkeit steigerte sich womöglich noch, als einer der Gefährten Tukallah's – ein Mitglied jener furchtbaren Mörderbande, die über Indien verbreitet und so lange und eifrig schon von der Justiz verfolgt wurde – um selbst dem Tode zu entgehen, sich zu Geständnissen über die schreckliche Verbindung erbot und den Serdar als eines der Häupter der Würgerbande bezeichnete.

Wir wollen hier gleich bemerken, daß beide Gefangenen bei den späteren Verhören jede Antwort starr verweigerten und ein strenges Schweigen bewahrten, selbst als das Todesurtheil über sie gesprochen wurde.

Auch am anderen und dritten Tage versuchte Capitain Willoughby lange vergebens eine Spur des Babu und seiner Tochter zu finden, bis ihm plötzlich, als er wieder in die Nähe des Palastes der Begum kam, der Gedanke durch den Kopf schoß, ob der Bankier in der allgemeinen Noth und Verwirrung nicht von seiner Kenntniß der Geheimnisse des Palastes Gebrauch gemacht und sich in dem unterirdischen Gange oder dem todten Minaret versteckt haben sollte. Da die Ordnung wieder so weit hergestellt war, daß die Herrschaft der Briten in der Stadt unbestritten blieb und starke Posten auf allen wichtigen Punkten standen, eilte er mit Manakjy und einigen Sapeuren nach dem Garten des Palastes, durch welchen der Babu sie damals aus dem Gefängniß entführt, und obschon er in jener Stunde bei der tiefen Erschöpfung und Aufregung nur wenig auf den Ort Achtung gegeben, gelang es ihm doch, die Grotte aufzufinden, in deren finsterem Hintergrunde sich der verborgene Eingang zu dem unterirdischen Corridor befinden mußte. Aber der Mechanismus, welcher ihn von Außen öffnete, war ihm unbekannt, und als auf alles Klopfen und Rufen kein Zeichen des Lebens erfolgte, war er schon im Begriff, die Nachforschung aufzugeben, wenn nicht eine unerklärliche Ahnung ihn zu weiteren Versuchen getrieben hätte. Die geübtere Hand der Sappeure fand an dem hohlen Klange endlich die Stelle, wo der Eingang sein mußte, und die Hiebe ihrer schweren Aexte zertrümmerten bald das Kunstwerk des geheimen Verschlusses. Mit einer von Manatjy herbeigeschafften Leuchte, den Revolver schußfertig gegen jede Gefahr in der Rechten betrat der Capitain den Gang, aber auch jetzt noch blieb sein Rufen ohne Erwiederung, und mehr um die Scenen seiner damaligen Befreiung sich auf ihrem Schauplatze noch lebhafter in's Gedächtniß zurückzurufen, als noch in einer Hoffnung des Erfolges setzte er seinen Weg fort und stieg die Stufen der Wendeltreppe hinauf.

Schon hatte er fast ihre Höhe erreicht, als ein Ruf des treuen Mahoud ihn aufmerksam machte. Fast auf derselben Stelle, an welcher damals Sœur Marion ohnmächtig niedergesunken war, kauerten zwei Gestalten, jetzt selbst von Angst und der erdrückenden Hitze des engen Raumes halb bewußtlos, den Tod erwartend. Es waren der Babu und seine Tochter, die sich in der That hierher geflüchtet und noch nicht gewagt hatten, den Versteck zu verlassen. Sie hatten das Donnern der Axtschläge, welche den Zugang erbrochen, für das Zeichen gehalten, baß auch ihre Stunde gekommen sei und mit der Apathie der Orientalen sich in den unvermeidlichen Tod gefügt.

Obschon Durjan Sani die Anklage nicht von sich abwälzen konnte, daß er mit den anderen Geldwechslern und Kaufleuten der Stadt die Empörung durch seine reichen Geldmittel unterstützt hatte, kam er doch mit einer sehr geringen Buße davon, da das Kriegsgericht, das jetzt in Permanenz tagte und seine strengen Urtheile fällte, die Rettung des englischen Offiziers und der Gattin des Dechanten als die Beweise seiner wahren Gesinnung gelten ließ.

Diese Urtheile lauteten meist auf Galgen oder Kanone, und jeden Morgen fand eine ganze Reihe von Hinrichtungen statt. Wie die französische Revolution von 1793 die Guillotine erfunden hatte, so gebührte dem englischen Krieg in Ostindien das Verdienst der Erfindung des »Fortblasens«!

Wies doch Lord Ellenborough am 15. Februar des nächsten Jahres (1858) im englischen Oberhause nach, daß seit der Einnahme von Delhi kein Tag vergangen war, ohne fünf oder sechs Hinrichtungen gebracht zu haben, und daß Sir Hugh Rose 149 Aufständische auf einmal habe hängen lassen; ein Morden, das endlich selbst der englischen Regierung zu viel wurde!

Die Nachrichten, die von der Einschließung Lukhno's durch ein Heer von 50,000 Rebellen unter dem gefürchteten Peischwa von Bithoor und den Gräuelszenen in Cawnpoor im Norden eintrafen, konnten wahrlich nicht dazu dienen, die Sorgen des jungen Offiziers um die Geliebte zu beruhigen, aber erst zu Anfang November erhielt er die Erlaubniß, Delhi zu verlassen und sich dem Zuge anzuschließen, den der neue Oberbefehlshaber in Ostindien Sir Colin Campbell nach dem Scheitern des ersten Versuchs General Havelok's zur Befreiung der Garnison von Lukhno noch einmal vorbereitete. Am Tage vor seiner Abreise wohnte er noch der Hinrichtung der Führer des Aufstandes in der Stadt des Großmogul bei.

Vierundzwanzig Galgen waren auf dem weiten Platze vor dem Eingang des Dauri Serai errichtet – davor standen sechs Kanonen aufgepflanzt – der Platz selbst war von einer Doppelreihe englischer Truppen besetzt, um jeden etwaigen Versuch zur Befreiung der Gefangenen zu unterdrücken, denn jene Galgen waren bestimmt, die Prinzen der königlichen Familie von Audh aufzunehmen. Ein gleiches Schicksal sollte die noch übrigen Söhne des 82jährigen Großmogul Akbar treffen und damit die Dynastie Timurs, die freilich längst nur noch ein Scheinleben auf dem goldenen Throne Delhi's geführt hatte, gänzlich beseitigt werden.

Die Trommeln wirbelten, als die Thore des Dauri Serai sich öffneten und der Zug der Verurtheilten heraustrat – es waren ihrer dreißig an der Zahl – sechs davon, darunter die Prinzen Akhbar Jehan und der wilde Bukthur, der Mahratten-Sirdar und der Derwisch Sofi, der noch immer als solcher galt, die zum »Fortblasen« verurtheilt waren, – und die 24 Prinzen von Audh. Die sämtlichen Männer gingen mit einer Ruhe und Entschlossenheit zum Tode, welche nicht verfehlte den tiefsten Eindruck zu machen.

Es war das erste Mal, daß der Derwisch und der Sirdar seit ihrer Gefangennahme sich wieder sahen; der Irländer betrachtete den wilden Häuptling, der mit stoischer Ruhe die Augen starr in die Luft gerichtet neben ihm herging, mit einer gewissen Scheu und Unruhe.

Sie waren die beiden Ersten, die man vor die Mündungen der Kanonen band, den Rücken gegen diese gekehrt.

Jetzt, während die weiteren Vorbereitungen zu der gemeinsamen Hinrichtung getroffen wurden, wandte der Mahratte zum ersten Mal sein Auge mit spöttischem Ausdruck auf seinen Gefährten.

»Mein Freund sieht, wie liebevoll seine christlichen Brüder denken – sie haben ihm nicht einmal einen Priester seines Glaubens bewilligt, um seine Todesstunde leicht zu machen!«

»Ich habe keinen verlangt, und sie wissen nicht anders, als daß sie den Feind ihres Glaubens tödten. Es ist gleich, ob ich als Muselman oder Christ sterbe, wenn es nur als Mann und Feind des verfluchten Englands geschieht. Mein Gewissen ist ruhig, und ruhig trete ich vor meinen Gott, denn ich habe nur vergolten, was sie meinem Volke an fernem Ocean gethan – kein anderes Blut klebt an meiner Hand! – wie an der Deinen. Man hat mir in meinem Kerker gesagt, Du seist ein Thug?«

»Was kümmert das Dich! Bin ich Dir nicht ein treuer Freund gewesen in dem großen Werk? Ich habe getödtet, um zu tödten; denn mein Glaube lehrt mich, daß der Kali alle Opfer willkommen sind, ob Freund oder Feind!«

»Und dennoch ist es gut, daß ich dies nicht vorher gewußt; meine Hand wäre dann vielleicht erlahmt, wenn ich an Deiner Seite focht.« –

»Laß uns nicht streiten Christ und lebe wohl! Tukallahs Seele beginnt ihre neuen Wanderungen und die Bhawani, der ich die Leben geopfert, wird ihren Jünger grüßen und die Wanderungen ihm leicht machen. Was ist an uns Beiden gelegen – das Werk der Vernichtung und der Rache an dem Volk der Faringi bleibt in der Hand eines Stärkeren zurück wie wir sind, und wie diese Hand einst das falsche Weib, das Dein Herz schwach zu machen drohte, der Bhawani zum Opfer brachte . . . «

Das Rollen der Trommeln, welches das Zeichen zum fertig machen für die Execution gab, wurde durch einen wilden gellenden Schrei unterbrochen, der nichts Menschliches mehr an sich hatte. Der bis dahin so ruhige feste Mann, den sie den Derwisch Sofi nannten, riß an den Baststricken der Kanone, daß sie sich dehnten und das schwere Geschütz so auf seinen Rädern schwankte, daß mehre Artilleristen der Bedienungsmannschaft herbeisprangen, es wieder in's Gleichgewicht zu stellen.

»Ungeheuer! – *Lady Georga*<sup>1</sup> – die Schwester Dyce Sombre's Deines Herrn . . . «

Unter den vierundzwanzig Galgen standen die vierundzwanzig Prinzen der Königsfamilie von Audh auf den verhängnißvollen Leitern, und über ihnen die Henker, die ihnen eben die Schlinge um den Hals gelegt – vor den Kanonen hingen in ihren Banden die Söhne des Moguls, Trotz und Haß bis zum letzten Augenblick in ihren Augen, die Verfluchung Englands auf ihren Lippen, und an die Seite der Kanonen traten die Unteroffiziere mit erhobener Lunte, das Auge auf ihren kommandirenden Offizier gerichtet . . .

»Sie war nimmer die Schwester meines Mayadars, nimmer aus dem Blute der Begum« sagte der Thug mit wildem Stolz. »Diese Hand war's, die sie erwürgte in der Nacht, da sie

---

<sup>1</sup>Nena Sahib I. Theil.

das Testament stehlen ließ und Dich bethören wollte. . . Gesegnet sei die Bhawani, die meine Hand führte!«

»Und darum . . . ! Fluch über Dich – Fluch über Alle . . . !«

Der General winkte . . . die Luntten senkten sich . . .

»Feuer!«

Ein sechsfacher Donner erschütterte die Luft unter dem rachsüchtigen Hurrahruf der britischen Soldaten – von den vierundzwanzig Galgen schwankten vierundzwanzig Körper in der Luft und dehnten die Strecke – vor den Mündungen der sechs englischen Kanonen – Nichts – Nichts – leer – an den zerrissenen Enden der Baststricke – ein paar Fetzen blutigen Fleisches, glimmender Lumpen . . .

*Fortgeblasen!!*

Am andern Tage verließ Capitain Willoughby das goldene blutige Delhi!

---

Während der Erzählung des Ioniers hatte der Graf von Lerida lange in tiefe Gedanken versunken gesessen, es war, als beschäftige sein Geist sich mit einem andern Gegenstände. Erst als der Prinz noch verschiedene Fragen an den Griechen über die Verhältnisse und Ereignisse that, schien er aus diesem Sinnen zu erwachen, stand auf und trat an das kleine Fenster, das nach dem Nebengemach führte. Er beobachtete durch dasselbe lange die Gesellschaft, schüttelte dann den Kopf und winkte dem deutschen Offizier, zu ihm zu kommen.

Der neue Capitano des Brigantaggio erhob sich und folgte dem Wink.

»Wie ist's, Signor Riccardo,« sagte der Graf, – »da Sie nach der Versicherung Seiner Hoheit schon in den nächsten Tagen in die Gebirge gehen sollen, kann Ihnen die Sache nicht schaden! Sind Sie ein Freund von einem guten Streich, bei dem sich Ernst und Humor die Hand reichen?«

»Gewiß, Herr Graf, ich bin jung genug dazu. Was soll es sein?«

»Ich habe beschlossen, diesen General Pinelli nicht ungerupft nach Neapel zurückkehren zu lassen. Zunächst bin ich ihm selbst aus Varna her noch einen Denkartel schuldig für einen gewissen Arrest, den er mir zudiktirte – dann aber habe ich, als Ihr würdiger künftiger Kamerad, der Capitano Tonelletto, jene brutale Geschichte erzählte und unser geistlicher Gesellschafter ihm auf das Strengste untersagte, etwas gegen den Mann zu unternehmen, mir im Stillen das Wort gegeben, die Züchtigung in meine Hand zu nehmen und sie ihm, allen politischen Rücksichten zum Trotz dennoch angedeihen zu lassen! Ich muß Ihnen sagen, daß ich ein ziemlich verkehrter und halsstarriger Charakter bin und was ich mir einmal vorgenommen auch durchzusetzen pflege.«

»So wollen Sie den General fordern, an Stelle jenes irischen Offiziers? – Wenn Sie einen Sekundanten brauchen . . . «

»Nichts da – zunächst müssen Sie wissen, daß ein Versprechen mich bindet, mich niemals zu duelliren, wenigstens nicht auf die übliche Weise . . . «

»Aber das bloße Niederschießen wäre offenbarer Mord . . . «

»Ich denke auch nicht daran – sondern an eine passende Revanche! Mein Wort darauf, es soll kein Tropfen Blut fließen, es sei denn etwa in einer kleinen Rauferei mit der Polizei – doch pflegen unsere Papalino's dergleichen gewöhnlich aus dem Wege zu gehen. Also – darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen?«

»Mein Wort darauf! – ich sprach meinen Wunsch schon vorhin aus!«

»Und das war es eben, was mich den Gedanken fassen und Sie einladen ließ, gemeinsam den Streich auszuführen, bei dem Sie keine andere Mühe und Gefahr laufen sollen, als Ihre Morgenruhe einzubüßen, denn um 7 Uhr Morgens muß ich bereits auf dem Bahnhof von Civita-vecchia und Sie sollen in Ihrem Bett im Hôtel – doch wo wohnen Sie?«

»Hôtel Cesarini, Zimmer Numero 27 im zweiten Stock!«

»Bene – Sie sollen zur rechten Zeit dort sein!«

»Ich stehe jeden Augenblick zu Ihren Diensten – aber wollen Sie mich nicht näher mit Ihren Absichten bekannt machen?«

»Noch nicht – es fehlt eben noch der Mann, den ich brauche; aber verlassen Sie sich darauf, für Geld ist in dieser heiligen Stadt Alles mögltch! Und nun, da Signor Fontana noch auf sich warten läßt, lassen Sie uns zu der Gesellschaft zurückkehren und jene Erzählung hören, die uns General Maldrigi von seiner Heldin versprochen hat.«

Er nahm seinen Platz am Tische ein und erinnerte den ehemaligen Wessir der indischen Fürstin an die versprochene Mittheilung über das Ende derselben.

Major *Maldrigi* – oder wie er sich selbst bezeichnete: der ehemalige Capitain *Marcos Grimaldi* sah einige Minuten in das gefüllte Glas, ohne zu antworten, – dann, als habe er sich entschlossen, trank er den dunkelgoldigen Nektar, in welchen, den Anderen unbemerkt, eine schwere Thräne niederrollte, bis zum Boden aus und begann seine Erzählung:

## 2. EIN INDISCHER SCHEITERHAUFEN!

»Ich habe bereits erwähnt, daß am 21. November (1857) Sir Campbell nach sechstägiger blutiger Schlacht die Besatzung der Forts von Lukhnow befreit und mit sich fortgeführt hatte. Aber hinter seinen Kolonnen hatten der Nena und andere Führer des Aufstands die Hauptstadt des Audh aufs Neue besetzt und befestigt, und trotz des Falles von Delhi, trotz der unerhörten Grausamkeiten der Engländer, und trotz des Verraths und der Zwistigkeiten, die durch englisches Gold und englische Intriguen jetzt in den Reihen der Indier einrissen, – loderten überall noch die Flammen des Kampfes gegen das aufgezwungene britische Joch.

Ungeachtet aller Anstrengungen und der großen Truppensendungen Englands würde die Herrschaft der ostindischen Compagnie schwerlich wieder zu einer vollständigen Unterjochung Indiens gelangt sein, wenn der schlaue Palmerston nicht das einzige Mittel angewandt hätte, das die Erbitterung der Indier – die selbst unterliegend, gefangen und verurtheilt, muthig zum Tode gingen! – mindern konnte: der Antrag auf Aufhebung der Regierungsrechte der ostindischen Compagnie, jener Gesellschaft von Blutsaugern, die das geduldige indische Volk zur Verzweiflung gebracht hatte. Obschon es anfangs den einflußreichen Mitgliedern der Compagnie im Parlament gelungen war, diese Bedrohung ihrer Privilegien abzuwenden und das Ministerium Palmerston im Februar Achtundfünfzig zu stürzen, sah doch auch das darauf folgende Tory-Ministerium Derby ein, daß dies der einzige Weg zur Beruhigung Indiens wäre, und so wurden in der That die ostindische Compagnie am 1. September aufgelöst und eine allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Anführer für Alle verkündet, welche bis zum 1. Januar (1859) die Waffen niederlegen würden.

Lukhnow war am 10. März von den Engländern erobert worden. Doch zählte das Heer des Nena und seiner Gefährten noch immer hunderttausend Krieger, während die Engländer im Juni dieses Jahres von 84000 Mann auf 30000 zusammengeschmolzen waren. Wenn ich mich

recht erinnere, war es vor der Wiedereroberung von Lukhnow, wo ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, Signor Conte?»

»Oh ja – wenn Sie es so nennen wollen, daß Sie mich der Gefangenschaft eines mit den Briten verbündeten Fürsten entrissen und mir die Mittel gaben, unerkannt nach Bombay zurückzukehren.«

»Der indische Krieg war kein Feld für Amateur's wie Sie, Signor. Wer dort kämpfen wollte, mußte das Gefühl eines berechtigten Hasses in sich tragen und an Thaten gewöhnt sein, die das Blut in den Adern erstarren machen.«

»Es war eine tolle Idee meines Onkels, mich als Soldaten der Freiheit und Revolution diesen gelben Narren zu Hilfe zu senden, die ihre hübschen Weiber auf den Scheiterhaufen schicken. Mit Ausnahme der schönen Königin von Ihansi, die noch braun genug war, wie eine ungeröstete Kaffeebohne, hab' ich ohnehin dort nicht viel hübsche Weiber gesehen. Mein Onkel war ein Narr und ich ein noch größerer, daß ich mich an den Ganges schicken ließ – meinem Vetter *Walpole* hätte er es sicher nicht geboten. Zum Glück sah ich meine Thorheit bald ein und machte deshalb von Ihrer Hilfe Gebrauch. Bei dem parsischen Bankier in Bombay, an den mein Oheim mich adressirt hatte, fand ich überdies die Nachricht von seiner Ermordung am Tage der Hinrichtung Orsini's in Paris, und hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den nächsten Dampfer nach Suez zu benutzen und Schmuggler in der Bay von Biscaya zu werden.«

»Das sind Abenteuer, deren Erzählung Sie uns nicht schuldig bleiben dürfen, Signor Conte,« sagte der Prinz.

»Ich würde fürchten, Euer Hoheit zu ermüden und den Herrn Abbé erröthen zu machen,« meinte der Spanier. »Lassen Euer Hoheit uns lieber hören, wie es der schönen Amazone von Ihansi ergangen ist, der ich die Ehre hatte, damals durch die Güte dieses Herrn flüchtig vorgestellt zu werden. – Ich habe sonst in dergleichen einen ziemlich scharfen Blick, Kapitain Grimaldi, und glaubte, Sie einmal als Fürst von Ihansi begrüßen zu sollen.«

Der Ionier senkte finster die Stirn. »Ich habe versprochen, das Ende einer hochherzigen Frau zu erzählen, Signor – lassen Sie mich das Versprechen nicht bedauern. – Nach meiner Verwundung in Delhi durch die Hand des jungen Engländers, von dessen Besuch in der Schweiz ich eben komme, lag ich mehre Monate krank in Ihansi, und nur der aufopfernden Pflege der Rani und des Freundes, der vom Schicksal selbst hart geprüft und gebeugt zu meinem Krankenlager als Arzt zurückkehrte, danke ich wahrscheinlich mein Leben. Er hatte, wie so Viele und auch ich in diesem entsetzlichen Kriege sein Theuerstes verloren und wollte das Land verlassen. Sie kennen ihn, denn er begleitete Sie auf dem Weg nach Bombay.«

»Sie meinen Doctor *Clifford* oder *Walding*? Ich muß gestehen, er war ein ziemlich trauriger Gesellschafter und ich bedauerte es wenig, als er in Bombay zurückblieb, um, wie er vorgab, nach der arabischen oder afrikanischen Küste zu gehen.«

»Doctor *Walding*?« frug der Graf Boulbon. »Ein deutscher Arzt?«

»Ich glaube! das Einzige, um was ich den Misanthropen, der nicht einmal zum Sprechen über seine Abenteuer in Indien zu bringen war, beneidete, das waren die zwei prächtigen Ringe, die er trug, einen schwarzen Diamanten von so schönem Feuer, wie ich selbst bei den Juwelen der Königin Isabella nicht gesehen, und einen großen kostbaren Rubin.«

»Er erhielt sie aus den Händen zweier Frauen, die in der Geschichte des indischen Krieges keine kleine Rolle gespielt haben,« sagte der Ionier: »den Diamanten von Mahe Tschund, der beraubten Königin von Lahore, als er ihre einzige Tochter von dem Biß einer giftigen Schlange rettete, – den Rubin von Xaria, der edlen Rani von Ihansi zum Dank, daß er ihr dies werthlose Leben erhalten, das ich nicht einmal in ihrem Dienste opfern durfte.«

»Dann ist es richtig, wie ich vermuthete,« sagte der Franzose, – »ich erinnere mich, den fränkischen Arzt im Zelte des Königs Theodor zwei solche Ringe tragen gesehen zu haben, und auch der Name stimmt: Doctor Walding.«

Der Ionier faßte lebhaft seine Hand. »Ich zweifle keinen Augenblick – er ist es. Ich bitte Sie dringend, erzählen Sie mir von ihm! Er ist ein treuer und braver Freund, und seit fast drei Jahren habe ich nicht wieder von ihm gehört.«

»Er wäre wahrscheinlich mit mir in diesem Augenblick hier, wenn ihn nicht ein thörichter Streit noch in den Wüsten Nubiens zurückgehalten hätte. Wie ich Ihnen bereits sagte, war er der Leibarzt des König Theodor von Abessynien geworden, mit dem wir in der Bucht von Arkiko zusammentrafen. Aber er hat den Negus verlassen und sich einem Theil meiner Reisegefährten von China her angeschlossen, die von Arkiko aus ihren Weg durch die Wüste zum Nil genommen haben, um auf diesem stromabwärts nach Cairo und Alessandrien zu gehen. Nannten Sie, Herr Graf, nicht vorhin den Namen: Walpole?«

»Zu dienen Monsieur – es ist der Familienname eines Vетters.«

»Und dieser Vetter heißt?«

»*Lord Frederik Walpole*, Viscount von Heresford, als der Erbe der Pairschaft unseres gemeinsamen Oheims, der, wie ich bereits erwähnte, im Frühjahr Achtundfünfzig in Paris ermordet wurde.«

»Es ist richtig: Lord Frederik Walpole erhielt die Erlaubniß des General Cousin de Montauban, auf dem ›Veloce‹ in der Peiho-Mündung sich mit uns einzuschiffen und die Fahrt nach Suez zu machen. Er befand sich in der Gesellschaft einer jungen Sibirierin, einer russischen Fürstentochter und eines deutschen Gelehrten. Ich glaube, es war etwas Eifersucht auf die Gunst dieser eben so schönen als originellen Dame, welche einen Streit zwischen meinem Freunde und militärischen Begleiter der mir gewordenen Mission herbeiführte und den Lord, Ihren Vetter, veranlaßte, den ›Veloce‹ in der Bucht von Arkiko zu verlassen und den Landweg nach dem Nil einzuschlagen.«

»Aber die junge Dame, die russische Fürstin? Sie sagten ja wohl, daß sie jung und schön sei?«

»Gewiß, sehr schön, und soviel ich von ihren Schicksalen hörte, eine Waise von abenteuerlichem Charakter, die von ihren Großvätern, einem alten, seit 1812 in den Schneefeldern Sibiriens am Lena hausenden Franzosen und einem alten Tungusen-Häuptling, Ihrem Vetter und seinem Begleiter anvertraut wurde, um sie nach Europa zu führen, dort ihre Rechte geltend zu machen. Die Fürstin Wéra Wolchonsky und ihre – Zofe, eine junge Chinesin, hat sich dem Zuge Ihres Vетters angeschlossen, ohne daß ich es verhindern konnte, und – wie ich leider argwöhnen muß – werden die Gefahren, die sie erwarten, nicht gering sein, denn der wilde König Theodor läßt sie aus irgend einer mir unbekanntem Ursache verfolgen, und diesen Verfolgern hat sich unbesonnener Weise mein Kamerad, Lieutenant de Thérouvigne angeschlossen, derselbe, der mit Ihrem Vetter Streit gehabt, und dessen Forderung Lord Walpole zurückgewiesen haben soll.«

»Nach einem Gelöbniß, das wir unserem Oheim machen mußten!« sagte der Spanier. »Aber Sie, Monsieur le Comte, Sie konnten die junge Dame den Gefahren überlassen?«

Der französische Offizier richtete sich etwas beleidigt gegen den unbesonnenen Frager. »Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, mein Herr, daß ich keinerlei Gewalt über die Dame und ihre Begleiter hatte. Lieutenant de Thérouvigne hat die Mission heimlich verlassen, und da ich den strengen Befehl des Generals *en chef* habe, ohne jeden irgend zu vermeidenden Aufenthalt nach Paris zu gehen und meine Depeschen zu überbringen, habe ich nur drei Tage auf der Rhede von Arkiko zubringen können, bis ein anderes Schiff nach Suez bereit war, und dann meinen Weg ohne den Lieutenant de Thérouvigne, der als ›erkrankt‹ an Bord gemeldet war, fortgesetzt. Wie Sie bei dem Herrn Herzog von Grammont hörten, habe ich nicht einmal in Alessandria einen französischen Dampfer nach Marseille abgewartet, sondern die erste Gelegenheit zur Abfahrt über Brindisi benutzt!«

»Ich finde,« sagte Graf St. Brie, »obschon ich kein großer Freund der napoleonischen Disciplin bin, daß Herr von Boulbon sehr richtig gehandelt hat. Wenn der Herr Graf von Lerida solche Besorgniß für eine abenteuernde Schöne hat, nun so hindert ihn ja Nichts, seinem Vetter in ihrer Vertheidigung zu Hilfe zu kommen und eine Excursion nilaufwärts, ihnen entgegen, zu unternehmen, ehe er, ohnehin etwas spät, seinen Degen für König Franz in den Abruzzen zieht.«

»Die Sie im Begriff sind zu verlassen, Herr Marquis.«

Der französische Legitimist wandte sich rasch gegen ihn. »Wenn ich nicht irre, hatte ich vorhin Gelegenheit zu hören, daß Sie und Ihr Herr Vetter nicht die Gewohnheit haben, für Ihre Worte Rede zu stehen.«

Eine leichte Röthe überzog das Gesicht des Spaniers. »Sie selbst, Monsieur le Marquis, geben mit Ihrer Abreise den Beweis, daß ein Mann sein Wort halten muß, wie schwer es ihm auch ankommen mag, und ich glaube, wir haben Beide wohl Proben unseres Muthes genug abgelegt, damit kein Zweifel darüber bleiben kann, warum wir nach Frankreich zurückkehren und warum ich oder mein Vetter die Bravade eines Duells verschmähen müssen. Ich wollte dem Herrn Capitain Boulbon in keiner Weise mit meiner Frage zu nahe treten und bitte um die Erlaubniß, mir nachher noch einige speciellen Notizen über den Weg einholen zu dürfen, welchen mein abenteuernden Vetter mit den bewußten schönen Damen eingeschlagen hat. Denn in der That, der Wink des Herrn Marquis, daß ich ihnen entgegen gehen möchte, hat etwas Verlockendes. – Nun Signori, ich bin ein Mann von raschen Entschlüssen! lassen Sie mich rechnen – zunächst also: eine kleine *Affaire à la Chicot* – Sie haben gewiß die ›Fünf- undvierzig‹ des Herrn Alexander Dumas gelesen! – nun gut, rechnen wir einen halben Tag! – dann die Honneurs für Se. Ehrwürden hier . . . «

»Signor Comte!«

»O – keine Besorgniß – ich kann discret sein! also der morgende Tag gehört der hohen Politik! Dann aber – da der Brigantaggio es nicht zu eilig zu haben scheint! – bin ich mein freier Herr – also sagen wir: übermorgen Punkt 11 Uhr, nach Ankunft des Bahnzuges von Rom wird meine Yacht die ›Victory‹, Capitain Jones Waterford, im Hafen von Civita-vecchia bereit sein, die Anker zu lichten und mich und die Caballero's, welche mir die Ehre ihrer Gesellschaft auf einer Nilfahrt erweisen wollen, nach Alessandria und Cairo zu bringen! Mein Ehrenwort zum Pfande, daß binnen hier und sechs Tagen Juan de Lerida an den Pyramiden auf Ihr Wohlsein sein Glas leeren wird – es müßte denn sein –«

»Nun?« fragte der Prinz lachend.

»Daß Seine Eminenz der Herr Cardinal Staatssecretair, Ihr Vetter, würdiger Capitano, es sehr dringend hätte, mich zum König von Spanien ernennen zu lassen, wogegen ich mich verpflichten würde, Sr. Majestät dem Könige Vittorio Emanuele, obschon er als Grundherr von Roccabruna mein Landesherr ist und ich Gelegenheit gehabt habe, ihm meine größte Opferwilligkeit zu beweisen, sofort den Krieg zu erklären und die Herren Cialdini und Garibaldi aus Neapel zu jagen!«

»Sie sind voll übermüthiger Laune, Herr Graf! – der Wein unserer Wirthin ist in der That feurig genug!«

»Bitte um Entschuldigung, Hoheit, – da aber meine Candidatur für den spanischen Königsthron jedenfalls mehr Aufschub verträgt, als die Gefahr meines Veters, des sehr ehrenwerthen Lord Frederic Walpole, so werde ich jedenfalls diesem den Vorzug geben und übermorgen auf dem Weg zum Nil sein!«

Der Grieche reichte ihm die Hand über den Tisch. »Und ich, Graf – denn ich kenne Sie genug, um zu wissen, daß Ihnen der Entschluß Ernst ist, – werde Sie begleiten, wenn Ihnen dies genehm. Ein Freund und Gefährte, wie jener deutsche Arzt mir war, soll von Marcos Grimaldi nicht sagen, daß er von seiner Gefahr gehört und gezaudert habe, sie zu theilen. Nur sollen Sie mir versprechen, auf dem Rückweg aus Aegypten mich an den Küsten von Corfu zu landen!«

»Der Henker hole den Weg nach Frankreich,« meinte der Marquis, »mit der trüben Botschaft, die ich dahin zu bringen habe, komme ich immer noch zeitig genug! Wenn Sie mich mitnehmen wollen, Herr Graf – ich bin Ihr Mann!«

»Von Herzen willkommen!«

»Meine Herren, meine Herren!« rief der Prinz, »es scheint, Sie wollen uns die Zeit der Tafelrunde des Königs Arthur zurückführen, als seine Ritter auf Abenteuer zogen für Ehre und schöne Frauen-Augen. Ich komme mir ganz kläglich vor, hier zurückbleiben zu müssen und nur in der Erzählung und guten Wünschen an Ihren Thaten Theil nehmen zu können. So bitte ich wenigstens Signore Grimaldi, mich nicht um die Fortsetzung der seinen zu bringen.«

»Euer Königliche Hoheit haben die Gnade zu vergessen,« sagte Don Juan höflich, »daß Sie – während wir Jeder mehr oder weniger unsere eigenen Ziele und Launen verfolgen – das erhabenste Beispiel aufopfernder Treue für den König, Ihren Bruder, und den legitimen Thron gegeben haben. Aber ich selbst bin sehr neugierig auf das Schicksal der edlen Rani und zu erfahren, wie unser Freund selbst den Kugeln der Faringi entgangen ist.

Der Ionier nahm auf die Bitte der ganzen Gesellschaft seine Erzählung wieder auf.

»Vom Herbst des Jahres siebenundfünfzig bis zum Sommer des nächsten Jahres nahm ich mit dem kleinen Heer der Rani an verschiedenen Zügen und Gefechten Theil und suchte in der Zwischenzeit oder, wenn die Rani, was nicht selten der Fall war, selbst die Züge leitete, die Befestigungen von Ihansi zu verstärken, um für jeden Ausgang des Kampfes meiner Gebieterin die Herrschaft ihres Erbes zu sichern, denn mit immer größerer Grausamkeit wurde der Krieg geführt.

Zweimal während dieser Zeit wurden von dem Gouvernement Versuche gemacht, die Rani auf die Seite der Engländer zu ziehen und beide Male war der Bote ein mir bekannter Offizier, der Major *Delafosse*, dem ich nach der Metzerei von Cawnpoor Gelegenheit gehabt hatte, Schutz zu gewähren und die Rückkehr zu den Seinigen zu ermöglichen. Beide Male brachte er

mir Nachricht von theuren Freunden, dem Dechanten Hunter und seiner Gattin, dem »Engel von Delhi«, die mich nach meiner Verwundung in Delhi nach Ihansi begleitet hatte, statt mit Capitain Willoughby und seiner Verlobten sich zu ihren Landsleuten zu flüchten, und die alsdann von der Rani Xaria nach Lukhnow gesandt worden war, wo ihr Gatte verweilte.

Ich schrieb diese Nachgiebigkeit des englischen Gouvernements gerade gegen die Regierung des kleinen Ihansi theils der unverkennbaren Bewunderung des englischen Offiziers, der jetzt im Stabe Sir Campbells diente, theils den Plänen eines Teufels in Menschengestalt, der viel zu dem so blutigen Ausbruch der Revolution beigetragen hatte, des früheren Residenten von Ihansi, Major Rivers zu, und wußte damals noch nicht, daß noch eine andere Hand über mir und der edlen Xaria wachte.

Beide Male wurde von dieser der Antrag mit Entrüstung zurückgewiesen, das letzte Mal selbst gegen meinen Rath, denn ich sah leider trotz dem riesigen Verlust der Engländer, daß sie bei dem Zwiespalt der indischen Führer, der sich nach der Hinrichtung des Machratten Tukallah und des Derwisch Tantiah Topi oder vielmehr des Kapitain Ochterlony immer verderblicher breit machte, schließlich doch den Sieg davon tragen würden.

Im Sommer Achtundfünfzig hielten sich die Kämpfer der indischen Freiheit nur noch in Audh. Es war gegen Ende August, als die edle Rani Xaria nach langem Widerstand gegen die andrängenden Engländer sich nach dem stark befestigten Ihansi zurückziehen mußte, das nunmehr von der englischen Uebermacht umzingelt und belagert wurde.

Das Kommando der Truppen führte Oberst Rivers und er hatte dies, wie ich später hörte, als besondere Belohnung der geleisteten Dienste verlangt. Bei den schweren Verlusten, welche die englische Armee auch an höheren Offizieren in dem mörderischen Kriege durch das Schwert der Feinde und die Todessense der Cholera und anderer Krankheiten erlitten hatte, und da der ehemalige Resident von Ihansi das Terrain am Besten kennen mußte, war es ihm leicht geworden, dies Kommando zu erhalten.

Sie können sich denken, daß die Belagerung von dem rachgierigen Manne mit der größten Energie betrieben wurde. Aber ebenso tapfer war die Vertheidigung. Nicht allein die wohlgeübten Krieger der Rani vertheidigten die Wälle und Thore der Stadt, jeder Bewohner derselben wurde zum Helden im Kampf gegen die verhaßten Faringi und achtete sein Leben genug, wenn es galt, dem Feinde Nachtheil zu bringen.

Die Rani schien sich zu vervielfältigen – an jeder schwer bedrohten Stelle konnte man die Federn ihres Silberhelms wehen, ihren Säbel blitzen, ihren ermuthigenden Zuruf durch das Toben der Schlacht erschallen hören.

In den europäischen Kriegen spielt natürlich die weithin treffende Artillerie die Hauptrolle; anders ist es in den Kriegen Asiens. Dort ist der Säbel, die Streitaxt und die Lanze, höchstens die Flinte und Pistole die Waffe des Kampfes, und die persönliche Tapferkeit oder die Uebermacht giebt den Ausschlag. Noch mehr als an andern Stellen war das bei Ihansi der Fall, da seine hohe isolirte Lage der Anwendung der Artillerie nur wenig Anhalt bot.

Nach zehn tapfer abgeschlagenen Stürmen war es endlich den Engländern gelungen, auf einer dem Thor von Calpi gegenüber liegenden Berge eine Batterie zu errichten, welche die tapferste Vertheidigung der Stadt bald überwand und die Rani zwang, sich in ihre Felsenburg zurückzuziehen.

Von deren Mauern herab hörten wir den Jammerruf der Bewohner während der zweitägigen Plünderung der britischen Truppen, die weder Alter noch Geschlecht verschonte.

Am dritten Tage wandte sich die Wuth des Feindes gegen unsern Zufluchtsort, fast den letzten Hort der Freiheit Indiens.

Die Gortschura der Rani, deren Führer ich zu sein die Ehre hatte, war in den blutigen Kämpfen bereits um mehr als die Hälfte geschmolzen – aber die tapferen Krieger hatten geschworen, sich lieber, mit ihrer edlen Herrin unter den Trümmern ihrer Veste zu begraben, als sie zu verlassen. Ich denke jeder Stunde jener Lage, jedes Kriegers, der mit seinem Blute diese Felsenmauern vertheidigte und vor Allem ihrer, der Tapferen und Unerschütterlichen, die von Posten zu Posten ging, oft selbst die wenigen Geschütze richtete, welche die Veste besaß und an dem Thor und auf den Mauern mehr als einmal im wildesten Handgemenge ihren Stahl das Blut ihrer Feinde trinken machte.

Ich habe heute Gelegenheit gehabt, Signori, Ihre Heldenkönigin, zu sehen, die so muthig viele Monden lang an der Seite ihres Gemahls die Gefahren der Belagerung von Gaëta getheilt hat, – und ich gedachte unwillkürlich der hohen Fürstin, meiner Herrin, wie sie im gleichen Kampf für ihr Recht gestanden hat. Gott hat das Leben Ihrer tapfern Königin erhalten und sie aus den Trümmern von Gaëta in den Schutz des ewigen Roms geleitet, – die Rani von Ihansi hat ihr Leben gelassen unter den Trümmern ihrer Stadt und Nichts, Nichts von ihr ist geblieben den treuen Freunden, als die Erinnerung an die Hohe und Edle.

Was ich Ihnen jetzt hier erzähle ist, wie Sie sogleich hören werden, nur zum Theil Selbsterlebtes. Das Wichtigste weiß ich nur aus den Mittheilungen Anderer und den Abschiedsgrüßen zweier Freunde, die der Tod vereint hat in einem gewaltigen Grabe.

Es konnte weder der Rani noch mir verborgen sein, daß die Tage unseres Widerstandes auch in dieser Felsenveste gezählt waren.

Mit ernstem Antlitz, die Falte zwischen den hochgeschwungenen Brauen dräuend zusammengezogen, schritt die Heldin durch die Mauergänge, die Höfe und Gemächer der Burg oder berieth mit mir, wie der Widerstand noch länger fortzusetzen wäre, bis es vielleicht dem Nena, an den sie schon zwei Mal Botschaft um Beistand gesandt hatte, gelingen könne, Ihansi zu entsetzen.

Ich selbst setzte wenig Vertrauen auf den Erfolg dieser Botschaften und die Hilfe des grausamen Maharadscha von Bithoor. Ich hatte mich bereit gemacht, mit dem Säbel in der Hand in der Vertheidigung meiner Königin zu sterben, und die Rani wußte es.«

Wir nehmen den Faden der Geschichte des tapfern Condottiere mit dem Recht des Schriftstellers zu einer lebendigeren Darstellung, als die Bescheidenheit oder die Rücksichten des Selbsterzählers erlauben, hier auf.

Es war am zehnten Tage der Belagerung, als die Rani ihrem Wessir winkte, ihr in ihr Gemach zu folgen. Eine große Bewegung hatte sich am Morgen in dem Lager der Bedränger gezeigt, ein zahlreicher Zuzug englischer Truppen mit zwei schweren, von Elephanten gezogenen Belagerungsgeschützen war vor den Thoren der geplünderten Stadt angelangt, man hatte von der Höhe der Mauern den Residenten mit seinen Offizieren den Ankommenden entgegenziehen und den an ihrer Spitze reitenden Führer ehrerbietig begrüßen sehen, woraus Maldigri schloß, daß ein dem Range nach höherer Offizier als Oberst Rivers eingetroffen sein mußte; mehre Palankins hatten den Zug begleitet und neun Zelte waren jenseits der Stadt außer dem Bereich der Geschütze der Burg aufgeschlagen worden.

Dies Alles hatte die Fürstin mit ihrem Wessir in Augenschein genommen und sie betrat jetzt ihr Gemach, mit dem Getreuen sich zu berathen.

Ein Wink gebot ihm, auf dem Divan ihr gegenüber Platz zu nehmen.

»Lakschmi, die Göttin des Glücks,« sagte die Rani, »verhüllt ihr Antlitz in Wolken. Was denkst Du über die Vermehrung unserer Feinde?«

»Die Zahl der Soldaten würde uns wenig kümmern, Hoheit,« sagte der Wessir – »aber ich habe gesehen, daß sie zwei Bomben-Mörser mitgebracht haben, welche die Kugeln im Bogen werfen. Deine Hoheit hat gesehen, daß selbst die Kanonen der Faringi uns nicht viel anhaben konnten, da der Weg zum Thor der Burg sich seitwärts windet, und ihre Kugeln von unten her das Thor nicht erreichen können, und jenes Plateau, auf dem sie ihre Kanonen aufgestellt haben, zu weit entfernt ist, um im geraden Schuß uns schwer zu schädigen. Aber das wird anders sein, wenn es ihnen gelingt, die beiden Geschütze von schwererem Kaliber dorthin zu bringen – ihre Kugeln müssen die Mauern zerstören, und die Bomben, wenn es ihnen erst gelungen, die richtige Distance zu finden, werden bald von obenher Alles zerstören. Du kennst die Gewalt dieser Geschosse nicht.«

»Möge die Kali Alle verderben, die sie gegossen und hierher gebracht haben. Marcos, mein Freund, Du sollst Dein Leben nicht an ein verlorenes Weib hängen, der Dein Herz verschlossen geblieben ist, obschon Du sehen mußt, daß das ihre an Dir hing, bloß um eines leeren Wortes willen. Xaria, die Rani von Ihansi, der Du so lange treu und tapfer gedient, entbindet Dich Deines Schwurs – Du bist von diesem Augenblick an nicht mehr der Führer meiner Tapferen – Du wenigstens sollst dem Verderben entgehen und fliehen, ehe es zu spät ist!«

Der Ionier erhob sich und trat vor die schöne Frau, deren Auge finster an dem Boden hing, während sie mit der Spitze ihrer Säbelscheide Figuren darauf schrieb.

»Was berechtigt die edle Rani von Ihansi, gering von einem Manne zu denken,« sagte er ernst, »der ihr bisher treu und redlich gedient hat? Bei Männern von Ehre ist es nicht Sitte, feig ihren Kriegsherrn zu verlassen, wenn die Nacht des Unglücks über ihn kommt, bloß um das eigene Leben zu retten. – Laß uns, ehe sie ihre Kanonen und Mörser aufgestellt haben, diese Nacht mit unseren letzten Tapferen einen Ausfall thun, ihr Lager angreifen und uns durchzuschlagen versuchen. Die noch übrigen Männer Deiner Gortschura werden Dich in ihre Mitte nehmen und sie werden sterben zu Deiner Vertheidigung oder zu Deiner Rettung.«

»Nicht also, tapferer Khan. Meinst Du, wenn Shanda Xaria dieser Burg hätte den Rücken wenden wollen, sie hätte es nicht längst ohne Schwertschlag gekonnt?«

»Aber, wir sind von Feinden umringt, Hoheit!«

»Hast Du vergessen, daß Du mich zwei Mal auf der Jagd draußen in der Dschungel trafst, während ich beide Male das Thor dieser Burg nicht durchschritten hatte?«

»Es gab mir allerdings zu denken – doch es war nicht meine Sache dem Geheimniß nachzuforschen.«

»Es führt ein nur dem jedesmaligen Gebieter von Ihansi bekannter geheimer Felsengang aus dem tiefsten Keller der Burg in's Freie – weit hinaus über die Posten der Faringi. Auf ihm wirst Du diese Mauern verlassen und Leben und Freiheit bewahren . . . «

»Mit Dir, Herrin, und mit unseren Tapferen?«

»Nein Khan – Du wirst allein gehn!«

»Niemals!«

»Ich will es – ich befehle es Dir! Du darfst nicht mit Xaria sterben!«

»Mein Leben, Rani, gehört Dir!«

Ihr Auge hob sich zum ersten Mal vom Boden und traf auf ihn mit einem fast feindseligen Strahl.

»Du lügst Christ!«

»Hat die Rani von Ihansi Marcos Maldigri, ihren Wessir jemals unwahr befunden?«

»Nicht bis zu dem Augenblick, da Du, der finstren Bhawani entrissen, von Delhi zu Shanda zurückkehrtest.«

»Ich glaube auch dann nicht,« sagte der Condottiere mit einem leichten Schwanken der Stimme.

»Nein auch dann nicht! Du hast Recht, denn ich habe Dich niemals befragt. Höre mich an, Marcos Maldigri, denn es muß klar werden zwischen Dir und mir, ehe wir scheiden und Kadriteia ihren dunklen Schleier zwischen uns breitet.« Sie hob die von der Flamme der Sotti verstümmelten Finger ihrer linken Hand<sup>1</sup> in die Höhe. »Erinnerst Du Dich des Tages, als Du mich aus den Flammen des Scheiterhaufens trugst und der falsche Sindiah mich zur Rani von Ihansi krönte?«

»Es war der Tag, an dem ich in Deinen Dienst trat, Herrin.«

»Ich glaubte anfangs, ein Anderer hätte dies Leben gerettet, – jener Faringi, der zwei Mal jetzt zur Burg kam, mich zur Unterwerfung aufzufordern. Ich irrte mich! – Als man Dich zu mir führte, und Dich meinen Retter nannte, – sah ich einen Mann!«

»Auch Major Delafosse ist ein Tapferer!«

Die Rani schien die Unterbrechung nicht zu hören. »Damals gelobte ich mir, Dir zu danken – und Dich auf den Thron des befreiten Ihansi zu setzen, wenn ich Deine Achtung und Deine Liebe gewonnen. – Es ist Beides mißlungen – Die Fahne der Faringi weht auf den Trümmern des besiegten Hindostans, und Shanda Xaria ist verschmäht von dem Mann ihrer Wahl. Die schwarze Faringa hat ihr sein Herz geraubt! Geh! – Du hast kein Recht, mit Xaria zu sterben!«

Er stand noch immer vor ihr, die jetzt frei und fest zu ihm auf sah.

»Du irrst, Hoheit,« sagte der Ionier – »sie, die Du meinst, ist die Gattin eines Anderen und vielleicht bald ein Engel im Himmel, dessen Pforten auch uns sich öffnen. Was auch die Gefühle der Jugend waren, – ich achte Dich am Höchsten unter allen anderen Frauen!«

»Aber Deine Liebe?«

»Frage Dein eigenes Herz, ob mir die Deine geworden, oder bloß Stolz und Dankbarkeit Dich zu mir führten?!«

Ihre Augen hatten sich wieder zu Boden gesenkt unter dem strengen Blicke des Mannes. Aber sie wurde der Antwort überhoben durch das entfernte Schmettern einer Trompete, welche eine englische Fanfare blies.

»Was ist das?«

»Wenn ich richtig gehört, Hoheit, – das Signal eines Parlimentairs. Soll ich nachschauen.«

»Nein – bleib, Marcos Maldigri! Du hast vergessen, daß Du nicht mehr der General meiner Krieger bist.«

Ein zweimaliges Händeklatschen vor der Matten-Portière, welche die Thür vertrat, verkündete, daß Jemand draußen harre.

»Tritt ein!«

---

<sup>1</sup>Nena Sahib, II. Theil: Die Sotti.

Ein alter Sirdar der Gortschura hob die Portière und trat über die Schwelle. Er machte den Salem vor der Fürstin und wandte sich dann zu dem Wessir, seine Meldung zu machen, aber ein schweigender Wink wies ihn zur Rani.

»Was ist? was bedeutet die Trompete der Faringi?«

»Hoheit – es sind zwei Abgesandte des Feindes, die Einlaß verlangen und mit Dir sprechen wollen.«

»Wer sind sie?«

»Der Eine ist der Faringi-Offizier, der schon zwei Mal zur Burg kam – der Andere trägt das schwarze Kleid der Christen-Derwische.«

»Ein Geistlicher?« entfuhr es unwillkürlich den Lippen des Griechen.

»Laß Sie eintreten und führe sie in die große Halle, wo der Thron des verstorbenen Radshah meines Gemahls steht. – Ist es Ihnen gefällig, Sahib Maldigri, mich zu begleiten?«

Er schritt schweigend hinter ihr her, die Mittheilung, daß ein englischer Geistlicher den Parlamentair begleite, machte ihn unruhig.

Auf den Befehl der Rani hatten sich ihre Frauen und alle Krieger die nicht den Nachtdienst hatten, in der Halle der Burg versammelt, während sie den Sitz auf dem Sessel von vergoldetem Sandelholz einnahm. Man hörte die Musik der Beckenschläger und Pfeifer, welche mit dem streng beobachteten Ceremoniell den beiden Abgesandten des Feindes vorangingen, die von zwölf Leibwächtern mit blanken Säbeln begleitet waren.

Der Grieche erkannte in den Eintretenden sofort den Kapitain oder jetzigen Major Delafosse – und seinen alten Freund den Dechanten Hunter. Er wäre ihnen entgegengeilt, ihre Hand zu drücken, wenn ein strenger Blick der Rani ihn nicht auf seine Stelle gebannt hätte.

Als den beiden Boten die Binde von den Augen gelöst war, die man ihnen beim Eintritt in die Veste umgelegt, that der Offizier einen Schritt auf die Fürstin zu, beugte fast unwillkürlich halb das Knie vor ihrer stolzen Erscheinung und legte die Hand auf sein Herz, während er sie mit den Augen zu verschlingen schien.

Der Dechant streckte dem Freunde beide Hände entgegen, dann erst verneigte er sich vor der kriegerischen Frau.

»Seid begrüßt, Sahibs, auch wenn Ihr als Feinde kommt, in dem letzten Hause Xaria's, der Rani von Ihansi,« sagte die Fürstin mit einer stolzen Neigung des Hauptes.

»Hoheit,« sprach hastig der Offizier, »wir sind glücklich, Dir nicht als Feinde, sondern mit einer Botschaft des Friedens nahen zu dürfen. Der Lord General-Gouverneur, mit dem ich diesen Morgen von Allahabad vor Deiner Burg eingetroffen bin, bietet Dir einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Stunden und ladet Dich zu einer Unterredung mit ihm selbst ein.«

»Sir Colin Campbell – der stolze Gouverneur von Hindostan, der General der ostindischen Compagnie und der blutige Sieger von Lukhnow?« fragte ungläubig die Fürstin.

»Er selbst! Aber es giebt keine ostindische Compagnie mehr, das britische Parlament hat die berechtigten Klagen der Indier gehört; – die, wir müssen es selbst gestehen, unzeitgemäße und oft grausame Herrschaft jener Gesellschaft von Kaufleuten ist durch den Beschluß des Parlaments vom 8. August und durch die Sanction der Königin mit dem ersten Tage des Monats aufgehoben und eine bessere Zeit soll auch für Indien heraufbrechen!«

»So wollen die Faringi Hindostan seinen alten natürlichen Herren zurückgeben und zurück über das Meer gehen?« fragte halb ungläubig noch, aber mit hoher Erregung die Rani.

Der Offizier erröthete. »Deine Hoheit mißversteh mich,« sagte er, »wie dürfte die englische Regierung den Besitz von Indien aufgeben! Nur die traurige Herrschaft habsüchtiger Kaufleute soll das Land nicht mehr drücken! Ordnung und Gesetz soll in diesen Colonien herrschen wie im Mutterlande, und unter ihrem Schutz eine neue Zeit für das schwer geprüfte Land anbrechen.«

»Lord Canning, ein gerechter Mann, ist zum Vice-König von Indien ernannt worden,« nahm der Dechant das Wort. »Die Proklamation der Königin Victoria verheißt von nun an ein gerechtes Regiment für alle Volksklassen, Achtung der indischen Religionen und Gebräuche, Heilighaltung der Verträge, Sorge für das materielle Wohl des Volkes, Zutritt der Eingeborenen zu den öffentlichen Aemtern nach Maßgabe der Befähigung, und bürgerliche Gleichberechtigung.«

»Und wieviel Lak Rupien neuer Steuern und Tribute verlangt die Königin von England für diese überschwengliche Großmuth?« fragte mit Hohn die Rani.

»O Hoheit, nicht diese Bitterkeit! England meint es ehrlich.«

»Ich werde es glauben, wenn der letzte Faringi diesen Boden verlassen hat. – Mach' es kurz Sahib und sage, was England verlangt?«

»Was es natürlich verlangen muß, – die sofortige Beendigung des Aufstandes. Die Proklamation der Königin ertheilt allen Aufständischen, die vor dem ersten Tage des neuen Jahres (1. Januar 1859) die Waffen niedergelegt haben, volle Amnestie. – Du mußt selbst wissen, Hoheit, daß die britischen Truppen bereits überall Sieger sind und nur noch in einigen Theilen des Audh der Widerstand fort dauert, der in kurzer Zeit ganz überwältigt sein wird.«

»Gilt diese Amnestie unbeschränkt, ohne Ausnahme?« fragte der Grieche.

»Der Wortlaut sagt: ›Allen Aufständischen, – mit Ausnahme der Anführer und Mörder!«

»Aber glauben Sie nicht, Freund,« rief der Dechant eifrig, »daß dies einen Bezug auf Sie haben kann oder die Fürstin. Um Sie davon zu überzeugen, sind wir eben hier. Major Delafosse ist ja selbst ein redendes Beispiel, wie hochherzig Sie – obschon in den Reihen unserer Gegner – gehandelt haben, und man erinnert sich sehr wohl Ihres Dazwischentretens an jenem furchtbaren Abend im Palaste des unseligen Mörders, des Nena zu Bithoor. Lady Mallingham hat, auch nachdem ihr Gatte den Leiden des Krieges erlegen ist, nicht aufgehört, im Verein mit uns dafür zu wirken, daß Sie von der Liste jener Ausnahmen gestrichen worden sind. Man kennt und will nur kennen den sardinischen Major Maldrigi, der im ehrlichen Kriegsdienst eines der eingeborenen Fürsten gestanden hat. Sie brauchen nur Ihr Ehrenwort zu geben, Indien binnen Monatsfrist zu verlassen.«

»Und meine Gebieterin – Ihre Hoheit, die Rani?«

»Auch für sie bewilligt der General-Gouverneur die persönliche Amnestie. Ja, es ist alle Aussicht vorhanden, daß sie selbst unter gewissen Bedingungen ihr Land und ihren Thron behalten mag, da die Regierung die eingeborenen Fürsten nicht vertreiben will. – Sie wissen nicht, Hoheit, welche treuen und eifrigen Freunde und Fürsprecher Sie im Lager Ihrer so schwer verkannten Freunde haben. Lady Arabella Seymour, meine Gattin, ist durch ihre Mutter eine nahe Verwandte General Campbell's, und sie hat nicht aufgehört, ihm Ihre hochherzigen Eigenschaften zu rühmen und ihn zu bestürmen, bis der General selbst sich entschlossen hat, diesem traurigen Kampfe hier ein Ende zu machen, und Sie zu dieser Unterredung aufzufordern. So leidend meine Gattin ist, hat sie darauf bestanden, uns hierher zu begleiten, um für Sie Beide zu Wirten.«

»Arabella – Lady Hunter ist mit Ihnen, Freund?« rief der Grieche.

»Und erwartet Sie, sobald der angebotene Waffenstillstand geschlossen ist, um Ihnen Lebewohl zu sagen, wie ich mit schwerem Herzen sagen muß, wohl für dieses Leben; denn ich fürchte, sie wird eine Rückkehr nach Europa nicht aushalten, und die Leiden in Delhi und Lukhnow haben ihre Lebenskräfte erschöpft.«

Er wandte sich zur Seite und legte die Hand über die Augen, aus denen zwei schwere Thränen über seine Wangen tropften.

Die Rani hatte mit finsterem Blicke all' diese Worte angehört, die in englischer Sprache gewechselt wurden, welche sie zur Genüge verstand. Bei der Erwähnung der Anwesenheit der Gattin des Dechanten warf ihr Auge einen Blitz hinüber nach dem Freunde, gleich darauf war sein Ausdruck wieder finster und kalt.

»Darf ich mit Major Maldigri die Bestimmungen der Waffenruhe verabreden?« fragte der britische Offizier, »und wann und wo, Hoheit, soll Deine Unterredung mit dem Oberbefehlshaber stattfinden? Ich, wir Alle flehen Dich an, Hoheit, der Vernunft und dem Rathe Deiner wahren Freunde Gehör zu geben, nicht den Eingebungen eines unversöhnlichen Hasses.«

Aller Augen hingen an dem Munde der kriegerischen Fürstin, der Leben oder Tod verkünden sollte. Eine schwere Stille lag auf der Versammlung.

»Maldigri Khan,« sagte endlich die Rani, »ist nicht mehr in meinem Dienst, er möge in Sicherheit zu seinen Freunden, den weißen Männern und Frauen gehen,« sagte sie dann.

Der Condottiere ließ den Säbel rasselnd auf die Marmorfließen der Halle niederfallen. »Mein Platz ist bei Dir, Rani von Ihansi,« sagte er finster, »ich nehme keine Amnestie, wenn Du sie nicht theilst.«

»Er wäre nicht werth, ein tapferer Soldat zu heißen, wenn er's thäte!« rief heftig der britische Offizier. »Bedenke, Hoheit, daß auch seine Freiheit und sein Leben von Deinem Entschluß abhängen!«

Die Rani hatte sich von ihrem Sitz erhoben und stand hoch aufgerichtet auf der Stufe, die ihn trug, vor den Männern.

»Laßt die Waffen ruhen bis morgen um diese Zeit,« sagte sie ruhig; »verhandele mit dem Sirdar Ali dort das Weitere, ich werde unterzeichnen und bereit sein, den General zwei Stunden vor Sonnenuntergang auf dem Platze zwischen dem Aufgang zur Burg und den Trümmern der Stadt zu sprechen. Bis dahin will ich allein sein!«

Sie grüßte mit einer leichten Neigung des stolzen Hauptes den Parlamentair und seinen Begleiter und verließ mit majestätischer Haltung die Halle.

Mit begeisterten Blicken schaute Major Delafosse, mit finsterem Ernst der bisherige Wessir der königlichen Gestalt nach, als sie durch die sich öffnenden Reihen ihrer Krieger schritt. Erst als die Hand des alten Freundes seinen Arm berührte, erwachte der Letztere aus seinen brütenden Gedanken.

»Dem Himmel sei Dank,« sagte der Dechant, »daß sich ihr Herz zur Ergebung neigt. Aber, was ist das – warum zürnt die Rani Ihnen, der Sie doch für ihren vertrautesten Freund gelten?«

Major Delafosse erwartete mit sichtbarer Spannung die Antwort des Griechen.

»Ich weigerte mich, ihr zu gehorchen in einer Sache, die mir Pflicht und Ehre verboten. – Wenn der Waffenstillstand unterzeichnet ist, darf ich Sie begleiten?«

»Gewiß,« sagte der Major. »Ich bürge für Ihre Sicherheit.«

»Dann lassen Sie mich nur die Attribute des Oberbefehlshabers ablegen, ich bin jetzt nichts mehr, als der einfache Krieger der Königin.«

Die Nachricht von der Unterbrechung der Feindseligkeiten hatte sich schnell in der Burg verbreitet und die fanatischen Krieger standen in Gruppen umher und besprachen das Ereigniß und was sich daran knüpfen sollte. Es waren noch einige unter den Kriegern, welche jener verhängnißvollen Tigerjagd vor dem Ausbruch der Empörung beigewohnt hatten, und den Major Delafosse kannten. Trotz des nationalen Hasses grüßten sie mit Achtung, als er jetzt in Begleitung ihres bisherigen Führers, des Geistlichen und des alten Sirdars vorüberkam, welchen die Rani so launenvoll plötzlich mit dem Posten des Griechen betraut hatte; nur einige wenige finstere Fanatiker witterten in der Entfernung des Wessirs einen Verrath gegen ihre Gebieterin, und mieden ihren bisherigen Offizier, auch als er nach zwei Stunden, da er aus dem englischen Lager zurückkehrte, zu der Fürstin geführt zu werden verlangte.

Die Rani ließ ihm den Eintritt verweigern und ihn bedeuten, daß sie ihn erst sehen wolle, wenn sie sich zu der Zusammenkunft mit General Campbell begeben werde. Ohne Widerrede wandte sich der Grieche nach seinem eigenen Gemach, ein schweres Leid schien auf seiner Seele zu lasten. Er kam von der Seite der Frau, die er in der Jugend so innig und aufopfernd geliebt, und die er jetzt einem Schatten ihres früheren Selbst ähnlich gefunden hatte. Der erste Blick hatte genügt, ihm zu zeigen, wie sehr die Befürchtungen ihres Gatten Recht hatten, und wie nur noch die Sorge um den Geliebten und der Wunsch, ihn noch einmal vor der Nacht des Grabes wiederzusehen, die scheidende Seele in diesem schwindenden Körper zurückgehalten und ihm die Kraft gegeben hatten, diesmal die Reise nach Ihansi wirklich zu vollenden, die vor Jahresfrist durch die Abweisung der stolzen Frau und den Ruf der Pflicht unterbrochen worden war.

Trotz ihrer stolzen Zurückgezogenheit hatte die Rani nicht versäumt, alle Anstalten zu ihrer Zusammenkunft mit dem englischen Oberbefehlshaber zu treffen. Ihre Diener schlugen auf dem Platze, der zu dieser Zusammenkunft bestimmt war, ein kostbares, nach allen Seiten offenes Seiden-Zelt auf, und vergoldete Sessel standen für den General und die Fürstin einander gegenüber, während zu beiden Seiten des Zeltes lange Schranken die Grenze bezeichneten, bis zu welcher der niedere Theil des gegenseitigen Gefolges sich vordrängen durfte. Nicht die Verzeihung suchende Besiegte sollte den Ueberwinder empfangen, die indische Fürstin, die tapfere Kriegerin den Befehlshaber ihrer Feinde, mit dem sie auf gleichem Fuße verhandelte.

General *Campbell*, der damalige Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Indien, der Wieder-Eroberer von Lukhnow, war zum Glück ein zwar rauher und stolzer Krieger, der sich bereits bei Balaclava und Inkermann hohen Ruhm erworben hatte, aber ein gerechter und hochsinniger Mann, der sich nicht um Nebendinge kümmerte, wenn er nur in der Hauptsache seinen Willen durchsetzte.

Auf den Wunsch der Lady, seiner Verwandtin, hatte der General diese noch einmal besucht, ehe er sich mit seiner Suite zu der Zusammenkunft mit der Rani begab, und ihr in die Hand jede mögliche Nachsicht mit der tapferen, aber unglücklichen Fürstin gelobt.

Die Sonne neigte sich im Westen bereits stark zum Niedergang, als der britische Oberbefehlshaber zu Pferde sich mit seiner zahlreichen Begleitung dem Orte näherte, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte. Englische Schildwachen hatten die eine Seite des Platzes besetzt, während die bärtigen Krieger der Gortschura der Rani auf ihre Speere gestützt auf der anderen Seite der Schranken standen.

In demselben Augenblick, in welchem man den Zug der Engländer ihr Lager verlassen sah, öffneten sich die Thore der Felsenburg und die Rani verließ auf einem Sessel, getragen von vier schwarzen Dienern, die Veste. Zu gleicher Zeit langten die Spitzen beider Züge an dem Zelt an, der General stieg vom Roß und die Rani verließ ihren Palankin und betrat zuerst den inneren Raum des nach allen Seiten geöffneten Zeltes, wo sie, als die Herrin des Bodens, auf dem sie standen, mit einer leichten Verbeugung den General begrüßte und auf dem vergoldeten Sessel Platz nahm, während sie mit einer würdevollen Geberde den General einlud, den Sitz ihr gegenüber einzunehmen.

Das beiderseitige Gefolge reihte sich hinter den Sitzen ihrer Führer, neben dem des Generals stand zur Rechten Oberst Rivers, der die Fürstin mit höhnischen Blicken betrachtete, während den Platz zu seiner Linken der Dechant Hunter einnahm und hinter seinem Sessel sein Adjutant, Major Delafosse, stand.

Die Rani saß allein – Major Maldigri, in bürgerlicher europäischer Kleidung, stand zwischen den Kriegern.

Die Fürstin selbst eröffnete nach einer kurzen Pause das Gespräch in dem Augenblick, als Major Rivers vortrat, sich zum Dolmetscher anzubieten.

»Shanda Xaria, durch das Erbe ihres verstorbenen Gatten und die Belehnung des Sultans von Gwalior, redet zwar nur ungern in der Sprache der Faringi,« sagte sie, »aber da der Sahib General wahrscheinlich noch nicht das Hindostani versteht, ist sie bereit, in seiner eigenen Sprache von Mund zu Mund zu verkehren, statt sich der feilen Zunge eines Dritten zu bedienen. Die Höflichkeit einem tapfern Feinde erwiesen, kann Den, der sie übt, nicht erniedrigen.«

»Du kommst meinem Wunsche zuvor, Dame,« sagte sogleich, während der Resident mit gefurchter Stirn und gehässigem Blick zurücktrat, der alte Krieger offenbar freundlich berührt von der Anerkennung, die in den Worten der Fürstin lag, »und ich danke Dir dafür. Ich bin erst seit diesem unglücklichen Aufstand in Indien und ich fürchte, Deine Landsleute kennen besser die blutige Sprache meines Säbels, als die versöhnlichen Laute meiner Stimme. Ich hoffe, wir werden uns von Mund zu Mund leichter verständigen, wenn Du der Vernunft mehr Gehör gibst, als den Eingebungen eines thörichten Hasses, und zum Gehorsam gegen die Regierung zurückkehrst.«

Die Augen der Rani blitzten stolz bei den letzten Worten des alten Kriegers.

»Ihansi, Sahib General, war stets ein unabhängiges Fürstenthum unter dem Scindia von Gwalior, nicht Eigenthum der englischen Kaufleute. Wenn wir im Kriege mit den Engländern leben, so ist dies nicht eine Empörung von Unterthanen gegen ihren gesetzmäßigen Lehnherrn!«

»Dieser Herr, Fürstin,« sagte der General, auf den Residenten deutend, und zum ersten Mal seine stolze Gegnerin mit ihrem Titel anredend, »stellt das Verhältniß allerdings anders dar. Aber wir wollen nicht streiten darum. Jedenfalls führtest Du ohne Erlaubniß Deines Lehnherrn, des Sultan von Gwalior, gegen uns Krieg, und bist besiegt.«

»Noch nicht!«

»Thorheit – Deine Felsenburg kann einem ernstlichen Angriff nur noch Tage widerstehen, wer es redlich mit Dir meint, muß Dir dies sagen und Du hast einen zu tüchtigen Soldaten bisher an Deiner Seite gehabt, als daß Du dies nicht selbst wissen solltest. Wir sind unzweifelhaft die Sieger und haben Ihansi erobert. Indeß, die englische Regierung will großmüthig

sein, und aus politischen Gründen gegen die indischen Fürsten Nachsicht üben. Wenn Du die Burg vor Ablauf des gegenwärtigen Waffenstillstands übergiebst, sollst Du nicht einmal als Kriegsgefangene behandelt werden, sondern auf freiem Fuß bleiben und Dein persönliches Eigenthum Dir gesichert sein. Ja . . . «

»Wie, Sahib General, noch mehr der Großmuth?«

»Die Du kaum verdienst, wie es scheint,« sagte mit Strenge der General. »Die englische Regierung ist sogar bereit, Dich als die Fürstin dieses Landes auch ferner anzuerkennen und Dich unter ihren Schutz zu nehmen, wenn Du Bürgschaft für Dein ferneres Verhalten giebst.«

»Welche Bürgschaft fordert die hohe Compagnie?«

»Es ist, wie Dir bereits gesagt worden, nicht mehr die Ostindische Compagnie, sondern die Regierung von England, die Dir Verzeihung und Schutz bietet. Willst Du als die Rani von Ihansi leben und sterben, so mußt Du einen britischen Offizier zum Gatten nehmen – Du weißt, daß es nicht der erste Fall ist, daß auf diese Weise die gegenseitigen Interessen gesichert werden.«

Eine hohe Bewegung ging bei dieser kategorisch von dem General ausgesprochenen Bedingung durch die Versammlung, auf dem Gesicht des Residenten zeigte sich ein Lächeln boshafter Befriedigung.

Die Rani war aufgesprungen: »Ein Faringi der Gatte Xaria's? Ich soll einen Faringi zu meinem Gatten machen?«

»Wenn Du die Rani dieses Landes bleiben willst, ja! Nur unter dieser Bedingung kann die Regierung Nachsicht üben, sonst verfällt Ihansi unmittelbar dem englischen Besitz als erobertes Land.«

Ein schwerer Kampf spiegelte sich auf den stolzen Zügen der Fürstin. Einen Augenblick schweifte ihr Auge hinüber nach dem entlassenen Wessir; Maldigri Khan, wie er noch immer hier genannt wurde, stand stumm auf seinen Säbel gestützt, die Augen in die Luft gerichtet, als schäue er allein auf ein Jenseits.

Die Kälte und Starre des Marmors breitete sich über das schöne Antlitz der Rani.

»Sahib General,« sagte sie – »Shanda Xaria wird als Rani von Ihansi leben und sterben. Die Thore ihrer Burg werden morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang Deinen Soldaten geöffnet sein. Ihre Hand gehört dem Faringi unter der Bedingung, daß jener Mann, ihr Wessir, und seine Krieger ungehindert und frei die Burg verlassen dürfen und für den Kampf gegen England niemals in Anspruch genommen werden!«

»Das Wort eines Soldaten darauf – sie sind frei von dem Augenblick der Unterzeichnung des Vertrages.«

»Gieb mir das Papier!«

Der General nahm ein Papier aus, der Hand seines Adjutanten. »Hier Fürstin, ist der Vertrag, Deine Unterschrift und Du bleibst . . . «

»Die Rani von Ihansi im Leben und Sterben! – Marcos Maldigri, leiste den letzten Dienst Deiner Fürstin! Wo ist die Feder, daß ich unterzeichne!«

Der Condottiere trat zwei Schritte vor – schwankend, wie von einem schweren Schläge getroffen, – er winkte dem Mirza oder Schreiber der Rani, ein für den Fall eines Vertrages bereit gehaltenes Tischchen und Schreibzeug herbei zu bringen. Dann nahm er ihm die Feder ab – und übergab sie der Rani mit einer tiefen Verbeugung.

»Deine Hoheit bedarf meiner nicht mehr – ich bitte Dich um Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen.«

Sie sah ihn fest, lange an – dann wandte sie sich zu dem Dokument auf dem Tisch und unterzeichnete mit raschem kräftigen Zug ihren Namen.

»Marcos Maldigri – Du bist frei, die Pflicht Xaria's gegen Dich ist gelöst! – Möge es Dir wohl gehen, bis zur Stunde, da Bhawani Dich fordert! Geh und sage der schwarzen Faringa, daß Xaria Dich sendet! – Und jetzt Sahib General, ist Xaria, die Rani von Ihansi, die Verlobte des Faringi, der den Muth hat, ihr Gatte zu werden.«

Der Resident war näher getreten. »Die Krone der Frauen Hindostans,« sagte er anmaßend, »weiß, wie lange ich mich sehne, und welche Rechte ich habe, ihr meine Hand bieten zu dürfen. Ich bin stolz auf ihre Wahl!«

Ein kalter feindlicher Blick der Rani maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle. »Sahib Generale,« sagte sie ruhig – »unser Vertrag lautet, daß ich einen Offizier der Faringi zu meinem Gatten nehmen soll! Ich finde Nichts von dem Namen dieses Mannes darin.«

»Deine Wahl ist frei Fürstin – ich glaubte nur nach der Versicherung des Obersten, daß kein Zweifel sein könne . . . «

»Fluch über ihn – an seinen Händen klebt das Blut der Schuldlosen, sein Auge ist Trug und Verderben! Ich hasse ihn! – Wer hat sonst Lust, um Xaria zu freien?«

Major Delafosse stand vor ihr.

»Du müßtest kein Weib sein, Fürstin, wenn Du nicht längst wüßtest, daß ich zehn Mal in den Tod gehen würde, um Dich zu besitzen.«

»Du hast den Tiger getödtet – hast Du auch den Muth, mit der Tigerin, deren Athem den Tod bringt, ihr Lager zu theilen?«

»Und wenn ich sterben sollte in der nächsten Stunde, Edward Delafosse ist stolz darauf, Dein Gatte zu werden, wenn Du ihn der Ehre werth hältst, ihn zu wählen.«

»Ich protestire! – ich habe ältere Ansprüche auf diese Frau!« rief der frühere Resident.

Major Delafosse maß ihn mit herausforderndem Blick. »Ich bin bereit, dem Mörder des armen O'Sullivan und seiner unglücklichen Schwester Rede zu stehen,« sagte er stolz – »die Wahl dieser Dame ist frei!«

»So ist es,« bestätigte der General. »Es wäre grausam, selbst gegen eine so hartnäckige Feindin der britischen Herrschaft, ihr das Recht der freien Wahl vorzuenthalten. – Oberst Rivers, Sie werden die Güte haben, morgen früh die Uebergabe der Festung zu leiten und mir darüber Rapport zu erstatten«

Der Oberst salutirte. »Ich werde die Ehre haben, Euer Excellenz bei der Gelegenheit mein Abschiedsgesuch zu überreichen.«

Der General nickte kalt. »Ich denke nach Allem, was ich gehört, es wird das Beste für Sie und die Regierung sein. Haben Sie sonst einen Wunsch, Fürstin?«

Sie wies auf den Dechanten. »Wenn Xaria einen Entschluß gefaßt, ist sie gewohnt, ihn zur Stelle auszuführen. Laß den Priester der Christen in einer Stunde bereit sein, dem Faringi-Offizier mich zu eigen zu geben für Leben und Tod; ein Priester meines Glaubens wird dabei sein. – Habe Dank, Sahib, für Deine Gerechtigkeit, und möge Wischnu der Erhalter Dein Leben verlängern.«

Sie grüßte wie sie gekommen und kehrte in derselben Weise zur Burg zurück, wo sie sich mit dem alten Sirdar, dem sie den Befehl ihrer Krieger anvertraut hatte, in das innerste ihrer Gemächer einschloß.

Der Entschluß der Rani war so plötzlich, so unerwartet gekommen, daß man auf beiden Seiten davon betäubt war. Selbst Delafosse wagte kaum an diese Erfüllung seiner glühendsten Wünsche zu glauben und die lebhaften Glückwünsche seiner Kameraden entgegen zu nehmen. General Campbell war der Meinung, daß Ehrgeiz und Stolz die indische Fürstin zu dem raschen Entschluß vermocht hätten, indem sie es nicht hätte ertragen können, von dem Fürstensitz herabzusteigen, um sich unter der Masse der Unbedeutenden zu verlieren, vielleicht auch die Furcht, zuletzt doch noch zu einer Verbindung mit dem ihr persönlich verhaßten Residenten getrieben zu werden. Die Sache war ihm im Grunde gleichgültig, wenn nur der Widerstand der Redellion auch in dieser Gegend so rasch als möglich beseitigt und das Gebiet der Rani als Schutzstaat den Besitzungen der Krone einverleibt wurde. Er gab daher den Befehl, an der Stelle der Zusammenkunft Alles zur Trauung bereit zu machen und beseitigte mit dem Hinweis auf zahlreiche frühere Fälle und die Sitten des Landes die Bedenken des Dechanten.

Während diese Vorbereitungen auf englischer Seite getroffen wurden, denen sich nur der Resident grollend entzog, bereiteten die indischen Diener der Fürstin auf ihren Befehl Alles zu einer jener schwelgerischen Festlichkeiten, mit denen die reichen und vornehmen Indier ihre Hochzeiten zu begehen pflegen, und an denen das ganze Volk theilnimmt. Trotz der blutigen Katastrophe, welche die Stadt betroffen und des Drucks der bereits mehrere Wochen dauernden Belagerung, kamen plötzlich Menschenmassen zum Vorschein; Tänzerinnen, Gaukler und Spielbanden schlugen ihre fliegenden, meist blos in einem Teppich oder einer Bambusmatte bestehenden Bühnen auf, Sänger und Improvisatoren priesen das Glück des Faringi-Offiziers, der die schönste Perle von Hindostan die Seine nennen solle, über die Krischna der göttliche Held selbst sein goldenes Schild geschwungen, und die Schaar der Brahminen mit jener, den Priestern aller Religionen eigenen Elasticität für das Unvermeidliche kamen herbei, die Opferthiere zu schlachten und ihre Ceremonien zu halten.

Es war in der That wunderbar, mit welcher Schnelligkeit in der kurzen Zeit einer Stunde alle diese Vorbereitungen getroffen und vollendet wurden. Tafeln und Teppiche mit Backwerk aller Art, mit Speisen und Getränken, große Gefäße mit Palmwein, Milch und Arak, Rum und Wein wurden für die verschiedenen Nationalitäten und Kasten aufgesetzt und eine besondere Tafel unter dem Zelt, gegenüber dem rasch improvisirten Altar, für den General und die britischen Offiziere zum Nachtmahl aufgeschlagen, denn unter den Vorbereitungen war der Abend hereingebrochen und Hunderte von bunten Lampen erhellten den Platz, auf dem man zwei mächtige Feuer angezündet hatte, in welche Diener von Zeit zu Zeit wohlriechende Harze oder Scheite von Sandelholz warfen; kurz aus der noch am Mittag wüsten Stätte mit allen Spuren blutiger Kämpfe war wie durch Zauberschlag der Schauplatz eines jener glänzenden, alle Sinne verwirrenden indischen Feste geworden.

Ein Kanonenschuß von den Felsenwällen der Burg, dem sogleich ein anderer aus der englischen Batterie antwortete, verkündete den Beginn der Ceremonie, und wie am Nachmittag näherte sich von beiden Seiten der Zug der Verlobten.

General Campbell selbst gab dem glücklichen Bräutigam das Geleit und diente ihm zum Brautführer. Die Rani, nach der Sitte des Landes in weite Schleier gehüllt, war von zwei Brahminen begleitet und von ihren Dienerinnen gefolgt, während die Männer ihrer Gortschura Spalier bildeten.

Der General selbst trat der Fürstin entgegen und wollte ihr höflich die Hand bieten, um sie dem Bräutigam zuzuführen, aber mit einer leichten Bewegung, gleich als sei dies gegen die Sitte ihres Volkes, lehnte sie dies ab und trat allein zu dem Altar, wo Major Delafosse ihrer bereits harrete.

Es war, als ob der Dechant große Eile habe, die seltsame Trauung zu beenden, denn er hastete sich mit Liturgie und Segen, während schwere Tropfen aus seinen Augen sich über die Wangen drängten. Wohl nur wenige der Zeugen hatten bemerkt, daß der Dechant, als es zum Wechseln der Ringe kam und der Bräutigam jetzt erst bemerkte, daß er keinen bereit habe, selber einen einfachen Goldreif der Braut darbot.

Die Trauung war beendet, die Rani hatte laut und fest das geforderte Ja ausgesprochen, und als der Geistliche die Formel sprach: »Bis der Tod Euch scheidet!« blitzte ihr Auge einen Feuerstrahl auf den erwählten Gatten.

»Hoheit,« sagte der Dechant, »möge Dein Leben reich an Liebe sein, das ist der Wunsch Einer, deren Gabe in dem Ringe Du trägst, welchen Dein Gatte an Deinen Finger gesteckt und die ihn Dir von ihrem Sterbelager gesendet hat, zu dem ich jetzt zurückkehre, mit dem Freunde ihrer Jugend die letzten Stunden zu theilen. So wechselnd ist das Leben: Hier die Klänge der Hochzeitsfreuden, dort die Gebete für eine Sterbende. Bete auch Du zu Deinem Gott für Arabella Seymour, meine Gattin.«

»Möge sie vorangehen in den Wandlungen Brama's, unsere Geister werden sich als Freunde begegnen, wenn Xaria ihr folgt!«

Alle machten ehrerbietig dem Geistlichen Platz, als er mit tief gesenktem Haupte durch ihre Reihen gehend das Zelt verließ. Die Nachricht, daß der Zustand seiner Gattin sich im Laufe des Tages sehr verschlimmert habe, hatte sich rasch verbreitet.

Die Rani wandte sich nach der Entfernung des Geistlichen zu dem General.

»Ich sollte meinen, daß die Vermählung durch den Priester der Faringi für Deinen Zweck genügt, Sahib; es ist unnöthig, daß die Priester Brama's sie wiederholen.«

»Wenn es Dir genügt, ist die Regierung mit dem christlichen Akt zufrieden.«

»Dann mögen die Faringi sich zum Hochzeitsmahle niederlassen, Xaria erwartet ihren Gatten, und mit der aufgehenden Sonne wird sie bereit sein, die Burg von Ihansi Deinen Kriegern zu übergeben.«

Sie neigte sich tief vor dem General und ihrem Gatten, dessen Begleitung ihr Wink zurückwies, und verließ in derselben Weise, wie sie gekommen, die Stätte der Trauung unter dem Zuruf des Volkes, indem ihre Entfernung gleichsam eine Last von Aller Herzen zu nehmen schien. Wenige Augenblicke genügten, die gedrückte Stimmung zu verändern, und die Töne der wilden indischen Musik verkündeten den Beginn der Tänze und Schmausereien.

Die Thorflügel der Burg standen offen, als eine Stunde später sich der junge Gatte den wüsten Szenen entrissen hatte und von einigen Kameraden bis zur Schwelle des Thores begleitet, sich hier ihren Scherzen entzog, um das Brautgemach aufzusuchen. Ein strenger Befehl des Generals hatte verboten, daß außer ihm ein Engländer die Burg vor der offiziellen Besitznahme betreten dürfe.

Die Diener und Krieger der Rani erwarteten ihren neuen Gebieter und geleiteten ihn zu dem Gemache, in welchem die Fürstin ihr Brautlager aufzuschlagen befohlen hatte. Es war die Halle im Erdgeschoß, in welchem sie am Morgen die Einladung des britischen Oberbefehlshabers empfangen hatte.

Als der Offizier die Pforte hinter sich geschlossen hatte, verlor sich rasch der Schwarm der Diener und Krieger und Alle eilten dem Platze zu, wo das Volk die Vermählung ihrer Gebieterin, die englischen Soldaten die Hochzeitsnacht ihres Offiziers feierten.

Nur der alte Sirdar, der neue Befehlshaber der Gortschura war zurückgeblieben; er hatte seinen Säbel entblößt und saß mit gekreuzten Beinen vor der Thür des Brautgemachs.

---

Eine einzige von der Decke hängende Lampe erhellte die Halle, die Major Delafosse betreten, und verbreitete einen süßberauschenden Duft. Mitten in dem weiten Gemach bildete ein Haufen von seidenen Kissen und Matratzen das Brautlager, und vor demselben lag das sorgsam bereitete Fell eines riesigen Königstigers, den Kopf ausgestopft, mit weit geöffnetem Rachen und funkelnden Edelstein-Augen, als ob das Thier lebe und wolle eben emporspringen, um sich auf die Ruhende zu werfen.

Auf dem gelben, schwarz gestreiften Fell kauerte eine weibliche Gestalt in ein weites Gewand von weißem, wollenem Stoff gehüllt, Hals und Arme entblößt und mit kostbaren goldenen Perlenreifen geschmückt. Ein ähnlicher Reif, gleich einem Diadem, hielt über der niederen Stirn die dicken Wellen des langen, wie das Gefieder des Raben schillernden Haares umschlossen und ließ sie über den Nacken zurückfallen.

Die schöne Frau, die Heldin von Ihansi, hatte die Stirn in eine ihrer kleinen Hände gestützt. Eine zufällig geöffnete Falte des weißen Nachtgewandes, das um die Hüfte lose von einer goldenen Schnur zusammengehalten wurde, verrieth, daß es ihre einzige Bekleidung war. Der kostbare mit großen Juwelen besetzte Dolch, dieselbe Waffe, die einzige, die sie damals bei der verhängnißvollen Tigerjagd aus der Haudah des wildgewordenen Elephanten dem grimmigen Raubthier entgegenstreckte, glänzte in ihrer Gürtelschnur.

Ein ähnliches Gewand wie das ihre lag für den erwarteten Gatten auf einem niederen Sessel in der Nähe des üppigen Lagers. Auf der anderen Seite desselben schien ein kleiner Berg von Kissen oder Kisten aufgestapelt, ohne daß die Gegenstände zu erkennen waren, da eine große rothe Decke sie vollständig verbarg. Auf dieser Decke lag der Säbel der Rani, eine jener schmalen Damascenerklingen von wunderbarer Arbeit, deren Schärfe selbst die Panzer geharnischter Ritter im Mittelalter durchschnitt.

Der junge Offizier schleuderte das Kaskett, das er trug, weit fort und warf sich vor seiner jungen Gattin in die Knie, die Arme zum heißen Umfängen gegen sie breitend.

»Xaria, mein Weib, meine Geliebte! Wie soll ich Dir danken, daß Du meine heiße Liebe erkannt und belohnt hast!«

»Rühre Xaria nicht an, Christ, bis Du ihre Worte gehört. Die Tigerin hat Dich erwartet, aber sie will Dich noch einmal warnen, ehe ihre gierigen Zähne Dein Blut trinken. Weißt Du, daß meine Umarmung den Tod bringt?«

»Ich habe Dir schon ein Mal gesagt, ich würde ihn nicht fürchten an Deinem Herzen. Aber was soll uns das dunkle Gespenst, wo glühendes Leben uns erwartet mit seinen berauschesten Genüssen. Du bist mein Weib, Deine Seele, Dein Leib gehören mir, und keine Macht der Welt soll Dich meinem Arm mehr entreißen!«

»Faringi! Faringi! Geliebter Karias! Tapferer Tigertödter – mische Dein Blut nicht mit dem der Hindostani! Zurück – es ist Dein Tod!«

»Und wäre es! Dein wonniges Leben ist des Todes werth!«

Ihre Hand mit dem Dolch streckte sich ihm entgegen – ein rascher Griff – zur Seite flog die Waffe, – die zuckende Lippe wühlte sich in ihren heißen, ihm entgegenschlagenden Busen. »Mein Weib! mein Weib!«

Und die Tigerin schlang ihre weichen warmen Glieder um den Mann und zog ihn nieder in das Gewirr der seidenen Kissen!

---

Die Flamme einer anderen Lampe warf ihren dämmernden Strahl auf ein anderes Lager.

Weiche Kissen bildeten es, die Hand der Gattenliebe hatte sie sorgsam geschichtet – nicht zum Brautbett, sondern zum Sterbelager.

Auf den Kissen ruhte Arabella Seymour, die Gattin des Dechanten von Delhi, an beiden Seiten des Lagers hielt ein treuer Freund die abgekehrte, fast durchsichtige Hand der Dulderin in der seinen, hier der Gatte, dessen Leben sie zehn Jahre in treuer, milder Pflichterfüllung verschönt, dort der Geliebte ihrer Jugend – der Mann, der um sie gelitten, gekämpft und – entsagt.

Die Schatten des Jenseits lagen auf den blassen, noch immer schönen und edlen Zügen – über die feinen farblosen Lippen dringt zuweilen ein leises Stöhnen der gequälten Brust, von Zeit zu Zeit auch hebt sich wie mit Anstrengung das ihr blaues Auge verschleiende Lid und durch den Vorhang der langen Wimpern ruht der alte freundliche, versöhnende Blick auf den beiden geliebten Freunden.

Nicht der dämonische, gräuliche Würgeengel ist es, der so oft durch die sonnigen Länder am Ganges mit schwarzen Fittigen zieht und seine Krallen bis weit hinüber in die Gefilde Europa's streckt: es ist der bleiche, zehrende Tod, der auf dem Nebellande im atlantischen Ocean seine traurigen Keime in die frischeste Jugendkraft senkt und langsam aber sicher die Adern leert und den Athem des Lebens verzehrt.

Lange hat sie um das Leben gekämpft, das ihr nur das Glück erfüllter Pflichten bot, bis die Aufopferung einer engelhaften Seele unter den entsetzlichen Leiden von Delhi und Lukhnow ihre letzte Kraft gebrochen und die Engel des Herrn bereit sind, den letzten irdischen Hauch des »Engels von Delhi« hinüber zu tragen in das unermessliche Reich, wo die ewige Freiheit und Liebe wohnt und keine Völker und keine Gotteslehren mit einander ringen in blutigem Streit.

Stunde auf Stunde vergeht, die treuen Freunde weichen nicht von der Sterbenden; die Kirchen- und Herzens-Gebete des Gatten murmeln wie sanfte lullende Wellen durch das luftige Gemach des halb zerstörten Kiosk, in dem der Befehl des Generals Wohnung für sie geschafft hat, – die zitternde Hand des Kampf und Tod gewohnten Kriegers führt zuweilen das weiche Tuch an ihren Mund, den dunklen Blutstropfen aufzuheben, der über die weißen Lippen quillt, und trocknet den Schweiß von der bleichen Stirn.

Und wieder und wieder, matter und matter zwar, aber mit gleichem Dank und gleicher Liebe richten die Augen der Dulderin sich auf die Freunde.

Ueber die fernen Ufer der Dschumna herauf im Osten flammen die ersten Strahlen der Morgenröthe am Horizonte empor; ein Kanonenschuß im Lager der Engländer verkündet den Anbruch des Tages, und die zur Besetzung der Felsenburg bestimmten Compagnien sammeln sich unter dem Klange der Hörner.

Ein leichter Schauer überfliegt die schattenhafte Gestalt, aus der Brust der Kranken quillt es empor, jener furchtbare gurgelnde Ton, den Keiner vergißt, der ihn einmal gehört am Sterbebette eines geliebten Scheidenden, und durch die Luft scheint es zu flüstern: Dank! Dank!

»Allmächtiger! nimm ihn gnädig auf, den reinen Geist in Deine Hände!«

Ein Schluchzen des starken Mannes – seine Lippen drücken die Augen der Todten zu!

---

Mit klingendem Spiel marschirt die Compagnie der schottischen eilften Füsiliere den felsenumgürteten Hohlweg hinauf zum Thor der Felsenburg.

Die Flügel stehen weit auf, aber kein Posten der Gortschura ist zu sehen – kein Mann der Hindukrieger auf den Wällen und Mauern – verlassen selbst die Geschütze, die sie bisher vertheidigt.

Es herrscht eine seltsame Oede und Stille in der Felsenburg der Rani von Ihansi an ihrem Lendemain!

Im Hofe der Burg marschirt die Compagnie auf, der commandirende Offizier läßt den Posten am Thor besetzen, Oberst Rivers schwingt sich aus dem Sattel.

»Beim heiligen Brahma und allen Houris des alten Schurken Mahomed,« sagt er höhnisch, »unser Kamerad scheint dafür gesorgt zu haben, daß die Freuden seiner Hochzeit nicht durch einen kriegerischen Laut gestört werden durften. Schade, daß wir ihn aus dem ersten Schlummer stören müssen, aber ein Soldat muß stets zum Dienst bereit sein, selbst nach einer Hochzeitsnacht! Als jetziger Gebieter dieses Felsennestes und Maharadschah von Ihansi muß er uns die Honneurs machen und die Burg uns übergeben, so lautet der Befehl. Kommen Sie, meine Herren, zur Gratulation!«

Der Oberst geht voran, die drei Offiziere der Compagnie folgen ihm, und sie betreten die Burg.

Auch hier kein Mensch zu sehen – doch halt! – dort vor der Thür der großen Empfangshalle steht ein Krieger – es ist der alte Sirdar, der Führer der Gortschura – er trägt keine Waffen, doch seine Rechte hält eine brennende Fackel.

»Was soll das heißen, Schurke?« fährt der Resident auf Hindostanisch den greisen Krieger an, »warum empfängt uns Niemand, wie sich's gebührt? Lösch die Hochzeitsfackel immerhin aus, das Vergnügen wird längst vorüber sein! Wo ist die Rani, Deine Herrin, und – ihr neuer Maharadschah?«

»Sie erwarten Dich, Sahib, und Deine Freunde. Tretet ein!«

Er öffnete die Pforte und ging ihnen voran.

Das junge Licht des Morgens erhellte bereits das weite Gemach. Noch immer nahm das Brautlager die Mitte desselben ein, eine weite faltenreiche Decke war darüber gebreitet, neben ihm stand die Rani in ihrem fürstlichen Schmucke und kostbaren Gewändern gekleidet. Der Sirdar trat an ihre Seite und hielt ihr die Fackel.

Das Antlitz der heldenmüthigen Frau zeigte eine leichte Blässe ihres eigenthümlichen Blutteints, ihre Miene war kalt und stolz.

»Sieh da, Hoheit, schon so früh in vollem Schmuck!« sagte höhnisch der Resident. »Wir kommen also nicht zu früh, um Ihnen und meinem glücklichen Rivalen unsere Gratulation zu bringen und um die Schlüssel dieser Burg zu bitten, gemäß des geschlossenen Vertrages. Aber ich habe nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl, den neuen Maharadscha zu sehen, oder sollte Major Delafosse sich so sehr angestrengt haben, daß er nicht im Stande wäre, nach beendigter Uebergabe dieses Nestes der Verrätherei an die wahren Gebieter dieses Landes, einen dieser Herren zu empfangen, der beauftragt ist, in meinem Namen einige Worte zu sagen.«

»Major Delafosse schläft!«

»Nun, so bitte ich, ihn wecken zu lassen. Ich habe weder Zeit noch Lust zu warten.«

»So wecke ihn selbst!«

Ihre Hand wies nach dem Lager zu ihren Füßen.

»Ah, meine Herren, Ihre Hoheit sind sehr gnädig, uns den inneren Anblick eines jungfräulichen Brautbetts zu gewähren. Ich bitte, Herr Major, da Ihre Hoheit Sie bereits verlassen hat, müssen Sie sich schon entschließen, sich nicht länger in Morpheus Arme zu verkriechen!«

Er hob mit kurzem, spöttischem Lachen die Decke des Lagers empor, prallte aber wie vom Blitz getroffen zurück.

»Mord! Verrath! – Verhaftet die Mörderin!«

Auf den Seidenkissen des Lagers ruhte in das weite weiße, mit großen Blutflecken getränktes Nachtgewand gehüllt der Körper des jungen Gatten – das Haupt vom Rumpfe getrennt! Der blutige Säbel der Maharani lag neben dem Todten. Der furchtbare Tod mußte den Unglücklichen im Schlaf, noch träumend von Glück und Liebe, ohne Kampf und Widerstand überrascht haben, denn die Züge des Gesichts, das fast noch die Wärme des Lebens zeigte, waren unverzerrt und weich.

Während der Augenblicke furchtbarer Bestürzung, die sich der Offiziere bei dem schrecklichen Anblick bemeistert hatte, streckte die Rani ihre Hand zur Seite und empfing die brennende Fackel des Sirdars.

»Elender Slave Deiner Lüste,« unterbrach die klangvolle Stimme der Rani die Pause des Grauens, »glaubtest Du, daß der Leib Xaria's, der Tochter eines freien Volks, dem Feinde ihres Landes gehören könne, ohne die Sühne seines Lebens? Diesen Mann, der hundert Mal hochherziger, als der Beste Deines Volkes, hat Xaria geliebt, und dennoch mußte er sterben, weil er ihr Lager getheilt, oder sie wäre entehrt gewesen vor ganz Hindostan. Sagt dem Sahib General, die Maharani habe ihr Wort gehalten und seine Bedingungen erfüllt, damit sie als freie Fürstin dieses Landes sterben könne. Dem Scheiterhaufen der Sotti habt Ihr sie entrissen, – flieht und rettet Euer elendes Leben, ehe sie auf den Flammen-Rossen mit ihrem zweiten Gatten zum Himmel Brahma's emporsteigt!«

Ein Wink von ihr und der Sirdar riß den verhüllenden Teppich von dem Haufen der Ballen zur anderen Seite des Brautbetts, und ein Blick genügte, den entsetzten Engländern geöffnete Fässer und Kisten zu zeigen, die bis zum Rande mit Pulver gefüllt waren.

Ein stolzes, verächtliches Lächeln überflog das Gesicht der Fürstin, während die britischen Offiziere in wilder Flucht aus der Halle stürzten und Verrath schreiend durch den Hof der Burg zum Thor eilten, gefolgt von den in blinder Furcht über einander fallenden Soldaten. Dann beugte sie sich nieder und küßte die Lippen des entseelten Hauptes, das noch vor wenigen Stunden die Gluth der ihren getrunken, und schwang die Fackel.

Ein entsetzlicher Donnerschlag, als ob die Erde in ihren Tiefen berste, weckte den britischen Oberfeldherrn aus seinem Morgenschlaf und schreckte die beiden Freunde der hinübergegangenen Lady aus ihrer Trauer. Mauer- und Felstrümmer stürzten weit umher und Verderben bringend nieder, dunkele Rauchwolken füllten die Luft, während das Jammergeschrei zahlreicher Verwundeter um Beistand rief.

Als der Qualm und Dampf endlich niedersank, erkannte man erst die große Verwüstung. Die feste Burg der Rani war in die Luft geflogen und Todte und Verstümmelte lagen unter den Trümmern. Dreiundfünfzig verunglückte Engländer wurden aus diesen gegraben, die Zahl der zerschmetterten Indier ist bei der Gleichgültigkeit gegen das Leben derselben unbekannt geblieben.«

---

»So, Signori,« schloß der Ionier seine Erzählung, »endete die kühne Rani von Ihansi, die Amazone von Hindostan ihr Leben und verlor Marcos Grimaldi in einer Nacht die beiden Freundinnen seines Herzens.

Damit, Signor Conte, wissen Sie auch, warum ich Sie gebeten habe, mich Ihrer Nilfahrt anschließen zu dürfen: es gilt, den Freund aufzusuchen, mit dem ich von Arabella Seymour und Xaria von Ihansi sprechen kann.«

»Also hat General Campbell nach dem furchtbaren Ereigniß,« fragte Capitain Boulbon, »doch wenigstens Wort gehalten und Sie in Freiheit gesetzt?«

»Als der englische Ober-General am Vormittag die zerstörte Burg besichtigte, sagte er achselzuckend: ›Die stolze Närrin hat uns wenigstens das Pulver erspart, ich hätte das Nest doch in die Luft sprengen lassen. Wenn sie mir nur nicht meinen besten Adjutanten mitgenommen hätte! Dieser Schelm Rivers hat bei allen Schlechtigkeiten doch immer Glück mit den Weibern gehabt.«

Das war die Grabschrift für zwei ritterliche Herzen.«.

»Also Oberst Rivers war demnach glücklich der Gefahr entronnen?«

Der Condottiere richtete einen ernsten Blick auf den Fragenden. »Es giebt eine ewige Vergeltung, Hoheit, wenn sie oft auch zu spät unseren blöden Augen erscheint. Oberst Rivers wurde lebend aus den Trümmern gezogen und ist, wie ich von Capitain Willoughby gehört habe, dem Leben erhalten geblieben. Aber noch bevor ich Ihansi verließ, sind ihm beide zerschmetterten Arme über dem Ellenbogen abgenommen worden. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen erzählen, wie Gottes Gerechtigkeit gerade hierdurch eine seiner früheren Thaten gerächt hat. Wer ihn kannte in seinem Hochmuth und Frevel, der weiß, daß für ihn diese Verstümmelung schlimmer gewesen sein muß, als der Tod. Es ist mir unbekannt, ob er noch lebt oder wo er geblieben ist; für die Rache seiner Feinde ist er kein Gegenstand mehr

und selbst der Nena, dem er sein Theuerstes geraubt und den er zu dem hassenswerthen Ungeheuer gemacht, das er geworden, hätte kein Recht mehr an ihn.«

»Was mag aus dem Anführer des indischen Aufstandes, den Sie soeben nannten, wohl geworden sein?« fragte der Prinz. »Ich erinnere mich nicht, weiter von ihm gehört zu haben.«

»Nena Sahib oder Srinath-Bahadur, wie man den Maharadscha von Bithoor nannte, ist schon während der Unterwerfung des Audh spurlos vom Schauplatz seiner grausamen Thaten verschwunden. Viele wollen wissen, daß er in der Schlacht von Lukhnow gefallen, Andere behaupten, ihn noch später mit zwei Begleitern, Mitgliedern der seltsamen Cohorte, die ihn umgab und die er in früheren Zeiten geworben, gesehen zu haben. Vielleicht ist er in die unzugänglichen Berge von Kashemir entflohen oder irgendwo einem dunklen Schicksal erlegen. Bei dem hohen Preis, den die englische Regierung auf seinen Kopf gesetzt, – etwa hunderttausend Lires nach unserem Gelde – wäre die geringste Spur sicher von den Hetzhunden der Engländer verfolgt worden.«

»So haben Sie wohl bald nach der gänzlichen Beendigung des Aufstandes Indien verlassen?«

»Man begräbt unter diesem Himmel die Todten schnell, Hoheit. Wir legten am andern Morgen die Gattin des Dechanten unter den Palmen Ihansi's in ihr frühes Grab, und unmittelbar darauf mußte ich auf Befehl des Generals und gegen mein Ehrenwort als Offizier Indien, selbst die unabhängigen Staaten direkt auf immer zu verlassen, abreisen. Ich ging über Bombay, wie früher der Herr Graf hier und Doktor Walding, aber statt nach Suez, nach Ormuz und Persien, und kehrte ein Jahr darauf, auf die Nachricht vom italienischen Kriege, über Konstantinopel nach Europa zurück. – Um dem Andenken der Rani gerecht zu werden: ich vergaß Ihnen zu sagen, daß – als wir von der Gruft der Lady Hunter zurückkehrten – eine ehemalige Dienerin der Rani mir als letzten Auftrag ihrer Gebieterin eine verschlossene Cassette von Sandelholz übergab, welche die Aufschrift von der eigenen Hand der Fürstin trug: ›Shanda Xaria von Ihansi ihrem treuesten Freund, Marcos Maldigri Khan zum Angedenken und Eigenthum.««

»Darf man wissen, was die Cassette enthielt?« fragte neugierig der Prinz.

»Warum nicht Hoheit? – Eine der langen von Perlen durchflochtenen Flechten von der Rani Rabenhaar, Juwelen und Geschmeide im Werth von etwa 2 Lak Rupien – und diesen Dolch.«

Er nahm den letzteren aus der inneren Brusttasche seines Gilets und reichte ihn dem Prinzen zur Besichtigung.

»*Cospetto*, Signor Generale, eine kostbare Waffe! Scheide und Griff strotzen ja von Rubinen, Türkisen und Smaragden. *A propos*, Signor – eine Lak Rupie was bedeutet das? Meine numismatischen oder finanziellen Kenntnisse sind nicht bedeutend.«

»Etwas über zweimalhunderttausend Lires, Hoheit,« sagte der Ionier gleichgültig. »Aber der Werth dieser Waffe liegt nicht in den Juwelen des Griffs, sondern in der Klinge, die ein sehr alter Khorassan ist, und – in der Erinnerung!«

»Sie mag allerdings wohl alt sein; hier an der Spitze sind einige schwere Rostflecken.«

»Es ist der Dolch, den – wie mir die indische Dienerin sagte – die Rani am Abend vor ihrer Hochzeitsnacht in ihren Gürtel steckte und den sie am Morgen, als sie sich zum letzten Male schmücken ließ, in jene Cassette legte. Jene Flecken waren damals noch feucht – ich fürchte, Hoheit – dieser Rost ist das Blut eines Freundes und tapferen Mannes – ich bitte Sie, lassen Sie ihn immerhin an der Klinge!«

Er nahm den Dolch aus der Hand des Prinzen, der ihn eilig zurückreichte, und steckte ihn wieder in die juwelenbesetzte Scheide. Dann wandte er sich ruhig an den Abbate und den Marquis und sagte mit gleichgültigem Ton: »Sie sehen, Signori, daß Marcos Grimaldi weder nöthiges Geld noch eine gute Anstellung im Vatican zu suchen veranlaßt war, als er einem unglücklichen Fürstenpaar seine Sympathien bezeigte.«

Sein scharfes Ohr hatte offenbar die hämische Bemerkung des Geistlichen gehört.

Die Pause einer gewissen Verlegenheit, – während welcher der Prinz nicht ohne Schadenfreude den Abbé angesehen, – wurde durch den Eintritt neuer Personen unterbrochen, denen Dame Spazzoletta die Thür öffnete. Es waren Capitain Chevigné, der Irländer und der Mann, der gekommen war, dem Bruder des geopfertem Mädchens sein eigenes Leben zur Sühne zu bieten.

Hinter ihnen kamen zwei offenbar nicht zu der Gesellschaft passende Personen: Master Wilkens, der lange Haushofmeister der Lady Hoghborn, und der Fra Rafaëlo, derselbe junge Kapuziner-Mönch, der bei Castelfidardo den Spion der Piemontesen gemacht und dem Irländer den kräftigen Messerstich beigebracht hatte.<sup>1</sup>

Es war gewiß nicht ohne Bedenken, daß der junge Frater nach der Schlacht von Castelfidardo, und sobald der Verwundete transportirbar war, diesen nach Rom zurückbegleitet hatte, wo Lady Judith ihm die bessere ärztliche Pflege zu geben hoffen konnte; indessen hatte Fra Rafaëlo keinen Augenblick gezaudert, der Bitte der Dame und des Kranken Folge zu leisten, theils weil sich zwischen ihm und dem Irländer eine eigenthümliche Freundschaft gebildet hatte, theils weil sein Charakter keine Furcht kannte. Wir haben diesen Mann und die Beweggründe, die den jungen Priester bewogen hatten, für die sardinische Armee Spionendienste zu verrichten, bereits in der kurzen Unterredung des jungen Mönchs mit General Cialdini am Abend vor der Schlacht und am Wundlager des Irländers zu schildern versucht, und in der That stand diese Gesinnung zu jener Zeit keineswegs vereinzelt da, namentlich unter den jüngeren Klerikern Roms: aufrichtige Religiosität, streng katholische Ueberzeugungstreue neben dem Bestreben, die Kirche von jenem Schmutz und jener Verderbniß gereinigt zu sehen, die schon Luther während seines Aufenthaltes in Rom so tief verletzt und ihn zum energischen, ja fanatischen Reformator gemacht hatte, und die deshalb zunächst die Trennung des Papstthums von der weltlichen Herrschaft anbahnte. Kämpften doch hierfür seit Jahrhunderten die Schriften berühmter Kirchenlehrer von unbestrittener Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, und trotz der strengen Censur waren seit dem Jahre 1848 die älteren und neueren Streitschriften selbst in den Collegien der Sapiencia sehr verbreitet. Diese täglich mehr wachsende Controverse innerhalb der römischen Geistlichkeit wurde erleichtert und vermehrt durch den politischen Fanatismus, und es ist Thatsache, daß von jenen Parteien, welche damals in Rom ihr Spiel trieben: die päpstliche, die piemontesische, die französische, die bourbonische und die mazzinistische oder republikanische, die letztere, die mächtigste von allen, sich unter der niederen und jüngeren Geistlichkeit eines starken Anhangs erfreute. Die Gefahr, welche Fra Rafaëlo durch seine Rückkehr nach Rom lief, war daher keineswegs so groß als es den ersten Anschein hatte, und obschon er keineswegs aus seinen Ansichten ein Hehl machte, hatte er bisher keinen besonderen Schaden davon gehabt, vielleicht, weil er unter der Menge ähnlicher Bestrebungen zu gering erschien oder zu wenig die Aufmerksamkeit der Machthaber auf sich gezogen hatte, vielleicht auch, weil man sein eifriges Bestreben kannte und zu benutzen

---

<sup>1</sup>Biarritz. II. Bd., 250, 256.

dachte, eine Dame von so bedeutendem Vermögen wie Lady Judith Hoghborn in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Sein Verkehr mit Lieutenant Terenz O'Donnell war daher keiner Beschränkung unterworfen und man hatte seit Eintritt der milderer Witterung den riesigen Irländer nicht selten mit der kleinen schwächlichen Figur des jungen Mönchs auf der Terrasse des Monte Pincio spazieren sehen, theils in Begleitung der Lady, theils selbst ohne dieselbe; denn seltsamer Weise hegte selbst Lady Judith, eine starre Protestantin und Bekämpferin aller Bemühungen, sie zu bekehren, ein so großes Vertrauen zu dem jungen Priester, daß sie ihm allein den doch so mühsam eingefangenen Verlobten anvertraute, der so große Lust hatte zu echappiren.

Sir Terenz O'Donnell war auf dem besten Wege, alle seine frühere Frische und Kraft wieder zu gewinnen, in der wir ihn am Abend von der Schlacht von Castelfidardo auf dem Plateau von Loretto kennen lernten; seine mächtige Gestalt ragte mehr als zwei Köpfe hoch über die kleine Figur des jungen Kapuziners hinaus, aber er warf häufig einen Blick fast zärtlichen Wohlwollens auf den kleinen Geistlichen herunter. Jetzt freilich waren die kräftigen Lippen seines breiten Mundes fest auf einander gepreßt und auf seiner niederen, breiten, einem Stierschädel nicht unähnlichen Stirn lagen Falten halb trübsinnigen, halb entschlossenen Charakters. Er hielt mit der linken Hand den Arm des Mannes, der neben ihm ging, wie in einer Fessel fest, während er auf den Tisch zutrat, an dem sich alle Anwesenden erhoben hatten.

Dieser Mann, den der Riese so krampfhaft festhielt, war der frühere preußische, zuletzt piemontesische Lieutenant von Arnim. Das damals hübsche männliche, obschon etwas verlebte Aeußere des jungen Offiziers hatte eine fast unheimliche Verwandlung erfahren. Sein niemals volles Gesicht war von einer Hagerkeit geworden, daß es fast hohl aussah, und die großen blauen Augen lagen tief eingesunken und hatten einen so starren, theilnahmlos vor sich hin gerichteten Blick, daß er gar nicht die einzelnen Mitglieder zu sehen schien. Statt des früheren zierlichen Schnur- und Kinnbartes deckte ein wilder, ungepflegter Vollbart den unteren Theil seines Gesichts und keine Spur in seiner einst so knappen und eleganten Haltung verrieth mehr den ehemaligen Offizier. Obschon er kaum die Dreißig überschritten hatte, lag etwas völlig Geknicktes, fast Greisenhaftes in der ganzen Gestalt und dem entsprach auch die Kleidung, die er trug, zwar keine Klausner- oder Mönchskutte, aber ein weiter dunkler, bis zum Hals zugeknöpfter Rock vom einfachsten Schnitt.

»Gentlemen,« sagte der Irländer mit einem kurzen Nicken, »ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, mit Ausnahme des wackeren Burschen aus den Bergen da,« – er wies auf den Briganten – »aber dieser Herr hier, Capitain Chevigné, hat mich versichert, daß eine Gesellschaft von Cavalieren hier versammelt wäre, und so hat sich Terenz D'Donnel Esquire – obschon die Squireschaft längst der Teufel geholt hat! – also so habe ich mich entschlossen, Ihnen einen Fall vorzulegen zu Ihrer Entscheidung als Ehrenmänner, der bei San Patrik schwer mein Herz bedrückt, als läge alle der ganze Mount Shannon darauf, und als solle es niemals wieder einem lustigen Galopp über die Ennishaide hinter dem Fuchs drein entgegenpochen. Und was ich Ihnen zuvor sagen will, Gentlemen, es giebt da oben eine Lady, die, obschon sie der anglikanischen Kirche angehört oder vielleicht gar eine Presbyterianerin ist und niemals zur Messe geht, woran gewiß Pater O'Hary das größte Aergerniß nehmen wird, doch zehntausend Mal klüger und besser ist, als dieses ganze Land hier und halb Irland dazu, die den größten Antheil an der Sache und Ihrer Entscheidung nimmt – geht einmal dort von

der Thüre weg, Master Wilkens, es ist nicht nöthig, daß Ihr sie bewacht, wie ein Hühnerhund ein Volk Rebhühner in Mutter Neales Haferfelde! – ich habe versprochen, vernünftig zu sein und Fra Rafaëlo zu folgen und deshalb – Akuschla, mein Liebling – zeigt uns die Kehrseite von Eurem langweiligen Aeußeren und sagt Eurer Gebieterin, daß wir uns hier in guter und anständiger Gesellschaft befänden, sie brauche also keine Sorge um mich zu haben!«

Der lange Haushofmeister verzog keine Miene in dem alten faltigen Gesicht, nur daß er dem jungen Kapuziner bedächtig zunickte, und dann verschwand er durch die äußere Thür.

Jetzt zum ersten Male ließ Sir Terenz den Arm des Offiziers fahren, kraute sich mit den Fingern in dem wirren Kraushaar des Schädels und fuhr dann, einen Blick umherwerfend, mit ziemlich kläglichem Ton fort: »Sie müssen wissen, Gentlemen, die arme Mary war eine verteufelt schmucke und wackere Dirne, und sie hat mir auch ihre Einwilligung gegeben zu meiner Verheirathung mit Miß Judith! freilich etwas spät, wie das so Art der Weiber ist, die immer ihren Kopf haben müssen. Das arme Ding, sie hätte gewiß gern auf meiner Hochzeit hier mit Fra Rafaëlo einen guten irischen Hopsler getanzt! Heilige Jungfrau, es hat nicht sein sollen, und nun ist sie eine Capitana gewesen und soll ganz wunderbar courageuse Dinge gethan haben. Aber, heiliger Patrik, darum handelt es sich nicht, sondern darum, ob ich meiner Schwester Mary zu Ehren« – und der große Mensch wischte mit dem Rücken seiner mächtigen Hand die Thränen aus den Augen – »diesem Mann hier, wie er gern haben möchte, eine Kugel durch den Schädel schießen soll, oder ob ich ihn für den besten Freund der O'Donnells erklären und ihm dafür danken muß, daß er die arme Mary vor einem niederträchtigen Schimpf bewahrt hat!«

Diese eigenthümliche Appellation und Trauer des großen, ungeschlachten und doch ersichtlich tief bewegten Menschen machte einen schweren Eindruck auf die Tafelrunde, namentlich, als er jetzt den mächtigen Kopf auf die auf den Tisch gelegten Arme niederbeugte und in lautes Aufschluchzen ausbrach.

»Sir Terenz,« sagte der Capitain Chevigné mit halblauter Stimme, »ist ein eigenthümlicher Charakter und Sie müssen ihn danach beurtheilen. Ich weiß nicht, ob Sie bereits wissen, weshalb ich es für Pflicht ansah, diesen Herrn hier auf dem Wege zu begleiten, den er für seine Pflicht hielt. Im ersten Augenblick glaubte ich, er wollte ihn zerreißen, wie ein Tiger, der auf seine Beute fällt, – aber ein Wort der Lady, die eine ebenso seltsame Dame ist, wie er als Mann, zähmte ihn. Und als ich ihm sagte, daß hier ein Kreis ehrenwerther Männer, Offiziere und Edelleute zufällig versammelt sei, fügte er sich wie ein Lamm dem Rath der Lady, einer Jury solcher Männer den Fall vorzutragen und von ihrer Entscheidung abhängig zu machen, ob und wie er den Tod seiner armen Schwester an diesem unglücklichen Mann hier zu rächen habe. Lassen Sie mich Ihnen den traurigen Fall erzählen, dessen hilfloser Zeuge ich leider sein mußte!«

»Capitano Tonelletto,« sagte der Abbé, »hat uns bereits die Sache ausführlich mitgetheilt und unser reges Mitgefühl erweckt. Aber gewiß denkt Signor O'Donnel nicht daran, für eine Handlung, die, wenn auch übereilt, doch gewiß nur aus den edelsten Absichten hervorgegangen ist und so schwer bereut wird, an einem Manne eine unchristliche Rache zu nehmen, der bereit ist, sie durch schwere Buße im Dienst der heiligen Kirche zu sühnen. Was Sir Terenz betrifft, so weiß ich auf das Bestimmteste, daß Se. Eminenz der Herr Kriegsminister bereits befohlen haben, seine Verdienste mit Ueberspringung der nächsten Charge durch das Patent als Maggiore anzuerkennen.«

Die salbungsvollen Worte des Jesuitenschülers schienen wenig dem Geschmack und dem Geist der Männer zu genügen, und selbst der Brigantenchef murmelte etwas von den heiligen Gesetzen der Blutrache, obschon es ihm um den Luogotenente Armenio leid thue, der sich bei den Vorgängen auf dem Monte Turchio als ein wackerer Mann erwiesen habe, der es verstanden, dem Tode in's Auge zu sehen.

Der Irländer aber hob den Kopf von den Armen, trocknete sich die Augen und sagte wild: »Der Teufel hole Ihr Majorpatent, Mann! Ich mag kein Major sein in einer so schuftigen Armee, die beim ersten Kanonenschuß davon läuft, wie eine Hammelherde wenn der Wolf kommt! Der würdige Bruder hier, der zwar ein Pfaffe ist, aber ein tüchtiger Bursche, hat mich darüber aufgeklärt, daß wir den Teufel für die heilige katholische Religion uns hier todtschießen und todstechen lassen, die Niemand zu kränken denkt, sondern blos dafür, daß die Mönche und Cardinäle sich mästen, die weltlichen Potentaten spielen und ehrlichen Leuten das Fell über die Ohren ziehen, statt das Gelübde der Armuth und Keuschheit zu erfüllen. Beim Riesen Fingal, Rafaël hat Recht, die Glatzköpfe stecken ihre Finger viel zu viel in anderer Leute Töpfe und die römischen Ehemänner haben nicht unrecht, wenn sie vorziehen, ihre Kinder allein zu machen. Kehre nur Jeder vor seiner Thür und so will ich Lady Judith heirathen und mit ihrem Gelde im grünen Irland einen guten Stall und eine tüchtige Fuchsmeute halten, und zu Gunsten ehrlicher Paddys den verdammten englischen Torrys im Parlament das Leben sauer machen, – sobald ich nur . . . «

Ein schlimmer Blick des Abbate hatte den Mönch getroffen, als der Irländer von der durch ihn veranlaßten Sinnesänderung sprach. »Ich will nicht hoffen,« sagte er, daß dieser ehrwürdige Bruder einem so tapferen Krieger der Kirche die schlimmen Lehren jener Aufrührer einflößt, die auf den Umsturz aller geheiligten Ordnungen in Kirche und Staat hinarbeiten! Die Herren Kapuziner stehen allerdings nicht im besten Ruf und es ist Zeit, daß ihr Ordensgeneral zu einer schärferen Zucht veranlaßt wird!«

»Der Signor Abbate,« sagte der junge Mönch, entschlossen den Handschuh aufnehmend, »weiß sicher, daß wir armen Söhne des heiligen Franciscus zu dem Gelübde der höchsten<sup>1</sup> Armuth verpflichtet sind und wird es daher erklärlich finden, daß wir den weltlichen Besitz der Kirche und ein Blutvergießen um solchen nicht für einen Glaubens-Artikel unserer heiligen katholischen Religion halten.«

»Ich habe nicht die Ehre, der geistliche Corrector und Gewissensrath des Frater zu sein,« entgegnete der Abbate hochmüthig, »indeß sollte ich meinen, daß von jeher die höchste Pflicht aller gläubigen Katholiken ohne Unterschied der Nationalität gewesen ist, der bedrängten und in ihren heiligen Rechten bedrohten Kirche auch mit den weltlichen Waffen zu Hilfe zu kommen!«

»Ganz sicher, wenn es sich um eine Bedrängniß der Kirche selbst, zum Beispiel durch die Ungläubigen oder die Ketzler handelt,« entgegnete streitfertig der Mönch, »aber hier handelt es sich nur um weltliche Macht und politisches Territorium . . . «

Es wäre wahrscheinlich zu einer heftigen Controverse zwischen den beiden geistlichen Kampfhähnen gekommen, wenn nicht der Gegenstand selbst, der sie veranlaßt hatte, dazwischen gefahren wäre.

---

<sup>1</sup>Das Gelübde der Armuth kennt drei Abstufungen: Die hohe, höhere und höchste Armuth; dem letzteren, das weder bewegliches noch unbewegliches Eigenthum gestattet, unterliegen die Franziskaner, namentlich die Kapuziner, ein Zweigorden der Franziskaner.

»Heiliger Patrik,« sagte er, – »die Kuttenträger bleiben sich überall gleich, und Pater O'Hary vergiebt eher eine Todsünde, als daß ein ehrlicher Kerl einmal von dem Pfarracker ein Gericht Kartoffeln stiehlt, um seinen Hunger zu stillen, und drum mag das geistliche Eigenthum wohl auch ein Glaubensartikel sein. Aber Freund Rafaël hat nichts desto weniger Recht, wenn er meint, die verdammten Spitzbuben von Piemontesen wären im Grunde doch auch katholische Christen, und wir würden besser thun, die Italiener das unter sich abmachen zu lassen, grade wie wir in Galway bei einer guten Wahlschlägerei am Leichtesten fertig werden, wenn die Constabler sich nicht drein mischen, die dann von rechtswegen von beiden Seiten die härtesten Schläge zu bekommen pflegen. Ich habe zwar einen ziemlich harten Kopf, aber so wahr ich Terenz O'Donnell heiße, das habe ich doch begriffen, daß Paddy ein großer Narr ist, für anderer Leute Interessen die Finger in's Feuer zu stecken, während er zu Hause Gelegenheit genug hat, sie sich zu verbrennen, wenn's ihn danach juckt!«

Die derbe Philosophie, deren absichtsloser scharfer Stachel doch gar Manchen in der Gesellschaft traf, verursachte eine längere Stille, da die Meisten nicht recht wußten, ob sie darüber lachen oder sich ärgern sollten. Die halb verlegene Pause unterbrach nur das Erheben des Abbate, dem die Wirthin einige Worte zugeflüstert hatte, worauf er rasch seinen Platz verließ, und indem er dem Kapitain Tonelletto winkte, ihm zu folgen, das Gemach durch die äußere Thür verließ.

Seine Entfernung schien übrigens für die Meinungsäußerung der Gesellschaft eine gewisse Erleichterung.

»Sir Terenz,« sagte der Grieche, »was Sie da sagen, hat zwar sein Wahres, kann aber als Grundsatz einem Mann von Muth und Gefühl doch nicht so allgemein als Richtschnur gelten. Das Vaterland hat allerdings das erste Recht an uns und Schmach Dem, der seinen Ruf nicht hören wollte. Aber manche hohe und edle That in der Geschichte des Menschengeschlechts wäre ungethan geblieben, wenn die Begeisterung allein den Interessen und dem Ruf des Landes unserer Geburt gehören dürften! Denken Sie an die Zeit der Kreuzzüge zurück, wo Tausende ihr Leben opferten, um den Heiden die Grabstätte unseres Erlösers zu entreißen, denken Sie an die tapferen Ritter von Rhodus und Malta, an Lord Byron auf den Wällen von Missolunghi, sehen Sie auf jene Männer hier, die ihr Leben muthig einsetzten für die letzte Burg eines königlichen Geschlechts, erinnern Sie sich an den edlen Lafayette, der einem mißhandelten Volke seine Freiheit erkaufen half, und Sie werden selbst sich sagen, daß es erhabene Zwecke giebt, für die jeder Mann sein Blut mit Ehren einsetzen darf. Ich halte das Verfahren der piemontesischen Politik für perfid und verächtlich, und ich selbst würde mit meiner schwachen Kraft dem Helden von Gaëta zu Hilfe geeilt sein, wenn König Franz sich hätte entschließen können, selbst die Fahne einer großen italienischen Nationalität aufzupflanzen, was ihm früher nahe genug gelegt worden ist, statt daß sie jetzt zum Vorwand eines Rivalitätenkampfes der Dynastien geworden ist und dem Meistbietenden zugeschlagen wird. Aber den Zweck, für den Sie Ihr Leben eingesetzt, den kann ich nicht für einen jener großen und erhabenen ansehen, der Helden schafft und Märtyrer, denn ich habe lange genug in Italien gelebt, um zu wissen, daß der weltliche Besitz der Kirche kein Heil für eine Nation und keine Idee ist, fähig diese Nation zur Einsetzung des eigenen Blutes zu begeistern, und in dieser Beziehung muß ich der Ansicht jenes jungen Klosterbruders zustimmen. Der Gedanke der Nationalität ist ein großer, gegenwärtig die Welt bewegender, wenn er als Feuerbrand auch zunächst von einer unreinen Hand in diese wogende Welt geschleudert wurde. Ueberall

drängt es und kämpft es für eine neue Staatenbildung auf der Grundlage dieser Idee, gleichviel ob durch Königthum oder Republik; sehen Sie auf Frankreich, Spanien, Deutschland vor Allem, auf die slavischen Stämme, selbst in Griechenland hebt sich auf's Neue die Bewegung der Zusammengehörigkeit und der Losreißung von dem englischen wie von dem türkischen Joch, – und weder die Diplomatie noch die Kanonen fremder Mächte werden auf die Dauer das Drängen einer Nation nach Einigung und Selbstständigkeit unterdrücken können. Die Völker schreiten vorwärts, ein Rückdrängen in alte Fesseln ist nicht mehr möglich, und wer nicht den rollenden Wagen mit kräftiger Hand in die richtigen Bahnen zu leiten vermag, wird unter seinen Rädern zermalmt werden. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht und über die Rechte selbst der edelsten Fürsten gehen die Rechte der Völker. Fragen Sie sich, die Sie italienische Zustände gesehen, in Rom, in Neapel, in den kleinen Fürstenthümern, ob Sie im Ernst wünschen können, eine große Nation wieder in die Hände einer feilen Camarilla, einer geilen verdummenden Pfaffenherrschaft zurückgedrängt zu sehen.«

»Aber – ich will Ihnen die Berechtigung vieler Klagen und Schäden zugeben,« sagte der Prinz nach längerer Pause, in der er nachdenkend vor sich niedergeblickt, – »wird die neue Herrschaft das Volk besser und glücklicher machen? Sehen Sie sich um in der Welt, wo ist Wahrheit, wo ist Gerechtigkeit? Auch die Könige sind nur Menschen, aber ihre Schwächen sind doch die eines Einzelnen, während ein von Vielen beherrschtes Volk die Fehler und Interessen Vieler zu tragen hat. Ein Zusammenstoß Ihrer Nationalitäten, den unter den jetzigen Verhältnissen die Politik der Dynastien in den meisten Fällen zu vermeiden oder zu beschränken wußte, wird bei diesen Prinzipien nicht zu vermeiden sein, und ein Kampf der Nationalitäten ist stets ein furchtbarer gewesen.«

»Ich sehe, Euer Königliche Hoheit haben über jene Fragen selbst tief nachgedacht, aber Sie vergessen Eines.«

»Und das ist?«

»Was eine Nation für ihre Selbstständigkeit und Freiheit einsetzt, ist ein gern getragenes Opfer und führt stets zu festerer Einigung. Die Karte der Welt ist immer mit Blut geschrieben worden, aber wo die höchsten Interessen, die Freiheit und Selbstständigkeit der Völker die Aussaat des Blutes verlangten, da ist die Ernte zuletzt immer eine gesegnete geworden. Ich zweifle keinen Augenblick, daß schwere und blutige Kämpfe und Umwälzungen in den nächsten zwanzig Jahren Europa bevorstehen; aber die Schicksale der Völker führen zuletzt doch zu einer friedlichen Entwicklung, denn sie liegen in der Hand Gottes und nicht in den Händen der Könige und der Priester!«

Während die Unterhaltung sich in dieser Weise den idealeren Fragen der Politik zugewendet, hatte Don Juan, der sich verteufelt wenig um diese kümmerte, seine Aufmerksamkeit auf Donna Sybille gerichtet, die eben einen neuen Vorrath von Flaschen herbeischaffte und eine sehr besorgte Miene aufgesetzt hatte.

»Schönste Credenzerin des köstlichen Traubensaftes – ich weiß beim Himmel nach gewissen lieblichen Kennzeichen nicht, ob ich Sie als Hebe oder Ganymed anreden soll,« – er hatte sie scherzend umfaßt und in eine Ecke gedrängt, was sich Dame Spazzoletta äußerst gern gefallen zu lassen schien – »Ihr feuriges Auge verräth eine gewisse Unruhe – es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen, was uns so lange Ihrer holden Gegenwart beraubt hat? – ich möchte wohl eine kleine Frage an Sie richten!«

»Tausend für eine Excellenza,« sagte sie knixend. »Es wird mich unendlich glücklich machen, einem Cavaliere von Ihrer Liebenswürdigkeit dienen zu können.«

»Nun denn im Vertrauen, schönste aller Weinspenderinnen – ist vielleicht diesen Abend ein Herr mit Damen in diesem ganz vortrefflichen Hause eingekehrt?«

»Ein Herr mit Damen, Signore?«

»Nun, wenn es auch gerade kein Cavalier ist – kurz und gut, hat vielleicht ein gewisser Matteo die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?«

»Matteo? Oh Excellenza, ich habe wohl hundert Matteo's unter meiner Bekanntschaft – versteht sich in allen Züchten und Ehren!«

»Bei der heiligen Tiara – ich habe niemals daran gezweifelt – dieser Signor Matteo hat noch einen anderen Namen – ich glaube Fontana?«

Sie sah ihn halb erschrocken an – »Oh Signore . . . «

»Und damit wir keinem Namensvetter ein Unrecht anthun: ich meine den Signor Matteo Fontana, der den Beinamen *il religioso* führt!«

Die spröde Ostessa konnte sich nicht enthalten, zwei ihrer dicken Finger geschwind auf die Lippen des galanten Fragers zu drücken. »Um der heiligen Madonna willen – Excellenza leise, leise, daß man uns nicht hört – was hat ein Principe wie Sie mit einem solchen Manne zu thun! Meine Betole ist eine vom besten Renommée und ich weiß von Gesellen Nichts, die in so schlechtem Ruf bei der hohen Obrigkeit stehen! Es könnte mich meine ganze Kundschaft kosten!«

»So – und die Signori da drinnen?«

Er wies mit dem Daumen nach dem Nebengemach.

»Oh Excellenza, die Signori da drinnen sind ehrliche Briganti – die stehen mit der hohen Polizei auf dem besten Fuße! Aber ein Birbante, ein gewöhnlicher Ladrone! Pfu! Excellenz, was denken Sie von einer honneten Frau!«

»Nun das ist schade – ich hätte gern den Signor Fontana gesprochen, dessen Ruf doch wohl nicht so schlimm sein kann, da er mir selbst gesagt hat, hier nach ihm unter dem Namen *il religioso* zu fragen.«

Signora Spazzoletta sah ihn ganz erstaunt an. »Und er hätte wirklich Euer Excellenza dazu beauftragt?«

»Nun zum Teufel ja – er wollte mich hier treffen. Aber da Sie keinen Mann dieses Namens kennen . . . «

Die kleine Wirthin schien noch immer mißtrauisch. »Nun – Excellenz – in einer öffentlichen Wirthschaft muß man allerdings so viele Personen sehen – und es ist da vorhin ein fremder Mann gekommen . . . «

»Allein?«

»Nein, Excellenza!«

»Vielleicht mit zwei Damen?«

»O, Sie Schelm!« Das Gesicht der kleinen Wirthin war auf einmal ganz Vertrauen.

»Beide als Landmädchen gekleidet – aber die Eine eine Dame!«

»Oh *benissimo*, ich hatte es gleich weg, auf den ersten Blick! Ich sehe, daß Euer Excellenz im Vertrauen sind, – warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt!«

»Und wo sind die beiden Signorina's?«

»In meiner besten Putzstube, – die armen Dinger waren ganz verstört von dem Schrecken!«

»Was für ein Schrecken?«

»Nun, von dem Lärmen, – haben Excellenza vorhin nicht schießen gehört!«

»Keinen Ton!«

»Bei der Madonna – ich auch nicht! Aber es ist freilich auch etwas weit von dem Leontino bis zum Circo Maximo!«

»Also beim Circus?«

»Signor Matteo erzählt es. Die Repubblicani's sind mit den Franzosen in Streit gerathen und sie schlagen sich noch in den Straßen. In dem Lärmen und Gedränge sind die Signorina's in Gefahr gewesen, und Signor Matteo hat sich ihrer angenommen und sie vorläufig hierher gebracht . . . «

»Wo sie hoffentlich für diese Nacht ein sicheres Unterkommen finden werden und ungesehen bleiben?«

»O, Excellenza, was sind Sie für ein Schalk! ich bin eine ehrbare Frau!«

»Die einen Kuß und eine Hand voll Scudi's in allen Ehren hoffentlich nicht verschmähen wird, wenn es gilt, ein armes, hübsches Mädchen zu verstecken, die ein alter Geck von Vormund mit Gewalt selbst Heimchen will!«

Dame Spazzoletta hob sich gravitatisch auf den Zehenspitzen, ihre Augen funkelten förmlich vor Vergnügen, bei einer solchen Liebes-Intrigue helfen zu können. »*Bello, bellissimo!* und Euer Excellenza haben sie also durch Matteo entführen lassen?«

»Versteht sich – es war Alles verabredet!«

»Das ist etwas Anderes; ich dachte schon, es wäre wie bei der Anderen . . . die der Signor Abbate . . . «

»Welche Andere?«

»O, Nichts! – ich bin eine Schwätzerin; – Euer Excellenza werden begreifen, die Herzen der geistlichen Herren sind auch nicht von Stein, und wenn man mich auch nicht in's Geheimniß gezogen hat, die Sybilla hat es auf der Stelle weg gehabt, als die Signori zusammen kamen, daß ich die Ehre hatte, darunter einen geistlichen Herrn zu bewirthen.«

»Abbé Calvati? – Verdamm't!«

»O, Excellenza, ich kümmere mich nicht um die Namen, – ich bin blos meinem Beichtvater Rechenschaft schuldig, und das ist ein vernünftiger Mann!«

»Zum Teufel! – dieser spionirende Abbé hat die beiden Signorina's doch nicht etwa schon gesehen?«

»Wo denken Sie hin, Excellenza – die Spazzoletta, wie die Schelme mich nennen, weiß was Discretion ist – und daher kümmere ich mich auch um die Andere nicht, mag sie doch thun, was sie will – ich bin für die ganze Etage bezahlt worden und drücke verständig die Augen zu. Nein, Excellenza, die Colombaia hat mehr als einen Eingang, und so vortrefflichen Cavalieren, wie Sie und Ihre Freunde, werde ich stets zu Diensten stehen. *Ahi!* daß ich noch einmal jung wäre!« und sie warf dem Grafen einen überaus schmach tenden Blick zu.

»Zum Teufel – aber wo steckt der Signor Matteo?«

»O, Excellenza, Sie brauchen nur die Gardine da aufzuheben, er sitzt seit einer Viertelstunde bei seinen Kameraden.«

Der Graf schaute durch das Fensterchen. »Aber ich sehe Niemanden, als den Capitano Gentrilli mit seiner Frau und einen alten Fiacrekutscher . . . «

»Si, si – der Schelm weiß sich vortrefflich zu verkleiden, gerade als ob der Carneval das ganze Jahr dauerte.«

»In der That, ich muß Signor Matteo mein Compliment machen; – aber, schönste Ostessa, ich muß ihn sprechen in einer dringenden Angelegenheit und im Geheimen, ohne daß die Gesellschaft etwas merkt!«

»Keine Sylbe! wollen Euer Excellenza nicht einmal einstweilen die hübsche Donna besuchen?«

»Später – ich darf jetzt meine Freunde nicht aufmerksam machen, sie sehen ohnehin schon mit neidischen Blicken herüber! Geben Sie mir nur einen Wink, verführerische aller verführerischen Wittwen!« und er versuchte ihre Taille zu umfassen, mußte sich aber mit dem fetten Nacken begnügen.

»Gehen Sie doch, Sie Bösewicht! man darf den Männern niemals trauen!«

Die politische Debatte an dem großen Tisch der Gesellschaft hatte bisher das kleine Zwischenspiel glücklich verdeckt, als aber jetzt die kleine Wirthin mit einer überaus komischen Koketterie sich aus der galanten Umarmung wand und verschämt wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren ihr breites Gesicht mit dem Schürzenzipfel bedeckend aus dem Zimmer huschte, brachen die Meisten in ein helles Gelächter aus.

Sir Terenz schaute sich mit grimmiger Miene um. »Der Teufel soll mich holen,« brüllte er, mit der Faust auf den Tisch schlagend, »wenn das nicht eine Beleidigung für meines Vaters Sohn ist, daß Sie mein Herzeleid noch auslachen, Gentlemen, so soll mir niemals mehr ein Glas gesegneten, unversteuerten Whisky's durch die Kehle kommen! Also heraus, Gentlemen, mit der Sprache, wer von Ihnen stellt sich mir auf die Mensur? denn daß Terenz O'Donnell für seinen Seelenfrieden und um der armen Mary ihre Ruhe im Grabe zu sichern Jemanden todtschießen, oder die Peterskirche in Brand stecken oder Judith Hoghborn heirathen muß, das werden Sie doch selber wohl einsehen!«

»Dann dächte ich, Sir, Sie versuchten's mit der Heirath, denn keiner dieser Herren hat Sie durch das zufällige Lachen, das keinen Bezug auf Sie hatte, beleidigen wollen!« sagte der Prinz.

Der tolle Irländer kraute sich in den Haaren. – »Muscha, aber was soll ich mit dem Manne hier machen, der noch immer neben mir steht, wie ein jammervolles Schattenbild? Er hat doch meine Schwester, meine einzige Mary erschossen, und . . . «

Die Augen des Irländers begannen wieder roth zu funkeln und seine gewaltigen Fäuste ballten sich, als wolle er mit einem Schläge den blassen Mann neben ihm tod zu Boden strecken.

Der Ionier hatte sich erhoben und trat zu den Beiden, indem er die Hand auf die Schulter des Irländers legte und das Glas dem ehemaligen piemontesischen Offizier entgegen streckte.

»Sir O'Donnel, Sie haben die Entscheidung einem Kreise von Männern anheimgegeben, welche gewohnt sind, die Ehre über das Leben zu stellen und Ihnen durch meinen Mund sagen: es giebt Thaten, deren Beurtheilung außerhalb der menschlichen Gesetze steht; danken Sie diesem Manne, daß er den Muth hatte, statt ein Mörder zu werden, Ihre Schwester ohne Schmach zum Himmel zu senden! Sein Leid wiegt schwerer als das Ihre. Sprechen Sie das Wort des Dankes in dem Worte der Vergebung und lassen Sie ihn in Frieden ziehen zu seinem traurigen Loos. Ich weihe dies Glas dem Andenken einer Märtyrerin und dem Trost eines ehrenhaften Soldaten!«

Und rings um den Tisch leerten schweigend die Männer die Gläser bis zum letzten Tropfen und setzten sie nieder; der junge Kapuziner aber nahm die Hand des Preußen und legte sie in die des Irländers. »Scheidet in Frieden für dieses Leben!« Er führte den Trauernden zur Thür, wo er ihn Master Wilkens übergab, der ihn aus dem Gemach geleitete, worauf jener mit einigen Worten den fragenden Blick des Capitain Chevigné beruhigte.

»Lassen wir die Todten ruhen nach Soldatenweise und halten wir uns an das Leben, Sir Terenz,« sagte ermunternd der Prinz, dem Irländer das Glas bietend. »Sie wollen also nicht wieder in die Armee treten?«

»Der Arzt verordnet Sir Terenz die Bäder von Bagnères zur völligen Wiederherstellung von seiner Wunde,« bemerkte hastig der Mönch, »und wir werden dahin abreisen, sobald ich die Erlaubniß meiner Oberen erhalten und . . .«

»Die Verbindung des Sir Terenz mit Lady Hoghborn geschlossen ist!«

»Zum Henker mit Ihnen, Rafaël,« brummte der Irländer, dem durch die Entfernung des Preußen eine große Erleichterung geworden schien, »was haben Sie sich immer in meine Heiraths-Angelegenheiten zu mischen, als hungerten Sie nach den Copulations-Gebühren? Wenn's noch der Pater O'Hary wäre, von dem die Weiber erzählen, daß er dem alten Flanagan vor der letzten Oelung das Betttuch unterm Leibe weggezogen, weil er bange war, von der heulenden Sippschaft keinen Sixpence für den weiten Weg bezahlt zu erhalten, wenn der alte Bursche erst gestorben war!«

»Sie sollten lieber, statt solche schlechte Geschichten zu erzählen,« sagte verweisend der junge Priester, »daran denken, welche Verpflichtung Sie einer ehrenwerthen Dame gegenüber haben, der – wenn sie auch eine Ketzerin ist – Sie Ihr Leben verdanken, und die ihren Ruf auf das Spiel setzt, um Sie zu pflegen und für Sie die Sorge jener Schwester zu tragen, die Gott Ihnen zur Strafe für Ihre Hartnäckigkeit genommen hat.«

»Hören Sie auf, Rafaël! Haben Sie nicht gehört, daß ich Lady Judith heirathen will? aber zum Henker, ich kann mich doch nicht in ganz Irland verlachen lassen, daß die vertrackte Dirne mich doch zuletzt auf der Schnitzeljagd erwischt und gezwungen hat!« und er kratzte sich ärgerlich hinter den Ohren.«

Der naiv-wunderliche Charakter des Iren hatte bei der Gesellschaft trotz der traurigen Veranlassung so großes Interesse erreicht, daß man in der Klage des Riesen sofort einen neuen Stoff der Unterhaltung witterte und sich diesen nicht entgehen lassen wollte.

»Erzählen Sie uns, Sir Terenz, was ist's mit der Jagd auf Ihre Hand? Haben Sie in einer unglücklichen Stunde ein Eheversprechen gegeben? Man will wissen, daß die englischen Damen in solchen Fällen sehr hartnäckig und energisch sind und schwere Schadenklagen anstellen! Wir bedauern Sie!«

»Den Teufel thun sie, Sir! Judith hat Geld genug, die ganze Peterskuppel mit Gold zu bedecken; ich glaube, das halbe Galway gehört ihr. Der alte Güterwucherer, ihr Vater, hat bei der Athlone-Bahn ein schändliches Geld verdient! Uebrigens ist sie gar nicht einmal eine Irländerin, der alte Spitzbnbe kam von London herüber.«

»Also vielleicht alt und – nicht schön!«

Der Irländer grinste den Marquis höchst vergnügt an und rieb sich die Hände. »Was Sie nicht wissen, Sir, Sie haben sicher in Ihrem Paris noch keine hübschere Dirne gesehen, selbst die arme Mary reichte ihr's Wasser nicht! – zweiundzwanzig Jahre, sie kann es alle Tage mit ihrem Taufschein beweisen, – und wissen Sie was: sie ist eine Gelehrte, die selbst dem

Rektor vom Dubliner Colleg etwas zu rathen geben würde, vielweniger einem Windhund von Franzosen?»

»Ich muß Ihnen sagen, Herr Kamerad,« mengte sich Capitain Chevigné in das Gespräch, »Lady Hoghborn ist eine ebenso schöne als fein gebildete Dame, zu deren Besitz – abgesehen von allen anderen Vorzügen – sich jeder Gentleman nur Glück wünschen könnte.«

»Und eine Frau von Herzensgüte und strenger Redlichkeit!«

»Yes! yes! Der Teufel soll mich holen, Liebling, wenn nicht jede Sylbe eine reine Wahrheit ist!«

»Aber, zum Henker, warum heirathen Sie alsdann die Dame nicht? – oder sind Sie vielleicht anderweitig verliebt?«

»Bewahre! die Dummheit mit Polly O'Hary, unseres Wildhüters Tochter, und der kleinen Betsy, der Kammerjungfer, – die sind unmöglich zu rechnen! nein – so wahr ich noch manchem Fuchs über die Haide zu folgen hoffe, – ich könnte Judith fressen vor Liebe – nur . . . «

»Heraus damit!«

»Daß sie mich mit Gewalt heirathen will, das ist alles Unglück dabei! Warum mußte es auch der alte Gauner, ihr Vater, in's Testament setzen!«

Die Miene des wackeren Irländers war bei dem Geständniß so kläglich, daß jetzt Alle in Gelächter ausbrachen.

»Sie sind wirklich ein seltsamer Bursche, Sir Terenz,« meinte lachend der Marquis. »Wenn Sie das als Hinderniß betrachten und sonst Nichts gegen die Dame einzuwenden ist . . . «

»O Jäsus! Sie sollten Sie nur kennen!«

»So würde ich es machen, wie ich früher gesehen habe, daß die Irländer es bei ihren Fuchsjagden machen!«

»Was meinen Sie?«

»Nun, ich würde die Heirath als eine Mauer betrachten, bei deren Ueberspringen man höchstens den Hals brechen kann!«

Sir Terenz riß die Augen auf.

»Ich würde also der Gefahr trotzen, – als muthiger Mann die Augen schließen und statt auszuweichen – hopp! darüber weg, selbst auf die Gefahr hin, daß hinter der Mauer oder Hecke noch ein Graben liegt!«

Während alle Anderen kaum das Lachen verbeißen konnten über die Fopperei, starrte der Riese den jungen Franzosen groß an und schlug sich vor die Stirn, daß es klatschte. »So wahr ich von König Dermot abstamme, Sir! von der Seite habe ich das Ding noch nicht angesehen, und kein Mensch soll von Terenz O'Donnell sagen, daß er sich vor irgend einem Dinge gefürchtet habe, sei's selbst der Teufel oder ein Weib! Fra Rafaëlo, Sie können meiner Verlobten sagen, daß ich bereit bin, mich trauen zu lassen, sobald nur, wie ich geschworen habe, die Schmach der armen Mary gerächt ist!«

»Sie sollten die Erfüllung einer Pflicht nicht von einem sündigen Rachegeübde abhängig machen, Sir Terenz,« sagte verweisend der Kapuziner. – »Die Rache ist mein! spricht der Herr!«

»Der Herrgott ist im Leben kein Irländer gewesen!« brüllte der erbitterte Sohn der grünen Insel. »Ich wette Hundert gegen Eins, daß San Patrik, der doch auch eine tüchtige Autorität ist, so etwas niemals gesprochen hätte! – Thun Sie, was ich sage, Pfaff, wenn wir gute Freunde bleiben sollen und Sie die fette Pfarrstelle in Galway haben wollen!«

Der Spanier hatte sich, aufs Höchste belustigt, zu ihm gesetzt. »Und Sie wollen uns versprechen, Sir Terenz, die treue Liebe Miß Judiths zu belohnen und sich auf der Stelle copuliren zu lassen, sobald Sie den Veweis haben, daß Ihre Schwester an General Pinelli gerächt ist?«

»Der schwarze Nick soll mich holen, wenn ich den Sprung über die Mauer nicht wage, und sollt's am morgigen Tage sein!«

»Gentlemen's Wort?«

»Gentlemen's Wort!«

»Dann, meine Herren, – da glücklicher Weise Seine Ehrwürden, unser diplomatischer Freund, nicht hier ist – habe ich die Ehre, die werthe Gesellschaft auf morgen zur Hochzeit dieses Gentlemens einzuladen. Nur bitte ich um Ihr Wort, bis morgen Mittag keine Sylbe mehr über die Angelegenheit zu wechseln und um Ihre Erlaubniß, mich auf eine halbe Stunde entfernen zu dürfen!«

»Zugestanden! zugestanden!« lachten die beiden jungen Franzosen, die einen neuen Spaß witterten, während der Grieche den Kopf schüttelte und dem Prinzen zuflüsterte: »Ich kenne den Tollkopf, er ist es wahrhaftig im Stande!«

Der Graf von Caserta zuckte die Achseln. Weiteren Fragen und Scherzen machte der Eintritt des Abbate ein Ende. Capitain Tonelletto kehrte zwar nicht mit ihm zurück, dagegen begleiteten ihn zwei Mitglieder der abenteuerlichen Gesellschaft aus dem Nachbargemach, der Bandenführer Gentrilli und Meister Pilone, der Entsprungene von San Elmo, der Brigant vom Vesuv.

Don Juan hatte die Gelegenheit benutzt, sich unbemerkt davon zu schleichen. Dame Spazzoletta schien draußen auf der Lauer gestanden zu haben, denn er hatte kaum die Thür hinter sich geschlossen, als er seine Hand gefaßt und an einen sehr fleischigen und warmen Körpertheil gepreßt fühlte, und ein mächtiger, aus der Tiefe kommender Seufzer belehrte ihn, daß es der wohlgenährte Busen der liebessementalen Locandiera war.

»Man erwartet Sie, Excellenza! Darf ich Sie zuerst zu den Signorina's führen?«

»*Cospetto*, schöne Donna, ich fürchte, das würde mich zu viel Zeit kosten. Nehmen wir zuerst das Nothwendigste – Sie kennen gewiß das Sprüchwort vom Geschäft und dem Vergnügen. Also zunächst: wo ist Signor Matteo?«

»Hier, Excellenza!«

Don Juan erkannte die Stimme des Banditen, der eine in dem Halbdunkel des gangartigen, gewölbten Flurs mündende Seitenthür öffnete und ihn in das Gemach schob. »Es wird gut sein, *cara mia*, wenn Ihr unterdessen die Signora Coja tröstet, während die Signori da drüben mit ihrem Gatten schwatzen oder etwa in der Schankstube zum Rechten seht. Es scheint mir heute nicht ganz geheuer zu sein, und ich habe rothe Hosen auf den Bänken gesehen!«

»Der heilige Lucifer möge die Spötter und Lügner alle mitsammen dahin holen, wo das Fegefeuer am heißesten brennt,« rief erbost die Wirthin und eilte nach dem vorderen Theile des weitläufigen Hauses. »Der Wein der Colombaia ist zu gut für solche Schelme!«

Der Ladrone hatte die Thür geschlossen und lachte herzlich. »Es geht ihr wie den Truthühnern,« sagte er, »der Kamm schwillt ihnen, sobald sie nur ein Stück rothes Tuch vor Augen sehen. Euer Excellenza sollen die Geschichte schon einmal hören, sie ist nicht ohne Bezug zu dem Beinamen, den man mir seitdem gegeben, und über den sich Euer Excellenza heute Morgen so sehr zu verwundern schienen. Es ist wahr, diese Schufte von Franzosen haben

ihren zärtlichen Gefühlen etwas arg mitgespielt und sie hat ihnen alles mögliche Unheil geschworen. Halb Rom hat damals über die tolle Affaire gelacht, und es war ein Glück, daß der würdige Meister Sandrolfo bereits in den letzten Zügen lag, sonst würde die Colombaia schwerlich in so guten Händen für alle guten Christen und ehrlichen Burschen geblieben sein. Aber, was sagen Euer Excellenza, hat Matteo Fontana sein Wort gehalten und seinen Lohn verdient?«

Die zarte Erinnerung veranlaßte den Spanier, sich an den im Gemach stehenden Tisch zu setzen und nach seiner Börse zu greifen.

»Ich habe zwar die Signorina noch nicht gesprochen, aber die Ostessa hat mir gesagt, daß die Mädchen hier sind.«

»Si, Excellenza, gleich dicht nebenan, im Allerheiligsten der kleinen Närrin, in ihrem Schlafzimmer.«

»Geduld! Zunächst Signor Matteo, hier sind die zweiten hundert Scudi's, die ich Euch schulde. Ist Alles gut gegangen, und wie habt Ihr's angestellt?«

»Eh! Nichts leichter als das! Als der Wagen gerade in der Nähe des Circus war, von den Francesi's begleitet, kamen die Republikaner heraus und brachten dem Napoleon und den Soldaten ein Hoch, nahmen sie in ihre Mitte und herzten und küßten die Kerle, daß sie kaum zu Athem kommen konnten. Ich sage Ihnen, Excellenza, es war ein Spaß zum Todtlachen! Die Parlezvous wanden sich wie die Meeraale in den Händen der Köche und schlugen nach allen Seiten. Zuletzt gab es eine Katzbalgerei und schließlich Kolbenstöße und Dolchstiche; ich glaube sie sind noch daran. Wir waren rasch bei der Hand in dem Gewühl – ich half den Signorina's aus dem Wagen und gab dem alten Burschen, der ihnen folgen wollte, einen Schlag auf den Schädel, der ihm gewiß alle Sterne am Firmament tanzen machte. Fünf Minuten darauf waren sie in meinem Fiakre und ich fuhr die Kreuz und Quer, daß sicher ein besserer Verstand dazu gehörte, als die römischen Sbirren haben, um auch nur eine Spur von ihnen zu finden. Dann erst brachte ich sie von dem Tiber her bis zur nächsten Ecke und dann in's Haus!«

»Und die Ostessa?«

»Ich schwatzte ihr von einer Entführung und einer Liebesgeschichte, – der alte Schnurbart braucht nur von einem unglücklichen Liebespaar zu hören, um Feuer und Flamme zu sein. Das Weitere ist nun Ihre Sache, wenn Sie mich nicht noch besonders brauchen. Die Alte hat der Schlupfwinkel genug in diesem großen Steinklumpen, um zehn Liebespaare einen Monat lang zu verstecken, ohne daß die ärgste Schnüffelnase auch nur eine Haarspitze zu sehen bekommt.«

»Vortrefflich gemacht, Signor Matteo, ich bin mit Ihnen zufrieden und Sie sollen es auch, denke ich, mit mir sein. Doch weiter: sind Sie müde oder haben Sie Lust, ein noch einträgliches Geschäft zu machen?«

»O Excellenza, ein Kunde wie Sie kommt armen Teufeln, wie wir sind, nicht oft in die Quere. Was ist es? Sollen wir eine Eminenz aus dem Schlafzimmer seiner Parente holen, oder aus einem Nonnenkloster für Sie die jüngste Novize stehlen?«

»Nichts da – es handelt sich um keine Liebesaffaire, sondern um eine andere Unterhaltung!«

»Also um einen tüchtigen Stoß, – so zwischen die erste und zweite Rippe?«

»Auch das nicht! – Ihr sollt einem Mann eine kleine Züchtigung von fünf und zwanzig Ruthenhieben ertheilen und dafür – fünfhundert Scudi's erhalten!«

»Nichts leichter als das! Betrachten Sie die Sache als abgemacht. Ihr Feind, Excellenza, wahrscheinlich Ihr Rival, soll die Schläge haben, und wenn er sich im San Peter verkrochen hatte!«

»*Lente! lente!* die Sache ist nicht so leicht, sie muß morgen bei Tagesanbruch vollzogen sein!«

»*Bene* – so werden wir ihn aus dem Bett holen, und sollten wir sein Haus darum anzünden!«

»Das geht schwerlich an und würde überdies Nichts nützen; er ist im Begriff Rom, zu verlassen!«

»Desto besser, Excellenza, – so werden wir ihn auf dem Wege abfassen – Sie dürfen nur die Stunde, die Straße und die Porta bezeichnen.«

»In Eurem eigenen Revier, Signor Matteo, auf der appischen Straße! Ich würde die Ruinen des Circus Caracalla für den geeignetsten Platz halten.«

Der Bandit fing an, ein ernsteres Gesicht zu machen.

»Nun, wir müssen sehen, wie wir uns mit den französischen Patrouillen abfinden. Bei der Madonna, die Sache scheint doch nicht so leicht, als ich anfangs dachte!«

»*Al contrario* – im Gegentheil – es ist möglich, daß die Person von einer Eskorte begleitet wird – bis zur neapolitanischen Gränze!«

»*Diavolo!* – Bis zur neapolitanischen Grenze? – Ei, ich kenne eine ganz vorzügliche Stelle in den Sümpfen, wo alle Begleitung Nichts nutzen würde!«

»Schade darum, aber es dürfte zu weit sein, denn vergessen Sie nicht, Signor Matteo, daß ich um 7 Uhr wieder in Rom und zwar auf dem Bahnhof sein muß, sonst könnten wir den Herrn Piemontesen leicht jenseits der Grenze fassen!«

Der Bandit kraute sich in den Haaren. »Verdammt, also ein Piemontese, ein Feind des heiligen Vaters und der Kirche ist es?«

»Ein piemontesischer General!«

»*Pesthe!* – und Euer Excellenza müssen auch dabei sein?«

»Ich und ein Freund, damit wir nöthigen Falls die Ruthenhiebe bezeugen können.«

»*A fé!*« sagte der Straßenritter vertraulich – »wissen Euer Excellenza, wenn es ein piemontesischer Ketzer ist, mache ich mich anheischig, ihm einen Schuß oder einen guten Messerstich ohne Preiserhöhung zu geben; – ich gestehe Euer Excellenza offen, daß dies nicht bloß eine bessere, sondern auch eine leichtere Abmachung Ihrer Rechnung mit dem Signor Piemontese sein wird!«

»Ich glaube Ihnen dies gern, Signor Matteo, aber ich sage Ihnen eben so offen, daß es mir auf eine Ersparniß nicht ankommt. Ich will keinen Meuchelmord, sondern eine Züchtigung, und ich bin so eigensinnig, daß es mir nicht darauf ankommen würde, sogar den Preis zu verdoppeln.«

»So daß Excellenza . . . «

»Tausend Scudi für das Vergnügen geben wird, dem Signor Generale eine tüchtige Tracht Schläge aufzählen zu sehen, und zwar Ruthenhiebe auf einen gewissen Körpertheil, den man für gewöhnlich mit einem Paar guten Beinkleidern zu bedecken pflegt!«

Der Bandit fing an zu lachen. »Ich muß gestehen, Euer Excellenza haben eigenthümliche Liebhabereien, – indeß mit Geld ist in Rom Alles zu machen.«

»Das dachte ich mir auch, und ich dachte zugleich, Signor Fontana, genannt *il religioso*, ist ein gescheiter Mann.«

Der Ladrone verbeugte sich geschmeichelt, kratzte sich aber nichts desto weniger verlegen hinter den Ohren. »Es wird nichts Anderes übrig bleiben, als die Eskorte anzugreifen und Ihren Signor Piemontese zu entführen. Leider kann ich nur über zehn zuverlässige Burschen in diesem Augenblicke verfügen, und da die Sache Eile hat . . . «

»Wie gesagt, große Eile! Einer meiner Freunde soll morgen Hochzeit halten, und ich habe versprochen, ihm die Quittung dieser fünfundzwanzig Ruthenhiebe zum Hochzeitsgeschenk zu machen. – Lassen Sie mich Ihnen zu Hilfe kommen, Signor Matteo; mit Gewalt ist bei der Sache Nichts auszurichten, wir müssen die List zu Hilfe nehmen, und ich habe bereits einen Plan . . . «

»Aber wenn Euer Excellenza participiren, wird sich das Honorar vermindern . . . «

»Unbesorgt – Sie werden Ausgaben genug haben! Hören Sie zuerst, um was es sich handelt. Der Piemontese ist als Parlamentair von Neapel an General Guyon hierhergekommen, um gewisse Forderungen oder Unterhandlungen zu stellen und kehrt morgen in aller Frühe zurück; die Unterhandlungen müssen also heute beendet worden sein, und ich habe Ursache zu glauben, daß dieselben sich auch auf den Cardinal Merode, den Kriegsminister Seiner Heiligkeit erstreckt haben. Da nun der französische Gouverneur von Rom und der Cardinal-Minister mitunter sehr verschiedene Interessen vertreten . . . «

»Fuchs und Wolf!« schob der Bandit ein.

»Ich sehe, daß Sie ein Mann von Begriffen sind! – Also, so hätte es durchaus nichts Unwahrscheinliches an sich, wenn der sardinische Botschafter unterwegs, noch ehe er das römische Gebiet verläßt, eine Botschaft nachgeschickt erhielte, die ihn zu einem kleinen Verweilen – etwa zu einem geheimen Gespräch – veranlassen könnte; es kommt eben darauf an, ihn zu täuschen. Freilich haben wir zu den Vorbereitungen nur wenige Stunden, und das macht die Sache schwierig!«

Der Bandit that einen Luftsprung: »*Basta! basta* Signore, – nachdem Excellenza mich auf die Fährte gebracht haben, sehe ich meinen Weg genau vor mir: was sagen Euer Excellenza zu einer veritablen Cardinals-Kutsche?«

»Ja, wenn Sie eine solche etwa in der Nähe des Circus postiren könnten . . . wie gesagt, ich bestehe nicht gerade auf den Circus . . . «

»*Si, si!* er ist ganz der passendste Platz; eine Kutsche, wie Euer Excellenza sie heute gesehen haben, mit vier Papalinos zur Seite, meinen Sie nicht, daß dies Vertrauen geben würde?«

»Gewiß! Aber wie wäre das zu ermöglichen?«

»Ueberlassen das Euer Excellenza nur mir. Sie haben sehr richtig bemerkt, für Geld ist in Rom Alles zu haben und – im Vertrauen kann ich Euer Excellenza nur sagen – daß die römischen Eminenzen manchmal ganz wunderbare Spazierfahrten machen, auch bei der Nacht, so daß die Sache an den Thoren nicht auffallen wird. Was bin ich für ein Dummkopf gewesen, nicht daran zu denken, daß dies ohnehin das leichteste Mittel ist, so früh aus den Thoren zu kommen, was sonst am Ende eine schwierige Sache gewesen wäre.«

»Daran habe ich allerdings gar nicht gedacht! Aber wie zum Teufel sollen wir da an Ort und Stelle gelangen?«

»Nichts leichter als das! Euer Excellenza und Ihr Freund werden mir die Ehre anthun, in der Cardinals-Kutsche hinaus zu fahren und nach abgemachtem Geschäft durch ein anderes Thor – etwa die Porta San Paolo – zurückkehren. Nur . . . «

»Was haben Sie noch für ein Bedenken?«

»Eccellenza, ich bin kein großer Schreibkünstler, und die Signori Scrivani's haben um diese Zeit bereits ihre Buden geschlossen!«

»Ich stehe Ihnen zu Diensten.«

»Dann ist jede Schwierigkeit gehoben. Sie werden die Güte haben, mir, während ich einige Anordnungen treffe, einen Brief an Ihren Herrn Piemontesen zu schreiben, der um eine kurze Unterredung bittet; Euer Excellenza werden das weit besser verstehen, was zu sagen ist, als ich. Zum Glück bin ich von jener Geschichte her, die ich Euer Excellenza bereits anzudeuten die Ehre hatte und die mir den Beinamen *il religioso* verschaffte, noch im Besitz des Handsiegels einer Eminenz. Ich werde den Brief an den Offizier der Wache an der Porta San Sebastiano, deren sich Euer Excellenza von heute Vormittag her erinnern, abgeben lassen, mit dem dringenden Ersuchen, ihn dem Courier beim Passiren der Porta zur sofortigen Erbrechung einhändigen zu wollen, wenn Excellenza mich nur über das Nähere verständigen wollen!«

»Warten Sie,« sagte der Conte, »wäre es da nicht besser, daß ich die Sache selbst besorge? Nur muß ich die nöthigen Verkleidungen haben.«

»Eccellenza werden zwei entsprechende Costüme in dem Cardinalwagen finden. Somit wäre Alles besprochen bis auf die Art . . . «

»Nun?«

»Wie wir nach der kleinen Exekution Euer Excellenza und Ihren Begleiter in Sicherheit bringen; denn der Signor Piemontese wird die Sache natürlich sehr übel nehmen und einen Mordlärm erheben, sobald er sich wieder in Freiheit sieht.«

»*Al contrario*, wie Sie vorhin sagten! Ich glaube nicht, daß der Herr, wenn wir nur seinen Adjutanten entfernt halten können, sehr geneigt sein dürfte, die Sache anders als eine private Verhandlung zu betrachten und sicher möglichst wenig davon sprechen wird. – Braucht Ihr Geld?«

Der Straßenritter zuckte die Achseln.

»*Bene*, – hier sind weitere vierhundert Scudi und der Rest soll bei Signora Sandrolfo deponirt werden. Und nun, Meister Matteo, muß ich meinen schönen Gästen ›Guten Abend‹ sagen und sie über ihr Mißgeschick trösten.« Der Bandit öffnete dienstbeflissen die Thür und führte seinen Auftraggeber in das Wittwen-Asyl der Ostessa, zwischen den Zähnen die Betheuerung murmelnd, daß der Cavaliere der würdige Nachfolger und Freund des großen Mascherati sei.

---

Die Geschäfte, die vorher Abbé Calvati abgemacht, als er aus der Gesellschaft der Cavaliere abberufen worden war und diese, von dem Brigantenführer gefolgt, verlassen hatte, waren nur kurz gewesen, obschon sie ihn nach dem ersten Stock des weitläufigen Gebäudes geführt hatten, wo er die Lokalität genau besichtigt und verschiedenen Individuen ihre besonderen Instructionen ertheilt hatte. Als er den nach italienischen Begriffen sehr comfortable eingerichteten Salon verließ, der durch eine Ampel nur mäßig erhellt war, wandte er sich nochmals zu einer in der Ecke des Sopha's in bequemer Stellung lehrenden sehr reich gekleideten Dame zurück und sagte mit scharfem Tone:

»Sie haben Ihre Instruction begriffen?«

»Vollkommen, hochwürdiger Herr! Und wenn ich Ihre Befehle nun zu Ihrer Zufriedenheit ausführe, wird man dann alle Ansprüche an mich auf- und mir die Freiheit zurückgeben?«

»Vielleicht! Zunächst – werden Sie eine Mission nach einer nordischen Hauptstadt erhalten, Berlin oder Petersburg, zu einem hohen Zweck; und wenn Sie dort reüssirt haben, sollen Sie Ihre volle Freiheit erhalten, sonst . . . erinnern Sie sich an die Zelle der Büsserinnen!«

Die Frau schauderte – sie beugte das Haupt: »Ich werde gehorchen!«

Der Abbé verließ sie; in dem Vorzimmer saß ein Diener in elegantem, schwarzem Frack und Escarpins. Er war noch jung und hatte ein scharf geschnittenes, blasses Gesicht, das von einem fashionablen Backenbart umrahmt war. Gleiches Haar von trockner schwarzer Farbe, die man häufig bei den Israeliten findet, bedeckte eine niedere, breite Stirn. Der Mann erhob sich respektvoll beim Eintritt; – indem er sich verbeugte, hätte ein scharfer Beobachter trotz des dicken Wustes der Haare auf dem Mittelpunkt des Schädels eine kleine, runde, haarlose Stelle bemerken können.

»Ich sehe mit Vergnügen, Samuel, daß Sie auf Ihrem Posten sind.«

»Euer Ehrwürden zweifeln gewiß nicht an meinem Eifer.«

»Vergessen Sie nicht, Samuel, daß man Ihnen auf meine Empfehlung dieses Probestück anvertraut hat. Ihre Beförderung und weitere Verwendung wird von dem Erfolg abhängen. Bewachen Sie das Weib auf das Genaueste – jedes Wort, jeder Blick – denn sie ist gefährlich, und besäße sie nicht das Laster der Trägheit in so hohem Grade, so würde sie bei der Schlaueheit und dem scharfen Verstande, der ihre Race auszeichnet, noch gefährlicher sein. Weil bei dieser Affaire nur Personen Ihrer Nationalität im Spiele sind, hat man sie Ihnen gerade überwiesen«

Der Renegat verbeugte sich. – »Sie geben mir zu viel Ehre, die Schwester Carlotta hat nicht den Erwartungen ihrer Bekehrung entsprochen.«

»Sie war ein Weib. Ich darf Ihnen sagen, daß der Orden auf Ihre Bekehrung sogar große Erwartungen setzt. Ein männlicher Bekehrter wird, wenn er ein kluger Kopf ist und Ehrgeiz hat, stets ein Licht der Kirche. Sehen Sie bei den Lutheranern den Professor Stahl, er ist mit seinem scharfen Verstande und seiner Dialektik eine Hauptstütze der gegenwärtigen lutherisch-politischen Kirche geworden. Schade, daß er eben sich der protestantischen Theologie zugewendet, man hat es seiner Zeit versäumt. Auf Döllinger ist kein Vertrauen, – Theiner, hat man zu spät zu schätzen gewußt, er ist ein Feind unseres Ordens geworden, dem doch die Zukunft gehört. Verstehen Sie mich wohl – es hängt von Ihnen ab, eine große Carrière zu machen.«

Das Alles war in halb flüsterndem Tone gesagt.

Der Bekehrte, wie ihn der Abbate bezeichnet hatte, verneigte sich. »Ich werde dem Vertrauen zu entsprechen suchen. Aber die Realisirung der Summen?«

»Man will Ihnen das ganze Geschäft als Prüfung Ihrer Umsicht überlassen. Fould in Paris – Eskeles in Wien. Es dürfte der bequemste Disconto sein.«

»Wann erwarten Sie mich zurück?«

»Acht Tage werden genügen – Sie sind im Besitz aller Adressen und der Chiffren für den Telegraphen?«

Wiederum verneigte sich der anscheinende Kammerdiener, indem er zugleich nach seiner Uhr sah. »Ich fürchte, es wird Zeit. Nochmals – wenn die Männer von der Gewalt nur das Ihre thun, für den Theil der Intelligenz seien Sie unbesorgt.«

Ein kurzes Zeichen zwischen den Beiden, eine eigenthümliche, blitzschnelle Bewegung beim Zeichen des Kreuzes bildete die Verabschiedung, dann verließ der Abbate das Gemach und stieg zum Parterre hinunter.

Der Kammerdiener setzte sich wieder am Eingang des Salons nieder – ein eigenthümliches zuverlässiges Lächeln spielte um seinen hochgeschwungenen Mund. Vielleicht glaubte er sich im Stillen beobachtet; trotzdem er noch auf einer der untersten Stufen der großen, fast allmächtigen Kongregation stand, kannte er doch zu genau deren Gewohnheiten, um sich eine Blöße zu geben. Es mochte – er hatte eben wieder nach der Uhr gesehen – etwa eine Viertelstunde verflossen sein, als an den Eingang geklopft wurde und auf das Entrée des Wartenden ein Mann von einigen fünfzig Jahren mit bereits ergrauendem Haupthaar eintrat. Seine Haltung war etwas gebückt, sein Auge, das mit einem raschen Blick das ganze Gemach zu umfassen schien, hatte etwas Lauerndes – Befangenes – seine Kleidung war einfach, aber modern; der Kammerdiener hatte sich erhoben und war ihm höflich entgegen getreten.

»Wohnt hier Signora Carlotta Ruffeli – die frühere Primadonna am San Carlo?«

»Zu Befehl, Altezza!«

Der Mann wurde verlegen. »Sie kennen mich?«

»Wer würde den fürstlichen Bankier Seiner Heiligkeit, den Rothschild Roms nicht kennen!«

»Wie unvorsichtig,« murmelte der Eingetretene. »Sie sind schon lange im Dienst der Dame? Ich erinnere mich nicht, Sie früher gesehen zu haben.«

»Seit ihrer Rückkehr nach Italien, nach Rom, Altezza!«

»Und das ist?«

»Seit vierundzwanzig Stunden!«

»So, so – melden Sie mich!«

»Altezza wollen die Gnade haben, einzutreten, Sie werden erwartet!«

Der große Bankier hatte seinen Paletot abgelegt und trat durch die devot von dem Kammerdiener aufgerissene Flügelthür in den Salon – die Thür wurde sofort hinter ihm wieder geschlossen, und der Kammerdiener legte sein Ohr an das Schlüsselloch.

Die Dame im Sopha hatte sich nicht erhoben, sie begnügte sich, den Schleier zurückzuschlagen. Der Herr trat auf sie zu und reichte ihr zögernd die Hand.

»Wahrhaftig – Carlotta! Es ist keine Täuschung! Um Himmelswillen, wo kommen Sie her?«

»Aus dem Grabe!«

»Aus dem Grabe? – Scherzen Sie nicht mit so ernsten Dingen – ich fürchtete indeß wirklich ...«

»Daß ich darin läge! Nun, lieber Oheim, Sie sehen, daß ich es verlassen habe, gewiß nicht zu Ihrem besonderen Vergnügen!« Ihre großen schwarzen Augen betrachteten ihn mit dem funkelnden Anstrich einer lauernden Viper.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Sie bitte, nicht so frevelnd zu scherzen. Ich habe allerdings seit zwei Jahren Nichts von Ihnen gehört und glaubte daher ... aber es kam wahrscheinlich von der Veränderung des Namens – ich lese selten die Nachrichten aus der Bühnenwelt.«

»Ich weiß es, lieber Oheim, daß Sie es vorziehen, sich nur mit dem Courszettel und – der Politik zu beschäftigen.«

»Kurz und gut, was wollen Sie hier in Rom? Sie wissen doch, daß dies ein gefährlicher Boden für Sie ist!«

»Nicht so lange ich in Ihrem Schutz stehe, lieber Oheim; es drängte mein Herz zu wissen, wie es Ihnen geht, lieber Oheim!«

»Der Satan ist Ihr Oheim, Schlange,« sagte unwillig der große Bankier. »Sie wissen, daß ich von der Familie, der Sie entstammen, längst Nichts mehr wissen will. Die Torloni's sind seit drei Generationen Christen.«

»Und doch hat der Principe, Ihr Neffe, es nicht verschmäht, das arme Judenmädchen zu verführen!«

»Natter! – eine Buhlerin, die ihren Vortheil nur allzuwohl verstand!«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen; – das Kind war da!«

»Aber Sie selbst behaupteten, es sei das Kind jenes deutschen Prinzen.«

»Ein Prinz oder der andere,« sagte die Sängerin phlegmatisch, »es kommt Nichts darauf an, und das ist – wie der weise Prophet spricht – ein kluges Kind, das weiß, wer sein Vater ist! Ich aber weiß, daß ich die Mutter bin!«

Der alte Bankier ging, die Hände in einander geschränkt, heftig in dem Salon auf und nieder.

Der Mann im Vorzimmer hatte eifrig gehorcht – er schüttelte dabei mehrmals den Kopf. »Das ist mehr, als mir der Abbé gesagt,« flüsterte er, »ich glaube, sie sucht ein Geschäft auf eigene Hand zu machen. Der Abbé hatte Recht, sie ist ein Satan!«

Unterdeß war der Bankier wieder vor der Jüdin stehen geblieben.

»Als ich Sie dem Elend des Ghetto und Ihrer schlechten Familie entriß und Sie ausbilden ließ, – ja Ihnen die Segnung der Aufnahme in die christliche Kirche durch die heilige Taufe verschaffte . . . «

Die Sängerin lachte spöttisch.

» . . . glaubte ich ein gutes Werk gethan zu haben; Sie haben mir schlecht gedankt!«

»Hat der Principe, Ihr Neffe, nicht genug Vergnügen dafür gehabt?« sagte sie mit einem furchtbaren Cynismus.

»Weib!«

Die Sängerin hatte sich erhoben – sie streckte drohend die Hand gegen ihn aus, dann sank sie wieder trag zurück in die Ecke. Meinen Sie, daß ich nicht weiß, wem ich es zu danken habe, daß ich lebendig begraben wurde in den Mauern jenes abscheulichen Klosters?«

»Ich weiß Nichts davon – ich weiß nur, daß Sie genug gefrevelt, um göttliche und menschliche Gerechtigkeit herauszufordern.«

»Bah – Sie sehen, daß auch die Gerechtigkeit ihre Hinterthüren hat.«

»Leider scheint dies der Fall – ich werde mich danach erkundigen.«

»Ich denke, Sie werden das unterlassen. Was würde die Welt, was würden die stolzen Fürstengeschlechter der Odescalchi's, der Bracciano's und Dona's davon sagen, wenn es verlautete, daß das Blut der Torloni's wieder in den Adern eines jüdischen Betteljungen fließt.«

»Satan! – wo ist das Kind?«

»Wo es mein Bruder in dem Glauben seiner Väter erzieht! – Suchen Sie in Galizien, in Rußland, Polen, – Sie wissen, daß er Sie haßt, weil der Fluch des Sanheddrin seit länger als hundert Jahren auf dem falschen Krämergeschlecht lastet! Und Sie, der große Duca, der hundertfache Millionair, Sie fürchten doch diesen Fluch, und deshalb haben Sie das arme Judenmädchen, das aus Ihrem Stamme war, aus dem Schmutz genommen und die Gaben,

die ihm Jehovah verliehen, zu seinem Fluche gemacht – blos weil ihr Blut heiß und ihr Fleisch lüstern war!«

»Weib! – nicht die Wohlthaten, die ich dem armen, mein Wohlwollen gewinnenden Kinde erwies, sind schuld an Deiner Verderbniß, sondern der böse Keim, der in Deiner Seele lag. Die Frucht, die außen lieblich und duftend scheint, trägt im Innern den Wurm, und nicht mit Unrecht warnt Dein eigener Prophet: Wer da auf dem Felsen säet, der wird nimmer Weizen ernten! – Du weißt nicht, was ich dennoch für Dein Volk gethan!«

Wiederum lachte sie spöttisch. »Davon nachher! – Ich brauche Geld!«

Die Natur des großen Bankier schien sich mit dem einzigen Wort zu ändern. »Ich habe Geld genug für Sie geopfert um der Ehre meines Neffen willen – Tausende!«

»Bene! Dann werden Sie es noch einmal thun – oder ... «

»Was, Dirne? Ich habe kein Geld mehr für Dich!«

»Wie Sie wollen *tio mio!* Die stolze Dona wird sich freuen, da sie selbst des Kindersegens entbehrt, zu ihren Gunsten einen anderen Mortara adoptiren zu können!«

»Man wird Deiner Verleumdung zu begegnen wissen, Du hast keine Beweise mehr; Du hast eidlich erklärt, daß jenes Kind von Deinem deutschen Liebhaber stamme ... «

»Beiläufig ein Disconto, bei dem das Haus Torloni kein schlechtes Geschäft gemacht hat!«

»Und Du vergißt, daß Du damit selbst Dein Urtheil gesprochen und die Hand der päpstlichen Inquisition Dich jeden Augenblick wieder erreichen kann!«

»Eben deshalb! – ich brauche Geld!«

Ihre Stimme hatte sich gesenkt. »Ich bin nicht so machtlos, als Sie glauben. Ich besitze noch drei Briefe aus jener Zeit, die ich weislich zurückbehielt und in sichere Hand gelegt habe, ehe ich gezwungen wurde, alle anderen Beweise auszuliefern.«

»Der Preis? Bedenke, daß ich jene unglücklichen Papiere damals reichlich bezahlt habe – die Zeiten sind schlimm!«

»Pah! halb Rom gehört Ihnen; – es ist fast kein Grund und Boden mehr, der nicht im Besitz der Torloni's ist. Wie hübsch wird sich das machen, wenn dies Alles in den Besitz eines armen Judenknaben fällt, den die Großmuth der Dona als das Blut ihres Gemahls adoptirt hat!«

»Satan! – wieviel?«

»Vorläufig – zehntausend Scudi – den Rest bei Rückgabe der Briefe!«

»Nicht einen Bajocchi – wenigstens nicht bis ich die Papiere habe und auf immer von Dir befreit bin!«

»Dann muß ich allerdings hier in Rom als Pfand bleiben – ich habe die Mittel nicht, es zu verlassen!«

»Unverschämte, Du hast mir noch nicht einmal gesagt, wie Du hierher kommst? Bedenke, daß eine Anzeige bei der päpstlichen Polizei Dich sofort wieder der Freiheit beraubt.«

»Eben darum brauche ich Geld!«

»Aber Sie werden begreifen, daß ich unmöglich so viel Geld bei mir trage.«

»Ihre Unterschrift gilt! – Wissen Sie – geben Sie mir, was Sie bei sich haben und eine Anweisung für die zehntausend Scudi auf Berlin oder Petersburg, Thaler oder Rubel, – Sie stehen sicher mit Bleichröder oder Stieglitz in Verbindung, und ich verspreche Ihnen auf Ehre!« sie sprach sehr leise, kaum ihm verständlich, »nein, so wahr ich mich an meinen Peinigern zu rächen habe – jene Papiere sollen bei dem Bankier, auf den Sie ziehen, für Sie niedergelegt werden!«

»Sei es denn: es ist das Letzte, was ich an Ihnen versuche, und daß ich mich von Ihnen betrügen lasse – aber nur unter der Bedingung, daß ich wenigstens erfahre, wo der Knabe untergebracht ist – sonst keine Ziffer!«

Die Sängerin sah ihn diesmal fest an. »So wissen Sie es wirklich nicht, und selbst die feinen Spürnasen der Kirche hätten es Ihnen nicht verrathen?«

»Nein!«

»Wohlan, schreiben Sie! aber erst Ihre Börse!«

Der Bankier zuckte die Achseln; er nahm aus seinem Portefeuille eine Anweisung und zwei Banknoten. »Dies ist Alles, was ich bei mir habe – zwei Fünfzig-Pfund-Noten!« Er füllte die Anweisung aus.

»Auf Stieglitz in Petersburg! – Sie werden sie ohne Weiterung in Berlin discountiren – und nun?«

Er hielt ihr die Anweisung entgegen – kaltblütig hatte die Sängerin die beiden Banknoten in den Busen geschoben.

»Nun – Signora Carlotta – zehntausend Rubel, also wo . . . «

Mit einem raschen Griff hatte sie ihm die Anweisung aus der Hand gerissen und schob sie den beiden Noten nach.

Ihr Gesicht glühte von einer ihr sonst ganz ungewohnten Energie, aus ihren Augen funkelte ein dämonischer Haß. »Frankfurt! Prag! Warschau! Mehr weiß ich in diesem Augenblick, wo ich erst in die Welt zurückkehre selbst nicht! Suchen Sie!«

»Kanaille!« Der fürstliche Bankier hob in blindem Zorn die Faust, als wolle er sie in's Gesicht schlagen.

In diesem Augenblick öffnete der seltsame Kammerdiener die Thür und meldete:

»Seine Excellenza, der Ritter Signor Luigi Casanova!«

Die Sängerin lehnte sich bequem in das Sopha zurück. »Sehr willkommen! – gerade Recht, Altezza, so können wir mit den Geschäften beginnen!«

Ein großer breitschultriger, noch ziemlich junger Mann mit schwarzem Napoleonsbart und starkem Haupthaar trat ein. Auch sein breites, kräftiges Gesicht trug unverkennbar gewisse Kennzeichen, die an die semitische Abstammung erinnerten.

»Sieh da, Altezza, das ist ja ein ganz unerwartetes Vergnügen! – ich wunderte mich, daß Sie so früh die Versammlung in der Villa Borghese verlassen hatten. So werden Sie mir vielleicht mittheilen können, was diese zwar sehr liebenswürdige, aber doch etwas räthselhafte Einladung zu bedeuten hat. Madame, ich bin doch hier recht bei Signora Ruffini? – in der That, ich irre mich nicht, die göttliche Carlotta, aus der Scala und San Fenice – es sind freilich mehrere Jahre her, indeß – wie ist mir denn . . . «

»Bitte Excellenza,« sagte die Sängerin phlegmatisch, »es handelt sich hier nicht um die Erinnerungen der Kunst, obgleich mir Ihr Gedächtniß sehr schmeichelhaft ist. Ich habe sie aufgegeben und mache jetzt in Politik. Darum will ich Sie auch keineswegs länger aufhalten, als zur Ausstellung dieser beiden Wechsel nöthig ist. Man hat mich beauftragt, Sie darum zu bitten – das Comité in Palermo braucht Geld, und ist von Ihrer patriotische Gesinnung überzeugt. Es ist nicht viel – jede Anweisung fünfzigtausend Scudi! So viel verdienen Sie am Geschäft der Eisenbahn von Foligno im Handumdrehen!«

Der anfängliche Unwille, der sich auf den Gesichtern der beiden Bankiers bei dem überrumpelnden dreisten Vorschlag gezeigt, wich dem Ausdruck des Erstaunens und Beide wechselten rasch einen Blick.

»Was wissen Sie von der Eisenbahn von Foligno?«

»Nichts weiter, Signori, als daß Sie die Concession in der Tasche haben: *Una causa ciru-nisce!*«

»*Eh ben,*« sagte der Aeltere der gefoppten Bankiers – »das Schlagwort der Herren Mazzinisten in Rom ist vielen Leuten bekannt. Dieses Weib scheint es im eigenen Interesse oder in irgend einem Auftrag auf eine Prellerei abgesehen zu haben. Lassen Sie uns gehen!«

»Und Sie wollen sich meine Bitte nicht erst überlegen?«

»Wir haben keine Zeit zu Ihren Späß en! Kommen Sie!« Er winkte dem jüngeren Kollegen, der durch die Nennung des Schlagwortes etwas nachdenkend geworden war.

»Einen Augenblick, Signori!«

Der Fürst wandte sich um. »Was wollen Sie noch? Sie können doch im Ernst nicht daran denken, daß wir so thöricht sein werden, eine so ungeheure Summe uns abgaunern zu lassen.« – Er legte die Hand auf den Drücker der Thür und wollte sie öffnen – sie war verschlossen.

»Ah – also in eine Falle gelockt! – Es wird Ihnen wenig nützen, dies Haus ist bekannt genug und man bedroht nicht Personen unseres Standes ungestraft. Gehen Sie an das Fenster Ritter – indeß ich hier Lärmen mache!«

Die Dame klatschte in die Hände – sofort öffneten sich die beiden Seitenthüren des Salons und auf jeder Schwelle erschien ein, in einen Mantel gehüllter maskirter Mann.

»Signori,« sagte die Sängerin – »diese Herren wollen sich nicht überreden lassen, der Sache der Freiheit mit einigen Tausend Scudi's zu Hilfe zu kommen. Welche Mittel haben Sie wohl, meine Bitten zu unterstützen? dürfte nicht vielleicht ein kurzer Aufenthalt in irgend einem wohlverwahrten festen Keller geeignet sein, sie auf andere Gedanken zu bringen?«

»Ich stehe Ihnen dafür, Signora! – wir haben da in den Katakomben einige vortreffliche Gewölbe, kühl und luftig, aber so sicher, daß ohne Ihren Willen keine Ratte hinein kommen wird.«

»Dann Signori – haben Sie die Güte, diesen Männern zu folgen, ich bitte, ohne Aufsehen – sie sind beide etwas hitzige Leute und haben eine fatale Angewohnheit, mit den Messern zu spielen. *Tio mio*, ich hoffe, Sie werden sich die Zeit nicht lang werden lassen!«

»Wenn Sie uns ermorden lassen wollen, weil wir so thöricht gewesen sind, uns hierher locken zu lassen, so wäñnen Sie doch nicht, daß dies ohne die nöthige Vorsicht geschehen ist! Mein Wagen hält in der Via Condotti, und wenn ich in einer Stunde nicht zurückgekehrt bin, wird man Nachforschungen anstellen. Der Fürst Torloni ist nicht der Mann, an den man ungestraft in Rom die Hand legt.«

»Der Himmel bewahre uns, Altezza, ein solches Verbrechen zu begehen. Sie sehen ja, daß ich mich auf bloßes Bitten im Interesse der guten Sache beschränke. Auch die Signori dort werden gewiß nicht beabsichtigen, Ihnen ein Leid zu thun, wenn man sie nicht dazu zwingt. Sie wollen Nichts, als Ihnen die Muße geben, darüber nachzudenken, wie hoch Sie die Ehre schätzen, der Bankier Seiner Heiligkeit zu bleiben, und einer Verhandlung auf – Hochverrath zu entgehen!«

»Signora,« sagte der Ritter hastig näher tretend – »vergessen Sie nicht, daß ich unter dem Schutz der französischen Gesandtschaft stehe!«

»So viel ich weiß, sind Sie nur ihr Bankier – jedenfalls würden Euer Excellenza deren Geschäfte nicht in Rom weiterführen können, wenn . . .«

»Was?«

»Wenn Jemand dem Herrn Kardinal Staatssecretair noch diese Nacht die Beweise eines begangenen Landesverraths durch den Verkehr mit den Feinden lieferte. Der Principe Torloni weiß sehr wohl, daß seine Gesinnung von Achtundvierzig her in dieser Beziehung etwas verdächtig ist!«

»Pesthe!«

»Ich fürchte, Altezza – wir sind da in schlimme Hände gefallen,« sagte der Ritter auf Englisch. »Ich sagte es immer, daß den Mazzinisten nicht zu trauen ist. Sie können indeß nur Allgemeines wissen und es wird bei uns stehen, ob wir die Tratten wirklich einlösen wollen oder nicht. Im Augenblick gilt es nur, ihnen jeden Vorwand zu einer Gewaltthat zu nehmen!«

Der Principe schüttelte bedenklich den Kopf.

»Haben die Signori sich entschlossen?« frug die Sängerin – »meine Freunde dort werden ungeduldig.«

»Wir werden unterzeichnen.«

»Hier sind die Formulare – Sie sehen, sie sind bereits bis auf die Unterschrift fertig.«

»Hole der Teufel unsere Unvorsichtigkeit!«

»Bitte Altezza!«

Er unterschrieb.

Die Sängerin wandte sich zu seinem Gefährten. »Euer Excellenza werden die Güte haben, als Aussteller zu figuriren und zu giriren.«

»Ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihre Geschäftskenntniß,« sagte der Bankier ärgerlich. »Und an wen?«

»Es ist unnöthig, davon zu sprechen – Ihr Giro genügt. »Ich bitte um die umgekehrte Ordnung bei den zweiten Fünfzigtausend.«

Mit einer Verwünschung erfolgte die Ausfertigung – sie waren offenbar überlistet, die Summe ohne Rettung verloren; – selbst die Berufung an die Polizei versprach wenig Erfolg, da die Erpresser gewiß ihre Vorsichtsmaßregeln genommen hatten.

Die Signora klatschte zwei Mal in die Hände und sofort trat der Diener aus dem Vorzimmer ein.

»Prüfen Sie, Signor Carlo!«

»Alles in Ordnung Signora,« – er winkte den Maskirten und diese verschwanden, wie sie gekommen waren.

In diesem Augenblick hörte man vor den Fenstern auf der Straße großes Lärmen – einen Schuß und einen Hilferuf in französischer Sprache – die Augen der beiden Bankiers konnten einen Triumph nicht unterdrücken. – »Himmel, was geht da vor?«

Der angebliche Kammerdiener der Sängerin verbeugte sich auf das Höflichste. »Sie mögen sich selbst davon überzeugen – es steht Ihrer Entfernung nicht das Geringste im Wege!« –

»Und Sie fürchten nicht – –«

Der Fürst, der die Frage that, hatte bereits die Thür in der Hand.

»Altezza werden sich vor jeder Unvorsichtigkeit hüten – eine gewisse Verhandlung mit dem Consortium der neapolitanischen Bankiers über die Betheiligung mit zwanzig Millionen Lires an der neuen piemontesischen Anleihe gegen die königliche Zusicherung der Emancipation der Juden in Rom befindet sich in unseren Händen: *Una causa ciriunisce!*«

»Verdammt!«

Die beiden Geldfürsten entfernten sich eiligst; – der falsche Kammerdiener trat zu der Sängerin. »Sie haben Ihre Sache gut gemacht, – Abbate Calvati wird mit Ihnen zufrieden sein! – Und nun – den ersten Wechsel!«

»Was – welchen?«

»Den von zehntausend Scudi's und die Banknoten. Es ist unnöthig, daß eine so bedeutende Summe in Ihren Händen bleibt, – der Abbate wird für Ihre Bedürfnisse Sorge tragen. – Bitte – zwingen Sie mich nicht, die beiden Schelme zurückzurufen! – Eine der Noten wird für diese genügen.«

Sie warf wüthend die Papiere auf den Tisch. »Seien Sie Alle verflucht und gehen Sie zum Satan!«

»Vorläufig bloß, um zu sehen, was dieses Lärmen bedeutet und Signor Calvati Bericht zu erstatten.«

Er verschloß sorgfältig hinter sich die Thür – die Sängerin begann sich das Haar zu raufen – aber gleich darauf ließ sie wieder die Arme sinken, und begnügte sich mit einer erbitterten Verwünschung.

---

»Ich höre eben, daß es etwas unruhig auf den Straßen ist,« hatte zu der Gesellschaft zurückkehrend der Abbate gesagt, »und habe den Capitano Tonelletto abgesendet, ein wenig zu vigiliren, was es eigentlich giebt; die Republikaner sollen mit der französischen Besatzung Händel ausfechten. Einstweilen, Signori, habe ich Ihnen hier zwei interessante Persönlichkeiten mitgebracht, deren Bekanntschaft Sie ja zu machen wünschten, den Capitano Dominico Coja, besser bekannt unter seinem *nomme de guerre Gentrilli*, der die weiße Fahne des Königthums kräftig im Majenardi-Gebirge aufrecht erhält, und hier den Don Juan des Brigantaggio, Capitano *Pilone* vom Vesuv.«

»Ah! den famosen Fandango-Tänzer der Lady . . . wie hieß sie doch?« lachte der Marquis.

»Mylady Pinto, Sicmori!« sagte bescheiden der Bandit. »Indeß, mit Ihrer Erlaubniß, Excellenza, es war kein Faudango, sondern eine einfache Saltarella, nur daß jede Contadinella aus Massa oder Camalduli sie besser tanzt als die vornehme Dame!«

Ein herzliches Gelächter folgte der Antwort. »O Capitano, das müssen Sie uns ausführlich erzählen, – kommen Sie, setzen Sie sich!«

Der Bandit nahm mit dem Anstand eines vornehmen Cavaliers den dargebotenen Platz. »Mit Ihrer Erlaubniß, Signori, – ich darf Ihnen sagen, daß ich es mir zur Ehre rechne, in so nobler Gesellschaft mein Glas auf das Wohlsein derselben zu trinken; doch ist es, und ich bin stolz darauf, nicht das erste Mal, daß mir ein solches Glück wird; denn ich habe mich in dem göttlichen Neapel unter echten Principes und Marqueses und unter den schönsten Principessas und Marquesinas mehr als einmal bewegt und – wie ich sagen darf – nicht ohne Glück!«

»*Sicúro!* – kein Zweifel daran, Signor Capitano, man sieht dies aus Ihrem Anstand! Sie müssen ein verteufelt netter Bursche gewesen sein!«

»In meiner Jugend,« sagte geschmeichelt der Bandit. »O goldene Zeit der Jugend! – *tempi passati* – glückliche Tage – Sie wissen nicht, was es heißt, jung zu sein in dem göttlichen Napoli! O, Tanz und Gesang, und Weiber und Wein, o schönes Neapel, Du Königin unter den Städten! nirgends schmecken die Küsse so süß und die Maccaroni so fett, als an Deinem Golf!«

Und er stimmte den ersten Vers des lustigen Zoccolago an:

»*Sé vuoi far l'amore con me*«

»Vorwärts, Capitano!« ermahnte der Abbate, »diese Signori brennen auf Euer Abenteuer mit der Lady!«

»*Piano, piano, reverendissimo!* – ich muß doch zuerst auf den Vesuvio kommen! – Sie müssen wissen, Signori, ich bin eigentlich der Sohn eines reichen Seidenhändlers von der ›Trinita‹, aber mein Erzeuger war ein großer Thor, er stach dem Beichtvater meiner Mutter, einem sehr frommen Mann und hochgeachteten Priester, das Messer in den Wanst, als er sie unglücklicher Weise einmal in jener Situation traf, welche die Frauen mit Recht so sehr lieben. Er hatte Unrecht, mein würdiger Erzeuger – als ob die geistlichen Herren nicht auch Menschen wären, mit menschlichen Bedürfnissen.

*Signor Abbate*

*Senza moglie come fate?*

»*Va passando i di felici*

»*Colle mogli deglie amici!*

Wer fragt in Neapel danach? – Beim heiligen Januarius, der manchmal so eigensinnig ist, wie ein Maulthier, wenn er nicht bluten will! Wenn man's nur nicht gar zu arg treibt, wie Seine Hoheit der Herr Graf von Syracus mit dem berühmten Ball der Diabolina's – ich habe in meinem Leben nicht mehr gelacht! – ein wenig Liebe verdient überall christliche Nachsicht! – Also nachdem mein verehrter Erzeuger den armen Padre erstochen hatte, wollte er auch die Signora, meine Mutter, erstechen, was ihm wahrscheinlich nicht so viel Ungelegenheiten gemacht haben würde, wenn er damit angefangen hätte. Aber sie machte einen solchen Heidenlärm, daß die Nachbarn zusammenliefen und, ob sie ihm gleich riethen, so rasch als möglich die nächste Kirche zu gewinnen – die San Gennaro, die Kathedrale, war keine fünfhundert Schritte weit von unserem Hause! – war er doch so perplex, daß die Gerichtsdienner heran kommen konnten und ihn, vielleicht sehr gegen ihren Willen, in's Gefängniß führten. Der König Bomba war ein guter Mann, und machte sich sehr gemein mit dem Volke, nur in zwei Dingen verstand er keinen Spaß: in den königlichen Vorrechten und was die Kirche betraf. Die Pfaffen machten natürlich großes Geschrei, daß einer der Ihren so unschuldig erstochen worden sei, und die Justiz mußte meinen Papa zum Galgen verurtheilen. Meine Mutter habe ich seit der Zeit nicht wieder zu Gesicht bekommen; ob man sie in ein Kloster gesteckt, oder ob sie freiwillig in's Gegentheil gegangen wer weiß! Ich wäre nun ein Erbe gewesen, aber der verteufelte Prozeß muß wohl so viel Kosten gemacht haben, kurz das Gericht und die Polizei steckten Alles, was da war, in die Tasche und mich warfen sie auf die Straße. Ich war damals ein anstelliger Bursche von zwölf Jahren, der sich mit allerlei rechtlichen Dingen ernährte; ich kuppelte für die Fremden, machte Bestellungen für die Kaufleute und Wechsler am Mercato, war Bedienter und ging zuletzt unter die Camorra!«

### 3. AUS DER CAMORRA.

»Die Camorra?« fragte der deutsche Offizier, »ich habe so oft diesen Namen gehört, was, zum Henker, bedeutet eigentlich die Camorra? aus welchen Leuten besteht sie? ist sie eine politische Verbindung, wie es deren so unzählige in diesem Lande giebt?«

Der Bandit pfiff, klatschte sich aber sofort mit der beliebten neapolitanischen Geberde auf den Mund; gleich als fühle er, daß sich dieses in solcher Gesellschaft nicht schicke, sagte er: »*Scusi*, Signori, das macht der gemeine Umgang in den Bergen! Die Camorra – *Excellenza* scheinen kein Spanier zu sein?«

»Nein, Capitano, der einzige Spanier in der Gesellschaft ist eben hinausgegangen. Aber, was hat das mit der Camorra zu thun?«

»*Per Bacco*, sehr viel, Signore! Schade, der Herr hätte mich vielleicht der Antwort überheben können. Ich habe mir sagen lassen, daß die Contrabandista in Spanien so ziemlich dasselbe ist, was die Camorra in Neapel. Ihre Majestät die gesegnete Königin Christina soll sie nach Madrid verpflanzt haben, wenn sie nicht schon längst dort bestanden hat; denn wie man mir erzählt hat, kamen die Spanier zuerst zu uns, und seitdem ist der Teufel los! – Also die Camorra wollen Sie beschrieben haben? Beim heiligen Jannarius, können Sie den Rauch vom Vesuv in Fässer packen, oder den Schmutz am Fischmarkt verhindern? *Ah ben!* die Camorra ist eine Gesellschaft von Lazzaroni bis zur Altezza reale – Tagediebe, Ladroni, Geistliche, Beamte, Offiziere, Polizisten, Kaufleute, Cavaliere, Bediente, kurz: Personen, die dem Gesetz ein Schnippchen schlagen und auf anderer Leute Unkosten leben wollen. In der Camorra ist alle Welt, und die Camorra regiert alle Welt in Neapel – sie macht Revolutionen, wenn es ihr beliebt, und läßt das Volk zusammenkartätschen, wenn sie mehr Vortheil vom Absolutismus hat. Die Camorra räumt den Fremden auf gesetzlichem und heimlichem Wege die Taschen aus, und bevölkert die Galeeren durch rechtliche Leute. Wissen Sie nun, was die Camorra ist, *Excellenza?*«

Die jungen Offiziere lachten herzlich, selbst der Prinz schloß sich nicht aus.

»Wissen Sie, wie die Camorra die Revolution vom vorigen Jahre gemacht hat, nachdem sie viele hundert Liberali aufgespürt und in den Kerker gebracht hatte?«

»Ich bin neugierig!«

Der Prinz legte sich aufhorchend über den Tisch: »Nun Capitano?«

»Ei, zwei verrückte Engländer – vielleicht waren sie auch nicht so verrückt, sondern hatten ihre Absichten dabei, man sagt, es wären Verwandte von dem großen Lord Palm gewesen – hatten gewettet, binnen einer Stunde ganz Neapel auf die Beine zu bringen. Ein Schuft von Wechsler hatte ihnen einen Capo der Camorra verrathen – sie ließen ihn kommen und gaben ihm fünfhundert Ducati, vielleicht war es nicht einmal ihr Geld, sondern kam von dem großen Marchese Pallavicini, der mit Gewalt König von Italien werden will – kurz sie gaben's ihm unter der Bedingung, Neapel in Bewegung zu bringen. Der Capo setzte sich mit einem guten Freunde in zwei Corriculos und so jagten sie den Toledo eine Stunde lang auf und nieder, bis sich viele Tausende auf der Straße und dem Platze gesammelt hatten und sich und Andere fragten, was das zu bedeuten habe? Halb Neapel war auf den Beinen! Dann sagten die Malcontenti, das bedeute, das Volk wolle die Constitution haben, und die ganze Masse

zog vor den Palazzo und schrie so lange, bis der gute König Bombino erschien und ihnen sagte, sie sollten die Constitution haben und nun ruhig nach Hause gehen.«<sup>1</sup>

»Ein Volk von Kindern,« sagte Chevigné bitter und sah nach dem Prinzen, der die Zähne auf die Lippen gepreßt hatte.

»Aber Ihre eigene Betheiligung bei der Camorra, Signor Capitano?« frug der Marquis.

»*Corpo di Bacco* – die Geschichte, die ich Ihnen erzählte, gehört einer späteren Zeit an, ich kam damals nur ab und zu vom Vesuvio in die Stadt, – wenn ich besondere Geschäfte hatte, einen Auftrag zu empfangen oder dergleichen; denn es war noch kein Jahr her, daß ich von San Elmo glücklich entsprungen war!« der Bandit lachte herzlich bei der Erinnerung. »Freilich ohne viel Mühe und Gefahr! – Ich war schon lange in den Bergen; – seit der famosen Geschichte mit dem Ball des Grafen von Syrakus lauerten mir einige Nobili auf, denen es auf irgend eine Weise verrathen worden war, vielleicht aus purer Eifersucht, ich hätte mit hinter den Gardinen der Galerie gesteckt, und ich war nicht sicher, einen Degenstich auf offener Straße bei Tage oder einen Dolchstoß des Abends zwischen die dritte und vierte Rippe zu erhalten, da die Königliche Hoheit sich außer dem Bereich der erbitterten Liebhaber und Ehemänner gebracht hatte und nach England entwichen war!«

»Bitte Capitano – erzählen Sie uns die Geschichte näher!«

Der Prinz rückte unruhig auf seinem Sessel; die Geschichte von einem seiner Verwandten, wie schlecht derselbe sich auch bei der großen Katastrophe seines Hauses betragen haben mochte, schien ihm unangenehm, aber der Abbate, der Einzige in der Gesellschaft, der die scandaleuse Erzählung hätte verhindern können, achtete aus Malice nicht darauf und der Erzähler selbst ahnte nicht, in wessen Gegenwart er sich befand.

»*Eh ben* – da die Signori es wünschen, kann ich wohl den Spaß erzählen. – *Per Dio* – ich spielte damals in der Gesellschaft von Neapel keine kleine Rolle, ich war kein übler Bursche, hatte Geld genug, spielte mit den Cavalieren und tanzte mit den Damen in der *Akademia reale* und in San Carlo. Die Capo's der Camorra hatten es nöthig gefunden, daß gewisse Personen etwas überwacht würden, und hielten mich für anständig und gewandt genug, es zu thun. Es war da ein Principe Caracciolo, ein sehr vornehmer Herr, aber im Grunde ein schlechter Kerl, ein falscher Spieler, der mußte mich einführen und mir einen aristokratischen Namen aufhängen, und so gastirte ich und Niemand dachte daran, daß der Vater des Cavaliere Pilonetti vor zwanzig Jahren auf dem Largo del Mercate gehangen worden war, an derselben Stelle, wo wie man mir zum Trost damals sagte, der deutsche Kaiser Conradino und der große Masaniello hingerichtet worden sind. Nun, es mochte etwa zwei Jahre vor dem Tode des guten König Ferdinand sein, als ein vornehmer englischer Lord das erste Mal nach Neapel kam, wie es hieß, um den König zu bewegen, den Engländern die großen Schwefelminen auf Sicilien zu verkaufen, wogegen sie ihn gegen die schändliche Revolution beschützen wollten. Aber der seelige König Ferdinand haßte die Engländer und wollte Nichts wissen von dem Verkauf oder daß eine englische Besatzung nach Messina oder Palermo kommen sollte, wo die Rothröcke sich gar zu gern eingeschmuggelt hätten, gerade wie die Rothhosen in Rom. *Eh ben*, es war auf einem Ball in der Akademie, dem der fremde Lord mit seiner Gemahlin beiwohnte, und ich glaube, es war der tückische Caracciolo selbst, der mir einen Streich spielen wollte, weil ich ihn bei einer Dame ausgestochen hatte, der mich anreizte, der Lady einen Tanz anzutragen – der tückische Bursche stand nicht weit davon und lachte, als sie mir hochmüthig

---

<sup>1</sup>Thatsächlich, wenn auch kaum glaublich!

den Rücken wandte und der Lord, ihr Mann, einen Burschen von der Gesandtschaft zu mir schickte und mir sagen ließ, eine Lady tanze nicht mit dem Sohn eines Gehängten! – *viavolo!* ich habe mir sagen lassen, daß unter dem Adel dieser rothköpfigen Insulaner nicht eine einzige Familie existire, von der nicht verschiedene Mitglieder schon gehängt oder geköpft worden sind; aber die Sache ärgerte mich doch, weil der Principe dafür gesorgt hatte, daß die Geschichte ruchbar geworden und man überall mir die Thüre vor der Nase zuschlug, wo ich mich sehen ließ. Nur der Graf von Syrakus, mein ganz besonderer Gönner, der großes Gefallen hatte an meinen lustigen Schwänken und einen alten Zahn auf den Adel von Neapel, meinte, es gäbe keinen Mann zwischen der Maddalena<sup>1</sup> und dem Posilip, der nicht den Strick schon zehn Mal verdient hätte, und keine Frau, die nicht in's Bordell gehörte!«

»Kaiser Joseph II. soll dem Stadtrath von Wien einmal eine ähnliche Antwort gegeben haben,« bemerkte lachend der Deutsche.

»*Eh ben!* – ich mußte trotz meiner Unschuld der guten Gesellschaft den Rücken wenden! Zum Glück war bald Carneval und die Mastenfreiheit entschuldigt viel. Es war am Ende desselben, als bei einem Maskenball der Nobili's im San Carlo, zu dem mir der Graf ein Eintrittsbillet geschenkt hatte, mit der Einladung in seine Loge, eine Maske viel Aufsehen machte: – sie erschien als Confettiere<sup>2</sup> und war über und über mit den kostbarsten Bonbons und Confitüren behängen, trug auch einen großen Korb davon, dessen Inhalt er unter vielen Scherzen vertheilte. Die Cartonnagen waren allerliebste, Signori, und zeigten nur Liebesgötter und Amouretten, mitunter auch kleine Scherze aus dem Museo priapico, das König Bomba zum großen Verdruß der Fremden und Einheimischen geschlossen hielt. Kurz, Signori, es dauerte keine Viertelstunde, und der maskirte Confettiere war so ratzenkahl geplündert, daß er einer gerupften Gans glich. Aber das böse Ende kam nach; denn es war noch nicht Mitternacht, die Stunde der Demaskirung, als die ganze Gesellschaft unten im Saal etwas toll und ausgelassen zu werden begann. Während der Zeit saß ich bereits mit zwei anderen Cavalieren in der Loge Seiner Hoheit bei einem solennen Souper von den kleinen Austern von Bajä, den fetten Ortolanen aus Cypem und Champagner, und wir hatten vortreffliche Operngläser, mit denen wir bis in die dunkelsten Ecken der offenen Corridore sehen konnten! Und *affé*, Signori, was wir zu sehen bekamen, war der Mühe werth! Ich habe viel von den Cancantänzen der Franzosen gehört, aber bah, was ist eine Französin gegen eine toll gewordene Frau von den Küsten des Golfs! Die Diabolina's sind ein Teufelszeug, und die Männer und Weiber wurden so toll, daß sie sprangen wie die Böcke auf den Weiden in den Abruzzen! Man hat mir erzählt, daß auf einem Berge im Norden bei den Ketzern und Barbaren die Hexen in einer Mainacht ihren Sabbath halten, und ich habe mehr als einmal in San Carlo die Opera Roberto von dem großen Maëstro Giacomo Meierbeer gesehen, aber sie mußten in der Teufelsscene wenigstens grüne Tricots tragen, – *basta*, König Bomba hatte nun einmal den schlechten Geschmack! aber hier, kann ich Sie versichern, trugen sie zuletzt gar keine Tricots, und wir Alle, der Graf voran, wälzten uns vor Lachen, wenn wir nicht eben zusahen! – Die armen Dinger, was konnten sie dafür! Es war pure Natur, und die Väter und Ehemänner und Liebhaber, die nicht von der Waare des Confettiere genascht hatten, raufte sich die Haare vor Verzweiflung und sahen zuletzt ein, daß sie geprellt waren. Ich weiß nicht, ob wir zu arg gelacht hatten, kurzum, einige mißgünstige Narren merkten den Braten, und wir hatten kaum noch Zeit,

<sup>1</sup>Die Ponte della Maddalena auf der Straße nach Portici.

<sup>2</sup>Zuckerbäcker.

uns mit Gewalt und einigen guten Degenstößen durch die Menge zu schlagen, die sich vor unserer Logenthür gesammelt, und über ein paar verliebte Pärchen hinweg das Freie zu gewinnen! Aber, weiß der Teufel, ob der Prinz bei den Schilderungen gewisser Schönheiten, die am anderen Tage in ganz Neapel cirkulirten, den Verdacht auf sich gelenkt hatte, oder irgend sonst wie erkannt worden war kurz, er mußte sich aus dem Staube machen, noch ehe er von Seiner Majestät den Befehl dazu erhielt, und ging aufs Schleunigste nach England.«

Der jüngere Theil der Gesellschaft wollte sich ausschütten vor Lachen über die schlechte Geschichte. »Schade, daß Graf Lerida sie nicht gehört hat – er hat den besten Theil des Abends versäumt! Wo, zum Teufel, steckt denn unser spanischer Don Juan?«

»Die Signora Spazzoletta hat ihn abgeholt, – am Ende hat sie auch von den Diavolina's genascht!«

»Puh! der Aermste – warum hat er ihr die Cour gemacht, wir haben es Alle mit angesehen! Aber weiter, Capitano, wie ging es Ihnen?«

»Cápperi, – was ist da noch viel zu sagen, ich kann Ihnen doch unmöglich all' die beschreiben, die ich gesehen! Was war zu thun unser hoher Gastgeber wurde, wie gesagt, vorläufig in's Ausland verbannt, und Seine Majestät sind richtig über die Geschichte verstorben; wer die beiden anderen Zuschauer gewesen, weiß ich bis heute noch nicht, hoffentlich sind sie von der Lust zum Heirathen kurirt worden, wenn sie nicht etwa vorher schon so thöricht gewesen waren, mir aber war unglücklicher Weise einen Augenblick die Maske entfallen, und Einer oder der Andere mußte mich erkannt haben. Kurz, ich erhielt von dem Capo die Warnung, mich für einige Zeit in die Berge in Sicherheit zu bringen; denn selbst wenn mich Seine höchst erbitterte Majestät nicht hätte hängen lassen, so hatte doch ein unverschämter Halunke von Offizier, der so unglücklich war, zwei bildhübsche Schwestern auf dem Ball gehabt zu haben, die eben aus dem Kloster der Ursulinerinnen nach vollendeter Erziehung gekommen, eine Belohnung auf meinen Kopf gesetzt, und es giebt immer einige schlechte Subjekte in jeder Verbindung, so daß ich nicht sicher war, ob nicht ein guter Kamerad aus der Camorra selbst ein Lüstchen verspüren könnte, mir ein Loch in meine Jacke zu machen! So ging ich denn auf die Villeggiatura am Vesuv bis über die Geschichte ein wenig Gras gewachsen, oder besser bis dieser Wüthrich, der Ufficiale, in einem Duell geblieben war; wenigstens hat man ihn mit einer Pistolenkugel im Leib eines schönen Morgens unweit von San Martino gefunden. Aber es hatte mir so gut am Vesuvio gefallen, daß ich dem Capo vorschlug, mich dort zu lassen, und ihm an die Hand gab, mir nur einige kleine Winke aus den Hôtels am Strande und der Chiaja zukommen zu lassen, wenn irgend eine vornehme fremde oder reiche Gesellschaft sich einmal den Krater in der Nähe besehen wollte; denn Sie müssen wissen, Signori, es giebt keinen Fremden- oder Barkenführer in Rom, der nicht gut Freund wäre mit den Leuten vom Geschäft! *Pago quanto! paga Ella! Pah!* – und wenn's keine Fremden giebt, – es giebt immer einen fetten Banquier oder einen Nobile, der eine Villa am Fuße des Vesuv hat, abgesehen von den zahlreichen Personen, welche die Regierung, ein hungriger Erbe oder eine Witthums süchtige Frau Ursache hat, verschwinden zu lassen!«

»In der That, eine vortreffliche Staatseinrichtung!« meinte der deutsche Offizier.

»Landessitte!« sagte gemüthlich der Bandit, indem er sich eine, von dem Marquis ihm gereichte Cigarre anbrannte. »Sie müssen bedenken, daß die Absolution billig ist. Jedermann hat das Recht, sich vorzusehen, und es fragt auch Niemand danach, wenn bei dem Geschäft ein armer Teufel von Bandito eine Kugel durch den Kopf bekommt, die hohe Justiz müßte

denn wissen, daß sie bei einem Prozeß darüber gute Kosten in die Tasche stecken kann! *Pago quanto! paga Ella!* Die Herren Piemontesen geben sich zwar große Mühe, das Geschäft zu beschränken, wofür sie im Fegefeuer schwitzen mögen, aber sie haben sich schon mehr als einmal die Finger verbrannt. Unsere Leute sind ihnen zu schlau! Haben Sie die Geschichte gehört, Reverenderissimo, von dem Principe Cicarelli und dem piemontesischen Obersten, die vor acht Tagen ganz Neapel in Bewegung gesetzt hat?«

»Erzählen Sie!«

»*Eh ben!* Der Principe gehört zur piemontesischen Partei und die Herren Offiziere von General Cialdini, dem Schlächter, bis zum Lieutenant verkehrten viel in seinem Palazzo, da die Principessa jung, schön und feurig sein soll, und der Principe ein sehr verständiger Gatte, der nicht sieht, was er nicht sehen will. Ein Oberst von der Cavalleggeri sollte der Glückliche sein und man wollte wissen, daß er jeden Abend, den der Principe in seinem Club zubrachte, bis Mitternacht bei der Principessa verweile und durch deren Zofe erst dann aus einem Pförtchen in der Terrassenmauer entlassen würde, wenn der Wagen des Principe in den Hof des Palazzo einfuhr. Gute Freunde vielleicht aus Neid und Eifersucht bemühten sich, ihm dies in's Ohr zu flüstern, aber er blieb der kalte, ruhige Gatte und spottete über die Gerüchte, ja, als im Club eines Abends wieder Anspielungen gemacht wurden, erklärte er, er wollte den Verleumdungen ein Ende machen und zwei seiner Freunde, hohe piemontesische Offiziere, sollten ihn begleiten, um sich selbst von der Grundlosigkeit der Gerüchte zu überzeugen. Seiner Leichtgläubigkeit spottend, fuhren sie mit ihm zu dem Palazzo. In der Nähe desselben ließ der Fürst den Wagen halten, befahl dem Kutscher langsam auf dem gewöhnlichen Wege weiter zu fahren und versteckt sich mit seinen Freunden in der Nähe der Terrassenpforte, durch die sein Rival allabendlich den Palast verlassen sollte. Hier waren sie kaum fünf Minuten verborgen, als sie die Thür sich öffnen sahen und eine hohe Männergestalt in den Mantel gehüllt herausstiech. Der Unbekannte – es war, wie sich nachher ergab, in der That der Reiteroberst, – hatte kaum wenige Schritte gethan, als hinter dem Vorsprung der Mauer ein Mensch hervorsprang und ihm einen Dolchstoß versetzt. Mit dem Ruf: Hilfe! Mörder! sank er sterbend zu Boden, der Principe aber und seine beiden Freunde stürzten eilig herbei, den Mörder zu fangen, und der Principe, als der Nächste oder – vielleicht den Weg des Flihenden kennend – warf sich ihm entgegen und – zerschmetterte ihm den Kopf mit einem Pistolenschuß! Als die Freunde herankamen, war der Mann – mausetodt – grade wie der Liebhaber. Später will man in ihm einen berühmten Banditen erkannt haben. Der todte Mann konnte keine Aussage mehr machen, wer ihn gedungen, – die Principessa verließ Neapel und . . .«

»Nun, die Moral von der Geschichte?«

»Ja Signori – die Signori Piemontesi hatten darüber das Nachdenken, und der Principe besucht nach wie vor seinen Club!«

»*Eh, Signor Capitano,* das ist Alles recht interessant, aber es ist doch noch immer nicht Ihre versprochene Geschichte vom Vesuv!«

»Meinetwegen, Sie sollen sie hören. Nur müssen Sie sich gefallen lassen, daß ich sie nach meiner Weise erzähle.«

»*Optime! Optime!* – Sie sind ein romantisches Gemüth! Fangen Sie an!« und sie schenkten die Gläser voll.

»*Ahi!* wer kennt die göttliche Liebe nicht! ich mag Euer Excellenza's nicht die Schmach anthun – mit Ausnahme des Reverendissimo – anzunehmen, daß Cavaliere wie Sie das erste

Princip der Menschheit, die Liebe nicht kennen sollten! Sie beglückt die Armen wie die Reichen – warum sollte sie nicht auch Ihren ganz gehorsamsten Diener beglückt haben, obschon ich freilich jetzt nur ein armer Brigant bin.

Ach, Signori, die Aniella war ein himmlisches Kind – unschuldig und sanft, wie eine Tureltaube, wenn man sie nicht etwa besonders reizte oder ihren Willen nicht that – ein Paar schwarze Augen, schwärzer wie der Lavastein von Massa, – einen Wuchs, schlanker wie die Pinien und eine Haut, ach so braun und sanft wie der feinste Sammet. Es war eine Freude sie anzuschauen! *Povero me!* möge San Pietro diese verdammten Schurken, die englischen Ketzler drei Mal so lange, als andere verlorene Seelen, im Fegefeuer braten lassen!

Waren Sie je auf dem Vesuvio, Signori? – wie ich sehe, wenigstens Einige nicht! Wenn das Sprüchwort sagt: *Vede Napoli e mori!* obschon es hübsch ist, dann zu leben, – so kann man hinzufügen: wer den Vesuv nicht bestiegen, ist niemals in Neapel gewesen.

Es war vor zwei Jahren – in demselben Frühling, als König Bomba gestorben war und unser tapferer Bombino den Thron bestiegen hatte. Man hatte zur Feier des glücklichen Ereignisses eine große Amnestie ausgeschrieben und es fehlte daher nicht an munteren und kühnen Burschen im Gebirge, obschon deren noch genug in den Kerkern und auf den Galeeren blieben – denn, Signori, das muß wahr sein, man kerkerte unter dem hochseeligen König gern die Leute ein, zum Glück die Politici noch lieber und öfter als einen freien Burschen, der einmal in der Hitze das Messer gebraucht hatte oder die Kassen bestahl. Man erzählt, daß der König Ferdinand secondo selbst sich die Taschen zuhielt, wenn ein gewisser General in seine Nähe kam. Es fehlte uns also nicht an Kameraden auf dem Vesuv, und da der Capo in Neapel mich zum Kapitano am südlichen Abhang der Somma<sup>1</sup> ernannt hatte, indem er meine militärischen Talente würdigte und meine Erziehung als Cavalier, haben wir zu jener Zeit manch schönen Streich ausgeführt und ein behagliches Leben geführt.

Sie wissen Signori, daß der Vesuv seine Launen hat, und man stets Jahre lang vorher die Stimmen und Klagen der Verdammten im Fegefeuer aus seinem Innern hören kann, ehe das höllische Feuer sich einen Ausweg aus den Tiefen der Hölle bahnen und zu der Oberwelt emporsteigen kann. In jenem Frühjahr hatte der Berg seit zehn Jahren zum ersten Mal wieder seine Wehen. grade wie er jetzt noch sich windet und krümmt und in seinem Innern wimmert,<sup>2</sup> aber wir sind daran gewöhnt und kümmern uns nicht mehr darum, als wenn ein altes Weib Leibscherzen hat. Aber damals machten die Zeitungsschreiber, welche die Heiligen verdammen mögen, da sie so viel unnützen Lärmen machen und mit ihren Lügen ehrlichen Leuten die Polizei auf den Hals hetzen, großes Geschrei davon, und die Engländer, die eine sehr neugierige Nation sein müssen und stets gern ihre Nasen in die Angelegenheiten anderer Länder stecken, und auch andere Reisende kamen in Schaaren und mietheten sich in den Villas am Golf oder in den Palazzos und Hôtels in der Stadt ein, um das Schauspiel, wenn's losgehen sollte, anzusehen, gerade wie man eine Loge im Theater miethet. Sie konnten lange warten, die Narren, und weil's ihnen langweilig wurde, haben sie unterdeß eine andere Brandfackel in's Land gebracht, die noch schlimmer wüthete, als das Feuer des Vesuvs: die Rothhemden und Piemontesi! Aber für uns vom freien Gewerbe war es eine verteufelt gute Zeit! Es war an einem Mittag im Mai, wir lagen ausgestreckt auf dem harten, hin und wieder

---

<sup>1</sup>Der ganze vulkanische Bergrücken.

<sup>2</sup>Bekanntlich erfolgte der große Ausbruch des Vesuvs, bei welchem Torre del Greco fast ganz verschüttet wurde, am 9. Dezember 1861.

von wucherndem Moos überwachsenen Lavagestein des Vesuvio in einem jener Thäler, die sich durch die Somma herunter senken nach Mafia hin, unter dem Schatten einer mächtigen Kastanie und dachten unsere Siesta zu halten. Sechs meiner Kameraden waren bei mir, drei hatten ihre Frauen und Mädchen aus den Dörfern am Vesuv bei sich, die uns Wein, Brod und Käse gebracht hatten, und wir sprachen von den Vergnügungen in Napoli, während zu unserer Linken der alte Krater des Vesuvs seine Dampfvolken in die blaue Luft sandte und zuweilen ein leises Grollen unter uns her durch die Tiefen der Erde schlich. Vor uns lag in der Mittagssonne das blaue goldene Meer. Aufgerollt lag der ganze weite Busen vor uns in seiner Pracht. Links der Felsenwall von Castellamare bis zur Punta della Campanella; vor uns die prächtigen Villen am Rande des Golfes von Portici, Herculanium, Torre del Greco bis zur Annunciata, rechts das göttliche Napoli und seine Marina, seine Gärten und Landhäuser bis zum Posilipp und im Hafen die große Zahl der Kriegsschiffe und Dampfer wie schwarze Punkte im blauen Meer, oder in lichten Streifen die Wellen durchziehend. Im goldenen Grün prangte die Campagna Felice, Pozzuoli, dort Bayä, wo der große Cäsar, Antonius und Lepidus ihr Triumvirat bildeten, die Bäder des Nero mit dem Tempel der Venus, der Zeugenden, die Villa des Marius und die großen Fischbehälter des Hortensius, wo sie die Makrelen mit den Leibern der Slaven mästeten. Dort bei Baccioli stieg Herkules an's Land, als er aus Spanien zurückkehrte, wo er den dreiköpfigen Riesen Geryon erschlagen und Agrippina die Mörderin, die im deutschen Barbarenland an dem Strom, den sie Rhein nennen, die Stadt der heiligen drei Könige Colonia gründete, von ihrem eigenen Sohn Nero gemordet wurde. Und dann die Villa des göttlichem Lucull, der allein Feste zu bereiten verstand, wo Tiberius starb! Capo Myseno, der Hafen des mächtigen Roms, und weiter hinaus schweift das Auge nach dem Vorgebirge von Gaëta, das Bombino und die Regina Maria so heldenmüthig vertheidigt haben gegen die Piemontesen, über Terracina hinaus bis zum Circello. Auf dem in Gold und Azur leuchtenden Golf schwimmen die Augen der Engel: Nisida, Procida, das schöne Ischia, das blaue Capri, Ponza und San Stefano, die Perlen, die heraufgestiegen aus den Tiefen des Tyrrenischen Meers zum goldenen Sonnenlicht – oh, Signori, Signori – wie schön ist mein Vaterland, das herrliche Napoli!«

Der Redner, der Bandit, der mit jener Phantasie sprach, die den Improvisatores, den glücklichen Sängern des Südens, die verschwenderische Hand der Natur in ihre Wiege gelegt, schwieg einige Augenblicke, als genösse er den Triumph des Schweigens seiner Hörer, ehe er weiter sprach.

»Ich war neidisch auf das Glück meiner Kameraden, deren faules Haupt im Schoos ihrer Sposas ruhte, denn wo blieb Aniella, die doch versprochen hatte, an diesem Tage heraufzusteigen zum Vesuv. Sicher war der alte Schurke ihr Vater schuld, der die Locandiera hatte in Resina und vor Neid und Gift platzen wollte, wenn die Fremden im Hause des Salvatore Madonna einkehrten, um diesen zum Führer zu wählen zum Krater des Vesuvio. Denn der Salvatore, ich muß es sagen, obschon ich sein Feind bin, war ein wackerer Führer und prellte die Reisenden kaum zum dritten Theil so viel, als die Anderen bis herauf zum schuftigen Eremiten, einem der habsüchtigsten Halunken des ganzen Vesuv. Die Augen waren mir zu gefallen, denn Signori, merken Sie sich, man sieht sich selbst an der unverhüllten Schönheit der Venus satt, wie Sie bald merken werden, wenn Sie auch nur eine halbe Stunde in der Ronda des Museo stehen wollen, da weckte mich die Botschaft eines Knaben, der von Resina herauf gekeucht war über die Fußwege des Gerölls, und mir einen Zettel brachte von ihr, der

mein Herz gehörte. ›Vornehme Inglesi‹ entzifferte ich die Zeilen, denn ich muß gestehen, die göttliche Aniella schrieb eine sehr schlechte Handschrift, weil sie nur wenig Zeit gehabt hatte die Klosterschule in Portici zu besuchen, – ›Vornehme Inglesi kommen zum Berge. Ein Mylord mit seiner hübschen Frau und ihrem Cicisbeo, dem schönsten und wackersten Cavaliere, den meine Augen bisher gesehen. Der Salvatore ist auf dem Berge und mein Vater, der Lump, schwer betrunken, so daß ich die Fremden selbst auf dem Wege nach Abend zu geleiten werde; das Weitere ist Deine Sache und die heilige Madonna beschütze Dich, denn der junge Inglese sieht nicht aus, als ob er mit sich spaßen lassen werde. Der hübsche Bursche dauert mich!‹

*Corpo di Bacco!* mich dauerte er gar nicht, als ich den Brief las und meine Leute mit ein Paar Fußstritten aus dem Schlaf weckte. Der kleine Bursche, der sonst die Ziegen meines künftigen Schwiegervaters hütete – ah treulose Aniella! – sagte uns, die Reisenden seien eben aufgebrochen, als er die Osterie verlassen habe, die Inglesi, ein deutscher Maler, der um die Gunst gebeten, sich ihnen anschließen zu dürfen, zwei Diener und drei Führer – Pah – wir wußten, was diese bedeuten, und kümmerten uns wenig darum, waren wir unserer auch nur sieben. Wir schickten die Weiber nach Hause und machten uns bereit.

Signori – es war um die Zeit des Vollmonds, und der Vesuvio ist dann doppelt so schön und die Reisenden verweilen gewöhnlich bis nach Aufgang des Mondes auf dem Berge. Um 6 Uhr mußten sie auf der Stelle sein, wo wir sie zu erwarten beschlossen hatten, wenn sie, was wir annahmen, am Fuße des Kraters den Untergang der Sonne sehen wollten, der bald nach 7 Uhr erfolgen mußte, während kaum eine Stunde später der Mond aufging! Sie sehen Signori, diese Engländer hatten vortrefflich ihre Zeit gewählt, aber wir waren auch nicht so dumm; so legten wir uns denn hinter die Lavablöcke und Büsche und warteten auf die Ankunft der Reisenden, denn sie machten sicher Halt unter dem Kastanienbaum und stärkten sich an den Vorräthen, die sie von Resina mit genommen und bei denen wir uns zu Gaste laden wollten. *Per Dio*, es war mir nicht ganz behaglich zu Muthe und ich mußte immer und immer wieder nach der Höhe des Berges blicken, denn obschon der Himmel so blau wie die tiefste Grotte von Capri war, so schien doch das Meer unten an den Marinas ganz besonders unruhig und kam in langen weißen Kämmen zum Strande, und aus dem Krater des Kegels stieg ein dunklerer Strom von Rauch als gewöhnlich und breitete sich in der Höhe wie ein Regenschirm. Aber desto bestimmter durften wir auf die Ankunft der Engländer rechnen, denn – der Wahrheit die Ehre, sie haben keine Furcht wenn es gilt, ihre Neugier zu befriedigen, oder ihre Vortheile zu verfolgen.

Schon seit einer halben Stunde hatte ich mit meinem Glase ihr Herankommen beobachten können, und bald hörten wir jetzt das Geschrei der Führer, welche die Esel antrieben und die Stimme des Malers, welcher sich mit dem Cavaliere Servente der Lady und Aniella unterhielt, die dazwischen ein munteres Lied sang, um uns ihre Nähe allzukündigen. Wie ich mir es gedacht so geschah's, die Stelle unter der Kastanie schien den Inglesi so gut zum Ausruhen zu behagen, wie sie uns behagt hatte, auf einen Wink des Lord hielten die Führer an, die Frauen – die Lady hatte eine Kammerjungfer bei sich, – wurden von ihren Eseln gehoben und die Führer bereiteten einen Sitz an den Wurzeln des Baumes, während die Bedienten ein Tuch auf den Boden breiteten und einen Korb mit hundert guten Dingen auspackten: das weiße Pagnotte napolitane, Feigenschnepfen von Capri, die rothen Mandarinen von Palermo, das süße Ravinoli von San Chiara und dazu den köstlichen rothen Falerner. Ich sage Ihnen,

die Fremden schmausten und schwatzten bald in ihrem englischen Kanderwelsch und bald in schändlicher Mißhandlung unserer schönen sangreichen Sprache und die Lady und der verteufelte Bursche, – es war ihr Vetter, wie ich später gehört habe, konnten es nicht müde werden, die kleine Aniella zu bitten, ihre hübschen Lieder zu singen, und dazu wandte der Engländer seine großen wasserblauen Glotzaugen kaum ab von meiner Amorosa und redete fortwährend nur mit ihr, und die Wetterhexe kokettirte mit ihm, obschon sie recht gut wußte, daß ich in der Nähe sein mußte, so daß es mir ganz heiß unter der Weste wurde und ich mehr als einmal meinen Karabiner hob, um ihn ohne Weiteres über den Haufen zu schießen.

Und wissen Sie, Signori – warum ich es nicht that? Der erste Blick auf die Lady, als sie sich unter den Kastanien niederließ, hatte mir gezeigt, daß es dieselbe Dame war, welche mir auf dem Balle der Academia zwei Jahre vorher einen so großen Schimpf angethan und meine Hand zum Tanz verweigert hatte, bloß weil mein Vater das Unglück gehabt, gehängt zu werden. *Maledetto!* wie mir die Erinnerung durch die Adern lief, als flösse die Lava des Vesuvs darin. Dennoch verstand ich an mich zu halten, und ich hatte im Nu meinen Plan gemacht, wie ich mich rächen wollte für den Schimpf, indem ich zugleich das Interesse der Camorra wahrte. Indeß kam es doch noch anders, als ich anfangs beabsichtigt.

Die Sonne näherte sich bereits dem Meere, als jenes dumpfe Rollen im Innern des Berges sich wieder hören ließ und eine jener leichten Erschütterungen des Bodens erfolgte, die zu solchen Zeiten sehr häufig in der Nähe des Kraters sich zeigen. Alle sprangen empor, und die Lady verlangte die Rückkehr anzutreten, während die Männer erklärten, daß sie in jedem Fall den Weg fortsetzen wollten, da nach der Versicherung der Führer durchaus keine unmittelbare Gefahr vorhanden sei, und daß sie gerade deshalb den Berg bestiegen hätten, um die Zeichen seiner beginnenden Thätigkeit zu beobachten. Die Lady blieb bei ihrer Weigerung, den Weg fortzusetzen, und so einigte man sich endlich dahin, daß, da man sich kaum eine halbe Stunde von dem Atrio del Cavallo am Fuß des Aschenkegels befand, der deutsche Maler und der Vetter der Lady mit einem der Führer und Aniella den Rest des Tageslichts benutzen und den Rand des Kraters soweit es der Schwefeldampf gestattete, ersteigen sollten, während Lord und Lady mit dem Rest der Begleitung unter den Kastanien zurückbleiben, den Sonnenuntergang bewundern und die Rückkehrenden erwarten wollten, um dann sich zum Piano della Ginestre zu wenden und in der Eremitage den Aufgang des Mondes zu sehen oder nach Umständen dort zu übernachten. Ich konnte aus meinem Versteck deutlich bemerken, wie hauptsächlich meine Amorosa den Plan vorschlug und unterstützte, da es aber eben so gut in unserem Interesse geschehen sein konnte, um die Gesellschaft zu theilen und mir gerade so den wichtigeren Theil in die Hände zu spielen, durfte ich nicht den Argwohn hegen, daß es ihr hauptsächlich darum zu thun gewesen, den jungen Engländer in Sicherheit zu bringen.

Die Zeit war gekommen zum Handeln.

Oh, Signori – herrlich ist der Sonnenuntergang auf dem Vesuv – wenn die glänzende Scheibe hinabtaucht in den Spiegel des Meeres und tausend Strahlen von Gold und Purpur darüberhin erzittern läßt und ihre Farbgarben hinaufwirft in die lichten Wolkengebilde des Firmaments. O, göttliches Napoli! *Vede Napoli e mori!*

Mylord und Mylady waren freilich näher daran, als sie dachten! ›*Certainly* – sehr schön! sehr fashionable, Mylord, – meinen Sie nicht, Mylord, daß man dergleichen in England niemals zu sehen bekommt?‹

›By Jove, Mylady haben Recht, es sein sehr schön! Es sein in der That weit schöner, als die Dekoration in Ihrer Majestät Theater, wenn sie geben die Stumme!‹

Der zurückgebliebene alte Führer sah besorgt nach der Sonnenscheibe, die blutig roth in's Meer tauchte und scharfe rothe Dinten über Wellen und Berg warf und in seltsamen Reflexen sich in der Rauchsäule zu spiegeln schien, die dem Krater immer dichter entstieg. Auch Andrea, sein jüngerer Gefährte kraute in dem schwarzen Haar. ›Santa Madonna, Freund Lazzaro, ich möchte, wir wären glücklich erst wieder in Resina. Was schwatzte die Dirne, die Aniella doch von einem Unglück, das wir haben könnten, wenn wir nicht zuerst an uns selber dächten. – Ob wir den Inglese eine kleine Warnung geben, daß die gesegnete Sonne so seltsam untergeht?‹

Aber die Lady hatte ihr Glas eben wieder vor die blonden Augen geklemmt und Lord Pinto suchte im Murray, ob sich vielleicht dort eine Beschreibung des Sonnenuntergangs fände?

›Mylady!‹

›By Jove – sehr *comfortable!*‹

›Yes!‹

Eben trat ein Schatten vor die rothen Lichter, die am Himmel emporschossen, und den die scheidende Sonne riesengroß über das öde Gestein warf – es konnte unmöglich die Kastanie sein, denn die stand in ihrem Rücken.

Mylady wandte sich langsam um – es war ein fremder Mann, der diesen Schatten warf, – ein Mann in der bekannten Tracht der Abrnzzenen, über der einen Achsel die blaue Jacke hängend, über der anderen den Karabiner – im breiten Gürtel um die rothe Weste mit den Silberknöpfen Dolch und Pistole.

›Mylord!‹

›Mylady?‹

›Cich bitte, sehen Sie diesen Mann – sehr *interesting!* sehr romantisch!‹

Mylord hatte sich aus seiner sehr bequemen Stellung erhoben. ›Goddam! das sein mehr als interesting – ich glauben, das sein ein Bandit, ein Ladrone!‹

Ich hatte überaus höflich den Hut gezogen. ›Es wäre unhöflich,‹ sagte ich, ›Euer Herrlichkeit widersprechen zu wollen, aber ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß man uns höflicher jetzt Briganti zu nennen pflegt, die Welt schreitet fort, Mylord, auch in den Umgangsformen.‹

Mylord Pinto sah ziemlich einem Schaaf ähnlich, so starrte er mich an. ›Darf ich fragen, was Ihnen beliebt, Sir?‹

›Zunächst,‹ sagte ich, – ›da wir seit einer Stunde Ihrem Vesperbrot zuzusehen die Ehre hatten, ohne daß Sie so gütig waren, uns einzuladen, und ich einen gewaltigen Durst empfinde, – erlauben Sie wohl!‹ und ich nahm dem langen Schlingel von Bedienten die Flasche Lacrymae aus der Hand, die er abräumend eben wieder in den Korb legen wollte und that einen tüchtigen Zug daraus. ›Auf Ihr Wohlsein, Mylady!‹

›Sir,‹ – sie saß noch immer steif auf den Plaids, aus denen ihr die Führer den Sitz auf den Wurzeln der Kastanie bereitet hatten, ›Se vergessen, daß Sie mir nicht vorgestellt sind!‹ – und sie wandte sich verächtlich ab.

›Scusi Mylady – doch, bei einer früheren Gelegenheit.‹ Mylady wandte sich wieder zu mir und erhob etwas neugieriger ihr Augenglas. ›Ich erinnere mich nicht, Sir!‹

›Ich werde sogleich die Ehre haben, Mylady, Ihr Gedächtniß aufzufrischen, doch muß ich zunächst noch das letzte Tageslicht benutzen, um mit Seiner Herrlichkeit ein kleines Geschäft in Ordnung zu bringen!‹

›Was für ein Geschäft, Sir?‹

›Mylord sind, wie ich früher hörte, nicht so reich, wie die englischen Pairs gewöhnlich sind – und machen daher in Diplomatie. Wir wollen es daher billig thun! Was sagen Sie zu zehntausend Dukati?‹

›Zehntausend Dukati, – was wollen Sie damit?‹

›Oh nichts Anderes, Mylord, als Eurer Herrlichkeit die Nase und die Ohren ersparen; denn wenn wir Sie mit uns in die Berge führten, würden wir zu einer längeren Correspondence genöthigt sein, und wenn Ihr Bankier – auf wen lautet Ihr Creditiv?‹

›Auf den Duca Bracciano!‹

›Oh – der ist der Camorra gut, obschon sein Sohn ein Taugenichts ist und sicher seinen Vater in ein Paar Jahren zum Bettler gemacht haben wird, wenn ihm nicht Einhalt geschieht! – also Mylord, wenn Sie erst in den Bergen sind und Ihr Bankier unsere Forderung, die natürlich dann ganz anders lauten muß, zu honoriren zögert, so werden wir genöthigt sein, zunächst eines von Eurer Herrlichkeit Ohren zur Beeilung seiner Pflicht nach Neapel zu schicken.‹

Der Lord, der bisher immer noch die Sache nicht ganz für Ernst gehalten zu haben schien, wandte sich zu den beiden Dienern.

›James! George!‹ – ›Yes Mylord!‹

›Boxt den Burschen nieder!‹

›Euere Herrlichkeit dürften besser thun, die Gentlemen nicht zu bemühen! Wenn es Ihnen beliebt, sich umzusehen, werden Eure Herrlichkeit die Gründe leicht begreifen!‹

Der Lord blickte um sich und hatte Verstand genug, die Gründe zu sehen, die in Gestalt von sechs guten Flintenläufen sich zwischen dem Gestein hervorstreckten und auf die Gesellschaft gerichtet waren.

›*Facia in terra!*‹ rief ich jetzt und schlug an den Kolben meines Karabiners. Die Lady sank in Ohnmacht, die Zofe kreischte und wollte davon laufen und die beiden Führer warfen sich, dem Befehl gehorchend und der Sache gewohnt, der Länge nach auf den Boden, indem sie die langen Schlingel von Bedienten wahrscheinlich zu deren großen Genugthuung mit sich rissen, so daß nur Mylord und ich auf den Beinen blieben.

›Da nun Verheimlichung Nichts mehr helfen kann,‹ sagte ich, ›so werden Eure Herrlichkeit Nichts dawider haben, daß ich meine Kameraden herbeirufe; die armen Burschen haben lange genug in einer sehr unbequemen Stellung aushalten müssen, und es ist nicht mehr als billig, daß sie an den Genüssen eines guten Abendbrotes Theil nehmen.‹ Damit rief ich meinen Leuten zu herbeizukommen und gab dem einen Bedienten einen tüchtigen Fußtritt auf den Hintern. ›Aufgestanden, Kerl, und servire den Gentlemen hier Deinen Korb, sie sind hungrig und durstig.‹

Es war wahrhaft wunderbar, was der Kerl diese *lingua franca* verstand. Er war rasch auf den Beinen, während meine Leute den Anderen zusammenschnürten und bei Seite warfen. Dann rief ich den Führern: ›Steht auf und packt Euch!‹ Sie liefen mit erstaunlicher Schnelligkeit den Berg hinab, ihre Esel und den Lord im Stich lassend, denn sie wußten, daß sie wenigstens die ersteren auf derselben Stelle wiederfinden würden.

Unterdessen hatte James den Speisekorb wieder von dem Packthier genommen und begann die Vorräthe auf einen schweigenden Wink seines Herrn wieder auszubreiten, wobei ihn natürlich meine Leute vielfach aller Mühe überhoben. Die Kammerjungfer war noch immer mit der ohnmächtigen Lady beschäftigt, aber ein neues tiefes Stöhnen im Innern des Berges brachte die Dame rascher wieder auf die Beine, als alle Riechsalze der Zofe. Zugleich fühlte ich, daß es Zeit sei, der Sache ein Ende zu machen, da irgend ein Zufall uns leicht um alle Erfolge bringen konnte; denn es wurde auffallend dunkel und ein Blick auf den kaum eine halbe Stunde in gerader Richtung entfernten Krater überzeugte mich, daß die aufsteigende Dampfsäule immer dichter wurde und sich zu rothen begann.

›Mylord,‹ sagte ich – ›wir haben noch einen weiten Weg und das Wetter gefällt mir nicht ganz, – es ist sogar möglich, daß uns ein kleiner Aschen- oder Steinhagel überraschen könnte. Ich bitte also, sich entschließen zu wollen, ob Sie mit Mylady uns in die Berge begleiten, oder das Geschäft hier abmachen wollen.‹

›Oh, Mylord,‹ jammerte Mylady – ›ich bitte Sie inständigst, befreien Sie uns von diesen schrecklichen Banditen.‹

›Sir,‹ sagte der Lord, ›ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich unter dem Schutz des Völkerrechts stehe, und daß die Regierung Ihrer Majestät von dem Kabinet von Neapel eine eklatante Genugthuung fordern wird.‹

›Die Königin Victoria ist weit,‹ sagte ich, ›und die Signori hier sind Euerer Herrlichkeit mit ihren Büchsen sehr nahe.‹ Meine Leute hatten sich beeilt, mit dem improvisirten Imbiß fertig zu werden und natürlich nicht vergessen, die silbernen Messer und Gabeln einzustecken. Der Protest des Meister James war sehr rasch mit einem tüchtigen Kolbenstoß in die Rippen zur Ruhe verwiesen worden.

›Man wird Truppen gegen Sie aussenden!‹

›Wir werden genügend Zeit haben, Euerer Herrlichkeit in unseren unzugänglichen Schlupfwinkeln die Ohren abzuschneiden.‹

›So bestehen Sie in der That auf Ihre Forderung Sir?‹

›Zu Befehl!‹

›Aber ich habe keine zehntausend Dukati bei mir!‹

›Eurer Herrlichkeit Anweisung auf die Bank Bracciano wird vollkommen genügen!‹

›Ich habe hier Nichts, sie zu schreiben. Ich will verpfänden mein Wort, daß Sie das Geld erhalten sollen.‹

›Die Camorra, Mylord, zweifelt keineswegs an Ihrem Worte, aber wir pflegen die leichtere Art der Einkassirung vorzuziehen.‹

›Aber wie soll ich hier schreiben, Sir?‹

Ich gab einem meiner Gefährten einen Wink, und er beeilte sich, aus seiner Ledertasche ein vollständiges Schreibzeug und einige Anweisungsformulare hervorzuziehen. Auch ein Wachslicht zündete er an, und machte dann aus seinem Rücken ein Schreibpult.

Auf die wiederholte Bitten der Lady bequemte sich endlich Mylord zum Schreiben. Er mochte wahrscheinlich im Innern sich freuen, so wohlfeilen Kaufs loszukommen, denn er hatte sicher im Sinn, sofort nach seiner Rückkehr nach Neapel die Honorirung der Anweisung zu verhindern. *Ahi poveréllo!* er kannte die Hilfsmittel der Camorra noch nicht und ahnte nicht, daß das Geld längst in unserer Tasche sein würde, ehe er sich aus den Federn erhob.

›Dank Ihnen Mylord!‹ Ich hatte vorher das Papier sorgfältig geprüft, schob es sofort in ein Couvert und gab es heimlich einem meiner Gefährten, der alsbald seine Flinte einem Kameraden überließ und sich eiligst auf die Beine machte. Lord Pinto war es wahrscheinlich unbekannt, daß gewisse Bankcomtoirs in Neapel ihre Kassen erst um Mitternacht schließen; – einmal im Umlauf, konnte die Realisirung der Anweisung selbst durch das Einschreiten der Gesandtschaft oder der Regierung nicht mehr verhindert werden.

›Nun Mylord steht es Ihnen frei, den Platz zu verlassen oder Ihre Freunde hier zu erwarten. Wenn Sie es wünschen, soll sogar einer meiner Leute Sie auf den Weg zu dem alten Gauner dem Eremiten bringen, und erlauben Sie mir da Ihnen den Rath zu geben, Abendbrod und Nachtlager vorher zu accordiren, sonst prellt er Sie auf das Abscheulichste!‹

Der Lord drehte mir offenbar sehr ärgerlich den Rücken. ›Wie denken Sie darüber Mylady? wollen wir nach Resina zurückkehren oder hier bleiben?‹

›Fort, fort Mylord – ich will keinen Augenblick länger hier verweilen, Robert mag sehen, wie er uns nachkommt!‹

Ich zog nochmals meinen Hut.

›Ihre Herrlichkeit haben ganz vergessen, daß Sie mir noch eine kleine Revange schuldig sind!‹

›Mylord John! was will der Mann?‹

›Was wollen Sie noch Sir. – Sie haben Ihr Geld!‹

›Euer Herrlichkeit werden sich vielleicht eines gewissen Balles vor zwei Jahren beim österreichischen Gesandten erinnern, wo Mylady mir einen Tanz schuldig blieb! – Heda Nicolo, Du pflegst ja wohl Dein Flautino bei Dir zu führen. Zünde ein Anderer eine Fackel an!‹

Die Lady sah mich mit einem gewissen Schrecken an, eine Ahnung oder Erinnerung schien in ihrem hochmüthigen Geiste aufzudämmern. Der Lord trat dazwischen, ›Was soll's Sir?‹

›O Mylord, Nichts weiter, als daß Mylady, ehe ich mich entfernen kann, die Güte haben wird, mit mir eine kleine Saltarella zu tanzen, als Revange für die Unhöflichkeit, mit der sie damals meine Einladung auszuschlagen sich erlaubte.‹

›Sie sind ein Narr Sir, oder ein . . . ‹

›He Sie da, Frauenzimmer,‹ sagte ich zu der Kammerzofe, – ›streifen Sie einmal Mylady diesen langen Reitrock ab, er könnte die Dame beim Tanzen geniren; denn Sie wissen wahrscheinlich, daß es bei der Saltarella allerlei Figuren giebt, wozu man den freien Gebrauch seiner Glieder nöthig hat. Vorwärts Nicolo, beginne Deine Musik.‹

Der Lord schäumte vor Wuth, Mylady schrie laut auf vor Angst und erklärte mich für sehr *shocking*, als ich der Zofe drohte, sie in den Krater werfen zu lassen, wenn sie nicht sofort meinem Befehle Folge leisten würde. Meine Kameraden hatten endlich begriffen, was ich vor hatte, zündeten noch eine zweite Fackel an und stellten sich im Kreise umher, in die Hände klatschend und Brava rufend. Es hätte übrigens kaum jener zweiten Fackel bedurft, obschon eine tiefe Finsterniß mit unglaublicher Schnelle sich über Land und Meer legte; denn auf der Spitze des Kegels begannen unheimliche Blitze zu zucken und die Säule von Qualm und Dampf, welche dem Krater entstieg, sich zu einem Feuerstrom zu verwandeln, welcher weit umher leuchtete.

Meine Kameraden begannen ängstlich und für ihre Sicherheit besorgt zu werden, obschon sie schon viele Nächte einem ähnlichen Schauspiel beigewohnt hatten und wußten, daß zu einem wirklichen Ausbruch des Berges noch gar Viel fehlte. Der ängstliche Nicolo fiel auf die

Knien und betete sein Paternoster statt den befohlenen Tanz zu spielen. Doch ich hatte meinen Kopf aufgesetzt und blieb hart gegen alle Bitten und Vorstellungen. »Vorwärts, Feigling, oder ich will Dein Fell gerben, daß es so blau wird, wie meine Jacke. *Animo*, Mylady, machen Sie Ihre Toilette, oder ich will Ihnen eine andere Kammerjungfer geben! Vielleicht haben Sie dort den braunen Rinaldo lieber, er macht bereits sehr verliebte Augen auf Sie!«

Meine Kameraden hatten wieder Muth gefaßt, als sie mich so unbesorgt sahen und jubelten und lachten, aber Mylord warf sich wie ein wüthender Bär auf den Rinaldo, einen in der That hübschen Jungen, als dieser sich Mylady näherte, um sie zu entkleiden. Die Anderen mußten ihn packen und banden ihn an einen alten verdorrten Baumstumpf, wo er schnaubte und tobte wie ein verliebter Truthahn, und alle möglichen Drohungen von sich sprudelte und wohl zehn Mal dem Bedienten befahl, Mylady zu Hilfe zu eilen, welcher trotz ihres Sträubens und Geschrei's die zitternde Cameriera den unbequemen Reitrock abzuziehen begann.

Die Sache fing an uns Allen großen Spaß zu machen. Zuletzt verlegte sich Mylord aufs Bitten und Versprechungen – aber ich hatte mir selbst gelobt meinen Willen zu haben.

»Vorwärts Mylady, Sie sollen sich überzeugen, daß Sie Unrecht gehabt haben, einen so guten Tänzer auszuschlagen. Ich schwöre Ihnen, daß wenn Sie noch länger zögern, lasse ich Sie bis aufs Hemd ausziehen und Sie sollen die Saltarella dann trotz der besten Tänzerin von Sorrent im Kostüm der Mutter Eva tanzen! Heda Ihr Schelme, nehmt ihrer zwei die Signora etwas unter die Arme und helft ihr ein wenig, sie ist noch so schüchtern, und Du Filippo, kitzele sie sanft etwas von hinten mit Deiner Messerspitze, wenn es ihr an Feuer fehlt! Vorwärts Nicolo!«

Unter dem schallenden Gelächter meiner Kameraden – selbst die dicken Gesichter der beiden Schufte von Bedienten greinten, – fing der Flötenbläser seine Musik an. Zuletzt beschworen Mylord und die Kammerfrau selbst auf das Flehendlichste die Lady, doch sich meinem Willen zu fügen, und eine Tour mit mir zu tanzen, um dem angedrohten Uebel zu entgehen, dies im Kostüm der ersten Unschuld zuletzt dennoch thun zu müssen.

Weiß der Teufel, wo der Schelm dieser Nicolo die Melodie aufgeschnappt haben mußte, ich glaube es war das Menuet oder die Quadrille aus dem Don Juan, den ich einmal in San Carlo gehört hatte, die er blies.

»Signori« unterbrach der Erzähler seine lebhaftere Darstellung »ich kann Sie hier gleich auf meine Ehre versichern, es ist eine schändliche Verleumdung meiner Feinde, daß ich die Lady Pinto im Kostüm der Natur auf dem Vesuvio habe eine Saltarella tanzen lassen! Mylady hatte nur ihr Oberkleid abgelegt, das sie gehindert hätte. Ich weiß zu gut, was ein Mann wie ich den Damen schuldig ist, und überdies würde Aniella mir die Ohren gezaust haben, wenn ich mir eine solche Indiscretion erlaubt hätte. Es geschah Alles in Züchten und Ehren!«

Das Gelächter, das diese Erklärung begleitete, war sicher nicht geringer, als das der würdigen Zuschauer jener Balletscene auf dem Vesuv unter den Donnern des Berges.

»Richtig! richtig! wir haben ja ganz Ihre Sposa, die schöne Aniella und Ihren Rivalen dabei vergessen! Bitte erzählen Sie weiter, vortrefflichster Capitano, Sie Meister eines decenten Cavaliers. Also, wo blieb unterdessen Signorina Aniella?«

»Wir wurden nur zu bald an sie erinnert. Ich versichere Sie Excellenza's, wir waren eben im besten Zuge und Mylady hatte sich bereits in ihr Schicksal gefügt und einige recht hübsche Touren mit jener stolzen Grazie ausgeführt, welche man den Engländerinnen nicht absprechen kann, als unser Vergnügen auf das Unhöflichste unterbrochen wurde. Im Augenblick, als

ich Mylady die Hand reichte zu einem Balance, knallte plötzlich ein Revolverschuß und die Kugel riß mir den Hut vom Kopf. Ich hatte leider meine gewöhnliche Vorsicht vergessen und keine Posten ausgestellt, und wir waren Alle so mit unserm Vergnügen beschäftigt, daß wir bei dem Donner des Gewitters und der Musik des armen Nicolo das Zurückkommen des zweiten Theils der Gesellschaft gar nicht bemerkt hatten, bis sie mitten unter uns war. Vielleicht hatte auch das frühere unverständige Zetergeschrei der Dame in einer Pause des Wetters das Ohr ihres Veters erreicht und das Herbeikommen beschleunigt. Thatsache war, daß sie Alle wie eine gehetzte Sau herbeistürmten und sich in unsere Unterhaltung mischten, ehe wir auf ihren Empfang gehörig vorbereitet waren. Dieser Flegel von deutschem Maler führte einen gewaltigen Bergstock bei sich und beendete das zierliche Spiel unseres Flötenbläusers mitten in einer Kadenz mit einem so unbesonnenen Schläge auf seinen Kopf, daß es der Schädel des armen Burschen unmöglich aushalten konnte und er wie ein Sack todt zu Boden fiel. Wie gesagt, ich habe das Alles erst später erfahren; denn in der Verwirrung, die jetzt folgte, konnte ich nur wenig Uebersicht behalten, obgleich sie meine Pflicht als Capitano war. Der zweiten Revolverkugel – der Bursche schoß in der That nicht übel! – entging ich außer dem Schutze der Santa Madonna wahrscheinlich nur dadurch, daß ich mich gerade hinter der Lady befand. Ich ließ meine Tänzerin im Stich, sprang nach meinem Karabiner am Stamme der Kastanie und rief meinen Kameraden zu, die Kerle ohne Weiteres über den Haufen zu schießen; denn außer den beiden Fremden hatten sich jetzt auch die zwei Bedienten undankbarer Weise und selbst der Führer, den sie mit zum Krater genommen, so wie jener alte Schurke Salvatore mit mehreren Fremden, die er auf dem andern Wege zum Krater aufwärts geführt hatte, in unsere Angelegenheit gemischt und der Lärmen war um so gewaltiger, als der alte Schuft dabei schrie, man müsse eilen, die mittlere Region des Berges und die Eremitage zu erreichen, da wahrscheinlich ein Aschen- oder Steinhagel losbrechen werde. Dennoch gab ich die Sache noch keineswegs auf, einige Schüsse meiner Braven hielten die Fremden in gehöriger Entfernung und ich hatte eben meinen Karabiner erhoben, um diesem Störenfried von Engländer eine Kugel durch's Herz zu jagen, als ich mein richtiges Ziel verlor und mein Gewehr sich in die Luft entlud. Ich weiß noch heute nicht, ob es durch einen Stoß von der Hand meiner Amorosa Aniella geschah oder durch den gewaltigen Donnerschlag, der sich über unseren Häuptern entlud, während der Boden unter uns bebte, als wolle der Berg bersten und seinem unterirdischen Feuer einen neuen Ausweg bahnen, so daß wir sammt und sonders, die Lady und der deutsche Maler, die Esel und die Bedienten, Aniella und die Führer zu Boden und durch einander geworfen wurden. Eine tiefe Finsterniß umgab uns einige Minuten lang, die ich mir – von dem Hilferufen Mylords, ihn loszubinden wieder aus meiner Betäubung geweckt, verständiger Weise zu Nutze machte, um so rasch als möglich mich in Sicherheit zu bringen und so schnell als es ging auf Gefahr meiner Schienbeine durch die Lavatrümmer und Geschiebe davon zu laufen.

Aber – wie es nicht selten vorkommt – mit dem gewaltigen Donnerschlag und der Bewegung der Bergwand schien die Kraft der Eruption für diesmal gänzlich erschöpft zu sein; denn nach kaum einer halben Stunde war der Horizont ringsum ganz klar. Die Rauchsäule des Kraters war zwar noch immer dicht, aber ihre Röthung verschwand unter dem hellen Schein des Vollmonds, der sein blendendes Licht weit über Berg und Meer ergoß und jenes prachtvolle Bild vor unseren Augen entfaltetete, die wir jetzt in aller Ruhe und Sicherheit am Rande

einer der tieferen Schluchten an dem Abhang nach Osten hin saßen und unser Abenteuer besprachen.

Vor einer Verfolgung waren wir vorläufig sicher. Die ganze Gesellschaft, die treulose Aniella einbegriffen, hatte sich unter der Leitung des vermaledeiten Salvatore Madonna nach der Befreiung Mylords nach der Gremitage verzogen und prahlte dort wahrscheinlich mit ihren Heldenthaten, während Mylady ihre angegriffenen Nerven beruhigte oder ihre Vapeurs hatte, was sie auch verhinderte, vor dem nächsten Mittag wieder Neapel zu erreichen, wo nach seiner Ankunft Mylord Pinto einen gewaltigen Lärmen schlug und eine englische Invasion verhiess, wenn nicht alle Bewohner des Vesuvs entweder gehängt oder geköpft würden wegen der Verletzung seines diplomatischen Charakters. Seine Erbitterung war um so größer, als in der That schon lange vor seiner Ankunft in Neapel seine Anweisung auf die lumpigen 10,000 Dukati in Cours gesetzt und auch an der Kasse des Hauses Bracciano gebührend honorirt worden war.

Die Regierung sah sich gezwungen, eine ganze Woche lang Militärpatrouillen auf dem Berge zu stationiren und Mylord sogar das Geld zu erstatten. Aber da eigentlich fast Niemandem ein besonderer Schaden geschehen und der arme Bursche Nicolo Pesce der Einzige war, der mit seinem eingeschlagenen Schädel die Sache hatte ausbaden müssen, so machte die hohe Justiz nicht viel davon, vielmehr erhob Signora Pesce, die Wittve des Erschlagenen, für sich und ihre drei unerzogenen Kinder die Entschädigungsklage gegen den deutschen Lummel, der ihren Gatten erschlagen, und er hatte von Glück zu sagen und es nur der Verwendung der englischen Gesandtschaft zu danken, daß man ihn ungehindert gehen ließ.«

»Aber Sie selbst, würdiger Capitano, und die schöne Aniella?«

»*Tacéte!* schweigen Sie und erinnern Sie mich nicht an mein Unglück. Irgend eine Kugel, wahrscheinlich aus seinem eigenen Revolver hatte sich bei der kleinen Katzbalgerei unter der Kastanie in die Schulter des Veters verirrt – ich wünschte, es wäre die meine gewesen! – und obschon die Sache ganz ungefährlich und das Loch bei der gesunden Luft in vierzehn Tagen vollständig geheilt war, blieb er doch diese vierzehn Tage in Resina bei meinem künftigen Schwiegervater unter der Pflege meiner Sposa, so daß ich nicht einmal Gelegenheit hatte, ein Wort mit ihr zu wechseln, und als er endlich fortging, hat er die ungetreue Dirne mit sich genommen, oder sie ist dem Ketzer von selber nachgelaufen nach England – was weiß ich! Kurz, ihr Vater warf mich aus der Thür, als ich zum ersten Mal nach ihr frug und hatte noch die Unverschämtheit, seinen Antheil an den zehntausend Ducati zu verlangen!«

»Armer Capitano! Aber wie ist es mit Ihrer Gefangennahme? so viel wir wissen, wurden Sie ja wegen des Streichs zu den Galeeren verurtheilt und entkamen aus San Elmo!«

»Was soll ich sagen! Es war nicht gerade wegen des Streichs, den ich das Glück gehabt, diesem Mylord zu spielen, daß man mich deswegen verurtheilte. Es war vielmehr wegen eines Streites mit dem Capo der Camorra, daß ich von ihm der Justiz verrathen und in's Gefängniß gebracht wurde.«

»Der Capitano,« sagte der Prinz, »ist zu bescheiden in seiner Darstellung. Ich erinnere mich der Sache recht gut und was man sich davon erzählte; Lord Pinto war damals bei der Thronbesteigung meines Bruders nach Neapel gekommen, um im Auftrag Palmerstons im Geheimen ihm als Gegengewicht gegen den französischen Einfluß in Rom und Turin den Schutz Englands anzubieten gegen die Abtretung der Schwefelmine in Sicilien und eines Hafens auf der Südküste der Insel. Erst als die energische Abweisung dieses schmachvollen Bündnisses

seitens des Königs Ferdinand durch meinen Bruder wiederholt wurde, stellte sich die englische Politik ganz entschieden auf die Seite der Cavour'schen Pläne und unterstützte offen mit Schutz und Geld die Revolution, von der sie ein leichteres Gelingen ihrer Ziele hoffte. Lord Pinto war in persönlichem Haß gegen Neapel der hauptsächlichste Agitator in Oberitalien, der das Turiner Kabinet zum völkerrechtswidrigen Einbruch in Neapel ermunterte und über die Expedition der Garibaldiner nach Sicilien verhandelte. – Die Revolution in Neapel war sein und seines Herrn Palmerstons Werk. Niemand zweifelt mehr daran, denn wenn auch zugegeben werden muß, daß manche Uebelstände dort herrschten, Handel und Wohlstand blühten unter der Regierung König Ferdinands und das Volk haßt die Piemontesen und hätte niemals an die Vertreibung unseres Hauses gedacht, wenn nicht englisches und sardinisches Gold Treue und Redlichkeit untergraben hätten! – Können Sie es unter diesen Umständen wunderbar finden, daß der Kerker des Capitano Pilone nicht fest genug war, um ihn zu halten?«

Erst durch die Worte des jungen Prinzen hatten die beiden Brigantenführer erfahren, in wessen Gegenwart sie sich befanden; denn wenn sie auch mehr als einmal in Neapel ihn gesehen haben mochten, hatten sie ihn in dieser Umgebung doch nicht wiedererkannt.

Der Mann vom Vesuv beugte mit einer theatralischen Geberde sofort sein Knie vor dem Prinzen. »*Perdone Altezza reale*« rief er pathetisch, »verzeihen Sie einem Mann, dessen Zunge manchmal mit seinem Kopf davon läuft! Ich wollte sie mir lieber ausgerissen als etwas gesagt haben, was Euer Hoheit mißfallen konnte!«

Der junge Krieger von Gaëta reichte ihm die Hand zum Kuß. »Genug, genug Kapitano, wir wissen, daß Sie zu unseren Getreuen gehören, und gestatten denen gern ein aufrichtiges Wort. Ich werde Sie und Signor Gentulli bestens Seiner Majestät empfehlen. Es kann nicht viel schaden, wenn Sie auf dem Vesuv fortfahren, die Feinde des Landes etwas zu schädigen, nur –«

»Was befehlen Euer Hoheit?«

»Aus der Brigantaggia – darf keine Birbantaggia werden, wie aus der Camorra von Neapel die Spione des Verräthers Liborio Romano geworden sind.«

Leider wurde es das – der Brigantaggio fand nach kaum zwei Jahren in dem ordinären Räuberunfug seinen Untergang und auch Meister Pilone gehörte zu Denen, die mit Recht füsiliert wurden. Aber bis dahin spielte er unter den abenteuerlichsten Umständen den Don Juan des Vesuv.

»Sagen Sie Capitano,« frug der Grieche, um die einigermaßen durch die Erkennung des Prinzen gespannt gewordene Situation zu ändern, »da Sie doch gewiß auch die atmosphärischen Zustände Ihres Terrains kennen, was halten Sie von den Erscheinungen des Vesuvs?«

»Eccellenza, wenn Sie mich ernstlich befragen, die Revolution des General Garibaldi ist der Natur um ein Jahr zuvor gekommen! Hätte Mylady Pinto mir achtzehn Monate später ihre Handschuh zur Quadrille gereicht, hätten wir vielleicht direkt in die Hölle tanzen können. Der Monte ist so verteufelt erbittert über diese Spitzbubenherrschaft der Piemontesen, daß er allen Anzeichen nach sicher noch in diesem Jahre seine Lavaströme bis in's Meer ergießt. Man hat mir erzählt, daß die große Stadt Lissabon in Portugal vor hundert Jahren durch ein Erdbeben zerstört worden ist, – warum sollte der Zorn des Himmels sich nicht auch gegen das göttliche und ungetreue Napoli wenden?«

Der bei dem wildleichtfertigen Charakter des Mannes jedenfalls eigenthümliche Anruf an die geheimnißvollen Naturkräfte verfehlte seinen Eindruck nicht, – man sprach hin und her über die vulkanischen Vorzeichen, die bereits die Aufmerksamkeit der ganzen wissenschaftlichen Welt erregten und zahllose Reisende nach Neapel führten. Die entsponnene Debatte wurde jedoch plötzlich durch jenen wilden Straßenlärm unterbrochen, der auch die augenblicklichen Bewohner des ersten Stockwerks in Schrecken gesetzt hatte.

Man hörte das Geschrei einer erregten Volksmenge auf der Straße, einen Schuß dicht unter dem Fenster der Schankstube und einen Hilferuf in französischer Sprache, dann Gelächter und gellendes Zetern einer Weiberstimme zwischen all' dem Lärmen.

Die Offiziere sprangen auf – so wenig sie sicher auch mit der napoleonischen Besatzung Roms sympathisirten, der Appell an das allgemeine Nationalgefühl verfehlte seinen Wiederhall nicht in ihren Herzen.

»*Ventre saint gris!* was geht da vor?«

Auch die anderen Mitglieder der Gesellschaft hatten sich rasch erhoben, manche, wie der Prinz und der Abbate, in Besorgniß, – daß sie durch ihre Entdeckung in dieser Gesellschaft leicht compromittirt werden könnten.

Noch war Alles in Unruhe, denn der Lärm auf der Straße dauerte fort und schien sich sogar vor dem Hause zu concentriren, als nach einander der Spanier und Capitano Tonelletto eintraten, der Erstere lachend, der Andere mit ziemlich besorgter Miene.

»Kostbar! kostbar!« rief der Spanier – »ich werde mein Lebelang das Schauspiel nicht vergessen, wie unsere kleine Wirthin mit einem Besenstiel den französischen Offizier gegen den Pöbel an ihrer Thür vertheidigte, bloß weil sie hörte, daß er von einem eifersüchtigen Ehemann aus der Villa Seroja verfolgt wird!«

»Von Ruperti, dem Revolutionair?« frug der Abbate.

»Ah Reverendissimo – Sie kennen das Abenteuer bereits?«

Der Abbé begnügte sich, dem Briganten einen fragenden Blick zuzuwerfen, dieser nickte bejahend. »Aber es fiel ein Schuß vor dem Hause?«

»Der eifersüchtige Narr hat nach ihm geschossen und ihn leicht am Arm verletzt, die französische Wache ist eben beschäftigt, den Thäter zu verhaften, was das Volk und seine Freunde nicht leiden wollen. Es scheint noch einen tüchtigen Lärm zu geben!«

»Und der Verwundete?« frug Graf Boulbon.

»Er befindet sich in Sicherheit in der Schankstube unter den Händen der Signora Spazzolletta, die allen Haß gegen die Rothhosen vergessen zu haben scheint, wo es sich um eine Liebesintrigue und einen betrogenen Ehemann handelt!«

»Ich wünschte, der Bursche wäre erschossen worden,« murmelte der Abbate. »Desto sicherer wären wir!« Er winkte dem Capitano – die drei französischen Offiziere hatten sich nach der Schankstube führen lassen, um nach dem Verwundeten zu sehen – der Graf von Lerida sprach mit dem Irländer und dem Mönch.

»Haben die beiden Fremden das Haus verlassen?«

»Alles in Ordnung, Reverendissimo – sie sind durch den Ausgang nach der Fontanella davon und schienen es sehr eilig zu haben, um nicht weiter erkannt zu werden, gerade als der Spektakel sich hierherwälzte.«

»Und der Mann, der Euch die Instruktionen gab?«

»Er ist in Sicherheit in demselben Keller, den wir den Herrn Bankiers zugedacht, wenn sie sich nicht gefügt hätten.«

»Und das Weib?«

»Das eben ist der Teufel, Reverendissimo, weswegen ich komme, Ihre Befehle zu holen. Als ich zurückkam aus den Gewölben, waren die Zimmer leer und sie nirgends zu finden. Sie muß noch in dem Hause versteckt sein oder die Gelegenheit wahrgenommen haben, sich davon zu schleichen, während das tolle Weibsbild sich mit dem Wicht Ruperti und seinen Freunden herumschlug. Sie sehen, Reverendissimo, ich habe Ihre Befehle auf's Beste erfüllt, – für das Entweichen der Dame kann ich Nichts – ihre Bewachung war mir nicht aufgetragen.«

»Es ist gut und Sie mögen sich vor 9 Uhr im Quirinal bei mir melden, um Ihre Belohnung zu erhalten. Später bin ich verhindert. Was die Frau betrifft, so hat ihre Entfernung nicht viel auf sich, – wir wissen sie zu finden. Und nun – können Sie uns unbemerkt aus dem Hause bringen, oder müssen wir noch warten?«

»Jeden Augenblick, Reverendissimo!«

»So treffen Sie die Anstalten dazu – wir gehen zu Fuß!«

Es bedurfte nur kurze Zeit – dann hatte die ganze Gesellschaft das Haus verlassen. Französische Patrouillen durchstrichen die benachbarten Straßen bis zum Corso, doch hielt Niemand sie auf. Am Corso trennten sie sich.

Ehe der Abbate sich von Don Juan verabschiedete, der am spanischen Platz wohnte, nahm er ihn noch bei Seite.

»Seine Eminenz haben mir gesagt, daß Euer Excellenza mir gestatten werden, im Lauf des morgenden Tages Ihr Schiff in Civita-vecchia zu besuchen, um mit einer Dame eine Unterredung zu halten.«

»Sie meinen mit Ihrer Hoheit der Infantin Enrietta?«

Der Abbate verbeugte sich.

»Sie werden willkommen sein, ich werde morgen in aller Frühe die nöthigen Befehle zu Ihrem Empfange ertheilen. Der Vormittagzug geht ja wohl um 4 Uhr?«

»Um 4 Uhr 40 Minuten.«

»Ben! Ich hoffe, Sie werden befriedigt sein und Seiner Eminenz vielleicht mehr berichten können, als sie erwartet. Bis dahin gute Nacht denn und vielen Dank für die interessante Unterhaltung, die Sie uns verschafft. Ich hoffe, wir sehen uns morgen Abend bei der Trauung unseres wackeren Irländers, – oder geniren Sie sich, die Kapelle des englischen Consulats zu besuchen?«

»Wenn Sie den Scherz fortsetzen, Excellenza – an mir soll es nicht fehlen!«

»Auf Wiedersehen also! ich beurlaube mich von Seiner Hoheit!«

Der Prinz und der Abbate setzten ihren Weg zum Quirinal fort, während die Anderen zurückblieben.

»Euer Hoheit« sagte der Abbate – »schiene mir einiges Mißtrauen zu zeigen in Betreff dieses piemontesischen Unterhändlers?«

»Ich muß gestehen, die Verheimlichung seiner Anwesenheit war wohl im Stande, mich zu befremden. Wenn der heilige Stuhl vergessen will, daß mein Bruder zum Theil gerade wegen seiner treuen Anhänglichkeit für die Interessen der Kirche seinen Thron verloren hat und es ihm unlieb ist, daß wir unser Asyl zunächst in Rom gesucht, so möge man es uns offen sagen.«

»Eure Königliche Hoheit,« entgegnete der Abbé geschmeidig, »handeln ungerecht gegen Ihre treuesten Freunde. Euere Hoheit wissen, in welcher Bedrängniß der heilige Vater selbst sich befindet, und daß sogar im Kollegium der Kardinäle es an Anfeindungen und Intriguen gegen die gerechte Sache und die Unabhängigkeit des päpstlichen Stuhls nicht fehlt. Der Herzog von Grammont und General Guyon müssen in diesem Augenblick geschont werden; denn in der That – trotz ihrer so zweifelhaften Haltung – ist die Anwesenheit der französischen Besatzung gegenwärtig unser einziger Schutz, und ihre Vermehrung, die in Folge der heutigen Excesse zu erwarten steht, das Mittel, welches die neuen Anmaßungen und Pläne Piemonts zurückweisen kann. Ich habe selbst erst kurz vor unserer Zusammenkunft heute Abend das Nähere erfahren und noch keine Gelegenheit gehabt, Eure Hoheit davon in Kenntniß zu setzen. Sie haben Recht, wenn Sie annehmen, daß die Reclamation gegen die Unterstützung des Brigantaggio nur ein Vorwand der Anwesenheit dieses Unterhändlers ist – der wahre Zweck war offenbar, zu erfahren, in wie weit man bei einem weiteren Vordringen in die Comarka, ja bei einem Angriff auf Rom selbst, den ernstlichen Widerstand der französischen Besatzung zu fürchten hat. Die republikanische Partei in Rom bereitet diesen Angriff vor und die heutige Versammlung im Circus, die so glücklich in einen Conflict mit den französischen Truppen verlaufen ist, sollte über den Tag der Schilderhebung verhandeln. Vielleicht werden Euer Hoheit jetzt einsehen, weshalb in diesem Augenblick so viele treue Männer aus den Gebirgen hier versammelt sind, bereit mit ihrem Leben die Person Seiner Majestät des Königs Franz zu schützen.«

»Und Monsignore Merode hat diesen Mann wirklich empfangen?« Der Abbate zuckte die Achseln.

»Zögen Euere Königliche Hoheit vielleicht vor, daß es Kardinal Antonelli gethan hätte?«

»Es ist unerhört, diese Frechheit! Ich wünschte, Sie hätten den wackeren Tonelletto, der es aufrichtiger mit uns meint, als sein Vetter, nicht so sehr abgeschreckt, seine Abrechnung mit diesem Mörder meiner armen Landsleute zu schließen. Kennen Sie die Antwort des General Guyon? Nach dem perfiden Rückzug der französischen Flotte von Gaëta sind wir auf Alles gefaßt!«

Der Abbate lächelte still – aber er umging die direkte Antwort auf die Frage.

»Verlassen sich Euere Königliche Hoheit darauf, – General Pinelli wird wenig zufrieden von seiner Mission nach Neapel zurückkehren. Die Regierung Seiner Heiligkeit muß sich natürlich schon um des französischen Gouvernements willen, ganz aus dem Spiele halten, aber – ich fürchte, der morgende Tag wird nicht vorüber gehen, ohne daß wir einige seltsame Neuigkeiten hören. – Ich bin ein ziemlich guter Beobachter und – es lag mir etwas in dem Lachen dieses spanischen Abenteurers, der ein würdiger Neffe seines Dämons von Oheim ist, – was Herrn Pinelli nicht viel Gutes verspricht. Reinen Mund Königliche Hoheit über unseren heutigen Abend – hier sind wir am Quirinal!«

AUSZUG AUS DEM ›DIARIO DI ROMA‹

VOM 15. MÄRZ.

– – Der Graf von *Boulbon*, Kapitain in der französischen Occupations-Armee gegen China und Adjutant des kommandirenden Generals Cousin-Montauban ist als Courier mit Depeschen aus China über die Schlacht von Palikao auf dem Wege über Suez und Brindisi hier

eingetroffen und hat gestern über Civita-vecchia und Marseille seine Reise nach Paris fortgesetzt.

---

— — — — In Folge arger Excesse, die am Mittwoch Abend von dem, durch die Feinde der Regierung aufgehetzten Pöbel in den Straßen des I. und IV. Rione verübt worden sind und bei denen es zu offenen Angriffen gegen Soldaten der französischen Besatzung gekommen ist, hat der Oberkommandant derselben, General Guyon den Befehl ertheilt, die Wachen zu verdoppeln, und bei Wiederholung von Straßenaufmärschen die Befehligen der Wachen und Patrouillen ermächtigt, im Falle des Widerstandes sofort von den Schießwaffen Gebrauch zu machen.

---

Das Oberkommando der französischen Besatzungstruppen des römischen Gebiets hat auf die Anzeige Seiner Eminenz des Kardinal Staatssekretairs, daß die sardinischen Truppen in die zum päpstlichen Gebiet gehörige Enclave Ponte Corvo eingerückt sind, den General Fargère mit dem 1. Bataillon des 54. Linien-Regiments, einer Schwadron Husaren und 2 Geschützen abgeordnet, um die eingedrungenen sardinischen Truppen nöthigenfalls mit Gewalt aus dem Gebiet von Ponte Corvo und der Campagna zu vertreiben. Eine Vermehrung der Besatzung um 2 Regimenter steht in Aussicht.

---

Auf eine Reclamation des Gouvernements von Neapel gegen den Uebertritt zahlreicher Briganten-Banden aus römischem Gebiet in der Gegend von Subiaco, Sora und Frosinone ist der Befehl ertheilt worden, die Grenzen in dieser Richtung auf das Strengste zu bewachen und alle Transporte von Waffen und Mannschaften anzuhalten und in Haft zu nehmen.

---

Heute Morgen fand in der Kapelle des englischen General-Consulats im Beisein des Consuls Master Newton die Trauung des sehr ehrenwerthen Barons Sir Terenz O'Donnell, Lieutenant in der Armee Seiner Heiligkeit, mit Lady Judith Hoghborn, Tochter des ehrenwerthen verstorbenen Master Elias Hoghborn aus London nach anglikanischen Ritus statt, nachdem das Paar vorher in der Kirche des Collegio Romano eingesegnet worden, da der Bräutigam der heiligen katholischen Kirche anzugehören das Glück hat. Die Trauung verrichtete ein ehemaliger Schüler der Sapienza, der ehrwürdige Pater Rafaëlo, welcher bestimmt ist, eine Pfarre auf den Gütern des Bräutigams in Irland einzunehmen und dazu die Weihen erhalten hat. Brautführer waren Seine königliche Hoheit der Graf von Caserta und Seine Herrlichkeit der Graf Juan da Lerida, Viscount von Heresford, und Seine Gnaden der Marquis von Saint Brie, Offizier der Armee von Gaëta.

Wir hören, daß Seine Durchlaucht, der Herr Herzog von Grammont, Gesandter Frankreichs beim päpstlichen Stuhl der Trauung beiwohnte und Seine Eminenz, der Herr Kardinal Staatssecretair sich dabei durch einen seiner Secretaire, den sehr ehrwürdigen Abbate Calvati vertreten ließen. Nach der Trauung wurde ein Frühstück in der Wohnung des jungen Paares in der Colombaia, Straße Fontanella eingenommen, dem zahlreiche Geladene beiwohnten. Seine Heiligkeit haben dem Bräutigam, der sich in dem Treffen von Castelfidardo auf das

Vortheilhafteste ausgezeichnet und durch die Grausamkeit der Piemontesen während des Krieges das Unglück gehabt hat, seine Schwester zu verlieren, das Commandeur-Kreuz des Pius-Ordens verliehen. Mit dem Nachmittagzug begab sich das neuvermählte Paar nebst seinen Freunden nach Civita-vecchia und schiffte sich auf der Yacht des Conte da Lerida ein, um auf dieser die Ueberfahrt nach Malta zu machen, von wo es sich direkt nach Irland begiebt.

Wir hören, daß der Erlauchte Graf von Lerida auf dem Wege nach dem Nil begriffen ist. In seiner Gesellschaft befinden sich ein hoher Offizier der früheren Armee der unabhängigen Indier und der Marquis von Saint Brie.

---

– Man hört, daß in den letzten Tagen wieder mehrfache Ueberfälle von Reisenden durch die Räuberbande des Matteo Fontana dicht vor den Thoren Roms, namentlich in den Umgebungen der Catakomben geschehen sein sollen. Die päpstliche Polizei ist angewiesen worden, durch häufige Patrouillen der Gendarmen und Dragoner die Sicherheit der Straßen herzustellen. Auf die Ergreifung des Anführers der Räuber ist eine Belohnung von fünfhundert Lire gesetzt worden.

#### DER AUFSTAND IN BOSNIEN.

Es ist dem Leser sicher ein unbekanntes Land, wohin wir ihn führen müssen – die Schulen lehren Nichts davon, Reisende gehen nicht dahin, und die Diplomatie erwähnt seiner möglichst selten, weil es das *enfant perdu* des Christenthums ist und der Schmachfleck der europäischen Traktate. Und doch giebt es in ganz Europa vom Nordcap bis zum Cap Mantapan keinen Erdstrich, keinen Volksstamm, dessen Geschichte seit Jahrhunderten ein solches Epos von heroischen Kämpfen für Freiheit und Glauben gewesen ist, als das Land zwischen Save, Morawa und dem See von Scutari. Es hat unter den Herrschern Europa's nur ein gekröntes Haupt gegeben, das stets ein Herz bewahrt hat für die Leiden jenes Landes: den schwarzen Czar an der fernen Newa!

---

Eine weite Aussicht über die Thäler der Trebinjschitza im Norden und die gewaltigen Bergwände und Wildnisse der Czernagora nach Morgen und Süden bis zu den fernen blauen Streifen der Adria lag vor den Augen der beiden Männer, die unter dem frisch ergrünenden Laubdach einer mächtigen Kastanie sahen, die mit ähnlichen gewaltigen Stämmen den Vorplatz des griechischen Klosters zierte das auf der mittleren Höhe des Orjen Berges an der Gränze des österreichischen Gebietes, der Boccha liegt, jenes letzten schmalen Landstrichs um den Golf von Cattaro – Boccha di Cataro, – mit dem die Politik Metternichs Bosnien und Montenegro von den Küsten der Adria ausgeschlossen hat. – Die alte Venetianer Festung Castelnuova ist zwar von den niederen Küstengebirgen verdeckt, aber durch die Oeffnungen derselben erblickt das Auge das freie, hier von keinen Küsten-Inseln beengte Meer.

Das kleine Land unterhalb des Berges hat der Schicksale gar manche erlebt. Cattaro – der Bischofssitz – hat heute nur noch 2 bis 3000 Einwohner, war aber früher eine selbstständige Republik, bis es sich im Jahre 1420 aus Furcht vor den Türken der Schwesterrepublik Venedig unterwarf, die Stadt und Land im schmachvollen Frieden von Campo Formio (1797) wobei Venedig die Zeche für die Einigung mit Bonaparte, die Abtretung des linken Rheinufers und die Beschränkung Preußens, zahlen mußte, an Oesterreich abgab. Acht Jahre später im

Frieden von Preßburg (1805) wurde Cattaro zwar wieder zum französischen Königreich Italien geschlagen, aber noch ehe es den Franzosen übergeben, besetzten es die Russen, später die Franzosen und erst 1814 erwarb es metternich'sche Politik auf's Neue. Als Venedig 1848 sich empörte, folgte das verarmte Cattaro seinem Beispiel und wurde erst 1850 durch Oberst Mamula wieder unterworfen.

Das Kloster auf dem Berge Orjen lag innerhalb der Gränzen der Herzegowina, also auf türkischem Gebiet, die sich hier durch den unruhigen Charakter und die steten Kämpfe der Montenegriner in ewiger Veränderung um die Bocca schlingt. – Ein Tisch von primitiver Einfachheit, der vor der Steinbank stand, war mit den gewöhnlichen Nahrungsmitteln des Landes: Maisbrod, Früchten, Wein und einem Schweineschinken von der vortrefflichen bosnischen Zucht besetzt, welche das Futter der Kastanien liefert und die einen Hauptausfuhrartikel des Landes bildet; denn von seinem Reichthum an Holz, den mächtigen Urwäldern, welche zum größten Theil die Berge bedecken, ist wegen des Mangels an geeigneten Verkehrsstraßen und des wilden, keine Schifffahrt gestattenden Laufes seiner Bergströme nur geringer Nutzen zu ziehen.

Die beiden Männer waren in eifrigem Gespräch begriffen, offenbar über das Land selbst, da sie häufig die Karte zu Rathe zogen, welche vor ihnen auf dem Eichentisch zwischen den einfachen Speisen lag, und an welcher der Jüngere von seinem älteren Gefährten Belehrung zu suchen und zu erhalten schien.

Dieser Letztere war ein Greis von mindestens siebenzig Jahren, ein langer weißer Bart reichte bis auf die Mitte der Brust, und der schwarze lange Talar mit der hohen viereckigen Mütze verkündete den griechischen Klostergeistlichen, während das silberne Kreuz an seinem Halse erwies, daß er nicht zu der Klasse der niederen Geistlichen gehörte, sondern der Higumenos oder Abt des alten Basilianer Klosters war, vor dem sie saßen. Das Kreuz der kirchlichen Würde war aber nicht der einzige Schmuck, den er trug, vielmehr hingen an einer silbernen Kette auf seinem Gewand mehrere russische und österreichische Orden, und eine selbst von den Falten des Alters nicht verdeckte tiefe Narbe deutete an, daß er diese Ehrenzeichen im Kriegsdienst seiner Jugend erhalten hatte.

Trotz der siebenzig Jahre war seine hohe und schlanke Gestalt noch ungebeugt und von ehrfurchtgebietender Haltung. Sein Gesicht mußte einst klassisch schön gewesen sein, nach den reinen und kühnen Linien und dem noch immer feurigen Glanz seines großen braunen Auges zu schließen. Sein Benehmen war ernst und würdig, und von einem Hauch melancholischer Gedanken übergossen – der Greis mußte viel gesehen, viel erlebt und viel gelitten haben und seine Bildung war offenbar eine weit höhere, als die gewöhnliche der griechischen Klostergeistlichen, aus deren Zahl beiläufig gesagt, allein die Bischöfe und Archimandriten der griechischen Kirche gewählt werden.

Sein Gast war ein Mann von etwa dreißig Jahren, eine schlanke Gestalt, deren Stirn und Gesichtsbildung zwar den russischen Typus zeigte, und in dessen Wesen, obschon der Soldat unverkennbar war, doch eine gewisse Schüchternheit und bescheidene Zurückhaltung lag. Nur in den starken Augenknochen und dem vortretenden spitzen Kinn lag für den Physiognomen das Zeichen von Thatkraft und Entschlossenheit. Er trug kein Uniformstück, sondern eine jener steyrischen Joppen, wie sie bei den Gebirgsreisenden beliebt sind, starke Schuhe und Gamaschen und eine ungarische runde Filzmütze. Eine Art Jagdtasche und die kurze

Büchse hatte er zur Bequemlichkeit zur Seite gelegt und nur der starke Hirschfänger an seiner Seite, wie die festen Ledergamaschen um die untere Hälfte seiner Beine ließen auf seine Absicht schließen, als Jäger oder Reisender gelten zu wollen.

»Ich danke Ihnen sehr, Michael Gregorjewitsch,« sagte der Abt, »daß Sie mich in dieser Einöde aufgesucht haben, um mir die Briefe Seiner Excellenz des Herrn Gesandten zu bringen, und ich werde nach Kräften bemüht sein, seinen Wünschen zu entsprechen und Sie mit den Verhältnissen dieses unglücklichen Landes vertraut zu machen, ehe Sie das Wagniß unternehmen, weiter in das Innere vorzudringen, wo jetzt Raub und Mord wüthen. Es ist lange her, daß ich von Rom Nichts gehört, und da nur ausnahmsweise die Zeitungen durch die Güte eines befreundeten Kaufmanns in Ragusa in diesen abgelegenen Winkel der Erde heraufgelangen, bin ich nur wenig unterrichtet über die Vorgänge in Italien und weiß nur, daß der lateinische Patriarch in Rom in Gefahr ist, sein Land zu verlieren, und von Feinden und Schwierigkeiten aller Art umgeben wird. Streit und Kampf überall in der Welt mein Sohn, und Die zu einander stehen sollten in der Gemeinschaft des Glaubens an den Erlöser gegen die Erbfeinde dieses heiligen Glaubens, befeinden sich unter einander! O, wann, Major Tschernajeff, wird endlich der Tag kommen, wo der Frieden Gottes seinen Segen über die Völker ergießt und Liebe und Duldung, statt Haß und Zwietracht die Menschen vereinen wird. Ich freue mich, daß Herr von Kisseleff eines so unbedeutenden alten Anhängers des mächtigen Czaren, des einzigen Schützers unseres armen Volkes in Wohlwollen gedacht hat.«

»Nicht allein Herr von Kisseleff, hochwürdiger Herr,« sagte der russische Offizier, der bald so berühmt werden sollte durch die Eroberung von Taschkend in Asien, – »auch Fürst Wolkonsky, der Gesandte Seiner Majestät bei dem durch die Revolution entthronten König von Neapel, hat mir gesagt, daß man großes Vertrauen auf Ihre Erfahrung und Ihre treue Anhänglichkeit an Rußland hegt, und daß ich bei meiner Mission von Niemandem bessere Nachweisungen und Beistand erhalten könne, als von Ihnen, der in seiner Jugend ja selbst einer der Helden dieses Landes gewesen und in der treuen Liebe zu ihm vorgezogen hat, in bescheidener Stellung seine Leiden zu theilen, statt ein höheres Amt in Bosnien oder Rußland einzunehmen, denn der verstorbene Kaiser Alexander soll große Stücke auf Sie gehalten haben.«

Eine leichte Röthe überflog das faltenreiche Angesicht des Greises. »Warum sollte ich mich der Tage meiner Jugend schämen,« sagte er bescheiden. »Haben Sie je von Michalko dem Haiduken gehört?«

»Der Name ist mir nicht ganz unbekannt, obgleich ich Ihnen von vornherein sagen will, daß ich mich mit der Geschichte und den Verhältnissen Bosniens gar nicht beschäftigt habe und eben deswegen Sie bitte, mich damit bekannt zu machen, da die Mission, die mir geworden, gar viele Schwierigkeiten hat. Ich kann Ihnen in der That nicht sagen, bei welcher Gelegenheit ich auf den Namen gestoßen bin. Selbst aus den zahlreichen Piesmen, den Heldengedichten Ihrer Heimath, kann ich es nicht wissen, da ich sie leider noch nicht kenne.«

Der Alte lächelte. »Der Name Michalko ist in ihnen nicht mit Unehren genannt, wenn Sie erzählen von Tomitsch Mijat und seinen Neffen. Aber vielleicht haben Sie Schriften gelesen aus den Tagen des Wiener Kongresses?«

»Ah – jetzt erinnere ich mich – der Haiduk des Kaisers Alexander, in der wiener Gesellschaft als sein Lieblingsdiener bekannt, bekannt durch seine männliche Schönheit und seine bei zahlreichen Gelegenheiten bewiesene Treue und Kühnheit. Was ist's mit dem Genannten?«

»Der schwache Greis, den Sie jetzt vor sich sehen, war einst Michalko der Haiduk, der in mehr als eine Schlacht gegen den großen Napoleon dem Kaiser, seinem Wohlthäter gefolgt war,« – der Abt legte mit einem gewissen Stolz die Hand auf den russischen Orden, den er trug, »und in hundert Kämpfen gegen die Moslems sein Land gerächt hat, bis er ein Mönch wurde, dessen Waffe seit dreißig Jahren nur das Gebet ist!« Die Erinnerungen, das Feuer seiner Jugend schienen für Augenblicke die frühere Demuth verdrängt zu haben, und sein Auge flammte.

»So wurden Sie gezwungen, das Leben eines Kriegers aufzugeben und ein Geistlicher zu werden? denn daß Sie es, damals so jung noch, aus freien Stücken gethan haben sollten, kann ich mir nicht denken!«

Der Higuemenos neigte zustimmend sein Haupt – die Erinnerungen, die der fremde Mann angeregt, schienen ihm wohlzuthun und er sich ihnen ganz hinzugeben, auch diesen Mann von eiserner Natur schien das Alter und die Gelegenheit zur Mittheilung längst vergangener Ereignisse geneigter zu machen.

»Meine Kindheit, o Aga des schwarzen Czaren,« erzählte er, in den schwungreichen Ton des Orients zurückfallend, »verging in einer großen schweren Zeit. Ich war ein junger Knabe, als die fünf Dais<sup>1</sup> den großen Aufstand gegen unsern Herrn den Sultan machten mit Hilfe Pasvan Oglu's des Bulgaren, und in Belgrad die serbisch-muselmännische Republik gründeten, unter der die Spahis das Blut der Rajahs<sup>2</sup> fließen machten wie Wasser. Dais Widaitsch, der Pascha von Zwornik, durchzog mit seinen Janitscharen die bosnischen Dörfer, setzte die Rajah-Kneesen ab und Janitscharen an ihre Stelle, Recht zu sprechen und die Zehnten zu erpressen, und wo die Männer sich ihm nicht als Slaven geben wollten, die er den Spahis verkaufte, wurden sie in Fesseln geschlagen und zu Tode gemartert, und da die Kneesen gewagt hatten, sich beim Wessir zu beschweren, durchzogen die Spahis racheschnaubend die Nahien,<sup>3</sup> entweihten die Kirchen und brauchten die Meßgewänder zur Decke ihrer Pferde. Wo sie rasteten, trieben sie die Jungfrauen in ihrem schönsten Schmuck herbei, zwangen sie, ihnen den Kolo zu tanzen, entehrten sie und jagten sie nackt zurück in ihre Hütten; Widaitsch aber hatte unermessliche Beute in seiner Burg von

Zwornik<sup>4</sup> gehäuft. Die Kneesen aber trotzten endlich den Todesgefahren, versammelten sich im Jahre 1803 bei einem Kloster und sandten ein Bittschreiben an den weißen Czar in Stambul, den Sultan, darin sie schrieben: »Die Janitscharen haben uns ausgeplündert, daß wir uns nur mit dem Bast der Bäume noch unsere Blöße bedecken können und wir können unsere Tempel und unsere Weiber nicht mehr vor der äußersten Schmach bewahren. Bist Du noch unser Kaiser, so erlöse uns aus den Händen dieser Ruchlosen, vermagst Du es aber nicht, so laß es uns wissen, damit wir uns in's Wasser stürzen und so endlich Ruhe finden.« Ergrimmt drohte der Sultan den Dahis und Spahis, aber die Drohung machte sie noch schlimmer und sie beschlossen, in allen Nahien die christlichen Kneesen und die Kmeten zu tödten. Zuletzt glaubte das Volk, daß man es gänzlich vertilgen wolle. Ein bosniakischer Spahi, der Hauptmann von Gradaschatz, warf alle Rajah's seines Bezirks ohne Ausnahme in den Kerker, ließ sich dann jeden Freitag, wenn er aus der Moschee zurückkehrte, eine Anzahl von diesen

---

<sup>1</sup>Das slawisirte Wort für Dey.

<sup>2</sup>Die Heerde – d. h. die christlichen Unterthanen.

<sup>3</sup>Kreise, Landschaften.

<sup>4</sup>Eine der vier Hauptstädte Bosniens, im nördlichen Theile an der Drina.

Gefangenen vorführen und spaltete ihnen zu seinem Vergnügen mit einem Säbelhiebe den Kopf.<sup>1</sup> – Erst im Jahre 1807 erschlug eine Schaar der ergrimten Rajahs den riesenstarken Henker, als endlich, da Chosrew Pascha, der damalige Vezier oder Begler Beg von Bosnien nicht helfen konnte, wahrscheinlicher als Muselmann nicht wollte, in Serbien und Bosnien eine allgemeine Erhebung der Christen ausbrach.«

Der Offizier unterbrach den Erzähler. »Hochwürdiger Herr,« sagte er – »um Ihrer Mittheilung richtiger folgen zu können, bitte ich Sie mir mit einigen Worten die allgemeinen Einrichtungen der bosnischen Bevölkerung zu geben und in welcher Beziehung sie den serbischen gleichen.«

»Wie Sie schon aus der gleichen Sprache ersehen, sind die Serbier und Bosnier eines Stammes. Wir rühmen uns der ältere und reinere zu sein, da wir die Ersten waren, die in's byzantinische Reich einwanderten, und unsere Väter waren mit den Fürstengeschlechtern der Gothen vielfach verwandt und gaben ihnen mehr als einen König. Wir beteten lange schon zu Christus, als die Ungarn sich zu Herren unseres Landes machten und unsere Könige zu ihren Vasallen. Es giebt keinen älteren und stolzeren Adel in ganz Europa, als den der Bega von Bosnien! Erst vor fünfhundert Jahren, als die Lateiner uns knechteten und den reinen Glauben der Kathereni<sup>2</sup> anfeindeten, brach der Kampf zwischen dem Volk und dem Adel aus, denn die Kardinäle und Bischöfe gewannen die Bega, daß sie ihnen Feudalrechte sicherten über das Volk. Damals riefen die Bega die Türken aus Thracien zum Beistand und sie gingen vom Papst zum Islam über, bloß um sich ihre Rechte über das Volk zu sichern. Seit der Zeit wüthet in Bosnien und Serbien der Kampf zwischen Christ und Muselmann, zwischen der Rajah und den Spahis, und der Divan in Stambul ist es, der ihn seit zweihundert Jahren schürt.«

»Wie verstehen Sie das – welche Stellung zum Volk haben die Spahis?«

»Bosnien und Serbien sind von jeher nur Vasallenstaaten des Türkischen Sultans gewesen, und Adel und Volk haben stets über die Rechte des Landes gegenüber dem Schutzherren am Bosphorus gewacht; doch die schlaue Politik des Divans, schlimm und perfid wie die von Rom, suchte Volk und Adel zu unterjochen. Alle Pascha's, das heißt, die Gouverneure der einzelnen Distrikte, wie die Vorsteher, die Bega der Nahien, durften nur aus den Eingebornen gewählt werden, die Städte waren frei und von ihrem eigenen Rath verwaltet, nur der oberste Gouverneur, der Vezier oder Begler-Beg, der Fürst der Fürsten, durfte ein Türke sein, aber es ist ein altes Gesetz, daß auch der Vezier nur drei Tage im Jahre in jeder Hauptstadt des Landes verweilen darf. Zwischen dem Volk und den Bega, seinen Fürsten, deren es in Bosnien dreihundert gab, standen die Spahis, die Edlen. Sie waren die Herrn von Grund und Boden, aber nicht die Herrn des Volkes, das dem Großherrscher nur die Kopfsteuer, die Grund- und die Soldatensteuer zu zahlen hatte und dem Spahi, dem Landedelmann, dem Besitzer des Bodens als Erbpacht den Zehnten von allen Erzeugnissen desselben. Aber der Bauer war nicht sein leibeigen, er konnte Haus und Acker verkaufen und sich einen anderen Herrn suchen. Die Spahis aber waren für ihr Recht auf den Zehnten dem Sultan nur zur Kriegsfolge verpflichtet, wohnten nicht unter ihren Bauern, sondern auf ihren Burgen oder in den Städten und sandten nur einmal das Jahres ihren Zehntensammler in ihr Dorf. So kam es, daß die Spahis über das Interesse des Rajah wachten, daß er vom Pascha nicht mit ungesetzlichen Steuern

---

<sup>1</sup>Historisch. Wer denkt da nicht an die Menschenopfer von Dahomei!

<sup>2</sup>Die Sekte der Bogomilen (Auserwählten Gottes) in der griechischen Kirche.

bedrückt wurde, und die Begs und Paschas, daß die Spahis nicht mehr vom Lande verlangen durften, als ihnen zustand. Weil aber alle Begs und Spahis Moslems waren, und die Rajahs als Ungläubige behandelten, deshalb war Groll unter ihnen, denn der Christ mußte sich vor dem Muselmann beugen, er mußte ihm die Mitte der Straße lassen und das Weib in seinem Bett, wenn er darnach verlangte, er mußte vom Pferde steigen, wenn er dem Muselmann begegnete und ihm Frohnen leisten. Der Muselmann allein war der Krieger des Sultans und schlug seine Kriege gegen die Oesterreicher und die Moskowiten, die Freunde der griechischen Christen, und ein großer Theil der Janitscheri des Sultans waren Söhne der bosnischen und serbischen Berge. Aber weil den Sultan und seine Veziere die Rechte des bosnischen Volkes wurmten, deshalb beschloß der Divan, sie zu zerstören, indem er bald die Partei der Spahis und der Moslems gegen die Rajahs nahm, bald die Rajahs gegen die Grundherrn, die ihm zu mächtig und zu selbstständig wurden, hetzte, daß sich Beide in ewigen Kriegen zerfleischten, wie die Wölfe im Gebirge. Viele, viele Jahre kämpften die Begs um die Rechte freier Männer; es war ein ehrlicher Kampf und unsere Piesmen singen von den Thaten der Helden. Als aber der Sultan die Spahiliks aufhob und in Tschiftliks umwandelte, die er seinen Günstlingen gab, da erhob sich das Land und es kam Unheil über Alle.«

»Was nennen Sie Tschiftliks?«

»Ich habe Ihnen gesagt von den Spahiliks und ihrer Einrichtung. Der Sultan wollte nicht mehr dulden, daß die Bosniaken beiderlei Glaubens gemeinschaftlich gegen den türkischen Druck ankämpften, er wollte Unterthanen ohne Willen und Rechte, keine Schutzbefohlene. Deshalb schürte die Pforte den so leicht auflodernden Fanatismus der christlichen Bosniaken gegen ihre Spahis, andererseits förderte sie die Habgier der muselmännischen Häuptlinge, indem sie unter dem Vorwand, ihre treue Anhänglichkeit an den Islam zu belohnen, die Spahiliks in Güter verwandelte, deren Besitzer als unbeschränkte Gebieter walten durften, die nicht allein das Recht hatten auf den Zehnten, sondern auch auf Grund und Boden und alles Eigenthum ihrer Bauern, die sie jetzt willkürlich verjagen und brandschatzen konnten. Die Rajahs wurden mit Füßen getreten und besaßen Nichts mehr als das nackte Leben; jeder Spahi, der bei ihrer Hütte vorüberkam, ließ sich von ihnen beherbergen und bewirthen, er durfte ihre Pferde unentgeltlich für eine Tagereise benutzen und den Rajah schlagen, ohne daß dieser sich wehren durfte; denn da die Person der Muselmänner geheiligt ist, so wurde der Giaur, der sich an ihnen vergriff, mit dem Tode bestraft! – sie dürfen nicht als Zeugen gegen den Türken auftreten und keine öffentlichen Aemter bekleiden . . . «

»Aber der Hat Humayum<sup>1</sup> und der Hattischerif von Gülhan?«<sup>2</sup>

»Was frägt der Divan nach den Versprechungen, die er in der Stunde der Noth gegeben, wenn ihn die christlichen Mächte für all die Gräuel, welche der Islam gegen die Christen verübten, bedrohte. Ist es noch in dieser Stunde etwa anders? Die Stimme der empörten Völker hat die Großmächte Europa's gezwungen, auf die unerhörten Gräuel im Libanon, in Damascus, wo der Fanatismus der Moslem Maroniten schlachtete, von den Franzosen Syrien besetzen zu lassen – aber spottet nicht Fuad Pascha dort aller Versprechungen? plündert er,

---

<sup>1</sup>Der Hat Humayum vom 18. Februar 1858 versprach allen Christen gleiche bürgerliche Rechte mit den Türken.

<sup>2</sup>Schon am 3. November 1839 erlassen, wodurch ohne Unterschied der Religion, allen Unterthanen des Sultans Leben, Güter und Ehre gesichert und gleiche Steuer versprochen wurde.

der Commissar der Pforte, nicht selbst den armen Rajah und sammelt Schätze unter den Augen der Franken? – Hat der Divan des Großherrn jemals Treue geübt gegen die Christen? ja gegen den Moslem selbst, wenn er sich nicht unbedingt als Slave zeigte? – Als die Spahis der Pforte zu mächtig schienen und von Rechten sprachen, da hetzte man aufs Neue den Rajah – ja man bewaffnete ihn gegen seinen Herrn, denn man wußte sehr wohl, daß nur im ewigen Bürgerkrieg der Divan in Stambul seine Herrschaft über die slavischen Lande bewahren konnte! Da flüchteten unter den furchtbaren Leiden die Christen in Serbien und Bosnien in die unwirthbaren Berge und wurden freie Haiduken, freie Helden des Gebirges, die den Moslem bekämpften und ihn strafte für seine Gräuel. Brauche ich Ihnen die Männer zu nennen: Tomitsch Mijat, Wuk Scherewitza, Christitsch Mladen, den großen Popen Lazarewitsch, Jacob Nenadowitsch, Tschurdja, der mit jedem Flintenschuß einen Feind zu Boden streckte und mit zweihundert Haiduken den Engpaß beim Kloster Djokeschina gegen tausend Spahis fünfzehn Stunden lang hielt und sie zu Boden streckte. Singt nicht der blinde Philipp sein Heldenlied von der Schlacht auf dem Salatschfelde, von dem Helden Tschupitsch, der den grausamen Seraskier Kulin Kapitän schlug? Haben die Kaiser und Könige vergessen, daß Czerni Georg ohne ihre Hilfe zuerst Serbien frei machte, als er dem Kulin auf dessen Befehl die Waffen zu strecken, die Antwort gab: »Komm und hole sie!« und auf dem Mischarfelde<sup>1</sup> die unsterbliche Schaar der bosnischen Begs zu Boden streckte, daß auch nicht ein Mann entkam! Krieger des schwarzen Czars, ich – ein Knabe noch – war dabei, als der junge Wojwode von Pozerja, Milosch Stojewitsch, im Walde Kitaj seine Mutter den Feinden entriß, den Kulin tödtete und seinen verzauberten Säbel aus der Hand des Todten riß.«

Immer mehr entzündete sich die Begeisterung des Abts, blitzten seine Augen, als er dem Fremden von jenen Tagen sprach. Dann fuhr er traurig fort: »Was nützten die Siege der Christen, da selbst der Consul des schwarzen Vaters in Moskau uns befahl, inne zu halten und uns dem Großherrn zu unterwerfen. Damals war es, als der Säbel Kulins durch den Verrath des Bischof von Zwornick dem Bruder des tapfern Milosch wieder entwandt und Soliman, der Wessir von Belgrad, der Pascha von Mostar gewesen war, die Christen mordete, daß ich mit meinem Vater dem Knesen von Slimo und den Aeltesten der Rajah zu dem schwarzen Czar Alexander gesandt wurde, der im Jahre 1812 wieder den Krieg gegen die Pforte führte, um ihm die Noth der Christen in Bosnien an's Herz zu legen, ehe er den Frieden von Bukarescht schloß. Der schwarze Czar hatte Gefallen an dem Bosniaken-Knaben und behielt ihn bei sich, um ihn allerlei Wissenschaft lernen zu lassen, und in seinem Gefolge zog ich in den Kriegsjahren mit nach Paris und habe viele Schlachten gesehen. Auch in Wien war ich mit dem großen Kaiser und sein vielfach bevorzugter Diener, der Gelegenheit genug gehabt hat, dort die versammelten Fürsten und Herren, die schönen Damen und großen Staatsmänner kennen zu lernen. Ja, Aga der Moskowiten, der alte Mann, der jetzt an Deiner Seite sitzt, hat damals der Dinge viele gesehen, viele Mächtige und Kluge, und dennoch wenige Männer, die ein Herz hatten für die Leiden eines unterdrückten Volks. Als die Engländer dem schwarzen Czaren es weigerten, die Christenbrüder an der Donau und Drina frei zu machen von dem türkischen Joch und den falschen Oesterreichern das Land gaben, was jene ausschließt vom Meer, dem Sultan aber, der doch ein Bundesgenosse des Bonaparte gewesen war, halfen, da bat ich meinen Herrn, den Kaiser, mich wieder ziehen zu lassen zum Land meiner Väter, um seine Leiden zu theilen, denn, Herr, der Sohn der schwarzen Berge ist nicht gemacht für das

---

<sup>1</sup>1806.

ebene Land und die Sitten anderer Völker, und es zieht ihn immer und immer wieder in die Felsenschluchten und die unergründeten Wälder seiner Heimath.«

Wieder schwieg der Erzähler, von der Macht seiner Erinnerungen überwältigt.

»Als ich in die Heimath kam und in Cattaro an's Land stieg, fand ich gar Vieles schlimm und Weniges gut. Milosch der Oberknees, der dem Henker Soliman von Belgrad zwei Jahre lang treu gedient, hatte sich losgesagt von ihm und die christlichen Serben zu den Waffen gerufen. Bald blieb den Türken nur noch Karanowatz, von den christlichen Schaaren belagert, – aber Milosch war ein Verräther, der nur sein eigenes Interesse verfolgte und es bald mit der Pforte, bald mit den Haiduken hielt, bis der Diwan ihn zum Oberknees von Serbien machte und seinen Beistand gegen die Spahis in Bosnien anrief. Was soll ich Dir erzählen von der Falschheit Kurschid Paschas, des Vezier von Bosnien oder seinem Nachfolger, dem fanatischen Mönch Dschelaluddin, der Christen und Moslems täuschte und die Bega von Serajewo, Mostar und Derwenta tödtete, bis er sich selbst den Tod gab, weil es ihm nicht gelungen, nach dem Befehl des Sultans auch Montenegro zu besiegen. Jetzt hatte Mahmud, der große Bluttrinker, beschlossen, die Macht der Bega und Spahis vollständig zu brechen, weil sie sich nicht dem Nizam fügen wollten. Mit den Janitscharen machte er den Anfang und tödtete ihrer achttausend in wenig Tagen; was von ihnen übrig geblieben, entwich, viele kamen nach Bosnien, ihrer Heimath, und es begann ein schwerer Kampf zwischen den Bega und dem Nizam, dem neuen Heer des Sultans. Aber Abdurahim der Wessir war ein kluger Mann und schlug die Spahis und ließ dreißig tapfere Bega in einer Nacht in Serajewo erwürgen. Als nun im Jahr darauf<sup>1</sup> der schwarze Czar in Moskau gegen den Sultan zog und sein großer General Diebitsch über den Balkan ging und Stambul bedrohte, sammelten die Bega noch einmal ein großes Heer, verbanden sich mit Mustapha, dem Wessir von Skadar und zogen gegen den Ketzer-Sultan gen Stambul, das sie erobert hätten, wenn nicht die Russen selbst, ohne es zu wissen, ihnen den Weg versperrt hätten. Ali Widäitsch und Wusseïn der Drache von Bosnien überfielen den Wessir in seiner Festung Trawnik und hätten den Sultan vom Thron gestoßen, wenn Reschid Pascha der Großvezir nicht sie bethört und Wusseïn zum Wessir von Bosnien ernannt hätte. Aber kaum waren die Bega nach Hause gegangen, da entsetzte ein neuer Ferman des Großherrn den Drachen seines Amtes und ein mächtiges Heer des Nizam überfiel Wusseïn und erschlug die letzten Bega oder zwang sie, sich über die Donau zu flüchten. Kein Sohn Bosniens wird es leugnen, daß der Drache Wunder der Tapferkeit an jenem Tage that. Acht Pferde fielen unter ihm im Kampf an den Thoren von Serajewo, und niemals hätten die Türken ihn bezwungen, wenn nicht Ali Aga von Stojatz mit den Rajahs der Herzegowina ihnen zu Hilfe gekommen wäre, um die lange Unterdrückung an ihren Tyrannen, den Bega, zu rächen.«

»Ich erinnere mich gehört zu haben, daß der tapfere Wusseïn in Essek in Ungarn lebte wie ein Fürst.«

»Fluch über ihn in Ewigkeit,« sagte finster der Abt. »Er ist es, der diesen Arm entnervt und mich zum Mönch gemacht hat. Aber dennoch muß ich sagen, er war ein tapferer Mann und liebte sein Vaterland. Kein ächter Sohn des Morgenlandes vermag die Verbannung aus der Heimath zu ertragen und könnte er in goldenen Palästen in Europa leben. So flehte denn der Drache von Bosnien den Großherrn an, er solle ihm die Heimkehr gestatten und sei es der fernste Winkel, und müsse er als Bettler dort leben. Also that der Großherr –

---

<sup>1</sup>1828.

sein Ferman nahm dem Drachen Güter und Würden und wies ihn nach Konstantinopel. Aga, es war ein böser, wenn auch langersehnter Tag, als diese Augen sahen, wie Wusseïn der Held zum Ufer der Donau kam, begleitet von seinen hundert Delis mit prächtigen Rossen und Waffen, und ihm in Gegenwart des österreichischen Generalstabs der Ferman verlesen wurde. Ich sah wie ein Thränenstrom aus seinen Augen rann und er gestützt auf seinen Bundesbruder Midaitsch als Bettler übersetzte nach Belgrad,<sup>1</sup> dem Befehle des Großherrn zu gehorchen, um nur unsere Luft wieder zu athmen. Mein Gelöbniß war erfüllt: mich hinfort dem Dienste der Kirche zu weihen, wenn Gott mir die Gnade gewährte, meinen Todfeind, den Mörder meines Glücks todt zu meinen Füßen oder gedemüthigt tiefer als der ärmste Rajah zu sehen – ich dankte dem Herrn und wandte meinen Fuß, meine Gelübde zu erfüllen, – aber Michael Gregorjewitsch – ich weinte, wie Wusseïn der Held es that!«

Und der Abt wandte das Haupt, seine tiefe Bewegung vor dem Fremden nicht sehen zu lassen. Der Offizier reichte ihm die Hand. »Ich weiß nicht, was Wusseïn Ihnen gethan, das Sie zu seinem Todfeind gemacht hat, – aber Ihre Thränen über die Demüthigung eines tapferen Mannes konnten nur Sie selbst ehren!«

»Es ist wenig, was ich noch zu sagen habe,« sprach der Abt. »Als der Sultan seinen Willen durchgesetzt und die Macht des Adels von Bosnien mit Hilfe des falschen Milosch und der Serben gebrochen hatte, da gab er Wedschi, dem Wessir, volle Gewalt, die Rajah zu Boden zu treten und zu seinen Slaven zu machen. Schlimm lag seine Hand auf den freien Muselmännern, schlimmer noch auf den Christen. Auch Khosrew, sein Nachfolger, achtete die Gesetze des Landes wenig und da man die Rajah wieder zu fürchten begann, hat der Divan die alten Genossen Wusseïns ihrer Haft in Stambul entlassen, sie zurück nach Bosnien gesandt und zu Musselim's<sup>2</sup> und Kapitani's der hundert kleinen Vesten gemacht, von denen aus früher die Beg's die Rajah knechteten. Schon in den vierziger Jahren war die Lage derselben die alte traurige – und ob sie auch mehrfach sich erhob, die grausame Gewalt Omer Pascha's des Serdars schlug sie zu Boden und der alte Gräuel durch die perfide Politik der Pforte wuchs wieder zum Unerträglichen, denn die Agas in Stelle der alten Begs verlangten jetzt nicht bloß den Zehnten von allem Ertrag des Landes, sondern den dritten Theil aller Ernten, außer den Steuern für den Großherrn. Lügen und nichts als türkische Lügen antworteten den Beschwerden des Volks, und als nach dem großen Kriege gegen die Moskows und dem Frieden von Paris der Hat Humayum das gleiche Recht und Ermäßigung der unerschwinglichen Steuerlast verkündete und die Rajah beim Wessir in Bosni-Serai<sup>3</sup> vor vier Jahren baten, sie wären bereit die Kopf-, die Grund- und Soldatensteuer und den Zehnten vom Ertrage des Landes zu zahlen, aber der Wessir möge ihnen den Ferman des Sultans zeigen, durch den sie verpflichtet wären zur Entrichtung des Drittels von allen Erzeugnissen des Bodens an die Begs und Agas, da sagte der Wessir: »Ich bin der Stellvertreter des Sultans, was bedarf es eines andern Fermans? Ich gebiete Euch, den Grundherrn ein Drittel zu zahlen!« – Wieder trat die Rajah zusammen zu einer Bitte an den Großherrn nach Stambul, aber der Wessir weigerte sich aus Furcht vor den Grundherrn, sie abzusenden und fragte, ob er sich ihretwegen einem gewissen Tode aussetzen solle? – Die Rajah mußten ihre Boten nach Wien schicken, daß der

---

<sup>1</sup>1832.

<sup>2</sup>Gouverneur einer Stadt.

<sup>3</sup>Serajewo.

Gesandte dort die Beschwerde dem Großherrn senden möge. Wohl verkündeten die Zeitungen, daß der Großherr einen Commissar schicken werde, um Abhilfe zu bringen, und daß derselbe vier Männer aus jedem Distrikt zu sich nach Tusla,<sup>1</sup> seiner Residenz, berufen werde, ihre Beschwerden zu hören, und die Christenheit Europa's glaubte ihren Brüdern geholfen zu haben. Aber als Azis Pascha nach Tusla gekommen war, und die Aeltesten der Distrikte berufen hatte, waren sie ihm ihrer zu viele und er schickte sie bis auf die Abgeordneten von vier Distrikten nach Hause, und wollte diese zwingen, die Zahlung des Drittels anzuerkennen mit ihrer Unterschrift. Und als sie sich weigerten, ließ er seinen Tschausch ihre Daumen nehmen, in die Dinte tauchen und als ihre Handzeichen unter sein Protokoll drücken. Dem Einen aber, der meinte, sie sollten ihm lieber den Daumen abhauen, als ihn zwingen das zu thun, den ließ er in Ketten werfen und nahm ihn mit nach Stambul, von dannen er bis heute nicht zurückgekehrt ist!«

»Man weiß in Petersburg, ja in Europa sehr gut,« sagte der Offizier, »was von den Versprechungen der Pforte zu halten ist, nur England will es nicht wissen, und häuft durch seine Intriguen in Syrien und die Unterstützung der Mörder von Damaskus neue Schmach auf seine Politik. Nun sagen Sie mir, hochwürdiger Herr, was ist die nähere Ursache des jetzigen Aufstandes der Rajah der Herzegowina und wie ist die Lage derselben? Das mit eigenen Augen zu prüfen ist meine Mission, und man hat mir gesagt, daß ich von Ihnen, dem Manne des Friedens, die ausführlichste Auskunft erhalten würde.«

Ein eigenthümliches Lächeln zog über das gefurchte Gesicht des Geistlichen bei dieser Provocation. »Sie wollen wissen, weshalb die Rajah der Herzegowina aufgestanden ist gegen den Pascha von Mostar mit Hilfe ihrer Brüder der Uskokken und der Männer der Tschernagora? Warten Sie, öffnen Sie Ihre Augen und Ohren, und Sie werden selbst sehen.«

»Unser Consul in Ragusa, Rath Petkowitsch, hat mir einen Wink gegeben, als ob französischer Einfluß in Montenegro thätig sei und den Rajah's Beistand leiste.«

»Und warum sollten wir die Hilfe von Frankreich nicht annehmen, da uns Rußland, unser natürlicher Schützer, im Stich ließ! Der Vladika von Montenegro, wenn er auch zunächst den ehrgeizigen Plänen zur Vergrößerung seines Landes folgt, ist doch unseres Glaubens und Stammes, und er hat genug tapferer Junak's, um sie uns zum Beistand zu senden. Was thut Oesterreich für uns? Sperrt es vielleicht den Hafen von Kleck gegen unsere Unterdrücker, die auf hundert Wegen Waffen und Krieger gegen unser armes Land herbeiziehen? Unsere einzige Hilfe sind unsere Berge, und wir segnen den Himmel dafür, daß er sie zu unserem Schutze so gewaltig und unzugänglich aufgebaut hat. Schlimm ist's für den Landmann, zur Flinte und zum Säbel greifen zu müssen, um das Haupt von Weib und Kind zu schützen und das Brot, das er baut, zu vertheidigen gegen den ruchlosen Räuber, dem Nichts heilig! Aber wenn er einmal die Waffe ergriffen für seinen heiligen Glauben, seine bescheidene Hütte und seine Familie, dann ist seine Hand auch stärker und gewaltiger als die Kanonen unserer Tyrannen. In unseren Bergen gilt noch der Mann und seine Tapferkeit, und obschon das feige und unbarmherzige Europa bereits wieder seine Noten sendet zum Beistand unserer Tyrannen, diesmal, bei der Panagia! ist die Geduld der Unterdrückten erschöpft, und nicht eher soll die Hand vom Säbel lassen und wieder zum Pflug und zur Hacke greifen, bis die

---

<sup>1</sup>Im nördlichen Bosnien.

türkische Tyrannei ein Ende hat in diesen Bergen und das Kreuz ungeschändet auf unseren Kirchen steht und die Christen zum Gebet rufen darf.<sup>1</sup>

Dies soll meine Antwort sein . . . « Er unterbrach sich, als er dem scharf auf ihn gerichteten Auge des Offiziers begegnete und sagte finster – »sie würde es sicher sein, wenn ich auch ein Mann der Waffen und nicht ein demüthiger Diener der Kirche wäre.«

»Was wollten Sie mit der Andeutung sagen, daß die europäischen Mächte die Feinde der Rajah unterstützten?«

»Weil die Boten der Consuln von Serajewo bereits unterwegs sind, die unseren Tapferen befehlen sollen, das belagerte Nikschitj<sup>2</sup> freizugeben, damit die Moslemen da drinnen nicht Hungers sterben! Heilige Panagia! Wann haben sich je die Consuln in Serajewo darum bekümmert, wenn der gepeinigte, beraubte, mit Füßen von seinem türkischen Herrn getretene Rajah Hungers starb?!«

»Also Nikschitj ist von den Aufständischen belagert und bedrängt?«

»Seit zwei Wochen vor dem heiligen Freitag, daß keine Ratte hinein kann ohne den Willen der Rajah! War nicht Ali Beg, der da drinnen kommandirt, ein noch schlimmerer Tyrann, als selbst der Pascha Mehemed, den wir – den sie bei Gaczko schlugen! Und ihn, den Schinder der Rajah's, sollen sie ungestraft entkommen lassen?«

»Wer kommandirt die Macht der Aufständischen?«

»*Luca Oukalowitsch*, der Held der Uskokon, der Held von Bilescze, und *Bukalovich*, der Adler der schwarzen Berge!«

Der russische Offizier sah den Mönch prüfend an. »Ich dünkte, ich hätte noch einen anderen Namen gehört?«

Der Abt wandte sich zur Seite. »Daß ich nicht wüßte! Wen meinst Du?«

»Den schwarzen Bären von Bosnien – unter diesem Namen scheint das Volk allein den Sieger von Gaczko zu kennen, vor dem selbst der Muschir in Mostar zittert – so sagte wenigstens die Zeitung und das Gerücht in Ragusa.«

»Die Zeitungsschreiber sind Lügner und das Gerücht übertreibt. Es hätte besser gethan, Ihnen von anderen Dingen zu erzählen. Was sagte man Ihnen von dem Kloster des heiligen Basilius?«

»Daß ich einen Waffenplatz der tapferen Krieger der Rajah auf diesen Bergen finden würde und mit ihren Führern leicht in Verbindung treten könne. Zu meinem Erstaunen, darf ich Ihnen sagen, fand ich keine Spur hier eines kriegerischen Lagers, kein Zeichen, daß auf diesem Berge der Sammelpunkt der Aufständischen sein soll – in der That, die ganze Umgebung entspricht der Stille Ihres Klosters und läßt annehmen, daß diese niemals von dem Lärmen der Waffen gestört ward.«

Wieder lächelte der Abt. »Haben Sie vergessen, daß die Woche des heiligen Osterfestes erst morgen zu Ende geht und mit ihm die Waffenruhe der Christen? Kein Bekenner des Kreuzes wird die heilige Woche entweihen, da sein Erlöser litt und erstanden ist, und gelte es sein Leben. Das wußten die Moslems wohl, als sie die friedlichen Dörfer der Christen überfielen und sie alle eingeäschert haben von Petrowsky bis Bayamsche,« daß kein Balken davon stehen geblieben, es sei denn ein Pfosten, an den sie Weiber und Greise genagelt gleich dem Gekreuzigten!«

<sup>1</sup>Den christlichen Gotteshäusern in der Türkei sind die Glocken verboten.

<sup>2</sup>Eine kleine türkische Festung an der Gränze von Montenegro.

»Unmöglich!«

»So gehen Sie hin und überzeugen Sie sich, und dann berichten Sie Ihrem Consul oder Gesandten, oder gar dem schwarzen Czar in Moskau von den Freveln, die Ihre eigenen Augen geschaut; denn noch steigt der Rauch der zerstörten Hütten zum Himmel auf, noch schwärmen die Wölfe der Gebirge um die unbegrabenen Leichen zwischen den Trümmern, die noch vor wenigen Tagen die Wohnstätten friedlicher geduldiger Menschen waren! noch jammert die Mutter um ihr grausam geschlachtetes Kind, – noch windet sich die entehrte Jungfrau auf dem Lager ihres wollüstigen Henkers und erwartet den Todesstreich, wenn seine Begierden gesättigt sind! – Sie sollen sie hören die Zeugen der verübten Gräuel, ehe der Mond, dessen bleiche Scheibe dort über den Bergen des schwarzen Landes emporsteigt, zum zweiten Mal sein Angesicht zeigt, wenn Sie im Kloster des heiligen Basilius verweilen wollen bis zur zweiten Sonne!«

»Und wer hat solche Schandthaten befohlen – der Muschir, der eigene Statthalter dieses Landes? Ismaël Pascha?«

»Er ist es, der die Baschi-Bozuks in dies unglückliche Land gerufen – siebentausend wilde Tscherkessen, Mohren und Albanesen, denen der Mord der Giaurs Befehl des Koran und die Plünderung das Gewerbe ist! Und wissen Sie, wen der Muschir an die Spitze dieser Henker gestellt hat? Den eigenen Sohn des unglücklichen Bosnien!«

»Einen Bosniaken?«

»Die Piesmen priesen einst seine Thaten und Pawel Tschurlo, der blinde Sänger von Nowi-Pasar, besang seinen Ruhm – dieser Arm focht an seiner Seite, der Christ neben dem Muselman, als es der Freiheit Bosniens galt, bis seine schwärzeste That uns trennte für ewig! – Es ist der Sohn Osmanns – der begnadigte Wusseïn, der einst selbst den Nizam schlug und die Gunst des Großherrn jetzt im Blute der Christen sucht – Wusseïn, einst der Drache von Bosnien – jetzt Pascha von Egri-Palanka!«

Der Erzähler stand auf – die innere Erregung schien den Greis nicht auf seinem Platze zu lassen – gewaltsam faßte er sich. »Es ist zu spät, Michael Gregorjewitsch« sagte er, »daß ich Sie heute noch in das Lager des Luca geleiten lassen kann. Ueberdies werden Sie nichts durch das Verweilen in unserem armen Kloster verlieren. Dort senkt sich die Sonne bereits zum Meere und die Hora ruft uns bald zum Gebet – Sie erlauben, daß ich Ihre Zelle zum Nachtlager bereiten lasse.«

Der russische Offizier widersprach nicht, schien vielmehr auf die angebotene Gastfreundschaft bereits gerechnet zu haben und eben wollte der Abt mit dem Zeichen des Segens ihn verlassen, als hastige Schritte den Pfad herankamen, der von der Pforte des Klosters zu dem Platz unter den mächtigen Kastanienbäumen führte.

Es war ein junger Mönch oder vielmehr ein Novize des Klosters; das bestaubte Gewand und erhitzte Gesicht, ja der schwankende ermüdete Schritt zeugten von einer langen anstrengenden Wanderschaft, die er gemacht hatte. Er näherte sich mit sichtlicher Ehrfurcht dem greisen Abt, kreuzte die Arme über der Brust und erwartete mit einer demüthigen Verneigung des Hauptes seine Anrede.

»Sei gegrüßt, mein Sohn Nicolaus, – ich sehe, Du hast das Leder Deiner Sandalen nicht geschont, um meinen Auftrag zu vollziehen. Wo hast Du das Lager der Ungläubigen gefunden?«

»Zehn Stunden von hier – in der Nähe von Ostavacz lagern die Feinde unseres Glaubens.«

»Und es ist Dir gelungen, Deine Botschaft auszurichten, ohne daß sie Dir Schlimmes gethan?«

»Ich gab wie Du befohlen einem ungläubigen Hirten des Gebirges Deinen Brief und sandte ihn zum Pascha, ihn wissen lassend, wo ich zu finden sei, wenn er eine Antwort zu ertheilen habe.«

»Was geschah?«

»Der Bote war noch keine Stunde in dem Lager der wilden Männer, als ich ihn von dem hohen Felsen, auf dem ich mich verborgen hatte, – bereit, wenn es nöthig, die Flucht zu ergreifen, – mit einem reich gekleideten Aga zu Pferde zurückkommen sah, indem er schon von ferne mit einem Zweige winkte zum Zeichen, daß für mich keine Gefahr zu fürchten sei. Ich trat aus meinem Versteck und der Aga spornte sein Roß, als er mich erblickte und hielt an meiner Seite.

»Bist Du der Bote, der den Brief gebracht hat an den Pascha der freien Albanesen?« frug er mich in türkischer Sprache.

Ich bin es, Herr!

»Bismillah – Du sollst mich begleiten – der Pascha will selbst mit Dir sprechen.«

Ich zögerte, aber der Aga lächelte verächtlich. Fürchte Nichts für Dein erbärmliches Leben – der Pascha hat mich zu Deinem Schutz gesandt.«

So ging ich denn auf Gott und den Schutz des heiligen Basilius vertrauend mit dem Aga durch das Lager der Arnauten. Oh, hochwürdiger Herr, es waren grimmige Gesichter, die mich finster anstarrten, und manche Hand griff bedrohlich nach meinem Gewande, aber der Aga bedrohte sie mit dem Zorn des Gebieters, und wo einer der Wilden zu dreist wurde, legte er bedeutsam die Hand an den Griff einer langen Pistole.«

»Erzähle, was Du im Lager sahst,« befahl der Abt, indem er sich an den russischen Offizier wandte. »Ich hatte den Auftrag, als Vermittler an unsere Feinde eine Botschaft zu senden wegen Auslösung eines Gefanagenen.«

Er wollte offenbar seinem Gast zeigen, daß der Bote, ohne vorher unterrichtet und beeinflußt zu sein, seine Erzählung von den verübten Gräueln bestätigen würde.

»Oh, hochwürdiger Herr, möge die heilige Panagia<sup>1</sup> geben, daß meine Augen niemals wieder solche Schrecknisse sehen mögen. Der Ort, wo ich hingeführt wurde, war ein verbranntes Dorf. Haufen von zerstörtem einfachen Geräth, wie es unsere Bauern in ihren Hütten führen, lagen umher, und an einer eingestürzten Wand lehnte die Leiche einer nur mit dem Rock bekleideten Frau, an die Brust einen Säugling gepreßt, der kläglich nach der gewohnten Nahrung schrie, während rohe Männer umherstanden und lachten; denn der wahre Quell des Lebens war längst erloschen von dem gewaltigen Hiebe, der die Schulter der Frau gespalten, und das hilflose Kind leckte nur an dem geronnenen Blut der Gemordeten, als sei es die Milch der Mutter. Wenige Schritte davon aber lag ein erschlagener Mann, wohl der Vater des verschmachtenden Kindes, und in der Nähe des Zeltens, zu dem der Aga mich führte, kauerte ein Haufen von Christenbrüdern, Männer, Greise, Weiber und Kinder, mit Stricken von Bast und den Niemen der Pferde gebunden, ihr Schicksal erwartend. »Sieh hin Christ,« sagte der stolze Aga zu mir, als er auf den Todten und die Gefesselten wies, »lerne, wie es Allen gehen wird, die es wagen, dem Willen des mächtigen Großherrn zu trotzen, und daß selbst

---

<sup>1</sup>Die heilige Jungfrau.

Dein Kleid Dich nicht schützen wird wenn Du ein Gleiches thust.« – Was ich sonst auf dem traurigen Wege noch sah – oh Herr . . . die Frauen und Mädchen . . .«

»Genug,« sagte der Abt – »trafst Du den Pascha?«

»Er saß mit einem andern Manne vor dem Zelt und ein Mohr füllte den Kopf seines langen Schibuks – aber er rauchte nicht, sondern saß in tiefen Gedanken, Deinen Brief in der Hand, und als ich näher kam, sprang er empor, obschon er ein alter Mann ist und sein Bart weiß wie der Schnee auf den Spitzen des Dormitor, während seine Augen funkeln, wie die des Löwen in den arabischen Wüsten funkeln sollen.«

»Erzähle mir weiter von seinem Aussehen,« befahl mit Eifer der Abt.

»Was kann ich Dir beschreiben, hochwürdiger Herr – es muß ein gewaltiger und furchtbarer Krieger gewesen sein, obgleich das Alter jetzt seinen hohen Wuchs gebeugt und sein Haar gebleicht hat. Ich habe nur ein Mal Aehnliches gesehen, wie ich aus Neugier verbotener Weise in der Ferne nach dem Bär von Bosnien gespäht, als er im Morgenrauen zu unserem Kloster kam: ein Vergehen, wofür Deine Weisheit mich mit schwerer Buße bestraft hat, weil Du es allen Brüdern verboten hast, danach zu schauen. ›Wer gab Dir den Brief?‹ fragte der Gewaltige. ›Der hochwürdige Abt Michael vom Kloster des heiligen Basilius am Berge Orjen,‹ sagte ich kühn und zeigte ihm den Ring, den Du hochwürdiger Herr mir befohlen hattest, nur ihm selbst zu geben. Seine Hand ballte sich, als er ihn nahm und das dunkle Antlitz wurde noch finsterer beim Betrachten des Kleinods. Dann zeigte er ihn dem Manne an seiner Seite, der wohl noch zehn Jahre älter sein mochte, als der Pascha selbst, und seine Stimme grollte wie der Donner im Frühjahr in den Felsenkesseln des Ubli. ›Schau her, Bundesbruder Widätsch, kennst Du das Zeichen?‹ – Der Greis nahm den Ring und betrachtete ihn mit boshafem Lächeln. Sein Antlitz voll tiefer Runzeln sieht so finster und grimmig aus, wie das eines alten Wolfes. ›Es ist der Ring, den Du thörichter Weise dem Christen gabst, als er Dich vor dem Verrath des Wemisch Aga rettete. War er nicht ein Rajah? that er mehr als seine Pflicht gegen seinen Grundherrn?‹ – Der Pascha wiegte den Kopf und sagte finster: ›Bei alledem, ich wünschte dennoch, ich hätte das eine Mal nicht auf Dich gehört! – Hier, nimm Deinen Lohn, Knabe,‹ sprach er zu mir und reichte mir den Ring und einen Beutel voll Geld, – er zog Beides aus der ledernen Tasche, die er um seine Schultern trug und bot es seinem Vorgesetzten, – ›und sage Dem, der Dich gesandt hat, wer es auch sein möge, Wusseïn Beg kenne die Furcht nicht und werde kommen, bevor er ihn und das Dach, das die Feinde des Großherrschaft schützt, vertilgt, wie jene Hütten dort und ihre Bewohn er. Geh! – Der Mann, der Dich her führte, wird Dich sicher begleiten bis Du aus dem Bereich der albanesischen Flinten bist!‹ – Ich konnte wohl bemerken, Hochwürdiger Herr, daß dieser Bescheid und Befehl nicht nach dem Sinne des finsternen Greises war, und er heftig auf den Pascha einredete, aber dieser gab dem Aga ein Zeichen, mich fortzuführen und so kam ich glücklich davon.«

Der Abt nahm den Ring, wies aber den Beutel mit dem Golde zurück. »Schütte ihn in den Gotteskasten,« befahl er, »damit es den Darbenden zu Gute kommt, denen es geraubt ist. Hast Du mir noch etwas zu berichten, mein Sohn Nicolaus?«

Der Novize machte das Zeichen der Bejahung – blickte aber scheu nach dem Fremden, der sich übrigens den Anschein gab, auf das Gespräch nur dann zu hören, wenn der Abt das Wort an ihn richtete. »Sprich ungescheut,« sagte dieser, »er ist ein Freund unseres Volkes und wir haben kein Geheimniß vor ihm.«

»Iwo der Blutige, den die Moslems einen Vampyr nennen, ist heimgekehrt. Er begegnete mir am Fuß des Felsens, der die Palanka seiner Mutter trägt, und hat mir dies Stäbchen für Dich gegeben.« Der Jüngling, denn ein solcher war der Novize noch, übergab dem Abt eine Weidenruthe, aus deren Rinde, wie der scharfe Blick des Offiziers bemerkte, eine Anzahl Ringe und allerlei Zeichen abgeschält waren. Der Abt zählte sie und nickte mit dem Haupt.

»Neun!« sagte er traurig – »neun Tage war er abwesend! Schäme Dich dessen, Knabe, was Du den thörichten Ungläubigen von dem kühnsten Krieger der Rajahs, dem Beschützer Deiner Jugend nachsagst, und sprich bei Deinem Nachtgebet zwei Mal Deinen Rosenkranz zur Buße. Jetzt geh, wasche Deine Füße und stärke Deinen jungen Leib; Deine Aufgabe ist noch nicht zu Ende – denn Deine Brüder haben in dieser Nacht wichtige Botschaft zu bringen – sage das dem Pater Carisius, und daß sie alle bis auf den Sakristan sich bereit machen sollen, noch an diesem Abend eine Wanderung anzutreten, je nach meinem Befehl.«

Der Novize küßte ehrerbietig die Hand des Abts. »Hochwürdiger Herr, Nicolaus kennt keine Ermüdung, wo es Deine Befehle und den Dienst der heiligen Kirche gilt. Ich werde im Augenblick wieder bereit sein.«

»Nein Knabe, der sterbliche Körper braucht seine Stärkung nach seinen Mühen, wie der unsterbliche Geist nach Sorgen und Kümernissen den Trost des Glaubens. Geh, und wenn die sinkende Sonne die Spitzen der Tannen auf jenem Hügel erreicht hat, dann sei bereit, diesen Fremden in die Palanka des Hirten, Deines Vaters, zu führen und Deine Schwester zu bitten, ihm die besten ihrer Piesmen zu singen. Der Abend ist Dein und erst wenn der Mond über den Dwornik steigt, brauchst Du ihn zum Kloster zurück zu führen. Der Pater Sakristan wird für ihn sorgen. Trage dieses Felleisen in das Refectorium.«

Er winkte dem Novizen zu gehen und wandte sich zu dem Offizier. »Halten Sie es nicht für ungastlich, Michael Gregorjewitsch, wenn ich Sie jetzt verlasse. Ich habe viele und wichtige Briefe zu schreiben auch im Interesse dessen, was Sie selbst zu schauen und zu prüfen wünschen. Wollen Sie sich in die Zelle begeben, die ich bereits für Sie einrichten ließ, so werde ich Sie führen.«

»Wenn Sie erlauben hochwürdiger Herr,« sagte verbindlich der Russe, »so ziehe ich es vor, auf diesem Platz mit der köstlichen Fernsicht in der frischen Luft zu bleiben, statt mich schon in die Mauern einer Klausen zu schließen. Geniren Sie sich um meinetwillen durchaus nicht, ich weiß als Soldat, wie wichtig oft die Zeit ist, und ich werde das Tageslicht noch benutzen, mich mit Hilfe dieser Karte in der Gegend und den Bergzügen, die man von hier übersehen kann, zu orientiren. Nur erlauben Sie mir die Frage, ob einer der Noten, die Sie aussenden wollen, ein Paar Zeilen von mir an einen Ort bringen kann, von wo sie Ragusa erreichen? Ich möchte eine kurze Bestimmung wegen meines Gepäcks unserem Consul zugehen lassen.«

»Schreiben Sie – es sind der Hirten genug zwischen hier und der Gränze, die gern den Weg zur Küste machen. – Sehen Sie den Thurm dort auf dem Felsen und dem Hintergrund der mächtigen Fichtenwand?«

Der Offizier orientirte sich leicht. »Ich sehe ihn!«

»Es ist die Palanka, wohin der Knabe Nicolaus Sie geleiten wird – Sie werden dort Interessanteres sehen und hören, als unser armes Kloster Ihnen diesen Abend bieten kann. Vor dreißig Jahren noch war es die feste Kula eines Begs des stolzen Stammes der Grahowen, eines der mächtigsten des Herzogowina, der selbst einer Stadt den Namen gegeben. Von jenen jetzt zerfallenen Mauern aus knechtete der Beg weitem das Land der Rajah, bis Ali-Aga von

Stolatz mit den Uskokon und den Kerstiti<sup>1</sup> den Thurm brach und sein letzter Herr am Thor von Serajewo fiel! – Ich werde Ihnen sogleich das Nöthige zum Schreiben senden!«

Der Offizier lehnte das ab, da er das Schreibgeräth in einer silbernen Büchse bei sich führte, und der Abt entfernte sich, nachdem er ihm die Hand gedrückt.

Es war ein prachtvoller Frühlingsabend und der russische Offizier, in tiefen Gedanken über die eigenthümlichen Verhältnisse des seltsamen halbwilden Landes, in welche ihn die Darstellung des Abtes eingeweiht, ließ seinen Blick über die mächtige Scenerie gleiten, welche in jenen warmen, in den nördlicheren Ländern Europas so gar nicht gekannten Farbendinten der untergehenden Sonne glühte.

Die slavischen Länder der Türkei sind ebenso reich an Naturschönheiten, als an werthvollen Naturerzeugnissen und lange noch nicht genug gewürdigt von der Civilisation und ihrer Spekulation. Vielleicht darf man das sogar ein Glück für sie und ihre Bewohner nennen, trotz der entsetzlichen Gräuel, welche der Fanatismus der rohen Tyrannen an ihnen verübt! Oder drückt die Knechtung durch das civilisirte Kapital weniger, als die brutale Habsucht des rohen Faustrechts? Machen die tausend und abertausend Gesetze, welche die Parlamente gegenwärtig einzig und allein zum Besten der Börse und der Advokaten erfinden, das Volk besser und klüger, als die einfachen Gebote der früheren Zeit aus Herkommen, Religion und den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft entstanden? Wird der Fleiß und die Arbeit des Bürgers und Landmanns jeht weniger durch die von der Börsenzeitung gepredigte Jobber-Moral eines Stroußbergs und Consorten, als früher durch die Faustherrschaft des Feudalismus ausgebeutet? – Knirschen die Zähne der tausend Betrogenen weniger gegen die schwelgenden Gründer, die mit einem frivolen Wucher- und Bankerottgesetz auf den ergaunerten Geldsäcken und Bankgerechtigkeiten prahlen, als sie gegen die schwere Hand des Frohnherrn knirschten? Uebt der jüdische Commis und Fabrikherr weniger das *jus primae noctis*, als der adliche Grundherr des ersten Mittelalters?

Vielleicht gingen ähnliche Gedanken durch den Kopf des Soldaten, der unter den Kastanien des rauhen pfadlosen Berghangs saß – vielleicht dachte er an den edlen Fürsten in der Heimath, der vor wenigen Wochen erst das große humane Werk der Aufhebung der Leibeigenschaft in seinem weiten Reiche durchgesetzt hatte, auf die Gefahr seines Lebens und seiner Krone, und dessen Befehl ihn jetzt hierher gesandt in dem Drange, auch hier den Unterdrückten und Mißhandelten freien Glauben und Menschenrechte zu verschaffen?! –

Es konnte der scharfen Beobachtungsgabe des Offiziers in seiner Unterhaltung mit dem Priester des geknechteten Glaubens und Volkes nicht entgangen sein, daß neben allen Klagen über die erduldeten Leiden, neben allem berechtigten Widerstand gegen die fanatischen Tyrannen seines Volkes, dem muselmännischen Adel Bosniens, doch ein gewisser Nationalstolz auf das Ritterthum des Landes, auf die trotzigen unbeugsamen Vorkämpfer seiner alten Rechte und Freiheiten lebte! War doch der Herr, der den Schweiß und das Blut des Rajah genommen, ein Sohn des Landes, wie er selbst, – fiel doch ein Strahl des Ruhms von den Thaten seiner Edlen zurück auf den Rajah – schmerzt doch selbst die Zwinggeißel des eingebornen

---

<sup>1</sup>Den Gekreuzten – dem Nizam – der das Säbelgehäng und den Riemen der Patrontasche gekreuzt über der Brust trägt. Kerstiti bedeutet im Bosnischen (Serbischen) auch ›getauft‹, daher riefen die altgläubigen Türken im Haß gegen die Neuerungen des Sultan Mahmud und seines Nachfolgers: Wir sollen uns taufen lassen? Was brauchen wir denn noch den Sultan? Der russische Czar oder der Kaiser in Wien werden bessere Taufzeugen sein, als ein Sohn Osman's!

Herrn weniger als die Zuchtruthe des Fremden! Weshalb opfert das Volk Blut und Gut williger für den Herrscher, zu dessen Stamm es aufgeschaut von seiner Kindheit an, als für den Eroberer, der sei es mit hundert Wohlthaten seine Liebe als Solddienst fordert?! Die Treue ist nicht ein Kind der Freiheit und des Verstandes – die Treue ist ein Kind des Gehorsams und der Gewohnheit – so in der Familie, so im Glauben und im Leben der Völker. Darum Sorge wer herrscht, daß seine Hand leicht sei auf dem, der gehorcht!

---

Der kurze Brief nach der Küstenstadt war längst geschrieben – und wieder ruhte das Auge des Mannes auf dem wilden rauhen Bilde um ihn her und er frug sich, wie vorhin – woher kommt und worauf beruht die Liebe zum Vaterlande? ist sie ein Kind der Civilisation – der höheren Bildung – der geistigen und politischen Fortschritte?

Gewiß nicht!

Eine leichte Hand legte sich auf den Arm des Offiziers und eine freundliche Stimme sagte demüthig neben ihm: »Wenn es Dir genehm ist, Gospodin, ich bin bereit, Dich zu führen.«

Es war der junge Novize Nikita, oder Nicolaus nach dem kirchlichen Namen; die Sonne hatte eben den Rand der Fichtenwand auf den unteren gegen das Meer hin gelegenen Waldhügel berührt.

Der Knabe reichte ihm die kurze Büchse, die an dem Stamme der Kastanie gelehnt, und die leichte Jagdtasche.

»Ah, ich erinnere mich, – Du sollst mich zu jenem Thurm führen, den Abend unter Deinen Landsleuten zuzubringen. Aber warum reichst Du mir das Gewehr – ist der Weg unsicher? Streifen die Türken bis hierher?«

»Nicht die Türken – aber die Wölfe! Seit die Krieger der Christen und des Islams in den Thälern kämpfen, sind die wilden Thiere in großer Zahl von den Höhen des Dormitor heruntergekommen, und nicht Alle fürchten sie, wie Iwo den Blutigen!«

»Wer – die Türken oder die Wölfe?« frug lächelnd der Offizier, die Büchse schulternd, die der Knabe mit großem Wohlgefallen betrachtet und in seiner Hand gewogen hatte.

»Beide – die Türken und die Wölfe – obschon es Unrecht ist, daß er sie beide gleich behandelt. – Gott hat alle Menschen erschaffen und sicher nicht dazu, daß sie sich morden sollen! – Ich weiß wohl« – der junge Novize sah mit einer gewissen Scheu, als könne er gehört werden, nach dem Kloster zurück – »ich weiß wohl, daß die Türken schlechte und grausame Menschen sind, und es ist vielleicht nicht unrecht, sie im ehrlichen Kampf zu erschießen – aber sie wie die Bestien der Wildniß zu tödten, wo und wie man ihnen begegnet, das scheint mir nicht recht! Meinst Du nicht auch Herr, der Du aus fremden Ländern kommst?«

»Gewiß!«

Der junge Novize hatte fragend zu ihm aufgesehen und schien durch die einfache Zustimmung großes Vertrauen zu ihm gewonnen zu haben. »Helene sagt dasselbe, und ich habe mich darum nicht gescheut, Iwo Vorwürfe zu machen, obschon er mich die Flinte zu brauchen gelehrt hat! – Es ist freilich ein großes Unglück, daß die arme Helene einem Moslem ihr Herz geschenkt hat!«

Der Offizier hatte nicht ohne Interesse dem plaudernden Knaben zugehört. Sie waren während dessen rüstig den Berg niedergestiegen und wanderten jetzt auf einem wilden Felsengrat

hin. Bosnien ist, obschon es in der neuesten Tagesgeschichte eine wesentliche Rolle zu spielen beginnt, außer dem inneren Albanien noch das wenigst bekannte Land der europäischen Türkei, und einige Worte über seine Natur dürften daher auch an dieser Stelle nicht ohne Interesse sein.

Bosnien und seine Nachbarlandschaften erscheinen von einem zum anderen Ende nur als ein Haufen wilder Gebirge, welche im Osten gegen Macedonien hin in die Riesenspitzen des Schardag, – des Scardus der Alten! – gegen Westen aber in das Kosaratz-Gebirge von Croatien und in die herzegowinaschen Höhen der Czernagora – den Orbelus der alten Geographen, auslaufen. Zahllose unbedeutendere Gebirgspässe ziehen sich außerdem von den griechischen Hauptgebirgen nach der Donau hin und dachen sich allmählig ab, haben jedoch immer noch, selbst in Serbien, mehrere mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Viele dieser Berge, in Bosnien sowohl als in Serbien, führen Namen, welche darauf hindeuten, daß daselbst ehemals Erz gewonnen wurde: so Srbnitza (Silbermine), Slatibor und Slatava (Goldminen), Rudnik und Maidan-Pek (Kupferminen), und Jeleznik (Eisenbergwerk). Die nomadischen Zigeuner aber sind die Einzigen, welche seit der Türkenherrschaft das Vorhandensein der edlen Metalle auszubeuten versuchen, wobei sie sich jedoch darauf beschränken, Schaaffelle durch die Flüsse und Bäche zu ziehen, um an der Woche den Goldsand zu sammeln.

Milosch, der Neubegründer Serbiens, durch den Mineralogen von Herder auf die Wichtigkeit dieser Erzlager aufmerksam gemacht, hatte allerdings bereits mit sächsischen Bergleuten Contracte geschlossen, um einen geregelten Betrieb des Bergbaues – nicht zum Besten des Landes, sondern allein zu seinem Privatvortheil zu beginnen, aber sein Sturz im Jahre 1839 verhinderte die Pläne des Geizhalses.<sup>1</sup> In den vierziger Jahren hat einer der Wessire Bosniens durch einen Deutschen, Dr. Schulz, die bedeutendsten Erzlager der Provinz nachweisen lassen, der stete, durch das Mißtrauen der Pforte veranlaßte Wechsel der Wessire und die ewigen Kämpfe und Unruhen der Christenverfolgung haben jedoch keine ernstlichen Anstrengungen zur Hebung der Schätze dieser Berge aufkommen lassen.

Bosnien ist reich an Flüssen, von denen aber die wenigsten schiffbar sind, woran ebenfalls die Unthätigkeit und Gleichgültigkeit der Regierung schuld ist, so daß hierdurch selbst der übergroße Holzreichthum der Berge dem Lande nur in sehr geringem Grade zum Nutzen gereicht. Der Hauptfluß ist die Drina, welche, von Süden nach Nordosten laufend, das Land in zwei lange Streifen theilt, bis sie unterhalb Zwornik die Gränze zwischen dem bosniakischen Gebiet und dem Fürstenthum Serbien bildet. Andere Flüsse sind der Lim und die Bosna, welche alle sich mit ihren unzähligen kleinen Gebirgswässern direkt oder mittelbar in die Save ergießen; nur die Narenta, der Hauptfluß der Herzegowina gewinnt das adriatische Meer. Alle diese Wasserläufe sind in tiefe Thäler eingezwängt; Ebenen haben diese Lande fast gar nicht aufzuweisen, denn was als solche bezeichnet wird, sind bloße Hochplateaus oder auf allen Seiten von Felsbergen eingeschlossene Kessel. Von dieser Art ist die sehr fruchtbare denkwürdige Fläche von Kossowo<sup>2</sup> – die Thermopylen Bosniens, wo stets die Schicksale des Landes entschieden und seine blutigsten Schlachten geschlagen wurden, so schon am 15. Juni 1389 die Schlacht zwischen Sultan Murad I. und dem serbischen Knees Lazar, die Beide

---

<sup>1</sup>Milosch war überaus habsüchtig.

<sup>2</sup>Amselfeld.

fielen, – die dreitägige Schlacht der Ungarn unter Hunyad gegen die Türken 1449 und in neuerer Zeit die vielfachen Kämpfe der Spahis.

In Bosnien ist die freie Thätigkeit der Natur noch durch keine Cultivirungsversuche in ihrer Wildheit und Großartigkeit gestört. Die Natur, die in diesen Einöden ungehindert ihre gewaltige Schöpferkraft entfaltet, zeigt uns bei jedem Schritt neue Schönheiten. In jenen unermeßlichen Wäldern, deren üppige Vegetation sich dreist mit der der amerikanischen Urwälder messen darf, kann man Tage lang dahintraben, ohne etwas Anderes, als die gewaltigen Urriesen, Felsen und brausende Gewässer zu gewahren, dort lernt man das freie Leben der slavischen Dichter und Krieger der Vorzeit würdigen. Mit seinem kärglichen Vorrath an Lebensmitteln schlägt der Reisende auf einer jener Hochebenen, die Gemeingut des Eingebornen wie des Fremdlings sind und keine andere Steuer zahlen als das Wild des Dickichts und das Holz zum Feuer, um jenes zu bereiten, sein Zelt auf; er läßt sein kleines bosniakisches Pferd in ungebundener Freiheit in den Bergen weiden, denn es ist gewohnt, sobald sein Herr pfeift, wie ein Hund herbeizuspringen. Die Natur hat die Körperbeschaffenheit dieser geduldigen Thiere so vollkommen den Einöden des Landes angepaßt, daß man sich fast nicht um ihre Fütterung zu kümmern hat. Den größten Theil des Jahres nehmen sie mit dem Grase vorlieb, das sie auf der Weide finden; es sind die Kameele der europäischen Türkei.

Dann wieder gelangt der Reisende an eine Brücke der primitivsten Art, die sich kühn über den Bergstrom oder den Abgrund dahinwölbt, – so schmal und mit so spitzen Steinen gepflastert, ohne Lehne und Anhalt, daß nur die einheimischen Pferde sie ohne Stolpern überschreiten können: vielleicht gar nur zwei Baumstämme, die von Rand zu Rand geworfen und kaum verbunden sind! Dann wieder, inmitten öder Stille, lichtet plötzlich sich der Wald und es erscheinen an dem dampfenden, schwälenden Weiler schwarze Karbunaris, die in Rauch gehüllt, die nie abgelegte Waffe an der Seite, Kohlen und Pottasche bereiten, womit Bosnien starken Handel treibt.

Und in diesen unendlichen Wäldern welch reges Thierleben für den Jäger! Sollen doch die öden Inseln der Sawe immer noch Gemeinden von kunstfertigen Bibern bergen. Gevögel aller Art besitzt das Land in Ueberfluß, das mittelalterliche Geschlecht der Jagdfalken hat in diesen Einöden sich fortgepflanzt und betreibt dort auf eigene Rechnung sein ritterliches Gewerbe. Hirsche, Luchse, Wölfe, Füchse, Rehe giebt es in Unzahl, Bären wurden noch vor zwanzig Jahren alljährlich in Hunderten erlegt, und haben noch wenig abgenommen. Neben der riesigen Eiche und der thurm hohen Fichte schießt der Nußbaum, die Eberesche, der Kastanienbaum überall von selbst empor, die Lianen, welche sich um Haselsträucher, Eschen, die weiße Birke und riesige Pappeln schlingen, bilden selbst in den breitesten Thälern oft einen undurchdringlichen Verhau. Freilich äußert dieser Waldsegen einen nachtheiligen Einfluß auf das Klima, das in Bosnien und besonders in Serbien rauher ist, als in anderen unter gleichen Breitegraden gelegenen Gegenden. Nur die Herzegowina erzeugt, weil sie trocken und weniger bewaldet ist, und durch die Bora, den reinigenden Wind, ein sehr gesundes warmes Klima hat, Wein, Orangen und Oliven, was sie gegen das Getraide Bosniens austauscht. Reis, Tabak und Melonen sind in Ueberfluß vorhanden, der Mais erreicht in den Thälern eine Höhe, daß zur Erntezeit ein Reiter sich zwischen seinen Schäften verbergen kann.

Stück um Stück der Herzegowina sucht ihr Nachbar und Glaubensgenosse, der Montenegriner jetzt seit Jahrzehnten auf der einen Seite an sich zu bringen, während der Serbe

seine Gränzen über die Drina und Moratscha hinaus zu erweitern sich müht, nachdem er den Türken aus seinen Vesten glücklich verdrängt hat.

---

»Wer ist die Helene, von der Du sprachst?«

»Meine Schwester, Gospodin, meine süße, schöne Schwester, obschon sie nur die Tochter eines armen Hirten ist. Aber Du wirst sie ja sehen, und gewiß, Du wirst mir dann beistimmen, daß sie verdiente die Tochter eines Woiwoden oder gar eine Prinzessin zu sein, wie ihrer so viele im Abendlande sind.«

»Und Deine Prinzessin von der Heerde,« frug der Offizier mit Laune – »was hütet doch Dein Vater?«

»Die bösen Eber des Klosters,« sagte der Knabe mit einem gewissen Stolz, ohne auf die Ironie der Frage zu achten, oder sie zu verstehen – »und es ist kein leichtes Amt, sie gegen die Wölfe und Bären im Winter zu vertheidigen, oder im Sommer ihnen zu wehren, daß sie sich in die Thäler verlaufen, und die Frucht- und Orangenbäume der Weingärten schädigen oder die Maisfelder verwüsten.«

»Deine schöne Schwester liebt also einen Muselmann – wahrscheinlich gegen den Willen Deiner Eltern?«

»Leider – den jungen Mir-Ali des Nizam des Pascha's von Mostar, er soll der Sohn eines Wessirs in Konstantinopel sein, und daß er sie mit Gewalt entführen wollte, das war es eben, was die Empörung der Rajah in unserem Lande jetzt zum Ausbruch brachte. Die Mutter meint freilich, wenn Osman Ali sie zum Weibe nehmen wolle nach dem Gebrauch der Moslems in Bosnien, wo die Männer nur eine Frau haben, wie die Christen, solle sie ihm in seinen Konak folgen und sein Weib sein; aber der Vater hat geschworen, sie eher zu tödten und schlug die Mutter und Helene. Dennoch würde sie den Zorn des Vaters nicht fürchten, – aber sie fürchtet die niemals fehlende Flinte Iwo's des Blutigen, der seine Kugel senden würde dem jungen Ali und säße er im innersten Gemach des Großherrn in Stambul!«

»So ist dieser Iwo, den Du schon zwei Mal genannt hast, wohl ein abgewiesener Liebhaber Deiner schönen Schwester, ein Rival jenes Obersten des Nizam?«

Der Knabe sah ihn erstaunt an und schüttelte traurig den Kopf. »Iwo,« sagte er – »liebt Niemanden, nicht einmal die Mutter, die ihn geboren, die Aermste. Er wacht allein über Helenen!«

»Er hat ihr also gesagt, daß er ihren Moslem tödten werde, wenn sie zu ihm zu fliehen wagte?«

Wieder schaute ihn der Knabe an. »Wo kommst Du her, Gospodin, daß Du nicht weißt, daß Iwo nicht also sprechen kann – er ist ja stumm! Aber wir Alle verstehen ihn sehr wohl, wenn ihm auch Gott und seine Mutter keine Sprache gegeben haben, wie anderen Leuten.«

»Aber wer ist eigentlich dieser Iwo – wo wohnt er?«

»Wo soll er wohnen, als in dem Thurm, wo er geboren ist, und den der Higuemenos ihm gegeben, daß er dort hause mit Petros meinem Vater und meiner Mutter seit seiner Geburt; – denn Du mußt wissen, Gospodin: Iwo der Blutige hat keinen Vater wie andere Söhne – er ist ein Sohn des Scheitan, und deshalb behaupten die Moslems, er sei kein lebendiger Mensch, sondern ein Wudkoklak, ein Vampyr!«

Der Knabe hatte sich schaudernd an seinen Begleiter gedrängt und blickte scheu umher bei seinen Worten. Der Aberglauben des Volks mischte sich trotz seiner christlichen und besseren Erziehung im Kloster der Basilianer-Mönche in seinem Gemüth offenbar mit seinen besseren Gefühlen von Anhänglichkeit, denn er sagte gleich darauf zu seinem Begleiter: »Aber es ist nicht wahr, Gospodin, wir wissen es besser, daß der Iwo ein lebendiger Mensch ist, wie wir und daß nur sein arger Haß gegen die Moslems ihn zu so schlimmen Thaten führt, die ihm den Namen des Blutigen verschafft haben. Er ist kein Vampyr, denn er nimmt nur das Blut der Moslems, nicht der Christen, seiner Freunde!«

»Er ist also ein Krieger oder ein freier Jäger nach Allem, was ich mir aus Deiner Erzählung zusammen reimen kann – vielleicht ein Mann, den die Türken verstümmelt haben, und der ihnen deshalb bitteren Haß nachträgt,« meinte der Offizier. »Nach Deiner Erzählung ist er ein gefährlicher Schütze und ich möchte wohl mit ihm, wenn ich länger im Kloster verweilen muß, eines Tages auf die Wolfsjagd gehen, denn ich bin ein leidenschaftlicher Jäger. Wie Du sagst, verstehst Du selbst, so jung wie Du bist und trotz Deines erwählten Standes eine Flinte zu handhaben?«

»Wer sollte das nicht in diesem armen Lande, Gospodin, wo die Mütter ihren Kindern die Waffe in die Wiege legen müssen, damit sie am Leben bleiben. Iwo selbst hat mich das Schießen gelehrt und ich treffe den Vogel im Fluge!«

Der Offizier lachte. »Nun das ist grade nichts so Ungewöhnliches. Ich habe mehr als einen Knaben gesehen, der die Rebhühner im Fluge schießt, wenn der Hund sie aufjagt, oder die wilden Enten und Schnepfen, wenn sie aus den Sümpfen aufsteigen.«

»Die Kugel Iwo's fehlt niemals. Der Blutige schießt nicht mit dem leichten Blei der Franken – und Tag und Nacht sind ihm gleich bei seinem Ziel; denn er hat das Auge des Adlers und der Eule und sieht in finsterner Nacht so scharf wie unter dem Licht der Sonne.«

»Nun Knabe, ich werde Deinen berühmten Schützen, der sich wahrscheinlich durch das Wegputzen einiger türkischen Vorposten seinen Ruhm erworben – ja wohl selbst zu sehen bekommen; denn dort ist, wenn der Feuerschein nicht trügt, die Palanka oder der Thurm, in dem er wohnen soll. Der Ruf besonderer Eigenschaften und Thaten scheint übrigens in Euerem Lande ziemlich leicht zu erlangen, und so wird es auch wohl mit dem Blutigen und dem Manne sein, den sie den Bären von Bosnien nennen, und der ein eben solcher Nachtvogel zu sein scheint wie Dein Blutiger? Denn im Unterland konnte mir Niemand seinen wirklichen Namen nennen und selbst der Abt schien ihn nicht zu kennen oder wich meiner Frage aus.«

»Wenn Du mich nicht verrathen willst, Fremder,« berichtete der Knabe, – »so will ich Dir wohl sagen, daß der Bär ein Freund ist des hochwürdigen Herrn und ihn besucht bei Nacht und bei Tag, obschon sie noch Niemand beisammen gesehen und der Higuemenos verboten hat, davon zu sprechen. Aber der Bär scheut das Licht der Sonne nicht und ist stets voran in den Schlachten der Rajahs. Petros mein Vater sagt: Michael, der schwarze Priester sei der Kopf der freien Rajahs von Bosnien und der Bär ihr Arm!«

»Es ist wie ich mir dachte,« – murmelte der Offizier, »dieser Klostermann steht in näherer Verbindung zu dem Aufstand, als er mir bisher zugestehen wollte. Doch er hieß mich warten und mir selbst ein Urtheil bilden, und das will ich. – Ist jenes Gemäuer, aus dessen Pforte der Feuerschein dringt, wie ich vermuthete in der That Deine Pulanka?«

Sie hatten schon mehrere Minuten vorher auf ihrem Wege den Schein des Feuers von der Höhe jener Klippe gesehen, wo der Thurm, den der Abt bezeichnet, stehen mußte, und zugleich den weithin schallenden Klang geschlagenen Eisens gehört. Jetzt, da sie den Abhang hinauf stiegen, sah der Offizier, daß Beides, das Licht und der Klang, von derselben Stelle herkam.

Es war, wie die meisten jener Felsenburgen der alten Geschlechter der Begs, manche noch aus langer Vorzeit der Türkenherrschaft stammend, ein massiver, viereckiger Thurm, dessen moos- und epheubedeckte Steinmauern selbst die Zerstörung feindlicher Hände nicht zu brechen vermocht hatte und an denen mehr nur die Jahrhunderte genagt und gelöst. Der Thurm hatte außer dem Erdgeschoß, aus dessen weit geöffneter Pforte, der anscheinend jeder Verschuß fehlte, das Licht kam, noch ein Stockwerk mit engen, mehr bloßen Schießscharten gleichenden Oeffnungen, und einzelne Stellen der krönenden Mauer des flachen Daches zeigten, daß diese crenelirt gewesen war gleich den Burgen des deutschen und italienischen Mittelalters. Jene Oeffnungen des oberen Stockwerks waren jedoch finster und deuteten an, daß sämtliche Bewohner des alten Gebäudes in dem unterm Raum um das Feuer versammelt sein mußten, was auch die dunklen Schatten bewiesen, die sich von der hellen Gluth des Feuers abhoben. Ein Schmied mußte nach den Bewegungen dort seinen gewaltigen Hammer schwingen, denn der Schlag auf dem sehr primitiven Ambos klang deutlich heraus und seltsamer Weise in einer Art von Takt und einer Melodie sich anschließend, die der Offizier sicher nicht hier zu hören erwartet hatte.

Es war nämlich ein deutsches Volks- und Handwerksburschenlied, das mit einer krähenden Fistelstimme dabei gesungen wurde, und in das die gewaltigen Hammerschläge des Schmiedes freilich nur hin und wieder passend einschlugen. Der Sänger sang nämlich mit ausgeprägt sächsischem Dialekt das altbekannte Wanderlied:

»In des Waldes tiefsten Gründen,  
In den Höhlen tief versteckt,  
Schläft der kühnste aller Räuber u. s. w.«

»Was zum Henker ist das?«

»Oh, das ist Gospodin *Herzlich*, der lustige Swabi,<sup>1</sup> er singt dem Vater zur Arbeit und schneidert dazu, um den Männern die Hosen und die blitzenden Toka's zu sticken; denn Du muß wissen Aga, der Vater versteht das Waffenschmieden wie die Bürger in den Städten, und hämmert den Pferden die Eisen und hämmert den Bauern ihre Hacken und Beile weit umher! Der Schneider kann der Lieder gar viele, aber wir verstehen sie nur nicht und der weise Higumenos, der wie alle Sprachen der Welt auch die Sprache der Swabi redet, sagt, es seien nur Schelmenlieder und kein einziges darunter zu Ehren der heiligen Panagia oder der großen Helden Bosniens, und drum hören wir die Piesmen der Schwester Helene lieber, als seinen Singsang. Aber still, da ist Iwo, um zu sehen, wer der Kula der Grahowen sich nähert; denn sein Ohr ist so scharf, daß er den Flug der Krähe hört, wenn sie in der Ferne zu den Schlachtfeldern zieht, wenn auch sein Mund stumm ist wie das Grab.«

In der That erschien in der Thür der riesige Schatten eines Mannes, und die Gestalt trat, die plumpe Büchse in der Hand, auf die Schwelle und lauschte hinaus in's Dunkels verschwand aber sofort wieder, als der junge Klosterschüler mit lauter Stimme rief: »Blutiger Iwo, es ist kein Wolf und kein Feind, es ist Nikita mit einer Botschaft von dem ehrwürdigen Higumenos,«

---

<sup>1</sup>Deutsche.

und an ihrer Stelle flog eine Mädchengestalt über die Schwelle und breitete beide Arme hinaus in die Nacht. »Die heilige Jungfrau segne Deinen Eintritt, Nicolaus mein Bruder,« sagte eine wohlklingende Stimme. »Mein Herz hat sich nach Dir gesehnt, wie das Reh nach der Quelle. – Aber wer ist es, der Dich begleitet – denn ich sehe einen fremden Mann bei Dir?«

Der Novize flog auf sie zu, küßte ihre Stirn und flüsterte ihr einige Worte zu, während er einige Augenblicke in den Schatten des Thurmes seinen Begleiter zurückließ, der denn auch die Zeit benutzte, einen prüfenden Blick auf die Umgebung zu werfen.

Der Thurm war von einer, mehr als das Hauptgebäude verfallenen Mauer aus Steinquadern umgeben, innerhalb deren noch ein dürftiges steinernes Wirthschaftsgebäude, ein im Freien errichteter Feuerheerd und zwei Schuppen oder Verschlage aus unbehauenen Baumstämmen standen, deren Inhalt das wilde Schnauben und Grunzen der Bewohner verrieth. Zwei jener gewaltigen Molosserhunde, deren Raçe gesuchter und kostbarer ist, als die der besten Neufoundländer und Doggen aus der berühmten Doggenzüchtung von *Leonberg*, waren bei der Annäherung der Wanderer lautlos herangekommen, hatten sich an ihren Füßen gerieben und sich wieder, als hätten sie Befreundete erkannt, auf ihren Posten, die Bewachung der ihrem Herrn anvertrauten Heerde, entfernt.

Einen wichtigeren interessanteren Anblick bot das Innere der Thurmhalle, deren größeren Theil der Offizier von der Stelle, an der er stand, bequem übersehen konnte.

Die Nationaltracht der ärmeren Bosniaken, Männer wie Frauen, ist weniger plump, als die der vornehmen und reichen, schließt sich aber doch in der Form derselben an.

An dem offenen Schmiedeherde, der im Winter offenbar zugleich die Küche und den Ofen der Familie bildete, stand auf einem gewaltigen Baumklotz auf Felsengrund der Ambos zu den Eisenarbeiten des Hausherrn, vor dem dieser, ein Mann von etwa fünfzig Jahren und finsternem gemeinem Gesicht, auf den mächtigen Hammer gestützt, lehnte ohne sonderliche Freude in den mißtrauischen unruhigen Augen über das Kommen seines Sohnes. Arme, Hals und Brust des Hirten und Schmiedes waren von dem kohlenbestaubten blousenartigen Hemd entblößt, seiner einzigen Bekleidung außer den türkischen weiten Beinkleidern, und zeigten unter Schmutz und Behaarung die gewaltige Muskulatur. Obschon er eben nur in der Beschäftigung seines Gewerbes begriffen war, steckte doch das breite, leicht gekrümmte Messer mit dem Griff von Horn in dem Ledergurt um seine Hüften.

Ihm gegenüber an der einen Seitenwand des Heerdes hockte sein Weib. Sie konnte noch keine vierzig Jahre zählen, und obschon Arbeit und Elend längst die Schönheit aus ihrem Antlitz beseitigt hatten, wie denn überhaupt die Frauen des Orients, wenn nicht etwa der Müßiggang und die Pflege des Harems ihnen zu Hilfe kommen, wo Arbeit und Mangel ihr Loos sind weit früher, als die Frauen des Occidents dem gänzlichen Verwelken anheim fallen – so bot dies abgehagerte Antlitz doch noch Spuren genug, daß es in seiner Jugend in ungewöhnlichem Grade all' die Reize gehabt haben müsse, welche die Männer schätzen, ja noch jetzt zeigte der antik klassische Schnitt ihrer Züge, daß sie von einer anderen Raçe, als der serbischen stammen mußte. Die Frau hielt den Schwengel eines Windfächers, mit dem sie die Gluth der Kohlen angefacht zur Arbeit ihres Mannes und hatte sich bei dem Ausruf ihrer Tochter empor gerichtet, um den Sohn zu empfangen. Ihre Kleidung nach der Landessitte : das panzerartige Mieder, der eng anschließende Rock und die bunte steife Schürze waren überaus ärmlich und unansehnlich, während die gleiche Tracht des Mädchens zwar auch sehr

bescheiden, aber doch ungleich zierlicher war, und ihr selbst jener Korallenschmuck nicht fehlte, den die Frauen und Mädchen der Herzegowina um den Hals und auf den halbentblößten Busen fallend tragen, während das einfach gescheitelte Haar ohne eine andere Zierde als einige Flitterblumen bleibt.

Auf der anderen Seite des Herdes kauerte nach türkischer und gewöhnlicher Schneidersitte mit gekreuzten Beinen eine überaus komische Erscheinung, ein Mann von kleiner hagerer Figur, dem die weiten türkischen Beinkleider, wenn er stand oder ging, offenbar bis über die Fersen fallen mußten, obschon er diesen Uebelstand vermöge seines Handwerks gewiß leicht hätte ändern können. Er schien indeß an der seltsamen Tracht ein gewisses eitles Wohlbehagen zu finden, und seltsam war sie in der That, denn er trug zu dieser ächt orientalischen Bekleidung seiner mageren unteren Extremitäten, einen sehr engen abgeschabten blauen Frack mit ehemals vergoldeten Knöpfen, dessen schmale Schwalbenschwänze rechts und links von seinem niederen Sitz, einem moosgestopften Sack, sich auf die Erde breiteten und zum Spiel zweier ganz junger Hunde dienten, deren Mutter, wahrscheinlich auch die Familienmutter der beiden großen Wächter draußen an der Schweinehürde, behaglich vor dem Feuer lag. Das Kostüm des unglücklichen, gewiß bereits in der Mitte der Dreißiger stehenden Schneiders, vervollständigte ein türkischer Fez mit großer Quaste und – vielleicht das seltsamste, gewiß aber das stolzeste Stück seiner Garderobe – eine alterthümliche kolossale Reiterpistole mit Radschloß und trombolenartiger Mündung, wie man sie vor mehr als zweihundert Jahren gebraucht, und die so groß und lang aus seinem, nach Landessitte um die hagere Taille geschlungenen Shawlgürtel hervorragte, daß er sich bei seiner Arbeit alle Augenblicke mit dem spitzen Kinn und der vom Slibowitza stark gerötheten Nase an den messingbeschlagenen Kolben stieß, ohne daß er Miene machte, sich der unbequemen und unnützen Waffe bei seiner friedlichen Arbeit zu entledigen.

Die interessanteste und von dem Auge des Offiziers gesuchte Persönlichkeit, war aber ein Mann von kolossalem Wuchs in der wilden Tracht der Krieger der schwarzen Berge, der auf der anderen Seite der Vertiefung um das Feuer saß und Kugeln goß. Er hatte offenbar nach dem kurzen Ausblick aus der Pforte sogleich wieder den früheren Platz eingenommen und fuhr in seiner Beschäftigung fort, ohne sich um die Ankommenden oder seine Umgebung zu kümmern, und nur von Zeit zu Zeit die mähenartig um seinen Kopf hängenden schwarzen in Zöpfe geflochtenen Haare aus der Stirn schüttelnd. Der Offizier konnte nur das Profil dieses Mannes sehen, der mit ihm im gleichen Alter zu stehen schien, aber dies Profil war überaus kühn und bedeutend geschnitten und paßte zu dem fast unbeweglichen finstern Ausdruck, den dicken, fast buschigen Brauen und dem lang an beiden Seiten des geschlossenen Mundes herabhängenden Schnurbart, jenem Schmuck der Männlichkeit, auf den die Serbenslaven so viel halten, und den die Tyrannei der muhamedanischen Spahis den christlichen Rajahs verboten hatte. Die lange albanesische Flinte lag im Bereich seiner Hand, ein breiter Yatagan steckte in seinem Gürtel.

Das mußte Iwo der Blutige sein, von dem der Knabe gesprochen hatte.

Dieser hatte jetzt dem fremden Offizier Platz gemacht und ihn ersucht, in die Wohnung seines Vaters einzutreten, dem er ihn als einen geehrten Gast des Abtes vorstellte, welcher ihn zu der Kula gesandt habe, um hier das Leben des Volkes zu schauen.

Petros, der Hirt, reichte dem Gaste die Hand. »Gesegnet sein Dein Eintritt, Brat,<sup>1</sup> aber wenig wirst Du finden in der Hütte der Armen, was Dein Auge erfreuen kann; denn der Moslem hat ihm Alles genommen bis auf das Leben. Ich habe Nichts, was ich Dir bieten kann zur Gastfreundschaft.«

»Ich bedarf Nichts,« sagte der Offizier, »als Deines guten Willens. Laß Dich nicht in Deiner Arbeit stören, denn ich weiß, daß die Zeit das einzige Gut des Armen ist. Es sind schlimme Zeiten in Eueren Bergen.«

Der Schneider hatte die kurze Zeit der Begrüßung des Hausherrn benutzt, um die Scherbe eines alten zerbrochenen Taschenspiegels aus seine Tasche zu ziehen und mit Hilfe derselben und eines alten Kammes seine Toilette geschwind etwas in Ordnung zu bringen. Obschon die Begrüßung in der Landessprache gesprochen war, hatte er doch genügend die letzten Worte verstanden, um sich sofort unangesprochen in die Unterredung zu mischen. »Heeren Se kutester Herr, da hat Sie der Himmel eene Wahrheit sagen lassen, wie's keene zweite mehr geben kann uf der Welt! Daß Sie nich von hier sein, kann man Sie uf eene Meile ansehen, es is bei Gott das erste anständige Gesichte, was ich wieder vor Augen bekommen habe, seit mich der Teufel geritten hat, mich in dieses Land zu verlieren! Heeren Sie, sein Sie vielleicht auch aus Taitschland, Sie sehen mir so anständig aus?«

»Ich bin ein Russe« sagte der Offizier lächelnd, »aber ich verstehe Ihre Sprache!«

»Herr Jeeses – was für ein Glück, ich hätt' mir des nich träumen lassen an diesem Abend, daß ich die keliebte Sprache von eenen antern Menschen hören würde, als von meinem eegnen Munde. Sie müssen wissen Kutester, wenn ich auch vielleicht aussehn thu wie een geborener Terke, ich bin aus Tresten, Anton *Herzlich* aus Tresten in Sachsen, Schneider meines Gewerbes und thu mir aufrichtig freuen, Ihre werte Pekaantschaft gemacht zu haben.« Damit stand der Schneider auf, nachdem er die Toka, an der er herumgeflickt, zur Seite gelegt, gab seinen Beinkleidern einen gewaltigen Ruck in die Höhe und reichte die andere Hand gemüthlich dem Offizier. »Um Vergebung, Sie sein wohl auch uf der Wanderschaft? welches Metier haben Sie tenn eejentlich?«

»Land und Leute zu sehen – ich reise zu meinem Vergnügen!«

»Herr Jees – was Se sagen! Und ta kommen Se terenhalb hierher? Weeß Kott – ich kann Se sagen, Verjnügen wern Se wenig hier finden thun, und ich wünschte meiner Seele, ich wär keen solches Rindvieh gewesen und hierher kegangen, weil se mir vorgeredt, in tem Nest in dem Serajewo fehlten die Schneiders und ma verdiente bei die Paschas Geld wie Heu. Nu bin ich Sie halt immer weiter kekommen und endlich hierher, weil mer Ener versichert, hier wär's nich weit von de österreische Gränze und nu haben se mer hier festgehalten, weil's mitten im Krieje is und lassen mer nich weiter bis ich alle die verflixten Röcke und Mäntel in Ordnung gebracht, was ä Zeig is wie der reene Filz, daß man sich die Finger derbei kaput stachelt, und eenen Fraß haben die Kerle, ich sage Ihnen en Fraß, for de Schweine zu schlecht. Vier Wochen sitz ich nu hier un noch nich een einziges Mal haben wir Kalbsbraten un Backpflaumen gesehen, obschon die Pflaumenbäume hier zu Hunderten wachsen. Aber sie wissen Nichts mit anzufangen, als daß sie Schnaps draus brennen, der zwar nich so übel is – aber sie trinken ihn halt alle alleene! Wenn ich nur wüßte, wo der nächste sächssche Gesandte wohnte, ich hätte mich längst in seinen Schutz gegeben, denn vor was haben wir Sachsen denn Beusten? –«

---

<sup>1</sup>Bruder.

Ein dröhnender Schlag auf den Ambos unterbrach den Redner, der erschrocken zusammenfuhr, als er sah, daß der wilde Krieger dies Zeichen gegeben und ihm einen drohenden Blick zuwarf. »Herr Jeess,« sagte er schüchtern – »nu verbieten se Eenem sogar das Reden und ich hätt' mer doch so gern noch een Paar Stunden mit Ihnen von dem geliebten Taittschland unterhalten. Ich sage Ihnen, Herre, traun Sie nur dem Kerle nich – er is der reene Abällino!«

Damit war er zu seinem Sitz zurückgeschlichen, sein Groll auf die Verwendung der Pflaumenbäume in diesem Lande schien aber keineswegs so groß, als er kund gegeben; denn er schielte überaus lüstern nach der großen schwarzen Flasche, die Nikita während dem aus seiner Tasche als Gabe des Abts geholt und dem Vater gereicht hatte, der sie ohne Weiteres an den Mund und erst nach einem langen Zuge wieder absetzte und dem wilden Krieger reichte.

Bei dem unwilligen Schlage desselben auf den Ambos, zu dem er sich halb erhoben, hatte der Offizier zum ersten Mal den vollen Anblick seines Gesichts gehabt und er konnte sich eines gewissen Grauens nicht erwehren, als er die Farbe desselben sah. Trotz des rothen Scheins, welchen die reichlich genährte Flamme des Heerdes auf alle Gegenstände und Personen umher warf, – bewahrte dies Gesicht eine fast bleifarbene, blutlose Blässe, aus welcher die großen schwarzen Augen um so unheimlicher funkelten. Diese Augen hatten sich jetzt auf ihn gerichtet, und er winkte den Novizen zu sich, der unterdessen, einige andere Dinge, Orangen, Salz und dergleichen, die er für Mutter und Schwester mitgebracht hatte, an diese vertheilte. Selbst den armen Schneider hatte er gutherzig nicht vergessen und brachte ihm Zwirn, Nadeln und Seidenband, steckte ihm dabei auch ein Fläschchen dunkelfarbigem Wein zu, das der Sachse mit größter Schnelligkeit in die Taschen seines unförmlichen Beinkleides verschwinden ließ.

Als der Knabe sich zu dem Krieger der wilden Berge gesetzt, fand ein rascher Austausch von Zeichen statt, worauf Nicolaus sich zu dem Offizier wandte. »Iwo ist stumm, Gospodin, wie ich Dir bereits sagte, Gott und die Heiligen haben ihm schon vor seiner Geburt die Sprache versagt. Aber er vermag leicht durch den Mund Anderer zu sprechen, und er fragt: woher Deine Schritte kommen?«

»Sage ihm, daß ich ein Moskow sey!«

»Er dachte es sich, und deshalb redet er mit Dir, was er selten genug mit Solchen thut, die er nicht seit Jahren kennt. Er will wissen, ob Du ein Krieger des großen Czaren bist?«

Der Offizier öffnete statt der Antwort seinen Rock und zeigte auf der inneren Seite des Gilets sein Georgenkreuz. »Sage ihm, daß ich es mir bei Sebastopol gegen die Franken und die Moslems verdiente,« sprach er.

Der Knabe wiederholte rasch die Mittheilung in seinen Zeichen und der stumme Krieger, der bei dem Anblick des Kreuzes den Kopf geneigt, erhob sich jetzt und streckte die Hand dem Fremden entgegen.

Jetzt, als er aufgerichtet stand in seiner vollen Größe konnte der russische Offizier erst die gewaltige Gestalt in ihren kräftigen und doch schönen Verhältnissen gebührend würdigen. Der wilde Krieger war weit über sechs Fuß hoch, seine Schultern, über denen statt der Strouka, des zottelhaarigen Mantels der Czernagorzen, ein schweres Wolfsfell hing, waren breit, die Hüften unter dem rothen Ledergurt, der die weiße, Hals und Brust offen lassende Wollenblouse zusammenhielt, zeigten jene schmale Bildung, welche bei breiter Brust und Schultern einen hohen Grad von physischer Kraft zu verrathen pfllegt. Die Füße zeigten sich

mit jenen leichten zierlichen Sandalen bekleidet, welche die Bewohner der schwarzen Berge tragen. Auf dem dunklen, in Zöpfen um das Gesicht fallenden Haar saß die halb turban- halb fezartige Kopfbedeckung.

»Iwo,« sagte der Knabe »heißt Dich willkommen Aga« – er gab ihm jetzt die kriegerische Bezeichnung, – »und verheißt Dein Freund zu sein, so lange Du in diesen Bergen weilst. Er bittet Dich, die geringe Gastfreundschaft anzunehmen, die er und seine Mutter Dir bieten können, und fragt, ob Du sie hier annehmen, oder ihm in seine Wohnung folgen willst?« Er deutete dabei auf eine leiterartige Treppe, die in einem Winkel des Raums offenbar nach dem oberen Geschoß des Thurmes führte.

»Sage Deinem Freunde,« antwortete der Russe, »daß ich wünschte, hier im Kreise Deiner Familie zu verweilen, daß ich es aber für eine Ehre halten würde, die Mutter eines tapferen Kriegers zu begrüßen, wenn dieselbe zugegen sein sollte.«

Dieser Wunsch schien ein allgemeines verlegenes Schweigen hervorzurufen, dessen Bedeutung sich der Offizier nicht zu enträthseln wußte, da ihm bereits bekannt war, daß in Bosnien selbst die Weiber der meisten Moslems eine weit größere Freiheit genießen, als sonst die Frauen im Orient. Der niedere Rajah zögert zwar keinen Augenblick, sein Weib zu mißhandeln und sie muß am untern Ende seines Tisches sitzen und die niedrigsten und schwersten Arbeiten vollziehen, dagegen gehen selbst die Türkinnen in vielen Gegenden unverschleiert, der Moslem hat wie der Christ nur *eine* Frau, und in den höheren Berggegenden, in den unzugänglichen Kolonien der Geächteten, der Haiduken und Uskoken nimmt die Frau fast eine abendländische Stellung ein und ist die treue Gefährtin des Mannes. Ihr Umgang mit andern Männern ist ohne Zwang, aber Ehebruch, der übrigens nur sehr selten vorkommt, wird unnachsichtlich an beiden Schuldigen mit dem grausamsten Tode bestraft, den bei der Frau selbst die Verzeihung des beleidigten Gatten nicht abwenden könnte. In der Liebe zu den Jungfrauen herrscht oft ein romantischer Geist, wie in den gerühmtesten Zeiten des Mittelalters.

Die Verwunderung des Offiziers über das zögernde Schweigen der Familie war daher wohlgerichtet und wurde noch vermehrt durch das Benehmen des Schneiders, der hinter dem Rücken des wilden Kriegers allerlei bedeutsame Kapriolen machte und hinter der vor den Mund gehaltenen Hand mit gedämpfter Stimme flüsterte: »Seltsame Jeschichte, Landsmann! Läßt sich nicht gern in Jesellschaft sehen!«

Um so mehr war der Offizier erstaunt, als er jetzt sah, daß der blutige Iwo zwei Mal die Hände zusammenschlug, während er finster die Brauen zusammenzog, und auf dieses Zeichen sofort eine für diese Umgebung reich gekleidete Frau die einfache Treppe in die Halle herunterstieg. Sie trug zwar die unbehilfliche Tracht der Bosniakinnen, aber jedes Stück ihres Anzugs war von werthvollen Stoffen, und selbst blitzendes Geschmeide am Hals und an den eigenthümlichen Verzierungen des Mieders fehlte nicht. Obgleich ein schwarzer Halbschleier zum Theil ihr Gesicht verhüllte, konnte der Offizier, als der Bosniak jetzt seiner Mutter entgegen ging, ihren Arm faßte und sie mit einer gewissen Ehrerbietung in den Lichtkreis des Herdes geleitete, deutlich erkennen, daß sie in der Jugend von hoher Schönheit gewesen sein mußte. Jetzt war sie eine Frau von etwa fünfzig Jahren, obschon das fast weiße Haar sie einige Jahre älter erscheinen ließ. Die Farbe ihrer Haut war so weiß, wie sie die Europäerinnen des Nordens zeigen; das Auge, das dunkle ihres Sohnes, hatte einen etwas wirren

verzweifelten Ausdruck, so daß der Offizier anfangs sich zu dem Glauben neigte, er habe eine jener Geisteskranken vor sich, denen die Orientalen so große Nachsicht und Sorge zeigen, aber bald hatte er sich aus dem andern Gebahren überzeugt, daß es nur die Gewohnheit eines schweren geistigen Leidens sein mußte, und für diese Erklärung sprachen auch die hagern Wangen und die tiefen Züge um die oft zuckenden Mundwinkel.

Die Tochter des Hirten hatte eilig ein großes Wolfsfell herbeigebracht, deren, wie der Offizier bemerkt hatte, eine große Zahl, mit Bärenfellen und verschiedenen alterthümlichen Waffen untermischt, die Wände des Thurmes schmückte oder zu Sitzen und Lagerstätten diente, während ein besonderer Abschlag von Bohlen wahrscheinlich die Kammer der Frauen bezeichnete. Helene und ihr Bruder bereiteten aus dem Wolfsfelle einen Sitz an dem Feuer und geleiteten die Frau dahin, wobei der Offizier wieder die Bemerkung machte, daß auch beide Geschwister nur ihren Arm berührten. Dann nahm der junge Novize wieder das Amt des Dolmetschers auf.

»Die Mutter Iwo's,« sagte er, »heißt gleichfalls den Moskow willkommen, sie hat gehört, daß er ein Feind der Osmanli ist und gegen sie gekriegt hat.«

Der Offizier verbeugte sich gegen die Frau. »Spricht sie nicht Deine oder eine andere Sprache?«

»Sie redet gar nicht, wir wissen nicht einmal, welchen Stammes die Unglückliche ist – die Türken haben ihr, ehe Iwo ihr Sohn geboren wurde, das Glied, das Gott den Menschen giebt, um sein Lob zu preisen, an der Wurzel verstümmelt.«

»Allmächtiger Himmel – die Zunge ist der Aermsten ausgeschnitten! Unglückliche Frau!« und er streckte theilnehmend die Hand gegen sie aus.

Ein unartikulierter Gurgellaut kam aus dem halbgeöffneten Munde der Frau – zugleich hob sie beide Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel des Hemdes, wie sie die Bosniakinnen und Bulgarinnen tragen, zurück über den Ellenbogen fielen. Wohl mochte der Offizier noch einmal in den Ruf: »Allmächtiger Gott – welcher Frevel!« ausbrechen: – die Arme waren gleichfalls verstümmelt, beide Hände von den Gelenken getrennt.

»Jetzt Aga,« sagte traurig der Knabe, »weißt Du, weshalb der tapfere Iwo stumm geboren ist, und weshalb seine Mutter nicht sagen noch schreiben kann, welches Stammes sie ist und woher sie gekommen. Gott allein weiß es und Michael der weise Higumenos.«

Der Offizier empfand, daß er hier vor einem furchtbaren Geheimniß stand, und daß der greise Abt des Klosters auf dem Berge ihn nicht ohne Absicht hierher gesandt hatte, als er nach den Verhältnissen und Leiden der Rajahbevölkerung Bosniens bei ihm forschte.

»Und woher glaubst Du, daß der geistliche Herr die Herkunft dieser unglücklichen Frau kennt?«

»Wir wissen es nicht, aber wir denken es; denn es sind fünfundzwanzig Jahre, daß der Higumenos das Kloster des heiligen Basilius bewohnt, wohin er vom Berge Athos kam. Damals war Petros, mein Vater, schon ein Hirt in den Thälern und sein Vater hauste in diesem Thurm, der dem Kloster gehört, und die Frau ohne Zunge und Hände war noch jung, nährte ihr Kind, das die Mutter von Petros an ihre Brust legte, wenn es trinken wollte. Meine Mutter aber war eine Waise, deren Eltern die Moslems erschlagen hatten, und welche ein Mann aus Bosnien Jener anvertraut hatte, daß die arme Hirtin sie groß ziehen möchte. Es war im Jahre, als Reschid, der Wessir des Großherrn von Stambul, die Begs tödtete auf dem Felde von

Kossowo und der *Zmaï od Bosna*<sup>1</sup> zu den Swabi jenseits der großen Donau entwich, nachdem die Rajah acht Pferde ihm unter dem Leibe getödtet hatten. Meine Schwester Helene soll Dir die Piesme singen von *Wusseïn* dem Drachen, wenn Du sie zu hören wünschtest.«

»Gewiß, ich bitte Deine Schwester darum, Knabe. Aber fahre fort in Deiner Erzählung, wenn es Dein Vater und dieser Krieger Dir erlauben.«

Iwo, an den die letzten Worte eigentlich gerichtet waren, war wieder in sein düsteres Hinstarren versunken und mit dem Beschneiden der vorhin gegossenen Kugeln beschäftigt. Da er kein Zeichen des Verbots machte, fuhr der Klosterschüler fort: »Als meine Mutter, Sophia, aufgehört hatte, ein Kind zu sein, hat der Higumenos, der damals Diakon war im Kloster am Berge, sie meinem Vater zum Weibe gegeben, denn sein Wort galt Alles in der Kula der Grahoven, und meine Mutter hat mir erzählt, daß wenn er zur Kula kam, er zu der stummen Frau draußen im Walde und in einer Sprache, die sie selbst nicht verstand redete, und daß die Frau, die wir Magdalena nennen, Alles that, was er befahl, und Iwo ihren Sohn zu ihm in's Kloster sandte, wo er von dem Abt mancherlei Dinge lernte, selbst die Flinte führen und den Säbel schwingen; denn der Higumenos, Aga, versteht alle Dinge und ist selbst geschickt in den Waffen. Aber Iwo ist fast stets in den Bergen und Wäldern und schon seit vielen Jahren, als ich noch ein Kind war, ein Schrecken der Türken geworden, um seine Mutter in deren Blute zu rächen, nach der Sitte der Blutrache seiner Freunde, der Männer der schwarzen Berge. Er kommt nur selten zum Kloster und nur, wenn es der Abt ihm befiehlt, und noch seltener betritt der Higumenos diese Kula, seit Iwo ein Mann geworden, der für seine Mutter sorgen kann; aber wenn ich im Thurm gewesen, läßt er sich sorgsam von ihr erzählen, und deshalb glauben wir Alle, daß er von ihrem Unglück und ihrer Jugend mehr weiß, als ein Anderer.«

Die Frauen hatten während des Gesprächs der Männer, die jetzt sämmtlich rauchend um den Heerd sahen, ihrerseits nach Kräften geschafft, um sie zu bewirthen. Freilich waren es nur die einfachen Landesspeisen, aber der Schneider verfehlte nicht, sich behaglich den hageren Leib zu streichen, als er bemerkte, daß zu Ehren der Fremden die Kulia, die einfache Suppe von Buchwaizen-Mehl durch Schmalz zum Kuwalion erhoben wurde, und die Pisa's oder Tanka's, die kleinen in der Asche gebackenen Brote durch eine neue Flasche Slibowitza, welche der Knabe auf einen Wink des Hausherrn aus dem oberen Stockwerk holte, angefeuchtet werden sollten.

»Heeren Se, wissen Se Kutester,« sagte er entschlossen zu dem Offizier, »ich habe Vertrauen zu Sie und Sie werden eenen redlichen Landsmann nich im Stiche lassen. Der Teifel soll meine arme Schneiderseele holen, wenn ich in diesem Hundeloch hier noch eenen einzigsten Stich nähen thu. Mein Freind, der Nikita hier hat mer neilich schon gesagt, daß der Harr Abt, der heilige Mann – wissen Se, ich gehöre auch zur Schloßkerche in Tresten, – daß er will den frommen Mönchen neue Kutten machen lassen. Ich hab in Oesterreich uf der Wanderschaft eh mich der Teifel geritten hat, in die Terkei zu wandern, in eenem Kloster gearbeitet. Jeßes Marie, kutester Harr, was hat es da für schönen Wein und gute Fastenspeise gegeben, ich wäre fer mein Leben gerne auch e Mönch geworden, wenn nur die Weibslente nich wären. Se kennen doch das schöne Lied, was immer die Leipziger Studenten singen,« und er stimmte sofort das bekannte Trinklied an

»Der Papst lebt härrlich in der Welt,  
Es fehlt ihm nie an baarem Geld«

---

<sup>1</sup>Drache von Bosnien.

unterbrach sich aber alsbald wieder, als der Klosterschüler ihn mit schelmischer Drohung auf den Krieger wies, und und fuhr dagegen in seiner Rede fort: »Ja was ich Sie sagen wollte, ich werd Ihnen lieber das Vergnügen machen und mit Sie in das Kloster gehn, vielleicht daß mer wo eene Jelegenhait findet, über die Jränze zu entwischen, eh sie mir hier weiter verkoofen, wie een Stück Vieh, das von eener Hand in die andere geht. Das viele Schießen, was man hier heeren muß, macht Eenen ganz nervös!«

»Wenn Sie keine Verpflichtung hier haben,« sagte mitleidig der Offizier, »so habe ich Nichts dawider, daß Sie uns begleiten und werde gern ein gutes Wort bei dem Abt einlegen, daß er Sie nach der Boccha, nach Ragusa oder Cattaro bringen läßt, das Sie in einer Tagereise erreichen können.«

»Heeren Se bestes Härrchen,« sagte seinen Vorthail verfolgend der Schneider, »könnt ich mer nich Sie anschließen, denn Se werden doch ooch nicht in tem schaißlichen Lande bleiben, vollends bei die Kriegszeiten. So eene Revolution is kar zu schlimm – sehen Se bestes Härrchen, ich kann Sie versichern, denn ich habe die Revolution in Tresten miterlebt, die von Wagnern und tem Tschirner und der Schröder Devrient, und ich kann Sie sagen, man wird kanz desperat tabei. In Jesellschaft reist sich's immer am Schönsten!«

»Es geht nicht – denn ich gehe weiter in's Innere des Landes, nach Serbien. – Doch, und das ist wohl die Hauptsache, sind Sie mit Geld versehen, um eine Ueberfahrt nach Triest zu bezahlen?«

Herr Anton Herzlich machte ein ziemlich klägliches Gesicht und kratzte sich hinter den Ohren. »Ich kann grade nich sagen, daß mein Portmonnaie eene zu dicke Taille hat – wissen Sie, ich habe meist vor te Kost arbeiten müssen, denn tie Zeiten sind erbärmlich, aber ich habe noch nie jehört, taß der liebe Herrgott eenen sächsischen Schneider hat verhungern lassen. Vor was wär denn das Fechten – nur nich so, wie 's die Kerle hier zu Lande meenen, dazu bin ich zu kitzlich.«

Der Offizier hatte seine Börse gezogen und reichte ihm zwei Goldstücke. »Da wir, wie Sie sagen, Landsleute sind, und ein Landsmann doch den anderen in der Fremde nicht sitzen lassen darf!« Er entzog sich den enthusiastischen Dankesbezeigungen des ehrlichen Dresdners mit der Bitte an die hübsche Schwester seines Begleiters, ihm doch eine der berühmten Piesmen der bosnischen Haiduken zu singen, und das Mädchen, das mit Wohlgefallen von ihrem bescheidenen Platz aus die freundliche Handlung des Offiziers an dem armen Schneider gesehen, war sogleich bereit dazu und holte aus einem Winkel die Gusla, die plumpe slawische, mit zehn Saiten von Pferdehaaren bespannte Gitarre. Dann kauerte sie sich außerhalb des Kreises der Männer am Feuer nieder und begann, mit den Fingern die über den Resonanzboden von feiner Thierhaut gespannten Saiten zu einigen melancholischen Akkorden schlagend, den berühmten Gesang, dem selbst der wilde Haiduk mit Aufmerksamkeit zuhorchte.

Also lautet die Piesme von Mladen und seinen Söhnen:

»Drei ganze Tage hält Christitsch Mladen mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen in der Höhle aus, von den Panduren des Wessirs umringt. So oft sie einen Ausweg suchen, sind hundert Flinten auf sie gerichtet; sie haben keinen Trunk, als etwas abgestandenes Wasser, das in den Felsenritzen sich gesammelt; der Durst verzehrt sie, daß ihre Zunge schwillt und schwarz wird. Nach Ablauf dreier Tage ruft die erschöpfte Mutter der Haiduken: »Kinder! Gott erbarme sich

Eurer und räche Euch an Euren Feinden!« und sie giebt den Geist auf. Christitsch schaut mit trockenem Auge den Leichnam an, aber die Söhne vergießen Thränen, so oft der Vater wegsieht. Die Sonne des vierten Tages vertrocknet den letzten Tropfen Wasser in dem Felsen. Da ergreift den älteren von Christitsch Söhnen der Wahnsinn; er zieht den Yatagan und seine Augen, funkelnd, wie die des hungrigen Wolfes, sind auf der Mutter Leiche geheftet. Sein jüngerer Bruder, als er schauernd dies gewahrte, durchbohrt sich den Arm mit dem Dolch und spricht: ›Lösche Deinen Durst mit meinem Blute und frevle nicht! Hat der Hunger uns Alle verzehrt, dann werden unsere Manen das Herz unserer Feinde zernagen!« Da erhebt sich Christitsch und ruft: ›Auf Ihr Kinder! Besser durch die Kugel sterben, als durch Hunger!« Gleich Löwen stürzen sie hervor aus der Höhle, jeder erhält zehn Kugeln in die Brust, doch jeder hat, bevor er fällt, zehn Feinde getödtet, und selbst noch ihre abgeschnittenen Köpfe flößten den Panduren, die triumphirend sie von dannen trugen, Schrecken ein, daß sie kaum sie anzublinzeln wagten, so gefürchtet waren Mladen<sup>1</sup> und seine Söhne.«

»Das soll nu ä Lied sein, das a Christenmensch versteht,« meinte der Schneider neidisch, als er die Aufmerksamkeit sah, mit der Alle dem Sange des Mädchens gelauscht hatten. »Jemine – ich bin nu nein Monate schon im Lande, aber die Leute haben noch immer nicht unser schönes Taitsch verstehn gelernt.« Der Novize wandte sich auf einen ungeduldigen Wink des Haiduken zu der Schwester. »Iwo wünscht das Lied vom Helden Wusseïn zu hören, wie er die Junaks aufrief zum Kampf gegen den Nizam,« sagte er; – »singe es seinem und unserem Gast, Helene!« Gehorsam ließ das Mädchen ihre Finger über die einfachen Saiten rauschen und begann den neuen Heldengesang des blinden christlichen Sängers Pawel Tschurlo von Nowi-Pasar:

»Gütiger Gott, Alles, was Du thust, ist wohlgethan! Wie Deine Sonne den Osten erleuchtet und ihre Strahlen bis gen Westen sendet, so überschaute der Czar von Stambul, als er die Augen öffnete, die Erde und sah Alles, was sich darauf begab; und da er die Frevel der Janitscharen gewahrte, trat er entrüstet ihren Odschak nieder, schwang seinen Säbel gegen die zuchtlosen Banden und ließ innerhalb sechs Tagen ihrer 60,000 niederhauen. Darauf erließ er in alle Länder ein Gebot und ordnete den Nizam an. Viele Völker gehorchten von Stambul bis Pristina, der Heimath Pletikosa Pawel, und nach Wutschitern, das den heldenmüthigen Wänd gebar. Nur zwei mächtige Vasallen in Albanien und Bosnien sträubten sich, der eine: *Mustapha*, ein Sproß von Obren-Beg, Haupt des Stammes der Butschali, der andere Hauptmann *Wusseïn* vom Stamme der Wuk Brankowitsch, der bei Kossowo das serbische Reich verrieth.

Trotzend dem Czar und seinem Gebote, schwor Wusseïn, daß sollte selbst des Himmels Blitz ihn niederschmettern, er nimmer sich dem Nizam fügen werde. Gleichen Sinnes war der Wessir von Skadar, er drang in seinen Freund Wusseïn, daß er die vierzig Capitanis und die zwölf Groß-Wojwoden von Bosnien in's Feld rief. Und es versammelte der feurige Wusseïn seine Agas und alle Hauptleute in

---

<sup>1</sup>Die Mladen sind noch eine der reichbegütertesten Familien Bosniens. Außer ihnen blühen in der Herzegowina meist in unzugänglichen Flußthälern oder Ebenen die Moratschi, die Piwen, Grahowen, Nikschitsch, Popowi, die Taren, Bratonojitsch, Drobmaks und Andere.

dem grünen Thale am Fuße seiner Feste Gradaschatz. Sie lagern sich in weitem Kreise auf der Wiese und Wusseïn läßt ihnen Wein und Raki spenden. So zechen die Helden und, den Becher in der Hand, plaudern sie vom Zustand der Nahien, von den steilen Bergfesten, von ihren trefflichen blinkenden Waffen, von ihren Rennern und von den Junaks; erzählten einander von ihren jüngsten Thaten, wie viele Köpfe sie den Montenegrinern entrissen, und was sie sonst von den Uskokken erbeutet.

Da erhebt sich Wusseïn und redet also: ›Wohlan, Ihr Führer, eine neue Beute will ich Euch zeigen, die wahrlich Eures Muthes würdig ist. Im Namen Allah's und in unseres Volkes Namen, laßt uns den Nizam niedermachen!‹ Lautlos und verlegen senken die vierzig Capitani die Augen, als sännen sie über die Wunderkraft, welche die Gartenfrucht und den Busen des Weibes reift. Nur drei kühne Männer zagten nicht: das waren der Pascha Widaitsch, der Beg Philippowitsch und Hauptmann Nowin von der weißen Burg Nowino. Frei und offen blickten sie zum Hauptmann auf und redeten, den Becher in der Hand: ›Wusseïn, Du Bosniens Schwert, wir schwören bei unserem Eigenthum und bei den heiligen Fasten des Ramazan, so lange unser Haupt auf unseren Schultern festsetzt, wollen wir nimmer in den Nizam treten!‹ Ob dieser Rede jauchzet Wusseïn freudig auf, erfaßt die Hand der Helden und küßt nach Junaks Sitte ihre Augen.

Darauf sich wohl bewußt, daß er der Drache Bosniens, greift Wusseïn zur Feder und schreibt, aufs Knie gestützt, dem alten Gazi Memisch: ›Statthalter Srbrniks, Du greiser Hüter unserer Gränzen! steig' auf Dein weißes Roß, ruf Deinen Fahnenträger Bekir und eile zu uns an der Spitze Deiner Schaaren, denn den Nizam wollen wir vernichten und mit Allahs Hilfe den reinen Koran wieder auferwecken.‹ Solche Kunde war dem Greise so erwünscht, daß er darob am ganzen Leibe zitterte. ›Werther Bekir,‹ sprach er zu dem Fähndrich, ›laß wehen unser Banner, pflanz' es oben auf dem Hügel und laß die Lärmkanone donnern, auf daß die Helden alle zu uns eilen und mit uns ziehen gegen den Nizam.‹ Der Fähndrich gehorchte, pflanzte das große Banner auf die Anhöhe und löste die Kanone, und siehe die Ebene ward bedeckt mit feurigen Kriegern und durch Staubwolken, die ihr Fuß aufrührte, blitzten demantreiche Turbans und glänzende Panzer.

Bald war im ganzen Bosnien von Nowi-Pasar bis gen Mostar kein Türkenfreund, sei's Kadi, Aga oder Hauptmann, mehr zu finden. Solch' frohe Kunde erscholl bis an die Gränze, und es jubelten darob die tapfern Hüter!«

»Und tas nennen se hier Poesie!« meinte Herr Herzlich mit verächtlichem Achselzucken. Nich en Mal den allerkleinsten Reim – ich wette drauf, se kennen Schillern un Jöthen nich en Mal tem Namen nach, Schillern draußen vor Blasewitz mit der seeligen Gustel, Theeklan's ihren Abschied ›Muß ich ewig morgen von Dich scheiden!‹ und so weiter, – aber wo in aller Welt is denn unser Vampirigter geblieben?«

Erst jetzt bemerkte der Offizier, daß der stumme Haiduk den Thurm verlassen hatte. Er erinnerte sich jetzt, ihn während des Gesanges gesehen zu haben, wie er auf ein leises Knurren des alten Molosserhundes diesem beruhigend die Hand auf den Kopf gedrückt und den eigenen horchend nach der offenen Pforte gewendet hatte. Dann hatte der Haiduk sich leise

erhoben und als sich der Offizier nach ihm umsah, bemerkte er, daß mit dem wilden Krieger auch seine albanesische Flinte fehlte.

»Es wird ein Wolf in der Nähe streichen,« meinte der Klosterschüler, »und wir werden bald den Knall seiner Flinte hören, mit dem Iwo uns den Rückweg zum Kloster säubert. Wenn es Dir genehm, Aga, wird es ohnehin bald Zeit zum Aufbruch sein, denn der Mond steigt über die Berge.«

Der russische Offizier hatte sich erhoben und war zu dem Mädchen getreten, dem er in freundlichen wohlthuenden Worten ohne Schmeichelei für das die ganze wilde Poesie dieses Volkes athmende Lied dankte. Er wollte sie nicht durch ein Geldgeschenk beschämen, das ihr doch wahrscheinlich der rohe Vater, dessen habgierige verdächtige Blicke auf das Gold des Schneiders er wohl bemerkt hatte, bald wieder abgenommen haben würde, und da er sich erinnerte, in seiner Jagdtasche einige für solche Gaben in Rom gekaufte Korallen-Kreuze und Jettatura's bei sich zu haben, schenkte er ihr ein solches, wofür das Mädchen ihm dankbar die Hand küßte. »Mögest Du glücklich sein Aga der Moskowiten,« flüsterte das Mädchen, »glücklich in Liebe und Ruhm auf allen Deinen Wegen. Helene, das arme Bosniaken-Mädchen, wird des fremden Kriegers gedenken, der ein Herz hat für die Armen, und für Dich beten!«

Damit zog sie sich bescheiden zurück zu den beiden Frauen, die den Schmuck bewunderten, und der Offizier befahl dem Schneider sich fertig zu machen, wenn er sie zum Kloster begleiten wollte, was, wie er betonte, jetzt wohl für ihn das Beste sein würde.

Der ehrliche Sachse bedurfte übrigens sehr weniger Vorbereitungen zur Fortsetzung seiner Wanderschaft. Sie waren weit eher beendet, als der Klosterschüler von den Seinen Abschied und allerlei Aufträge in Empfang genommen, denn sie bestanden nur in dem Hervorholen eines ledernen, sehr desolaten und magern Felleisens, eines alten Regenschirms und in der Befestigung seiner für den Marsch höchst unpraktischen Unaussprechbaren durch Heraufziehen unter den Gürtel. Dann untersuchte der Schneider mit großer Ostentation seine Riesepistole, ließ sich von Petros frisches Pulver für die Pfanne geben und schien einen großen Kampf mit sich zu bestehen, ob er etwa seinen armen Wirthen eines der beiden zum Geschenk erhaltenen Goldstücke zurücklassen sollte. Da er aber bedachte, daß er ja für die meisten seiner Arbeiten keine Bezahlung erhalten hatte und eine Abrechnung für die Kosten des Winteraufenthalts außer Frage stand, er auch zu bemerken glaubte, daß sein großmüthiger Gönner dem finstern Hirten irgend Etwas in die Hand schob, als er sie ihm zum Abschied schüttelte – überdies die Erinnerung ihm das Gewissen drückte, daß seine Füße in ein Paar ihm nicht gehöriger Schuhe in der dunklen Ecke geschlüpft wären, erklärte er sich eiligst zum Abmarsch bereit. Ein eigenthümliches Gefühl erregte dem Offizier sein Scheiden von der unglücklichen Frau, für deren Schicksal seine freilich mit einer gewissen Neugier verbundene Theilnahme geweckt worden war. Indeß die Frau selbst erleichterte ihm die Sache durch die Theilnahmlosigkeit, welche sie für alle Vorgänge innerhalb der Kula zeigte; sie stand von dem großen Hunde begleitet unter dem Eingang und schien nur für die nächtliche Wanderung ihres Sohnes Interesse zu haben. Plötzlich in dem Augenblick, als, von dem jetzt wieder Demüthigen und alle Heiligen für das Wohl des Fremden anrufenden Hirten begleitet sie eben im Begriff waren, die Schwelle zu überschreiten, sah der Russe die Unglückliche zusammenzucken, während der Hund ein wildes Geheul ausstieß und gleich darauf auch zu ihrem weniger geübten Gehör der von dem Echo getragene Knall eines fernen Schutzes drang.

»Das ist Iwo's Flinte,« sagte der Novize, indem er neben der Frau vorüber mit kurzem Gruß an Mutter und Schwester in's Freie sprang. »Kommt geschwind o Herr – seine Kugel hat den herunterstreichenden Wolf getödtet, den Boros gewittert. Der Offizier hatte bei dem Ruf zufällig den Blick auf das von einem Lichtstrahl des Heerdfeuers erhellte Antlitz der verstümmelten Frau geworfen – und er sah eine wahrhaft dämonische Freude darüber zucken, während sie wie frohlockend die händelosen Arme in die Höhe warf, – und mit besondern Gedanken verließ er den Thurm.

Es war eine prächtige Mondnacht, wie sie in dieser Klarheit eben nur die südlichen Länder unseres Erdtheils zeigen. Die glänzende Scheibe stieg über die wilden Bergwände der Czer-nagora in voller Klarheit empor und goß ihr weißes geisterhaftes Licht über Fels und Thal. Jeder hat wohl schon empfunden, einen wie seltsamen schatten- und gespensterhaften Eindruck die nächtliche Wanderung oder Fahrt bei hellem Mondschein macht, wie die Phantasie an allen Ecken und Enden seltsame drohende Gestalten erscheinen läßt, und die Reflexe des blassen Lichts die unheimlichsten Gebilde schaffen.

Sie hatten mehr als eine Stunde zu marschiren, um das Kloster zu erreichen, da der kaum erkennbare Pfad durch Schluchten und über Höhen ging und namentlich am Berge ziemlich steil emporstieg. Die ersten Minuten hatten Nicolaus und der Schneider munter geplaudert und Vermuthungen über die Stelle aufgestellt, wo der Haiduk wohl das Raubthier geschossen haben mußte, aber sie hatten Nichts von dem Schützen bemerkt, und nach und nach war das Gespräch in's Stocken gerathen, der Eindruck der wilden Szene und der einsamen Wanderung übte seinen Einfluß. So waren sie fast bereits an den Fuß des Berges gekommen, an dessen Gipfel in der Höhe auf einem Plateau das Kloster sich lehnte, und überschritten eben einen der niederen Hügel, als der Schneider einen Satz that, der ihn mehr in die Nähe des Offiziers brachte, zu dessen Schutz er großes Vertrauen zu haben schien.

Zitternd faßte er seinen Arm und deutete mit dem großen Wanderstab nach dem vor ihnen liegenden Grunde.

»Alle Heiligen des Himmels, gnädiger Herr, sehen Sie nich – wahrhaftig, da ist es!«

»Was?«

»Was anders als das Gespenst – der blutdürstige Vampyr! Der heilige Anton, mein Schutzpatron möge uns beschützen!« und er fing eifrig an sich zu bekreuzen und ein wahrscheinlich seit seiner Jugend vergessenes Stoßgebet zu sagen.

Auch der Novize war stehn geblieben und schlug das Kreuz über Stirn und Brust.

»Unsinn, Mann!« Aber selbst der Offizier fühlte ein leichtes Grauen, und er war doch gewiß ein Mann ohne Furcht und Vorurtheil, als er in der angedeuteten Richtung nach dem Grunde schaute, etwas zur Linken von dem Wege, den sie nehmen mußten. Das Mondlicht beleuchtete hell und klar den ganzen Grund, obschon an manchen Stellen aus den Gräsern und dem Boden ein leichter Nebel emporstieg und sich etwa zwei Fuß hoch über das Erdreich erhob und wie ein darüber gebreiteter Schleier lag. An einem Platz zwischen Steinen und Büschen bewegte sich langsam eine dunkle Gestalt im engen Kreise, sich zuweilen niederbeugend und in dem niedern Nebel am Boden verschwindend, und ihre Contouren, wenn auch schattenhaft und in der Entfernung undeutlich, waren doch unzweifelhaft zu erkennen, so daß eine Sinnen-Täuschung unmöglich statthaben konnte.

»Es ist der Vampyr – sehen Sie nicht den Kulo, den Todtenreigen, den er um sein Opfer zieht, wie man mir erzählt hat, daß es die Sitte der höllischen Gespenster ist, Herr,« flüsterte ängstlich der Schneider.

»Es ist ein Mann – wir wollen ihn anrufen!«

»Bei Ihrem Leben nicht, Harre, lassen Sie uns lieber umkehren!«

»Es ist Iwo!« sagte der Klosterschüler, und er erhob seine Stimme und rief laut den Namen des Haiduken.

Aber alsbald, statt ein Zeichen der Antwort zu geben, verschwand die unheimliche Gestalt, als hätte der dampfende Boden sie verschlungen und Nichts bewegte sich mehr, als die leise wallende niedere Nebelschicht.

»Laßt uns nachsehen, wo der Mensch oder das Wesen hingekommen,« erklärte der Offizier. »Es kann unmöglich der Mann aus dem Thurm gewesen sein, Nicolaus, sonst würde er Deine Stimme erkannt haben.«

Vergebens versuchte der Sachse den Offizier zurückzuhalten, der den gespannten Karabiner schußfertig im Arm den Hügel hinabstieg und seine Schritte der deutlich sichtbaren Steingruppe zuwandte, in deren Nähe sie von oben her die Erscheinung beobachtet hatten. Selbst Nicolaus, trotz seiner Erziehung im Kloster, konnte dem abergläubischen Vorurtheil seiner Nation sich nicht ganz entziehen und folgte nur zögernd seinem Begleiter. Da aber Beide um keinen Preis allein zurückgeblieben wären, mußten sie sich fügen und suchten sich so nahe als möglich bei ihm zu halten.

Der Russe mußte jetzt die Stelle erreicht haben, wo die Gestalt ihr räthselhaftes Wesen getrieben, blickte umher und rief in serbischer Sprache, ob Jemand hier verborgen sei, aber nur der Nachtwind, der durch die Felsen und Büsche strich, antwortete mit seinem leichten Rauschen. Ein stärkerer Hauch begann überdies den leichten Nebel zu vertreiben, – heller und klarer drang das Mondlicht bis auf den nackten Felsboden. Plötzlich that der Schneider einen mächtigen Sprung rückwärts. »Barmherziger Gott, erbarme Dich unser – da liegt er.« Auch der Knabe that einen Schrei.

Der Offizier erkannte sogleich die Ursache. Kaum zwei Schritte vor ihm lag lang ausgestreckt auf der Erde die regungslose Gestalt eines Mannes, und die jetzt deutlich sichtbare Blutlache um ihn und der dunkelrothe Streifen, der von seiner Brust herabtropfte zum Felsen ließ keinen Zweifel, daß der Mann erst kürzlich die tödtliche Kugel erhalten haben mußte. Einen Moment glaubte der Offizier, es sei der Haiduk, der vor ihm lag, aber ein zweiter Blick überzeugte ihn, daß dem nicht so war.

Wer also hatte ihn aus dem Hinterhalt erschossen, oder war ein Kampf hier vorgefallen?

Der Todte trug die reiche albanesische Tracht, – er gehörte also offenbar zu den Baschibozuks, die der Befehl des Wessirs in das unglückliche Land gerufen zur Besiegung der christlichen Rajahs.

Ueberdies fand diese Annahme sofort ihre Bestätigung, durch den Klosterzögling: »Heiliger Sanct Basilius, das ist der Aga, der mich gestern zu dem Pascha und zurück aus dem Lager der wilden Arnauten geleitete – ich erkenne ihn deutlich wieder, obschon er ein todter Mann ist. Iwo, der Blutige, hat ihn getödtet – sein Zeichen ist auf der Stirn des Moslems.«

»Entsetzlich!«

In der That, während die Türken der grausamen Gewohnheit folgten, den erschlagenen Feinden den Kopf abzuschneiden, hatte sich der finstere Haiduk begnügt, mit der Spitze des

Yatagan ein griechisches Kreuz auf die Stirn des Todten einzuschneiden. Das Zeichen mußte bekannt sein, denn der Offizier hörte den Knaben murmeln: »Wenn sie ihn finden, werden sie wissen, welche Hand dies gethan und die Kula unserer Mutter wird nicht länger sicher sein vor der Rache der Osmanli.« Der Schneider aber drängte sich zitternd an seinen Beschützer: »Ach Harre, lassen Sie uns nicht länger weilen an dem schrecklichen Ort. Können Sie noch länger zweifeln, daß er ein Vampyr ist? Haben wir nicht alle Drei gesehen, wie er sich immer niedergebeugt hat, um dem armen Manne das letzte Blut aus den Adern zu saugen?«

Der Major war sehr ernst geworden. »Aber was sollen wir mit dem Todten machen?«

»Was können wir thun, als ihn liegen lassen und uns so schnell davonmachen als möglich! Wenn es erst Mitternacht ist, wo die Gespenster aus den Gräbern kriechen, wird er schon von selber aufstehn und als Wehrwolf durch die Thäler heulen, so gewiß ich ein Schneider bin. In Ungarn haben sie mir's erzählt, daß die Türken, die ohne Beichte und Absolution sterben, es immer so machen.«

Der Klosterschüler, seitdem er sich überzeugt, daß hier nur von einem menschlichen Feinde die Rede gewesen, hatte jetzt wieder Muth gefunden. »Ich fürchte, wenn die Wölfe erst Witterung bekommen, wird bald ein schönes Rudel beisammen sein und morgen wenig von dem Aga des Paschas übrig sein. Aber was meinst Du Herr, sollen wir nicht seine Waffen mit uns nehmen, die Flinte und die Pistole? Du siehst, daß seine Hand hingefaßt hatte, er ist also im Kampf gefallen. Unser Volk ist arm, und wir haben der Waffen nicht so viele.«

Der Offizier bedachte sich einige Augenblicke. »Nein,« entschied er dann, – »es ist besser, wir vermeiden Alles, was den Anschein einer Plünderung haben könnte. Uebrigens muß ich sagen, daß mir die Sache nicht sonderlich gefällt. Wenn es wirklich der Mann ist, den Du auf Deiner Sendung in das Lager der Baschi-Bozuku getroffen haben willst, so muß er Deinen Schritten gefolgt sein. Jedenfalls muß der Abt sofort von dem Ereigniß und der verdächtigen Spionage in Kenntniß gesetzt werden und deshalb wird es gut sein, wir setzen sogleich unseren Weg fort.«

Der ehrliche Schneider, als er den guten Muth seiner Gefährten sah, hätte jetzt vielleicht Nichts gegen eine kleine Durchsuchung der Taschen des Todten einzuwenden gehabt, aber er mußte sich eilig in Trab setzen, wenn er nicht allein bei diesem zurückbleiben wollte, und obschon er bereits in den wilden Scenen, in welche ihn sein Unstern geführt hatte, angefangen, eine ziemlich orientalische Ansicht über Menschenleben sich anzueignen, hätte er doch um alle Schätze der Welt nicht bei einer Leiche zurückbleiben mögen, die in der nächsten Stunde schon als Vampyr seine Halsadern für eine gute Mahlzeit ansehen konnte, und er beeilte sich daher, seine Begleiter einzuholen, ohne den Kopf auch nur einmal noch nach dem Opfer der blutigen That zurückzuwenden, ja er fühlte sich in den nächsten zehn Minuten ihres Marsches nicht einmal recht sicher, ob nicht, trotz der Gesellschaft, der Erschlagene ihm etwa unversehens auf den Rücken hocken und das blasse Albanesergesicht mit dem langen schwarzen Schnurbart und den weit geöffneten starren Augen neben seiner eigenen Visage sich vorstrecken oder mit den scharfen Zähnen nach gewissen Arterien suchen würde. Kurz, er war, trotz der Kühle des Abends ganz in Schweiß gebadet, als die kleine Gesellschaft nach einem starken halbstündigen Steigen endlich den Platz unter den mächtigen Kastanienbäumen vor der Klosterpforte erreichte und der Novize die Glocke zog, um Einlaß zu fordern.

Zu einigem Befremden des Offiziers, öffnete statt des gewöhnlichen Pfortners, der greise Sacristan die Pforte, verschloß und verriegelte sie dann sorgfältig wieder und erklärte auf das

Verlangen des Offiziers, sofort zum Abt geführt zu werden, daß der Abt sich abgeschlossen und für Niemand mehr vor dem andern Morgen zu sprechen sei, ja als der Offizier dem alten Mann, der offenbar das volle Vertrauen des Higumenos besaß, mittheilte, was geschehen sei und er ihn auf die Gefahr des so nahen Herumschweifens der Feinde aufmerksam machte, deutete der Sakristan ihm an, daß der Abt bereits auf anderem Wege von der Sache unterrichtet sei und den Befehl gegeben habe, morgen in aller Früh den Körper zu beseitigen. Dann erbot sich der Sakristan, ihn selbst nach seiner Schlafzelle zu führen, da alle Brüder das Kloster in Aufträgen des Higumenos verlassen hatten, und sie also die einzigen Bewohner desselben seien. Er möge also der gewiß ihm sehr nöthigen Ruhe pflegen. Dem Schneider versprach der Sakristan einstweilen, bis zur Entscheidung seines Vorgesetzten, neben der Zelle des jungen Novizen ein Nachtlager anzuweisen, und so konnte der Offizier denn nichts weiter thun, als sich dem Vorschlage des alten Mönchs zu fügen, von seinen beiden Gefährten Abschied zu nehmen und seinem Führer zu folgen.

Das Kloster bildete ein Rechteck um einen inneren Hof und stammte offenbar aus früheren Jahrhunderten, in denen das Christenthum hier Boden gefaßt. Der Bau war zwar nur zum Theil massiv aus roh behauenen Felsblöcken und in den andern Theil aus gewaltigen Baumstämmen, aber offenbar lag schon bei seiner Gründung die

Absicht vor, ihn zu einer Art von Schutz und Veste, nicht allein für die inwohnenden Mönche selbst, sondern auch für die christlichen unbeschützten Familien der Umgegend zu machen. Dem entsprechend waren die kleinen Fenster auf der Außenseite vertheilt, und es dürfte wohl grobes Geschütz dazu gehört haben, den Bau zu erobern, wenn er von waffengeübter Hand vertheidigt war und nicht andere Zufälle hinzutraten. Und in der That hatte das Kloster nicht allein in den zahllosen Aufständen der Christen und Moslems der Herzegowina gar manchem Angriff siegreich getrotzt, sondern seinen alten Ruf der Unbezwinglichkeit auch bei den wiederholten Einfällen der Montenegriner auf das bosnische Gebiet bewährt.

Der Sakristan führte den Offizier eine Treppe hinauf zu dem ersten und einzigen Stockwerk, durch zwei oder drei winklige Gänge und öffnete ihm dann die Thür einer massiv großen Zelle. Ein einfaches Lager war hier bereitet, denn der Bosnier verschmäht alle weichliche Bequemlichkeit, und selbst der Reiche sucht seine Nachtruhe auf hartem Boden oder, sobald es nur die Jahreszeit erlaubt, sogar im Freien, allein mit dem zottigen Mantel oder dem Pelz eines erlegten Raubthiers sich bedeckend. Auf dem roh gezimmerten Tisch stand ein Krug mit Wein, Salz und Brod, und das geringe Gepäck des Reisenden lag daneben. Nachdem er die Lampe zurückgelassen, befahl der Mönch seinen Gast dem Schutz der Heiligen und entfernte sich.

Der Russe trat zunächst an das kleine, aus runden in Blei gefaßten Scheiben bestehende Fenster, öffnete es und sah zu seiner Befriedigung, daß es nicht nach dem inneren Hofe ging, sondern sich in einem thurmartigen Vorsprung befand und die Aussicht auf den Haupteingang des Klosters und den Platz unter den Kastanien vor demselben hatte. Nachdem er von dem feurigen Wein getrunken, löschte er die Lampe, ohne das Fenster völlig zu schließen, hüllte sich in die warme und weite Decke, welche die Sorgfalt der Klosterbrüder über sein Lager gebreitet hatte, legte den Revolver handrecht neben sich und fiel schwer ermüdet in tiefen Schlaf.

Wahrscheinlich war es der feurige, sein Blut in Wallung bringende Geist des vor dem Einschlafen gethanen Nachtrunks, vielleicht auch die Erinnerung des am Abend Erlebten, was

wirre wilde Bilder und Träume vor seine Seele führte, und ihn nach einigen Stunden, trotz seiner Ermüdung, wieder erweckte. Er dehnte sich, erst halb gestärkt, auf seinem harten Lager und war eben im Begriff, wieder einzuschlafen als ein Geräusch ihn wach erhielt – es war der Hufschlag von Pferden auf dem harten Gestein, das deutlich hörbare Schnauben eines Rosses und dann das feste Pochen eines eisernen Gegenstandes gegen die Eichenbohlen der Pforte.

Ohne grade neugierig zu sein oder den Lauscher spielen zu wollen, richtete sich doch – eingedenk seiner Pflicht des Beobachtens aller Zustände des absonderlichen Landes, – der Offizier auf seinem Lager empor, erhob sich und trat an das Fenster.

Der Mond hatte auf seinem Kreislauf bereits den Zenith überstiegen und der Vorsprung, in welchem die Zelle des russischen Offiziers sich befand, lag im tiefen Schatten, während das klare weiße Licht des nächtlichen Gestirns noch Hell den Platz vor der großen Pforte des alten Platzes erleuchtete, so daß jeder Gegenstand deutlich, fast wie bei Tagesschein zu erkennen war und das Auge des unwillkürlichen Lauschers selbst weit über den Platz zur Tiefe reichte und das Bergpanorama in seinen nebelhaften Formen überschaute.

Vor der Pforte hielt ein Reiter auf hohem kostbar geschirrtem Roß – weiter hinab in der Tiefe, als sei er nur der Succurs oder Begleiter des Ersteren, bemerkte der Offizier sogleich einen zweiten Reiter, indem die weiße Farbe des Pferdes seine Aufmerksamkeit bei dem Rundblick auf sich zog.

Der Reiter vor der Pforte war eine große fast kolossale Gestalt – offenbar ein Moslem und ein alter Mann, denn ein weißer Bart fiel ihm fast auf die Brust seines dunklen Waffenrocks und ein weißer Turban, auf dem eine Agraffe von Adlerfedern steckte, bedeckte sein Haupt. Ein im Mondlicht blitzendes breites goldnes Gehenk trug den gekrümmten Säbel, quer über dem Sattelknopf lag ein Karabiner und die reichverzierten Pistolen-Halftern verriethen noch weitere Bewaffnung. Der Reiter trug die weiten dunklen Beinkleider des Nizam und doch verrieth Allerlei in der unregelmäßigen Zusammenstellung seiner Kleidung und Bewaffnung, daß er nicht die Uniform des regulären Militairs zu tragen liebte, welche die Europäisierung der türkischen Armee unter Sultan Mahmud und Abdul-Meschid eingeführt hatte. Die Entfernung war zu weit und die Beleuchtung doch zu ungenügend, um die Züge des Reiters genauer zu erkennen, doch konnte der Beobachter sehen, daß ein braunes energisch gezeichnetes Gesicht von Turban und Bart umrahmt wurde.

Zum zweiten Mal hob der Reiter seinen Karabiner und stieß den Kolben donnernd gegen die Pforte.

Dann hob sich der Osmanli in den Bügeln und schlug ungeduldig mit dem Kolben zum dritten Mal gegen die Pforte. »Wer Du auch seist, Christ oder Sohn des Propheten« rief er mit tiefer dröhnender Stimme in serbischer Sprache, – »der Du gewagt hast, den *Zmai od Bosna* aus seinem Grabe zu erwecken und hierher zu rufen, wisse, *Wusseïn*, der Sohn Osmans, ist hier und will Dich hören!«

Kaum war diese Aufforderung verhallt, als das Pferd des Reiters scheute und einen Sprung rückwärts that, der sicher seinen Herrn aus dem Sattel gehoben hätte, wenn er nicht ein so vortrefflicher Reiter gewesen wäre; denn die Pforte des Klosters öffnete sich und eine hohe in einen schwarzen Talar gekleidete Männergestalt erschien auf der Schwelle. Die hohe, der persischen Kopfbedeckung ähnliche Filzmütze mit den langen Seitenflügeln, welche die höheren Geistlichen der griechischen Kirche tragen, bedeckte tief in die Stirn gedrückt ihr Haupt

und verhüllte das Antlitz, während die Reitergestalt des Moslem in dem vollen Lichte des Mondes blieb. Obschon auch die Stimme des Mannes bei der hierauf folgenden Unterredung verschleiert, verändert blieb, erkannte der Offizier doch aus ihr leicht den Abt.

»Ist es Wusseïn der Begler-Beg<sup>1</sup> von Bosnien, vom Stamme Brankowitsch, der tapfere Kämpfer gegen den Nizam des Großherrn von Stambul, der vor meinen Augen erscheint?« sagte der Abt mit einem unverkennbaren Hohn in Stimme und Rede – »meine Augen sind alt, und sie sehen die Toka<sup>2</sup> der Begs nicht!«

»Hund von einem Christen,« schrie mit drohender Stimme der beleidigte Krieger – »wagst Du es, mir einen Vorwurf daraus zu machen, in welcher Kleidung ich dem Sultan, unserem Herrn, diene? Es war das Kismet Wusseïns, sein Haupt zu beugen vor der Macht des Großherrn, wenn er sein Haupt nicht legen wollte in fremde Erde, fern von der geliebten Heimath. Ich bin Wusseïn der Beg, Wusseïn, der Pascha des Großherrn. Wer bist Du?«

»Ich bin der Higumenos dieses Klosters, ein unwürdiger Diener des allmächtigen Gottes!«

»Allah il Allah, Mahomed ben Allah!« antwortete der Moslem mit dem Ruf seines Glaubensbekenntnisses und dem Ruf des Muezzim. »Bist Du es, der mir diesen Brief geschrieben?« und der Pascha hielt ihm den Brief entgegen, den er vor zwei Tagen aus der Hand des Novizen Nicolaus empfangen hatte.

»Dein Todfeind ließ ihn schreiben – er hat mich geheißt, mit Dir zu reden, Pascha Wusseïn!«

»Und wer ist dieser mein Todfeind?«

»*Michal, der Bär der Herzegowina!*«

»Ha – elender Slave, vergiß nicht, daß Du mit dem Drachen sprichst, vor dem einst der Großherr in seinem Serail zu Stambul erzitterte. Ich kenne den Rebellen nicht! Wenn er sich gegen den Befehl des Großherrn erhebt und mit diesen Hunden aus den schwarzen Bergen gemeinschaftliche Sache macht, ist er allerdings mein Feind. Was weiß er von dem Sohne Wusseïns, dem letzten Sproßen des alten Geschlechts der Brankowitsch?«

»Alles!«

»Das ist Vieles gesagt in einem Wort. Wie kommt der Rajah dazu?«

»Weil er es war, der Deine Kinder Dir nahm, als Wusseïn vor der Macht der Rajah über die Donau floh in das Land der Magyaren.«

»Fluch sei dem Tage! Das Unglück war auf meinen Fersen und die Binde der Blindheit um meine Augen! Und was that er meinem Sohne?«

»Pascha Wusseïn – Du hattest der Kinder zwei!«

»Wallah – es ist wahr! Der Giaur hat auch ein Mädchen gestohlen, meine Tochter! Möge Scheitan die Nachlässigkeit der Weiber strafen, die sich die Kinder stehlen ließen, ehe sie ihrem Herrn in die Verbannung zu folgen wagten!«

»Du hast Deine Kaduna dafür mit dem Tode bestraft!«

---

<sup>1</sup>Der Großvezier Reschid Pascha hatte bei seiner schlaun Zerstreung des Aufstands von 1830 Wusseïn glauben machen, daß er zum Wessir, Begler-Beg, bestimmt sei; als er sein Ziel erreicht, ließ er die Maske fallen und ein Ferman ernannte den Kara Mahmud, einen Fremden, zum Wessir.

<sup>2</sup>Der reiche mittelalterliche, mit Silber- oder Goldplatten belegte bosniakische Küras, an den Schultern mit eine Art Flügeln versehen. Die Metallplatten sind aber meist so dünn, daß sie kaum einen Säbelhieb abhalten, überhaupt mehr ein Prunkstück.

»Sei es – was geht es Dich an Christ! Wenn Du der Vertraute jenes Diebes bist, der sich den Bären der Herzegowina nennt – ist der Sohn Wusseïns am Leben, kann ihn das Auge eines Vaters sehen?«

»Deine Kinder, Pascha, leben, und Dein Auge mag sie leicht erblicken!« Der Moslem schwieg einige Minuten – das Gefühl des Vaters schien in seinem Herzen mit dem Stolz zu kämpfen und es siegte.

»Maschallah, was soll ich sagen,« sprach er mit weit milderem Ton als bisher, indem er sich bequemer im Sattel setzte. »Höre mich an, Christ, und laß die Rede Wusseïns durch das Ohr zu Deinem Herzen dringen. Du bist ein Mönch und kennst also nach den Beschränkungen Deines Glaubens das Gefühl eines Vaters nicht, aber Du bist ein weiser Mann und Dein Bart ist weiß wie der meine – Deine Augen werden nicht geschlossen gewesen sein. Die Männer, die zu Allah beten, lieben ihre Kinder, das Blut ihres Leibes, nicht weniger als die, welche zur Mariam und dem Propheten von Nazareth reden. Der Knabe Wusseïns war ein Säugling, als Wusseïn fliehen mußte vor seinen Feinden – er muß ein Mann geworden sein, denn dreißig Mal ist der Sommer seitdem in die Thäler Bosniens eingekehrt. Er ist die einzige Frucht vom Stamme Wusseïns geblieben, der Letzte vom Stamme der Brankowitsch, und wenn er stirbt, würde der Name von Tapferen nur noch in Piesmen der Sänger bei ihrem Volke sein. Ein Vater liebt es, fortzuleben in seinen Söhnen!«

»Auch der Wolf und die wilde Katze lieben ihre Jungen und lehren sie auf Raub gehen!«

»Um so mehr wirst Du begreifen, was mich bewegt hat beim Empfang Deines Briefes, der also lautet: ›Ist Wusseïn, der Drache von Bosnien, noch der Held, der er auf dem Felde von Kossowo war, und will er hören von seinem Sohn, den er zurückließ am Ufer der Donau, so möge er sich nicht fürchten, in einer der drei nächsten Nächte des Vollmond zu kommen an die Pforte des Klosters des heiligen Basilius auf dem Berge Orjen. Sicherheit der Person Wusseïns bei dem Namen Gottes!‹ Du siehst, daß ich die Worte des Schreibens gelernt!«

»Aber Du hast sie nicht im Gedächtniß behalten, Pascha!«

»Warum sagst Du dies?«

Der Abt wies nach dem Reiter, der auf dem Abhang des Berges hielt.

»Es ist Ali-Widaïtsch, mein Bundesbruder, der mich niemals verläßt und mein Schicksal getheilt hat!«

»Auch Deine Schuld, Pascha?«

Die plötzliche Frage schien den Moslem zu erschüttern, aber sein Stolz antwortete sogleich: »Wusseïn wird niemals verleugnen, was er gethan. Er und der Pascha von Zwornik sind Brüder gewesen in Glück und Noth. Darum ist er mit mir gekommen zu diesem Berge.«

»So brauchte Wusseïn nicht Späher voran zu senden auf seinem Wege!«

»Ha! – Wer bürgte uns dafür, daß der Brief nicht eine Falle der Rajah's war, die den tapfersten Krieger des Großherrs fürchten!«

»Der Ring!«

»Der Ring! Du sprichst die Wahrheit – der Mann, dem Wusseïn ihn schenkte, als er ihm das Leben rettete, war ein tapferer Mann, wenn er auch ein Christ war. Leicht sei ihm die Erde, die ihn deckt! Wer gab Dir den Ring?«

»Der Bär der Herzegowina!«

»Ich fürchtete schon, ein anderer Mann! Höre mich Priester – nicht ohne Zweck hast Du mich hierher gerufen. Was fordert der Bär für die Rückgabe meines Sohnes?«

»Frage ihn selbst!«

»Maschallah – das bin ich bereit – wo kann ich ihn finden?«

»Im Gewühl der Schlacht, wo die Kugeln wie Schloßen fallen und die Hiebe am dichtesten!  
– Suche ihn vor Nikschitj!«

Der Pascha sann einige Augenblicke nach, dann sagte er überzeugt von seinem Schluß:  
»Mönch, wage es nicht, mit Wusseïn zu spielen. Nicht ohne Vollmacht hast Du mich hierher beschieden! Wollt Ihr Gold für den Knaben? Wusseïn ist wieder reich, reicher als zur Zeit, da er über die Donau fuhr und in Essek als ein Wessir lebte, hundert Delis mit prächtigen Waffen bei sich hatte und goldgezümmte arabische Pferde! Ich will dem Bär Schätze geben und seine Begnadigung beim Sultan erwirken. Dein Kloster ist arm, Christ, ich will es reich machen und Du sollst täglich Messen lesen<sup>1</sup> für die Seele Osmans, meines Vaters!«

»Der Bär,« sagte der Abt streng, »bedarf Deiner Schätze nicht, noch bedürfen sie die Diener Gottes, die in diesem Hause für den Sieg des Kriegers und die Befreiung Bosniens beten.«

»Wenn Dich der Vortheil nicht bestimmen kann, Christ, so möge es die Furcht thun! Bei Allah und allen Dämonen Sheitans! Christ, ich sage Dir, jetzt, wo ich weiß, daß mein Sohn lebt und in den Händen eines Feindes ist, schwöre ich mit den sieben heiligen Eiden des Koran, daß ich diesen Feind besiegen und ihn lebendig schinden lassen werde, wenn er den Knaben nicht unversehrt mir zurückgiebt, und Du selbst – kein Stein dieses Klosters soll auf dem andern bleiben – und Deine Brüder sollen unter Martern sterben, gegen welche die Todesqualen Deiner Heiligen ein Rosenlager gewesen sind. Bedenke, daß Wusseïn die Macht hat, sein Wort zu erfüllen, denn zwanzigtausend tapferer Männer folgen seinem Winke!«

»Brauche sie zu einem besseren Zwecke, und der Wunsch Deines Herzens wird erfüllt werden.«

»Was willst Du damit sagen, Christ?«

»Hat Wusseïn veraessen, daß er ein Beg der freien Männer Bosniens war, ehe er ein Pascha des weißen Czaren wurde, der nur Sklaven will, nicht freie Männer! Ist aus dem Besieger des Nizam ein Weib geworden, das seines Herrn Peitsche küßt?«

All der alte Stolz des bosnischen Ritters, der wilde Trotz seiner Jugendjahre flammte in dem Beg auf bei dieser harten Mahnung.

»Es ist das Kismet! Was könnte ich thun?«

»Führe die zwanzigtausend Krieger, die Deinem Winke folgen, statt die Rajah Deine Brüder zu unterdrücken, gegen die Schergen des Mannes in Stambul, der in diesem Augenblick keine Kraft hat außer der Deinen; denn die Moskows bedrohen ihn. Mache Bosnien frei von dem türkischen Joch, wie in diesem Augenblick der Vladika der Serben die Türken aus Belgrad vertreibt, und Du wirst ein neues Fürstengeschlecht gründen und ganz Bosnien zu Deinen Füßen liegen. Zertritt es mit diesem Kloster, und die Weiber werden mit Schimpf Deinen Namen aus den Piesmen der Dichter streichen!«

---

<sup>1</sup>Der Islam der Bosniaken steht dem Christenthum näher als dem alttürkischen Koran. So hat jede Familie den von ihren christlichen Vorfahren erkorenen Heiligen beibehalten; der muselmännische Vater läßt für das erkrankte Kind im nächsten Kloster Messe lesen, der junge Beg heimlich die Popen an dem Grabe seines Vaters beten; viele Feste christlicher Heiligen werden gefeiert; die Vielweiberei ist verbannt, wenigstens nicht Sitte; in vielen Gegenden dürfen die Frauen unverschleiert ausgehen.

Der Moslem betrachtete ihn in tiefen Gedanken. »Du redest mit der Zunge der Schlange. Du möchtest Wussein seinem Eide ungetreu machen, den er dem Großherrs in Stambul geschworen. Was ist Dir Bosnien?«

»*Mein Vaterland* wie das Deine! – Glaubst Du stolzer Beg,« – es war das erste Mal, das er ihm diesen Namen gab, nachdem er ihn bisher mit Pascha angeredet – »glaubst Du, daß dem Rajah die Erde weniger theuer ist, auf der er geboren, die er mit seinem Schweiß bebaut, auch wenn der stolze Grundherr ihm die Frucht dieser Arbeit raubte! – Aber verstelle Dich nicht, Beg, ich weiß, daß Dein Herz an Bosnien hängt und stets sich gesehnt hat, es frei und groß zu machen, selbst als Du abfielst von ihm und dem Großherrs Gehorsam gelobtest. Meinst Du, ich wüßte es nicht, daß Du mit dem Fürsten der schwarzen Berge unterhandelt und ihm Grahowo und Podgoritza versprochen, wenn er Dir beistehe in der Vertreibung der Türken? – Ich kenne den Auftrag, den Du Deinem Vertrauten gabst für Bukalowich, den Tschernagorzen, für die morgende Versammlung der Junaks und Führer an dieser Stelle!«

»Christenhund – Du lügst – meine Thaten sollen dem Großherrs beweisen, ob er auf Wusseins Treue bauen darf! Noch ehe der Mond aufging sah ich den Ali Aga. Der Stahl ist nicht treuer der Faust, als er seinem Herrn, das Grab nicht verschwiegener, als sein Mund. Ich will ihn suchen und fragen . . . «

»Dann Pascha Wussein suche ihn bei den Todten! Kennst Du dies?«

Und er streckte ihm einen, in ein seidenes Tuch gehüllten Brief entgegen – große Blutflecken färbten die weiße Seide.

»Priester – dann mußt Du sterben. Herbei Widaitsch, Bundesbruder!« und schneller als der Blitz hatte er den Karabiner emporgerissen und feuerte auf den Abt.

Aber dieser schien die verrätherische Handlung vorhergesehen zu haben – denn mit großer Geistesgegenwart hatte er sich zurückgeworfen in das Dunkel des Eingangs, und als der zornige Moslem sein Pferd wild gegen diesen trieb, prallte die Stirn des Rosses wider die starken Eichenplanken, die krachend in's Schloß fielen, und schwere Riegel rasselten im Innern vor die gewaltigen Thürflügel, während eine drohende Stimme durch das vergitterte Guckloch erklang:

»Wussein! Doppelter Verräther! Suche Sohn und Brief bei Deinem Todfeind, dem Bären der Herzogewina!«

Als der russische Offizier, der nach seiner Büchse gesprungen, den Gastherrs zu vertheidigen oder zu rächen, mit der Waffe zurück an's Fenster kam, sah er nur noch die beiden Moslems im Mondlicht über den Platz galopiren und in wilder Flucht den Berghang hinabja-gen.

# Biarritz.

Von

Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Zweite Abtheilung:

Um die Weltherrschaft!

Dritter Band.

DER AUFSTAND IN BOSNIEN.

(FORTSETZUNG.)

Die Sonne stand schon hoch am Horizont, als der russische Offizier, von den Stimmen vieler Menschen, dem Schnauben der Pferde und dem Klange von Waffen und einzelnen Schüssen erwacht, von dem harten Lager sprang und an das Fenster eilte. Ein bunt bewegtes, aber offenbar kein Gefahr drohendes Bild zeigte sich seinen Augen. Das Plateau unter den Kastanien, das sein Blick von dem kleinen Fenster aus übersah, war gefüllt mit Menschen: Reitern und Fußgängern, und den Abhang des Berges herauf stiegen noch immer neue Ankömmlinge, lebhaft begrüßt von den Anwesenden. Es waren ersichtlich meist Krieger, begleitet von ihren Dienern und Freunden, Krieger verschiedener Nationalitäten oder wenigstens verschiedener Stammangehörigkeit und verschiedenen Standes, unter ihnen aber bewegten sich auch Mönche und Popen in ihren weiten Talaren und zwei oder drei Männer in abendländischer Kleidung. Die meisten trugen freilich die unkleidsame schwerfällige Tracht der Rajahs der Herzegowina mit den plumpen doppelten Beinkleidern, aber es fehlte auch nicht an der rauhen Strukaund der silbernen Feder der Bewohner der schwarzen Berge, der rothen goldgestickten offenen Weste über der weißwollenen Blouse. Selbst der Abos, der Mantel von Ziegenhaaren, der schmutzige, einst weiße hundertfaltige Phistan des Buren, die schwarzwollene Kepe und die Flokita, das ärmellose Unterkleid waren vertreten. Auffallend war dem Beobachter die Gestalt eines Mannes, der unter dem weißen Mantel die bekannte Kleidung der Garibaldiner, die rothe Blouse trug; also auch hierher hatte die Propaganda, die eben jetzt wieder in Genua ihren Hauptsitz hatte, ihre rothen Fäden gesponnen. Ein kurzes Nachdenken und die Erinnerung, in Rom gehört zu haben, daß eine Zusammenkunft einiger Führer des mazzinischen Comité's mit Kossuth und anderen Häuptern der ungarischen Revolution stattgefunden, überzeugte ihn leicht, daß die Absicht gegen Oesterreich gemünzt war und mit den Bemühungen zusammenhing, von den slavischen Ländern und Konstantinopel her eine neue Erhebung in Ungarn zu veranlassen. Das Wiener Kabinet hatte denn auch bereits in Konstantinopel die ernstesten Reclamationen erhoben und die Confiscation der ganz offen über den Bosphorus betriebenen Waffensendungen gefordert, mit der Drohung, sonst sofort in türkisch Kroatien einzurücken.

Unter den Versammelten bewegte sich eifrig der Abt hin und her und es war leicht zu sehen, daß er großen Einfluß übte. Auch Iwo der Blutige befand sich in der Menge, hielt sich aber, nach seiner Gewohnheit, allein und abgesondert, und der Russe bemerkte leicht, daß auch die Menge mit einer gewissen Scheu ihn zu meiden schien.

Selbst wenn er aus der von ihm angehörten Unterredung des Abts mit dem Pascha nicht der Andeutung desselben sich erinnert hätte, daß an diesem Tage eine Versammlung und Berathung der Führer des Aufstandes im Kloster stattfinden sollte, mit der unzweifelhaft die Aussendung der Noten noch am Abend in Verbindung gestanden, würde doch das ganze Gebahren der Versammelten über den Zweck ihrer Anwesenheit ihm keinen Zweifel gelassen haben, und er nahm sich daher um so mehr Zeit mit seiner einfachen Toilette, als er wohl zu überlegen hatte, in welcher Weise er seine Mission erfüllen könne, ohne dabei seine Regierung bloßzustellen. Diesen Gedanken machte indeß bald der Eintritt des jungen Novizen ein Ende, der die unverschlossene Zelle betrat, um nachzusehen, ob der Gast des Klosters schon, erwacht sei und den Besuch des Higumenos empfangen könne, der seiner harre.

Der Offizier vermied es, eine Frage über die Vorgänge der Nacht an den jungen Mann zu stellen, er vollendete rasch seinen Anzug, frug nur kurz nach dem Schneider und folgte dem Novizen zu dem Gemach des Abts im untern Stockwerk, wo dieser ihn erwartete.

Hier fand er seinen geheimnißvollen Gastherrn allein. Das Gemach, etwas größer als die anderen Zellen, war mit Ausnahme einiger Heiligenbilder ohne allen Schmuck und Bequemlichkeit, die dem Inhaber wohl sein höherer Rang im Kloster und sein Alter gestattet hätten. Der Abt kam ihm freundlich entgegen und nöthigte ihn zum Sitzen, nachdem er dem Novizen befohlen hatte, für ihn ein Frühstück zu bringen. Erst als der Knabe sich entfernt hatte, frug er den Gast, ob er gut geruht habe und in seinem Schlaf nicht gestört worden sei. Der Offizier sah aus dem scharfen Blick, den der Geistliche dabei auf ihn warf, daß er ihn mit der Frage prüfen wolle, und antwortete daher möglichst unbefangen, daß er allerdings durch einen Büchenschuß gestört worden sei, der dicht unter seinem Fenster abgefeuert sein müsse, daß er aber, als er aufgesprungen sei und hinausgeblickt, nur zwei Reiter gesehen habe, welche den Berghang hinabjagten. Da weiter kein Lärmen im Kloster entstanden sei, habe er auch keine Störung weiter verursachen wollen, sich wieder auf sein Lager geworfen und sei bald wieder fest eingeschlafen, bis er vor Kurzem durch das Geräusch der Versammlung vor dem Kloster erwacht sei.

Bedächtig wiegte der Higumenos das Haupt, wie im Zweifel, wie weit er seinem Gaste Auskunft geben wolle, dann aber begnügte er sich – während der Novize den einfachen Morgenimbiß, aus Kaffee und Brod bestehend, hereinbrachte, zu sagen: »Als Sie in dieses Land und zu einer solchen Zeit kamen, mußten Sie auf wilde Scenen gefaßt sein. Der Schuß, der Sie gestört hat, wurde von einem Gegner des Kreuzes abgefeuert und beweist, wie das Ereigniß von gestern Abend, daß die Feinde unserer Sache uns nahe sind und in schlimmer Absicht selbst in unseren Bergen umherstreifen, wohin sie sich seit langer Zeit nicht gewagt haben, da sie unsere nächsten Nachbarn, die Söhne der schwarzen Berge, fürchten, obschon in diesem Augenblick der Vladika von Montenegro, wenn auch im Geheimen unser Freund, doch im Frieden mit der Pforte lebt. Wie Sie wohl gesehen haben, sind in dieser Stunde die Führer und Freunde der Rajah im Kloster versammelt, um eine Botschaft Ismaël Pascha's, des Wessirs, zu erwarten, der freies Geleit gegeben ist, und über die weiteren Schritte der Unseren Rath zu halten. – Ich ließ Sie, ehe wir die Berathung beginnen, zu mir bitten, um Sie zu fragen, ob Sie der Rathversammlung beiwohnen wollen oder nicht. Ich bemerke Ihnen, daß unter den Versammelten sich auch der Agent des französischen Consuls in Cettinje befindet. – Sie würden hier die beste Gelegenheit haben, sich über unsere unglückliche Lage und die Grausamkeit unserer Unterdrücker zu unterrichten, und ich zweifle nicht, daß die Wahrheit

Ihr Herz erfüllen wird und Sie am Throne des einzigen Beschützers unserer heiligen Kirche unser Elend bezeugen und unser Flehen um Gerechtigkeit niederlegen werden.«

Die verständigen und ruhigen Worte des greisen Priesters verfehlten in der That nicht, einen günstigen Eindruck auf den Offizier zu machen, dennoch aber war seine Mission eine solche, daß er die Stimme der Klugheit und der politischen Rücksichten zunächst hören mußte, und er erklärte daher, daß es für ihn allerdings von dem höchsten Interesse sein würde, der Versammlung privatim beizuwohnen, daß er jedoch vermeiden müsse, etwa im Charakter eines Bevollmächtigten des Czaren zu erscheinen, um nicht falsche Hoffnungen zu erregen und seine Regierung zu compromittiren.

»Sie können dies leicht,« sagte rasch der Abt, – »es bedarf nur einer leichten Verkleidung – nehmen Sie die Kutte eines meiner Mönche!«

»Nein, hochwürdiger Herr,« entgegnete der Offizier, »das wäre eben so unwürdig als gefährlich, da wie Sie mir selbst sagen, Europäer – entschuldigen Sie, ich brauche diese Benennung nur im Gegensatz zur Türkei – zugegen sind, und man durch einen Zufall mich als Russen erkennen könnte. Es wird besser sein, Sie erklären mich der Wahrheit gemäß, doch ohne meinen Namen und Charakter zu nennen, für einen Ihnen empfohlenen Reisenden aus Rußland, der die Gelegenheit benutzt habe, die Lage seiner bedrängten Glaubensbrüder kennen zu lernen, ohne doch sich an ihrem Kampfe betheiligen zu können. Sollte es mir wünschenswerth erscheinen, in die Verhandlungen irgendwie durch eine Erklärung oder meinen Rath einzugreifen, so kann ich das leicht durch Ihren Mund oder in Person thun.«

»Das genügt, Herr. So lassen Sie uns gehen und Gott erleuchte uns bei dem Werke.«

Der Offizier hielt ihn noch einen Augenblick zurück. »Ich habe mir erlaubt, gestern noch einen Mann in Ihr Kloster zu bringen, der mich um seinen Schutz bat. Was haben Sie über ihn beschlossen?«

»Er möge bleiben, bis wir Gelegenheit haben, ihn nach Cattaro oder Ragusa zu senden. Sobald die Berathung vorbei, Herr, wollen wir uns damit beschäftigen, auch für Ihre Sicherheit und Ihre weitere Reise zu sorgen, die Sie, wie Sie mir gesagt, durch unser armes Land zur serbischen Gränze und nach Belgrad richten wollen; denn ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß dieses stille Kloster wahrscheinlich nicht lange mehr Sicherheit gewähren und vielleicht bald die Stätte eines wilden Kampfes sein wird.«

»Ich bin an die Gefahr gewöhnt, hochwürdiger Herr,« sagte der Offizier, der ein besonderes Interesse für die Entwicklung der Scenen zu empfinden begann, in die er durch den Zufall verwickelt worden, und sich als Soldat zu überzeugen wünschte, wie weit auf die Entschlossenheit und den Muth dieser Männer zu rechnen sei. »Ich spreche Sie von jeder Verantwortung für Alles, was mir geschehen kann, frei«

»Gut denn – erinnern Sie sich, daß es Ihr Wille war, der Sie hier zurückhält! Lassen Sie uns denn zu der Versammlung gehen!«

Er öffnete die Thür und sie traten auf den Platz unter den Kastanien, auf dem sich die Krieger und die Aeltesten gelagert hatten. Der Abt blieb eine Weile auf der Schwelle stehn, wo er in der Nacht die Unterredung mit dem Moslem gehalten und von wo sie den ganzen Platz übersehen konnten.

»Lassen Sie mich zunächst Ihnen die wichtigsten der Führer zeigen. Der Mann dort auf der Steinbank, auf der Sie gestern saßen, ist *Luca Oukalowitsch*, der Ober-Commandant der aufgestandenen Rajahs. Mehemed Pascha von Trebinje warf ihn unter nichtigem Vorwand in

den Kerker, verwüstete sein Land und brannte seine Palanka nieder – bloß weil er gedroht, Klage gegen ihn zu erheben wegen der Bedrückung der Rajahs; neben ihm der Pope *Bogdan* und daneben, zwar noch jung, aber ein bitterer Feind der Türken, *Ljubobratich*. Der Mann der mit *Bucalovich*, dem Montenegriner, spricht, ist *Wesselitzky*, der Abkömmling einer alten Familie von Trebinje, aber in Ihrem Vaterlande geboren, mehr ehrgeizig, als tapfer. *Mussits* von der Narenta, *Peka Pawlovits*, *Golub* von Grahovo und der tapfere *Bejnovits*, der umsichtigste unserer Capitani. Dort der finstere Serbe ist *Karageorgewits*, der vertriebene Vali von Serbien, der mit Hilfe der Bosnier wieder auf den Fürstenthron von Belgrad zu steigen gedenkt, den der Sohn des Milosch inne hat. Es ist ein Unglück für uns, daß der Befreier Serbiens im vorigen Herbst<sup>1</sup> gestorben ist, aber ich traue dem Sohne des schwarzen Georg nicht, er ist ein unwürdiger Sprößling seines Vaters und hält es mit den Türken; ich traue ihm nicht und habe die Capitani gewarnt, ihm Wichtiges zu vertrauen. Der Franke neben dem Protopopen *Basilus Ilovatz* ist der Agent des französischen Consuls *Hecquard* in Skadar, doch was ist dort für ein Geschrei? ich muß dahin und Sie für kurze Zeit sich selbst überlassen. Bewegen Sie sich ungescheut in der Menge. Ihre Kleidung schon als Franke und die Landessprache sichern Ihnen überall Zuvorkommen und Vertrauen.«

Der Higumenos eilte fort dem Aufgang des Berges zu, wo eine Schaar von Männern, Weibern und Kindern heulend und wehklagend herankam.

Der größte Theil der versammelten Männer hatte sich nach Belieben auf dem Platz vor dem Kloster in Gruppen gelagert und verzehrte die geringen Mundvorräthe, die ihnen die im Lande herrschende Noth und Armuth mitzubringen gestattet hatte, nur die vornehmen und Hauptführer des Aufstandes hatten sich um den Steintisch zusammen gethan; aber jetzt erhoben sich Alle und drängten um die neu Herbeigekommenen, und ein allgemeines Wehklagen, die Ausbrüche der zornigsten Erbitterung, Klagen und Verwünschungen gegen ihre bisherigen Tyrannen erhoben sich aus der Menge bei dem näheren Anblick der traurigen Schaar.

Auch der russische Offizier, der bisher sich beobachtend unter den Gelagerten bewegt hatte, überall von den schlichten Leuten ehrerbietig und mit dem Wunsch: Gott und die Heiligen segnen den schwarzen Czar, möge er seinen Kindern Beistand senden! begrüßt, was ihm zur Genüge bewies, daß wenigstens seine Nationalität nicht unbekannt geblieben war, – schloß sich dem allgemeinen Zug an, und gelangte in die Nähe der Herbeikommenden.

Aus den Worten vielfacher Erkennung, aus den Ausrufen und Drohungen schwerer Vergeltung an den Verübern all' der Greuel, welche jene Männer und Frauen erlitten haben mußten, entnahm er alsbald, daß er eine Schaar von Flüchtigen aus den vor drei Tagen von den *Baschi-Bozüks* des Pascha von Egri-Palanka geplünderten und zerstörten Rajahdörfern zwischen *Petrowsky* und *Bayansche* vor sich hatte, die den Mörderhänden entronnen waren und hierher kamen, um Aufnahme zu suchen oder dem Aufstand sich anzuschließen. Ihr Anblick war in der That kläglich und mußte auch das theilnahmloseste Herz bewegen. Fast kein Mitglied der wohl an achtzig Köpfe betragenden Schaar war ohne sichtbare Spuren der Mißhandlungen und Gewaltthaten. Alle hatten eben nur das nackte Leben gerettet, die Meisten waren selbst ihrer Kleidung beraubt, oder gingen in Fetzen und Lumpen – viele trugen noch offene klaffende Wunden oder hatten sie nur auf das Nothdürftigste verbinden können, – eine Frau schwankte mühsam auf den Arm ihrer ältesten Tochter gestützt, ihr eigener

---

<sup>1</sup>Am 26. September 1860.

hing kraftlos nieder und aus den Lumpen, die um die Säbelwunde gewickelt waren, sickerten noch die Blutstropfen, und doch – wer das etwa siebzehnjährige Mädchen betrachtete, die mit verstörtem Blick vor sich hin starrte, mußte denken, daß ihr Schicksal noch schlimmer gewesen sein mußte, als das der in ihrer Vertheidigung verwundeten Mutter. – Ein anderes Weib trug schluchzend ein Kind in ihren Armen, – das Kind war todt – der Kopf zerschmettert, die Aermste hatte dennoch den kleinen schon der Fäulniß verfallenden Leichnam so weit mit sich geschleppt, um ihn wenigstens in die geweihte Erde ihres Glaubens zu versenken! – viele der Leidenden konnten sich kaum noch aufrecht erhalten, sie hatten die zwei Tage der weiten Wanderung, die ersten Stunden von der wilden Mörderrotte gejagt und verfolgt, auf unwirthbaren Wald- und Felssteigen flüchtend, nur von Wurzeln und Kräutern gelebt, denn die Jahreszeit war noch zu früh, um ihnen selbst die Früchte des Waldes bieten zu können. So hatten sie sich zusammen gefunden nach den gräßlichen Stunden des Ueberfalls und von einsamen Hirten gewiesen sich nach dem Kloster gewandt, als dem äußersten sichern Punkte der Stellung der Aufständischen, wenigstens einigermaßen geschützt durch die nahe montenegrinische und österreichische Grenze.

Aber noch schlimmer als die Noth und das Elend, das die theilnehmenden Blicke sehen, die hilfreichen Hände zu mildern sich mühen konnten, war das, was die Ohren hören mußten von den verübten Gräueln an den friedlichen Menschen. Denn von allen fünf Dörfern, die während einer Nacht und eines Tages von den zuchtlosen Horden der Baschi-Bozuku überfallen und eingeäschert worden waren, hatte sich die Bewohnerschaft eines einzigen bis jetzt an dem Aufstand durch die Unterstützung ihrer Glaubensgenossen betheilig, die anderen hatten sich fern davon gehalten und bisher in unsäglicher Geduld die schweren Leiden getragen. An dem Morgen des Tages, der so schreckliches Unheil über sie gebracht, waren zwei umherschweifende Arnauten in das arme Dorf gekommen, hatten beim Vorstand desselben sich einquartiert und Geld, Essen und Trinken verlangt. Nachdem sie sich an dem Slibowitza berauscht, hatten sie dem Weibe des Mannes Gewalt anthun wollen, obschon sie noch einen Säugling an der Brust trug, und als auf das Geschrei der Frau ihr Mann ihr zu Hilfe gekommen, die schützend ihr Kind den Unholden entgegen gehalten, hatte der eine derselben das unschuldige Wesen ihr entrissen und gegen die Wand geschleudert, daß es an dieser zerschmetterte. Empört hatte der Vorsteher eine eiserne Hacke ergriffen und den Mörder verwundet, aber ehe er den Schlag wiederholen konnte, halte ein Schuß des zweiten Bozuku ihn todt zu Boden gestreckt. Durch die herbeigeeilte, die Hütte umgebende Menge schlugen die Mörder sich Bahn und entflohen auf den Pferden, deren sie sich bemächtigt hatten, unter den wildesten Drohungen. Sofort waren die Aeltesten der Gemeinde zusammengetreten, größeres Unheil fürchtend, und beschlossen eine Deputation abzusenden zum Pascha, um dort das Geschehene zu berichten – aber ehe dies noch erfolgen konnte, brach ein Schwarm wilder Reiter über das unglückliche Dorf her und zündete es auf Befehl des Paschas zur Strafe für die Verwundung seines Kriegers, der an Verblutung gestorben war, an allen Enden an. Die Scenen der Massakre und der Plünderung waren furchtbar, – kein Alter, kein Geschlecht wurde geschont, und was die Reiter nicht vernichtet, das fiel in die Hände der wüsten Arnauten und Golatschanen, die zu Fuß hinter ihnen drein stürmten. Kinder wurden vor den Augen ihrer Eltern, die Eltern vor den Augen der zur Slaverei geschleppten Kinder ohne jede Ursache ermordet, bloß aus Lust am Blut! Frauen und Jungfrauen geschändet und dann getödtet, – der Pope des Dorfes wurde an der Pforte seines kleinen ärmlichen Gotteshauses erschlagen

– hatten in Bosnien doch oft die schismatischen Griechen nur Höhlen und Hütten zu ihrer Andacht, während den lateinischen Christen in Kroatien die Türken den Bau stattlicher Kirchen gestatteten, ein Beitrag der neueren Politik des päpstlichen Stuhls gegen die Türkei. – Auch die anderen Dörfer der Rajahs waren zu gleicher Zeit von den wilden Horden überfallen worden, und als Männer und Weiber auf den Knien vor dem Pferde des Paschas lagen, um Erbarmen stehend, befahl er höhrend: Laßt die Christen im Feuer ihre Messe singen, daß sie's in Stambul hören!

Verhältnißmäßig nur Wenigen war es gelungen, sich durch die Flucht zu retten, – manche mochten wohl noch in den Wäldern umherirren, aber Diejenigen, denen es gelungen, das Kloster zu erreichen, schworen voll Ingrimms Rache an den Barbaren und flehten um Waffen, um sich ihren kämpfenden Brüdern anschließen zu können.

Während der Abt nach Kräften dafür sorgte, die geflüchteten Weiber und Kinder in den inneren Räumen des Klosters unterzubringen und den Halbverhungerten Speise und Trank zu geben, trat die Versammlung der Führer und Aeltesten draußen zur Berathung zusammen und ein Geist, ein Ruf der Erbitterung und des Rachedurstes gegen ihre tyrannischen Gebieter belebte sie Alle. Dennoch zögerten die vornehmsten Führer mit dem Beginn der Berathung, bis der Higumenos sich seiner Pflichten der Gastfreundschaft und der Barmherzigkeit entledigt, und erst als er wieder auf dem Platze erschien, ordnete sich der Kreis der Männer um den mächtigen Kastanienbaum in der Mitte des Plateaus.

Der russische Offizier sah hierdurch seine bereits im Stillen gefaßte Ansicht bestätigt, daß wenn auch die hier versammelten Tapferen und Aeltesten der Rajah die Glieder, die Arme des entbrannten Aufstandes, der greise Abt des Basilianer Klosters im Stillen doch sein Haupt und Leiter war. Mit einer gewissen Befriedigung hatte er übrigens gesehen, daß dem Zuge der Flüchtigen die sämtlichen weiblichen Bewohner der Kula der Grahoven, die er am gestrigen Abend besucht hatte, sich angeschlossen hatten, wie der darüber hoch erfreute Novize Nicolaus ihm mittheilte aus Besorgniß der Frauen, da Petros der Hirt am Morgen von der Höhe aus entdeckt haben wollte, daß sich türkische Reiter in verdächtiger Weise im Thale umher getrieben hätten. So habe der Hirt die Gelegenheit der vorüber ziehenden Flüchtlinge benutzt, sie einem früheren Befehle des Higumenos für solche Fälle zu Folge zum Kloster zu senden, während er selbst die ihm anvertraute Heerde in die schützenden Wälder trieb. Der Abt hatte es übrigens, ohne sich anscheinend persönlich um sie zu kümmern, dem Novizen überlassen, den Frauen im Kloster die geringen Bequemlichkeiten zu verschaffen, die es bieten konnte, und der würdige Schneider sich dabei nützlich gemacht, – und nachdem der Offizier sie begrüßt und sich überzeugt, daß sie den Umständen nach leidlich versorgt waren, auch einiges Geld unter die Flüchtlinge vertheilt hatte, folgte er dem Abt zu der Berathung der Krieger. Um den Steintisch unter der großen Kastanie saßen die Häupter des Aufstandes, während die geringeren Krieger und Männer einen großen Ring um sie her bildeten und aufmerksam die Sprecher anhörten, nur von Zeit zu Zeit sie mit einem stürmischen Beifall unterbrechend, wenn die Gefühle ihrer Leiden oder ihres Rachedurstes besonders angeregt waren. Der Higumenos hatte den Ehrenplatz unter der Eiche selbst eingenommen und leitete offenbar die Verhandlung. Seine größere Klugheit und die im Abendlande während der Zeit der Befreiungskriege gegen die napoleonische Herrschaft gewonnene Bildung und Erfahrung befähigten ihn offenbar dazu und willig fügten sich die andern Mitglieder des Rathes seinen Ansichten. Der russische Agent erkannte dies mit Befriedigung und dennoch lag für ihn noch

etwas Räthselhaftes in dem ganzen Gebahren des Greises – ein tief in seiner Brust verborgen gehaltenes Gefühl noch außer der Liebe zu seinem Vaterlande mußte sein Thun zu einem bestimmten Zweck regeln, und dies zu erfahren wäre ihm von hohem Interesse gewesen.

Als der Offizier zu der Verhandlung trat, hatte grade, nach einem feurigen Aufruf des Luca der Abt das Wort genommen. Er sprach klug und beredt, die Vorurtheile und Leidenschaften seiner Zuhörer genau kennend und danach seine Worte einrichtend.

»Es sind viele und wichtige Botschaften eingegangen,« sagte er, »und Euerer Weisheit und Euerem Willen wollen wir es unterordnen, welche der uns zum Beistand gebotenen Hände wir ergreifen wollen, um endlich der unerträglich gewordenen Tyrannei unserer Herren ein Ende zu machen. Bald wird eine Botschaft des Muschir Ismaël Pascha erscheinen, welche uns auffordern soll im Namen der fränkischen Consule, die Waffen niederzulegen und unser Schicksal den Bemühungen der christlichen Gesandten beim Großherrn anheimzustellen!«

»Schmach über die Gesandten! schrie der wilde Ljubobratich – »was kümmert sie unser Elend? Sie sitzen in Konstantinopel und haben niemals ein Ohr für unsere Klagen gehabt! Nur ihre eigenen Interessen und die Vergrößerung der Macht ihrer Gebieter vertreten sie beim Großherrn und bewachen einer den andern wie hungrige Hunde, daß keiner von der Mahlzeit, zu der sie das Türkenreich gerne machen möchten, einen Bissen zuviel bekommt! Unsere Noth ist ihnen höchstens das Mittel zur Bedrohung des Großherrn. Hat es nicht der Traktate und Friedensschlüsse mit den Türken genug gehabt, wo sie unser Schicksal hätten ändern können, wenn es ihr ernster Wille gewesen wäre? Auf ihre Protokolle und auf das Zeitungspapier haben sie es freilich geschrieben, welche Hattischerifs und Hat's sie dem Großherrn abgedrungen zum Besten seiner christlichen Unterthanen, aber wenn die öffentliche Meinung Europa's sich in träger Eitelkeit befriedigt erklärt hat, wer dachte daran, noch dafür zu sorgen, daß die schlaunen Versprechungen des Divans auch erfüllt wurden? Ist der Franke, der weit entfernt wohnt, etwa der Schlaueheit des Moslem gewachsen? Ist nicht nach jedem dieser Hat's unsere Bedrückung immer unerträglicher geworden und hat nicht der Divan die Niederlagen, die er gegen die Großmächte Europa's erlitten, gerade an uns, den Rajahs gerächt, welche seiner Willkür preisgegeben blieben? Haben nicht England, Frankreich und Oesterreich stets dem schwarzen Czaren, unserem einzigen Freunde, dem Schutzherrn unseres gemeinsamen Glaubens Halt geboten, wenn er den Türken zurück über den Bosphorus werfen, und unser Land den Kindern des Kreuzes zurückgeben wollte?! Lauert auf der andern Seite nicht der Schwabi an den Gränzen des Landes und leidet es nicht, daß wir die Früchte unseres Landes selbst zur Küste des Meeres bringen, wir die Christen, während der Türke jenseits Podgoritza bis hinunter zum Golfe von Arta seine Tartanen die Adria durchstreifen lassen darf?«

»Die Männer der Boccha und der Küste von Dalmatien,« sagte mißbilligend der Abt, »sind unsere Freunde und geben dem armen Rajah Brod und Waffen.«

»Ich habe in Cattaro gehört,« fiel der Protopope ein, »daß Oesterreich an der Sawe und Donau eine Armee aufstellt und dem Sultan gedroht hat, in Kroatien und Bosnien einzurücken«

»Die Gesänge der Bosniaken haben es noch nicht vergessen,« sagte einer der Greise, »daß der große Held, den sie den Prinzen Eugenius nennen, in sieben Schlachten die Türken schlug und bis Serajewo gedrungen ist!«

Der Mann in der rothen Blouse war aufgesprungen. »Freunde, tapfere Männer der Herzogowina, wenn Ihr der Sache der Freiheit dienen, – wenn Ihr Euer Land von Tyrannei und

Knechtschaft erlösen wollt, so dürft Ihr Euch nimmer mit Oesterreich verbinden. Oesterreich ist die stete Unterdrückerin aller Freiheit, die Knechtung der Nationalitäten. Nur von den Männern, die berufen sind, die Freiheit der Völker wieder herzustellen, kann Euch Sieg und Rettung kommen und der Augenblick ist günstig. Die edle Nation der Magyaren ist im Begriff, sich zu erheben und die österreichische Zwangherrschaft noch ein Mal abzuschütteln! Polen wird die russischen Ketten brechen, Italien hat die Bourbonen vertrieben, wenige Wochen noch und auf den Wällen Roms und Venedigs wird die Fahne der italienischen Freiheit und Einheit wehen! Der große Held, dessen Auge für die Völker wacht, dessen Arm Italien seine Befreiung von dem Joch tyrannischer Fürsten erkämpft hat, – er hat auch ein Herz für seine unglücklichen Brüder in Bosnien, und während der große Diktator von Ungarn: Kossuth, die Generale Klapka, Türr und andere sich bereit machen, in ihrem Vaterlande die Fahne der Freiheit zu erheben, während Feldherrn wie General Mieroslawski bereit sind, auf den ersten Ruf sich an Eure Spitze zu stellen, hat er bereits fünfzig seiner tapfern Krieger an Eure Küsten gesendet, um die Kraft unserer Armee, die Erfahrung unserer Feldzüge in Sizilien und Neapel zu Eurer Befreiung anzubieten. Das mächtige England, die einzige Nation, welche in dem geknechteten Europa ein Hort der Freiheit der Völker, der Vertheidiger der Nationalitäten, der Zufluchtsort aller Bedrohten und Verbannten ist, steht ihm zur Seite. Vor drei Tagen bin ich mit meinen Gefährten in Spizza gelandet, mit Jubel von der Bevölkerung aufgenommen, die ihr Küstengebiet dem tapfern Vladika von Montenegro zur Disposition gestellt hat; – in Genua werden Schiffe mit Waffen beladen, um diese nach Montenegro und der Herzegowina zu führen. Auf die ersten Nachrichten von dieser Versammlung bin ich hierher geeilt, um Euch Brüder, Kämpfer der Freiheit und Unabhängigkeit den Beistand Garibaldi's und seiner Tapfern unter dem Schutz Englands anzubieten. Nur Eures Beschlusses, Eures Rufs bedarf es, und der General wird an diesen Küsten landen mit einer Schaar, stark genug, Euer Land von der türkischen Tyrannei und der Bedrohung durch Oesterreich für immer zu befreien.«

Eine Hand legte sich schwer auf die Schulter des Redners – als dieser sich unwillig umsah, blickte er in das ruhige entschlossene Gesicht des russischen Offiziers.

»Schweigen Sie, Herr – Ihre Worte, Ihre verruchten Pläne sind einzig geeignet, diese armen Männer, die für ihren Glauben, ihr Leben und ihre Familien kämpfen, in's Verderben zu locken und ihnen den Schutz ihrer wahren Freunde zu rauben. Nicht ehrliche Theilnahme für die Leiden dieses Landes ist es, was Sie ihnen den Beistand der garibaldinischen Freischaren anbieten läßt, sondern einzig der Plan, mit ihrem Blut, auf ihren Leibern sich den Weg zur Insurrection Oesterreichs und Polens zu öffnen, der ihnen auf anderen Seiten durch die Wachsamkeit der Regierungen versperrt ist! Freunde, Glaubensgenossen, traut den Versprechungen dieses Mannes nicht – das Herbeirufen Garibaldi's in Euer Land giebt sofort Euerem berechtigten Kampf gegen Euere Unterdrücker einen anderen Charakter und fordert Oesterreich und Rußland, ja selbst die Swabi gegen Euch heraus! Traut niemals auf die englischen Versprechungen. Blickt auf Syrien, wo der falsche Engländer mit dem Türken Hand in Hand alle Anstrengungen der anderen christlichen Staaten zu Gunsten Euerer Brüder, der gleich Euch von den Türken gemordeten Maroniten, hintertreibt! In demselben Augenblick, wo dieser Mann den Beistand Englands verheißt, hat dasselbe England dem Großherrs gegen hohe Prozente das Geld vorgeschossen, um seine Flotte an Euere Küsten zu senden und englische Schiffe kreuzen mit den türkischen vereinigt vor Antivari! England ist es, dessen Druck Euere Freunde in Griechenland und auf den Inseln verhindert, Euch Beistand zu bringen! England,

wagt dieser Mann Euch zu sagen, sei der Hort und Helfer der Unterdrückten – ja, vielleicht, wenn es dabei Länder oder Geld zu verdienen giebt! Noch niemals hat England der Freiheit umsonst einen Dienst gethan! In diesem Augenblick fordert das Volk der ionischen Inseln seine Befreiung von der englischen sogenannten Schutzherrschaft, die nichts Besseres ist, als türkische Zwingherrschaft! seinen berechtigten Anschluß an Griechenland, und das Protektorat Englands antwortet dem gerechten Wunsch der freien Griechen mit hundert neuen Armstrong-Kanonen auf der Citadelle von Corfu, und der Erklärung des Belagerungszustandes und Kriegsgericht! Das, Männer der Herzegowina, ist, was Ihr von dem Beistand des General Garibaldi und der Hilfe Englands zu erwarten habt. Jetzt wählt zwischen dieser und dem schwarzen Czar von Moskau!«

»Ah – ein russischer Agent,« meinte heftig der Garibaldiner, »ich dachte es mir fast!«

»Ich bin ein Reisender, wie Sie, Monsieur Garibaldien,« sagte spöttisch der Offizier, »der hierher kommt, Land und Leute kennen zu lernen, und sich zu überzeugen, in wie weit ihr Schmerzensschrei gerechtfertigt ist. Der Unterschied zwischen uns ist nur, daß ich ihnen zu helfen wünsche und Sie auf ihre Kosten politisch spekuliren wollen. Sollte Ihnen jedoch meine Anwesenheit unbequem sein, so bin ich gern bereit, Sie oder mich davon zu befreien.«

Der Garibaldiner wollte auffahren, aber ein Blick auf den umgebenden Kreis bewies ihm, daß er wenig Freunde hier finden würde, – seine Pläne waren vereitelt. »Die Vorkämpfer der Freiheit,« sagte er, »drängen Keinem ihren Beistand auf – wenn die Rajahs der Herzegowina der Meinung sind, daß sie besser fahren, auf die zweifelhafte Hilfe des Kaisers von Rußland zu warten, statt die bereite des General Garibaldi und seiner Freunde anzunehmen, so mögen sie es zu ihrem Schaden thun!«

Den Augenblick benutzte geschickt der französische Agent. »Seine Majestät der Kaiser Napoleon, dem das Schicksal der Christen auch dieses Landes zu Herzen geht, obschon sie nicht seiner Kirche angehören, wie seine Sympathien für Eure Glaubensbrüder, die armen Maroniten in Syrien durch die Besetzung des Landes mit seinen Truppen zur Genüge bewiesen, hat Monsieur Hecquard, seinen Consul in Skadar, beauftragt, Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Montenegro 5000 Franks zum Besten der armen obdachlos gewordenen Christenfamilien zu übergeben; ich selbst habe sie vorgestern dem Fürsten Nikita überbracht.«

»Und warum,« frug der Protopope, »hast Du sie nicht hierher gebracht, wo es in diesem Augenblick Hunderte von obdachlosen Familien giebt, während in Montenegro jede noch ihr Dach hat?«

Der französische Agent schwieg etwas verlegen auf die unerwartete Frage, dann sagte er: »Der Consul ist der Ueberzeugung, daß Seine Durchlaucht der Fürst Nikita der Freund seiner Glaubensbrüder in der Herzegowina und das Geld für den Zweck gesicherter in seinen Händen ist, als es bei der Uebermacht der Türken in diesem unglücklichen Lande sein würde.«

Der russische Offizier war an den Steintisch getreten: »Ich habe keinen offiziellen Auftrag dazu, auch sind meine Mittel gering, aber ich glaube im Sinne meines erhabenen Monarchen des Czaren zu handeln, wenn ich hier eine Anweisung auf den russischen Consul Collegien-Assessor Petkovich in Ragusa für fünftausend Rubel gültig, zu dem gleichen Zweck niederlege. Das Geld kann in Beträgen von je tausend Rubeln gegen die Unterschrift des hochwürdigen Abtes dieses Klosters und zweier Kapitanis der Krieger der Rajahs in Ragusa erhoben werden.«

Ein donnernder Jubel- und Dankruf brach rings umher in dem Kreise aus. Die Männer drängten sich um den Offizier, drückten seine Hände und küßten den Saum seines Rockes. »Gott und die heilige Jungfrau mögen den schwarzen Czaren segnen! Die Moskows haben ein Herz für ihre Brüder!«

Auch die zweite Spekulation auf die Noth der Söhne des rauhen Landes war durch den geschickteren Schachzug russischer Diplomatie vereitelt.

»Ich kann unseren tapferen mißhandelten Glaubensbrüdern in diesem Lande ferner mittheilen,« fuhr der Offizier mit erhobener Stimme fort, »daß der Czar keineswegs ihrer Noth und ihrer berechtigten Klagen vergessen hat, und daß Seiner Majestät Gesandter in Constantinopel Fürst Alexis Labanoff Rostowsky bei der Pforte die energische Forderung auf genügende Garantien für die volle Ausführung der Bestimmungen des Hat Humayum in den slavischen Provinzen der europäischen Türkei gestellt hat, unterstützt durch eine russische Armee von 50000 Mann, die in diesem Augenblick am Pruth zusammengezogen wird!«

Wieder erscholl der Jubelruf: »Gott segne den schwarzen Czaren! Laßt uns ihm vertrauen!«

Erst auf den Wink des Abtes legte sich die Begeisterung der versammelten Männer. »Brüder,« sagte der Higumenos – »auch dem guten Willen des Kaisers der Franken gebührt Euer Dank und möge seine Gabe Euch Allen zu Gute kommen. Ich schlage vor, daß wir durch unseren Freund den tapferen Kapitano Bukalovich den Fürsten Nikita von den neuen Grausamkeiten unserer Unterdrücker unterrichten und ihn um Beistand bitten lassen. Auch dem großen General Garibaldi wollen wir danken für seine Theilnahme, wenn wir auch seinen Beistand ablehnen müssen, da er unsere anderen Freunde mißtrauisch machen könnte. Gott hat unser armes Land derart gemacht, daß ohne den Beistand seiner Söhne, keine fremde Macht es passiren kann. Ich schlage vor, daß von dem Gelde, welches dieser edle Herr bei dem russischen Konsul für uns niedergelegt hat, die ersten tausend Rubel sogleich durch einen sichern Boten erhoben und für die armen Bewohner der fünf Dörfer verwendet werden, welche die Grausamkeit unserer Feinde soeben zerstört hat. Ich bin ein Greis und der allmächtige Gott kann in jeder Stunde meinem Leben ein Ziel setzen. Ich wünschte gern noch zu einem guten Werke meine Hand zu leihen, bevor ich von Euch scheidel!«

Das Wehklagen, die innigen Wünsche für das Leben und Wohl des alten Priesters bezeugten, wie beliebt er war und welch' großes Vertrauen das Volk in ihn setzte. Seinem Wunsche und Rathe gemäß, wurde alsbald die Anweisung auf das Geld ausgestellt und zweien der Gemeindevorsteher übergeben, mit dem Auftrag, sofort die tausend Rubel in Ragusa einzukassiren, und von einem Theil allerlei Dinge, wie sie den Beraubten und Obdachlosen nöthig sein durften, anzukaufen. Daß Pulver, Blei und Waffen dabei nicht fehlen durften, verstand sich von selbst. Die österreichische Douane war damals sehr nachsichtig, und ungehindert passirten alle Lebensmittel und Ausrüstungs-Gegenstände die dalmatinische Glänze, ja wurden von den Dalmatinern selbst eine Strecke in's Land hineingeschaft, bis sie in Sicherheit waren.

»Brüder,« fuhr der Higumenos fort, »ich habe eine weitere Nachricht für Euch, denn so arm wir auch sind, haben wir doch auch Freunde in Stambul. Ihr erinnert Euch an Omer Pascha den Sirdar!«

»Der Renegat, der im Libanon die Christen verfolgte und 1850 und 1851 in ganz Bosnien durch seine Grausamkeit und Härte der Schrecken und die Geißel der Rajah war!«

»Der Feind Montenegros,« rief Nucalovich – »der uns bedrängte und den unsere Junaks tapfer zurückschlugen? was ist's mit ihm?«

»Merkst Du die Gefahr, Sohn der schwarzen Berge?« frug der Abt. »Auf und melde dem Vladika Nikita, dem Neffen des edlen Danilos, der bisher gezögert und verschmäht hat, sich offen seiner Glaubensbrüder in der Herzegowina anzunehmen und mit ihnen vereint den Türken zu bekämpfen, daß der Sirdar Omer auf dem Wege nach Antivari ist und der Großherr ihn zum Wessir von Bosnien gemacht hat und er Macht hat auch über Macedonien und Albanien, auf daß er die Rajah mit Füßen trete und die Söhne der schwarzen Berge wieder zum Schemel des Bluttrinkers in Stambul mache!«

»Niemals – er möge kommen und sich noch einmal an unseren Bergen Beulen in seinen Turban stoßen!«

»Jetzt Brüder!« sagte der Abt, »werdet Ihr begreifen, warum der Muschir Ismaël sich beeilt, eine Botschaft zu senden und um Unterwerfung zu verhandeln! Er möchte sich den Ruhm sichern, die Rajah unterjocht oder betrogen und Nikschitj befreit zu haben, ehe der Sirdar kommt, sich die Belohnung dafür vom Großherrs zu holen!«

»Verdammt sei das Zaudern!« schrie der wilde Czernagorze. »Freunde, ich habe Euch eine Mittheilung zu machen!«

»Sprich!«

»Der Vladika – da er zur Zeit noch im anerkannten Frieden mit der Pforte lebt, hat es nicht verweigern dürfen, einem Transport von Pferden und Lebensmitteln zur Verproviantirung von Nikschitj von Podgoritza her den Weg durch unser Land zu gestatten!«

»O Schmach!«

»Es ist kein Nachtheil für Euch, wenn Ihr Männer seid!«

»Wie meinst Du das Kapitano Bucalovich?«

»Noch ist der Transport nicht in der Festung! Erst diese Nacht passirt er die Berge von Ostrog, um in der Morgendämmerung sich auf die Posten der Rajahs zu werfen. Ein Ausfall Mahmud Pascha's wird der Escorte der Albanesen die Hand reichen.«

»Die Kolonne darf die Festung nicht erreichen – oder alle bisherigen Opfer waren umsonst!«

»Das Weitere ist Euere Sache – Ihr seid gewarnt!«

»Dank Bruder Bucalovich!«

Die Führer traten sofort zu einem engern Rath zusammen.

Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß – als die ausgestellten Wachen in diesem Augenblick das Herannahen der Abgesandten des Muschirs meldeten, – die Stimmung zu ihrem Empfang und zur Entgegennahme ihrer Vorschläge keine diesen sehr günstige war; dennoch gelang es dem strengen Befehl der Führer, vor Allem der Mahnung des Abtes, die Ruhe in der Versammlung herzustellen und sich zu einer würdigen Aufnahme der Abgesandten vorzubereiten.

Während die Krieger niederen Ranges und das Volk zurücktreten mußten, nahmen die Führer wieder ihre Plätze um den Eichentisch ein. Mehrere Kissen wurden vor demselben für die Abgesandten auf den Boden gelegt, und ein tiefes und ernstes Schweigen lag über der ganzen Versammlung, als die Türken jetzt sich näherten.

Nach der vorangegangenen Abmachung war die Reiterescorte der Gesandten des Muschirs am Fuße der Höhe zurückgeblieben und nur sechs Männer erschienen auf dem Plateau, an dessen Abhang sie von ihren Pferden stiegen und von zwei der Kapitanis empfangen wurden,

die sie durch die in gewisser Entfernung rechts und links gelagerte Menge zu den Häuptlingen unter dem Kastanienbaum führten.

Es waren zwei ältere Männer in der militärisch ziemlich unkleidsamen Uniform des Nizam, ein Mufti als Schreiber der Gesandtschaft, ein jüngerer türkischer Offizier mit den Abzeichen eines Mir Alai oder Obersten, und – zum großen Erstaunen der Versammelten – ein christlicher Priester in dem langen braunen Rock eines Popen. Kaum unterdrückte Zeichen des Unwillens begleiteten das Erscheinen des Letzteren auf dem Wege zu dem Halbkreis der Kapitanis.

In diesem hatte seinem Range gemäß der Knees Luca Oukalowitsch den Vorsitz übernommen, und auf seinen Wink erhoben sich die Versammelten und erwiederten den stolzen Selam der Abgeordneten.

»Die Gesandten des Muschir sind willkommen,« sagte der Woiwode. »Sie kommen zu armen Rajahs und mögen sich begnügen mit dem, was die Grausamkeit ihrer Brüder uns gelassen hat. Mögen sie Platz nehmen in unserer Mitte. Ihr Haupt ruht sicher in unserem Schoos, wenn sie auch unsere Feinde sind!«

Auf den Wink des Abtes brachten die Klosterdiener Kaffee und die Schibuks, ohne welche keine orientalische Versammlung stattfinden kann.

Nach einigen Zügen wandte sich das Haupt der Abgesandten, ein alter weißbärtiger Moslem zum dem Slaven, der ihn begleitet und ließ sich den grünseidenen Beutel geben, der das Schreiben des Muschir enthielt.

»Wir kommen im Namen des Propheten und seines Sohnes, des Gebieters der Welt, um Euch diesen Brief des Begler-Beg von Bosnien und der Herzegowina, des großen Muschir Ismaël zu bringen. Möge Allah Eueren verkehrten Sinn erleuchten und Euern Geist demüthig machen. Wer von Euch ist der Aga Luca Oukalowitsch, an den dieser Brief gerichtet ist? Ich bin Mehemed Serdschek, der Kadi von Konjitz.«

»Ich habe von Dir gehört und weiß, daß Du keiner der Schlimmsten bist gegen die Rajah,« sagte der Woiwode, den Brief mit jener Achtung empfangend, welche die geknechteten Rajahs selbst während der blutigsten Erhebungen stets der Oberherrlichkeit des Großherrn bewiesen haben und die so oft von den Türken getäuscht und mißhandelt worden ist. »Aber was will der Mann dort?« er wies auf den Popen, »er scheint ein Christ nach seiner Kleidung, wenn er damit nicht Mummerei treibt, und ein Diener unserer Kirche?«

Der Pope beeilte sich, die Frage selbst zu beantworten.

»Tapferer Luca, kennst Du denn Alexa den Diakon des Klosters Morawtzi nicht mehr, der gekommen ist, in Gemeinschaft mit seinem gelehrten und frommen Bruder, dem Higumenos Michael Euch von Euerem gottlosen Widerstand gegen Euren gesetzlichen Oberherrn, den mächtigen Großherrn in Konstantinopel abzurathen und Unterwerfung zu predigen gegen die gesetzliche Obrigkeit, denn der Heiland spricht . . . «

»Halt Priester,« donnerte die mächtige Stimme des Woiwoden. »Zuvor beantworte mir eine Frage, ehe wir Deiner Rede weiter horchen.«

»Sprich tapferer Luca, ich weiß, Du willst nur das Redliche und Gute, und es hat sich nur der böse Geist des Ungehorsams über Deinen frommen Sinn gelagert, wie der Nebel über die Thäler unserer Heimath!«

»So bist Du ein Sohn der Herzegowina? Ich wußte es nicht!«

»Ich bin ein Enkel Ruwims, des Archimandriten des Klosters Nogowadia, den der grausame Aganlia, der schlimmste der vier Deys, zu Tode marterte. Er ist ein Heiliger im Himmel und sein Enkel sucht in Demuth und Gehorsam ihm ähnlich zu werden, darum o Knees ermahne ich Dich, die Waffen des Aufruhrs von Dir zu thun!«

»Mögen Deine Worte verdammt sein, Du Sohn eines Hundes!« brüllte der Knees. »Bringt einen Weiberrock herbei und zieht diesem Verräther den Ehrenkaftan eines Priesters des christlichen Glaubens von seinem, nach Furcht stinkendem Leibe, aus. Wisse Alexa, der Du Dich rühmst der Enkel Ruwims zu sein, die Rajah der Herzegowina achten ihren Feind, den Moslem, aber den Verräther an ihrem heiligen Glauben, der ihnen rath, ihre Weiber beschimpfen und ihr Korn von den Rosseshufen ihrer Tyrannen geduldig zertreten zu lassen, den verachten sie, weil er das Kreuz und sein Land schändet und jagen ihn von sich wie einen räudigen Hund! Bringt einen Weiberrock hierher!«

Man brachte in der That ein zerrissenes Frauengewand. Vergebens berief sich der Diakon auf den Schutz der Gesandtschaft und forderte Beistand von dem jungen Offizier. Der Mir-Alai wandte sich mit Verachtung von ihm und spie auf die Erde. »Du hast Dich ungerufen uns angeschlossen« sagte er höhnisch. »Du hast Nichts zu schaffen mit dem Auftrag des Wessirs. Die Christen, Deine Brüder haben Recht, Dich für einen Feigen zu halten, der mit doppeltem Odem bläst!« So konnte denn Nichts den Diakon von dem ausgesprochenen Urtheil retten und in wenigen Augenblicken war er seines geistlichen Gewandes entledigt und, mit dem Weiberrock bekleidet, unter höhnendem Geschrei zu den, am Aufgang des Plateaus zurückgebliebenen Dienern gejagt, während er Verwünschungen und Drohungen gegen den Abt ausstieß, der schweigend und ohne sich einzumischen, der Beschimpfungs-Szene beigewohnt hatte.

Auf ein Zeichen des Knees beruhigte sich alsbald die Menge.

»Du hast gesehen Mehemed Serdschek, Kadi von Konjitz, daß auch die Rajah der Gebirge Gerechtigkeit lieben. Jetzt laß uns die Botschaft des Begler-Beg hören!«

»Sie ist an Dich selbst gerichtet, Knees!«

»Luca Oukalowitsch hat keine Geheimnisse vor seinen Brüdern. Möge der Pope Andreas den Brief Ismaël Pascha's in dieser Versammlung öffentlich vorlesen.«

Der Kadi, der wahrscheinlich den Inhalt kannte, biß sich auf die Lippen, aber er konnte Nichts thun dagegen, der Brief lautete:

»Ismaël Pascha, durch die Gnade unseres Herrn, der Leuchte des Weltalls, Muschir und Begler-Beg von Bosnien und der Herzegowina.

An

Luca Oukalowitsch, den ehemaligen Knees der Nahie von Sjenitz, Kapitano der rebellischen Rajahs.

Gegeben in unserer Stadt Bilisce am 10. Tage des Monats Rebi el awwel im 1283. Jahre der Hegira.

Betraut mit dem Schwerte des Großherrn befehle ich Dir Slave, von Deinem schändlichen Aufruhr gegen die Gebote des Lichtes der Welt abzulassen und die Waffen der im Aufstand begriffenen Rajahs bei meinem Zorn niederzulegen. Du sollst Nikschitj nicht mehr bedrängen und Brod und Fleisch frei eingehen lassen in die Stadt. So Du und Deine Kapitani binnen 3 Tagen nach Empfang dieses Befehls an die Thore von Mostar als Büßende kommt und einen

Eid leistet auf den Koran und das heilige Buch Eures falschen Propheten, so soll Euch Vergebung werden und Ihr Alle Euer Haupt behalten bis auf zwei, die Euch mein Abgesandter, Mehemed Serdschek der Kadi von Konjitzza, nennen wird, der beauftragt ist, Dir Luca zehntausend Piaster in gutem Gold zu zahlen für Dein Bemühen, die toll gewordenen Giaurs zu Verstande zu bringen und sie zum Gehorsam gegen den Großherrscher und die Gesetze des Reichs zurückzuführen. Auch will das Licht der Welt in seiner Gnade, daß die Bestimmungen seines Hat-Humayum in Euerem Lande zur Ausführung kommen, wie es die Gesandten der Könige des Abendlandes, seiner Vasallen, an seinem hohen Thron zu Stambul von seiner Gerechtigkeit erfleht haben, auf daß seine Unterthanen verschiedenen Glaubens inkünftig friedlich beisammen leben und nicht wieder der Stimme der Verleumder und Aufhetzer gegen Euren Herrn folgen mögen. Dies thue ich Ismaël Pascha Dir zu wissen, damit Ihr Euch in Eurer Thorheit nicht etwa auf falsche Gerüchte und den Beistand der Franken verlassen mögt, der bosch – Nichts – ist gegen die Macht und die Gerechtigkeit des Großherrn. Möge Allah Dich erleuchten, damit meine Abgesandten mir Deine Unterwerfung anzeigen, denn es würde meinem Herzen leid thun, über Dich und alle ferner Ungehorsamen in den drei Liva's des Fjalet von Bosnien alle Schrecken von Feuer und Schwert zu bringen, bis kein Rebell mehr die Luft dieses Landes verpestet. Denn es ist besser, keine Unterthanen zu haben als ungehorsame. Ich habe gesprochen.«

»Und Du hast gelesen Pope! und Ihr habt gehört, was Euch bevorsteht Brüder, wenn Ihr so hartköpfig seid, dem süßen Lispeln des Osmanli nicht wiederum trauen und lieber die Ehre Eurer Weiber und Töchter, das Korn, das Euer Schweiß dem Boden abgerungen, die Hütte, die Euer Haupt gegen Sturm und Schnee deckt, und Euern alten Glauben bewahren zu wollen mit der Kraft Eurer Faust und dem Blut Eurer Herzen! Ist der Brief des Muschir zu Ende?« frug des Knees.

»Er ist es!«

»So bleibt uns nur noch Eins zu wissen, ehe wir gleich den verachteten Juden Buße thun in Sack und Asche, unsere Flinten und Säbel zerbrechen und mit dem Strick um den Hals zu dem Thore von Mostar pilgern, um die Füße unserer alten Herrn zu lecken. Das ist, welche Zwei es sind, die der Muschir ausnimmt von seiner Gnade, auf daß wir sie gebunden vor ihn legen, damit er ihre Häupter zur Warnung auf die Zinnen seiner Mauern pflanze! Sprich Moslem: wer sind die beiden Männer, die der Muschir ausnimmt von seiner unermeßlichen Gnade? Da er mich mit zehntausend Piaster gekauft hat, kann der Kopf des Luca Oukalowitsch schwerlich darunter sein, welchen Ruhm es ihm auch bringen würde!«

»Du redest Dich selbst um Deinen Kopf, Christ,« sagte finster der Kadi. »Es sind die Mörder so vieler Gläubigen, deren Blut um Rache schreit. Es ist der Mann, der sich den Bären der Herzegowina nennt, und sein Genosse: Iwo der Blutige. Liefere sie aus, und die Gnade des Großherrn wird Dich groß machen!«

Ein tobendes Geschrei des Unwillens, verstärkt durch das Zusammenschlagen der Waffen, folgte dem Verlangen des Türken und zeigte die Gesinnung der Versammlung.

Wieder winkte der Knees und abermals legten sich die brausenden Wogen der erregten Leidenschaft.

»Kadi Serdschek,« sprach der Knees. »Hast Du die zehntausend Piaster bei Dir?«

»Hassan mein Slave führt den Beutel mit Gold an dem Sattelknopf seines Rosses! Du sollst sie zur Stelle haben, da Du als wackerer Mann sie nicht heimlich in Deinen Kasten schließen willst – der Muschir wird andere Wege wissen, Dir zu vergelten!«

»Wohlan so höre die Antwort des Luca Oukalowitsch, des Kneesen, den die freien Rajahs der Herzegowina zu ihrem Waffenherrn erwählt haben. Sage dem Muschir, wenn er das Geld, das er mir schmachvoll geboten, verzehnfacht den Wittwen und Waisen der fünf Dörfer giebt, die seine schändlichen Horden niedergebrannt und zerstört haben! wenn er seinen Nizam binnen drei Tagen aus den Gränzen von Bosnien führt; wenn er uns zur Sühne den Kopf des Pascha Wusseïn schickt, der die Kinder seines eigenen Vaterlandes von den Eberzähnen der Schipetaren zerfleischen ließ, und der Großherr auf den Koran und die Bibel schwört, daß niemals ein türkischer Soldat sie je wieder überschreitet, dann soll Frieden sein zwischen mir und seinem Wesser. Bis dahin, Kadi, Krieg gegen unsere Tyrannen, Krieg bis aufs Heft des Messers und die letzte Kugel in unsern Flinten: so, Kadi, habe ich, Luca der Rajah, es geschworen!«

Ein stürmischer Beifallsruf bekundete die Zustimmung der ganzen Versammlung, und während desselben hatten die Abgesandten sich von ihren Kissens erhoben.

»Unser Wort ist heilig,« sagte der Abt – »Freunde, diese Männer müssen ungekränkt durch unsere Wachen und zu den Ihren entlassen werden. Ich selbst werde sie begleiten.«

»Noch ein Wort Christ,« sagte der Mir Alai, der bisher ein stolzes Schweigen beobachtet hatte, unterwegs zu dem Abt.

»Sprich!«

»Ich hörte, daß viele Rajah-Frauen und Mädchen in Dein Kloster geflüchtet sind?«

»So ist es!«

»Ich sah, daß die Kula der Grahowen unterhalb dieses Berges, eine Stunde nach Morgen leer steht. Sind die Bewohner derselben unter den Flüchtlingen?«

»Sie sind es!«

»Alle?«

»Alle, die der Flucht bedurften! Warum fragst Du?«

»Alter Mann, Dein Haar ist weiß und Du bist ein Derwisch der Christen, die von der Liebesglut, welche wie das Feuer der Vulkane durch die Adern der Jugend rollt, Nichts wissen. Ali ist jung noch und er liebt das Mädchen aus jener Kula. Er möchte sie sehen und ihren Eltern den Kaufpreis dafür zahlen. – Ali ist reich und sein Vater Savfet Pascha sitzt im Divan, im Rathe des Großherrn.«

»Weißt Du nicht Moslem,« sagte finster der Greis, »daß die Christen ihre Töchter nicht in die Harems der Moslems verkaufen?«

»Du redest Koth, Christ, obschon Dein Haar weiß ist,« sagte verächtlich der Moslem. »Savfet meinte, Du würdest andere Dinge gesehn haben, als den Kauf eines Rajah-Mädchens. Geh' auf den Bazar in Stambul und Adrianopel, und Du wirst mehr als ein Christen-Mädchen sehn, das ihre Eltern und Brüder mit Freuden für blankes Silber dem Harem des Moslem gegeben haben. Ich war zwei Jahre im Abendlande bei den Christen, in Wien und Paris und kenne ihre Gebräuche. Oder verkaufen dort die Armen nicht auch ihre Töchter zu Slavendiensten an die Reichen? Nur daß der Muselmann die zu seinem Dienst gekauften Weiber besser behandelt,

als die, welche an den Gekreuzigten glauben und sich besser dünken als die ungebildeten Osmanlis.«

Der Abt hatte zu viel im Leben erfahren und beobachtet, um nicht die Wahrheit des Vorwurfs anzuerkennen. »Das Mädchen,« sagte er, »ist dennoch zu gut, um zu bloßer Sinnenlust ein Gegenstand des Kaufs zu sein. Aber Du sollst sie sehen und aus ihrem eigenen Munde hören, daß sie eine echte Tochter ihres Volkes ist; denn Du sollst nicht ohne Antwortschreiben zu dem Wessir zurückkehren, Mir Alai!« Er wandte sich zu dem Novizen, der auf seinen Wink sie begleitet hatte. »Rufe Deine Schwester hierher!«

Der Klosterschüler eilte davon und bald darauf führte er das Mädchen herbei. Als sie den jungen türkischen Offizier erblickte, erröthete sie tief in der Erinnerung des Versuchs, den er gemacht hatte, sie gewaltsam aus dem Hause ihrer Eltern zu rauben. Liegt es doch in der Natur der Frauen, welches Namens und Glaubens sie auch sein mögen, hinter der Brutalität der Sinne, hinter jeder Gewaltthat, die ihnen gilt, eine ihre Eitelkeit und ihre Gedanken befriedigende Ursach – die Liebe! zu sehen.

Der Abt betrachtete mit seiner gewöhnlichen strengen Miene das junge Paar. »Ali Savfet, der Mir Alai des Großherrn,« sagte er, »frägt nach der Sitte seiner Väter um den Kaufpreis des Rajah-Mädchens. Soll ich ihn an Petros Deinen Vater damit verweisen? Er ist ein armer Mann und liebt leider das Geld mehr, als seinem Seelenheil gut ist!«

»Heilige Jungfrau – er wird nicht das Blut seines eigenen Kindes verkaufen! Geh' Moslem – ich konnte Dir verzeihen, daß Du die Rajah-Jungfrau rauben wolltest – aber niemals, daß Du das freie Christen-Mädchen zu kaufen denkst. Lieber den Tod, als die Entwürdigung.«

»Hüte Dich Rajah-Dirne!« sagte hart der Moslem. »Weißt Du, daß Savfet Macht genug hat, Deinen Stolz zu beugen und Dich schlechter zu machen als die schlechteste Jüdin, ein Wort von mir und Du, die ich zu meiner Khanum machen wollte, magst die Beute der Bozüks und Golatschanen werden! zu niedrig, daß der geringste Arabadschi Dich zum Weibe begehrt!«

»Thue Dein Schlimmstes Moslem,« rief die Jungfrau – »ich sehe, ich habe Dich für besser gehalten als Du bist. Niedrig denkt der Türke vom Weibe, das den Sohn Gottes geboren, und darum wird untergehn das Geschlecht der Osmanli; denn Gott hat Weib und Mann geschaffen, daß Eines am Andern erstarke, und der Mann, der sein Weib nicht ehrt, ist schlimmer als das Thier des Waldes und der Vogel in der Luft. Gehe hin zu den Söhnen der schwarzen Gebirge und lerne an dem Rauhesten von ihnen, daß das Weib die Gefährtin des Tapferen und Edlen sein soll, nicht das Spiel seiner Lüste! Sende Deine Räuber und Mörder – mein Glauben lehrt mich zu sterben!«

»Deine Gefährten werden ungeduldig, edler Aga,« sagte mit Hohn der Abt – »es ist besser für Deinen Ruf, daß Du das Weib, das Du begehrt, nach der Sitte der Begs, Deiner Väter freist, mit Schild und Speer, als mit dem Gelde der Wechsler. Wenn Du ein Junak bist, so hole sie – der Higumenos wird sie für Deine Boten bewahren. Nimm diesen Brief aus den Händen einer bosnischen Jungfrau für Deinen Gebieter den Muschir und möge damit unser Aller Schicksal sich erfüllen; denn die Zeit ist gekommen, daß Gerechtigkeit geübt werde zwischen Herrn und Slaven, zwischen Christ und Muselman!« –

Er legte in die Hand des Mädchens den sorgfältig in ein Seidentuch geschlagenen und mit Schnüren umbundenen Brief, den ihm der blutige Iwo in der Nacht vorher gebracht, und an dessen Wiederbesitz dem Pascha Wussein so viel gelegen gewesen, und hieß sie, ihn dem Offizier des Islam gegen das Gelöbniß, ihn sofort dem Muschir auszuhändigen, zu geben.

Ihre Hände berührten sich, als es geschah, und ein reinerer besserer Geist, der Geist jener Ritterlichkeit, der einst die Mauren von Granada mit den Franken um die Schönheit und Liebe edler Frauen kämpfen ließ, der die Krieger des Morgenlandes in die Schranken rief gegen die eisengepanzerten Helden der Kreuzfahrer und die Ritter des löwenherzigen Richard – schien den jungen Osmanli zu überkommen. »Bei Allah und dem Propheten,« sagte er – »Du hast das Herz Ali's gewonnen, Mädchen! Bewahre sie mir, Priester, zu Deinem eigenen Heil, – denn ich werde sie von Dir fordern, ehe der Mond zum dritten Mal Dein Kloster bescheint!«

Im nächsten Augenblick hatte er sich auf sein feuriges Roß geschwungen und sprengte seinen Gefährten nach, der Higumenos aber schaute finster hinter ihm drein. »Thörichter Knaube,« murmelte er, »Du selbst glaubst an das Kismet und wähnst doch das Schicksal wenden zu können nach Deinem Willen. Ich müßte schlecht den Mann kennen, dessen Verhängniß Du mit Dir trägst auf eilendem Roß, wenn er warten würde, bis Du Deinen trägen Nizam auf die Beine gebracht, das Weib Deines Herzens Dir zu holen aus dem Hause des Rächers!«

Und raschen Schrittes ging er zurück zu dem Kastanienbaum, wo die Führer beriethen, was geschehen solle.

»Was meint der hochwürdige Higumenos, das zunächst geschehen muß auf die hochmüthige Botschaft des Muschir?«

»Ihm selber die Antwort bringen an die Thore von Trebinje, noch ehe die Sonne wieder die Kuppeln ihrer Minarets vergoldet.«

Allgemeine Zustimmung folgte dem kühnen Rath, und sofort wurde beschlossen, daß die noch disponible Streiterzahl der Rajah sich theilen und der größere Theil gegen Mostar sich wenden, eine geringere Zahl aber der Schaar, welche Nikschitj belagerte, zu Hilfe eilen sollte, um die neue Verproviantirung zu verhindern.

Nach einer weiteren Vereinigung sollte der Luca die Führung des Angriffs gegen Trebinje, zunächst gegen Ficebo, übernehmen, das kaum einen Tagemarsch von dem Kloster entfernt liegt; der Häuptling aber, welcher der Bär der Herzegowina vom Volke genannt wurde und wegen seiner Kühnheit und Tapferkeit bei diesem großes Vertrauen genoß, trotz des geheimnißvollen Dunkels, mit dem er seine Person zu umgeben verstand, so daß nur der Abt seinen Namen und Aufenthalt kannte, wenn er rechtzeitig erschiene, den Ueberfall des Provianttransports für die bedrängte Festung leiten. Der von dem Montenegriner bezeichnete Paß, durch welchen der auf 80 Pferde geschätzte Zug auf der Straße durch Montenegro wieder auf bosnisches Gebiet treten sollte, lag nicht weiter als Trebinje von dem Kloster entfernt und war daher noch bei Zeiten zu erreichen. Der Abt übernahm es, dem Häuptling sofort Botschaft zu senden, damit er die zum Ueberfall bestimmte Schaar an geeignetem Punkte treffen möge, Iwo dagegen sollte im Kloster zurückbleiben, um mit den Männern, die dahin geflüchtet, die Weiber und Kinder zu vertheidigen.

Es war nun Alles Leben und Eifer, denn der Abmarsch mußte mit sinkender Sonne geschehen. Boten wurden nach allen Seiten gesandt, um Verstärkungen und Zuzug aufzubieten, und jetzt zeigte es sich, daß das Kloster des heiligen Basilius nicht allein der Ort der Beratungen der aufständischen Rajahs, sondern auch ihr Hauptwaffenplatz war; denn auf den Befehl des Abtes wurden jetzt die Gewölbe der Kirche geöffnet und Waffen aller Art, Pulver und Blei an die Krieger vertheilt, und selbst ein kleines Berggeschütz, leicht durch Pferde oder Menschen transportirbar, kam zum Vorschein und wurde der Abtheilung des Luca überwiesen. Gedörktes Mehl und Fleisch und der nie fehlende Slibowitza bildeten den Proviant

der Ausziehenden, und als die Sonne noch die Gipfel des Küstengebirges berührte, standen schon die beiden Schaaren fertig gerüstet und zum Abmarsch bereit, und in der kleinen, von schweren Quadern massiv gebauten Kirche lagen die Weiber und Kinder auf den Knien im Gebet für ihre ausziehenden Verwandten.

Während eine fast fieberische Thätigkeit den Higumenos zu beseelen und er sich zu verdoppeln schien, hatte der russische Offizier mit einer gewissen Unruhe alle diese Anstalten beobachtet, doch begnügte er sich damit hin und wieder einen Rath zu ertheilen, bis der Abt endlich zu ihm trat.

»Und welchen Entschluß hat Major Tschernajeff gefaßt, da er es verschmähte, mit den Boten nach Ragusa oder mit dem Abgesandten des Wessirs zu den Konsuls nach Mostar zu gehen? Der Agent des Franken-Konsuls ist im Begriffe nach Cettinje zurückzukehren.«

»Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß ich hierher gekommen bin, Land und Vorgänge zu beobachten, nicht bei der ersten Gefahr mich furchtsam zurückzuziehen. Ich bleibe.«

»So wollen Sie im Kloster verweilen oder haben Sie Lust, eine dieser Schaaren zu begleiten? Gefahr ist überall.«

»Ich muß gestehen,« sagte der Offizier, »ich hätte große Lust zu dem Letzteren; denn ich möchte mich überzeugen, ob diese Männer so tapfer zu fechten verstehen, wie ihre Begeisterung es verheißt, und wie ihre Fechtart ist. Nur möchte ich volle Neutralität dabei beobachten und mich in keiner Weise avanciren, wenn es nicht etwa« – fügte er lächelnd bei – »die Verteidigung meiner eigenen Person erheischt.«

Der Abt sann einige Augenblicke nach. »Es ließe sich wohl bei beiden Expeditionen Ihr Wunsch erfüllen, doch welche würden Sie vorziehen?«

»Jedenfalls die der Aufhebung des Proviandtransportes, sie wird der freieste und eigentümlichste Kampf sein, und – wenn ich es Ihnen gestehen soll – ich wünschte, die Bekanntschaft des Bären der Herzegowina zu machen.«

»Wohlan, es sei! Ich werde Ihnen den Knaben Nikita mitgeben, der Sie schon einmal begleitet hat. Er wird Sie zu dem Manne führen, den das Volk den Bären nennt, vielleicht wegen der Kraft seiner Hand oder weil er sich fern hält von seinen Mitkämpfern, wie der Bär der Wildniß allein auf seinen Raub ausgeht. Sehen Sie nach Ihren Waffen und Ihrer warmen Decke für den Nachtfrost; denn die Morgen sind noch immer kalt im Gebirge. Ich werde dafür sorgen, daß eines der kleinen Bergpferde für Sie bereit ist, denn die Wanderung auf den ungebahnten Pfaden unserer Berge würde zu ungewohnt für Sie sein, und Sie dürfen sich unbedingt der Sicherheit des Thieres vertrauen. Nur müssen Sie mir das Versprechen geben, ohne zu fragen oder zu deuteln, allen Anordnungen des Bären Gehorsam zu leisten.«

»Ich bin Soldat und gebe mein Wort. Ich werde doch Gelegenheit haben, hierher zurückzukehren, wenn nicht etwa eine verirrte Kugel mir den Weg und jeden weiteren erspart?«

»Wir werden uns wiedersehen, wackerer Moskow, und nun lassen Sie uns scheiden, denn jene Männer warten auf mich zum gemeinsamen Gebet, und ich denke, auch Ihnen wird der Segen eines alten Mannes nicht von Uebel sein. Möge er Ihnen Glück und Ruhm bringen in Ihrem ferneren Leben, denn Sie zeigten ein warmes Herz für Bosnien, mein Vaterland!«

Er trennte sich von dem Offizier, der eilig sein Gemach aufsuchte und sein weniges Gepäck in Ordnung brachte. Als er mit dem umgeschallten Plaid, der Jagdtasche und der kurzen Büchse ausgerüstet wieder vor der Pforte des Klosters erschien, fand er den Novizen zwei

der rauhhaarigen, kleinen Bergpferde am Zügel, die so sehr den Kosakenpferden der Step-  
pen gleichen, nur starkknochiger als diese sind, und den Abt im vollen kirchlichen Ornat,  
die Monstranz erhoben, während alles Volk vor dem Heiligthum nach dem Ritus der griechi-  
schen Kirche umherstand, das Gesicht nach Osten gewendet. Die vom strengen türkischen  
Gesetz verbotene Glocke hallte ihre feierlichen Töne durch die würzige Abendluft, während  
die Sänger des Klosters den 94. Psalm angestimmt hatten, den das Volk schweigend hörte.  
Dann erhob der Priester seine Stimme in den feierlichen Sprüchen des Bekenntnisses und  
Segens, und das Volk fiel ein.

Das dreimalige Zeichen des Kreuzes, das Schwenken des Weihwedels und die improvisirte  
Weihe der Krieger, die für so Manche die letzte sein sollte, war vorüber.

Eine Handtrommel gab das Zeichen zum Aufbruch; ein Händedruck der Krieger an die  
in anderer Richtung abziehenden Freunde und Leidensgenossen, eine letzte Umarmung von  
Weib und Kind, und dahin zogen die beiden Abtheilungen der Kämpfer des Kreuzes.

Mit einer gewissen Verwunderung hatte der Offizier bemerkt, daß Abt Michael, ehe er  
zurückkehrte in das kleine Gotteshaus zu der verstümmelten Bewohnerin des Thurmes der  
Grahowen trat, und indem er das Kreuz über sie machte, einen Kuß auf ihre Stirn drückte –  
schien doch das Weib selbst von diesem Zeichen der Theilnahme tief ergriffen, ja erschrocken  
und ihr Auge folgte mit dem Ausdruck des Schreckens der hohen Gestalt des Abtes. Aber  
der Russe fand keine Zeit weiter darüber nachzudenken, denn der Novize berührte ehrerbie-  
tig seinen Arm und forderte ihn auf, das Pferd zu besteigen und den Voranziehenden sich  
anzuschließen.

---

Mitternacht war vorüber – der Mond warf seine Streiflichter auf den rauhen, kaum erkenn-  
baren Pfad des Kriegszuges durch die wilde, von weit überhängenden Felsblöcken oft ganz  
verdunkelte Schlucht. »Im Namen des Gekreuzigten, Halt!« Die Vordersten des Zuges stan-  
den. Petros der Hirt, der an der Spitze ging, seinen großen Schmiedehammer auf der Schulter,  
den breiten Gürtel mit Handjar und Pistolen gespickt, schwang seine furchtbare Waffe. »Wer  
bist Du – Freund oder Feind?«

»Blinder Narr! – Kennst Du den Bären nicht?« Eine hohe Gestalt trat aus dem tiefen Dun-  
kel der Felsenwand in's helle Mondlicht – ein Murmeln der Begrüßung lief den langen in  
Indianer-Reihe, höchstens zwei Mann hoch wandernden Zug entlang – es war seit einer Stun-  
de schon der strenge Befehl gegeben, jeden Lärmen, jede lautere Aeüßerung zu vermeiden.

»Gegrüßt sei der Bär, der Befreier der armen Rajah der Herzegowina!« Händedrücke der  
Führer der einzelnen Abtheilungen wurden mit dem geheimnißvollen Häuptling gewechselt,  
im Kreise drängten sie um ihn, berichteten die getroffenen Anordnungen und empfingen  
kurze und bestimmte Befehle.

Der Russe vermochte nur die hohe imposante Gestalt des gefürchteten Kapitano zu sehen.  
Er trug die gewöhnliche Kleidung des bosnischen Bauern, aber über seine breiten Schultern  
hing ein mächtiges schwarzes Bärenfell und die Kopfhaut des Thieres mit dem leuchtenden  
weißen Gebiß bildete eine Art Kaputze oder Bashlik nach russischer Art über dem Kopf, das  
Gesicht fast völlig verhüllend, daß man aus ihr heraus nur den weißen wallenden Bart und  
die funkelnden gebietenden Augen sah, während die Klauen des Unthiers gleich den Flügeln  
des Bashliks um Hals und Brust gekreuzt, den seltsamen Mantelschmuck festhielten.

Der geheimnißvolle Krieger führte weder Flinte noch blanke Waffe – seine Rechte stützte sich auf eine schwere Eichenkeule, kein Schmuck, kein Abzeichen sonst deutete den Rang und die Berechtigung des Befehlenden an, aber doch hatte die Stimme, die rauh und halb gedämpft aus dem zottigen Kopfschmuck hervordrang, etwas so Gebieterisches, daß wohl Niemand in der Schaar gewagt hätte, ihrem scharfen kurzen Gebot den Gehorsam zu verweigern.

Der Novize war von seinem Klepper gestiegen, bat den Offizier, den Zügel einige Augenblicke zu nehmen und drängte sich durch den Kreis in die Nähe des hohen Mannes, dem er offenbar von seinem Begleiter berichtete. »Sage dem Moskow,« hörte der Offizier ihn antworten, »er sei willkommen und möge thun nach seinem Gewissen. Ich werde später mit ihm reden – die Zeit drängt und unser Weg ist noch weit. Vorwärts Brüder!«

Der seltsame Führer, seine Keule über die Schulter werfend, trat, nachdem er nochmals den Befehl vorsichtigen Schweigens wiederholt hatte, an die Spitze des Zugs neben den Sauhirten, mit dem er, während der Marsch alsbald wieder begann, ein leises Gespräch unterhielt.

Der Offizier hatte aufmerksam den rauhen Anführer beobachtet. Trotz des dumpfen Tones seiner Stimme lag seinem scharfen Ohr doch ein bekannter, schon gehörter Klang in derselben und während er darüber nachsann, ohne eine Erklärung zu finden, flüsterte er dem Novizen zu: »Dein Vater scheint bekannter mit unserem neuen Kapitain, als die anderen Leute. Vielleicht weiß er Näheres von ihm? Meinst Du nicht?«

»Der Higumenos, mein Lehrer und Gebieter,« erwiderte einfach der Knabe, »hat mich gelehrt, die Geheimnisse Anderer zu achten. Mein Vater Petros hat mehr als ein Mal an der Seite des Bären gefochten und genießt sein Vertrauen, denn der große Anführer der Rajah giebt ihm stets den gefährlichsten Posten! – Aber laß uns schweigen, Herr, denn der Bär duldet keinen Ungehorsam und wir sind bereits in dem Gebiete der schwarzen Berge.«

Der Offizier fühlte zu sehr die Richtigkeit der Bemerkung des Knaben, um ihn weiter auszuforschen und setzte schweigend den Weg fort, die Großartigkeit der wilden Scenerie bewundernd.

In der That konnte diese selbst auf ein ungebildeteres und ihrer gewohnteres Gemüth wohl schwerlich den Eindruck verfehlen. Selbst die wilden Klams der Alpen bieten wohl kaum etwas Aehnliches von drohendem, finsterem Charakter, als die nur selten von den Bewohnern cultivirterer, glücklicherer Länder unseres Erdtheils besuchten Schluchten und Pässe jenes noch so wenig gekannten Landes. Während unsere gelehrten Gesellschaften kostspielige Missionen nach dem nutzlosen Innern der afrikanischen Wüsten, oder zur lächerlichen Erforschung des Nordpols in die arktischen Meere senden, während die Naturforscher die Urwälder Südamerika's durchsuchen und an den unersteigbaren Höhen des Himalaya ihre Kräfte erschöpfen, oder gar im Innern Borneo's oder an den Quellen des Niger neue Menschenarten in Affengeschlechtern zu entdecken streben, bietet ihnen die Balkan-Halbinsel doch noch so reichen Stoff, so viele Pflichten der Entdeckung und Erforschung, der Cultivirung und all jener Segnungen, welche Schulgesetze und parlamentarische Rechte nach der Lehre unserer politischen Professoren zur Verbesserung des Menschengeschlechtes ihren unterdrückten Mitbürgern bringen müssen, damit endlich die erhabene Aera des Nichts, der Philosophie und des Darwinismus ein Gemeingut werden!

Aber das ist eben auch die edle Humanität der Damen-Bazare und christlichen Missionen, daß sie für die Hottentotten am Cap Strümpfe strickt, und die unanständige Jugend der

Fidschi-Inseln mit Unterröcken und Beinkleidern moralisch macht, statt der Noth und dem Elend, wie sie an hundert Opfer-Altären zum Himmel steigt, ein lohnendes Stück Erwerbes zu geben!

---

In hundert Katarakten brausen die Gebirgswässer über die Felsen, himmelhohe Fichten und Tannen heften sich in wunderbarster Weise an und in das Gestein, und riesige Eichen und Birken wuchern an den Ufern im Thale.

Nieder bewegte sich jetzt der Zug, der sich bisher an den mächtigen Berglehnen auf der Höhe hingewunden, und stieg niederwärts, wo die Felsen in Wänden und Zacken emporwuchsen und jeden Schritt gefährlich machten, oder tiefe Schluchten sich wieder öffneten – dann hinauf in die Berge der Tschernagora!

Der russische Offizier und die Wenigen, die mit den kleinen Bergpferden beritten gewesen, hatten längst den Sattel verlassen und ihre Thiere am Zügel geführt, da der Pfad an den Felsen viel zu gefährlich durch den Niedergang des Mondes geworden war, um ohne dessen Licht sitzen zu bleiben; einer der Krieger hatte die Leitung des Pferdes des Russen übernommen und ehe dieser es bemerkt, stand der Führer des Zuges jetzt an seiner Seite.

»Sei begrüßt, edler Moskow,« sagte der Capitano. »In fünf Minuten sind wir am Ort unseres Hinterhalts. Nach dem Wunsche Michaels des Higumenos wirst Du nur ein Zuschauer des Gefechts bleiben, statt Dein eigenes Schwert zu ziehen für die Befreiung der Unterdrückten?«

»Höhere Rücksichten zwingen meinen Wunsch. Sei überzeugt, tapferer Capitano, daß, wenn mir einst die Verhältnisse erlauben sollten, offen für die Christen der Donau-Provinzen, meine Glaubensgenossen, einzutreten, ich nicht zögern werde, auch mit meinem Säbel offen ihre Sache zu führen gegen den Halbmond.«

»Du hast Recht – der Kluge wartet seiner Zeit. Ich will Dich an einen Ort führen, der Dir erlauben wird, unsere geringen Anstalten, wie sie nicht hohe Kriegskunst, sondern das einfache Gebot der Klugheit und die Erfahrung in solchen Kämpfen der Schwachen gegen den Starken uns gelehrt hat, so wie den Kampf selbst zu sehen, und wie der Rajah zu fechten und zu sterben versteht für sein Land, so rauh und armselig es Dir auch erscheinen mag. Von der Stelle, zu der ich Dich führen werde, wird es Dir leicht sein, Alles zu übersehen und Dein Pferd zu erreichen, wenn die Panagia uns nicht gnädig ist und wir unterliegen. Der Knabe wird an Deiner Seite bleiben, denn das Gebot der Kirche<sup>1</sup> verbietet ihm ohnehin, mit der Waffe zu tödten; Du kannst Dich unbedingt seiner Führung überlassen, wie auf dem Wege hierher. Und nun muß ich Dich verlassen, denn es ist nicht das erste Mal, daß in diesem Paß gefochten worden und das Blut der Christen und Muselmänner in Strömen geflossen ist, als die Wessirs des Sultans und selbst die Begs auf diesem Wege einzudringen suchten in das Land freier Männer, der Söhne der schwarzen Berge, zuletzt Omer Pascha der Sirdar, der kommt, seine alten Niederlagen zu rächen! Auch die Moslems sind klüger geworden und vertrauen nicht mehr, wie thörichte Knaben, auf ihre Zahl.«

»Noch eine Frage ehe Du gehst, Deine Pflichten zu erfüllen, tapferer Capitano – wie nennt Ihr diesen Paß und das Feld?«

---

<sup>1</sup>Aus diesem Grunde begnügen sich z. B. die Popen in den Kämpfen der christlichen Stämme, an denen sie stets tapfer theilgenommen, den Feind zu Boden zu schlagen, statt ihn zu tödten.

»Es ist der Paß von Ostrog, im Bezirk der Katunska Nahia,« sagte der Häuptling, auf ein natürliches Felsenthor deutend. »Ich bitte Dich, folge mir, denn wir haben kaum noch eine Stunde bis zur Dämmerung und zum Anbruch des Tages!«

Der Capitano ging voran und führte den Offizier in ein wahres Labyrinth von gewaltigen Felsmassen und mit Gesträuch und mächtigen Fichten umwachsenen Steinblöcken. Nur die genaueste Ortskenntniß konnte ihm erlauben, bei dem matten Licht, das der bereits hinter die Berge im Westen getauchte Mond noch am Himmel verbreitete, sich hier zurecht zu finden. Mehrfach trafen sie bereits ausgestellte Wachen, oder begegneten kleinen Abtheilungen von drei bis vier Mann, die dem Capitano kurz und flüsternd berichteten und ebenso neue Weisungen erhielten. Nur einmal verstand der Offizier Frage und Antwort, während er zugleich in einiger Entfernung ein Geräusch wie das Knirschen einer Säge hörte.

»Habt Ihr die Blöcke gewählt?«

»Ein einziger wird diesmal genügen, es ist der Fels, den die Leute die Kralle Scheitans nennen, groß und schwer genug, um selbst die Pforte der Hölle zu sperren.«

»Aber er liegt wohl seit tausend Jahren auf seinem Steinbette und die Winter von vielen hundert Jahren sind spurlos an seiner Festigkeit vorüber gegangen.«

»Bei dem heiligen Theodosius, meinem Schutzpatron, Capitano, Du kannst Dich auf mich verlassen, meine Hütte steht keine halbe Stunde weit von hier im Gebirge, und ich ernähre mich und mein Weib davon, die Saumthiere und die Reisenden nach Ostrog, zur Veste Spusch und bis Podgoritza durch die Schluchten zu führen, damit sie den Musselims nicht Steuern zu entrichten brauchen. Die schweren Regengüsse des Winters haben die Wurzeln der großen Fichte gelockert, die unter dem Block hin sich strecken, und was Menschenhände nicht vermocht hätten, hat die Hand Gottes durch die einfachen Wurzeln eines Baumes gethan – der Fels ist so locker, daß es nur einer starken Erschütterung noch bedarf, ihn in die Schlucht zu stürzen. Es wird die Arbeit mancher Woche fordern, den Weg wieder gangbar zu machen für die Reiter!«

»Und Du meinst, daß die Patrone genügen wird, den Block zu heben und in's Rollen zu bringen?«

»Ich habe sie zwischen den Stein und seine Unterlage gelegt, wie Du mich hießest. Ihre Explosion würde ein Haus in die Luft sprengen. Es ist merkwürdig, daß ein Wenig Baumwolle eine solche Wirkung hat. Es ist ja wohl eine jener teuflischen Erfindungen der Schwabi?«

»Ich sah sie von den Oesterreichern in Ragusa brauchen. Jetzt bleibt nur noch, daß Du das Zeichen richtig beachtest – verstehe mich wohl, erst wenn das letzte Pferd die Stelle unter dem Felsen passirt ist. Ich hoffe, es soll ein Tag werden, wie jener, den die Sven Oslobod<sup>1</sup> besingt. Auf Deinen Posten, Mann. –«

Das waren die Worte, die der russische Offizier gehört, und sie genügten, ihn Furchtbares erwarten zu lassen.

Der Platz, an welchem der Anführer jetzt hielt, war in der That ein gut gewählter. Erst als er darauf aufmerksam gemacht wurde, gewahrte der Offizier, daß die Felsenwand zu seinen Füßen jäh in die Tiefe schoß, eine etwa zwanzig Fuß breite Schlucht bildend, während sie auf der andern Seite eben so schroff wieder in die Höhe stieg. Beide Ränder der Schlucht waren

---

<sup>1</sup>Die Piesme, welche die Hegira der Montenegriner besingt, d. h. die Befreiung vom türkischen Joch durch die Ermordung sämmtlicher Türken im Lande in einer Nacht auf Veranstaltung des Vladika Danilo Petrowitsch Nieguschi (1703), also eine Art Bartholomäusnacht oder sicilianische Vesper.

von Gebüsch und Bäumen besetzt und hinter dem Stamm eines solchen konnte der Russe sich bequem lagern und ungesehen die ganze Tiefe überblicken, die etwa vierzig bis fünfzig Fuß betrug. An dem dunklen Grunde konnte der Offizier den weiteren Lauf der Straße verfolgen und ein für Terrainkenntnisse geübtes Auge bemerkte zugleich, daß in einiger Entfernung die zusammentretenden Felsen einen noch engeren Durchgang, das bereits vorhin erwähnte Felsenthor bildeten, mit welchem dann der gefährliche Paß endete und der Weg bergabwärts in eine für die Passage bequeme Lichtung trat.

»Jetzt, Major, leben Sie wohl, verlassen Sie Ihren Posten nicht ohne die höchste Noth, und wenn Sie keinen Schuß für die Rajah thun wollen, so schlagen Sie doch ein Kreuz für unseren Sieg!«

Mit den Worten war der Mann verschwunden und der Offizier versuchte so gut als möglich sich hinter dem Stamm der Fichte einzurichten. Eine Zeit lang war er allein, dann bemerkte er, daß der Knabe Nikita zu ihm schlich, jedoch nur durch Zeichen seine Anwesenheit zu erkennen gab, denn bereits sah man durch die Wipfel der Bäume den Tag dämmern.

So mochten sie fast eine Stunde schweigend und beobachtend gelegen haben, während das Tageslicht immer mehr hervortrat, obschon die Sonne noch nicht aufgegangen war. Der Offizier hatte jetzt Gelegenheit, sich mit dem Terrain besser vertraut zu machen und begriff, daß die Stellung der Rajahs, wenn es ihnen gelang, die Vedetten oder Spürer der türkischen Colonne zu tauschen, nicht besser gewählt sein konnte. Mit seinem Feldstecher übersah er das ganze Terrain des voraussichtlichen Kampfes und bemerkte, daß es bei einem Ueberfall den Angegriffenen unmöglich sein würde, rechts oder links an den Wänden der Schlucht emporzuklimmen und sich so zu retten.

Endlich vernahm sein scharfes Ohr in der Ferne einen Ton, wie das Locken des wilden Auerhahns, das sich an dem Rande der Schlucht fortzupflanzen schien bis zum Ausgang derselben. Dann folgte wieder tiefes Schweigen, bis nach etwa zehn Minuten der rasche Trab zweier Pferde sich hören ließ, durch das Aufschlagen der Hufe auf den harten Steinboden schon in der Entfernung erkennbar. Der Klang kam rasch näher, jetzt war er fast unter ihnen, und ob die Tiefe der Schlucht zwar noch immer im Zwielflicht lag, erkannte der Offizier doch leicht, als er vorsichtig hinter dem Stamm der Fichte hinablugte, die Gestalten zweier türkischen Reiter. Die langen, schlanken Lanzen, die sie führten, belehrten ihn, daß es albanesische Spahis waren.

Sie hielten an dieser Stelle, blickten umher und der Eine von ihnen ritt vorsichtig sich umschauend und fast jeden Stein der Schlucht prüfend langsam auf das Felsenthor zu und durch dasselbe hindurch.

Nichts rührte sich weiter umher, bis nach einiger Zeit der Spürer in gleicher Weise zurückkehrte und bei seinem Gefährten hielt.

»Der Prophet ist mit uns – die Augen und die Ohren der Giaurs sind geschlossen und wir haben Nichts mehr zu besorgen. Ich habe Alles genau geprüft, wenn die Sonne über den Horizont tritt, wird man jenseits dieses von den Dämonen Scheitans gemachten Weges die Minarets von Nikschitj sehen können. Ich will hoffen, Mahmud Pascha hält seine Augen offen. Reite zurück, Ibrahim, zu dem Aga und verkünde ihm, daß der Zug den Weg passiren kann, da Alles sicher ist, indeß ich nach vorne gehe und auf dem nächsten Hügel die Rauchsäule steigen lasse, die den Brüdern in Nikschitj verkünden soll, den Ausfall auf diese Ungläubigen

zu beginnen. Allah hat unser Unternehmen gesegnet. Ich hätte kaum gedacht, daß diese Hunde von Czernagorzen sich treu ihrem Versprechen beweisen würden!«

Die Stille in der Wildniß war so groß, daß man jedes Wort der Unterredung deutlich hatte hören können. Der zweite Reiter jedoch, statt davon zu sprengen, deutete nach Osten, wo eben die ersten Sonnenstrahlen über den Höhen die Föhren und die Bergspitzen vergoldeten. »Der Aga möge noch einen Augenblick verziehen,« sagte er, »es ist Zeit zum Gebet!«

Damit stiegen die beiden Reiter von den Rossen, knieten auf den Felsboden, das Gesicht nach Mekka gewandt und verrichteten ihr kurzes Morgengebet.

Der Offizier war von der einfachen Handlung tief ergriffen – wenn er auch nur ein unthätiger Zuschauer der kommenden Scene sein sollte, der Gedanke, daß in wenigen Augenblicken diese beiden Krieger, die nichts Schlimmes ahnten, vor diesem Gott stehen sollten, zu dem sie eben vertrauend ihre Seele erhoben hatten, lastete drückend auf der seinen. Ob Allah – ob Gott – es war dasselbe allmächtige und allgütige Wesen, zu welchem wir Alle beten, während wir doch jeden Augenblick bereit sind, den Bruder, den uns die Güte dieses Gottes gegeben, zu zerfleischen.

Erst der Galopp des zurücksprengenden Kriegers weckte den Major aus dieser Betrachtung.

Langsam hatte der andere Albanese seinen Weg wieder gegen das Thor fortgesetzt, – jetzt mußte er es überschritten haben und im Freien sein – im Freien, wo die Geschwindigkeit seines Pferdes bei einem Ueberfall ihn doch noch retten konnte! Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte der Russe, das Haupt erhoben, nach jener Seite hin; mit Hilfe seines Glases konnte er die Gestalt des Reiters sogar noch sehen –

Kein Schuß fiel –

Aber plötzlich schwankte der Reiter einen Augenblick und stürzte, wie vom Blitz getroffen, schwer zu Boden!

Nur einen dunkelen Punkt hatte der Offizier die Luft durchschneiden sehen – der Schimmel des Albanesen bäumte, und wollte wiehernd davon sprengen, aber wenige Schritte und starke Hände faßten seine Zügel.

Der Knabe mit seinen gesunden Augen hatte schärfer gesehen, als selbst das Glas des Offiziers.

»Der Vater hat den Hammer geschleudert,« sagte er leise, »er trifft auf zwanzig Schritte das Ei – er hat ihm den Kopf zerschmettert – Gott möge seiner Seele gnädig sein, wenn er auch ein Moslem war!«

Es war in der That so geschehen, wie der Knabe sagte, – die furchtbare Waffe aus dem Hinterhalte mit tödtlicher Sicherheit geschleudert worden; – ein Schuß mit seinem Echo zwischen diesen Felsenwänden hätte sie ja verrathen müssen und alle bisherige Vorsicht umsonst gemacht!

Nur wenige Augenblicke und das Pferd und die Männer, die es gefaßt jenseits des Felsenthores, waren wieder verschwunden in ihre Verstecke – von der anderen Seite her, noch aus der Ferne, aber näher und näher kommend, hörte man das Geräusch der Colonne, welche den rettenden Proviant zur bedrängten Festung brachte.

Noch eine Weile, dann zeigte das Glas des Russen die Spitze – sechs Nizamreiter – voran der Führer des Zugs, ein wohlbeleibter Aga, neben ihm der Späher, – dann eine kleine Abtheilung Fußsoldaten, dahinter die schwer bepackten Saumrosse mit ihren Führern – die Breite der

Schlucht erlaubte nicht, daß sie zu Dreien und mehr herankamen – dahinter wieder ganz in der Ferne die Lanzen albanesischer Irregulären.

Mit Lärmen und Schwatzen – die Pferde schnaubend unter ihrer Last, die Führer, den einfachen Singsang ihrer Nation plärend, kam der Zug heran, die ganze Breite des Passes füllend – schon hatten die vordersten Reiter das Felsenthor erreicht und wollten es überschreiten – der russische Offizier sah nur noch, wie zwei hohe dunkle Gestalten plötzlich wie aus der Erde gestiegen sich vor den Reitern erhoben und ihnen den Ausgang sperrten – grimmes Geschrei – nieder auf die Köpfe der vordersten Pferde schwang zermalmend Petros den Hammer, der Anführer die furchtbare Eichenkeule – Schüsse knallten, Angst- und Schmerzenslaute . . . »Allah schütze uns! Der Bär! Der Bär!« Der Führer der Escorte, der Aga an der Spitze des Zuges, war ein wohlerfahrener tapferer Soldat – er hatte die Schlachten an der Donau und die des Krimkrieges mitgefochten – vielleicht in zehn Ländern das blutige Kriegshandwerk getrieben. Sein Roß war zwar unter dem Keulenschlage des Rajahhüptlms gestürzt, der Aga aber glücklich, das Pistol in der Hand, auf die Beine gekommen. Statt es auf den Feind zu richten, von dem das im Todeskampf schlagende Pferd ihn trennte – richtete er die Mündung auf den Albanesen, den Späher.

»Verflucht seist Du, verrätherischer Hund!«

Der Schuß knallte unter den zwanzig anderen, die sich jetzt von allen Seiten aus den Büschen auf der Höhe der Felsenwände, zwischen Blöcken und Steinen her auf die Ueberfallenen richteten – wer frug da nach dem zu unvorsichtigen Späher . . .

»Im Namen Allah's – haltet zusammen Ihr Gläubigen! Wendet die Pferde – zurück, zurück – hierher Soldaten –«

Ein gewaltiger Knall, wie eine Salve von hundert Schüssen zu gleicher Zeit – ein Krachen und Brechen – Staub und Steinsplitter füllten die Luft bis zur Stelle hin, wo auf der Höhe der Wand vor der gewaltigen Erschütterung der russische Offizier sich am Stamme der wankenden Fichte festhielt – der Novize am Boden lag . . .

Ein Geheul wie von einer Schaar Verdammter – und sie waren ja verdammt, verdammt zum wehrlosen unrühmlichen Tode – übertäubte den Knall der Schüsse, das Klingen der blanken Waffen – »Allah! Allah! – Wir sind verrathen, die Schwarzen haben den Eingang der Schlucht versperrt! Fluch über den Verrath!« – Die Pferde schnaubten und schlugen – viele bluteten unter den verirrtten Kugeln der Schützen – den Säbel zwischen den Zähnen suchten die Führer der Lastthiere die Wände der Schlucht zu erklimmen, bis ein Schuß oder ein Hieb sie todt oder verwundet in den Grund zurückwarf. Andere, und sie waren die Klügsten und Glücklichsten, suchten durch den Staub der noch rauchenden Felsentrümmer zurückklimmend, Pferde und Ladung im Stich lassend, den Eingang des Passes wieder zu erreichen und Vielen gelang die Flucht – vorn aber wüthete die Schlacht in unbezähmbarer Wuth. Wo die Keule des Bären niederfiel, schlug sie Mann oder Roß zu Boden – wo der Hammer des Schmiedes, des Sauhirten traf, tödtete er ein Leben. Nicht mehr die Beiden allein wehrten jetzt den Ausgang, wen der strenge Befehl nicht auf der Höhe der Felswand festhielt, um von dort den gehaßten Feind zu erlegen, stellte sich ihm im Ausgang mit der blanken Waffe entgegen.

Aber auch die Türken fochten tapfer. – Was ist der Tod dem Muselmann, wenn sein Kismet! – und vollends, wenn erst seine Leidenschaft, seine Blutgier erregt ist! Der verachtete Rajah sollte die Krieger des Padischah überwinden? Die Unterdrückten und Geduldigen, die bisher der Schemmel ihrer Füße gewesen waren, – jetzt ihre Herren – ihre Sieger? – Keine Gnade!

Wieder und wieder stürmte der Aga, der alte Soldat mit seinen Tapferen gegen den Ausgang, und wieder wurden all seine Anstrengungen zurückgeworfen. Jetzt war er im Handgemeng mit Petros dem Hirten, mit Petros dem Schmied! Ein furchtbarer Schlag des wuchtigen Hammers zersplitterte den Damascener Stahl des Säbels – wieder hob sich die gewaltige Faust des Rajah – da trafen die Revolverkugeln des Aga ein und zwei Mal die unbeschützte Brust des Schmieds – aber noch im Fallen schleuderte dieser die schwere Waffe, daß der Gegner unter ihr zusammenbrach – Rajah und Moslem lagen sterbend am Boden und über ihre zertretenen Körper her tobte der letzte Kampf.

Mit dem Fall ihres tapferen Führers fiel der letzte Muth der türkischen Soldaten und was nicht unter den Streichen der rachedürstenden Christen sank, suchte in wilder Flucht rückwärts die Rettung, verfolgt von den lebensheischenden Kugeln.

Kaum der dritte Theil der Osmanli überschritt wieder die montenegrinische Grenze und erreichte Ostrog – die ganze Ladung der Kolonne war verloren – der Zweck des Zuges vereitelt.

Aber auch von den Rajah deckten nicht wenige mit dem blutigen Leib den so glänzend vertheidigten Ausgang der Schlucht. Als der Kampf – er hatte länger als eine Stunde gewährt – nun zu Ende war, und was an den Lastthieren unverwundet geblieben war, jubelnd aus dem bösen Paß herausgeschafft und den Berg hinabgeführt und die Beute vertheilt wurde, da rollte manche Thräne aus rauhen Männeraugen den gefallenen Freunden, grobe Hände suchten den Schmerz der Wunden durch Verband und heilsame Kräuter zu lindern, überall war der Bär zur Hand, bat und rieth oder schlichtete den Streit um die Beute, aber wenn er an die Leiche des Hirten kam, dann ging er schweigend vorüber, denn dort kniete der junge Klosterzögling und badete das starre Antlitz des erschossenen Mannes mit seinen Thränen. Wie rau und roh auch der Hirt gewesen war gegen Frau und Kinder, er war doch sein Vater gewesen, und der Knabe war in all' seinem Leid stolz auf den heldenhaften Tod des niederen Mannes, seines Erzeugers, für das heilige Vaterland. Der Anführer der Schaar wußte zu wohl, daß der Schmerz namentlich der Jugend sich austoben muß, ehe der Trost ein Recht an ihn hat, und indem er das spätere Wort der Tröstung dem russischen Offizier überließ, zog er sich zurück in den höher gelegenen Theil der Wildniß, den Befehl gebend, zwei große Gräber an geeigneter Stelle zu graben, das erste für die gefallenen Christen, das andere für die Moslems, ihn selbst aber erst zu rufen, wenn die Boten, die man zu den Belagerern der Festung gesandt hatte, ihnen das Gelingen der Unternehmung zu verkünden und Beistand zur Fortschaffung des erbeuteten Proviantes zu holen, wieder zurückgekehrt wären. Selbst der russische Offizier wagte den geheimnißvollen Häuptling in seiner Einsamkeit vorerst nicht zu stören, annehmend, daß die Blutarbeit des Morgens wohl auch diese riesenhafte Natur erschöpft haben mußte. Er hatte die Keulenschläge des gewaltigen Mannes noch vor Augen und dachte darüber nach, warum der Häuptling wohl jede bessere Waffe verschmähte, und nachdem er aus den, von den Rajahs erbeuteten Vorräthen eine leichte Stärkung zu sich genommen, fühlte er sich selbst von den Anstrengungen des nächtlichen Marsches und den Aufregungen des Morgens so erschöpft, daß auch er ein paar Stunden zu ruhen beschloß und abseits vom Kampfplatz, doch nahe genug, um bei jeder Aufforderung zur Hand zu sein, in der Nähe der Stelle, wo der Novize ihre beiden Pferde untergebracht hatte, von dem schwellenden Moos und den wuchernden Farren sich flüchtig ein Lager bereitete, auf dem er in seinen Plaid gehüllt, alsbald entschlief.

Sein Schlaf war nach all' der Anspannung der Nerven so tief und fest, daß ihn selbst der Lärmen und Jubel der Rajahs nicht unterbrach, welche von ihrem Lager vor Nikschitj herbeigekommen waren, und denen an dem erbeuteten Proviant wahrscheinlich eben so viel lag, als den Belagerten selbst gelegen hätte, auch nicht die Anstimmung der Trauergesänge, als die christlichen Krieger ihre gefallenen Brüder in's Grab legten – und erst als die Sonne bereits wieder im Sinken war, erwachte er von einer leichten Berührung.

Neben ihm stand Nikita, der Novize, die Zügel der beiden Bergpferde um den Arm geschlungen – tiefe Stille sonst rings umher, wie sie am Morgen vor dem blutigen Kampfe geherrscht hatte, und hätte dem Aufspringenden ein Blick in die Tiefe nicht noch so manche Spuren des Kampfes gezeigt, er würde kaum an denselben geglaubt haben, denn keiner der Krieger, kein lebendes Wesen außer ihnen selbst zeigte sich mehr umher – Alles mußte den Platz schon vor längerer Zeit verlassen haben.

»Wo sind Deine Freunde, Nikita – wo ist der Bär? – warum hat man mich nicht gerufen, mein armer Knabe?«

»Es geschah auf den Befehl des Knees, Herr – die Rajahs sind fort, die meisten nach Nikschitj, die anderen nach ihren Hütten und Palanken.«

»Und der Bär?«

»Er muß eine dringende Botschaft erhalten haben, denn er befahl alsbald den Aufbruch, nachdem wir sie begraben,« sagte der Knabe mit besorgter Miene; »nur mir befahl er, bei Dir zu bleiben und Dich zu einer bestimmten Stunde zu wecken, wenn die sinkende Sonne dort jene Bäume berührt, damit Du noch bei ihrem Licht Grahowo erreichen möchtest.«

»Grahowo?«

»Der Bär hat mir befohlen, Dich so weit zu geleiten, bis wir seine Minarets sehen und Du den Weg nicht mehr verfehlen kannst.«

»So soll ich nicht zum Kloster zurückkehren?«

»Heute nicht, Gospodin – wünschst Du es zu thun, so wirst Du es morgen leicht von Grahowo aus erreichen – nur ein Bergrücken hindert Dich, es von dort zu sehen, und Grahowo – wenn es auch in den Händen der Türken ist – ist doch sicher für Dich, Du findest dort Christen, Europäer!«

Der Knabe sagte das Alles mit so seltsamem Ausdruck, daß der Offizier aufmerksam darauf wurde.

»Aber Du selbst?«

»Ich soll, wenn ich Dich so weit geführt und in Sicherheit weiß, sofort auf den verstecktesten Pfaden zum Kloster zurückkehren.« Der Novize blickte sich scheu um, dann sagte er flüsternd, obschon doch nur außer den Ohren seines Gefährten die Todten ihn hätten hören können: »ich glaube, es droht dem Kloster eine Gefahr . . . «

»Welche?«

»Die Leute, die von Nikschitj gekommen, sprachen von neuen Rauchsäulen, zerstörten Plemen,<sup>1</sup> und daß die Baschi-Bozüks des bösen Pascha's ihren Zug in jene Gegend genommen.«

»Allmächtiger Gott! Und der Bär?«

»Ich glaube, er ist seinem Freunde, unserem Vater, dem Higumenos zu Hilfe geeilt!«

»So hat er doch genügende Mannschaften mitgenommen, um das Kloster zu vertheidigen bis weitere Hilfe kommt?«

---

<sup>1</sup>Dörfen.

»Niemanden – Petros, mein Vater, wäre sicher mit ihm gegangen, läge er nicht todt in seinem Grabe.«

»Armer Bursche!« sagte der Offizier, sich des Unglücks des Novizen erinnernd. »Aber warum sind die Krieger, die er hierher geführt und die noch unverletzt sind, ihm nicht gefolgt zum Entsatz des Klosters?«

»Dü hast selbst gehört, Gospodin, daß der Volksrath sie zur Verstärkung der Rajahs vor Nikschitj bestimmt hatte – der Bär aber ist der Letzte, der die Sache seines Freundes dem allgemeinen Interesse opfern würde. Aber Sorge nicht unnütz, das Kloster ist fest und hat schon mehr als einem Sturm widerstanden. Auch fehlt es nicht an Männern dort, denke an Iwo den Blutigen und die Geflüchteten. Abt Michael und seine Mönche sind tapfer und kriegserfahren.«

»Großer Gott, was sind diese Wenigen zur Vertheidigung so vieler Frauen und Kinder, und Du weißt nicht, Knabe . . .« er dachte an die Drohungen des wilden Führers der Baschi-Bozüks in der vorvergangenen Nacht an der Pforte des Klosters. »Vielleicht ist es dem tapferen Krieger, den Ihr den Bären nennt, nicht einmal gelungen, das Kloster zu erreichen!«

»Er kennt den geheimen Gang, der durch die Felsen gehauen worden schon vor Jahrhunderten, als das Kloster gegründet wurde, durch den auch ich zurückkehren werde, um das Loos der Meinen zu theilen. So Gott und die heilige Jungfrau es wollen, hat der tapfere Wojwode Luta die Türken bereits vor Trebinje geschlagen und die Mauern erstiegen. Wenn er von der Gefahr des Klosters hört, wird er zurückkehren und die Golatschanen verjagen! Vielleicht auch kannst Du ihnen Einhalt thun von Grahowo her durch Deine Landsleute, die fränkischen Consuln!«

Die naive Hoffnung des Knaben schien dennoch dem Offizier wenigstens einen Anhaltspunkt zu geben, wenn auch nach dem Bekanntwerden des Ueberfalls in dem Ostrog-Paß wenig Aussicht war auf ein Einschreiten der gesetzmäßigen türkischen Behörden gegen die Excesse der Irregulären. Dennoch mußte das versucht werden.

»So laß uns eilig aufbrechen, Knabe, damit wir noch vor Nacht Grahowo erreichen. – Du wirst mich dahin begleiten, ich übernehme die Verantwortlichkeit dafür bei dem Abt.«

Der Novize schüttelte den Kopf, während er so rasch als möglich die Pferde den steilen Abhang hinuntergeleitete. »Du vergißt, edler Gospodin, daß meine Pflicht dem Kloster des heiligen Basilius gehört, und ich Mutter und Schwester dort habe. Nachdem Petros, mein Vater, im Kampf für das Land unserer Geburt gefallen ist, bleibt es meine Pflicht, die Meinen zu vertheidigen, und Iwo soll mich nicht umsonst gelehrt haben, die Flinte zu führen und den Vogel im Fluge zu treffen. Ich werde den Abt bitten, mir Waffen zu geben und den Kampf zu gestatten. Da ich noch nicht das Gelübde abgelegt, ist es keine Sünde für mich, mit Kugel und Messer das Blut der Feinde zu vergießen.«

Beide schien jetzt dasselbe Gefühl der dringenden Eile zu beseelen. Nur wenige Augenblicke verweilte der Novize noch am Fuß der Schlucht, um auf dem gemeinsamen Grabe seines Erzeugers und seiner Landsleute ein Gebet zu verrichten, dann bestieg er wieder den Klepper und sie wandten sich nun der Richtung nach Grahowo zu. Obschon kein gebahnter Weg dahin führt und sie sich immer noch auf einer gewissen Höhe halten mußten, um nicht etwa streifenden Baschi-Bozüks in die Hände zu gerathen, konnten sie sich doch mehr der Niederungen bedienen und kamen beim Tageslicht rascher vorwärts als bei dem Marsch der vergangenen Nacht.

Dennoch berührte die Sonne bereits den westlichen Horizont, als die Reiter auf jenem Bergrücken anlangten, welcher das im Thal liegende Grahowo von dem Orjen-Gebirge trennt. Die letzten Strahlen des scheidenden Tagesgestirns zeigten im Bergkessel, kaum eine Stunde noch entfernt, den einfachen fast nur von griechischen Christen bewohnten Ort Grahowo, während sie noch einzelne Kuppen des Orjen-Gebirges vergoldeten.

»Dort, Herr,« – sagte der Novize hastig hinabdeutend, – »dort liegt Grahowo, dort bist Du in Sicherheit. Möge die Panagia mit Dir sein und Dich schützen – lebe wohl.«

Noch einmal versuchte der Russe den Knaben zu bewegen, zunächst mit ihm nach Grahowo zu gehen – aber dieser begnügte sich, sein Pferd nach der andern Seite zu wenden und auf die Bergwand des Orjen zu deuten, auf deren mittlerem Plateau das Kloster des heiligen Basilius liegen mußte.

Noch war es zu früh in der Jahreszeit, als daß die Stellung der untergehenden Sonne ihren vollen Schein auf die nach Nordosten gewendete Bergwand hätte fallen lassen und das Kloster zeigen können, obschon es nur wenig weiter als eine Meile in direkter Linie von dem Standpunkt der Reiter entfernt sein konnte – es lag bereits in dem Schatten des Gebirges, – aber als das Auge des Offiziers der Richtung folgte, in welcher die ausgestreckte Hand des Novizen wies, konnte er zu seinem Entsetzen an jener Stelle eine hoch aufsteigende weiße Rauchwolke erkennen, deren Spitze vielleicht von den Strahlen der eben verschwindenden Sonne leicht geröthet war, – mit einem Aufschrei spornte der Knabe sein Pferd und ohne Wort, ohne Abschied jagte er den Abhang nach Norden zu hinab.

Als der Offizier auf dem Weg nach dem Thal von Grahowo sich nochmals zurückwandte – die Sonne war bereits hinter den Bergen in der Adria verschwunden, sah er in dem rasch herabsinkenden Dunkel an jener Stelle die Rauchsäule rothglühend sich an der Wand des Orjen-Gebirges emporheben!

#### AUFSTEIGENDE WETTER.

Wenn die Gewitter aufsteigen am Horizont ... stehst Du auf Deck des Schiffes, das Dich durch die haltlosen Wellen trägt, oder auf der Spitze eines hohen Berges, Wanderer durch das Leben, die Welt! ... dann siehst Du oft nicht *eine* dunkle Wolke aufsteigen im Süden, Westen, Osten oder Norden, sondern es steigt herauf ringsumher wie ein finster drohender Streif, und es flammt und wetterleuchtet nach allen vier Winden, ringsum am Horizont. Je höher Du stehst, desto eher und desto umfassender schaut Dein Auge die kommenden Wetter, die zuckenden Blitze. Dann prüft der Wanderer wohl mit kräftigerem Tritt, ob auch fest und dauerhaft ist die Planke, die ihn trägt über das trügerische Element, oder er schaut sorgend umher nach der Alpenhütte, die ihn schützen kann vor dem kommenden Wetter. Aber zerbrechlich ist der Bau und Schutz, aus Menschenhand gezimmert, vor den Wettern des Himmels und nur die Hand Gottes leitet sicher aus den Stürmen der Natur, wie aus Stürmen der Völkerschicksale!

---

Es war ein schöner Vormittag im April, das Wetter bereits ziemlich warm, und der Kammerdiener hatte das Fenster geöffnet, das aus dem Arbeitszimmer des französischen Kaisers auf die Terrasse gegen den Tuilerien-Garten führte.

Obschon die Stunde noch früh war, wenigstens für die Zeit der kaiserlichen Audienzen – zehn Uhr – bewegte sich doch in dem Garten bereits eine ansehnliche Zahl von Spaziergängern und Flaneurs und namentlich von Bonnen und Kindermädchen, deren Eldorado die Bänke des Tuilerien-Gartens und die Umgebung des Bassins sind.

Der Kaiser saß in seinem Sessel vor seinem gewöhnlichen Arbeitstisch und rauchte eine jener großen schweren Cigarren, die in der Fabrik der Regie eigens für ihn aus direkt importirten cubanischen Deckblättern gefertigt wurden. Der Tisch war mit Briefen, telegraphischen Depeschen unter verschiedenen Briefbeschwerern bedeckt, alle jedoch so geordnet, und es war dies eine der lobenswerthesten Angewohnheiten des Kaisers, daß der Inhalt nach unten gekehrt lag, und ihm gegenüber stand der Maler Biot, ihm verschiedene Skizzen und Entwürfe vorlegend, die der Kaiser sorgfältig prüfte. Es waren Zeichnungen zu dem Bilde, welches Napoleon bei dem großen Schlachtenmaler bestellt hatte, und das anschließend an das mehr berühmte als werthvolle Buch »Das Leben Cäsar's« die Darstellung der Belagerung einer römischen Stadt als Seitenstück zu dem vielbesprochenen *Tirème* wiedergeben sollte.

Der Kaiser, der in wenigen Tagen 53 Jahre werden sollte, hatte bereits ein etwas schwerfälliges Embonpoint, ohne dick zu sein, und liebte es nicht, viel zu gehen oder zu stehen, obschon er nie gewohnt war, sich körperlichen Anstrengungen zu entziehen, wenn er solche für geboten hielt. Er nahm daher fast alle Paraden zu Pferde ab, machte aber nur selten bloße Vergnügungsritte. Das sehr dunkelblonde, fast braune Haar fing an sich zu lichten, zeigte auch bereits einzelne graue, die jedoch nicht durch die Hand seines Kammerdieners entfernt werden durften. Sein durch Tausende von Bildern bekannt gewordener Lippen- und Kinnbart, dessen Form die ganze französische Armee adoptirt hat, hatte die frühere dunklere Farbe behalten und ebenso das in Grau bis zum Dunkel wechselnde Auge die Gewohnheit, in gewöhnlicher Unterhaltung halb bedeckt von den Lidern und gleichsam träge verschleiert zu sein. Auch die Züge des Gesichts begannen etwas Weicheres, Bequemerer anzunehmen.

»Ich sehe, lieber Biot,« sagte der Kaiser, dessen Stimme etwas Angenehmes, Wohl lautendes hatte, »daß Sie trefflich auf meine Intentionen eingegangen sind und die Beschreibung des Vitruv und die Abhandlungen des Professor Justus Lipsius eingehend studirt haben. Indem wir zu unserer Darstellung nicht eine der berühmten Belagerungen des Alterthums, wie etwa die von Sagunt, Massilia, Alexandria oder Jerusalem wählten, sondern die einer kleineren Stadt, können wir die Aufgabe des Künstlers mehr auf die Specialitäten, als auf den großen historischen Hintergrund concentriren. Während Sie hier links Raum behalten, in der Entfernung den Angriff durch die Katapulten und Ballisten genügend zu zeigen, haben Sie geschickt den rechten Vordergrund für die Vorbereitungen zum Sturm, durch den *turris*, den Wandelturm mit der *exostra*, jener Fallbrücke benutzt, mittels welcher die Belagerer den Uebergang auf die Mauern gewannen, wenn es dem Gegner nicht gelang, mittels der beweglichen an Ketten hängenden Zangen, *corvi*, die *harpagones*, die Sturmhaken oder *tolleno* und die *sambuca*, die Sturmbrücke zu zerstören. *Aries* und *tersebra* und die Arbeiten unterm Schutz der *vineae* werden in der Mitte ihren Platz finden. Mocquard wird Ihnen die Zeichnungen geben, die ich von jenen Schutzdächern, den Schildkröten, *testudo* oder *musculus* geheißen, entworfen habe, unter denen die Angreifer Schutz gegen die Steinwürfe und Feuertöpfe bei der Annäherung an die Mauern fanden. Es dürfte nach Vollendung Ihres viel versprechenden Bildes in der That interessant sein, eine ähnliche Darstellung der Hilfsmittel einer Belagerung während des Mittelalters, etwa zur Zeit der letzten Kreuzzüge, zu geben; aber wir sprechen

wohl später über diesen Gegenstand, denn leider, lieber Biot, bin ich gezwungen, Sie jetzt zu entlassen, da meine Zeit heute sehr beschränkt ist und ich Sie nur nicht mit Ihren schönen Scizzen vergebens hierher gekommen sein lassen wollte. Also auf Wiedersehen; Mocquard wird Sie die Stunde wissen lassen, die ich wieder meiner Erholung widmen darf.«

Der berühmte Maler hatte seine Zeichnungen zusammengepackt, machte eine ehrerbietige Verbeugung und entfernte sich, von dem Kaiser mit wohlwollendem Gruße entlassen.

»Und nun,« sagte der Kaiser, »zu anderen Dingen, bei denen wir die Mechanik der Alten freilich nicht mehr brauchen können, da Pulver und Dampf jetzt entscheiden, wenn auch die Taktik Cäsars für die Schlachten dieses Jahrhunderts, wie mein großer Oheim genugsam bewiesen hat, noch immer ihren Werth behalten hat.« Er ließ den Hammer einer kleinen silbernen Glocke zweimal aufschlagen und gleich darauf wurde die schwere, die Thür zum Zimmer seines vertrauten Secretairs und Kabinets-Chefs *Mocquard* bedeckende Portière aus einander geschoben und dieser trat ein.

Herr *Mocquard*, der langjährige Vertraute des Kaisers, der Dichter jener damals auch auf die deutschen Bühnen übergegangenen Juden-Tragödie, welche auf den Wunsch des Kaisers nach dem Zeitungsscandal des Mortara-Falles, der jüdischen Geldherrschaft in Paris gewisse Conzessionen machen sollte, trat ein. Er war etwa fünf Jahre älter als der Kaiser, trug die Haare kurz geschnitten und das scharf geformte Gesicht hatte den Ausdruck einer gewissen, vorsichtigen Gleichgültigkeit und behäbigen Lebensanschauung, welche den guten Dingen des Lebens wohl Rechnung trägt, ohne ihnen jedoch allzuviel Wichtigkeit beizumessen. Er war dabei einer der wenigen einflußreichen Männer aus der Umgebung des Kaisers, welcher sich ganz fern von der seit einigen Jahren auf diesen politischen Einfluß speculirenden Börsen-Agiotage gehalten hatte, ein Verdienst das er, gegenüber der bis in die höchsten Kreise gedrunghenen Häuslichkeit, nur mit dem Grafen Persigny, dem jetzigen Minister des Innern, theilte, und das ihm bei dem kürzlich ausgebrochenem Prozeß *Mirès* und all' den Enthüllungen über die getriebenen Schwindeleien in der öffentlichen Meinung sehr zu statten kam.

»Biot,« sagte der Kaiser, indem er eine aufgeschlagene, auf dem Tisch liegende Brochüre in die Hand nahm, »hat mir in der That eine ganze halbe Stunde geraubt, die wir jetzt einbringen müssen. Welche bewilligten Audienzen liegen vor und welche werden verlangt?«

»Marschall Graf *Ornano*,« berichtete der Geheim-Secretair, »Kapitain *Boulbon*.«

»Graf *Boulbon*,« berichtigte mit leisem Lächeln der Kaiser.

»Der Dänische Gesandte, Graf *Moltke-Haitfeld* mit dem Conferenzzrath *Halsteen*, so wie der mexikanische Gesandte Señor *Don de la Fuente*. Euer Majestät wollen Sich erinnern, daß Sie selbst den Herrn Grafen vor *Morny* beschieden, und noch einige unbedeutende Persönlichkeiten. Indeß . . . «

»Nun?«

»Der Herr Minister des Auswärtigen, Senator *Thouvenel* ist in dem Antichambre!«

»*Thouvenel*? – aber es ist nicht sein Tag!«

»Der Herr Minister bittet um außerordentlichen Vortrag, er sagt mir, es sei wichtig, Lord *Cowley* sei gestern im Hôtel des Auswärtigen gewesen.«

»Ah – und er sagt, es sei wichtig?«

»Seine Excellenz versicherte es mich!«

»Dann hat er natürlich den Vorgang. Doch zuvor noch Einiges, *Mocquard*. Rapportiren Sie mir kurz über den Inhalt der Morgen-Zeitungen!«

Der Chef der Privat-Kanzlei des Kaisers warf einen Blick auf einen schmalen Papierstreifen, den er um den Zeigefinger der linken Hand gewickelt hatte.

»Natürlich sind die Blätter noch immer voll von dem Ereigniß des Tages, der Brochüre, die Euer Majestät da in der Hand halten!«

»Ah! *Lettre sur l'histoire de France!* von Henry d'Orleans? – Haben Sie den Bericht der Polizei und des General-Prokurators, wie es gekommen, daß die Confiscation nicht sofort erfolgte?«

»Die Orleanisten – und sie haben, nachdem die ›Debats‹ ihnen aus der Hand gegangen, noch genug Blätter zu ihrer Disposition, und die etwas unvorsichtig dem Herrn Bonnet concessionirte *France centrale*, das neue Organ der Herren Thiers, Guizot, Villemain u. s. w. debütirt mit der Nachricht, – rühmen sich der Dupage ganz offen. Die Brochüre des Herrn Herzogs von Aumale ist, wie Euer Majestät gesehen, in Germain la Haye gedruckt, die gesetzmäßigen Exemplare sind auch in aller vorgeschriebenen Form bei der Præfectur der Seine und Oise deponirt worden, und durch den harmlosen Titel ließ man sich leicht verleiten, die Autorisation des Verkaufs zu ertheilen. Darauf scheint man gerechnet zu haben, wenn bei der Intrigue nicht noch Bestechung im Spiel war, kurz Alles war wohl vorbereitet und noch mit dem Abendzuge erfolgte die Versendung der Exemplare nach allen größeren Städten Frankreichs in Tausenden. Die Beschlagnahme des General-Prokurator kam um 24 Stunden zu spät.«

»Hm!« meinte der Kaiser, einen starken Zug der Cigarre langsam von sich blasend – »Die Lection könnte im Grunde meinem Herrn Vetter nicht schaden für den unverschämten Artikel der *Opinion nationale* und des *Siecle!*<sup>1</sup> gegen das Mürat'sche Manifest und seine Candidatur in Neapel. Es gehörte nicht viel Verstand dazu, um zu wissen, daß es den Zwecken der Regierung dienen sollte. Ich wette, daß man in Schloß Buzenval<sup>2</sup> ziemlich erfreut gewesen ist über die Brochüre.«

Der Kabinetschef lächelte, dann sagte er: »Ohne Zweifel! – Die belgischen und englischen Blätter erklären nur die Brochüre weniger gegen den Prinzen, als gegen die Regierung Eurer Majestät gerichtet!«

Der Kaiser sah ihn fragend an.

»Als Antwort auf die Artikel der »*Patrie*« gegen England wegen der Bethheiligung der Orleans an dem Begräbniß der Herzogin von Kent!«

Der Kaiser wandte rasch den Kopf nach ihm hin. »Und bezieht sich auf diesen Gegenstand auch die Unterredung Lord Cowley's?«

Der Vertraute zuckte die Achseln. »Ich fürchte, nein!«

»Weiter! – Was sagen die Blätter in Betracht der Erlasse des Justizministers an den General-Prokurator gegen den Clerus?«

»Die Presse des Palais Royal triumphirt natürlich darüber. Die Organe des Herrn Prinzen und des Grafen Cavour sehen darin die Einleitung zu der Anerkennung des Königreichs Italien.«

»Ah – Seine kaiserliche Hoheit bedarf einiger Dämpfung. Lassen Sie die Frau Fürstin von Eßlingen dafür sorgen, daß noch heute eine Einladung nach Buzenval zu den Empfangsabenden der Kaiserin, abgeht. Ich werde mit Ihrer Majestät darüber sprechen. – Doch – Sie wollten zu dem Gegenstand noch Etwas bemerken, wie mir schien.

---

<sup>1</sup>Die Organe des Prinzen Napoleon.

<sup>2</sup>Wohnsitz des Prinzen Joachim Mürat.

»Seine Eminenz der Herr Erzbischof von Paris läßt heute in seinem Organ, dem »*Ami de la religion*« erklären, daß die Behauptung der Departemens-Presse, er habe den Klerus seiner Diöcese zu größerer Mäßigung in den Reden aufgefordert, völlig unwahr sei. Der Klerus von Paris erkenne die ganze Ausdehnung seiner Pflichten und erfülle sie mit Gewissenhaftigkeit. Es sei daher unmöglich, daß irgend ein Rundschreiben der Civilbehörden seine Haltung ändern könne!«

Der Kaiser biß sich auf die Lippen. »Und das auf die unverschämten Predigten der Dominikaner! Das ist ein Angriff, und ich glaubte bestimmt, auf diesen Morlot rechnen zu können. Er wäre die geeignete Persönlichkeit für die Bildung eines gallikanischen Episcopais gewesen. O, dieses Rom! – Lassen Sie Marschall Randon wissen, daß ich wünsche, der Abgang der Verstärkungen für Rom aus Toulon möge vorläufig noch verzögert werden.«

Der Geheimsecretair verbeugte sich. »Ihre Majestät wünschten auf Briefe von Rom die Beschleunigung . . . «

Das feine, dem Kaiser eigenthümliche, diplomatische Lächeln zog über sein Gesicht; er drehte eifrig die steifen Spitzen seines Schnurbartes. »Lassen Sie es gut sein, Mocquard, Ihre Majestät versteht von Einschiffungs-Vorbereitungen Nichts – sprechen Sie immerhin mit Randon. Wissen Sie vielleicht, ob Seine kaiserliche Hoheit bereits den Obersten Lamorte oder einen anderen Adjutanten nach London abgeschickt hat?«

»Nach London?«

»Nun ja – natürlich um den Herzog von Aumale zu fordern?«

Der Geheimsecretair sah seinen hohen Herrn an – ein Lächeln zuckte ganz unverholen über sein Gesicht. »Euer Majestät belieben zu scherzen!«

»Zum Henker, gewiß nicht! Meinen Sie nicht auch Mocquard, daß es das Anständigste wäre, – aber freilich, dazu gehört persönliche Courage und mein seliger Onkel Jérôme besaß diese gerade nicht in sehr hohem Grade, konnte sie also auch nicht vererben. Ich bin demnach in der That neugierig auf den Schachzug, mit dem er sich aus der Affaire zu ziehen gedenkt. *A propos* – laden Sie doch Herrn von Dalwigk ein, nächstens Paris zu besuchen, damit ich ihm für seinen schmeichelhaften Toast auf mich bei dem Fest in Baden-Baden zur Eröffnungsfeier der Straßburger Rheinbrücke persönlich danken kann! – So lieber Mocquard, nun bin ich *au fait* oder wenigstens in der Stimmung, haben Sie die Güte den Befehl zu geben, Herrn von Thouvenel einzuführen, und bitten Sie die anderen Herrn, welche schon erschienen sind, sich etwas zu gedulden!«

Der Kabinetschef entfernte sich; der Kaiser strich sich mit der Hand leicht über das Gesicht. »Bei der Zähigkeit und Anmaßung dieser englischen Nation und ihrer Presse,« sagte er vor sich hin, »war es eine verfehlt Hoffung, ihnen das Uebergewicht Frankreichs und seinen Anspruch auf die Leitung der Weltlage durch unsere Rolle in der Krim und China klar zu machen. Es war ein Fehler, Rußland zu Gunsten dieses Englands zu schwächen und ich muß daran denken, ihn wieder gut zu machen. Ich ahne einen neuen Schachzug Palmerstons gegen mich! – Sollten nicht dieser entbrennende Kampf zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten und die Verwickelungen in Mexiko dazu Veranlassung geben? Eine Hineinziehung Englands in diesen Zwist würde in jedem Fall von großem Vortheil sein und Rußland und Frankreich freie Hand im Orient und im Mittelmeer lassen. *Nous verrons!*«

Der Huissier öffnete die Thür nach dem Antichambre. »Seine Excellenz, der Herr Minister des Aeußeren!«

Senator Thouvenel, der seit dem Januar des vergangenen Jahres (1860) das Ministerium des Auswärtigen leitete, trat ohne das gewöhnliche Portefeuille bei den Vorträgen mit sich zu führen, ein und machte seine Verbeugung. Der Kaiser, der seine Cigarre weggelegt, trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand. »Guten Morgen, Herr Senator,« sagte er – »Mocquard hat mir bereits gesagt, daß Sie mir eine dringende Mittheilung zu machen haben, obschon er mir den Gegenstand nicht bezeichnen konnte. Handelt es sich vielleicht um die italienische Frage?«

»Zu Befehl, Sire!«

»Lassen Sie uns zuerst Platz nehmen; bitte!« Er wies nach einem der Sessel, deren mehrere um den Tisch standen. »Doch, bevor wir an Ihre Mittheilung gehen, ist es Ihnen möglich, mir ohne Ihre Notizen zur Hand zu haben, eine kurze Scizze zu geben, wie wir mit der Regierung des Königs Victor Emanuel in diesem Augenblick stehen? – welche Anerkennungen sind eigentlich bis jetzt erfolgt?«

»Nur von Seiten Englands und der Schweiz am 30. März. Heute Morgen erhielt ich ein Telegramm von Herrn Bourée in Athen, daß auch Griechenland der Anerkennung beigetreten ist.«

»Es wird Herrn Cavour Alles Nichts nützen, so lange die unsere nicht erfolgt ist. Wie stehen die geheimen Unterhandlungen mit ihm?«

»Sie waren vorgestern so weit gediehen, daß ich Euer Majestät den Vorschlag machen wollte, den Ritter Nigra offiziell damit bekannt zu machen.«

»Also der König willigt in die Abtretung der Insel Sardinien?«

»Als Preis der sofortigen Anerkennung und gegen die bestimmte Verpflichtung, unsere Truppen binnen sechs Monaten aus Rom und Civita-vecchia zurückzuziehen. Nur bedang Graf Cavour sich aus, daß die Abtretung von Sardinien erst nach der Inthronisation König Victor Emanuels in Rom und der Unterzeichnung der Alliance gegen Oesterreich für die Occupation von Venetien erfolgen soll.«

»Zugestanden! zugestanden – wir haben in diesem Augenblick wenig Rücksicht auf Oesterreich zu nehmen, und wenn wir ihm Triest lassen und den Plänen der Herrn Garibaldi und Kossuth auf Dalmatien und Ungarn entgegen treten, wird weder Rußland, noch der liebe Deutsche Bund, oder vielmehr Preußen eine Veranlassung haben, sich Oesterreichs gegen uns anzunehmen. Aber wie ist das, Herr Minister, – wenn ich recht gehört, sprachen Sie immer im Imparfait – hat sich denn Etwas in der Sachlage geändert und zieht man die Offerten zurück? Die Proteste der Herrn Mazzini und Garibaldi werden doch weder Herrn Cavour, noch uns viel kümmern!«

»Ich habe bereits Euer Majestät wissen lassen,« sagte der Minister mit einigem Zögern, daß Lord Cowley, der englische Gesandte mich gestern Abend besucht hat.«

»Nun – was wollte er?«

»Nachdem Lord Cowley die Differenzen in Syrien erwähnt und sich über die Haltung unserer Presse im Allgemeinen beklagt hatte, erwähnte er, daß unsere Rüstungen im englischen Publikum verschiedene Besorgnisse zu erregen begonnen hätten . . . «

»Sie hätten ihn auf die wohlbekanntesten Arbeiten im Arsenal von Woolwich verweisen sollen.«

»Euer Majestät werden mir zutrauen, daß ich Dergleichen nicht übersehen haben werde.«

»Also weiter!« Der Kaiser drehte nach seiner Gewohnheit die Spitzen des Bartes und schloß die Augenlider.

»Schließlich erklärte Cowley, und das war offenbar der Zweck seines Besuchs, daß sich in England das Gerücht verbreitet habe, das französische Kabinet unterhandle mit Italien wegen Abtretung eines neuen Besitzes und zwar der Insel Sardinien. Viscount Palmerston, so wie Lord Russell wären zwar von der Grundlosigkeit dieses Gerüchts überzeugt, indeß wäre leicht vorauszusehen, daß die öffentliche Meinung gegenüber dem Desaveu, welches im vorigen Jahre den Verhandlungen von Plombières in Betreff der Abtretung von Nizza und Savoyen gegeben worden sei, durch die Erklärung des Kabinetts werde beruhigt werden müssen, daß zu einer Besorgniß in Betreff einer vermehrten Machtstellung im Mittelmeer gar keine Veranlassung vorläge; denn weder Frankreich noch Italien würden den Wunsch hegen, daß England zu seiner eigenen Sicherstellung die Insel Sizilien occupire, was doch in einem solchen Fall unausbleiblich werde geschehen müssen.«

Der Kaiser schlug die Hände auf einander und öffnete groß die Augen. »Was doch Lord Cowley nicht Alles weiß! Ich möchte wohl fragen, mit welchem Recht England in einem Binnenmeer der romanischen Völker Gibraltar, Malta und Corfu besitzt! – Ah Corfu – wir wollen uns das merken!« Er hatte sich erhoben und maß mit schweren Schritten das Gemach. »Und was haben Sie der englischen Anmaßung geantwortet, Herr Minister?«

»Ich glaube im Sinne Eurer Majestät gehandelt zu haben, indem ich erklärte, daß keine solche Abmachungen vorlägen, das Geschwätz in England – mir seien allerdings noch keine solche Gerüchte in der englischen Presse zu Augen gekommen – möge sich also nur beruhigen. Was aber den Gedanken selbst beträfe, so könnte ich darin durchaus keine Gefahr für Störung des Friedens und unser Einverständniß sehen, da es bekannt sei, daß England den beiden letzten bourbonischen Königen von Neapel durch Lord Minto seiner Zeit sehr dringende Offerten über eine Occupation Siciliens habe machen lassen; daß es Aden ohne uns zu fragen in Besitz genommen habe, und daß Lord Russell zwar das Princip der Nationalitäten und der Volksabstimmungen in Italien sehr energisch in Schutz genommen habe, keineswegs aber dasselbe für die jonischen Inseln gelten lassen zu wollen scheine! Was die Insel Sardinien anbeträfe, so gehöre sie eigentlich von Natur zu Corsika, obschon ihr Besitz keineswegs von einem solchen Werth sei, daß er einen Krieg zwischen sonst befreundeten und einander unterstützenden großen Nationen rechtfertigen könne!«

»Bravo, bravo, Herr von Thouvenel,« sagte der Kaiser, den Minister, der bei dem Aufstehen des Kaisers sich gleichfalls erhoben hatte, auf die Schulter klopfend, »Ihre Antwort, eben so diplomatisch als männlich, hat meinen ganzen Beifall. – Und wie nahm Lord Cowley Ihre Abweisung auf?«

»Lord Cowley, Sire, wäre nicht der alte und gewandte Diplomat, wenn er sich nicht vollkommen mit dieser Erklärung zufrieden gestellt gezeigt hätte, ja er ließ im weiteren Laufe des Gesprächs sogar durchblicken, daß man in England vielleicht gar nicht so abgeneigt sein würde, sich mit einer solchen Abtretung einverstanden zu erklären, wenn unsererseits einer Arrondirung des afrikanischen Küstengebiets durch die Erwerbung eines Hafens in Egypten kein Hinderniß in den Weg gelegt würde.«

Der Kaiser lachte hell auf. »O, über den Fuchs Palmerston! alter Pam, alter Pam! – Schau, nachdem man in dem albernen englischen Dünkel das Project des Herrn von Lesseps hochmüthig von der Hand gewiesen und jetzt eingesehen hat, welchen Fehler man damit begangen, wäre John Bull die bequeme und billige Erwerbung des Eingangs jenes künftigen Weltkanals ganz genehm! Das ist der Kernpunkt der britischen Politik von jeher gewesen, von Ferne zuzuschauen, wenn andere Leute sich mühen, und durch die Erwerbung von Meeren und See- und Flußmündungen sich die Früchte zu sichern. Hätten wir kein Veto eingelegt, so wären sie jetzt im Besitz der Dardanellen und neuerdings der Peiho-Mündung. Aber ehe Frankreich eine solche Spekulation im Mittelmeer zugeben kann, wird es lieber auf den unbedeutenden Erwerb von Sardinien verzichten!«

»Also auch Italien auf den Erwerb von Venetien?« frug der Minister mit einem scharfen Aufblick.

»Sie sagen ganz richtig, also auch Italien auf Erwerb von Venetien und Rom, wenigstens durch den Beistand französischer Waffen; wir haben keinerlei Veranlassung unser Verhältniß zu Oesterreich zu stören. Herr Cavour mag die Strafe für seine Zweizüngigkeit nur immer hinnehmen, denn es ist nicht schwer zu errathen, woher die englische Einmischung kommt. Ich wünschte nur zu wissen, wie weit mein werther Herr Vetter im Palais Royal dazu die Hand geboten hat?«

»Und die Anerkennung des Königreichs Italien?«

»Es ist vorläufig nicht so eilig damit. Empfehlen Sie doch dem Herrn Herzog von Grammont eine freundliche Haltung gegen den König Franz, natürlich ohne ihm irgend Hoffnungen zu erregen, denn das *fait accompli* läßt sich nicht ändern, und über kurz oder lang muß doch die Anerkennung erfolgen. Wie schloß denn die Unterredung?«

»Als ich natürlich Lord Cowley frug, ob ich seine Andeutungen als eine offiziöse Eröffnung anzusehen habe, zog er in aller Eile zurück, wollte keinerlei Ermächtigungen von seinem Kabinet dazu haben und bezeichnete seine Mittheilungen bloß als in unserem Gespräch hingeworfene eigene Ideen!«

»Man kennt dergleichen – es soll dem alten Fuchs Palmerston wenig helfen und England dafür zum Mindesten seine angemäße Souveränität über die jonischen Inseln los werden. Wenn ich mich recht erinnere – wer erzählte doch kürzlich von einem alten Führer der jonischen Opposition und eingefleischtem Feinde Englands, der auch in dem indischen Aufstand die Hand im Spiele gehabt? – richtig, der junge Boulbon, – das trifft sich ja wie bestellt. – *A propos*, lieber Herr von Thouvenel, können Sie mir flüchtig die gegenwärtigen Verhältnisse von Mexiko scizziren? Ich habe da eine ganz eigenthümliche Offerte bekommen, die mit dem früheren Argonautenzug des Vaters dieses jungen Mannes zusammen hängt.«

»Eure Majestät werden sich erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihnen die Denkschrift des Herrn Bischof von Puebla de Labastida, des mexikanischen Gesandten in Rom, die er durch Vermittelung des Monsignore Corpasini im vorigen Herbst übersandte, vorzulegen über die Schädigungen der katholischen Kirche durch den gegenwärtigen Präsidenten Juarez.«

»Und was will der mexikanische Gesandte da von mir? War er bei Ihnen?«

»Herr von Saligny, unser Gesandter in Mexiko, beklagt sich schon seit längerer Zeit über die Schwierigkeiten, die man unserem Handel in den Weg legt, und daß die französischen Kaufleute in Veracruz, Mexiko und Puebla keinen Schutz bei den Gerichten finden für ihre

Forderungen. Das ganze Land scheint weiter Nichts mehr zu sein, wie ein Lager von Räuberbanden. Herr de la Fuente bittet fortwährend um Nachsicht und ich habe ihn an Euer Majestät verwiesen.«

»Nun gut, so will ich ihn empfangen. Daß sich der Liberalismus schon in Mexiko rührt und mit Rom sich in den Haaren liegt, ist in der That eine beachtenswerthe Erscheinung!«

»Euer Majestät sehen dieselbe in noch stärkerer Weise in den südamerikanischen Freistaaten, selbst in Brasilien sich wiederholen – es zeigt sich überall eine große Bewegung gegen die Jesuiten.«

»Gut, gut!« sagte lächelnd der Kaiser. – »Das geht mehr Ihre Majestät an, die ist als geborene Spanierin nun einmal eine Protektorin der guten Brüderschaft des Pater José und der werthen Schwester Patrocínio. Ich bin in der That neugierig zu sehen, wie lange der Schwindel da drüben jenseits der Pyrenäen noch dauern wird. Ich wünschte, all' das communistische und socialistische Gesindel, das uns England über den Kanal schickt, ginge nach Spanien, statt nach Frankreich. Also Dank Herr von Thouvenel, und auf Wiedersehen!«

Eine leichte Handbewegung gab das Zeichen der Entlassung und der Senator empfahl sich.

Der Kaiser wandte sich nach der Thür zu seinem Geheimsecretair. »Ich sehe immer mehr ein, welchen Fehler ich gemacht, dieses England gegen Rußland zu unterstützen. Aber es muß einen Weg geben, einzulenken und die polnische Frage ist eine vortreffliche Gelegenheit dazu, wenn Kaiser Alexander wirklich die gemeinsame Aktion im Orient zurückweist – vor der Hand! denn auf die Dauer wird Rußland doch nicht darauf verzichten können. Ich will mit Morny ausführlich sprechen und ihn fragen, ob er auf seinen alten Posten nach Petersburg zurückkehren will! – Lieber Mocquard – kommen Sie noch einen Augenblick zu mir!«

Der Kabinetschef trat sogleich ein.

»Sorgen Sie gefälligst dafür,« sagte der Kaiser, »daß die Presse mit ihrem Lärmen gegen Oesterreich wegen der Ausweisung der zwei oder drei französischen Reporter aufhört, die sich von der Enthüllung des Denkmals Manin's<sup>1</sup> in Mailand, was doch offenbar nur eine Demonstration der Italianissimi gegen Oesterreich war, nach Venedig begaben, um dort zu spioniren. Zum Teufel, jede Regierung muß doch wohl das Recht haben, Fremde aus ihrem Gebiet zu weisen, deren Anwesenheit dem Staat gefährlich scheint. Persigny hat das ganz mit Recht betont, als er diesen Vagabonden, den Walachen Ganesco, mit seiner *Revue du Dimanche* fortjagte.«

»Der Bursche ist in der That nur ein Gauner, der mit seinen Skandalartikeln Geld erpressen will,« sagte der Geheim-Secretair. »Jetzt schimpft und droht er von Brüssel aus.«

Der Kaiser zuckte die Achseln. »Das Zweite, um was ich Sie bitten wollte, ist, sich genau über die staatsrechtlichen Verträge und Verhältnisse zu informiren, unter welchen das Protektorat der jonischen Inseln aus den Händen Rußlands an England kam, und über die Klagen, welche das jonische Parlament erhebt. Es müssen eine Anzahl Artikel *peu à peu* in den französischen und auswärtigen Blättern erscheinen, welche die Rechte der jonischen Republik behandeln und vom Standpunkt der Nationalitäten aus ihr Recht zur Einverleibung in Griechenland unterstützen. Ich werde vielleicht in die Lage kommen, einen Agenten dahin zu senden. – Grammont, der in Rom Gelegenheit dazu gehabt zu haben scheint, hat das versäumt. – Sorgen Sie jetzt gefälligst, daß die Herren Gesandten gemeldet werden, nach ihnen der Marschall und der Kapitain Boulbon.«

---

<sup>1</sup>Der Dictator von Venedig 1849.

Der Kaiser hatte wieder Platz genommen an seinem Tisch. Der Erste, der gemeldet wurde, war der Gesandte der mexikanischen Republik, Chevalier Don José de la Fuente.

Señor *Fuente* war erst im Februar zum Gesandten am französischen Hofe ernannt worden und seine Stellung in der That eine äußerst schwierige, da er von der neuen liberalen Regierung in Mexico ernannt worden war, die sich unter Juarez am 11. Januar in der Hauptstadt selbst etablirt hatte, nachdem der Gegenpräsident der klerikalen – konservativen – Partei: Miramon durch den General Ortega am 22. Dezember (1860) bei S. Miguelito vollständig geschlagen und vertrieben worden war. Präsident Juarez hatte sofort vollständige Religionsfreiheit verkündet, dem päpstlichen Nuntius und dem spanischen Gesandten ihre Pässe zustellen lassen, den Erzbischof und die Mehrzahl der Bischöfe Landes verwiesen. Auch der französische Gesandte de Saligny und der britische Sir Charles Wyke standen, wie oben erwähnt, bereits in Conflicten mit der neuen Regierung.

Der Kaiser trat dem Gesandten einen Schritt entgegen und begnügte sich, die ehrerbietige Begrüßung kurz, wenn auch in der allerstrengsten Form diplomatischer Höflichkeit zu erwidern. Alles Andere war an ihm in diesem Augenblick verschwunden, er war einzig der Souverain eines mächtigen Staates, in dessen Rede jedes Wort von Bedeutung und Gewicht ist. Ohne die Anrede des Gesandten abzuwarten, nahm er selbst sofort das Wort.

»Mein Herr,« sagte er kalt, fast hart, »es ist mir lieb, Sie zu sehen, um Ihnen Einiges im Interesse Ihrer Regierung sagen zu können, über das mein Minister des Auswärtigen mir schon wiederholt Vortrag gehalten hat. Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeiten in der Lage Ihrer gegenwärtigen Regierung, indessen hat doch das mit Ihnen in Verbindung stehende Ausland auch das Recht, zu fordern, daß die vorhandenen Wirrnisse baldigst geschlichtet und eine gewisse Rechtssicherheit hergestellt werden. Ich verkenne durchaus nicht das Recht des Herrn Präsidenten Juarez, eine vollständige Freiheit und Berechtigung aller Religionsbekenntnisse in Mexiko zu proklamiren, ja, ich freue mich dieser Humanität, die ja gleichfalls einen Grundsatz meiner Regierung bildet, aber diese Emancipation – denken wir darüber, wie wir wollen – darf keineswegs zu einer Mißhandlung der katholischen Kirche, deren natürlicher Schirmherr in allen Erdtheilen Frankreich ist, und zu brutalen Beraubungen der Kirche und ihrer Diener führen. – Es bestehen ferner geordnete Verträge zwischen Frankreich und Mexiko über die Handelsverhältnisse zwischen beiden Nationen und den Rechtsschutz und die Sicherheit, welche die Angehörigen des einen Staates in dem anderen zu fordern haben. Diese Berechtigungen sind nach der Anzeige meines Gesandten seit längerer Zeit auf das Gröblichste verletzt worden. Ich bitte Sie, Herr Gesandter, Seiner Excellenz dem Herrn Präsidenten Juarez, dem ich die besten Erfolge wünsche, darüber Vorstellungen machen und ihn darüber nicht in Zweifel lassen zu wollen, daß Frankreich, ohne sich in die inneren Verhältnisse Ihres Landes einmischen zu wollen, doch keineswegs zugeben darf, daß die uns verbindende Kirche mißhandelt werde und französische Unterthanen jedes Schutzes ihres Eigenthums und ihrer Person ferner entbehren. Ich wünsche, daß Sie mir recht bald die Mittheilung werden machen können, daß Ihre Regierung diesen Uebelständen genügend abgeholfen hat und, indem ich Sie meines persönlichen Wohlwollens versichere, hoffe ich Sie dann wiederzusehen.«

Die Sprache des Kaisers war so ernst und dominirend, daß der verblüffte Diplomat nicht wagte, ein Wort der Entschuldigung zu sagen, und, die Entlassung begreifend, sich mit einer tiefen Verbeugung entfernte.

Der Kaiser setzte sich wieder nieder und drehte nach seiner Gewohnheit den Bart.

»So – das wäre abgemacht – und sollte es sich wirklich lohnen, auf die abenteuerlichen Mittheilungen des Herrn von Montauban einzugehen, so wäre da eine Gelegenheit angebahnt. So, da ich nun einmal im Zuge bin, wird es am besten sein, auch gleich die andere Sache abzumachen. England verläßt sich darauf, daß ich Hand in Hand mit ihm gehen soll, schließlich in seinem Interesse mit diesem lieben deutschen Bund mich überwerfen und die Kastanien aus dem Feuer holen werde. Eine kleine Enttäuschung als Revanche kann nicht schaden.«

Er schlug ein Mal an die Glocke – das Zeichen für den Huissier – der sofort erschien.

»Lassen Sie den Herrn Gesandten von Dänemark eintreten!«

Der Huissier öffnete anmeldend die Thür und der Kammerherr Graf Moltke-Haitfeld trat ein, gefolgt von

dem Conferenzzrath *Halsteen*, in außerordentlicher Mission Seiner Majestät des Königs von Dänemark, und dem Legationsrath *Johannes Hansen*.

Das Aussehen des Letzteren hatte sich wenig oder gar nicht verändert seit der Zeit, daß wir ihn seine Missionsreise am Bord der *Aurora* antreten sahen; noch immer das frühere ruhige, kalte Gesicht, der diplomatisch spürende Blick, vielleicht nur noch feiner, besonnener durch die seitdem erlebten Erfolge und Mißerfolge.

Als der Kaiser sich diesmal erhob und dem Gesandten und seinen Begleitern entgegentrat, geschah es in weit zuvorkommenderer, verbindlicherer Weise, als es bei dem mexikanischen Minister der Fall gewesen war. Er reichte dem Kammerherrn Grafen Moltke die Hand, verbeugte sich auf das Höflichste gegen die beiden anderen Herren und erkundigte sich bei dem Gesandten nach seiner Gesundheit und seiner Familie.

»Erlauben Euer Majestät mir, die beiden Herren Ihrer Gnade zu empfehlen und sie vorzustellen.« Er that es und der Kaiser lud alle Drei mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. »Sie sehen, Herr Graf, ich entspreche Ihrem Wunsche, Sie nicht in großer Audienz zu empfangen, sondern bei mir selbst, so zu sagen, und habe Herrn von Thouvenel fortgelassen, da Sie mir doch wohl Nichts mitzutheilen haben, was vor meinen Ministerrath gehört?«

»Ich bat Euer Majestät um die Erlaubniß, Ihnen Herrn von Halsteen vorstellen zu dürfen, welcher der Ueberbringer eines Handschreibens meines allergnädigsten Souveräns an Eure Majestät ist.«

Der Conferenzzrath erhob sich und überreichte mit ehrerbietiger Verbeugung den Brief König Frederik's.

»Bitte, meine Herren!« Der Kaiser, der bequem in seinem Sessel lehnte, machte eine Bewegung der Hand, wieder Platz zu nehmen. Statt das Couvert sofort zu öffnen, hielt er es spielend zwischen den Fingern.

»Sie kommen direkt von Kopenhagen, Herr von Halsteen?«

Eine leichte Röthe überflog das feine Gesicht des alten Diplomaten – er begriff zur Genüge den Sinn der Frage.

»Euer Majestät halten zu Gnaden, ich komme zunächst von London, wo ich nächst meiner Mission an Ihre Majestät die Königin Victoria eine wichtige Privat-Angelegenheit, eine Erbschaftssache meines künftigen Schwiegersohnes, zu arrangiren hatte, indem ich mir vorbehielt, den angenehmeren Theil meiner Mission mit der Verheirathung meiner Tochter in Paris zu vereinigen.«

»Ah – ich habe davon gehört! – Ihre Dame . . . «

»Ich bin leider Wittwer, Sire,« bemerkte der Conferenzrath.

»Also Ihr Fräulein Tochter, die eine sehr liebenswürdige Dame sein soll, werden Sie doch – da die Königin Victoria noch in Trauer war, also nicht empfängt – der Kaiserin vorstellen; wir haben dann zwei Brautpaare im heutigen Cercle.«

»Mit Euer Majestät Erlaubniß wird die Frau Gräfin als Lady Patronesse diese Pflicht erfüllen. Ihr Wagen kam mit dem unseren.«

»Die andere Braut,« – der Kaiser schien absichtlich die Eröffnung des Briefes hinzuhalten – »hat zwar schon das Glück der Ehe genossen – die Wittwe eines Ihrer früheren Collegen, Herr Graf, die Frau Gräfin von Hatzfeld, die auch einen Wittwer heirathet, den Herrn Herzog von Valencay-Talleyrand! Wie glücklich ist man doch, wenn man noch jung ist!« Ein leichtes, sardonisches Lächeln lag um seinen Mund, als er die Scheere nahm und das Couvert öffnete. Er las den Brief langsam zwei Mal, dann hob er die Lider und richtete einen halb müden Blick auf den Conferenzrath. »Der König ersucht mich um meine Vermittelung gegen die ungerechtfertigten Ansprüche des deutschen Bundes auf Schleswig und Holstein, eventuell um Beistand. Ja – ist es denn schon so weit, daß es sich um einen Krieg handelt?«

»Die neuen Anträge des Großherzogs von Oldenburg am deutschen Bunde auf Exekution in den Herzogthümern und der zustimmende Beschluß des Bundes sind so gut wie Kriegserklärung.«

»Der deutsche Bund!« sagte der Kaiser lächelnd – »ja lieber Herr von Halsteen – das mit dem deutschen Bunde ist eine sehr alte und bekanntlich etwas langathmige und langweilige Sache. Hat Ihnen denn Herr von Schlemitz oder Graf Rechberg den Krieg erklärt?«

»Das allerdings nicht – indeß eine oder die andere der beiden Großmächte wird jedenfalls mit der Bundesexecution betraut werden.«

»Meinen Sie das wirklich? Da kennen Sie Herrn von Beust, oder Graf Platen oder Herrn von Schrenk, oder Herrn von Dalwigk, den ich nächstens erwarte, oder wie die anderen Herren alle heißen, am Ende doch nicht so recht genau! Ich glaube lieber Herr von Halsteen, Sie haben wirklich vollkommen Zeit, Ihre Rüstungen, die Sie ja, wie ich höre, zu Land und See so eifrig betreiben, bis in's Detail zu Ende zu führen. Wenn ich mich jetzt in diese sehr heikle Angelegenheit mischen wollte, würde sicher alle Welt Zeter gegen mich schreien. Ich sollte meinen, da hätten Rußland oder England ja ein weit näheres Anrecht dazu.«

»Euer Majestät,« sagte zurückhaltend der Legationssecretair, »haben das Recht und die Macht, der Schiedsrichter Europa's zu sein!«

»Und vielleicht auch noch der angrenzenden Inseln,« sprach mit heiterem Lachen der Kaiser. »Lieber Herr Legationsrath – Sie würden mir da keineswegs einen sehr angenehmen Posten octroyren! – Nein, nein – ich habe genug mit den Interessen Frankreichs zu thun, das eine sehr unruhige Natur besitzt und mir übergenug zu schaffen macht! Aber sagen Sie mir, warum läßt man denn eigentlich in Kopenhagen, das eine vortreffliche Rhede haben soll, die beiden Herzogthümer, die seit zwölf oder dreizehn Jahren so viel Lärmen machen, nicht in der alten Weise fortregieren und vegetiren? Ich halte, offen gestanden, die ganze Geschichte mehr für eine Reclame des sogenannten Nationalvereins in Deutschland, als für eine politische Nothwendigkeit.«

»Die Zusammengehörigkeit Schleswigs mit der dänischen Krone muß vor einem Wechsel derselben festgestellt sein!«

»Ei, mein Herr, König Friedrich denkt gewiß noch nicht daran, diese schöne Welt zu verlassen, das sehe ich aus seiner festen Handschrift.«

»Euer Majestät bitte ich um die Erlaubniß,« sagte mit ernstem Ton der Conferenzzrath, »im Vertrauen auf Ihre Weisheit und – und . . . «

»Discretion!« half ihm der Kaiser aus.

»Da Euer Majestät selbst das Wort gebrauchen, wage ich nicht zu widersprechen, – also im Vertrauen auf Eurer Majestät so oft bekundete Weisheit und politische Voraussicht, einige Vortheile anzudeuten, die Frankreich wohl über kurz oder lang aus einer activen Theilnahme für die skandinavischen Staaten, speciell für das kleine Dänemark, erwachsen dürften.«

Der Kaiser lehnte sich zurück in seinen Sessel, legte die Hände nach seiner Gewohnheit zusammen und schloß die Augen. »Sprechen Sie!«

»Die Verhältnisse in Preußen,« fuhr der Conferenzzrath fort, »ja in ganz Deutschland, sind der Art, daß die Leitung der Ereignisse nicht mehr in der Hand der Regierungen liegt. Wie leicht können Eure Majestät in die Lage kommen, diesem ehrgeizigen, nach unberechtigter Macht strebenden Preußen ein ›Bis hierher und nicht weiter‹ zuzurufen zu müssen. Würde dann nicht ein Ihnen dankbares und ergebenes Dänemark und Schweden – denn Sire, die Interessen der beiden skandinavischen Staaten sind dieselben – mit dem Besitz des Sundes und des Hafens von Kiel und Kopenhagen von großer Wichtigkeit für die Operationen der französischen Flotte sein?«

Der Kaiser schwieg einige Augenblicke: »Das ist ja eine förmliche Alliance gegen Deutschland, was Sie mir da bieten, mein Herr!« sagte er endlich.

»Wenn Euer Majestät es als solche ansehen wollen – ich bin dazu ermächtigt, wie Seine Excellenz hier bestätigen werden.«

»Erlauben Sie mir die Frage, ob Sie dieselbe Offerte auch England gemacht haben?«

»Euer Majestät wissen sehr wohl, daß dort die Verhältnisse ganz andere sind. Eine Alliance mit England hieße Rußland herausfordern, das nur auf die Gelegenheit wartet, an *diesem* Gegner die Schlappe von Sebastopol zu rächen. Die englischen Interessen, ganz abgesehen von den verwandtschaftlichen Verbindungen, fordern die Stärkung Preußens. Kleine Differenzen, wie die gegenwärtige Mac Donald-Affaire, sind zu unbedeutend, um hier zu influiren. Ich nehme keinen Anstand, Euer Majestät den Gegenstand mitzutheilen, welchen wir bereit sind, für die guten Dienste Englands in der Frage der Herzogthümer zu zahlen: es handelte sich um den Verkauf der Insel Sanct Thomas in Westindien.«

Der Kaiser neigte freundlich den Kopf. »Ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufrichtigkeit, Herr Conferenzzrath, und bitte Sie, Ihre Mission keineswegs als gescheitert zu betrachten, wenn auch die höheren Interessen Frankreichs fordern, uns vorläufig jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu enthalten, bis vielleicht eine solche Aufforderung aus Deutschland selbst an uns kommt.«

Er bemerkte, daß der Legationsrath, noch nicht ganz so geschult wie sein Schwiegervater, etwas zweifelnd aufblickte. »Sie scheinen an einer solchen Möglichkeit zu zweifeln, mein Herr, aber ich als ein älterer Politiker sage Ihnen, daß Sie in Ihrer diplomatischen Carrière, der ich die besten Erfolge wünsche, leicht noch ganz andere Dinge sehen werden, als Verleugnung des Nationalgefühls um zeitlicher Vortheile willen.« Der Kaiser bemerkte wahrscheinlich den rothen Flecken nicht, der auf den Wangen des dänischen Diplomaten erschien.

»Warum sollte es nicht solche Spekulanten – ich will mich nicht härter ausdrücken – auch unter den deutschen Fürstlichkeiten und Politikern geben? – Doch wir verirren uns damit von unserer eigentlichen Frage. – Wir werden, da Sie ja doch vorläufig in Paris bleiben, jedenfalls noch Gelegenheit haben, uns weiter über die Frage auszusprechen. Einstweilen bitte ich Sie, Seine Majestät den König Frederik meiner vollen Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, zu versichern und ihm als meinen aufrichtigen Rath zu sagen, er möge einstweilen temporisiren, bis die Chancen günstiger sind. Ich hoffe Sie öfter in den Tuileries oder in Saint Cloud zu sehen, wohin wir nächstens übersiedeln, um das Frühjahr zu genießen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist,« – der Kaiser hatte sich erhoben, als er den officiösen Ton fallen ließ – »daß ich ein großer Rosenzüchter bin und die Aussicht habe, in diesem Jahre das Problem der blauen Rose zu lösen. – Darf ich fragen, wann die Hochzeit sein soll?«

»Mit Eurer Majestät Erlaubniß bereits am nächsten Montag. Herr Hansen erwartet nur das Eintreffen seines Bruders, der als Seemann auf Reisen ist.«

Der Kaiser neigte verbindlich das Haupt. »Es hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie heute im Cercle der Kaiserin wiederzusehen.«

Die Audienz, die in der gnädigsten Form verlaufen war, war zu Ende. Als die dänischen Herren das Gemach verlassen hatten, betrachtete der Kaiser lächelnd seine Fingerspitzen. »Hm! der Gedanke des offenen Sundes oder einer Flottenstation in Kiel oder auf den Inseln bei einem Kriege mit Deutschland ist nicht ganz übel. Daß doch alle Welt einen solchen vorauszusetzen scheint! Nun, was kommen muß, kommt, – einstweilen wollen wir uns nicht damit übereilen, und gelingt die Arrondirung Frankreichs, dieses große Problem, was mich noch mehr beschäftigt als die blaue Rose, auf einem anderen Wege – desto besser.« Er gab das Zeichen zum Eintritt.

»Der Herr Marschall Graf *d'Ornano!*«

Der Gemeldete trat ein, führte aber den Capitain Boulbon an der Hand mit sich, der beim Eintritt in das Gemach des Kaisers bescheiden zurücktrat und an der Thür stehen blieb. »Mit Erlaubniß, Sire,« sagte der Marschall, der trotz seiner 78 Jahre in strammer, fester Haltung und tadelloser Adjustirung in der großen Marschallsuniform auftrat und salutirte, – »wir kommen mit Ihrer Erlaubniß da gleich die alte und die junge Armee Frankreichs. Außer dem Feldmarschall Wrangel in Berlin – wir sind in einem Jahre zur Welt gekommen und er ist nur drei Monate älter als ich – möchte es wohl schwerlich in der europäischen Armee einen so alten Soldaten wie mich geben; denn, wie Eurer Majestät wissen, diene ich heute gerade 61 Jahre dem erhabenen Hause des Kaisers Napoleon I., den ich das Glück hatte, meinen Landsmann zu nennen, und da konnte ich es mir nicht versagen, Eurer Majestät, seinem erhabenen und glücklichen Nachfolger nochmals den Dank eines alten Soldaten abzustatten für die Auszeichnung, die Sie mir noch am Ende meines Lebens haben zu Theil werden lassen. Da es nun aber Zeit wird, daß wir Alten das Feld räumen und ich hörte, daß der junge Herr da zur Audienz befohlen, welcher der Sohn eines wackeren Soldaten und guten Franzosen ist, habe ich ihn gleich mit herein gebracht. So sparen Eure Majestät Ihre kostbare Zeit; denn ich bin zufrieden, Sie gesehen zu haben!«

Der Kaiser war dem alten Soldaten seines Hauses entgegen gegangen und hatte ihn selbst zu dem nächsten Sessel geführt. »Wer wie Sie, Herr Marschall, ein so treuer Begleiter des großen Kaisers von Austerlitz bis Waterloo war, und ihn auch auf seiner letzten Wanderung

begleitete, der kann selbst einen Bourbon – er nickte huldvoll dem jungen Offizier zu, »zur Gesellschaft haben, ohne in den Verdacht zu kommen, den Napoleoniden ungetreu zu werden. Setzen Sie sich, lieber Graf, und widmen Sie mir einige Augenblicke. Der Herr Capitain hat Zeit und mag von einem solchen Veteranen die Geduld lernen, wie man auf den Marschallsstab wartet, den bekanntlich jeder Soldat meines Oheims im Tornister zu tragen glaubte.«

Der junge Offizier erröthete, während der Veteran ihn freundlich betrachtete. »Er scheint mir das Zeug zu haben, Sire,« sagte er. »Darf ich mich erkundigen, wie Ihrer Majestät und dem Prinzen die Feier im Invalidendom bekommen ist? – ich meine natürlich den jungen Prinzen, Sire,« fügte er mit einem bezeichnenden Blick auf die vor ihm liegende Brochüre hinzu, »nicht den Herrn Prinzen Napoleon. Man hat mir erzählt, daß Ihre Majestät von der Leichenfeier nach der Conciergerie gefahren sei, um in der Kammer der Königin ein Gebet zu verrichten, was ganz dem großen Herzen Ihrer Majestät ähnlich sieht.«

»Oh,« sagte der Kaiser, »sie ist nicht bloß in der *chambre Marie Antoinette* gewesen, sondern auch in der Zelle, in der ich einst die Ehre hatte von diesen Orleans eingesperrt zu werden, die meinen Herrn Vetter jetzt so drastisch an die Wohlthaten erinnern, die er von ihnen genossen hat, und an die Tapferkeit und Aufopferung, die er an jenem Tage bewies,<sup>1</sup> an dem es galt, den Namen Bonaparte wieder an die Spitze Frankreichs zu stellen, an jenem Tage, lieber Marschall, den Sie so umsichtig vorbereiten halfen und an dem Sie mir so treu zur Seite standen.«

»Euer Majestät wissen, daß mein Leben stets dem Kaiserthum gehört hat!«

Der alte Gouverneur des Invalidenhôtels, der bei Gelegenheit der am 2. April erfolgten Uebersiedelung des Sarges des Kaisers Napoleon I. aus der Krypta des Doms in die zur Aufnahme der Leiche besonders im Dom erbaute Kapelle zum Marschall ernannt worden, war in

der That einer der treuesten Krieger des Kaisers gewesen. Am 24. Januar 1784 in Ajaccio geboren, trat er schon im Jahre 1800 in den französischen Kriegsdienst, war mit Leclerc in San Domingo, kämpfte bei Austerlitz, Jena, in Spanien und kommandirte 1812 in der

---

<sup>1</sup>Die damals großes Aufsehen machende Brochüre des Herzogs von Aumale war die Antwort auf die Brandrede, welche Prinz Napoleon im Senat gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und die Orleans gehalten hatte.

Die Brochüre erwidert unter Anderm auf die Andeutung des Prinzen: man solle jeden Legitimisten erschießen, der es wagen würde, sich mit bewaffneter Hand am *empire* zu vergreifen: »Wenn es sich um's Erschießen handelt, dann ist das Wort der Bonaparten gut; von allen Versprechungen, welche Sie und die Ihrigen jemals gemacht haben oder noch machen werden, ist dies die einzige, auf deren Erfüllung ich rechnen werde! . . . Sie sprechen heute in prächtigen Phrasen vom Staatsstreich vom 2. Dezember. Und doch traf man Sie an jenem Tage nicht unter den Getreuen, die herbei geeilt waren, um sich dem Glück des neuen Diktators zu weihen, freilich waren Sie auch nicht unter den Volks-Repräsentanten, die gegen den Umsturz der Landesgesetze protestirten. Wo waren Sie denn? Man erinnert sich, daß einige von den entschlossenen Männern, welche berathschlagten, ob man sich auf den Barrikaden schlagen solle, oder nicht, Sie plötzlich unter sich gesehen haben, jedoch nur, um spurlos bei Ankunft der Polizei zu verschwinden . . . Aber wenn Sie Ihren pariser Beschäftigungen nicht ein Paar Tage entziehen können, um dieselben diesem überseeischen Frankreich zu weihen (Algerien, dessen Gouverneur der Prinz einige Zeit war), so haben Sie doch das unschätzbare Glück gehabt, unsere afrikanischen Legionen in der Krim landen zu sehen; konnten Sie ihnen auch nicht bis an's Ziel ihrer glorreichen Mühen, bis vor Sebastopol folgen, so haben Sie doch von ihren Heldenthaten bei Magenta und Solferino erzählen hören können, da Sie nicht weit von ihnen standen, wie Sie selbst erläutert haben, beschäftigt, nach dem Kriegsmaterial der Herzogin von Parma zu suchen . . . «

Schlacht an der Moskwa als Divisionsgeneral die gesammte Reiterei der italienischen Armee. Schwer verwundet auf dem Rückzug aus Rußland, räumte ihm Napoleon einen Platz in seinem eigenen Wagen ein. Wegen seiner Betheiligung an den hundert Tagen mußte er für drei Jahr nach Belgien flüchten, wo er die Gräfin Walewska, die polnische Geliebte des Kaisers, die Mutter des Ministers Grafen Walewski heirathete. Unter der Restauration zum Pair und Kommandanten einer Militair-Division ernannt, bildete er 1851 den Mittelpunkt, um den sich die neubonapartistische Partei sammelte und wurde 1852 Großkanzler der Ehrenlegion, 1853 Gouverneur des Invaliden-Hôtels.

»Das weiß ich, lieber Graf,« sagte der Kaiser warm, »und ich wünschte, ich hätte in meiner eigenen Familie so zuverlässige und uneigennützigte Freunde, wie an Ihnen und Ihrem Sohn. – Und nun zu Ihnen, Herr Kapitain!«

Der Marschall wollte sich entfernen, der Kaiser reichte dem Vsteranen jedoch die Hand und nöthigte ihn, wieder Platz zu nehmen. »Ich bitte Sie, mein alter Freund, mich noch nicht zu verlassen. Was ich mit dem jungen Herrn da zu verhandeln habe, kann ein so bewährter Freund der Napoleoniden immerhin hören, und ich möchte, daß der Prinz, mein Sohn, der gleich von seinem gewöhnlichen Vormittagsspaziergang kommen wird, Sie begrüße. Also Herr Graf, Sie haben keine Lust, sich von Ihren Lorbeern in China wieder auszuruhen und bitten um Verwendung? Teufel, ich sollte meinen, in Ihrem Alter gäbe es keinen angenehmeren Aufenthalt als Paris, und obschon ich Ihren Eifer lobend anerkenne, werden Sie sich schon darein schicken müssen, wenigstens bis zur Rückkehr der chinesischen Armee hier zu verweilen. Ich habe Sie als Ordonnanzoffizier meinem persönlichen Stabe zugetheilt.«

»Sire, welches Glück! wie kann ich Euer Majestät solche Gnade danken . . . «

»Durch pünktliche Pflichterfüllung, Herr Kapitain. Sie haben an der Frau Marschallin Saint Arnaud eine treue Beschützerin gehabt, wie ich Ihnen sagen kann, und ich erinnere mich Ihres Vaters sehr wohl! Sie wissen also ganz bestimmt, daß derselbe in Mexiko sein Leben bei jener abenteuerlichen Expedition eingebüßt hat? Die Nachrichten darüber waren eigentlich etwas unbestimmt.«

»Sire, ein alter Diener, der auch auf mich übergegangen ist, hat den Zeugen seines Todes gesprochen, und auch ich habe denselben durch einen jener Zufälle, welche sich zuweilen im Leben in fast romanhafter Weise ereignen, in China gesehen.«

»Es scheint allerdings etwas Romanhaftes in Ihrer Geschichte, namentlich in Ihren Begegnungen obzuwalten. Sprachen Sie nicht Ihrer Majestät der Kaiserin davon, als Sie die Depeschen des Herrn von Cousin-Montauban überbrachten und von einem indischen General, einem geborenen Ionier, den Sie in Rom bei dem Grafen von Lerida angetroffen haben? Die Kaiserin interessirte sich für Ihre Begegnung mit dem etwas abenteuerlichen spanischen Granden, der in Biarritz Gelegenheit hatte, uns einen großen Dienst zu erweisen und den wir längst in Paris erwartet haben, und aus diesem Grunde erinnerte ich mich des Ioniers – des General oder Capitain . . . wie nannten Sie ihn doch . . . ?«

»Capitain Marcos Grimaldi – er focht als Vezier oder General Maldigri in Diensten der Rani von Ihansi gegen die Engländer und kannte aus Indien den Herrn Grafen von Lerida.«

Der Kaiser nickte zustimmend. »Richtig, Sie wiederholten in dem Abendcirkel der Kaiserin eine interessante Geschichte von ihm. – Wenn ich mich nicht sehr täusche, muß ich sogar

Ihren Capitain oder General Grimaldi von früher her<sup>1</sup> persönlich kennen. Und wissen Sie, wo derselbe sich gegenwärtig aufhält?»

»Er hat, soviel ich weiß, den Herrn Grafen von Lerida auf einer Reise zum Nil zur Aufsuchung eines Vetzters desselben, des Viscount von Heresford, begleitet. Ich erwarte selbst mit Sehnsucht, Sire, eine Nachricht aus Cairo oder Alexandrien über das glückliche Eintreffen des Viscount und seiner Gesellschaft, unter der sich auf der langen Seereise von der Mündung des Peiho bis zum rothen Meere mir befreundet gewordene Personen befinden.«

»Sie werden mich verbinden, Herr Graf,« sagte der Kaiser mit einer Handbewegung, welche die Entlassung des jungen Offiziers andeutete, »wenn Sie mir, sobald Sie eine Nachricht von Ihren Freunden erhalten, davon Anzeige machen. Auch sollen Sie mir bei Gelegenheit Ihren alten Diener vorstellen. Ich schätze solche Treue. Die Damen der Kaiserin haben sich übrigens beklagt, daß Sie die Abendgesellschaften Ihrer Majestät vernachlässigen; ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß heute der Tag des Abend-Empfanges ist!« – Die wohlwollende, fast liebenswürdige Weise, die der Kaiser in solchen Augenblicken so hinreißend zu entwickeln verstand, wechselte mit dem ernstesten dienstlichen Ton. »Sie werden Ihr Brevet bei General Fleury in Empfang nehmen und Ihre näheren Anweisungen über den Dienst von ihm erhalten«

Der Kaiser nickte. Indem der junge Offizier sich zur Thür zurückzog, wurde diese geöffnet und der kaiserliche Prinz erschien ohne weitere Anmeldung, einen Herrn in bürgerlicher Kleidung, von etwas plumper Gestalt und dem großen Kaiser auffallend ähnlicher Gesichtsbildung, an der Hand haltend.

»Hier, Papa Majestät, bringe ich Dir den Onkel Prinzen,« sagte der Knabe, sich von der Hand des Eintretenden befreiend und die seines Vaters küssend. »Ich wäre lieber mit Onkel Morny gekommen, der draußen wartet, aber der Onkel Prinz wollte durchaus mit mir gehen, obschon er mich gar nicht so gut leiden mag und mir Nichts mitbringt, wie Onkel Morny thut. Aber ich mag ihn auch nicht leiden, Papa, weil er mich immer so böse ansieht und dazu den Mund aufsperrt, und Du weißt, Papa, Mama mag ihn auch nicht leiden!«

»Louis!«

Der Kaiser war doch einen Augenblick außer Fassung über die Naivetät des Kindes.

»Laß ihn nur, Vetter,« sagte der Prinz Napoleon, denn dieser war der Eingetretene, »ich bediente mich seiner, um rasch zu Dir zu kommen. Du verzeihst um seinetwillen wohl, daß ich mich nicht anmelden ließ. Kinder haben überall Zutritt, und Kinder sagen die Wahrheit.«

»Auch Narren,« bemerkte der Kaiser pikirt, »wenigstens zuweilen, und dazu scheinen unsere guten Freunde, die Orleans, zu gehören.«

Der Prinz hustete verlegen und gähnte dann hinter der Hand – ein Naturfehler, der seine Unterhaltung ziemlich unangenehm macht. »Euer Majestät ahnen wohl, warum ich so dringend wünschte, Euere Majestät zu sprechen?«

»Ich zweifle nicht, daß ganz Paris diesen Eifer so gut wie ich zu schätzen wissen wird. Du hast meine volle Erlaubniß.«

Der Prinz Napoleon wurde trotz seines Phlegma's etwas unruhig. »Wie meinen dies Euer Majestät – wozu?«

»Es trifft sich gut,« sagte der Kaiser, jetzt vollständig wieder kalt und mit seiner gewöhnlichen Ruhe, – »doch erlaube zuvor, daß ich Louis fortschicke. – Geh' mein Kind und amüsire Dich bei Deinem Spaziergang. Ich werde Ihre Majestät Deine Mutter später sprechen.« Er

---

<sup>1</sup>Nena Sahib, I. Theil: Der zweite Dezember.

küßte den Knaben und führte ihn bis zur Thür, wo er ihn dem Kammerdiener persönlich übergab. Dann kehrte er zurück und blieb vor seinem Sessel stehen. »Es trifft sich gut, daß gerade einer jener Soldaten unseres großen Oheims hier ist, der als unbezweifelte Autorität in allen Dingen gelten darf, welche die Ehre unseres Hauses betreffen.«

»Eben dieserhalb komme ich,« sagte hastig der Prinz. »Ich denke, daß die Ehre des kaiserlichen Hauses von Frankreich nicht durch irgend eine Schmähschrift, ein Pasquill beleidigt werden kann, Euer Majestät wissen das eben so gut aus hundert derartigen Erzeugnissen.«

»Die Ehre des *Kaiserlichen Hauses* gewiß nicht,« sagte der Chef desselben kühl, »man muß dergleichen dem gewöhnlichen Gang der Landesgesetze überlassen, gerade wie etwa den Prozeß Patterson.«<sup>1</sup>

Der Prinz biß sich auf die Lippen – der Prozeß war eine ihm höchst fatale Sache, da er nach den Plaidoyers des berühmten Advokaten Berryer, der für die Rechtsansprüche der Patterson's eintrat und die klarsten Beweise lieferte, die allgemeine Meinung gegen sich und seinen schmutzigen Geiz hatte. »Es handelt sich hier um die Broschüre des Herrn von Aumale,« sagte er, »die ich dort liegen sehe.«

»Eben deshalb erwartete ich Dich,« sagte der Kaiser, »und ich wiederhole, die Beleidigungen und Schmähungen der Dynastie sind von einem anderen Standpunkte, als persönliche Angriffe zu betrachten. Das Pamphlet ist von dem General-Prokurator mit Beschlag belegt worden.«

»Ich komme deshalb, um Eure Majestät zu bitten, durch Ihre Machtvollkommenheit die Beschlagnahme aufheben lassen zu wollen, damit es nicht aussieht, als ob wir –«

»Du meinst Dich selbst, Vetter!«

Wieder biß sich der Prinz auf die Lippen, – »als ob ich das Pamphlet der Kenntniß des Publikums entziehen wolle und Etwas auf dergleichen Angriffe gäbe!«

»Und – ist dies Alles?«

»Ich habe mich nach reiflicher Berathung mit meinen Freunden dafür entschieden, – es ist das einzige Mittel, solchen Angriffen zu begegnen. Friedrich der Große ließ bekanntlich auch die gegen ihn gerichteten Pasquills niedriger hängen, damit alle Welt sie lesen möge.«

Der Kaiser zuckte die Achseln und sah dabei den Grafen d'Ornano an.

»Euer Majestät hat mir einst selbst erzählt, daß der Herr Herzog von Aumale und Prinz Joinville eben im Begriff waren, in derselben Woche eine Erhebung in Paris zu Gunsten der Orleans zu veranstalten, als die Nachrichten von dem Staatsstreich vom 2. Dezember sie

---

<sup>1</sup>Der Vater des Prinzen Jérôme Bonaparte, der Exkönig von Westphalen, hatte während seines Aufenthalts in Nord-Amerika am 24. Dezember 1803 im Beisein des französischen Consuls in Baltimore und wie sich bei dem Prozeß erwies, offenbar mit Genehmigung seiner Mutter Lätitia, die Tochter eines reichen Bankiers von Maryland, Miß Elisabeth Patterson, unter kirchlicher Trauung durch den katholischen Bischof von Maryland geheirathet. Später als ihn Napoleon I., zum Kaiser gekrönt, zurückrief, versuchte er auf dessen Befehl die Ehe zu trennen, doch weigerte der Papst die Scheidung und der Kaiser annullirte eigenmächtig die Heirath und verheirathete seinen Bruder anderweitig. Nachdem König Jérôme am 24. Juni 1860 gestorben war, strengte Madame Patterson-Bonaparte mit ihrem in legitimer Ehe geborenen, durch vielfache Briefe der Bonaparte's, selbst des Kaisers Louis Napoleon anerkannten Sohn in Paris eine Klage um die Hinterlassenschaft des Königs Jérôme gegen den Prinzen Napoleon und seine Schwester, die Prinzessin Mathilde, an. – Das Urtheil des Appellationshofes vom 1. Juli 1861 wies sie ab, indem es eine gesetzliche Scheidung und Abfindung annahm, indeß sehr gegen die öffentliche Meinung.

unterwegs traf und ihr Vorhaben vereitelte. Ich muß zugeben, daß die Orleans es nie haben an persönlichem Muth fehlen lassen.«

Der Prinz wandte sich barsch gegen ihn: »Zweifeln Sie etwa an dem meinen, Herr Marschall?«

»Ich habe zu oft Euerer Kaiserlichen Hoheit erhabenen Oheim im Kugelregen der Schlacht stehen sehen, als daß ich den Muth eines Bonaparte in meinen alten Jahren noch bezweifeln sollte. – Ich bitte Euer Majestät, mich zu entlassen.«

Der Kaiser reichte dem alten Krieger die Hand. »Gehen Sie mit Gott, Herr Marschall, und bewahren Sie mir ein gleich gutes Andenken, wie Ihrem alten Kriegsherrn«

Der Marschall salutirte frostig den Prinzen. – Der Kaiser geleitete ihn zwei Schritt weit zur Thür.

»Sei so gut,« sagte er zurückkehrend, »mir Deinen Antrag – den ich vollkommen billige, obschon er bei der großen Verbreitung der Broschüre kaum noch einen Zweck hat, – hier schriftlich niederzulegen, damit ich ihn im Moniteur veröffentlichen lasse, was ja Deine Freunde befriedigen dürfte. – Dann entschuldigst Du mich wohl, da ich dringend mit Morny zu conferiren habe. – Wir sehen uns wohl am Abend.«

Der Prinz hatte sich an dem Schreibtisch des Kaisers niedergelassen und fragte, während er das Gesuch niederschrieb und der Kaiser sich eine neue Cigarre anbrannte: »Was schwatzte d’Ornano da von einem Versuch dieser Orleans im Dezember Zweiundfünfzig?«

Der Kaiser blies eine Rauchwolke vor sich hin. »Wenn Du zweifelst, könnte Dir Palmerston die nöthigen Daten und Namen an die Hand geben. – Bist Du fertig?«

Der Prinz überreichte ihm die Schrift.

»Es scheint, Euer Majestät sind nicht ganz zufrieden mit mir und diesem Schritt?«

»Bewahre! – Du bist alt genug, um zu wissen, was Du thust, und ja wohl auf dem Wege, Familienvater zu werden, wenn die Mademoiselle Pearl keinen Einspruch erhebt. – Niemand kann für sein Temperament! – Doch nun entschuldige mich – und schicke jedenfalls heute Abend Deine Schwester zu dem Cercle der Kaiserin! – Adieu!«

Der Prinz empfahl sich, nicht gerade sehr erbaut von der Unterredung.

Der Kaiser hatte sich wieder niedergelassen. »Feigling und Intrigant!« murmelte er. »Sein ganzes Interesse ist jetzt das seines Schwiegervaters, nicht das Frankreichs, und ich bin überzeugt, daß bei einer wirklichen Gefahr für das Kaiserthum niemals auf ihn zu rechnen wäre, es sei denn, er glaubte, es sich selbst zu fischen. Armer Knabe – es ist die höchste Zeit, dauernde Chancen für seine Zukunft zu schaffen durch feste Alliancen. – Feste? – Was ist in dieser Welt fest – vollends in dem Spiel der Politik! – England? – Oesterreich – Preußen – Rußland? – Ja – wer in die Zukunft sehen konnte! Versuchen wir’s nochmals mit Rußland! – Und was diesen Patterson betrifft – ich muß mich erkundigen, welche Rolle er bei diesen sich vorbereitenden Kämpfen in Nord-Amerika spielt – vielleicht wäre er – zu Unterhandlungen – in Mexiko oder mit den Südstaaten zu brauchen!« – Er gab das Zeichen. »Bitten Sie den Herrn Grafen von Morny einzutreten und erklären Sie dann für heute den Empfang geschlossen.«

»Seine Excellenz der Herr Präsident des *Corps législativ* Graf de Morny!«

Der natürliche Bruder des Kaisers – er war bekanntlich der natürliche Sohn der schönen Königin Hortense mit ihrem Großstallmeister, dem ebenso eleganten als schönen Grafen Flahault de la Billarderie – trat trotz seiner neunundvierzig Jahre mit jener Elasticität und dem stutzerhaften Wesen ein, die er bis zu seinem für das Glück des Kaisers zu früh erfolgten

Tode – er starb bekanntlich schon vor dem Kriege 1870 – bewahrte. Der Graf hatte eher das Aussehen eines alten Elegant und reichen Geschäftsmannes, als eines kühnen Offiziers und Parteigängers, der er doch in seiner Jugend gewesen. Am 23. October 1812 in Paris von der schönen Königin von Holland, der Tochter der Kreolin, des Schutzgeistes des ersten Napoleons, geboren, wurde der kinderlose Graf Morny aus Isle de France gewählt, den kleinen Zeugen des Ehebruchs als Sohn gegen eine Bezahlung von 800,000 Francs zu adoptiren. Talleyrand, derselbe, welcher die Trennung der Ehe Jérôme's von der Patterson verhandelt hatte, prophezeite dem Knaben, der ein Liebling des kaltherzigen Diplomaten war, er werde einmal Minister werden, aber es hatte eher den Anschein, er würde sich als kecker Soldat auszeichnen; denn als der junge Graf nach Austritt aus der Schule des Generalstabes 1832 als Unterlieutenant eingetreten und zur französischen Armee nach Afrika gegangen war, machte er sich gleich in seinem ersten Feldzuge bei Mascara durch den Ritt berühmt, den er allein durch das ganze Heer des Feindes Abdel-Kader unternahm, um zu seinem Corps zu stoßen. Dann wurde er bei der Belagerung von Konstantine von vier Kugeln verwundet und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion für die Rettung des Generals Trezel aus Lebensgefahr unter den Mauern der belagerten Stadt. Von der Rente von 40,000 Francs, die seine Mutter ihm bei ihrem Tode (1837) hinterlassen, lebte der junge elegante Ulanen-Offizier flott, bis er 1838 seinen Abschied nahm und plötzlich in Clermont als Rübenzucker-Fabrikant debütierte. Vier Jahre später trat er als Abgeordneter von Puy-de-Dôme in die Deputirten-Kammer und stand durch hohes Spiel und industrielle Spekulationen 1849 am Bankerott, als der Prinz-Präsident seinen ihm schon lange treu anhängenden Halbbruder zu einem der Hauptwerkzeuge des Staatsstreiches vom 2. Dezember machte. Er war es, der, zum Minister des Innern designirt, die 200 widersprechenden, in der Mairie des 10. Arrondissements versammelten Deputirten auseinander sprengte und so jeden gesetzlichen Schritt der Opposition verhinderte. Schon 1857 zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers gewählt, ging er nach dem pariser Frieden als Botschafter zur Krönung des Kaisers Alexander nach Petersburg, wo er die junge und schöne, der Kaiserin etwas zu gefährliche Fürstin Trubetzkoi heirathete, mit deren großem Vermögen er seinen etwas zerrütteten Finanzen wieder aufhalf und bedeutende Besitzungen in der Nähe von Petersburg kaufte. Er galt als der Vorfechter der russischen Alliance und genoß großes Vertrauen des Kaisers.

»Willkommen Jules,« sagte der Kaiser – »komm, setze Dich, ich habe nach Dir geschickt, um einmal wieder vertraulich mit Dir zu plaudern. Hast Du Lust, nach Petersburg zu gehen?«

»Wollen Euer Majestät denn den Herrn Herzog von Montebello zurückberufen?«

»Ich meinte vorläufig in vertraulicher Mission – auf Deine Güter bei Petersburg. Hast Du von der Audienz gehört, die gestern die Polen bei mir gehabt haben?«

»Ich habe Sie schon früher gewarnt, Sire, sich nicht mit dieser polnischen Angelegenheit einzulassen. Es wäre ein Unglück für Frankreich, und wenn es nach meinem Rath ginge, hätten Sie längst das ganze Gesindel, das nichts ist, als eine Bande von Ruhestörern und Aufwieglern sich vom Halse geschafft. Mag England sich damit befassen, so viel es will, wir haben an diesen Italienern schon genug zu leiden.«

»Es ist – ich gebe es zu – eine unglückliche Erbschaft meines Onkels, aber so lange sie nicht geradezu gegen mich conspiriren, kann ich ihnen das Asylrecht nicht kündigen, ohne mit allen Traditionen Frankreichs zu brechen. Wir müssen das Uebel der Emigration mit Geduld ertragen – und im Grunde, Graf, es giebt doch auch ehrenwerthe, unglückliche Männer dabei,

die unsere ganze Sympathie verdienen! – Bedenke, – die Welt dreht sich wunderbar, – wenn einmal die Napoleoniden in's Exil wandern müßten, und Niemand wollte sie aufnehmen!«

Der Kaiser hatte, ganz gegen seine Gewohnheit den Kopf in die Hand gestützt und sah in tiefen Gedanken vor sich hin.

»Welche Ideen, Sire!«

»Bedenke, das Glück ist wandelbar – und die Bourbonen leben auch im Exil. Ich habe in der That daran denken müssen bei dieser fatalen Brochüre des Herzogs von Aumale.«

»Ich muß gestehen, der Prinz hat die Züchtigung verdient – er kam eben von Eurer Majestät und sah so hochmüthig aus, wie ... wie ...«

»Genire Dich nicht!«

»Nun, wie ein bissiger Köter, dem eben der Schwanz abgehackt worden. Euer Majestät verzeihen, aber Sie wissen, daß ich nicht zu seinen Bewunderern gehöre.«

»Dies Schicksal theilst Du mit Vielen. Indeß – auf seinen Augen beruht das Kaiserthum der Bonaparte, wenn Gott mir meinen Knaben nehmen sollte!«

»Davor bewahre uns der Himmel – der Prinz ist doch nicht krank? Ich sah ihn doch so eben – er ist so munter und kräftig, wie ein Knabe in seinen Jahren nur sein kann.«

»Nein – Gott sei Dank. Dr. Conneau ist zufrieden mit seiner Gesundheit. Louis hat zwar eine zarte, nervöse aber zähe Natur nach seinem Urtheil. Weswegen ich Dich bitten ließ – da – lies!«

Der Kaiser nahm einen Brief, der unter einem Briefbeschwerer von Lapislazuli gelegen und reichte ihn dem Vertrauten.

»Von Kaiser Alexander?«

»Von ihm selbst. – Dein Rath, ihm eine Gemeinsamkeit der Operationen im Orient, eine Lösung der orientalischen Frage durch Rußland und Frankreich vertraulich vorzuschlagen, war gut gemeint – aber Du siehst, daß er es ablehnt.«

Graf Morny las das Handschreiben des Kaisers von Rußland nochmals bedächtig durch, dann sagte er: »Es ist wie ich dachte, und woraus mir auch Kisseleff kein Hehl machte – man ist in Petersburg verstimmt über die Tiraden der pariser Presse – selbst der officiösen Journale gegen die russischen Maßregeln in Warschau, die doch Nichts sind, als das ganz berechtigte Auftreten gegen wohl vorbereitete Ruhestörungen. – Diese Mittheilung des ›Herald‹, daß Herr Mieroslawski, der Revolutionair *par excellence et sans succès* eine polnische Legion hier in Paris sammle, die schon 500 Köpfe zähle, und die er auf 2000 Mann zu bringen denke, ist denn doch zu stark. Sie sehen, Sire, aus der Wendung des kaiserlichen Handschreibens: daß er jetzt erst daran denken müsse, sich mit Ordnung der Verhältnisse im Innern zu beschäftigen, – daß er damit offenbar auf die polnische Frage deutet.«

»Graf Kisseleff hat mir die Mittheilung gemacht, daß die russische Regierung beabsichtigt, den landwirthschaftlichen Verein aufzulösen. Unsere Emigration scheint vortrefflich in Petersburg wie in Warschau informirt zu sein,« – der Kaiser zog ein Schubfach des Tisches auf und nahm daraus ein Papier, – »denn nach diesem Bericht der geheimen Polizei, die natürlich die Verhandlungen im Palais Czartoryski gebührend überwacht, wußte man diesen Beschluß in der Emigration, noch ehe der Befehl in Warschau ankam, ebenso wie die neuen blutigen Zusammenstöße mit den Truppen am 8. in Warschau bereits am Abend desselben Tages. Das einzig Gute ist, daß die Emigration hier unter sich selbst vollständig uneinig ist: die blaue Partei der Herrn Lelewel und Mieroslawski, die zu einem sofortigen Losschlagen

drängt, während die Adelspartei des Fürsten einen Aufschub für zwei Jahre fordert und auch bei dem Revolutionscomité in Warschau durchgesetzt hat.«

»Und – Verzeihung, Sire! – haben Sie Herrn von Kisseleff nicht einen Wink darüber geben lassen? Man würde Ihnen sehr dankbar dafür in Petersburg sein.«

Der Kaiser lächelte. »Da kennst Du doch Deine neuen Landsleute verteufelt schlecht, Graf,« sagte er, »wenn Du glaubst, wir könnten die Russen etwas im Spiondienst lehren. Herr von Kisseleff hat die bestorganisirte Polizei in Paris und könnte den seligen Herrn Fouché beschämen. – Ich möchte wetten, daß er weit genauer wie Herr Boiselle<sup>1</sup> von der Versammlung der beiden Fractionen unterrichtet ist, die heute Abend zur Entscheidung der Frage stattfinden soll, ja, daß er gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung ist. – Doch um zu einem Resultat zu kommen, ich werde noch heute Persigny meinen bestimmten Willen kundgeben, diese polnische Agitation auf das Genaueste überwacht und die Presse ernstlich verwarnt zu sehen, sich aller Aufmunterung derselben und aller Angriffe gegen die russische Regierung zu enthalten.«

»Euer Majestät werden gewiß sehr wohl daran thun.«

Der Kaiser drehte die Spitzen seines Bartes mit der Linken, während die Rechte die Cigarre nach einem starken Zug aus den Lippen nahm. »Nachdem somit Deinen russischen Sympathieen Genüge geschehen,« sagte er mit leichtem Lächeln, »möchte ich Deinen vertrauten Rath über die allgemeine Lage und die Ziele unserer – ich sage es offen, – *meiner* Hauspolitik hören!« –

Zunächst – wir dürfen uns nicht verhehlen, daß unsere Lage nicht mehr die frühere ist, daß Frankreich, trotz seiner Erfolge im Einzelnen, nicht mehr die allein entscheidende Stimme in Europa hat, wie es zur Zeit des Krimkrieges und der Siege in der Lombardei der Fall war.

Ich frage mich selbst, woher kommt dies? was haben wir versäumt? wer überholt uns?

Ich finde keine genügende Antwort.

Wir stehen ziemlich schlecht mit England – England, das in einem großen Kriege ohne die französische Alliance verloren wäre! England hat sich unsere Lorbeern angeeignet. Es hätte niemals Sebastopol gesehen ohne unseren Beistand. Es hätte in China unterlegen, wenn die französischen Waffen ihm nicht den Sieg erkämpft hätten. Dafür wirft es meiner Politik, all meinen Absichten bei jeder Gelegenheit einen Stein in den Weg.

Wir haben in Cochinchina gesiegt; – durch uns allein ist die italienische Einheit eine Wahrheit geworden.

Jetzt intrigirt es und sucht den Papst an sich zu locken, indem es ihm bereits zum zweiten Mal ein Asyl in Malta bietet.

Was heißt das Anderes, als ein neuer Versuch, eine neue Intrigue, Europa in Aufregung zu erhalten, Europa damit beherrschen zu wollen: der Papst, die katholische Kirche im Schutz eines protestantischen Landes.

Während Frankreichs Blut die Schlachten von Solferino und Magenta geschlagen hat, fettern die Engländer Herrn Garibaldi, unterstützen Mazzini und schützen den gemeinen Banknotenfälscher Kossuth, als seien sie es, welche Italien frei gemacht und Oesterreichs Wohl und Wehe in der Hand hielten. – Sie verweigern uns den Erwerb von Sardinien und drohen mit der Occupation von Sicilien, in demselben Augenblick, wo – wie ich auf das Bestimmteste

---

<sup>1</sup>Der Polizeipræfect.

weiß – sie eine Revolution in Griechenland anzuzetteln suchen, um einen englischen Prinzen auf den Thron zu setzen, statt des einfluß- und ehrgeizlosen Königs Otto.

Sie haben unsere Occupation von Syrien zum Schutz der Christen gefordert und unterstützen im Stillen den türkischen Fanatismus und verdrängen unseren berechtigten Einfluß in Constantinopel.

Sie schüren die Revolution in Polen und denunciren uns an Rußland.

Sie proclamiren die Aufhebung der Sklaverei und unterstützen im Stillen die Sache der Secessionisten, der amerikanischen Südstaaten.

Sie verdrängen uns am Hofe von Madrid durch die Intriguen des Orleans und laden uns diese neue Auflage des Don Carlos auf.

Sie haben hochmüthig versäumt, sich den Weg nach Indien durch den Bau des Suez-Kanals zu sichern und möchten Frankreich jetzt vom rothen Meer und aus Egypten verweisen.

Sie reizen Dänemark zum Widerstand gegen die berechtigten Forderungen Deutschlands, und möchten uns dänische Schlachten gegen Preußen und den deutschen Bund schlagen lassen.

Kurz, überall haben sie uns seit neun Jahren in den Vordergrund geschoben und Frankreich zur Waffe gebraucht, und überall machen sie ihm den wohlverdienten Lohn zu Dunst.

Es giebt nur zwei Wege, aus dieser Stellung zu kommen: Einen ehrlichen offenen Krieg gegen England, um seinen nur durch die Tradition, nicht durch wirkliche Macht genährten Einfluß zu brechen, und zu diesem Kriege gehört ein Bündniß mit Rußland, das gleichen Groll zu hegen hat gegen England. Denn England will nicht allein das Abendland beherrschen, es will auch im Morgenland die Suprematie behaupten, und Rußlands Mission liegt im Osten.«

»Sie gestehen mir also zu, Sire, einen Fehler gemacht zu haben durch die Alliance mit England?«

»Ich gestehe es zu – es ist der große Fehler meines Lebens, daß ich von der allein richtigen Tradition des großen Kaisers abgewichen bin. Indem er England bekämpfte, besiegte er Europa. Ich würde niemals Parteiungen in Frankreich gegen mich gehabt haben, wenn ich von vorn herein Frankreich gegen England, seinen Erbfeind beschäftigt hätte. Mit verständigen Alliancen läge es jetzt zu meinen Füßen!«

»Sie schienen noch auf einen zweiten Weg zu deuten, Sire?«

»Es ist der, England zu schwächen, England zu demüthigen durch Andere – damit Frankreich ohne eigne Opfer den Vortheil davon habe. – Ich habe es versucht durch jenen indischen Aufstand – unser Fehler war eben, daß Rußland damals geschwächt war. Wäre Sebastopol nicht zerstört worden, so ständen die Russen jetzt am Indus. Es wird kommen, aber ich habe keine Zeit mehr es vorzubereiten. So bleibt mir denn nur Amerika, der Todfeind, der Rival Englands auf dem Meere, wie Rußland sein Rival auf dem asiatischen Boden ist. Wenn es meiner Politik gelingt, England in den Krieg der amerikanischen Nord- und Südstaaten zu verwickeln, ist England seiner Kolonien in Amerika baar und in Indien von zwei Seiten her angegriffen. Seine Niederlage in Amerika bricht seinen Einfluß in Europa. Wo aber den neuen Washington finden?«

»Ich verstehe Sie noch nicht ganz, Sire?«

»Es muß ein Mittel gefunden werden, diese vielgerühmte englische Ehre, seine Herrschaft zur See, mit einer offenen Betheiligung für die Südstaaten zu verflechten, oder seine Eifersucht wach zu rufen – zum Beispiel – eine französische Occupation von Mexiko würde es sicher zur Alliance mit den Secessionisten führen.«

Der Graf schüttelte zweifelnd den Kopf. »Vergessen Sie nicht, Sire, daß der *Vortheil* die Ehre Englands ist.«

»Das mag sein, aber England ohne Kolonien ist ein Rumpf ohne Arme und Beine, das begreift man in England sehr wohl und deßhalb seine fortwährenden Intriguen um auswärtige Stationen.«

»Sie haben noch nicht von Deutschland gesprochen, Sire?«

»Es ist für eine Reihe von Jahren unschädlich. Es ist die alte Tradition der französischen Politik seit Ludwig XIII., die deutschen Kräfte, die gewiß nicht zu unterschätzen sind, sich untereinander aufreiben zu lassen. Ja – wenn ein Mal ein Mann an die Spitze käme, der es verstünde, diese deutschen Kräfte zu vereinigen, sei es durch den Zauber einer großen Idee, sei es auf dem Wege der Gewalt durch Blut und Eisen, – denn Beiden unterwirft sich der deutsche Charakter, er will nur ein Haupt, das für ihn denkt – dann könnte es allerdings für die Weltherrschaft Frankreichs gefährlich werden. So viel ist sicher, auch ein geeinigtes Deutschland würde und könnte seine Alliance nicht in England suchen – vor dieser Gefahr sind wir sicher. – Also gilt vor Allem die Wiederherstellung eines Einvernehmens mit Rußland, und dazu, lieber Graf, sollen Sie mir Ihren Beistand gewähren.«

»Euer Majestät wissen, daß Sie über mich zu gebieten haben. Nur fürchte ich, daß Euer Majestät vielleicht bald, vielleicht in zehn Jahren noch weit mächtigere Feinde zu bekämpfen haben werden, drei gefährlichere Rivalen um die Weltherrschaft, als England oder Deutschland!«

»Und die wären?

»*Die sociale Revolution, die Jesuiten und die Börse!*«

»Das klingt etwas paradox!«

»Das ist eben das einzige Glück, Sire, daß die drei Gegner der staatlichen Gesellschaft in ihrem jetzigen Bestande eben noch Gegner sind. Wären sie eins, vereinigt, auch nur zwei von ihnen, Sire, so würde ihr Sieg, ihre Herrschaft unzweifelhaft sein. Auch so, vereinzelt, zum Theil sich untereinander bekämpfend, sind sie gefährlicher, als alle Rivalität der Staaten. Sie wissen, Sire, daß ich auch Fabrikant, Landbauer, Deputirter, Spekulant, Kaufmann war. Darum spreche ich nicht als Theoretiker, sondern aus praktischen Anschauungen, wie sie der Theorie nur selten näher treten.«

»Ich bitte, sprechen Sie, Graf, die Warnung ist zu wichtig und entspricht zu sehr meinen eigenen Besorgnissen, als daß sie nicht mit Aufmerksamkeit gehört zu werden verdiente.«

»Unter dem, was ich als die ›Jesuiten‹ bezeichnete, verstehe ich das Papstthum, die Herrschaft der Kirche, die nie zu verwindende Tradition eines Gregor von der Obergewalt des Papstes über Alles, Kirche und Staat. Ich bezeichne dies als die Jesuiten, weil factisch der päpstliche Stuhl in diesem Augenblick bereits ganz unter dem Einfluß dieser schlaunen und kühnen Gesellschaft steht. Sie werden das nicht bezweifeln, Sire, wenn Sie in Paris selbst nur einen Blick um sich thun wollen – der Kampf, den Herr Delangle gegen die Ausschreitungen des Klerus begonnen hat, zeugt für diese noch viel zu unklare Besorgniß. So lange das

Papstthum in einer gewissen staatlichen Herrschaft einen Ableiter für diese Gouvernirungsgelüste des oberen wie des unteren Klerus fand, fühlte man weniger die Nothwendigkeit der Wiederherstellung einer geistigen allgemeinen Beherrschung, eines Staates im Staate. Jetzt, wo die gänzliche Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstthums vor der Thür steht und nur noch eine Frage der Zeit ist, – fühlt die Kirche bereits das Bedürfniß, diese Gewohnheit oder Sucht, auch weltlich zu herrschen, auf anderem Felde wieder zu gewinnen, und der Jesuitenorden ist klug genug, dazu die altbewährten, von den Fortschritten der geistigen Emancipation der Völker etwas zurückgedrängten Mittel wieder in das Treffen zu führen: Erziehung der Jugend, Erbschleichern, Bedrängung der Gewissen, namentlich der der Weiber, Wunder und Anmaaßung in der Auslegung der Schrift. Sire, sehen Sie zu, ob wir nicht binnen hier und zehn Jahren ein Schock Heilige mehr und einen unfehlbaren Papst haben, der beansprucht, seinen römischen Pantoffel auf den Nacken der Monarchen zu setzen.«

»Du könntest Recht haben, Graf – und dennoch ist die Kirche die beste Stütze der Throne.«

»So machen Sie es, wie der Kaiser von Rußland, der Vladika von Montenegro und der Negus von Abessynien, Sire, und seien Sie nicht bloß der weltliche Kaiser von Gallien, sondern auch der oberste Bischof der gallikanischen Kirche. Vor Allem, lassen Sie die Herren Jesuiten, die gar kein gesetzliches Recht haben, noch in Frankreich zu sein, nicht noch mehr Herrschaft gewinnen, als sie schon haben!«

Der Kaiser zuckte die Achseln. »Ja, Freund Jules – die Frauen, die Frauen! Die Kutten finden immer Schutz bei den Unterröcken. Aber, zum Teufel, ich glaube gar, Sie machen theologische Studien oder Sie haben die Kollegia gehört, die jetzt Professor Döllinger an der Universität in München hält und die den päpstlichen Nuntius in die Flucht geschlagen haben! – Aber es ist wahr, Sie verstehen ja gar nicht Deutsch! – Ich habe bisher geglaubt, Sie beschäftigten sich in Ihren Mußestunden nur mit musikalischen Compositionen, wie man verleumderisch behauptet unter Assistenz dieses Herrn Offenbach, der so genial versteht, alles Ehrwürdige profan zu machen! – Wie lautet doch der Calembour? Richtig: *Le comte de Morny passe un grand musicien, parce qu'il joue du cor législatif!*<sup>1</sup>

– Doch ohne Scherz – ich danke Ihnen für die Warnung und bitte Sie weiter zu sprechen.«

»Ueber die zweite Gefahr, Sire, die sociale Revolution, könnte Ihnen Herr Schneider, mein Kollege im *corps législatif* – sehr interessante Beiträge aus seinen Werkstätten von Creuzot liefern. Der Communismus, wie ihn die Herrn Blanqui und Marx in London so geschickt in politischen Lehren treiben, ist ein heraufziehendes Gewitter. Die Herrschaft der Masse schließt die Herrschaft der Könige aus! Die Verbreitung der radicalen Lehren des Communismus, der Arbeiterverbrüderungen, wächst mit einer furchtbaren Schnelligkeit. Frankreich hat zwar 1848 mit den Staatswerkstätten der Herrn Sue und Flocon Lehrgeld genug gegeben, aber Nichts gelernt, und die Theorie des Verdienens ohne viel zu thun, schmeckt gar zu gut. Sire, der Communismus kann in diesem so schönen und reichen Paris leicht wieder einmal zu der Furie der Commune führen. Verbinden Sie sich bei Zeiten mit den Regierungen zur Unterdrückung der socialistischen Propaganda. Das ist ein Geschenk, das England dem Continent zwischen die Beine wirft, sich die Hände reibend, daß es selbst die guten Leute los wird, ein Geschenk, das noch einmal viel Unheil anrichten wird. Die Strikes nehmen bereits überHand, Sire, und sie werden von England zur Hebung der eigenen Industrie bezahlt!«

---

<sup>1</sup>Cor (Waldhorn), *corps législatif* gesetzgebender Körper! Graf Morny war ein großer Musikfreund und componirte auch Operetten, die er in seinem Palais aufführen ließ – zur Qual der Gesellschaft.

»Wenn man nur die greifbaren Beweise erreichen könnte!«

»Lassen Sie Ihre Polizei aufpassen und die Justiz unnachsichtliche Strenge üben! – Ich komme zur dritten der finstren Gewalten, die um die Weltherrschaft ringen, der *Börse*, der Herrschaft des *Kapitals*, mit einem andern Wort: dem Judenthum im bürgerlichen Leben! Wir haben vielleicht Alle dabei gesündigt aus Eigennutz – beiläufig, Sire, Sie werden schließlich doch noch Herrn Billault seines Portefeuilles entheben müssen, denn das Verschwinden der Akten in dem Prozeß Mirès und die Compromittirung des jungen Billault machen nachgrabe doch zu viel Aufsehen! – also – ich bekenne mich gern selbst schuldig, an diesen Agiotagen nicht ganz rein vorübergegangen zu sein, – aber, Sire, diese Herrn Pereire und Mirès und hundert Andere mit ihren Banken und Crediten schädigten nicht bloß das Volksvermögen, um es in ihre Tasche zu stecken, in die Tasche der Reichen die Ersparnisse der Armen, sie machen das ganze Volk vom Prinzen bis zum Handwerker zu Hazardspielern, sie untergraben die öffentliche Moral und die Achtung vor den Gesetzen, das Vertrauen auf diejenigen Institutionen, die allein einen Staat zusammenhalten. Bei diesem Judenthum – Sire, ich meine damit nicht das Bekenntniß des alten ehrwürdigen Glaubens Moses, sondern das goldene Kalb, das die Israeliten schon damals aufstellten als den Gott, den man anbeten müsse, – den Gott: Gold, das Kapital! – jene Tendenz, daß Alles käuflich sei, daß, wer Geld hat, die Macht hat – bricht die bürgerliche Gesellschaft zusammen; denn wenn das Volk erst weiß, daß Adel, Gesetz, Gerechtigkeit, Ehre und Unschuld, vor Allem die Moral der Presse vom Geld abhängt, daß der Reiche nicht bloß die Macht sondern das Recht hat, den Armen zu unterdrücken, dann *muß* zuletzt die bürgerliche Sündfluth, das Faustrecht kommen. Bedenken Sie das wohl, Sire, und lassen Sie wenigstens von Zeit zu Zeit Ihre Regierung ein Beispiel geben, wie Sie es bereits durch den glücklichen Wechsel im Portefeuille des Innern und Ihres Hauses gethan haben! – daß eine hohe Stellung nicht zum Deckmantel der Agiotage dienen darf. Sire, der gefährlichste Kandidat für die *Weltherrschaft*, der sie Frankreich streitig macht, ist das *Judenthum!*«

Es folgte eine längere Pause, in welcher der Kaiser in tiefem Nachsinnen verloren schien, dann erhob er sich und reichte dem Präsidenten der Deputirten-Kammer die Hand.

»Ich danke Dir, Jules, für die furchtlose Hand, mit der Du das Mene Tekel der Weltherrschaft an die Wand meiner Frage gezeichnet hast, um so mehr, als, wie Du mit Recht sagtest, Du dabei in Dein eigen Fleisch schneiden mußtest. Aber – wie erklärst Du es bei dieser gewaltigen Macht, die Du bereits dem Judenthum vindicirst, daß es gegen das Papstthum nicht einmal in dem einfachen Mortara-Fall, trotzdem es alle Kabinete, selbst die der protestantischen Staaten aufbot, etwas auszurichten vermochte?«

Der Senator antwortete fein mit einer Gegenfrage. »Warum befahlen Euer Majestät, statt Herrn Mocquard ›*la Tireuse de cartes*‹ schreiben zu lassen,<sup>1</sup> nicht lieber General Goyon, eine Compagnie vor das Katachumenenhaus in Rom rücken und den Judenjungen einfach herausholen und seinen Eltern wiedergeben zu lassen? – Uebrigens, Sire, wird sich vielleicht bald eine ähnliche Gelegenheit finden, – man erzählt in der Gesellschaft, daß es sich – zwar

---

<sup>1</sup>Das bereits erwähnte im Auftrage des Kaisers bei dem Mortara-Streit geschriebene und am 22. December 1859 in Paris zuerst aufgeführte Theaterstück, das die Mortara Geschichte, in das 16. Jahrhundert zurückverlegt, dramatisirt. Der Kaiser gab bei den Hauptstellen selbst das Zeichen zum Beifall.

nicht um ein Kind – aber um eine hübsche Sängerin handelt, die eine getaufte Jüdin und wegen Rückkehr zum alten Glauben von den Jesuiten eingesperrt, hierher zu ihren Verwandten geflüchtet sein soll und nun von der Geistlichkeit reclamirt wird.«

»Sie mag sich hüten,« sagte der Kaiser hart – »meine Polizei und meine Justiz sind gegenwärtig nicht sehr in der Laune der Nachgiebigkeit gegen die Friedensstörer und Erbschleicher. – Aber da hättest Du ja ein Thema für eine Operette, Jules! Eine gute Cancanmelodie ist gegenwärtig wirksamer, als die beste Tragödie. – Wir sprechen wegen Petersburg weiter. – Noch Eins, – Du kennst von Deiner Mission her ja das dortige diplomatische Corps. Man hat von Berlin aus durch Herrn von d’Auvergne vertraulich anfragen lassen, ob bei einem Rücktritt des Grafen Pourtalès der jetzige preußische Gesandte, ein Herr von Bismarck-Schönhausen, früherer Vertreter am deutschen Bund – ich erinnere mich kaum ihn flüchtig gesehen zu haben, hier eine *persona grata* wäre? – Was hältst Du von ihm?«

»Sire – Herr von Bismarck ist unter dem Anschein großer Besonnenheit und Offenherzigkeit ein sehr verschlossener und voraussehender Charakter, von jener Zähigkeit, die man dem märkischen Adel zuschreibt. Er ist ein Mann, noch bereit von der Zeit zu lernen und wird sicher noch einmal eine bedeutende Rolle spielen.«

»Die Frage ist, ob er das Vertrauen des Königs Wilhelm und Einfluß bei Hofe besitzt?«

Das Erstere weiß ich nicht, – das Zweite bezweifle ich, da er an der Spitze einer Partei – der sogenannten Junker-Partei steht, deren Organ die *gazette avec le croix* ist, und die gegenwärtig am preußischen Hofe schlecht zu stehen scheint. – Doch, Sire, Preußen ist eben nicht reich an wirklichen Staatsmännern!«

»Wohlan – versuchen wir’s mit ihm! – Adieu Jules!«

Der Graf empfahl sich und der Kaiser setzte sich wieder an seinen Schreibtisch.

#### DRACHE UND BÄR.

Noch waren in dem Kloster keine Nachrichten von den Ausgezogenen eingegangen, weder von Nikschitj her, noch von Trebinje – aus letzterer Richtung wußte man nur, daß die Rajahs am Morgen Ficebo angegriffen hatten. Vielfach hatten die mit den Gebräuchen des Klosters weniger bekannten Flüchtlinge aus den Dörfern nach dem Abt gefragt und immer die Auskunft erhalten, daß er nicht gestört werden dürfe, da er während die »Brüder« im heiligen Kampf wären, stets vor dem Hochaltar der Kirche oder in seiner Zelle zu beten pflege und mit den Heiligen verkehre. Auch hatten die Weiber, wenn sie die Kirche betraten, mehrfach die hohe Gestalt des Higumenos vor dem Altar in jener Weise stehen sehen, in welcher die griechischen Christen ihre Andacht verrichten.

Während der Zeit beschäftigten aber die Kalogeri – die schwarzen Mönche – unter der Leitung des, von Zeit zu Zeit erscheinenden und ihnen Anweisung ertheilenden Sakristans und unter der thätigen Hilfe des blutigen Iwo sich mit der Instandsetzung des Klosters zum Widerstand, wenn etwa eine oder die andere der ausgezogenen Schaaren von den Türken zurückgeschlagen werden und in der festen Position des Klosters Zuflucht suchen sollte; denn es war, wie schon der Novize dem russischen Offizier erzählt, in den zahlreichen Fehden der Rajah mit den Türken und den Begs nicht das erste Mal, daß das Kloster eine kurze Belagerung ausgehalten hätte. Waffen und Munition wurden an die zurückgebliebenen Männer, freilich meist nur Knaben und Greise, vertheilt, oder im Refectorium und an anderen Stellen

zusammengehäuft, die Fenster des oberen Stocks und der kleinen Kirche verrammelt, und ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Das hielt aber natürlich die Weiber- und Kinderhaufen nicht ab, sich draußen im Freien unter den Kastanien umherzutreiben, auf dem Abhang des Berges sich zu zerstreuen und nach jedem Zeichen zu spähen, das ihnen Kunde geben konnte von den Erfolgen ihrer Krieger, und bis hinunter zum Thal wagten sich trotz der Warnung der Mönche verschiedene Gruppen, denn Jeder wollte der Erste sein, Botschaft zu bringen oder zu hören.

So war die Zeit des Niedergangs der Sonne herangekommen, und eben klang die Glocke zum Abendgebet zu mahnen, als die unter den Kastanien Weilenden Schüsse aus dem Thal hörten und ein Haufen von Frauen und Kindern in wilder Flucht den Berg herauf und der schützenden Pforte des Klosters zustürzte.

»Die Türken! Die Türken! Gott erbarme sich unser! – Die Bozüks! Die Golatschanen!«

Und während Alles, was flüchten konnte, eilig sich durch die Pforte drängte oder sich zu verbergen strebte, drangen bereits die ersten Reiter den Berghang herauf und erschienen auf dem Plateau des Klosters.

Es waren zwei alte Männer an ihrer Spitze, offenbar nach ihrer Kleidung und dem Schmuck ihrer Rosse von der edelsten Race zu urtheilen, Krieger von hohem Rang. Der Erste sprengte gegen das Kloster, seinen Säbel schwingend: »Komm heraus, falscher Mönch – Wussein der Drache ist hier, Dir die Zunge aus dem Halse zu reißen, wenn Du nicht gestehst, was er fordert!« – der Zweite, – ein Greis – wohl zehn Jahr älter als jener – verfolgte ein flüchtendes Mädchen, das die Pforte nicht mehr rechtzeitig hatte erreichen können, und sich jetzt hinter den Stämmen der Kastanien zu verbergen suchte. Kaum hundert Schritte von ihr entfernt, lag eine Rajah-Frau auf den Knien und rang die Hände. »Mein Kind! Helene mein Kind!« – Nach allen Seiten flüchteten sich ähnlich Unglückliche, von der Reiterschaar, die in buntem Gewirr und wildem Geschrei heranströmte, überraschte Weiber, Greise und Kinder umher, gegen den ersten Anlauf der wilden Feinde ein Versteck suchend.

Noch war die schützende Pforte nicht geschlossen, Eins über das Andere stürzend drängten sich die Meisten dorthin, und der grimmige Reiter, der voran gegen das Kloster stürmte, trieb das Pferd ohne Erbarmen in den Menschenhaufen, rechts und links mit Säbelhieben Frauen und Kinder unter die Hufe seines Rosses werfend.

»Komm heraus falscher Kalorgi! Wussein ist hier, sein Blut zu fordern von Dir!«

In der Pforte stand, den Eingang den Flüchtenden verengend, eine mächtige Gestalt – Iwo der Blutige – doch schien er kaum auf den furchtbaren Gegner zu achten – seine sprühenden Augen flogen suchend umher – –

Der Angstruf der entsetzten Mutter »Helene!« machte die kräftige Gestalt erbeben, – zwei Schritte sprang er vor, – in dem Augenblick, wo der erste Reiter fast an ihm war – hatte der zweite die geflüchtete Jungfrau fast erreicht und trieb sein Roß gegen die Taumelnde.

»Iwo, rette Helene!«

Erst jetzt sah er ihre Noth. Ohne auf den geschwungenen Säbel des nächsten Gegners zu achten, hob der finstere Junak die lange albanesische Flinte und feuerte fast unter den Hufen des bäumenden Pferdes hinweg – der zweite der Reiter wankte getroffen im Sattel und stürzte schwer herunter zu Boden. – Der Stumme ließ die Flinte fallen und wollte der Jungfrau zu Hilfe eilen, als ein Säbelhieb des Pascha seinen Kopf traf, – aber die Klinge mußte sich in der Hand des furchtbaren Moslem gedreht haben oder eine Wendung des Rajah die Klinge an

seiner Kopfbedeckung abgleiten lassen, doch war die Wucht des Hiebes so gewaltig, daß der Getroffene, trotz seiner jugendlichen, gigantischen Kraft darunter sich beugte. Im nächsten Moment ließ der Pascha den Säbel am Riemen vom Faustgelenk hängen, hatte den Rajah gefaßt und schleifte ihn aus dem Gedräng, während es den Klosterbrüdern gelang, die starke mit Kupfer beschlagene Pforte endlich zu schließen, unbekümmert um Alles, was draußen noch war und der Hand der Baschi-Bozüks verfiel.

Zum zweiten Mal hatte die Pforte des Klosters dem Pascha sich gesperrt, aber jetzt wandte er nicht ohne Beute sich von ihr ab, seine Krieger schleiften den Riesenleib des Rajah, den sie zu Boden gerungen und jetzt banden und knebelten, mit sich fort, als sie sich vor den Schüssen, die nun aus allen Fenstern des Gebäudes, freilich von der Besorgniß, eigenes Blut zu treffen, schlecht gezielt, auf sie fielen, zurückzogen, und der Triumphruf: »Der blutige Iwo, der böse Dämon der Giaurs!« der bald sich durch den Lärmen des Kampfes hören ließ, entschädigte sie für den eigenen Verlust im Kampfgedräng an der Pforte.

Der Pascha hatte sich zurückgezogen aus dem Bereich der Kugeln der Belagerten – der Ruf war auch an sein Ohr gedrungen und seine Augen funkelten vor grimmigem Stolz über seinen Sieg, dabei suchten sie umher: »Wo ist Widaïtsch der Beg, mein Probastwo?<sup>1</sup> – Wer sagt, daß der Gefangene, den meine Hand zu Boden geworfen, der berühmte Mörder so vieler Krieger des Propheten ist?«

Zehn Stimmen antworteten: »Allah segne Dich, Pascha – wir haben ihn erkannt! Frage eine der Gefangenen, und Du wirst die Bestätigung hören!«

»Fragt ihn selbst! – Bist Du Iwo – der Wudkodlak, der Mörder der Moslems?« aber von allen Seiten antwortete ihm der Ruf: »Weißt Du nicht, großer Pascha, daß Allah ihn gezeichnet, daß er stumm ist!«

»Wartet – bewacht ihn gut – aber keine Hand hebe sich gegen ihn, bis ich sein Loos bestimmt – und

bei Allah und dem Propheten, es soll nicht leicht sein. – Wo ist Widaïtsch der Beg, mein Bruder?« frug er nochmals.

Da öffnete sich die Menge, vier Arnauten trugenden zum Tode getroffenen Greis herbei. »Die Kugel des blutigen Iwo hat ihn getroffen – wir sahen den Schuß!«

Der Pascha war mit einem Sprung vom Pferde und stürzte zu dem Blutbruder, wie der Löwe zu der vom Blei des Jägers getroffenen Gefährtin: »Bruder, Freund – tapferer Ali – sprich, es ist nicht wahr?«

Das grimmige runzelbedeckte Gesicht des Großwojwoden von Zwornick, des unversöhnlichen Kämpfers des bosnischen Adels zuckte im qualvollen Schmerz. »Reich mir die Hand, Bundesbruder – es ist aus mit mir, der schwarze Engel tritt zu meinen Häupten. Ich hoffe, Du wirst Deinen Pribastwo seit dreißig Jahren nicht ungerächt sterben lassen!«

»Bei dem Bart des Propheten, Ali – ich will Dir eine Fackel anzünden, daß sie leuchten soll bis über die fernsten Grenzen Bosniens. Wo ist der Hund, der den Bruder des Drachen getödtet? Bringt alle Gefangenen hierher! Jussuf Aga – hast Du die Wachen um den verfluchten Ort gestellt? Laß Keinen Dir entweichen, weder Mann noch Weib! Laß ihnen keinen Augenblick Frieden! Verfolgt sie mit Feuer und Schwert! Auf zum Kampf, tapfere Moslems! zum Kampf!«

---

<sup>1</sup>Bundesbruder.

Jussuf Aga, der erste der Unteranführer des Pascha, war ein wilder Tscherkesse, dem Menschenleben ›Bosch‹ – Nichts – waren, voll fanatischem Haß gegen die Christen, dabei ein erfahrener tapferer Krieger, in allen Listen des Kampfs mit den Moskows in seinem Vaterlande wohl erfahren. Mit Scharfsinn hatte er zwei Reihen von Wachen um das Kloster gestellt, die nächste hinter verschiedenen Deckungen in halber Schußweite von den Mauern, die zweite in weit größerer Entfernung auf dem Berge zugleich als Vorposten gegen etwa herankommenden Beistand der Rajahs. Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, leitete er den Angriff der Bozüks, die sich jetzt wohl auf tausend Mann verstärkt hatten und aus ihren langen Flinten ein fortwährendes Feuer auf jedes Fenster, auf jede Oeffnung des Klosters unterhielten.

Aber die Vertheidiger desselben wehrten sich trotz ihrer geringen Zahl und obschon ihnen der geschickteste und gefürchtetste Krieger durch seine unglückliche Gefangennahme fehlte, auf das Tapferste. Der Abt schien zwar nicht gewillt, an dem Kampfe Theil zu nehmen, wenigstens hatte er sich bis jetzt nicht unter die Vertheidiger gemengt, dagegen überbrachte der alte Sakristan seine Weisungen und Befehle und war überall zu finden, wo Gefahr war. Er hatte den Kalogeris, den sechs Mönchen des Klosters, und den zwei oder drei Laienbrüdern die Absolution des Abtes und seine Erlaubniß verkündet, zur Vertheidigung des Gotteshauses die Vorschriften der Kirche, die den Priestern verbietet, einen Feind zu tödten, übertreten zu dürfen, und die Mönche zeigten sich als geübte und tüchtige Schützen, obschon sie meist alte Männer waren. Auch die Frauen waren mit Waffen versehen worden, und es zeigte sich der Einfluß der Sitten des benachbarten schwarzen Hochlands, wo das Weib des Glawaren, des Uskokens ihren Mann in den Kampf begleitet und treu ihm zur Seite steht, wo hundert Piesen von den Heldenthaten der Frauen erzählen, – und gar manche Rajahfrau übte jetzt mit einem wackern Schuß an den wilden Kriegern des Halbmonds Vergeltung für die verübten Gräuel in ihren zerstörten Dörfern. Durch ihre gedeckte Stellung im Dunkel der Zellen hatten die Vertheidiger gegen die draußen sich im Licht der auf dem Plateau angezündeten großen Feuer bewegenden Bozüks einen großen Vortheil voraus und thaten ihnen großen Schaden.

An dem entferntesten und größten der Feuer hatte der Pascha seinen Sitz aufgeschlagen, empfing hier die Berichte seiner Untergebenen und ertheilte seine Befehle. Ihm zur Seite hatte man aus Decken, Sätteln und Kissen ein möglichst bequemes Lager für den Schwerverwundeten bereitet, auf dem der ehemalige Pascha von Zwornik unter den Händen eines jener albanischen Heilkundigen sich wand, die ohne jede Kenntniß der inneren Krankheiten, doch an Kugel- und Hiebwunden oft die wunderbarsten Heilungen vollbringen.

Hier aber hatte jede Kunst des Wahrsagers und Quacksalbers – denn diese Aerzte der abergläubischen Bergbevölkerung beschäftigten sich mit beiden Dingen, ihr Ende und der Mann zuckte nur angstvoll bei den Bedrohungen und Versprechungen des Pascha's die Achseln, verdoppelte seine Ceremonien und Zaubersprüche und berief sich auf das Kismet, das uns Alle erreicht. Die Kugel des blutigen Iwo war von der Seite in die Brust des Ober-Wojwoden geschlagen, hatte die Lunge und andere edle Theile verletzt und der unausbleiblich nahende Tod stand auf den grimmigen Zügen des Leidenden.

Eben war der Aga wieder bei seinem Anführer gewesen, ihm zu berichten, daß ein neuer Angriff gegen die Pforte des Klosters von den Vertheidigern desselben blutig zurückgeschlagen worden sei.

»Die Mauern der Giaurs,« sagte der Tscherkesse, sind fest gegen unsere Kugeln und unsern Stahl, großer Pascha. Viele unserer tapfersten Krieger sind von den Flinten dieser Söhne eines Schweins und einer Hündin, bereits gefallen. Ich weiß nicht mehr, was wir thun sollen, sie zu besiegen!«

»Ich habe in früheren Zeiten gehört,« sagte nachdenkend der Pascha, daß ein Eingang zu dem Hause oder zu der Moschee der Christen durch die Felsen führt, auf dem sie stehen – aber ich habe ihn nie mit Augen gesehen, da die schwarzen Kalorgis ihn geheim zu halten wissen. Doch müssen wir Mittel finden, ihren Widerstand zu brechen – ich muß den Mufti der schwarzen Mönche in meiner Gewalt haben, und wenn ich einen Mond sollte vor diesen Mauern liegen. Du weißt Bundesbruder Ali, daß es geschehen muß! – Geh Jussuf – laß nicht Weiber in Deinen Bart speien und die Giaurs die Gräber Deiner Eltern besudeln – Du bist sonst ein Tapferer und wirst ein Mittel finden, Dir den Eingang zu erzwingen!«

Der Verwundete versuchte auf seinem Lager sich emporzurichten, – seine Augen funkelten grimmig.

»Feuer!« murmelte er.

»Inschallah! – es ist wahr – Du wußtest stets den besten Rath, Probastwo Ali! Denkst Du noch daran, als Du uns von dem heiligen Berge Witez zurück zu den Thoren von Serajewo führtest, und wir uns mit zweihundert Tapferen durch das ganze Heer des Kara Mahmud<sup>1</sup> und des Ali-Aga von Stolah schlugen bis zu den Ufern der Donau? Alle die Tapferen waren bei uns – bis auf den Verräther Michal, der uns verließ, wo es Männer galt. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß ich jenen Ring vor drei Tagen wieder sah, den ich ihm am Tage von Kossowo gab!«

Der sterbende Großwoiwode war bei der Erwähnung zusammengeschauert – seine erhobene Hand deutete nach dem Kloster.

»Du hast Recht Probastwo – wir müssen das Räthsel lösen, ehe Du hinüber gehst zu den sieben Himmeln des Propheten! Hast Du nicht gehört, Jussuf-Aga, was der Pascha uns rieth? Fort mit Dir und brauche das Feuer, die schwarzen Kalorgis aus ihrer Höhle zu räuchern, wenn Deine nackten Kinder Weiber geworden, die Männer nicht aus ihren Kula's mit blankem Stahl zu holen vermögen!«

Der wilde Tscherkesse verschwand, erfreut über den grausamen Befehl.

In diesem Augenblick verkündete jubelndes Geschrei vom Abhang des Berges her aus dem Kreise der Posten ein neues Ereigniß.

Ein Trupp Albanesen schleppte einen Gefangenen herbei, einen Jüngling – in der Kutte eines Kloster-Novizen – Nicolaus, den Zögling des Higumenos von Sankt Basilio.

Der Unglückliche war offenbar in die Hände der Posten gefallen, als er versucht hatte, auf geheimen Wegen in das Kloster zurückzukehren. Seine Augen irrten angstvoll bald auf die im Pulverdampf des Gefechts halb verschwindenden Klostermauern, bald über die wilden Gestalten, die ihn umgaben – plötzlich fielen sie auf den mit Stricken an den Stamm einer Kastanie geschnürten Leib des blutigen Iwo.

»Heilige Panagia – erbarme Dich unser – Iwo, mein Freund!« – Er wollte zu ihm, aber die rauhen Hände seiner Wächter rissen ihn zurück.

»Maschallah – da haben wir ja, was wir brauchen!« rief der Pascha, – »he Giaur – bist Du nicht der Knabe, der vor drei Tagen mir Botschaft brachte, von dem Imam dieses Klosters?«

---

<sup>1</sup>Eine der berühmtesten Heldenthaten Wusseins, in vielen Liedern besungen.

»Gnade Pascha!«

»Sprich, Sohn einer Hündin – bist Du ein junger Kalorgi dieses verfluchten Klosters?«

»Ich bin der Novize Nikita!«

»So mußt Du wissen, wo der geheime Felsen-Zugang zu diesem Nest alles Unraths ist! Zeige ihn mir, und ich will Dir das Leben schenken!«

Der Jüngling rang die Hände und schlug die Augen zum Himmel. »O, Pascha habe Erbarmen – ich bin so jung noch – aber ich bin ein Christ! ich habe bei dem Gekreuzigten geschworen, den Weg zu meinen Brüdern nicht zu verrathen!«

»Also Du gestehst, ihn zu kennen! – Inschallah, das genügt! He, Ihr da – bindet den jungen Sohn der Hündin an jenen Baum dort, dem Mörder hier gegenüber – und Du Abdallah!« er winkte einen Mohren, seinen Pfeifenträger, und sagte ihm einige Worte auf Türkisch, die teuflischen Beifall unter den Umgebenden hervorriefen. – »Sprich – was ist Dir, Pascha Ali – was willst Du von Deinem treuen Bundesbruder, das Deine scheidende Seele erleichtern kann?«

Der Leidende hatte mit Hilfe seines Arztes den Oberkörper emporgerichtet – Blut tropfte bei jedem Athemzug aus seinem Munde in den weißen Bart, aber die zähe Willenskraft dieses Greises hielt ihn aufrecht.

»Ich wünschte, ich hätte das Weib nicht verstümmelt, Freund,« sagte er in Absätzen. »Siehst Du nicht Wusseïn, daß der Rajah dort ihre Augen hat? – Laß ihn sterben, wie Du versprachst, damit er nicht meinen Todeskampf schwer macht, wenn er auf mich sieht! Es ist mein Recht!«

»Und es soll Dir werden! – Sieh Bundesbruder, Jussuf Aga ist bereits an der Arbeit! – Der Giaur, dessen Ruf so lange unsere Krieger zu Weibern gemacht, soll Dir vorangehen auf dem dunklen Wege, doch weil er ein Junak war, soll er sterben wie ein Krieger, indeß dieser junge Hund, der uns in den Bart zu lachen wagt, die Behandlung eines Hundes erfahren wird. Zum letzten Mal Knabe – willst Du meinen Kriegern den Weg zeigen?«

»Mutter der Gnaden und der heiligen Schmerzen, stehe mir bei! Gnade Pascha – ich habe auf das heilige Kreuz geschworen – ich kann es nicht!«

»Und bei dem Bart des Propheten schwöre ich, Wusseïn Pascha, Osmans Sohn – ich will Dir das Herz aus dem Leibe reißen, wenn Du meinen Willen nicht thust! Wirf ihn zu Boden Abdallah und gieb ihm Deine Bastonade, die Scheitan in der Hölle erfunden hat. – Ha – Jussuf Aga – Du kommst gerade zur rechten Zeit – Sprich – wie weit bist Du mit Deinen Brandern? Eile Dich, damit die Seele meines Bruders noch die Strafe der Rebellen sieht.«

»Es ist Alles bereit großer Pascha,« sagte der Tscherkese, »und wir harren nur Deines Befehls, um die Fackeln zu schleudern, obschon es das Leben nicht weniger Krieger kosten wird, denn wisse Pascha, der Kapitano, den die Giaurs Dir zum Hohn den Bären der Herzegowina nennen, ist in jenen verfluchten Mauern!«

»Der Bär?« – Mit einem Sprunge war der Pascha auf seinen Füßen. »Hörst Du, Bundesbruder Ali – der Bär ist in dem Kloster und die Todtenfackel, die für Dich zum Himmel des Propheten steigt – wird den Nüstern des Padischa angenehm duften. Woher weißt Du die Kunde Jussuf Aga, die ich Dir mit Gold lohnen will!«

»Ich sah ihn selbst, Herr, ich konnte das zottige Haupt des Ungethüms sehen, dessen Namen der Giaur sich angemaßt hat, als er mit den Kalorgis über das Dach des Hauses ging!«

»Vorwärts denn, an's Werk! Laß die Feuer tüchtig schüren auf dem Platz Jussuf Aga, damit sie sehen, was wir hier thun und wissen, was sie zu erwarten haben für ihren rebellischen

Widerstand! Schicke mir sechs Deiner schlechtesten Schützen hierher, – und sobald Du sie hier knallen hörst nach dem Ziel, das ich ihnen zu geben denke, dann beginne den Angriff. Nun Abdallah, beginne! – Da kommen meine Arnauten! – Hört Schurken – Ihr sollt ein Scheibenschießen halten nach lebendigem Ziel. Seht Ihr Euren Feind dort, – wie der Aga rühmt, trifft Ihr gleich ihm die Schwalbe im Flug! Wallah, wir wollen ihn fliegen machen! Mögen Euer zwei auf den Baum steigen, an den er gebunden ist und einen Strick um den festesten Ast schlingen!«

Sie sahen ihn erstaunt an – noch begriff Keiner die Absicht des Pascha's. Er wiederholte kurz den Befehl und zwei der Bozüks erstiegen den Baum, indem sie ihre Füße auf die Schultern des Gefangenen setzten. Dann ließen sie den in mehr als doppelter Mannshöhe um einen starken Ast geschlungenen, Strick nieder. Der Pascha winkte den vier anderen Bozüks.

»Ihr da – löst den Mann dort vom Stamm, und bindet seine Füße an den Strick, dann mag er den Kolo tanzen unter Euren Schüssen, hundert Piaster für jede Kugel, die das Blut des Blutigen fließen macht!«

Das Urtheil war so furchtbar, daß es selbst einen Augenblick diese des Mordes und der abscheulichsten Grausamkeiten gewohnten Männer zögern machte, – aber schon im nächsten stürzten sie sich mit wildem Triumph auf ihr unglückliches Opfer.

Im Augenblick war der kräftige Mann von dem Baum gelöst, niedergeworfen und zu der Stelle geschleift, wo der Strick niederhing, – im nächsten waren seine Füße in die Schleife gelegt und diese fest geknotet.

»Auf mit ihm!«

Die Bozüks auf dem Ast zogen, ihre Kameraden hoben die schwere Last, bis der Kopf des Unglücklichen, dessen Arme an den Leib geschnürt blieben, etwa drei Fuß vom Boden hing, dann banden sie oben die Stricke fest und glitten von dem Stamm wieder herab.

»Jetzt nehmt Eure Distance, Schurken!« sagte der Pascha, »fünfzig Schritt und nicht einen mehr, nicht einen weniger, und dann thut Euer Bestes, den Vogel im Fluge zu treffen, nur hütet Euch seinen Fittig zu verletzen! So Iwo, Blutiger! rächt Wussein der Pascha des Großherrn den Tod seines Blutbruders!«

Und die Hand des Furchtbaren gab selbst dem Körper des Unglücklichen einen gewaltigen Stoß, daß er gleich einer Schaukel an dem schwanken Strick hin- und herflog. Dann setzte er sich wieder nieder zu dem Sterbenden und betrachtete mit kaltem Blick die schreckliche Scene.

Denn auch der Mohr war mit seinen Vorbereitungen längst zu Ende und nur die Neugier, was da drüben mit dem gefürchteten Uskoken geschah, hatte die befohlene Execution aufgehalten. Er hatte eine Anzahl glühender Kohlen vom nächsten Feuer zur Seite seines Opfers zusammengehäuft, dessen Füße auf seinen Wink zwei seiner Gefährten der Sandalen entledigt und, die Fußsohlen nach oben, an einen Stock gebunden hatten, den sie rechts und links in Kniehöhe hielten.

Die orientalische Strafe der Bambushiebe auf die nackten Fußsohlen – die Bastonnade, – ist noch heutigen Tages eine auch in der türkischen Armee und Marine zu gewöhnliche, als daß sie irgend große Theilnahme und Aufmerksamkeit hätte erregen sollen, und die letztere wendete sich daher nur der furchtbaren Execution auf der andern Seite zu, das Klatschen der Schläge des Rohrs und das Wimmern des Knabens unbeachtet lassend, bis das gellende

Geschrei des Gemarterten einen Moment die Blicke von dem anderen kaum so entsetzlichen Schauspiel nach diesem zog.

Auf den Wink des Mohren, des selbst von diesen wilden Kriegern gefürchteten Henkers des Pascha, der die Baschi-Bozuku nur durch die grausamste Strenge im Gehorsam hielt, – hatte der Schwinger des Bambusstocks eine Pause gemacht, und mit bedächtiger Bosheit hob mit dem messingnen Kohlenzängchen, das der niedere Moslem zum Gebrauch für den gestopften Schibuk im Gürtel bei sich führt, der Mohr zwei der glühenden Kohlen auf und legte sie auf die bereits blutrünstigen Sohlen des Novizen.

Der Schmerz mußte furchtbar sein, denn der Schrei, den der junge Mensch ausstieß, übergellte selbst den Lärmen des nach dem ersten Schuß nach der fliegenden menschlichen Scheibe erneuerten Angriffs gegen das Kloster.

Eine Anzahl der Krieger des Aga trug große wie Fackeln mit Moos, Zeuglappen und Zweigen umwickelte Brände gegen das Gebäude, während Andere unter ihren Kugeln jede Oeffnung der beiden Stockwerke und das Dach in Schach hielten, so daß keiner der Vertheidiger mehr wagte, sich zu zeigen, um die Annäherung der Feinde mit wohlgezielten Schüssen zu hindern.

So ziemlich gedeckt suchten die Träger der Fackeln diese auf das Dach zu schleudern oder an die hölzernen Theile des Baues zu halten und diese in Brand zu setzen.

Da der Angriff auf allen Seiten des Klosters zugleich geschah, reichte die Zahl der Vertheidiger in keiner Weise, ihn auf die Dauer zurückzuweisen, und wenn die tapferen Kalorgis, ja selbst die Frauen jetzt auch furchtlos sich den Kugeln preis gaben und den hier und da entstehenden Brand zu löschen suchten, mußte schließlich doch die überwiegende Zahl der Angreifenden ihren Zweck erreichen.

Auf das gellende Geschrei des Knaben hatte der Pascha Wusein nur den Kopf nach jener Seite gewandt, und gefragt: »Pfeift die schwarze Maus?« Dann aber, als der schwarze Henker den Kopf schüttelte, gewinkt, fortzufahren und seine Aufmerksamkeit wieder zwischen dem sterbenden Bundesbruder und dem gräßlichen Schießen getheilt.

Hin und her schwankte der mächtige Körper des Haiduken noch immer wieder, von Zeit zu Zeit durch den Stoß mit einem Lanzenschaft in Bewegung gehalten. Die barbarischen Schützen schienen jetzt von einem wahrhaft teuflischen Behagen an ihrem Werk erfüllt und schossen unter hundert wilden Späßen und mit bedächtigen Zielen. Zwei Mal hatte jeder bereits sein Glück versucht und trotz ihres Ungeschicks blutete der Haiduk bereits aus mehreren Wunden, ohne daß eine oder die andere gefährlich genug gewesen wäre, seine Leiden zu enden. Diese schienen furchtbar zu sein und mit jedem Augenblick sich zu steigern, weniger durch die Schmerzen der Verletzungen, als durch die furchtbare Lage, in der er das Ziel der Kugeln war. Das Blut drang dem starken Mann der Art zum Kopf, daß das sonst so fahle Gesicht wie mit dunklem Purpur gefärbt schien, aus dem große, stierende Augäpfel herausquollen, als wollten sie aus ihren Höhlen springen, während die Adern an Hals und Schläfen wie blaue Strähne aufschwollen. Von Zeit zu Zeit kam ein gurgelnder Ton aus seiner sprachlosen Kehle, und nur, wenn wieder durch Zufall die Kugel eines der schlechten Schützen den gewaltigen Leib traf und ein neuer Blutquell hervorspritzte, zuckte dieser convulsivisch zusammen. Bis jetzt hatten diese Kugeln nur Arm und Beine oder den Unterleib getroffen, die eine den Kopf gestreift, als durch einen solchen Zufall der Strick, welcher die Last trug,

von dem zischenden Blei der Art zerschnitten wurde, daß der Rest den Körper nicht mehr zu tragen vermochte und derselbe schwer zu Boden stürzte.

»Tölpel!« zürnte der Pascha, als die Bande, gleich der Meute auf den Eber, auf die regungslose Gestalt zustürzte, um sie aufs Neue emporzuheben und anzuschlingen. »Hab' ich Euch nicht gewarnt!«

Doch zögernd, scheu standen die Männer um ihr Opfer – wild rollten noch die Augen in dem dunklen Gesicht, dann wurden sie starr und starrer – der mächtige Körper zuckte nicht mehr – seine Leiden hatten geendet – und von der abergläubischen Furcht ergriffen, daß er ein Wudkoklak, ein Vampyr sei, wagten sie nicht, den regungslosen Körper anzufassen.

»Wallah – was soll's – warum bindet Ihr den Mann nicht wieder fest – seid Ihr des Spiels schon müde?«

»Großer Pascha – sieh selbst – der Giaur ist todt!«

»Todt? – und wer von Euch Schelmen that den Schuß?«

Sie zögerten mit der Antwort – endlich sagte eine Stimme: – »Das Blei und Stahl haben keine Macht an Denen, die lebendig in's Grab sich legen – der Giaur hat das Genick gebrochen!«

»Um so schlimmer,« fügte ein Anderer bei – »desto eher wird er sein verlorenes Blut fordern, wenn man ihm nicht den Kopf zwischen die Beine stellt und einen Pfahl durch den Leib treibt!«

Der Pascha, dessen Aberglauben geringer war, zuckte die Achseln.

»Dummköpfe! mögt Ihr thun nachher mit dem Aas, was Ihr wollt – jetzt hängt ihn wieder an seinen Galgen, damit die Christenhunde im Kloster nicht zu kurz kommen in der Aussicht! – Gehorcht! – Was will das Weib – treibt sie fort von hier, werft sie den Hunden vor, wenn Ihr sie zu schlecht haltet für Eure Lüste!«

»Pascha – Erbarmen – die Unmenschen schänden mein Kind – die Jungfrau in den Armen der Mutter! Bist Du ein Mensch, Pascha, daß Du solche Greuel dulden magst! – fürchte den Zorn Gottes, Mörder der Schuldlosen!«

»*Od boga, starok krvnika!*<sup>1</sup> Zu was seid Ihr Weiber auf der Welt, als dem Mann Freude zu machen! Ich hoffe, Deine Tochter ist jung und hübsch!«

»Ungeheuer! mögest Du an Deinem eigenen Blut gestraft werden – heiliger Gott – welche Stimme ruft dort?«

»Barmherzigkeit – Pascha – ich will den Zugang weisen – Diese Leiden sind schlimmer als der Tod!«

Die Stimme klang gebrochen, ein undeutliches Wimmern, übertönt von dem Wuthgeschrei der Kämpfenden, dem wüsten Lärmen der gräßlichen Orgie, die während der Tod seine Ernte hielt und die Glocke des Klosters vergebens um Beistand heulte, an anderen Stellen des Plateaus von den entmenschten Bozuku begangen wurden; – dennoch hatte das Ohr der Mutter den Schmerzensruf durch all' den Lärmen gehört – die wimmernde Stimme erkannt! Wie eine Rasende fuhr sie von den Füßen des Paschas empor, schaute umher und durchbrach mit dem Sprunge der Wölfin, der man das Junge getödtet, den Kreis.

»Nikita, mein Sohn! wo bist Du?«

»Mutter, zu Hilfe!«

---

<sup>1</sup>»Von Gott, dem großen Mörder!« getödtet, sagen die Cernagorzen mit Verachtung von Dem, der eines natürlichen Todes, nicht in der Schlacht stirbt.

Der in unbeschreiblichem Schmerz sich windende Knabe hatte gleichfalls ihren Ruf gehört. Ihr Auge schaute die schreckliche Scene – vergessen

war die Schmach, die Gefahr der Jungfrau – an dem Knaben hing ihr Herz, wer hätte sie halten können, die Mutter! mit zwei Sprüngen war sie bei ihm, riß mit den Händen die glühenden Kohlen von dem zuckenden widrig dampfenden Fleisch, und schleuderte sie dem Teufel in's schwarze Gesicht, der noch das Instrument der Marter zwischen den Fingern hielt. Aus den Händen riß sie dem Gehilfen des Henkers das bluttriefende Rohr und schlug wie rasend um sich, mit ihrem Leib den Körper des wimmernden Knaben deckend.

Der Mohr, der Scharfrichter und Urtheilsvollstrecker seines Herrn, zog kaltblütig das lange Pistol aus dem Gürtel und spannte es. »Fort mit Dir, Christenweib, und hindere den Befehl des Herrn nicht – oder . . .«

Ihr Auge blitzte ihn wahnwitzig an, aber sie wich nicht!

Ein dämonischer Jubelruf, als wären tausend Teufel der Hölle entflohen, drang vom Kloster her – in heller Gluth prasselten die Flammen aus dem Balkendach des Hauses zum Nachthimmel empor – leckten mit glühenden Zungen aus den Fenstern des oberen größtentheils von Holz gebauten Stocks, schlugen aus der kupferbeschlagenen Pforte den Anstürmenden entgegen – der Eingang war gesprengt – –

Der Pascha stand in stolzem Triumph neben dem Blutbruder, die Hand mit dem Säbel wies nach dem brennenden Gebäude.

»Freue Dich, Bruder Ali! Der Prophet zündet Dir die Fackel, die Dir leuchtet auf dem finstern Wege, den wir Alle gehen, – bist Du zufrieden, Bundesbruder? – Zu spät, Rebellenknabe, jetzt brauch' ich Deines Verraths nicht mehr, – Du bist . . .« – –

Einer der Bozuku, mitleidiger als die Anderen, hatte dem schwarzen Scharfrichter die Pistole zur Seite geschlagen, die dieser auf das Haupt der muthigen Mutter gerichtet. »Hast Du nicht gehört, Schwarzer, daß der junge Giaur dem Befehl unseres Gebieters jetzt gehorsam sein will? Laßt ihn uns zu ihm führen, damit seine Zunge rede, bevor es zu spät ist! – Du könntest selbst sonst gestraft werden!«

Der Mohr fand den Rath gut – der Novize wurde losgebunden und emporgerissen, aber von Führen war nicht die Rede – man mußte den Armen, dessen Füße jeden Halt verloren hatten zu dem Pascha schleifen, das Weib, die Mutter, die sich krampfhaft an ihr Kind klammerte, mit ihm.

»Hier ist der Kalorgiknabe – er will gestehen, Herr!«

Die Frau rang die Hände flehend zu dem Furchtbaren. »Erbarmen!«

»Zu spät! – Du bist . . .«

»*Dein Blut* Wusseïn, Drache von Bosnien!« sagte eine tiefe Stimme vom Stamm der Kastanie her – »*Dein Blut* wie das Iwo's des Christen!«

Der Pascha fuhr wie von einer Natter gestochen empor – an der Kastanie stand der greise Abt Michael im vollen Talar seiner Würde – wie aus der Erde gestiegen, – Keiner hatte ihn kommen sehen; und in der That war er der Erde entstiegen, eine tiefe Oeffnung gähnte zwischen den Wurzeln des Baumes, der Steinsitz, welcher dort gestanden, war verschwunden oder hatte sich zur Seite geschoben durch unbekannte Kraft, und der Schatten des vom Ast wieder niederhängenden Leichnams hatte die Oeffnung verdeckt.

»Steig herauf, Dulderin!« fuhr die tiefe Stimme des Higumenos fort – »steig herauf aus Deinem Grabe, Wudkoklak, Vampyr, und schlage Deinen Zahn in die Adern Deiner Mörder, Deine Zeit ist da!«

Und aus der Tiefe herauf, die offenbar einer der Zugänge war für den verborgenen Felsengang zu dem uralten Klosterbau, stieg eine schrecklich anzuschauende Gestalt langsam empor, zwei händelose Arme zum Himmel gestreckt, den seines Gliedes beraubten Mund wie zur Anklage geöffnet: – die verstümmelte Frau aus der Kula der Grahowen, die Mutter Iwo's des Blutigen.

Ein tiefes Stöhnen klang vom Lager des Sterbenden her. Der Greis hatte sich halb emporgerichtet, seine Augen starrten auf die Erscheinung mit dem Ausdruck des tiefsten Entsetzens, ja der Furcht, die er nie gekannt in seinem Leben.

Langsam – Schritt um Schritt, – mit geöffnetem Munde, die händelosen Arme gegen ihn vorgestreckt, schritt die Erscheinung auf ihn zu, und immer gräßlicher starrten die Augen des Sterbenden.

»Bundesbruder Wussein – hilf – der Wudkodlak . . . !«

Aber der Pascha hatte kein Ohr mehr für ihn – wie er so oft es jedem seiner Worte und schlimmen Rathschläge geliehen hatte seit damals, vor länger als dreißig Jahren, als er ihn hochherzig zu seinem Probastwo erkoren,<sup>1</sup> zum Verderben der eignen Seele. Der Pascha Wussein war zurückgewichen vor dem Anblick; hätte er Haare noch gehabt auf seinem kahlen Türkenschädel, sie hätten sich emporgesträubt, – stumm, mit dem Schauer des Entsetzens, und doch begierig zu reden, zu fragen, starrte er bald auf den Abt, bald auf die schwarze Erscheinung und hatte das Weib und den Knaben zu seinen Füßen vergessen. Als sie den Sterbenden erreicht, beugte sie sich zu ihm nieder, immer die großen drohenden Augen starr in die seinen gerichtet, und stieß ihm die verstümmelten Arme in das Gesicht.

Ein stöhnender Laut, – der ehemalige Erbherr von Zwornik war zurückgefallen auf sein Lager – er war todt.

Der Higumenos war zu der schwarzen Frau getreten, er hatte ein Tuch sorgsam wie ein Vater oder ein liebender Gatte über ihr Antlitz geworfen, geleitete sie zu dem Steinsitz zurück, der sich wieder über die gähnende Oeffnung geschoben hatte, und ließ sie dort nieder.

Der Tod des Großwojwoden schien die starre Bestürzung des Paschas gelöst zu haben. »Hund von einem Christen – Du sollst tausend Tode sterben! – wer ist der Dämon dort – was bedeuten Deine Worte – wie kommst Du hierher?«

---

<sup>1</sup>Im Jahre 1830, als Sultan Mahmud auf das Drängen Rußlands eine neue Regulirung und Erweiterung der Gränzen Serbiens gegen Bosnien genehmigt hatte, widersetzte sich Ali Widaitsch, der Pascha von Zwornik, den Commissarien und setzte sie gefangen. Später durch die Versprechungen des Paschaliks Sdrnik aus seiner alten Veste gelockt, fand er dasselbe bereits von Memisch-Aga besetzt und – als er nach Zwornik zurückkehrte, – auch dieses von seinem eigenen Vetter Mahmud gesperrt. Dennoch gelang es dem Geächteten, mit Beistand seiner Anhänger in die Stadt zu dringen, und er hätte seine Gegner wahrscheinlich wieder vertrieben, wenn diesen nicht auf Anstiften des Sultans der Herr von Gradaschatz, der junge Wussein zu Hilfe gekommen wäre. So von zwei Seiten angegriffen, verschanzte sich Widaitsch in seinem Konak und leistete verzweifelte Gegenwehr, wurde aber endlich, da Wussein und Mahmud den Palast in Brand steckten, gezwungen, sich zu ergeben. Weit entfernt aber, nach dem Willen des Großherrs seinen Gefangenen zu tödten, umarmte ihn Wussein und erkor ihn zu seinem Bundesbruder – ein Verhältniß, das bei den slavischen Kriegern von der höchsten Bedeutung ist, und das nur der Tod trennen darf, und seitdem waren die Beiden in der That unzertrennliche Schicksalsgenossen.

»Dir Botschaft zu bringen von Michael, dem Bären der Herzegowina, Deinem Todfeind, wie ich Dir versprach!«

»Sprich – rede Was ist Wahrheit an Deinen Worten, oder ich lasse Dich mit Pferden zerrreißen?«

»So höre denn, Drache von Bosnien, die Botschaft Deines Feindes aus meinem Munde, denn Du weißt, daß ich Deine Drohungen nicht fürchte.«

Ein gebietender Wink des Paschas befahl den Umdrängenden sich zurückzuziehen, aber der Abt wehrte dem Gebot.

»Lasse Jedermann hören, was Michael der Abt jener Stätte unseres Glaubens, die Deine Horden in diesem Augenblick vertilgen, dem Pascha von Egri-Palanka, dem Diener des Bluttrinkers in Stambul zu sagen hat. Wohl gebietet die heilige Lehre des Christenthums: Liebet Eure Feinde, und thut Gutes Denen, die Euch beleidigen und verfolgen! aber ehe die Worte des göttlichen Erlösers kund wurden den armen Bozinaki<sup>1</sup> – lautete das Gebot ihres Volkes: ›Wer sich nicht rächt, heiligt sich nicht!‹ und sie blieben im Herzen des Volkes, auch als die Segnung des Evangeliums ihm kam, weil der Mensch Mensch ist und bleiben wird, so lange die Erde ihn trägt, obwohl er das Bessere erkennen und ehren möge!

»Drache von Bosnien: ›Wer sich nicht rächt, heiligt sich nicht!‹

»Es war ein Rajah in diesem Lande, Gott hatte seinen Geist tapfer und seinen Leib schön gemacht, und das Glück schüttete seine Gaben über ihn, denn der große Czar der Moskows hatte sein Auge Wohlgefallen finden lassen an dem Knaben und machte ihn zum Soldaten in dem großen Kriege der Schwabis und Moskows gegen den Sultan der Franken. Als der Knabe zurückkehrte, war er ein Mann und ein Krieger, er fand seinen Vater erschlagen von den Begg und seine Palanka verwüstet. Damals half ihm ein Verwandter, der Kalogeri war im Kloster des heiligen Basilius auf dem Berge Orjen, daß er heimkehren konnte nach seinem Heim und von der Beute, die er mitgebracht aus dem Völkerkrieg, die Palanka seines Vaters wieder aufbauen und die Aecker zurückkaufen, die der Spahi, sein Grundherr, einem Anderen gegeben. Aber es war kein Frieden im Lande für den Landmann, die Begg brauchten Krieger, nicht Bauern, und zwangen Rajahs und Moslems, gegen den Großherrscher und den Nizam zu kämpfen. Der Mann, der zurückgekehrt in die Heimath, genoß nicht lange des Friedens, er kämpfte gegen die Begg und kämpfte mit den Begg, je nachdem er die heiligen Rechte und Freiheiten des Volkes für bedroht hielt, und als seine Zeit gekommen war und sein Herz, das gar vielen schönen Frauen keusch widerstanden hatte in der Hauptstadt der Oesterreicher, an ein Mädchen seines Landes verloren ging, machte er sie zu seinem Weibe, kurz vor der Zeit, ehe der falsche Gospodar Milosch von Sultan Mahmud die sechs Gränzdistricke diesseits der Drina erhielt, und die alten Bewohner vertrieben werden sollten. Damals war's, wo der Rajahkrieger, der das junge Weib genommen, aufstand mit seinen Leidensgefährten und mit den Begg focht gegen die Momken des Milosch und die Paschas des Großherrscher auf der Ebene von Kossowo, und Wusseïn, dem Hauptmann der Begg, das Leben rettete an der Brücke des Lim. Der tapfere Wusseïn gab dem Mann seinen Ring und versprach ihm, sein Eigenthum zu schützen, während er ein Haiduk war in den Bergen, wohin der Zorn des Großherrscher ihn getrieben. Als Wusseïn aber in das Haus des Haiduken gekommen war, auf dem Wege nach Gradaschatz, seiner Veste, mit dem Pascha Widaïtsch, da gefiel ihm das Weib des Haiduken, der ihm das Leben gerettet hatte, besser als seine Ehre, und er befahl ihr, das Lager zu rüsten

---

<sup>1</sup>Bosniern

und es mit ihm zu theilen, nach der alten Sitte der Begs und Spahis gegen die geknechteten Christen. Das Weib war hilflos und allein, und der Held Wusseïn, obschon er selbst ein Weib hatte in seiner Burg zu Gradaschatz, zwang sie zu seinem Willen denn er war jung und sein Blut heiß. Wohl drohte die Frau, das Verbrechen ihrem Gatten zu sagen, damit er sie rächen möge, aber der grausame Pascha von Zwornik lachte ihn aus, hieß ihn sein Roß besteigen und davon reiten, er wolle zurückbleiben und die geschändete Christenfrau schon bewegen, zu schweigen von dem Geschehenen. Was war auch die Ehre eines Rajahweibes und das Glück eines Haiduken, und die Frau schwieg in der That. Denn als der Wessir Reschid den Haiduken wegen ihres Widerstandes gegen den Befehl des Großherrn Verzeihung verkündet hatte und Erlaubniß, daß sie zurückkehren durften, da fand Michal der Haiduk sein Weib zwar hochschwanger, obschon er sie seit neun Monden nicht gesehen, aber sie konnte nicht erzählen, wessen Opfer sie geworden; denn sie war der Zunge beraubt, und weil sie schreiben konnte, hatte man ihr auch die Hände abgehauen. Ein Frankennarzt aus Serajewo, den die Vorsehung Gottes auf einer Reise nach der Palanka geführt, hatte die Unglückliche gefunden und drei Tage bei ihr verweilt, bis er wußte, daß sie genesen würde, wenn Gott es wolle. Und Gott hatte es also gewollt. Da that der Haiduk einen heiligen Eid, daß er rächen wolle die Schandthat, wie niemals ein Frevel gerächt worden, wenn die Heiligen ihm die Gnade erwiesen, den Namen des Thäters zu erfahren. Die geschändete Frau aber, als sie die Worte des Schwurs hörte, deutete ihrem Mann auf die Füße, und ob sie auch keinen Mund zum Reden und keine Hand zum Schreiben hatte, so verstand er doch den Willen des Weibes und schnitt ihr eine Rohrfeder, tauchte sie in's Blut der Ader, die er öffnete an seinem Arm, und band sie ihr zwischen die Zehen. Dann nahm er das Papier, worauf stand, daß der große Kaiser der Moskows ihm seinen Orden gegeben, ehe er ihn in Wien seiner Dienste entließ, und den er nur seinen Tapfern verleiht, und breitete es zu ihren Füßen. Das Weib des Geschändeten schrieb darauf nach langen Mühen den Namen, der ihre Augen Feuer sprühen machte, und der Name war: Wusseïn!«

Der Redner schwieg einige Augenblicke, der Pascha aber schüttelte unwillig das Haupt.

»*Aman! Aman!* was machst Du für ein Geschrei um ein beschlafenes Weib! – Seit Bosnien Bosnien ist, selbst zu Zeiten der Lateiner, hat der geringste Spahi das Recht gehabt, neben den Zehnten und der Glawnitza<sup>1</sup> das Pferd und das Ehebett des Rajah zu fordern, wenn er dessen bedurfte!«

»Der Haiduk,« fuhr der Abt fort, »dachte anders; denn er war in den Abendländern gewesen, wo die Rechte des Menschen gelten! – Er wartete des unglücklichen Weibes, bis sie eines Knaben genas, dann brachte er sie in den Schutz des alten Kalogen, seines Verwandten im Kloster des heiligen Basilius am Berge Orjen, und sie wohnte dreißig Jahre dort mit ihrem Knaben in der Kula der Klosterhirten, die man die Kula der Grahowen nennt, und der Knabe – der Sohn Wusseïns wurde ein Mann!«

Der Pascha hatte eine Decke über das verzerrte Gesicht des todten Bundesbruder geworfen – noch immer war er der Starke, Unbezwungene.

»Sprich Imam der Christen! was that der Hund von Haiduk mehr noch?«

»Als er sein Weib verlassen im Schutz seines Verwandten, des Kalogeri . . . «

»Das warst Du!« unterbrach ihn der Pascha.

---

<sup>1</sup>Die alte Kopfsteuer, der Haratsch der türkischen Regierung.

– »kehrte er zurück an die Ufer der Drina, und wo Wusseïn der Held war, da war auch Michal der Haiduke als sein böser Schatten! Michal der Haiduk war es, der den Ali Aga von Stolatz herbeiführte und die Uskokten der Herzegowina zum letzten Kampf, den Wusseïn focht auf bosnischer Erde, bevor er floh wie ein Feigling über die Donau . . . «

»Hund von einem Kalogeri!«

»Er war dabei, als Wusseïn weinte wie ein Weib beim Verlesen des Hattischerifs des Großherrs in Semlin, der den um Begnadigung Flehenden seiner Würden und Güter beraubte und ihn nach Stambul rief zu den Füßen des Großherrs!«

»Fluch jener Stunde und meiner Unterwerfung!«

»Er war dabei,« fuhr der unbarmherzige Redner fort – »als Wusseïn der Held von Bosnien weinend wie ein Weib hinüberfuhr nach Belgrad, um in Stambul zu bitten um Gnade vor dem Schemmel des Großherrs . . . «

»Hund! Du lügst – nur sterben wollte ein Tapferer in dem Lande seiner Väter, nicht in den Fußten der Giaurs!«

»Damals war's, wo Michal der Haiduk das Weib, das jenem folgen wollte, zurückhielt, indem er sie ihrer Kinder beraubte – Wusseïn hatte ja einen Sohn in der Kula der Grahowen!«

»Was kümmert mich der Bastard des Rajahweibes Wusseïn hat nur einen Sohn – sprich, wo ist mein Knabe? daß er Wusseïns Geschlecht fortleben läßt in Bosnien, seinem Vaterland!«

»Michal der Haiduk nahm die Kinder Wusseïns mit sich zum Berge Orjen und gab sie dem Weibe ohne Zunge und Arme, daß sie das Mädchen erziehe mit ihrem eigenen Kind!«

»Aber der Knabe, der Sohn Wusseïns?«

»Ich kenne nur *einen* Sohn des Drachen von Bosnien! – Michal der Haiduk gab die Tochter des stolzen Wojwodens von Gradaschatz, des Helden von Kossowo, des Schreckens des Großherrs dem Sauhirten des Klosters vom Berge Orjen zum Weibe und sie zeugte Kinder mit ihm . . . und Dein Blut ist es, der Sohn Deines Kindes, das sich in diesem Knaben zu Deinen Füßen windet!«

»Aber der Knabe, mein Sohn?«

»Der Sohn, den die stumme Mutter gebar – Dein Sohn, Pascha Wusseïn, – sieh her, Frau« – und er riß das Tuch von dem Antlitz der Dulderin – »das Kind des Verbrechens war der Schrecken der Moslems: Iwo der Blutige – und sein Vater der Moslem hat ihn gemordet! – und wenn Du wissen willst, Wusseïn, wo der ältere Sohn Deines Blutes und Namens ist, so frage den Bären der Herzegowina, denn Michal ist der Bär und der Bär . . . «

Der heisere Schrei, mit dem sich die Verstümmelte auf den schwankenden Leichnam warf, wurde erstickt von dem wilden Triumphgeschrei der Krieger vom brennenden Kloster her: »Maschallah – der Bär! Der Bär!«

Jussuf Aga drängte sich durch die Menge, die den Pascha umgab und legte den bluttriefenden Säbel zu seinen Füßen. »Allah mehre Deinen Ruhm, Pascha Wusseïn – er ist in unseren Händen?«

»Wer?«

»Der schlimmste Feind der Gläubigen – das Haupt der Rebellen gegen die Herrschaft des Padschah – der Führer der Rajahs, den sie den Bären der Herzegowina nannten! Dort großer Pascha bringen sie ihn, damit Du selbst seinen Kopf nimmst und ihn dem Großherrs sendest.«

Ein Ruf der Befriedigung brach über die Lippen des wilden Kriegers. »Her mit ihm! – lebendig! lebendig will ich ihn haben!«

Ein wirrer Haufe jauchzender Männer, die Waffen schwingend kam von dem brennenden, zusammenstürzenden Kloster her – in ihrer Mitte gestoßen, geschleppt, taumelnd eine Gestalt in das verhängnißvolle Wahrzeichen, das Bärenfell mit dem grimmigen Kopfschmuck, gehüllt.

»Deine Tapferen, Pascha, haben ihn glücklich ergriffen, als er mit den Kalorgis und den Männern und Weibern, die unser Arm nicht mehr erreichen konnte, in die steinerne Moschee der Ungläubigen entrinnen wollte. Doch soll Keiner entkommen beim Bart des Propheten!«

Der Haufen war herangekommen, sie stießen den Kapitano der Rajahs, den sie im Kloster gefangen genommen, in den Kreis, der von allen Seiten näher drängte um den Pascha und den Abt, um den gefürchteten Kapitano zu sehen – die zwei gefährlichsten Feinde der Moslems in einer Nacht – der Padischah durfte gnädig blicken auf seine Krieger!

Unbeweglich, als wäre er selbst sein Bundesbruder, stand neben dem Pascha die greise Gestalt des Higumenos – nur ein stiller Hohn flog über das ernste Gesicht.

Sie hatten ihn niedergeworfen den berühmten Kapitano zu den Füßen des Pascha's – blutige Hände rissen den fletschenden unheimlichen Kopfschmuck von seinem Haupte . . .

»Gott und die Heiligen mögen einem armen Schneider gnädig sein,« wimmerte eine klägliche Stimme. »Allernädigster Herr Pascha, oder Wessir oder Großsultan, wer Sie auch sein mögen – erbarmen Sie sich meiner und retten Sie mich vor diesen grausamen Kriegsleuten, die auf kein vernünftiges Zureden hören wollen. Ich bin doch nur ein unschuldiger Sachse, der zu all' dem Unglück gekommen ist, wie unser König zu Beusten. Bei Gott, kutester Herr Großsultan, ich kann Sie's beschwören!«

Der Pascha lachte wild auf. »Dummköpfe, die Ihr seid – konntet Ihr wirklich glauben, daß der Schelm hier der tapfere Kriegermann sei? Steh auf, Hund, wer bist Du – und wie kommst Du zu der Mummerei?«

Der ehrliche Schneider hatte sich auf die Knie erhoben, die Todesangst hatte seine Sprachkenntnisse geschärft, daß er die Frage genügend verstanden.

»Ach, allermajestätischer Herr Sultan Gnaden – glauben Sie nur gütigst nur das allereinigste Mal, ich bin Nichts wie eine unschuldige Schneiderseele, Anton Herzlich aus Tresten und bin erst gestern in das verdammte Kloster gekommen. Thun Sie mir Nichts zu Leide um Beustens willen – ich habe Paß und Wanderschein« – und er versuchte mit zitternden Fingern die schmutzige Briefftasche aus den Ruderas des Frackschooßes zu ziehen.

Der Abt, der allein die klägliche Protestation verstanden, die der Aermste im reinsten Sächsisch erhoben hatte, legte mit stolzem Lächeln die Hand auf den Arm des Moslem.

»Der Drache von Bosnien wird seinen Grimm nicht auslassen an dem quakenden Frosch! – Der Mann ist ein wandernder Schwabe, gestern erst zum Kloster gekommen und ohne Schuld. Gieb mir Dein Wort, Pascha, ihn ungekränkt gehen zu lassen, und Du sollst den wirklichen Bären sehen!«

Der Pascha sah wild – fragend auf. »Wusseins Wort – Du selbst –«

»Ich bin Michal der Haiduk. Michael der Higumenos des heiligen Basilius – Pascha Wussein, *ich bin der Bär der Herzegowina!*«

Ein stürmisches Wuthgeschrei erhob sich aus der Schaar der umdrängenden Krieger – hundert Säbel und Yatagans blitzten im Feuerschein durch die Nacht.

Aber der Säbel des Pascha streckte sich schirmend über das Haupt des Bedrohten aus. »Daß Keiner die Hand zu heben wage gegen ihn, bei seinem Leben! Er gehört mir und dem Großherrs! – Keine Waffe hebe sich mehr – bei meinem Zorn! – Setzt Wachen aus um die

Moschee der Giaurs und löschet den Brand. Wenn die Sonne aufgeht, werdet Ihr Wusseins Befehle hören!«

Die wilde Meute kannte zu gut die furchtbare Härte des Gebieters, um seinen Befehlen nicht sofort zu gehorchen. Ohne Widerspruch zerstreuten sich die Krieger, nachdem sie auf einen Wink des Paschas den Körper des blutigen Iwo von dem Baum gelöst und zur Seite getragen hatten, wo die Verstümmelte neben ihn kauerte, das Haupt des todtten Sohnes in ihrem Schoos, während große Thränen aus ihren starrblickenden Augen darauf niederrannen, und das Weib des gefallenen Sauhirten die verstümmelten, schwer wunden Füße ihres Sohnes zu kühlen versuchte, aus dessen Mund sie jetzt erst vernahm, daß sie Wittwe geworden.

Die Wachen waren ausgestellt; nur spärlich noch schlugen die Flammen aus den Mauern des Klosters und ringsum auf dem Plateau hatten sich in bunten Gruppen die Baschi-Bozüks ermüdet von der Blutarbeit um die Feuer gelagert und schmausten von den mitgebrachten oder erbeuteten Vorräthen, bis Einer nach dem Andern sich auf den Boden streckte und in Schlaf versank.

Lange hatten die beiden Todfeinde, nur getrennt durch den Leichnam des ehemaligen Herrn von Zwornik, schweigend einander gegenüber gestanden, der Pascha auf den Griff seines Säbels gestützt in tiefem Sinnen, – der Abt die Hände über die Brust gekreuzt: zwei Greise, zwei Proben jener rauhen unbezähmbaren Naturen, die jenes Land erzeugt, Christ und Moslem, kaum Einer weniger furchtbar als der Andere.

Endlich richtete der Pascha das Haupt empor.

»Christ,« sagte er – »Du hast Deine Rache gehabt, – aber Du bist ein Sohn Bosniens und ein Junak.«<sup>1</sup>

»Ich bin's!«

»Ich kann Dein Leben nicht retten, selbst wenn ich es wollte, aber ich kann Dir die Martern ersparen und Deinen Tod leicht machen, wie ich wünsche, daß es der meine einst sein möge, leichter als der Tapfere ihn fand, der zu unseren Füßen liegt.«

Der Higumenos lächelte verächtlich. »Glaubst Du, daß ich den Tod fürchte auch in seiner schlimmsten Gestalt, und nicht darauf gefaßt war, als ich hierher kam, Drache von Bosnien?«

»Nein, ich sagte Dir schon, daß Du ein Tapferer bist wie alle Kinder der geliebten Berge, aber auch ein Sohn Bosniens und deshalb verstehst Du, was ich Dir sage. Wussein, Dein Feind, ist der Letzte vom Stamme des großen Osmans, dessen Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit die Gesänge preisen, der ein Liebling des Volkes war, und von allen Bosniaken geehrt wird als der Vertheidiger ihrer Rechte gegen die Herrschaft des Divans. Darf sein Name untergehn, sein Geschlecht sterben in dem Munde unseres Volkes? Achtzehn Jahre sind es her,<sup>2</sup> daß der Großherr sein Angesicht wieder den mit Wussein über die Donau geflohenen und seit ihrer Unterwerfung in der Verbannung lebenden Begs zuwandte und sie wieder zu Musselims und Kapitanis machte in ihrem Vaterlande, und zehn Jahre, daß er Wussein und Widaitsch gestattete, ihnen zu folgen aus dem fernen Syrien. Seitdem habe ich meinen Sohn gesucht, unablässig, damit das Blut Osmans nicht todt bleibe in diesem Lande, denn ich bin alt!«

»Ich wußte es – stolzer Beg! Aber nicht blos der Koran, auch die Bibel der Christen verheißt, daß die Verbrechen der Väter gerächt werden sollen bis ins dritte und vierte Glied. Und glaubst Du, stolzer Beg, daß das Blut der Rajah dieses Landes weniger roth ist, als das der

---

<sup>1</sup>Ein Tapferer.

<sup>2</sup>1842.

Spahis? daß der arme Christ auf den Namen seiner Väter, die von dem großen Volk der Gothen stammen wie die Deinen, weniger hält, als Du? Auch ich bin der letzte Sproß meines Namens und habe kein Weib berührt, seit Deine Schandthat das meine genommen, sondern bin nach dem Gelübde, das ich that, ein Mönch geworden, als Gott mir gestattet hatte, die Vergeltung zu sichern, indem er all' Dein Blut in meine Hände gab!«

Stolz und finster sagte der Pascha: »Das Blut des niederen Rajah ist nicht besser, wie das des unreinen Thieres. Wie magst Du es wagen, es mit dem zu vergleichen, das in den Adern der Edlen fließt? – Sprich denn zum letzten Mal – ist Nichts, was Dich bewegen kann, Wussein das rechte Kind seiner Lenden zurückzugeben?«

»Ich habe nicht mehr die Macht dazu, aber ich kann Dir seinen Namen sagen und wo Du ihn findest!«

»So sage Deine Bedingungen!«

»Gelobe mir bei dem Bart Deines Propheten – nein, Ihr stolzen Begs seid so schlechte Moslems wie Ihr falsche Söhne des Kreuzes wart – schwöre mir bei der Seele Deines Bundesbruders, der todt zu unseren Füßen liegt, daß Du die Christen meine Brüder, die jetzt noch die Mauern jener Kirche vor der Grausamkeit Deiner Krieger schützen, ungehindert und ungeschädigt entlassen willst, ehe die Sonne aufgeht, und Du sollst den Namen und den Aufenthalt Deines Sohnes erfahren, wenn die Sonne über die Felsenwände des Ubli steigt.«

»Ich gelobe es bei der Seele des Widaitsch, meines Bundesbruders!«

Der Abt machte das Zeichen des Kreuzes. »Ich leiste Dir den Gegeneid, Pascha Wussein!« Dann wandte er sich von ihm und setzte sich nieder auf den Steinsitz unter dem Kastani- enbaum, wo er schweigend in tiefem Nachdenken verblieb, während auf einen Befehl des Paschas vier der wilden Krieger in einiger Entfernung ihn bewachten, und jener nach dem Kloster ging, um neue Befehle zu ertheilen.

Drei Stunden waren ohne weitere Feindseligkeiten vergangen und die Dämmerung zeigte sich bereits am Himmel, als der Pascha wieder zu seinem Gefangenen trat.

»Komm!«

Der Abt erhob sich und folgte ihm, begleitet von den Wachen, die ihn nicht aus den Augen ließen. So gingen sie zu der von Innen verbarrikadirten Kirche.

»Sage Deinen Brüdern, daß sie die Thür öffnen und sich entfernen mögen. Du hast den Eid Wusseins, aber sie würden meiner Stimme nicht glauben.«

In der That zeigte ein Blick dem Abt, daß die Arnauten sich von dem äußeren Zugang des Gotteshauses zurückgezogen hatten, während der zweite, welcher die Verbindung mit dem Kloster herstellte, von den niedergestürzten noch rauchenden Trümmern verschüttet war.

Der Abt erhob seine Stimme, nachdem er an die schwere, mit großen kupfernen Nägelplatten beschlagene Thür geklopft hatte.

»Gregorius mein Bruder, bist Du unter den Lebenden, die sich zur Stätte des Herrn retten konnten?«

Erst nach einer Weile kam die Antwort aus einem der hoch vom Boden gelegenen, engen Fenster des Gotteshauses. Es war die Stimme des alten Sakristans.

»Wer ruft Die, welche für das Kreuz zu sterben bereit sind? Ist denn Michael unser Higu-  
menos noch unter den Lebendigen?«

»Ich bin es, Bruder, meine Stunde ist noch nicht gekommen und meine Pflicht ist es, Euch den Dienst zu leisten, der allein in meinen Kräften stand . . . «

»Was befiehlt der Higumenos, mein Bruder und Freund, sollen wir sterben mit Dir?«

»Nein, Ihr sollt leben! Wussein der Pascha sichert Euch Leben und Freiheit. Er hat es geschworen, darum öffnet ohne Besorgniß die Pforte und zieht in Frieden – wenn Ihr meinem Rath folgen wollt über die nahe Gränze der schwarzen Berge oder in die Bocca!«

»Und Du Freund?«

»Kümmere Dich nicht darum – das Schicksal des Bären der Herzegowina ist in den Händen Gottes! So kommt denn ohne Furcht!«

Man hörte das Wegräumen der Balken und Geräthe, mit dem die Christen im Innern der Kirche den Zugang verrammelt hatten

In dies Geräusch mischte sich ein dumpfes Murren, das immer lauter und drohender wurde – es waren die wilden Krieger, die in der Entfernung, zu der sie der Pascha verwiesen hatte, über die Befreiung der Christen ihre Unzufriedenheit äußerten.

Der Aga und die anderen Kapitanis der wilden Schaar steckten die Köpfe zusammen, und dann schienen sie endlich Muth gefaßt zu haben und traten zu dem Pascha.

»Herr,« sagte der Aga – »Dein Arm ist stark und Du befiehst im Namen des Großherrn. Aber die Golatschanen sind unzufrieden, daß sie so wenig an Beute gefunden haben in jenem Gebäude, und meinen, die Giaurs pflegen ihre Schätze in goldenen und silbernen Gerathen in ihrer Moschee niederzulegen. Sie fordern das Recht, sie zu plündern und zürnen, daß Du die Christen ziehen lassen willst und den Imam mit ihnen, ohne dem Sultan Köpfe zu senden! sie verweigern den Gehorsam und wir fürchten, sie werden die Kerstiti<sup>1</sup> nicht ziehen lassen.«

»Werden Sie? Nun bei Allah, wir wollen sehen!« Der Name der Kerstiti, der so lange noch mehr als die Christen gehaßten Gegner hatte all' seinen Zorn und die Thatkraft des einst so Gefürchteten aufgeregt.

»Wo ist Abdallah, mein Schwertträger?«

»Hier, Herr!«

»Ist Dein Handjar scharf?«

»Ahi! Befiehl, und ich schneide hundert Köpfe hintereinander mit ihm.«

Es war das zweite Mal in dieser Nacht, daß die Bande der Bozüks der Furcht sich beugte.

»Tritt neben mich. Jetzt, Bär von Bosnien – laß Deine Brüder ohne Furcht heraustreten und ihren Weg nehmen. Doch – zuvor – bist Du bereit zu sterben?«

»Ich bin es, Drache Wussein!«

»So halte Dich fertig! Ibrahim Pascha, der Wessir soll noch heute Deinen Kopf empfangen – den Deinen und das Haupt des Blutigen!«

Der große Held der Begs wußte bei all' seiner Kühnheit sehr wohl, wie weit er des Gehorsams der wilden Meute, die er befehligte, sicher war. Den verfallenen Kopf mußte er ihnen geben, dann konnte er ohne Murren den ihren nehmen, das ist die Gerechtigkeit des Orients.

Die Pforte des engen Gotteshauses öffnete sich, und den Sakristan an ihrer Spitze, zitternd und bangend zogen die wenigen Kalogeri, und die noch Lebenden der Geflüchteten – unbeschwert mit irgend einer Habe, die nur die Habsucht der Räuber gereizt hätte, – die Mütter und Väter ihre Kinder tragend – viele verwundet, heraus.

Der Abt ging dem alten Klosterbruder entgegen und umarmte ihn.

»Du hast meinen Rath empfangen, Bruder Gregor, zieht zu den Bocchesen oder zu den Schwarzen. Aber Du hast Etwas vergessen, mein Bruder!«

---

<sup>1</sup>Die Gekreuzigten – Getauften – auch der Hohnname des Nizam.

Der Sakristan sah ihn fragend an. Mas meinst Du, hochwürdiger Higumenos?«

»Den Sarg, der nach altem Brauch in Deiner Sakristei bereit steht, den Ersten der Brüder aufzunehmen, den der Herr zu sich ruft! – Du sollst meinen Leib mit Dir nehmen und ihn bestatten in der geweihten Erde der Christen – während mein Haupt den Weg macht zum Palast des Sultans, unseres Herrn.«

»Heilige Jungfrau, Mutter Gottes!« stöhnte der alte Mönch – »wir wollen uns zu seinen Füßen werfen!«

»Entehre nicht den Streiter des Kreuzes, Bruder Gregor,« sagte fest mit gebietendem Wink der Abt. »Noch bin ich der Higumenos des Klosters und habe Gehorsam zu heischen. Schicke die Laienbrüder und laß sie die Bahre holen.«

Es ging ein Schauer durch die ganze Masse bei diesem festen ruhigen Befehl. Die schwarzen Kalogeri gingen zurück zur Kirche, während die beiden Greise Hand in Hand stehen blieben und sich in die Augen schauten. Dann kamen sie wieder, die Bahre mit dem einfachen Sarg tragend, während die übrigen die bei den Leichenbegängnissen üblichen trauerumhüllten Kruzifixe in ihren Händen hielten.

Selbst auf die wildesten, des Blutes und Mordes gewohnten Gemüther machte die schreckliche Prozession einen tiefen Eindruck, so daß während die Christen auf ihren Knien um den Abt lagen und ihm wie einem Heiligen die Füße und Hände küßten, die Baschi-Bozüks im Kreise still umher standen auf ihre Flinten und Lanzen gelehnt. Nur der roheste von ihnen, ein Gehilfe des Scharfrichters des Paschas, brachte auf einem Speer das vom Rumpfe getrennte Haupt des Uskokens Iwo und pflanzte es im Kreise auf.

Der Abt wandte freundlich sein Auge zu dem schrecklichen Anblick und nickte ihm zu während er die Hände faltete im Gebet. Dann sprach er leise zu seinem Freunde dem Sakristan: »Wenn der Moskow zurückkehrt, wirst Du ihm meinen Segen bringen und dafür sorgen, daß ein Theil des Geldes, das der große Czar uns geschenkt, zu Messen im Kloster Ostrog und für die unglücklichen Frauen verwendet werde. – Du wirst bei mir bleiben, Bruder Gregor, bis es überstanden ist, und jetzt höre meine letzte Beichte.«

Er kniete nieder vor dem Sakristan, der sich über ihn beugte, und flüsterte zu ihm hinauf. Eifrig sprach der Greis zum Greise – dann ernster und strenger, bis der Abt das Haupt beugte und sagte: »So sei es denn, wie Du befiehlst, mein Bruder!« Dann erst hob der Sakristan die Hand und machte das Zeichen des Kreuzes über den zum Tode Bestimmten. Eine leichte ungeduldige Bewegung ging durch die Reihen der Moslems und der Abt verstand sie wohl. Als er sich erhob, kniete der deutsche Schneider vor ihm und küßte seine Hand, ohne vor Schluchzen Worte zu finden. Sanft segnete ihn der Abt. »Ziehe heim, Fremdling,« sagte er in deutscher Sprache, »und möge es Dir wohl gehen in Deinem schönen Vaterland. Das Auge des Sterbenden schaut in die Zukunft und sieht es herrlich und groß! Dann, wenn die Zeit gekommen, möge auch Dein Land fühlen die heilige Pflicht, daß der Christ dem Christen beistehen soll in seiner Noth, und mein Volk befreien helfen von der Herrschaft des falschen Propheten. – Held Wusseïn, ich bin bereit!«

Der Pascha trat zu ihm. »Wusseïn hält seinen Eid – Sorge denn für die Erfüllung des Deinen, ehe es zu spät ist! Die Sonne Allahs steigt empor.«

Es war hell geworden – das Licht des jungen Tages lag über den Bergen und Wäldern des mißhandelten Landes.

Der Abt Michael griff unter das schwarze Gewand, das seine Brust deckte und zog ein zusammengefaltetes Papier hervor, das er dem Pascha reichte. »Es war bereit für Dich, als ich zum Paß von Ostrog zog. Nimm, aber erinnere Dich, daß Du geschworen, nicht eher es zu öffnen, als bis die Sonne über der Bergwand des Ubli steht! – Und nun Wusseïn, einst der Held von Bosnien – ich übe als Christ das Gebot des großen Erlösers der Menschen und vergebe Dir im Tode, was Du Schlimmes mir gethan, und also mögest auch Du vergeben meine Schuld! – Brüder – haltet fest an Eurem Glauben und möge, wie Gott jene Sonne aufgehen läßt über die Erde, auch bald die Sonne der Freiheit aufgehen über meinem Vaterlande Bosnien.«

Er sank auf die Knie und hielt die Hände im Gebet vorgestreckt, der steigenden Sonne entgegen.

Der schwarze Slave stand bereits an seiner linken Seite und das Licht des jungen Tages glänzte auf dem mattgrauen Stahl – die Frauen jammerten und der greise Sacristan begann, wie es in der griechischen Kirche der Brauch ist, stehend die erhabenen Worte des 137. Psalms, in welche die Kalogeri responsirend einfielen.

»Schlag zu!«

Weithin rollte von dem gewaltigen Hieb das graue Haupt des Abts auf die Steine des Bodens – einen Moment noch kniete der Rumpf in seiner Stellung, dann fiel er nach vorn in das spritzende Blut.

---

Die schwarzen Kalogeri hatten den Leib des Enthaupteten in den schmucklosen Sarg gelegt und die Kräftigsten trugen die Bahre, voran die Träger mit den schwarz behangenen Kreuzen, gefolgt vom Pater Sakristan, der mit zitternder Stimme die Hymne für die Verstorbenen intonirte, in welche schluchzend die Schaar der Frauen und Greise einstimmte. Nur Wenige waren zurückgeblieben.

Während der Zug der Christen sich nach Westen wandte und allmählig vom Plateau des Klosters verschwand, streng überwacht von dem Adlauge des Pascha Wusseïn, daß keines seiner Lämmer sich gegen seinen Eid an den Abziehenden zu vergreifen wage, waren die Haufen der Baschi-Bozüks in die geöffnete Kirche gedrungen und plünderten mit frecher Hand, was irgend der Zerstörung und des Raubes ihren gierigen Augen werth schien.

Nur Weniges und Spärliches war freilich in dem Gotteshause zu finden – einige einfache Geräte zum Gottesdienst, schmucklose Heiligenbilder – mottendurchfressene Kirchenfahnen und Meßgewänder.

Mehr als eine halbe Stunde war vergangen, obschon das Blut auf dem Granit des Plateaus noch nicht trocken, – die Sonnenscheibe stieg eben über die Felsenwände des Ubli und Dormitor, als der Pascha Wusseïn in die Kirche trat und sein Säbel nach der offenen Pforte wies.

»Hinaus, Hunde!«

Einer drängte sich über den Andern, in wenig Minuten war der entweihte Raum geleert von den frechen Schändern. Der Pascha setzte sich auf die Stufen des zerstörten Hochaltars, von denen herab so oft sein Todfeind das heilige Opfer der Messe verkündet, zog das Papier aus seinem Säbelgurt und entfaltete es. Seine Augen stierten auf die zwei Zeilen, die es enthielt:

»Drache von Bosnien – lang blühe Dein Geschlecht! Muhrad, Dein Knabe wurde dem Kapu-Agassi<sup>1</sup> übergeben – suche ihn im Serail Deines Großherrn!«

Der starke Held sank stöhnend zurück auf die Stufen. So saß er, den starren Blick nicht von dem verhängnißvollen Blatt reißend, stumm, ohne Bewegung – sein Ohr hörte nicht, was draußen vorging auf dem Plateau unter den Kastanien, vor den Ruinen des Klosters vom heiligen Basilius – die Töne der Tuba und das klingende Schmettern der Beckenschläger des Nizam – sein Auge sah nicht die wogende, drängende Menge – nichts, nichts, als das Blatt Papier!«

---

Noch immer quoll es herauf von den blauen Gliedern des Nizam, schlechte, zerrissene Uniformen zwar, jämmerliches Schuhwerk, hohle, halb verhungerte Gesichter, mangelhafte, unsauber gehaltene Waffen, aber es waren doch – *Regulaire* des Nizam des Großherrn, von Sultan Mahmud geschaffen, mit französischen und deutschen Instruktoren von Abdul Medschid fortgesetzt. An der Spitze ritten, wie

zwei Tage vorher, der junge Mir Alai und der Kadi von Konjtza, aber auch drei Männer in abendländischer Tracht, darunter der russische Major, die beiden anderen waren der französische und der russische Consular-Agent in Mostar. Hinter dem ziemlich langen Zuge des Nizam zwischen all' dem Trödel von Dienern, Köchen, Pfeifenstopfern, Tschauschi's, Barbieren, Lastträgern, Zeltschlägern, Khawassen und Pferdeknechten, die stets eine türkische Kolonne begleiten, ritten vier Personen, denen die Anderen etwas scheu Platz machten. Der Eine trug die Kleidung der Couriere oder Tataren des Großherrn, unter den übrigen befand sich ein Mohr von kolossalen, unfläthigen Formen, der keck und fast thierisch umhergrinste, die beiden Anderen, zwar weißen Gesichts, aber aufgedunsen und ausdruckslos, waren in Mäntel gehüllt, die fast aussahen wie die Feredschis der muselmännischen Weiber.

Die naive Musik aus Tuba, Trommel, Pfeifen und Becken bestehend, hatte schon weit vorher ihre Ankunft verkündet und die ganze Schaar der Bozüks war herbeigelaufen, die Ankömmlinge neugierig anzugaffen oder mit höhnischen und drohenden Mienen und Geberden zu empfangen; denn es bestand und besteht sehr wenig Sympathie zwischen den Regularen und dem wilden, aus dem untersten und verworfensten Raubgesindel zusammengesetzten Landsturm oder den Baschi-Bozüks, den in Zeiten der Noth, oder wenn es mehr Züchtigung und Verwüstung galt als regularen Krieg, aus allen drei Welttheilen der türkischen Herrschaft aufgerufenen Horden oder Freicorps.

»Es ist, wie ich fürchtete,« sagte der russische Offizier in französischer Sprache zu dem Mir-Alai, dem jungen Befehlshaber der Abtheilung des Nizam, die in ziemlich unregelmäßiger Weise am Zugang des Plateaus Aufstellung nahm, während die Irregularen sich wie von den umhergezerrten Knochen vertriebene Köter murrend und drohend zurückzogen und in starken Haufen sammelten – »wir kommen zu spät! Mein Gott, warum konnte der Wessir Sie nicht zwölf Stunden früher senden!«

»Maschallah, Monsieur Sie vergessen, daß Seine Hoheit Wichtigeres zu thun hatten: die Rebellen von Trebinje abzuhalten und in die Berge zu zerstreuen. Diese Schelme scheinen allerdings arg gewirthschaftet zu haben, dennoch wird der Wessir sie schwerlich darum strafen,

---

<sup>1</sup>Oder *Kapi-Aga*, das Oberhaupt der weißen Verschnittenen, wie der *Kislar-Aga* das der schwarzen Eunüchen ist.

wenn er erst die schlimmen Nachrichten von Nikschitj empfängt die wir unterwegs hörten. – Aber ich sehe ihren Anführer nirgends, den berühmigten Pascha Wusseïn! – Bismillah – wessen sind die Köpfe dort, welche die Hunde auf Lanzen gesteckt haben?!«

»Allmächtiger Himmel – das ist der Higenos des Klosters, der greise Michael!«

»Und zugleich Michal, der Bär der Herzegowina,« – sagte Aga Jussuf, der mit demüthigem Gruß herangetreten war. »Das andere Haupt gehört einem gleich schlimmen Feinde des Islam – es ist der Kopf des Uskoken, den sie Iwo den Blutigen nannten! – Sie sind bestimmt nach Beliee gebracht zu werden.«

Der Oberst des Nizam stieß eine Art von Freudenruf aus. »Allah sei Dank – haben Sie gehört, Messieurs? – und wer sendet Seiner Hoheit so kostbare Geschenke?«

»Unser Gebieter – der Pascha Wusseïn!«

Der Mir-Alai wandte sich zu seinem älteren Begleiter. »Beim Bart des Propheten – auf meine Ehre, gerechter und weiser Kadi, ich hätte fast Lust nach solchen Gegenbeweisen der Treue, dem Pascha Wusseïn Zeit zu lassen, sich bei Seiner Hoheit zu rechtfertigen. Was denkst Du Freund?«

Der alte Türke strich sich den Bart. »Thu, wie Du verantworten kannst, – die Gerechtigkeit des Großherrn ist ein schlimmes Ding, und Stambul ist weit. Ich denke, das Paschalik von Egri-Palanka ist meinem jungen Freunde versprochen.«

»Allah möge mein Gedächtniß schärfen, ich hätte es beinahe vergessen. Thue Deine Pflicht, Kadi – diese Hunde mögen zunächst ihre Todten begraben. Aber was haben Wir da? »*Parbleu, Monsieur le Commandant*, Sie stehen ja vor dem Graubart so selbstvergessen, als schauten Sie die Houris des Propheten, statt den Kopf eines Verbrechers! Ich habe mir sagen lassen, daß *Messieurs les Russes* in Polen auch wenig Umstände machen mit den gefangenen Rebellen! – Aber bei allen Schönheiten der *grand opéra* – ich will Schinken essen wie ein Jude und Champagner trinken wie ein Großmufti – wenn das nicht das schöne Rajahmädchen ist, dem ich noch gestern den Teppich in meinem Haremlik anbot und das sich zierte wie eine Engländerin!«

Der Russe war vom Pferde gestiegen, auch er hatte die Unglückliche erkannt, die am Fuß der Lanze kniete, welche den abgeschnittenen Kopf Iwo's trug, die Sängerin der Piesmen von den Thaten des Helden Wusseïn aus der Kula der Grahowen.

Das Haar des Mädchens hing wirr von ihrem Haupt, ihr Antlitz war todtensbleich, nur die Augen stierten mit dem Ausdruck des Wahnwitzes dunkel aus den tiefen Höhlen.

Er sprach freundlich zu ihr, die Hand auf ihre Schultern legend. »Helene, armes Wesen, wo haben Sie Mutter und Bruder? Kann ich Ihnen beistehn?«

Mit wildem Ausdruck stieß sie die Hand von sich. »Rühre mich nicht an, – ich bin eine Unreine, Geschändete! – Kennst Du den Sang nicht von den vierzehn Jungfrauen, welche die Türken nahmen?«

»Was ist's mit ihr?« frug der Mir-Alai den Aga der Bozüks, der ihm mit dem Instinkt des Verräthers gefolgt war.

»Nichts Besonderes, hoher Herr – der Pascha Wusseïn hatte seinen Tapferm die Weiber und Dirnen der Rajahs zur Beute gegeben. Die Schelme von Albanesen« – er selbst war ein Schipetare! – »haben sonst schlimme Gelüste, wenn sie keine Weiber finden! – Sie scheint wirr geworden darüber, aber der Verstand wird ihr wiederkehren! Jawasch – was ist ein Weib!«

Der Mir-Alai drehte sein Pferd auf den Hinterfüßen und sprengte zu der Colonne. »Wo ist der Bote des Großherrn? – Hast Du den Ferman? Eile Dich! Wo ist der Pascha Wusseïn?«

Die vier Männer, welche hinter den Soldaten des Nizam hergeritten waren, traten in die offene Thür des Gotteshauses – ein fünfter hatte sich ihnen beigesellt: der Mohr Abdallah, das Auge des Boten hatte ihn gleich als ebenbürtig herausgefunden und ihn zu sich gewinkt. Als sie eingetreten waren, blieb der Aga Jussuf, der ihnen gefolgt war, vor der Thür stehen.

Der Tatar des Divan trat zu dem Mann, der noch immer in stumpfen Sinnen auf den Stufen des Altars saß.

»Im Namen Gottes und des Kalifen – bist Du der Pascha Wusseïn?«

Der bosnische Held fuhr empor: »Was ist's, was giebt's?«

»Einen Ferman des Großherrn für Dich, o Pascha! ich hoffe, Du wirst des Boten nicht vergessen.«

Er hob das Papier demüthig an seine Stirn, ehe er es dem Empfänger überreichte und streckte die andere Hand aus nach dem Backschisch.<sup>1</sup>

Der Pascha griff in die Tasche seiner Beinkleider, zog eine Börse heraus und reichte sie ihm. »Geh! – Abdallah – was wollen diese Männer?«

Der Bote des Padischah hatte die Börse eingesteckt, auf welche seine Begleiter einen neidischen begehrliehen Blick geworfen, und hatte die Kirche verlassen. Als er über die Schwelle trat, zog er die Pforte hinter sich zu und blieb vor ihr stehen. Er winkte dem Jussuf Aga und beide zogen ihre Säbel und lehnten gegen die geschlossene Thür. –

nid

Einer der weißen Männer, eine hohe aber unförmlich breite und aufgeschwollene Gestalt mit verschwommenen Zügen hatte ein Päckchen aus der Tasche gezogen und schlug das seidene Tuch auseinander. »Wenn es Deiner Hoheit jetzt beliebt, oder wünschst Du, daß wir noch warten?« sagte er mit widriger kinderartiger Fistelstimme, indem er den Gegenstand, den er aus dem Päckchen genommen, dem großen Kapitano der freien Begs entgegenhielt: eine dicke grüne seidene Schnur.

Der Pascha machte eine wilde Bewegung: »Wer bist Du, Mensch?« – aber schon hatten der fremde Mohr und Abdallah, sein Scharfrichter, die Handgelenke des Paschas gefaßt.

»Ich bin *Muhrad*, der Tschannador Agassi<sup>2</sup> der weißen Boten des Padischah, des Schatten Gottes, der Zuflucht der Welt, o Pascha, wenn es Dir gefällt!«

Der Held von Bosnien taumelte entsetzt nieder auf die Stufen der entweihten Kirche.

Zu die wieder geöffnete Pforte des christlichen Gotteshauses trat der Kadi von Konjtza und hielt den Ferman des Großherrn in die Höhe. »Höret ihr Gläubigen! Das Auge des Padischah schläft nimmer und seine Gerechtigkeit ist wie die Allahs. Der Pascha Wusseïn war ein Verräther, der das Land des Großherrn an seine Feinde, die Begs und die rebellischen Rajahs verkaufen wollte. Er ist den Tod des Verräthers gestorben. Allah ist groß und Mahomed ist sein Prophet!«

<sup>1</sup>Trinkgeld.

<sup>2</sup>Das zweite Oberhaupt der weißen Verschnittenen; Zillah (Schatten Gottes), Alem Penab (Zuflucht der Welt): Titel des Sultans.

IM LOUVRE-HÔTEL.

Zur Zeit unserer Darstellung existirte das Grand-Hôtel noch nicht – die meisten Fremden von Distinction wählten neuerdings ihr Logis in dem großen Hôtel des Place Royal, schon um das von einer Actien-Gesellschaft erbaute, von Herrn Dremel, dem früheren Besitzer des bekannten Hôtels Victoria in Dresden, geleitete Riesen-Hôtel zu besichtigen, obschon es an eleganten Hôtels ersten Ranges in Paris nicht fehlt. Hat doch in neuester Zeit grade der Hôtelbau und Comfort einen so rapiden Aufschwung genommen – wir erinnern nur an die großen Hôtels in New-York, an die Prachtbauten des Mühling'schen Hôtel de Rome und des Grand-Hôtel der Actien-Gesellschaft in Berlin, – daß förmlich Muth dazu gehört, an die alten gemüthlichen Gasthöfe vor dreißig und vierzig Jahren zurückzudenken. –

An den großen Steinpfeilern des breiten Hôtelportals lehnten zwei Männer von sehr verschiedenem Aeußeren, das doch eigenthümlich genug war, um die Aufmerksamkeit der zahllosen, vorüberpassirenden Flaneurs zu erwecken; denn die Pariser sind sehr neugierig und benutzen gern jede Gelegenheit, Maulaffen feil zu haben, obschon es an den verschiedensten und auffallendsten Trachten im Straßenverkehr wahrlich nicht fehlt.

Der eine dieser beiden Männer, die augenscheinlich zu dem Dienstpersonal der im Hôtel logirenden Fremden gehörten, war eine gewaltige Figur mit starkem Kopf und Barthaar, auf dem ersteren die rothe Basquina der Bewohner der Pyrenäen tragend – der andere *Suky*, der Laskare, der Steward des früheren Kapitain Hansen, des entlassenen Matrosen des ›Lyimpfjord‹.

Die Beiden mußten schon seit mehreren Tagen recht wohl mit einander bekannt geworden sein, denn sie machten in einem oft höchst possirlichen Kauderwälsch ihre Bemerkungen über die Vorübergehenden oder die Scenen auf dem Vorplatz.

»Ist großer Schad',« sagte der Laskare zu seinem neuen Bekannten, »daß Munschö Mikel nur gefahren ist mit kleine Boot auf die große See; – wenn kommt Sahib Kapitain, würde Malakka-Mann empfohlen haben, Munschö Mikel zu heuern als Matros, wenn wir wieder gehn zusammen zu Schiff, der Sahib Kapitain und Sucky.«

»Sie vergessen,« sagte der große Baske in einem Gemisch von Englisch, Französisch und Spanisch, das der kleine Laskare am Besten verstand, »daß ich bereits in Diensten von Señora Santarez stehe.«

Der Broncefarbige zuckte verächtlich die Achseln, als könne er nicht begreifen, wie man in den Diensten einer Frau stehen könne, wenn man stark und groß genug sei, um den Ehrenposten eines Matrosen am Mast einzunehmen, und machte dem entsprechend eine Bemerkung.

»Aber Señor Sucky,« meinte der ehemalige Schmuggler und Lastträger, denn es war in der That Miguel, der bescheidene Anbeter von Margarethe Babeule, der Genosse der Schleichhändler in Biarritz, der hier am Portal des Hôtels auf Posten stand, wie er so oft für die Contrabandista an der Felsenküste des Golfs von Biscaya oder vor dem Hause Margarittas Schildwache gestanden hatte, um vielleicht ihren Schatten am Fenster zu erlauschen – »Aber Señor Sucky sind ja selbst im Dienst einer schönen Señora?«

»Das seind ganz was Anderes Munschör Mikel, das seind eine Lady und Sucky seind Missus blos geborgt, bis Kapitain Hansen seind zurückgekommen von seine große Reise über die Meer.«

»Sie sagten mir einmal, daß der Señor Kapitano, der Bruder Ihres künftigen Herrn, auch nach Westindien gegangen sei, woher der alte Kapitain Lautrec gekommen ist, und wohin ich mit Señora Dona Santarez nächstens mich begeben werde, wenn ihre Geschäfte hier abgemacht sind.«

»Oh, Massa Lautrec,« sagte der Laskare vergnügt – »bei Good, Massa Lautrec seiend ein verteufelt genteeler Kapitain, er haben dem armen Sucky schon zwei Mal eine Dollar geschenkt und haben eine verteufelt lustige Missus mit Augen, wie ein Paar Kohlen so funkelnden. Und die kleine Deuvel, ihre Sclavin, seind ein nettes Nigger und fast so hübsch, wie die kleine Person von Ihre Herrschaft – wie heißt Sie doch?«

»Sie meinen Louison?«

Der Laskare, obschon eine Art Polyglottist, machte einige mißrathene Versuche, den Namen mit französischem Accent nachzusprechen. »Seind sich das doch ein besonderer Zufall, daß der Sahib Kapitain, der Herr von Sucky, gekommen sein mit Master Lautrec und seine schöne Missis zusammen in eine Schiff nach Hâvre und seind nur schade, daß er ist gegangen nach London, ohne zu wissen, daß seind Suky und Missus bereits wieder abgereist von London nach Paris. O je!«

»*Par Dioux* – dann hat der Herr Kapitain Zeit genug gehabt, herüber zu kommen, da er doch wohl der Hochzeit seines Bruders mit der schönen dänischen Dame beiwohnen wird?«

Der treue Laskare schien der Sache nicht so ganz sicher zu sein. »Bei Mahomed! es können sein! Aber Munschör haben vorhin genannt Massa Hansen, den Rath von die Legation, meinen Herrn. Da sein Munschör sehr im Irrthum, Massa Hansen, der Kapitain sein der Herr von Sucky, aber niemals Massa Hansen der Rath!«

»So wollen Sie die schöne Dame verlassen? – *Par Deos* – was zum Teufel will das schwarze Weibsbild, das so eben wieder vorüber gegangen ist – es ist das vierte Mal und ich glaube wahrhaftig, Señor Sucky, sie ist in Sie verliebt, weil sie immer so nach Ihnen herüber sieht.«

»Ich haben nicht aufgepaßen auf sie. Beim Propheten, es gehen in diese verteufelten Stadt so viele Weiber auf die Straßen umher und seind so frech, daß man gar nicht kann achten auf die Eine oder die Andere. Ist sie gewesen so hübsch, wie die kleine Lu – Lui . . . «

»Louison!«

»Richtig, die kleine Loulou, oder diese kleine schwarze Teufel von Missis Lautrec?«

»Das Weib ist so tief verschleiert, daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Also wenn Sie nicht mit Ihrer Dame reisen wollen, so werden Sie wieder zu Schiffe gehn?«

»Der Laskare beugte sich vertraulich vornüber. »Sein sich gekommen Brief heute Morgen, als die Herrschaft schon seiend fortgefahren zu Kaiser von Frankreich – ist sich Brief von mein Sahib Kapitain, kann Sucky nicht selber schreiben, ist sich zu dumm hier! aber kennt die Handschrift von Kapitain Hansen so gut, wie sein eigen Gesicht – – sein sich drum so vergnügt, als machten Kapitain Hansen selber Hochzeit – was wollen Munschör von Malacca-Mann?«

Die Frage war an einen Kommissionair gerichtet, der ihn auf die Schulter geklopft hatte, einen schlaun und gewandt aussehenden Burschen mit kurzem, rothem Haar und Bart.

»Bist Du der Steward des früheren Kapitain Claus Hansen, mein brauner Bursche?« frug der Mann in gutem Englisch.

»Gewiß seind Sucky der Steward von Sahib Kapitän,« sagte eifrig der Laskare, ohne in dem vertraulichen Ton des Fremden etwas zu finden. »Was wollen Munschör von die Steward?«

»Du sollst mit mir kommen, bloß bis in die nächste Gallerie vom Palais Royal – es wünscht Dich Jemand zu sprechen, um Dir Nachricht zu bringen von Kapitain Hansen von der ›Clary‹.«

Der Laskare that einen Freudensprung. – »Lassen Sie gehn keschwind – Munschör,« – er wollte eben dem Basken sein Glück verkünden und ihn bitten, ihn bei ›Missus‹ zu entschuldigen, wenn diese etwa unterdeß zurückkehren sollten, als er bemerkte, daß Freund Miguel oder Mikel, wie er ihn nannte, einer Dame, seiner Gebieterin, entgegen ging, die in Begleitung eines Herrn auf dem Trottoir daher kam.

Der Commissionair führte den bereitwilligen Malayen, den er wie einen Affen zu betrachten und zu behandeln schien, nach dem Eingang der Kolonnaden.

Die Dame, die von Tuileries her kam, war in der That die frühere Bewohnerin des Hauses der Contrabandista in Biarritz: die unglückliche Margaritta Labeule – die verlassene, ihres Kindes beraubte Geliebte des Schmuggler *el Tuerto*, des Mörders ihres Vaters, des früheren Douaniers, und der neben ihr ging, sich noch schwer auf einen Stock stützend, der Offizier der Zollwächter von Biarritz, Lieutenant Dalbond.

Die unglückliche junge Frau – sie hatte, seit sie Biarritz verlassen, den Namen ihrer Mutter und ihres in der Havannah verstorbenen Oheims<sup>1</sup> angenommen, war seit dem schrecklichen Schlage, der sie getroffen, schwer verändert, ohne daß durch die gleichsame Vergeistigung ihres Gesichts ihre Schönheit eigentlich Einbuße erlitten hatte. Es fehlte ihr nur jener leidenschaftliche Reiz vollen glühenden Lebens, der sie früher ausgezeichnet und so verlockend und begehrt gemacht hatte; ihre schöne graciöse Figur war hagerer geworden und das fast üppige Oval ihrer Wangen, die lebensfrische Farbe ihres Gesichts hatte einer dunklen fast durchsichtigen Blässe Platz gemacht.

»Also auch Sie keine Spur, mein Freund?« frug die junge Frau.

»Keine Spur, Madame! Man kannte auf der englischen Gesandtschaft zwar den Namen eines Lord oder Grafen von Lerida, aber der Eine behauptete, er habe eine Reise nach Rußland oder gar nach dem Nordpol gemacht, die Anderen, man habe seit dem Krimkriege Nichts von ihm gehört – er müsse sich in Italien oder sonst wo umhertreiben – hier in Paris sei er überhaupt nie gewesen.«

Die junge Frau biß die Zähne zusammen. »Aber die Worte lauten: *Au révoir à Paris!*« murmelte sie. »Doch kommen Sie, Freund – folgen Sie mir in meine Zimmer – ich habe wenigstens einige Nachrichten.«

Miguel war ihnen entgegengekommen.

»Briefe angekommen?«

»Nein, Madame – jener Mann nur war hier, den Sie zuweilen empfangen.«

»Wo ist er?«

»Er wird diesen Nachmittag wiederkommen.«

»Ist Louison oben?«

»Sie plaudert mit dem Mädchen der dänischen Dame und der kleinen Negerin.«

»Sobald Herr Rodelle kommt, führe ihn sogleich ein, guter Miguel!« Der Lieutenant reichte dem ehemaligen Schmuggler, obschon er hier nur die Stellung eines Dieners einzunehmen schien, freundlich die Hand. Gemeinsame Neigung und gemeinsamer Haß gleichen die Unterschiede im Leben aus. Dann folgte er der Dame, die mit größtem Respekt von dem Personal des Hôtels behandelt wurde, zu ihren Zimmern im zweiten Stock.

---

<sup>1</sup>Biarritz. I. Abtheilung. II. Band: Seite 470.

Es war nicht mehr die arme Margaritta Labeule, die ihn empfing – es war die reiche Erbin in ihren Appartements des fürstlich ausgestatteten großen Hôtels.

Auch das Wesen, das Benehmen der jungen Frau hatte sich geändert: die naive hingebende Leidenschaftlichkeit, das natürliche ungenirte Wesen hatte einer zurückhaltenden ernsten Hallung Platz gemacht, es war etwas Vornehmes in Sprache und Geberden, wer sie früher gekannt, mußte einsehen, daß die Leiden ihr eine Schule gewesen zur Aneignung einer Bildung und Tournüre, die sie passender zu der Stellung machten, auf die sie jetzt Anspruch erheben konnte. Der ehemalige Contrebandeur oder ihre kleine Dienerin Louison hätten davon erzählen können, welchen Fleiß, welchen Eifer sie seit den drei Monaten, daß sie in Paris war, darauf verwandt hatte, sich die ihr fehlende Bildung anzueignen. Es konnte nicht verkannt werden, daß sie in der kurzen Zeit von sieben oder acht Monaten eine Dame geworden war.

Und dennoch hatte es nur eines Blickes des Lieutenants in diese dunklen, eine ganze Tragödie erzählenden Augen bedurft, um zu wissen, daß weder Haß noch Liebe aus diesem Herzen geschwunden waren, und daß es einer dämonischen Aufgabe mit der gleichen Kraft schlug, wie an jenem Abend, als sie erfahren, daß sie verrathen war.

Ein Wink entfernte das junge Mädchen, nachdem es Hut und Shawl abgenommen, aus dem Boudoir.

»Hören Sie zuerst, mein Freund,« sagte sie, nachdem sie auf einer Causeuse sich niedergelassen und ihm einen Sessel angedeutet hatte, – »was mir gelungen auf der spanischen Gesandtschaft und durch einen jener geschickten Agenten der Polizei, den ich in Dienst genommen, bis jetzt zu erfahren.«

»All' meine Mühe . . . «

»Ich weiß, daß Sie es gewiß daran nicht haben fehlen lassen, aber erinnern Sie sich, mein Freund, daß Sie den ganzen Winter auf Ihrem Schmerzenslager zugebracht haben.«

»Um als ein halber Krüppel es zu verlassen – hätten Sie, Madame, nicht mit so freundlicher Sorgfalt sich meiner angenommen, ich hätte es wahrscheinlich gar nicht mehr verlassen – was ohnehin doch für mich das Beste gewesen wäre.«

»Still, mein Freund, und verlieren Sie den Muth nicht! Sie sind jung und kräftig und werden bald vollständig genesen, um sich mit aller Kraft unserem gemeinsamen Werke zu weihen: – Rache und Vergeltung an jenem Bösewicht zu üben!«

»Und – dann – wenn es mir gelungen, Ihren Knaben aufzufinden, – jenen Mann zur Reichenschaft zu ziehen – werde ich dann hoffen dürfen . . . «

Sie wandte sich von ihm. »Es wäre schlecht von mir, mein Freund, auch nur mit einem Wort, einer Miene diese Täuschung zu ermuthigen. Nein, Dalbond – Margaritta Labeule hat nur ein Mal geliebt und ihr Herz schlägt nur noch für den einen großen Zweck ihres Lebens. Sie wird Ihre Freundin sein, so lange dieses dauert, – aber niemals mehr!«

Sie reichte ihm die Hand, auf die er sich schmerzlich niederbeugte.

»Wiederholen Sie mir also, mein Freund, was Sie in den Savoyer Bergen erreicht?«

»Sie erinnern sich, daß Sie nach meiner Genesung mich dahin sandten, um die Spuren, die sich Ihnen an meine Erzählung von dem Kapitain Roccabruna knüpften, zu verfolgen. So sehr ich jenen Mann auch zu hassen Ursache habe, ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und daher die Beschuldigung zurücknehmen, daß er den Tod jenes jungen Mädchens veranlaßt habe, dem ich meine erste Neigung gewidmet hatte. Man hat sie für todt, für eine Selbstmörderin gehalten aus Verzweiflung darüber, daß ihr anscheinender Geliebter sie

schmählich verlassen, weil sie bald darauf verschwand; aber man hatte sich getäuscht, sie lebt – und zwar in einer vornehmen, ja hohen Stellung in Turin. Ihr Verhältniß zu jenem schönen Chamäleon scheint also ein anderes gewesen zu sein, wenigstens eine Untreue nicht ihr Herz gebrochen zu haben.«

Ein tiefes Aufathmen der jungen Frau, wie als befreie ihre Brust sich von einem lastenden Gewicht, machte ihm selbst Schmerz.

»Doch ist es mir gelungen, zu ermitteln, daß allerdings ein Kapitain von Roccabruna existirt, wenigstens findet sich eine Besizung dieses Namens am Strande der ligurischen Küste, deren Besitzer im Auslande leben soll, und nur selten, oft in Jahren nicht, dorthin kommt. Die Villa ist Jedermann verschlossen, nur vom Gärtner und seiner Frau bewohnt. Doch will man in den ersten Monaten dieses Jahres, – also nach jenen Ereignissen in Biarritz ein Schiff, das, nach der Beschreibung der an der Küste wohnenden Fischer, der ›Victory‹ geglichen hat, in dem kleinen Hafen von Roccabruna haben ankern, und den Herrn der Villa ihr einen kurzen Besuch abstatten sehen. Wohin das Schiff sich dann gewandt, wußten die Leute nicht – der Gärtner und sein Weib wiesen jede Frage schroff ab. Das ist Alles, was ich ermitteln konnte und mit dem, was ich auf der hiesigen englischen Gesandtschaft über einen Grafen von Lerida oder einen Kapitain Waterford hörte, das einzige Resultat.«

»Was meine Nachforschungen anbetrifft,« sagte die junge Frau, »so weiß ich so viel, daß ein Graf Juan von Lerida sich zu Anfang dieses Jahres in Madrid aufgehalten hat, daß *el Tuerto* der Schmuggler in den Verkehrsstätten der Contrabandista wohl bekannt ist, und daß ein Graf von Lerida wegen politischer Conspirationen aus Spanien verbannt worden ist und dasselbe verlassen hat, man weiß nicht wohin.«

»Das würde mit dem Besuch in Roccabruna in der Zeit ungefähr stimmen. Aber wo diesen Proteus, diesen rastlosen, offenbar von reichen Mitteln unterstützten Abenteurer, suchen?«

»Ich weiß nicht, wo wir ihn suchen sollen, aber ich weiß, wo wir ihn *finden* werden. Wenn wir nur eine Verbindung mit der vornehmen Gesellschaft dieses leichtfertigen Hofes anknüpfen könnten, – vielleicht ließe sich damit eine Spur entdecken – ein Name wenigstens ermitteln: Cl. v. R.! den ich hasse, den ich verabscheue! – Denn wie Sie mir selbst gesagt, bewegte sich jener Mann am Hofe von Biarritz.«

Der Lieutenant der Douaniers zuckte die Achseln. »Sie wissen, daß an diesen hohen Gränzen mein guter Wille erlahmt.«

»Und dennoch dürfen wir nicht ermüden und ich fühle die Ueberzeugung, daß wir unser Ziel erreichen werden. Vorerst wissen Sie, daß ich mich nach der Havannah begeben will, wo meine persönliche Anwesenheit zur Abwicklung der Erbschaft, auf die ich gleichsam erst in Vorschuß lebe, nothwendig ist. Ich habe einen Sohn, für dessen Zukunft seine Mutter, so schmerzlich sie ihn auch jetzt vermißt, sorgen muß.«

Sie trocknete die Thränen aus ihren Augen.

»Haben Sie sich meinen Vorschlag überlegt? Wollen Sie hier zurückbleiben, um unsere Nachforschungen fortzusetzen, wollen Sie mich begleiten? In jedem Fall müssen Sie Ihren Abschied aus diesem drückenden, Ihrer unwürdigen Dienst nehmen. Ich bin reich . . . «

Der junge Mann hatte sich erhoben. »Sprechen Sie das Wort nicht aus, Margaritta – Sie haben mich wenigstens Ihrer Freundschaft gewürdigt, und werden mich durch ein solches Anerbieten nicht beleidigen wollen. Noch dauert der Urlaub fort, den man mir zur Heilung meiner im Dienst erhaltenen Wunden bewilligt hat, und meine kleinen Ersparnisse haben zu

den Ausgaben gereicht, die ich bei meinen Nachforschungen machen mußte. Henry Dalbond darf seine Rache an dem Zerstörer seines Lebensglücks sich nicht von der Frau bezahlen lassen, die er liebt. – Leben Sie wohl einstweilen, – morgen werde ich wieder nachfragen, ob Sie mir einen Befehl zu geben haben!«

Er küßte ihre Hand und ging; sie sah ihm traurig nach.

---

Der Commissionair hatte den vertrauenden, in der Hoffnung, seinen Herrn wiederzusehen, glücklichen Matrosen in die Gallerieen des Palais Royal geführt. Zum Erstaunen des Laskaren trat ihnen hier eine tief in Schwarz gekleidete und dicht verschleierte Frau entgegen, die dem Commissionair ein Geldstück reichte und ihm dann winkte, sie zu verlassen.

»Laß uns hier in diesen Gang treten,« sagte sie zu dem verblüfften Matrosen, ihn mit sich fortziehend. »Kennst Du mich?«

»Der Malaye ward bei dieser Stimme unruhig – er starrte sie furchtsam an – sie schlug den Schleier zurück.

»Bei der schwarzen Schlange – Missus Adda!«

»Ich bin's – sprich, was weißt Du von dem Kapitän, Deinem Herrn?«

»Oh, Missus Adda – was wollen Sie ihm zu Leide thun? Haben Sie noch nicht Schlimmes genug gebracht über Sahib Kapitain, wie die schwarze Schlange, der böse Geist, der Nachts heimsucht die unschuldigen Menschen!«

»Thor! erinnerst Du Dich nicht, daß ich ihn mit meiner Seele gerettet vor schmachvollem Tode? Ahnest Du nicht, daß ich hier bin, um ihn vor noch schlimmerem Unheil zu bewahren, als der rasche, vernichtende Tod ist! – Sprich, weißt Du, wo Dein Herr ist?«

»Missus Adda – er leben, und ist nicht mehr auf dem Kriegsschiff bei die bösen Kapitain und Sie haben gethan ein Wunder für ihn, Missus Adda, denn der Brief hat gerettet sein Leben. *Well!* Es wohnen da drüben in dem großen Hause Personen, die gekommen sind aus Westindien, und als sie gehört haben den Namen von Sahib Hansen, dem Rath, haben sie erzählt an Missis Edda, was sie gesehen auf einer kleine Insel drüben in Amerika, und daß sie gekommen sind mit Kapitain Hansen zusammen auf einem Schiff und daß er sein gegangen nach London, um zu heuern ein Schiff, womit er kann gehn wieder in See!«

»So kommt er nicht hierher zu der Hochzeit seines Bruders?«

»Sucky noch nicht wissen, Missus Adda! Aber wenn Sie mir schwören wollen bei der großen Schlange – nein, beim großen Gott der Christen, zu dem Sie ja beten, wie Missis Edda und der Sahib Kapitain . . . «

Ein spöttisches Lächeln flog über das Gesicht der Lappin.

». . . Wenn Sie mir schwören, daß Sie nicht daran denken, zu thun Kapitain Hansen ein Leid, so will ich Ihnen sagen, daß heute Morgen gekommen sein ein Brief von Kapitain Hansen aus London oder Hâvre, aber Sucky wissen noch nicht den Inhalt, da Missis Edda nicht sein in die Hôtel.«

»Und willst Du, sobald Du den Inhalt erfährst, ihn mir mittheilen, Sucky?«

Der Malaye schaute sie mißtrauisch an; eben weil er jetzt wußte, daß sie in einer unbegreiflichen Weise das Leben eines geliebten Herrn gerettet hatte, bewahrte er den Glauben, daß sie eine jener bösen Zauberinnen sei, von deren Existenz er sich nach dem Aberglauben seines Volkes überzeugt hielt, und hatte eine gewisse Furcht vor ihr.

»Wenn Missis Edda es erlauben – gern!«

»Das eben ist es, was nicht geschehen soll. Du darfst auf keinen Fall Edda sagen, daß Du mich gesehen, gesprochen hast! Ich verbiete es Dir! – Willst Du Gold? – Du sollst dessen genug haben, aber Du sollst mir treu sein, Du sollst mir dienen.«

»Sucky kein Gold brauchen – Missis Edda geben Malakka-Mann bedürfen. Viel Gold sein sehr schlimmes Ding, blenden die Augen, machen Herz schlimm und Kopf wirr!«

Sie sah ihn starr an. »Hast Du auch schon die Erfahrung gemacht, armer Bursche! – So muß ich es anders versuchen. Höre mich an Sucky! Ich schwöre Dir bei Allem, was Dir und mir heilig und furchtbar ist – ich will Deinem Herrn nur Gutes thun, ihm einen Dienst erweisen – den nur ich ihm erweisen kann, und den er Dir danken wird, so lange er athmet. Aber ich kann es nur, wenn Du mir vertraust, und wenn Edda davon erfährt, ist es unmöglich. Höre mich an, Mann,« sagte sie flüsternd, und ihre Augen blitzten drohend auf ihn, daß dem armen Burschen, trotz des hellen Sonnenscheins und der Tausende von Menschen, die um sie her verkehrten, ganz unheimlich zumuthe wurde. »Du kennst meine Macht! Bei meinem Zorn! Ich will die schwarze Schlange Deiner Heimath, bei der Du zu schwören pflegst, senden, daß sie Dir das Hirn aus dem Kopfe saugt und ihre giftige Zunge in Deine Augen bohrt, wenn Du Dich weigerst, mir zu gehorchen. Wähle?«

»O, Missus!«

Er wäre fast auf die Knie vor ihr niedergefallen. »Was haben Sucky gethan, daß Sie ihn der schwarzen Schlange opfern wollen? – Was verlangen Missus, daß ich thun sollen?«

»Zunächst, von meiner Anwesenheit, von unserer Unterredung schweigen, und dann heute Abend um neun Uhr Dich hier, auf dieser Stelle wieder einfinden, um mir zu sagen, was in dem Briefe des Kapitäns steht und welches seine Adresse ist; denn ich habe ihm Wichtiges mitzutheilen. Geh jetzt, und gehorche, sonst wehe Dir!«

Der Laskare schlich zitternd davon – all' seine gute Laune, die er vorhin gegen seinen Kameraden, den großen Miguel gerühmt, war plötzlich verschwunden.

Er kam grade zur rechten Zeit zu dem Hôtel zurück, denn er hatte kaum seinen Posten an der Einfahrt wieder eingenommen, und hätte es in seiner tiefsinnigen Stimmung fast übersehen, als die Equipage, welche seine Herrin, ihren Vater und ihren Bräutigam von den Audienzen zurückführte, wieder in das Hôtel einfuhr.

Die Herren hatten nach ihrer Entlastung vom Kaiser im *Cour d'Honneur* gewartet, bis die Damen vom Empfang Ihrer Majestät zurückgekommen waren, und dann hatte der Gesandte seine Gemahlin in seiner eigenen Equipage mit fortgenommen.

»Ihre Majestät,« sagte die Gräfin Moltke, ehe die Herren sich verabschiedeten, »waren überaus gnädig, und haben mich beauftragt. Fräulein von Halsteen diesen Abend in ihren Cercle einzuführen. Es ist kleiner Empfang und Sie sehen das vornehme und in Kunst, Wissen und Politik berühmte Paris in diesen eben so interessanten als exklusiven Gesellschaften versammelt. Wenn Sie also noch Bedürfnisse für Ihre Toilette haben, meine Liebe, so versäumen Sie nicht, sogleich bei der Saint Valérie vorzufahren, deren Magazin ja wohl Ihr Trousseau zu besorgen die Ehre hat. Um 9 Uhr werde ich Sie abholen. Bis dahin – Adieu!«

Die Equipage entfernte sich, während der Legationsrath seine Braut in den Wagen hob.

»Also nach dem Boulevard des Capucines, Ecke der Rue Caumartin,« befahl der Legationsrath, der den Weg genau kannte, da er ihn öfter mit seiner schönen Verlobten hatte machen müssen, und das Magazin der Madame Saint Valérie ihr empfohlen hatte.

»Ich muß gestehen,« sagte Fräulein Halsteen, als der Wagen mit ihnen dahinrollte, – »ich verkehre eigentlich nicht gern mit der Dame dieses Magazins, obschon ich einräumen muß, daß sie einen vortrefflichen Geschmack besitzt und von der vornehmen und eleganten Welt sehr gesucht wird.«

»Es ist in der That eine förmliche Gunst, liebe Edda,« sagte der Legationsrath, »wenn Madame Saint Valérie es übernimmt, für die Ausstattung einer fremden Dame zu sorgen. Ich konnte Ihnen keinen besseren Rath geben – von allen Tonangebern der Mode im Jockey-Club wurde sie mir aufs Beste empfohlen. Vicomte von Bressolles hat sie durch seine Protection *en vogue* gebracht und Sie selbst liebe Edda sagten mir, daß Sie sehr zufrieden sind.«

Die junge Dame, die ihren Bräutigam bei der Erwähnung der Protektion eines sehr bekannten Lion des Jockey-Clubs etwas von der Seite angesehen, meinte: »Ich finde bloß etwas Unangenehmes in ihrer Persönlichkeit – etwas Dreistes.«

»Dafür ist sie Französin! Und, daß sie das Unglück hat zu hinken. –«

»Ich denke, Sie werden mich nicht für so kindlich halten. Doch verlassen wir lieber dies Thema . . . Da, sind wir ohnehin an Ort und Stelle.«

»Nun – ich brauche hoffentlich nicht mit auszusteigen« frug der Conferenzzrath.

»Bewahre Papa, Du müßtest denn die Rechnung bezahlen wollen!«

»Ich denke, damit hat es noch Zeit, bis Alles in Ordnung ist. – Ich habe also unterdeß Gelegenheit, eine Cigarre zu rauchen oder mich auf dem Boulevard zu ergehen! – Es ist merkwürdig lieber Hansen, daß Ihr Bruder noch nicht geschrieben und auf den Vorschlag, den Sie ihm gemacht, geantwortet hat?«

Die junge Dame wandte sich ab, der Legationsrath zuckte die Achseln. »Sie haben ihn ja kennen lernen, er ist ein Eisenkopf – er hat es trotz des guten Ausgangs der ganzen Angelegenheit doch mir seinem Bruder wahrscheinlich mißdeutet, daß ich nicht mehr für ihn eingetreten bin. Aber mein Gott, ich wußte ja nicht – und war entfernt . . . «

Der Conferenzzrath nickte. »Ganz recht, Herr Sohn – je weniger Sie mit dem unverbeserlichen Menschen zu thun haben, desto besser für uns Alle. Ich möchte nur in aller Welt wissen, wenn das, was Kapitain Lautrec erzählt, auch nur zur Hälfte begründet ist, welche Bewandniß es mit jenem Briefe hatte – der Kapitain muß da doch wohl flunkern – dafür ist er Franzose.«

Fräulein Edda war ausgestiegen und trat am Arm ihres Bräutigams in das Magazin, in-deß der Conferenzzrath, wie er angedeutet, sich eine Cigarre ansteckte und auf den nahen Boulevard trat.

Das Magazin der Madame Saint Valérie war damals, wie der Legationsrath Hansen ganz richtig gesagt hatte, sehr in Mode und der pikante Geschmack der Besitzerin hielt es vielleicht länger in Distinction, als es vielleicht sonst bei der sehr veränderlichen Laune der pariser Welt der Fall gewesen wäre. Wer Paris kennt, weiß, wie leicht hier auch die Mode nicht allein im Geschmack, in den Gegenständen, selbst, sondern auch in der Bevorzugung von diesem oder jenem Magazin wechselt, und daß es keineswegs eines berechtigten Grundes, sondern oft nur eines Zufalls, einer Empfehlung oder einer Betise in den höchsten Kreisen bedarf, um ein Magazin fashionable oder mißcreditirt zu machen. Daß daher die modernen Lieferauten des Luxus wie Pilze in die Höhe schießen, und ebenso durch Bankerott oder eine andere Fatalität wieder verschwinden, ist an der Tagesordnung. Was thut es, wie diese oder jene Modistin, dieser oder jener Kleiderkünstler zu ihrem Ruf gekommen, ob Diese oder Jene vielleicht die

Maitresse eines großen Herrn gewesen oder noch ist, – der sich oder sie zur Ruhe setzen will und sie deshalb etablirt, statt sie wieder in's *Corps* der *grand opéra* oder in's Quartier Breda zu schicken – was thut es, ob Dieser oder Jener vielleicht sein Etablirungs – Kapital durch ein besonderes Kuppeltalent oder irgend ein Darlehn zur rechten Zeit verdient hat – man hört allenfalls die *chronique scandaleuse* – aber das bringt in der großen Welt vielleicht eher in Mode, als daß es schadet.

Auch von Madame Saint Valérie erzählte man von einer pikanten Carrière, aber Thatsache war nur, daß der halbe Jockey-Club und der kleine Cercle des *café anglais* sich das Wort gegeben zu haben schien, das Magazin in Schutz zu nehmen und allen Kreisen zu empfehlen.

Bei einer solchen Protection war es leicht in Mode zu kommen! –

»Madame,« sagte die große Modistin beim Schluß der Verhandlungen über die Toilette des Abends, »werden zufrieden sein – ich werde meine erste Ankleiderin zu rechter Zeit mit den Cartons in Ihr Hôtel senden und Sie werden aussehen wie ein Engel. *Madame la Princesse Metternich* sollen nicht mehr Furore machen als Sie!«

»Ich bitte Sie von dieser Idee abzustehen, Madame,« sagte sehr ernst die junge Dame; »ich wünsche durchaus nicht auffallend zu erscheinen, vielmehr die größte Einfachheit, die sich mit einer solchen Gelegenheit verträgt.«

»Madame sind bei Ihrer Schönheit zu bescheiden,« perorirte die Modistin, »oder Sie wissen, daß unsere Cavaliere oft grade der einfachen Toilette den Vorzug geben, weil sie die Bewunderung nicht von den wahren Reizen abwendet. Madame sollen nach Ihren Wünschen bedient werden. Befehlen Sie, daß ich in den Cartons etwas von unserem exquisiten Rouge beilege? – Madame scheinen nicht ganz disponirt oder haben eine leichte Migraine?«

Edda Halsteen, die in der That in den letzten Wochen je näher der Tag ihrer Vermählung heranrückte, ein leidendes Aussehen, ein ernstes, fast finsternes Wesen gezeigt, das auch auf ihr Aeußeres seine Wirkung übte – lehnte mit einer Handbewegung ab: »Lassen Sie uns gehen, Johannes!«

Der Legationsrath war voll zärtlicher Aufmerksamkeit. »Trotz alle dem, theure Edda,« sagte er, »hat Madame Valérie nicht ganz Unrecht. Sie sind nicht mehr dieselbe ruhig glückliche Edda, die ich vor sechs Monaten verließ, ein anderer, ich möchte fast sagen, finsterner Geist ist über Sie gekommen, Sie scheinen oft in zerstreute oder melancholische Gedanken vertieft – Ihre sonst so jugendfrischen Wangen sind blaß – Ihr schönes Auge nachdenkend, die reizende Stirn oft von leichten Falten getrübt. Sie scheinen leidend, theuere Edda, – Sie scheinen Kummer zu haben oder fühlen Sie sich in der That nicht wohl?«

»Ich muß gestehen – ich fühle mich in der That etwas leidend, – doch irren Sie, mein Freund, über meine Stimmung. Bedenken Sie, welche große Veränderung in meinem Leben bevorsteht, und daß doch auch die letzte Zeit mir so manche Kümmerniß und Sorge gebracht hat.«

»Meine süße Edda – mein Bruder müßte ein vollständig verlorener, undankbarer Mensch ohne Herz sein, wenn er Ihnen für die Sorge, die Sie ihm gewidmet, die Thränen, die er diesen schönen Augen ausgepreßt hat, nicht ewig dankbar sein sollte!« Er küßte galant ihre Hand oder vielmehr den feinen Handschuh, der sie deckte.

Das Gespräch wurde durch den Conferenzzath unterbrochen, den sie, auf dem Boulevard entlang fahrend, erreicht hatten, und der jetzt am Wagenschlag noch die letzten Worte gehört hatte.

»Das sollte ich doch auch meinen,« sagte er einsteigend, »wenn der Mensch nur ein Bischen Takt und Gefühl hat, muß er Ihren Vorschlag annehmen liebster Hansen – in Dänemark ist doch keine Aussicht mehr für ihn, und er würde nur Ihre Carrière stören.«

Der Wagen rollte die Rue Richelieu entlang und hielt bald in der Einfahrt des Hôtels.

---

Als der Lascare den Wagenschlag öffnete und seiner schönen Gebieterin heraushalf, flüster- te er ihr zu: »Sucky sein sehr begierig zu hören, was Sahib Kapitain schreibt, sein sich Brief von die Kapitain oben.«

Diese Nachricht beflügelte die Schritte der jungen Dame und die Röthe, die seit langer Zeit wieder zum ersten Mal ihre Wangen übergöß, hätte Madame Saint Valérie am Besten überzeugen können, daß ihr *Rouge* hier überflüssig sei. –

Bald darauf saßen alle Drei in dem gemeinschaftlichen Salon zusammen – und der Legati- onsrath hielt den erwarteten Brief in der Hand.

»Er ist in der That von Klaus,« sagte er, ihn eröffnend, »aber nicht von London, wie wir erwarteten, sondern wieder von Hâvre. Wollen Sie ihn lesen, Edda . . . «

Er reichte ihr den Brief und eine Einlage, doch sie wies ihn zurück. »Er ist nicht an mich gerichtet, – lesen Sie ihn zuerst.«

»So lesen Sie ihn laut – wenn es keine Familien-Geheimnisse sind,« bestimmte der Confe- renzrath.

»O, er ist nur kurz – Klaus schreibt sehr lakonisch, die Feder ist ja auch wohl nicht die Sache seiner derben Hände. Hören Sie.«

Der Brief war in der That nur kurz – er lautete:

»Mein Bruder!

Deinen Brief habe ich in London erhalten – ich beantworte ihn von hier. Die Menschen dachten es böse mit mir zu machen – Gott hat es gut mit mir gemacht und einen seiner Engel mir zum Beistand gesandt. Das Wie begreife ich freilich nicht, doch – kann der schwache Menschenverstand überhaupt die Macht und die Thaten der Engel begreifen? Deiner freundlichen Einladung zu Deiner Vermählung mit Fräulein Halsteen – Gott segne sie für ihre Güte, indem er sie und Dich glücklich mache! – kann ich leider nicht Folge geben.«

»Es ist doch etwas Takt in dem Mann,« murmelte halblaut der Conferenzzrath.

– »Vielerlei hindert mich daran, unter Anderem die so eben hier übernomme- ne Pflicht, ein schönes Schiff, die ›Josephine‹ und bereits zur Abfahrt beladen, in Stelle seines plötzlich verstorbenen Eigenthümers und Kapitains nach der Havannah zu führen. Doch sei Du und Deine Braut überzeugt, daß das Herz und das Gebet eines einfachen Mannes bei Euch sein werden an dem wichtigen Tage.

Wiewohl verbannt aus der Heimath durch den Machtspruch eines Königs, kann ich doch Deinen Rath, ein Bürger Amerika's zu werden, nicht befolgen. Der Sohn der friesischen Halligen kennt nur eine Heimath, und das Meer soll die meine sein, bis ich mit Recht wieder setzen kann den Fuß auf die freie, deut- sche Erde Holsteins! Wohin ich nach Zurücklegung der gegenwärtigen Fahrt se- gle, weiß ich noch nicht, da das Schiff bei seiner Rückkehr aus der Havannah

von der Wittve seines Eigenthümers verkauft werden soll. Doch werde ich von Zeit zu Zeit Euch Nachricht von mir geben.

Was Deinen Vorschlag betrifft, mir von der Erbschaft unseres Onkels einen Theil überweisen zu wollen, da nach den englischen Gesetzen, unter welche die Erbschaft fällt, wenn keine besondere Bestimmung des Erblassers vorliegt, das Erbe dem Erstgeborenen gehört, – so verzichte ich auf Deine Güte. Ich würde das Geld unseres Onkels doch nur zum Schutz und für die Rechte seines und unseres Vaterlandes verwenden können. Gott aber hat mir für diesen heiligen Zweck auf fast wunderbare Weise bereits reichliche Mittel in die Hand gegeben, von denen bei dem Andenken unseres Vaters jeder Schilling dazu verwendet werden soll. Bis diese Zeit gekommen, und ich hoffe, sie ist näher, als wir denken, nährt den *freien deutschen* Mann die freie Arbeit auf freiem Meer!

Gott segne Dich und segne Edda.

Klaus.«

»Da haben Sie den Dank für Ihre überflüssige Großmuth!« sagte heftig der Conferenzzrath. »Aber was meint der Mensch mit ›reichlichen Mitteln‹, die ihm zur Unterstützung der Rebellion und des Hochverraths in die Hände gegeben sein sollen? – Was zum Henker kann das bedeuten?«

Der Legationsrath zuckte die Achseln. »Ich habe keine Ahnung davon. Hübsch ist es allerdings nicht von Klaus, so hochmüthig meinen brüderlichen, guten Willen zurückzuweisen! Er ist und bleibt ein Starrkopf!«

»Und ein gefährlicher Rebell!« sagte hart der Rath. »Aber was ist das da für eine Einlage.«

»Ein Brief an Kapitain Lautrec!«

Eine Art gurgelndes Schluchzen machte ihn aufmerksam. »He – Sucky – bist Du hier?« Erst jetzt bemerkten sie, daß der Laskare im Zimmer geblieben war und den Inhalt des Briefes mit angehört hatte.

»Oh Je! Oh Je! Sucky armer Mann,« schluchzte der Broncefarbige. »Sahib Kapitain armen Sucky ganz vergessen, der Kapitain liebt doch mehr als sein eignes Leben. Oh Je! Oh Je!«

»Nein Sucky,« sagte die junge Dame, die den Brief in die Hand genommen und ihn noch ein Mal still für sich gelesen hatte. – »Hier ist eine Nachschrift für Dich, hör zu!« und sie las:

»Wenn Fräulein Halsteen der Dienste meines treuen Sukys nicht mehr bedarf, so bitte ich sie, mir ihn zu senden und meinen Dank zu genehmigen für den Schutz, den sie ihm so lange gewährt hat!«

Der Laskare that einen Sprung vor Freuden und klatschte in die schwieligen Hände. »Oh Missus, nun wird Sucky bald Sahib Kapitain von guter Missus erzählen können! Ich wissen, Kapitain werden hören das gern!«

»Geh Sucky,« sagte die junge Dame eilig – »trage diesen Brief zu Kapitain Lautrec, seinem Freunde. – Wir sprechen später über Deine Reise!«

Der Laskare haschte nach ihrer Hand, sie zu küssen und fühlte den dankbaren Druck ihrer schlanken Finger. Dann machte er sich eilig auf den Weg; denn er that nichts lieber, als sich durch den wackeren Pflanzer-Kapitain von seinem Herrn erzählen zu lassen, so gering auch sein Verständniß des Französischen war.

Als sie allein waren, sagte Edda: »Haben Sie mir nicht gesagt Vater, daß nach deutschem und dänischem Recht alle Kinder gleich berechtigt an dem Erbe des Vaters sind?«

»Gewiß! Warum fragst Du?«

»Weil demnach Herr Klaus Hansen gleiches Recht an die Erbschaft hat, wie Johannes. Das Erbe selbst, wenn wir es vom Standpunkt des englischen Erbrechts betrachten, mußte zunächst dem Vater, als dem einzigen Bruder des Verstorbenen, dem Prediger Hansen zufallen. Von diesem erbten es die Söhne und zwar zu gleichen Theilen«

»Was verstehst Du von den Gesetzen, albernes Mädchen,« sagte ärgerlich der Conferenzzath. »Der Prediger Hansen ist wahrscheinlich vor dem Erblasser in Indien gestorben und sonach Dein Bräutigam hier der einzige und alleinige Erbe nach dem Urtheil der londoner Advokaten. Auch hast Du aus jenem saubern Briefe zur Genüge gesehen, daß Dein künftiger Herr Schwager – diese Verwandtschaft könnte mir wahrlich noch heute die Verbindung verleiden! – jeden Antheil an der Erbschaft zurückweist! Gott sei Dank, denn er würde sie, wie er mit lobenswerther Offenheit eingesteht, doch nur zum Unheilstiften verwendet haben.«

»Herr Klaus Hansen, Vater,« sagte das Mädchen mit ruhiger Entschlossenheit, – »wird seinen rechtmäßigen Antheil an dieser Erbschaft erhalten, und es muß sich ein Mittel finden lassen, ihm diesen zu sichern, oder er wird überhaupt nicht der Schwager von Edda Halsteen. Ich bin zu stolz, mich mit ungerechtem Gut zu beflecken!«

»Mädchen!« Der Conferenzzath schlug heftig auf den Tisch. »Reize mich nicht!«

Das junge Mädchen hatte sich stolz erhoben. »Sie kennen, Vater, meinen Charakter,« sagte sie fest und mit einem etwas verächtlichem Blick auf ihren Bräutigam, – »und Herr Hansen wird ihn zu würdigen wissen. Nehmen Sie danach Ihren Entschluß, indeß ich mich zurückziehe!«

Sie wollte nach ihrem Zimmer gehen, aber sie kam nicht dazu, denn nach einem Klopfen und dem mürrischen: *Entrez!* des Conferenzzaths, dem vielleicht die Unterbrechung ganz erwünscht kam, wurde die Thür geöffnet, und die beiden Mitbewohnerinnen des Hôtels, Madame *Santarez* und Fräulein Josephine *Lautrec* traten hastig ein.

»Ei was haben wir gehört meine allerliebste, liebe Edda, mein schönstes Bräutchen,« rief die kleine lebhaft Kreolin, die junge Dame liebkosend umfassend, »Sie gehen heute Abend zu Kaisers, oder vielmehr, damit eine so wilde Hummel wie ich, es mit dem nöthigen Respect sagt –« und sie machte einen gezierten Knix nach den Pas der *Quadrille à la cour!* – »zu Ihrer Majestät der Kaiserin der Franzosen in die Tuilerien?«

»Es ist heute Abend der Cercle Ihrer Majestät« sagte Fräulein Halsteen, »Ihre Majestät waren so gnädig, bei der Vorstellung die Frau Gesandtin zu erinnern, und diese will so gütig sein, mich unter ihre Protektion zu nehmen, aber – ich habe noch keine schriftliche Einladung erhalten, die, wie ich gehört, üblich oder nöthig ist.«

»So – und was wäre denn das?« frug das muntere Mädchen, die Hand mit einem blauen Couvert hinter dem Rücken hervorbringend und dasselbe zierlich präsentirend. »Wir haben es auf dem Weg zu Ihnen aufgefangen, man wollte es eben aus dem Bureau heraufbringen – es ist eine Ehre für das ganze Hôtel, wie Monsieur Charles, der erste Garçon versichert! Ja, wer doch auch eine solche Ehre haben könnte – aber zu dergleichen kommt eine simple Kapitainstochter nicht, selbst wenn sie Braut ist! – Ja, wenn ich noch den hübschen Marquis von Sant Brie geheirathet hätte, der mir tausend Mal versichert hat, wie nett ich mich als Frau Marquise machen müßte, statt diesen dummen Vetter Gauthier, der auch nur ein lumpiger Kapitain ist, und sogar nicht einmal mehr bei der Garde, wenn er überhaupt noch auf der Welt ist, was ich gar nicht glaube, obschon Papa wie närrisch darauf besteht, ihn aufzusuchen,

und deshalb durchaus selbst nach Italien reisen will, noch dazu ohne mich mitzunehmen! Als ob Josephine Lautrec nicht hübsch und reich genug wäre, daß sich ein Freier selbst um sie bemühen muß. Nicht wahr schönes Bräutchen?« und sie faßte Fräulein Halsteen um die Taille und wirbelte sie umher, daß diese Mühe hatte, sich von dem lebhaften Mädchen los zu machen, dem sie große Vorliebe zeigte, seit es sich durch einen Zufall herausgestellt, daß sie den Kapitain Klaus Hansen kannte und mit ihm über den Ocean gekommen war.

»Denken Sie Edda,« plauderte die Kleine weiter, »daß mich Papa – ich bliebe sonst ganz gern in Paris und am Liebsten bei Ihnen, wenn Sie hier geblieben wären, – daß er mich in ein Kloster stecken will während seiner Abwesenheit, zu sehr frommen Nonnen, den *sœurs du sacré cœur*, wo es keine Bälle giebt, auf die ich mich doch so sehr gefreut, und man nicht einmal in's Theater gehen darf oder im Bois spazieren fahren! Ist das nicht abscheulich! Oh, Sie müssen es Papa ausreden – ich hatte es ja ganz vergessen, er läßt Ihnen schönstens danken für den Brief, den Sie ihm vom Kapitain Hansen geschickt haben. Der brave Mann – ich glaube, den hätte ich heirathen können, wenn nicht der Marquis . . . « sie schlug sich auf den Mund. »Ja so – wissen Sie Edda, Herzensfreundin, Sie könnten mir im Vertrauen einen großen Gefallen thun.«

»Von Herzen gern, wenn ich's vermag! – aber was schreibt denn Kapitain Hansen?«

Die Herren hatten längst das Feld geräumt, um die Damen in ihrer Unterhaltung nicht zu gemren.

»Oh erst das Wichtigere Eddachen,« schmeichelte die Creolin. »Wenn Sie diesen Abend zu Kaisers gehen – da sind ja doch alle vornehmen Herrschaften versammelt, oder sie kennen wenigstens alle einander, wie auf unseren Pflanzungen die Niggers einander kennen, und wohnten sie auf beiden Enden von Guadeloupe. Und da der Marquis von Saint Brie doch auch ein vornehmer Herr ist, und zwar ein sehr vornehmer Herr, wie ich mir habe sagen lassen, nur daß er all sein Geld verspielt hat oder Klöster davon gestiftet, so ist er vielleicht heute Abend da – und, – und . . . «

»Nun, und . . . und . . . « fragte lächelnd Fräulein Halsteen.

»Bah ich meinte nur, da könnten Sie ja vielleicht, wenn Sie mit ihm tanzen, und er tanzt gewiß mit Ihnen, denn er sucht sich immer die schönsten Tänzerinnen, nun, da könnten Sie ja vielleicht ihn – so bei Gelegenheit wissen lassen, daß Kapitain Lautrec von Guadeloupe sich zur Zeit grade in Paris befindet« –

. . . »Und seine schöne Tochter!« . . .

»Oh, das ist gar nicht nöthig, er wird schon von selbst fragen. Und – hören Sie, Edda, wenn er nicht da ist, so hören Sie doch vielleicht von ihm, und – nun –, und Sie fragen einmal, ob man ihn kennt, und wo er jetzt wohl sein mag!«

»Ich werde nicht verfehlen,« sagte Fräulein Halsteen, welche trotz der schweren Gedanken die ihr auf dem Herzen lagen, doch die naive Koketterie der kleinen Creolin belächeln mußte und einen andern Zweck mit dem Eingehen auf ihre Wünsche verband. »Aber nun Kind, lassen Sie mich auch hören, was Herr Klaus Hansen Ihrem Papa schreibt, denn in dem Briefe an seinen Bruder steht nur wenig von seiner Person.«

»Ah denken Sie, er will schon wieder zu Schiffe, als ein echter Seemann, wie Papa meint, der verzweifelt große Stücke auf Monsieur Hansen hält, ich meine natürlich den Kapitain, nicht Ihren Herrn Bräutigam, und sagt, er wäre der tüchtigste Seemann, der ihm seit langen Jahren vorgekommen, trotz seiner Jugend! Also er will schon wieder nach West-Indien, und

zwar von Håvre aus, auf einem Fregatt-Schooner, der dazu, was das komisch ist! gerade so heißt, wie ich *la bel* . . . nein, Unsinn, »*la Josephine*« heißt er und er macht eine Beschreibung von dem Schiff, grade als hätte er sich verliebt darein, pah, als ob man sich im Holz und Eisen verlieben könnte. Aber er meint, Besitzer eines solchen Schiffes zu sein, das würde ihn einst sehr glücklich machen und wäre eines der Ziele seines Lebens, und Papa meint, ein so tüchtiger Mann wie der Kapitain würde es gewiß noch dahin bringen, und dann könne er in der ganzen Welt nach seinem Behagen umhersegeln und offen seine geliebte Flagge zeigen, ohne sich einen Daus um diesen häßlichen König von Dänemark zu scheeren, der ihn verbannt hat –« sie schlug sich nochmals auf den hübschen Mund – »na ich glaube, da habe ich schon wieder eine Dummheit gesprochen, gewiß und wahrhaftig ich wollte Ihnen nicht weh thun, Edda; denn ein König oder ein Präsident sind doch immer Respektspersonen für ihre Landeskinder, und da Sie doch nun einmal eine Dänin sind – es ist nur gut, daß Ihr Papa es nicht gehört hat – wissen Sie – er sieht gar zu fein und diplomatisch aus mit seiner goldenen Brille und – und« und sie unterbrach sich mit krampfhaftem Kichern.

Fräulein Halsteen hatte die Creolin plaudern lassen, ohne sie auch nur mit einer Sylbe zu unterbrechen. Es war wie ein Blitz, wie eine plötzliche Helle über sie gekommen bei dem Plaudern des harmlosen Mädchens – ja das war ein Fingerzeig von oben – so – und nur so mußte es gehn! So konnten sich die trüben Differenzen lösen, die ihr das Herz bedrückten. Jetzt, als sie sich klar geworden über das, was sie zu thun habe, unterbrach sie die Kleine mit der Frage: »Wie lange fährt man von Håvre bis Paris, Sie wissen, wir sind über Ostende gekommen.«

»Sechs Stunden – oh er hätte sich schon abmüßigen können, der werthe Herr Kapitain, zu Ihrer Hochzeit zu kommen, wenn er nur gewollt hätte, und ich würde ihn tüchtig dafür schelten an Ihrer Stelle, beste Edda!«

Sie achtete nicht darauf. »Bleibt Ihr Herr Vater jetzt zu Hause, und wann kann man ihn am Besten sprechen, liebe Josephine? Ich möchte seinen Rath erbitten in einer kleinen Angelegenheit. Aber mein Gott, wir haben bis jetzt ganz allein geredet und Madame Santarez, unsere liebe Freundin ist ganz schweigsam geblieben. Wir haben Sie gewiß sehr gelangweilt, Madame?«

»Gewiß nicht, Fräulein Halsteen. Ich kam, um Ihnen meine Dienste für Ihre Toilette anzubieten zu diesem Abend – und« sagte sie zögernd – »Ihnen auch eine Bitte vorzutragen, die der unserer kleinen Freundin fast gleicht.«

Edda Halsteen hatte für die junge Frau, die sie als ihre Zimmernachbarin schon bald nach ihrem Eintreffen hatte kennen lernen, von vornherein eine große Sympathie gefaßt, – diese Sympathie hatte sie ahnen lassen, daß auch Madame Margaritta Santarez ein tiefes Leid im Innersten ihres Herzens verbarg, und wenn auch die leidenschaftliche Glut, die bei aller Zurückhaltung manches Mal aus dem Benehmen der jungen Frau hervorbrach, wenig mit den kalten Gewohnheiten der Nordländerin harmonirte, das Gefühl, eine Leidende vor sich zu sehen, eine jener Schwestern vom trauernden, blutenden Herzen, macht ja auch größere Schranken schwinden, als etwa den Zwischenraum zwischen Eider und Pyrenäen.

Auch hatte Edda Halsteen eine gewisse Achtung vor der etwa zwei Jahre jüngeren, neuen Bekannten gewonnen, als sie gesehen, mit welchem Ernst, mit welchem eisernen Fleiß diese bemüht war, sich Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben, zu deren Gewinnung sie wahrscheinlich früher durch andere Verhältnisse, als ihre gegenwärtigen, keine Veranlassung

gehabt hatte, und sie müßte sich, bei jeder Gelegenheit ihr auf diesem Wege beizustehen, ohne sie durch eine zudringliche Frage zu belästigen.

So hatten sich denn beide Frauen inniger an einander geschlossen, denn mit dem feinen, weiblichen Instinkt hatte auch Margaritta leicht begriffen, daß die schöne nordische Dame trotz ihres ausgesprochenen Brautstandes, im Herzen einen Kummer barg und in der ihr nahe bevorstehenden Vermählung anderen Motiven folgte, als der innigen Liebe einer Braut zu dem Manne ihrer Wahl.

»Sprechen Sie – ich bitte!«

»Es hatte sich am Hofe Ihrer Majestät bei der Villeggiatura im vorigen Herbst, ein Mann durch einen besonderen Dienst, den er der kaiserlichen Familie zu leisten Gelegenheit hatte, Zutritt verschafft; ich weiß nicht, ob es ein Spanier oder Engländer ist, doch führt er einen spanischen Namen. Viele der Personen in der Umgebung der Kaiserin müssen sich seiner erinnern und mir liegt in meiner Erbschafts-Angelegenheit viel daran, während es doch unzulässig ist, direkte Fragen zu stellen, ob diese Person schon Paris und den Hof besucht hat, oder Paris besuchen wird. Vielleicht bringt es der Zufall mit sich, daß Sie Gelegenheit haben, diesen Namen zu hören oder auszusprechen. Es muß eine Dame in der Nähe der Kaiserin geben, die diesen Mann kennt, deren Namen ich aber auch nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermag – da ich jenen hohen Kreisen zu fern stehe, – und dessen Anfangsbuchstaben ich nur weiß: C. de R.«

Die Creolin, die aufmerksam zugehört hatte, klatschte in die Hände. »Mein Gott, das ist ja ein förmlicher Roman! Um Himmelswillen, beste Edda, vergessen Sie mir nur darüber nicht meinen kleinen Marquis! Das ist doch etwas Positives, Greifbares!«

»Mein liebes Fräulein,« sagte Frau Santarez, »danken Sie Ihrer Schutzheiligen, wenn das Leben Ihnen niemals Räthsel bietet, und es Sie harmlos den kleinen Roman Ihres Lebens durchblättern läßt!«

»Aber dann müssen Sie mir, liebe Freundin,« sagte abbrechend die Dänin, »den Namen jenes Herrn mittheilen, wenn ich darauf achten soll.«

»Ich weiß nur, daß er am Hofe zu Biarritz sich als den Conde Don Juan da Lerida vorgestellt hat.«

»Ich danke Ihnen und werde Ihrem Vertrauen nach Kräften zu entsprechen suchen. Und nun meine Freundinnen bitte ich Sie, mich in mein Boudoir begleiten zu wollen, denn bei einer Gelegenheit wie die heutige haben Frauen doch stets so Manches zu besprechen.«

---

Einige Stunden später geleitete der alte Kapitain Lautrec mit jener ächt französischen Courtoisie, die selbst den rauhesten Ständen gegen die Frauen Natur scheint, das Fräulein Halsteen zur Thür ihrer Gemächer.

»Verlassen Sie sich darauf, Madame, wenn der alte Lautrec auch nur ein ungeleckter Bär ist, solch einem jungen Seehund versteht er schon eine Nase zu drehen und ihn in das Fahrwasser zu lootsen, wohin er will!

»Soll mir eine Freude sein, dem Burschen weiß zu machen, ich hätte ihm das Geld geliehen, das Schiff zu kaufen, das ihm so gewaltig in's Auge gestochen, und er solle mir's ordentlich verzinsen und nach Belieben wieder zahlen. Das stachelt zur Ordnung und Arbeitsamkeit, obschon das bei dem Kapitain weiß Gott nicht nöthig ist, denn er ist ein stockgesunder Maat

an Seele und Leib! Morgen früh um halb Acht ist der alte Lautrec auf dem Bahnhof und zum Mittagessen im Hôtel Frascati, so gewiß ich mein Mädels lieb habe wie meinen Augapfel. Sobald ich den Burschen und das Schiff habe, setzt's ein Telegramm, und zu Ihrer Hochzeit bin ich wieder hier, und übertheuert sollen Sie mit dem Kauf auch nicht werden, dafür lassen Sie vier gesunde Seemannsaugen sorgen, die's verstehen. Gott befohlen, Mademoiselle, ich habe nur noch bei meinem Bankier mir einen guten Wechsel auf Havre geben zu lassen, und amüsiren Sie sich gut heute Abend.«

Er küßte ihr die Hand und öffnete die Thür.

---

Die Gräfin Moltke hatte eben Fräulein Halsteen abgeholt, welcher die beiden Freundinnen – die kleine Creolin sehr unzufrieden damit, daß Edda sich nicht hatte alle möglichen Brillanten in den Putz anbringen lassen, – bis zur Vorfahrt des Wagens beigekannt hatten, – als es neun Uhr schlug und Sucky mit einer gewaltigen Furcht vor dem Einbohren der schwarzen Schlange in seine Schlitzaugen sich eilig auf den Weg machte, um das ihm befohlene Rendezvous nicht zu verfehlen. Er fand die schwarze Dame bereits an der Stelle, wo er sie am Vormittag verlassen hatte.

»Es ist gut, daß Du Wort gehalten, Sucky,« sagte sie, – »komm hierher, wir sind hier unbelauschter. Nun sprich schnell, was der Brief von Kapitain Klaus und was enthielt er – aber rede die Wahrheit, oder zittre vor meiner Strafe!«

Der kleine Malacca-Mann, wie er sich zu nennen pflegte, hätte sich eher selbst die Zunge abgeschnitten, als daß er sie diesmal zu einer Lüge oder Ausflucht mißbraucht hätte. Auch hatte er ja Nichts seinen geliebten Herrn Comprottirendes zu berichten, als höchstens, daß der Kapitain durchaus nicht zur Hochzeit der Missis Edda habe kommen wollen, und so berichtete er denn getreu, so weit er ihn begriffen, den Inhalt dieses Briefes. Einige Fragen seiner Quälerin ergänzten leicht, was etwa noch mangelhaft war.

»Hast Du die Adresse Deines Herrn gemerkt?«

»Gewiß Missus, wohnen in London Tavern an die Quai, das führen den Namen wie große Kirche in Paris, wo sein die Haus für die armen Kranken.«

»Du meinst Notre-Dame?«

»Yes, yes, Missus sehr gescheut, fast so klug wie Missis Edda, die so eben sein gefahren zu große Kaiserin von Frankreich. Quai Notre-Dame! so seind die Adresse. O Missus, Sucky haben schon viel gelernt in sein arme Schädel, müssen schwarze Schlange nicht lassen schlagen in die Gehirn von armen Malacca Mann.«

»Wenn Du gehorsam und treu bist, gewiß nicht. Und was soll nun mit Dir werden Sucky, wenn Deine Herrin heirathet und mit ihrem Gatten, wie Du sagst, nach Italien reist?«

Der Laskare rückte an seinem Wachshut und schob ihn auf das andere Ohr.

»Oh Sucky gehn zu Sahib Kapitain, Missis Edda haben versprochen, kleine Malacca-Mann zu schicken am Tag vorher, ehe sie gehn werden Mann und Weib, nach Havre zu seinem Sahib, daß er kann trösten Massa Kapitän!«

»Und worüber sollst Du ihn trösten?« frug die Schwarze rasch.

Der Matrose schielte sie im hellen Gaslicht von der Seite an. »Sollten Missus Adda das nicht wissen, zu sehn in die Herz von Massa Kapitain, wo doch sein Missus eine große Zauberin, die können gehn über das Meer schneller wie der Sturm aus Nord-Ost?«

»Und was sollte ich sehn in dem Herzen des Kapitain Hansen?«

»Oh Je! daß der Kapitain liebt die Missis Edda und daß es vielleicht besser wäre, wenn Missis Edda heirathen könnte Sahib Kapitain, als seinen Bruder den Rath, denn Missis Edda haben ebenfalls sehr gern im Herzen den Sahib Kapitain, wie ihn lieben müssen Alle, die ihn sehn.«

»Meinst Du? – aber da ist freilich Nichts zu machen, da der Rath Hansen durchaus heirathen will Deine Herrin Edda!«

»Hm,« meinte der Laskare, »warum haben lieben Gott oder der Prophet der Malacca-Männer gemacht Missus Adda genau so gemacht wie Missis Edda, wie zwei Schwestern so ähnlich, daß selbst eigner Vater, gnädiger Herr, nicht könnten unterscheiden sie zwei, warum Ehemann? – Warum heirathen nicht Missus Adda den langen Mann von die Feder, und werden vornehme Frau, und lassen heirathen Missis Edda den Sahib Kapitain?«

Die Lappin sah mit einem gewissen finstern Staunen auf den kleinen Malayen. »Meinst Du, Sucky? was Du nicht für ein kluger Kopf bist! – Warum räthst Du mir denn nicht, da ich Edda Halsteen so sehr gleich sehe! selbst den Kapitain, Deinen Herrn zu heirathen?«

»Weil Massa Kapitain sogleich wissen würde, daß es nicht Missis Edda sein!«

»Und eben noch hast Du gesagt, daß der Rath mich für sie halten müßte.«

»Massa Rath,« sagte der Laskare rasch, und ohne sich zu bedenken – »das sein was Anderes! Massa Rath lieben mit den Augen und Sahib Kapitain lieben Missis Edda mit dem Herzen!«

Ein tiefes Stöhnen drang über die Lippen der Unheimlichen, die rasch ihren dunklen Schleier über das Gesicht fallen ließ. »Du hast Recht, Mann,« sagte sie – »so ist denn Allen nicht zu helfen und Jeder muß sein Geschick erfüllen. – Wann ist die Trauung?«

»Am Montag Morgen Missus, und dann reisen Massa Rath gleich mit die junge Frau nach die Schweiz ab. Aber Sucky gehn schon zwei Stunden vorher zu seinem Herrn, da Missis Edda nicht haben wollen, daß Sucky sie als Frau sehen von dem Bruder des Sahib Kapitain.«

»Wenn nicht eher,« sagte die Schwarze, »so wirst Du am Sonntag Abend um dieselbe Stunde hier an dieser Stelle sein, Mann – um eine Bestellung an Deinen Herrn mitzunehmen, und mir Lebewohl zu sagen. Sollte ich eher Deiner bedürfen, so werde ich Mittel finden, es Dich wissen zu lassen. – Da nimm dies und sei treu und verschwiegen.«

Diesmal weigerte sich der Laskare nicht, die Börse mit Gold anzunehmen, die sie ihm reichte, ja er küßte ihr die Hand, die sie ihm gab, wie er dies von anderen Personen bei seiner Gebieterin gesehen hatte. Aber er schrak fast zurück, als er seine Lippen auf diese Hand drückte, denn sie fühlte sich so kalt an wie die einer Torten.

Als er sich umsah, war die Schwarze im Gedränge der Promenirenden verschwunden, und er kehrte, allerlei Gedanken in seinem Kopf hin und her wälzend, zu dem Hôtel und seinem Freund, dem großen Miguel zurück, um diesen einzuladen, mit ihm in einer nahen Restauration eine Flasche Wein zu trinken; denn Sucky dachte, obschon er eigentlich ein Muselmann war, doch mehr als Kosmopolit, was das Getränk und seinen Herrn, den Kapitain anbetraf.

---

Schon Napoleon – wir meinen den Ersten, den gewaltigen Feldherrn, der um seinem Haß gegen England Genüge zu thun, Europa bekriegte – hat gesagt: daß Paris, Rouen und Håvre nur *eine* Stadt bilden, deren Hauptstraße die Seine sei. Hätte damals schon die Eisenbahn bestanden, die jetzt für die großen Schaufenster Béfours und der Frères Provençaux auch das

Seewasser frisch zur Stelle bringt, um den guten Parisern die Hummern und Krabben und sonstigen Delikatessen der Tiefe noch lebend zu zeigen, ehe sie auf die Teller der Gourmands wandern, hätte er diesen Ausspruch mit noch größerem Recht thun mögen.

In der Eingangshalle des Rouener Bahnhofs an der Rue d'Amsterdam war am andern Morgen ein starkes Gedränge, denn der Zug zur berühmten Seestadt am Kanal la Manche, von der nicht weniger als vierzig verschiedene Dampfer nach allen Richtungen ausgehen, sollte in fünfzehn Minuten abgelassen werden.

Ein alter Herr mit kurz geschorenem, borstig grauem Haar und verwittertem rothem Gesicht, eine kleine Reisetasche in der Hand, trat eben vom Schalter zurück, als er beim Umdrehen vor einer elegant in Schwarz gekleideten Dame zurückprallte und lachend den Hut zog.

»Potz Nigger und Bramsegel, Mademoiselle Halsteen – das nenne ich eine Ueberraschung! Sie wollen doch nicht etwa selbst nach Håvre segeln oder sich überzeugen, ob ich auch Wort halte? *Parbleu*, da kennen Sie mich auch noch schlecht; wenn der alte Kapitain Lautrec einmal sein Wort gegeben, die Anker zu lichten, da müßte es seltsam kommen, wenn er nicht auch zur bestimmten Zeit in See ginge!« – Er war mit ihr weiter hinaus in das Foyer getreten. »Oder haben Sie sich etwa anders besonnen – nun da muß ich Ihnen rund heraus sagen, daß ich mir's nun einmal in den Kopf gesetzt habe, daß Kapitain Hansen *la belle Josephine* als Eigenthum haben soll, und da ich ihm älterer Verpflichtungen wegen mein eigenes Mädchel, die Josephine, nicht geben kann, soll er wenigstens den Fregatt-Schooner haben, und wenn ich jeden Frank von dem Kaufgeld auf Nimmerwiedersehen aus meiner eigenen Tasche bezahlen soll. Der alte Lautrec kann's, und es wird nicht ein gar zu großes Leck in meines Mädchens Brautgedinge geben, wenn ich mir den Spaß mache. Ich habe da dreimalhunderttausend Franken in guten Anweisungen auf den besten Bankier in meinem Portefeuille, und so viel wird der Schooner schwerlich kosten. – Ich hätte nicht geglaubt,« fuhr der alte Pflanzer etwas ärgerlich fort, »daß Sie nach dem gestrigen Abend schon so früh aus den Federn sein werden, sonst hätte ich noch Ihre Befehle diesen Morgen eingeholt; denn ich weiß leider von meinem kleinem Kobold her, daß die Entschlüsse es verdammten Weiberv . . . *Pardon!* – der jungen Damen wollte ich sagen, über Nacht oft ganz andere werden, obschon ich's, ehrlich gestanden, von Ihnen kaum gedacht hätte.«

»Sie irren, Herr Kapitain,« sagte die Dame – »meine Entschlüsse haben sich nicht im Geringsten geändert, und ich kam nur, um Sie zu begrüßen und Sie zu fragen, ob Sie auch Geld genug bei sich führen, sonst –« ihre Hand zog eine kleine gestickte Briefftasche hervor – »bitte ich . . .«

»Nein, nein, Mademoiselle!« wehrte der Kapitain, »ich habe, wie ich Ihnen schon sagte, Geld genug, um das Schiff für unseren Freund zu kaufen, mit Stumpf und Stiel, das heißt vom obersten Stängenknopf bis zum untersten Kielschwein, habe auch nöthigenfalls Kredit in dem Nest! – Aber es freut mich, daß Sie so aufmerksam sind, und ich werde mein Bestes thun – in vier Tagen soll die Josephine segelfertig sein, wenn Geld und Erfahrung dazu helfen können. Da kann ich Ihnen gleich eine Idee noch sagen, die dem alten Lautrec über Nacht gekommen ist! – Ich weiß zwar nicht, ob die Josephine schon auf Passagiere eingerichtet ist, aber wens nicht der Fall, wird sich doch leicht und rasch mit allen Bequemlichkeiten machen lassen, und da hätte ja unsere Freundin, Madame Santarez gleich eine gute Gelegenheit zur Ueberfahrt, die zehn Mal besser ist, als die Reise mit einem der verdammten stinkenden

modernen Dampfer; denn es geht Nichts über ein tüchtiges Segelschiff, und da wüßten wir, daß sie in den besten Händen wäre.«

Die Dame nickte. – »Es wäre vortrefflich, – aber Herr Kapitain, da wird eben das zweite Signal zum Einsteigen gegeben, – es ist die höchste Zeit. Und wann dürfen wir Sie zurück erwarten?«

»Ich sagte es Ihnen, am Sonntag Abend vor Ihrer Hochzeit! Und nun Adieu Mademoiselle und grüßen Sie Papa und Bräutigam! – Die Haifische sollen mich haben, wenn ich nicht wünsche, es wäre der andere Bruder!« brummte er halblaut zwischen den Zähnen, doch so, daß sie es hören konnte. »Also Gott befohlen – und nehmen Sie meinen kleinen Flederwisch etwas in Ihren Schutz, so weit es Ihre Zeit gestattet. Mademoiselle!«

Fort war er – drei Minuten später pfiß die Locomotive.

Die Dame in Schwarz war am Ausgang zum Perron stehn geblieben und schaute sinnend dem Zuge nach!

»Sollte der Zufall oder – was diese Menschen die Hand ihres Gottes nennen, mir diesen Fingerzeig gegeben haben, daß der Plan gelingen kann? Dieser Mann hat nicht den geringsten Zweifel gehegt! – Schwester Edda! Schwester Edda – ich gebe Dir Viel – Alles, meine Seele! – um der Rache für meine arme verrathene Mutter willen an diesem herzlosen Mann! – Wohlan, die Stunde der Vergeltung ist gekommen – wirst auch Du mir einst vergelten – und das Andenken der Unglücklichen, Verworfenen segnen? – Nein, ich bin entschlossen – nur eine reine Hand, die nicht vom Blute trieft, gehört in die seine!«

Sie zerriß das für die Fahrt nach Håvre bereits gelöste Billet und winkte einer der Regie-Droschken heran zu kommen.

#### PRINZ UND PROFESSOR!

Es war am Spät-Abend des Tages, dessen wechselnde Scenen wir dem Leser bereits vorgeführt haben. Vor dem Hôtel des alten Fürsten Czartoryski in der *Rue St. Louis en île* fuhren Equipagen und Droschken an, noch größer war die Zahl der Besucher, welche zu Fuß kamen, um in das Hôtel einzutreten – es war der gewöhnliche Empfangsabend der Fürstin. Was von jener exklusiven Welt, die man in Paris mit dem Ausdruck ›die Gesellschaft‹ nennt, nicht in den Tuileries war, zeigte sich meist, wenn auch nur für eine kurze Viertelstunde, in den Salons der Fürstin, einer Prinzeß Sapieha.

Die Stellung, welche der Fürst als das anerkannte aristokratische Haupt der polnischen Emigration einnahm, die Verbindung der Familienglieder mit der spanischen Königs-Familie<sup>1</sup> und mehreren der vornehmsten Familien in Preußen, Oesterreich und Rußland einnahm, seine trotz des hohen Alters noch immer rege Theilnahme für alle hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften, machten die Empfangsabende der Fürstin mit zu den besuchtesten von Paris.

Unter den Cavalieren und Damen, welche in die Säle eintraten, befanden sich zwei, deren Einem wir bereits begegnet sind, der erste Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Madrid, Vicomte Digéon und Monsieur le Chevalier *Aubertin*, wie ihn der Kammerdiener angemeldet.

---

<sup>1</sup>Der zweite Sohn des Fürsten Adam, Prinz *Ladislav* ist mit der Prinzeß Marie Amparo, Gräfin von Vista Alegre, einer Tochter der Königin Christine von Spanien und des berühmten Herzogs von Rianzares vermählt.

»Sie sehen Herr Vicomte,« sagte der Letztere, »es war Zeit, daß wir uns eingefunden, denn wenn Sie später noch bei Ihrer Majestät sich in den Tuileries zeigen wollen, werden Sie hier genug zu bemerken haben.«

»Aber Oberst de *Noël* und die Herren du *Bois* und de la *Tour*? wir versprochen doch, sie im Café abzuholen.«

»Zeit hat kein Gebot, das wissen wir Journalisten am Besten. Was nützt mir die Einladung zum schönsten Rendezvous, wenn der Drucker des Charivari zur selben Stunde auf einen Artikel wartet. Aber in der That, Vicomte, ich habe mich eigentlich gewundert, daß Sie als Diplomat die Einladung des Obersten hierher annahmen?«

»Kommen doch selbst die Prinzen des Hauses Bonaparte zum Fürsten, wie man sich sagt, sogar mit der stillen Genehmigung oder gar auf den Befehl des Kaisers, der mit allen Parteien manövriert. Sehen Sie – dort – ist das nicht der Prinz Peter Napoleon . . . «

»*Peter Bonaparte*, wollen Sie sagen,« lachte der Journalist, »das ist ja eben der Groll der brutalen Hoheit, daß der Kaiser einen Unterschied gemacht hat zwischen den Familien Napoleon und Bonaparte. Aber der alte Republikaner hat wenigstens Courage und damit die Ehre der Familie gewahrt.«

»Wieso? ich komme wie ein neugeborenes Kind hierher; Doktor, drei Jahre *nicht* in Paris bringen aus aller Bekanntschaft. Ehrlich gestanden, das ist eben der Grund, außer daß ich meine Tante die Gräfin Montalembert sprechen will, die bekanntlich nicht in die kaiserlichen Cercles geht, weswegen ich zuerst zu Ihnen kam, da Ihr loser Mund und Ihre Kenntnisse aller Personen mich sicher gleich am Besten *au fait* in der Gesellschaft setzen. Die officiellen Aufwartungen kommen erst nach dem Chronique, also lieber Aubertin, betrachten Sie mich wie einen Halbwilden, der nicht den dritten Theil von allen den Personen hier noch kennt, und thun Sie Ihr Portefeuille auf. Wir sind in Madrid jetzt gar zu sehr zurück, und seit der vertrackten Affaire mit dem verunglückten karlistischen Putsch betrachtet man mich sogar mit einigem Mißtrauen.«

»Wie das?«

»O, Nichts – ich erzähle Ihnen später die Details jener Quadrille, von der Sie ja in den Journalen gelesen haben, nur – will ich Sie warnen, – stößt Ihnen früher oder später einmal hier in Paris ein gewisser spanischer Graf Lerida auf, so hüten Sie sich vor ihm wie vor der Pest, man verbrennt sich stets die Finger an diesem Chamäleon. – Aber was ist's mit der Kourage dieses Prinzen Peter Bonaparte – hat er wieder einen seiner tollen Streiche gemacht?«

»Er hat heute Abend einen Brief an den Herzog von Aumale in den Journalen erscheinen lassen, in dem er in Stelle seines degenscheuen Veters den Handschuh aufnimmt und den Herzog ganz offen zum Duell fordert.«

»Bah – es kommt nicht viel heraus bei diesen in den Zeitungen cartellirten Zweikämpfen. – Sie haben das Beispiel grade an der Forderung des General Bosco.«

»Erinnern Sie sich an Herrn von Girardin und Armand Carrel!«

»Das war nur eine Ausnahme von der Regel – der Vicomte spielte eben *va banque!*«

»Und ist dafür jetzt eine Autorität und Millionair. Aber wollen wir nicht in den intimen Salon gehn, um uns wenigstens bei Seiner Majestät zu zeigen?«

»Bei Seiner Majestät?«

»Nun – vergessen Sie nicht, daß der alte Fürst sich als König von Polen gerirt, und von der aristokratischen Fraction als solcher fetirt wird. Freilich eine etwas verlebte und abgedankte

Majestät. Sie haben keinen Begriff davon, was an diesem kleinen Hofe der Ile Saint Louis hier für Intriguen der Parteien gespielt werden – und dabei wollen Sie den russischen Koloß stürzen!«

»War nicht einmal der Fürst ein Intimus des Kaisers Alexander, ich dünkte davon gehört zu haben?«

Der Journalist zuckte leicht die Achseln über die Unwissenheit des hochgeborenen jungen Diplomaten.

»Mit dem Großvater des jetzigen Kaisers, Vicomte. Erinnern Sie sich, daß der Fürst Adam 1770 geboren, also jetzt 91 Jahr alt ist – in der That, die Aristokratie hat das Privilegium alt zu werden, wenn sie nicht jung gehenkt oder erschossen wird. Unter Kosciusko in seiner Jugend schlug er sich wacker, und nach der Theilung Polens, auf der Kaiserin Katharina Befehl mit seinem Bruder Constantin, der im vorigen Jahre starb, als Geißel nach Petersburg geschickt, wurde er solch ein Günstling des Thronerben, des nachherigen Kaisers Alexander, daß dieser ihn als Botschafter nach Turin senden ließ und ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum russischen Minister des Auswärtigen machte. Er war es, der 1805 das Bündniß Rußlands mit England unterzeichnete. Obschon er sein Portefeuille niederlegte, war er bald wieder – bei Austerlitz! – an der Seite Alexanders, bis er sich nach dem Tilsiter Frieden von der Staatscarrière ganz zurückzog. 1812 war er bei dem Kaiser und kam mit ihm 1814 hierher nach Paris. Auf dem Wiener Congreß soll er die Constitution von Polen entworfen haben. Dafür machte ihn Alexander zum Palatin von Polen und zum Curator der Universität Wilna, wo er sich der jungen Verschworenen tapfer annahm, die Nowosilzow so grausam behandelte. Daher rührt eigentlich die Anhänglichkeit des polnischen Adels an ihn. Später lebte er den Wissenschaften auf seinem Stammgut Pulawy, bis er sich 1830 mit an die Spitze der Revolution stellte und zum Präsidenten der provisorischen und der Nationalregierung gewählt wurde. Nach den blutigen Tagen des 15. und 16. August legte er, der alte Aristokrat, die Präsidentsur nieder und trat, da die Volkspartei nach der Einnahme Warschaws ihn als Verräther anklagte und auf den Straßen sein Leben bedrohte, als gemeiner Soldat in das Corps des Generals Romarino. Nach der gänzlichen Niederwerfung der Revolution, der er sein halbes Vermögen geopfert, – überhaupt haben die Czartoryski's der Wiederaufrichtung Polens große Opfer gebracht und sich auch durch ihre Wohlthätigkeit verdient gemacht, – lebte er hier in Paris.«

»Ich danke Ihnen für die Lection, die mir um so willkommener ist, als ich – unter uns gesagt – Aussicht habe, nächstens der Gesandtschaft in Petersburg attachirt zu werden. – Wer ist die Dame dort, die von einem Schweif von Herren umgeben ist?«

»Ei, kennen Sie die neue Bonaparte nicht – die sogenannte Prinzessin *Solms*? Der Kaiser jagte sie vor zwei Jahren aus Paris für ihre Aufdringlichkeiten und ihre Nuditäten.«

»Ah – die Wiese?«

»Den Namen will sie nicht. Nehmen Sie sich in Acht, sie ist jetzt aus der Verbannung nach Turin zurückgekehrt, wo sie, wenn nicht den Galantuomo, doch irgend einen seiner Würdenträger in ihr Netz gelockt – Cavour oder Ricasoli – ich weiß es nicht genau, und ist jetzt sehr in Mode. Sie und die George Sand, die die Schande ihrer eigenen Mutter in ihren Memoiren preis giebt, passen zusammen, wie sie jetzt neben einander stehen, nur daß die Eine noch jung und pikant, die Andere *passée* ist!«

»Aber wie kommt sie dazu, sich *Solms* zu nennen?«

»Ja zu was greift man nicht, um sich zur Prinzeß zu machen. Wie Sie wissen werden, ist Madame die Tochter des früheren Gesandten in Athen, Wyse, und der Madame Lätitia, der ältesten Tochter von Lucian Bonaparte, dem Prinzen von Canino mit Madame Jauberteau – daher schreibt sie sich Prinzessin Bonaparte, und weil ihr der Kaiser dies verboten, nennt sie sich als die Gattin von Herrn Friedrich Solms, dem Sohn eines ehrlichen aber reichen Fleischers dieses Namens, Prinzessin Solms geborne Bonaparte, bloß weil der Adelskalender Fürsten Solms kennt.«

»Es ist auch eine von den Damen, die der Teufel der Eitelkeit plagt, von sich reden zu machen.«

»Und es sollte mich wundern, wenn sie nicht doch noch eine Rolle in der Politik zu spielen suchte, wenn nicht hier, so in Italien, wo die Gelegenheit für Intriguanen und lüderliche Frauenzimmer fast noch günstiger liegt, als hier. Einstweilen spielt sie den Schöngeist und giebt theatralische Soiréen in ihrem Hôtel in der Mailandstraße, wozu sich alle Welt drängt. Sehen Sie nur die Personen von Ruf, die sich um sie drängen, die Akademiker Viennent und Ponsard, den Schriftsteller Leon Gozlan, Gautier, Jules Lecomte, Villemot – wahrhaftig selbst Thiers bekomplimentirt sie. Der kleine große Historiker will wahrscheinlich die *Sand* ärgern, weil er für seine Tiraden in der Geschichte der Konsulats und des Kaiserreichs den Kaiserpreis, die 20,000 Francs erhalten und über die ›Lelia‹ der Sand somit den Sieg davongetragen hat. Er hat ihn Guizot zu verdanken! Sage mir einer, daß die abgedankten Minister nicht doch Kollegenschaft halten. Das Silber des Kaisers nimmt Herr Thiers sehr gern, wenn er ihm auch die bitterste Opposition und nicht eine, sondern zehn Fäuste in der Tasche macht.« –

»Das ist Alles sehr interessant, liebster Aubertin, aber es informirt mich nicht über die polnischen Intriguen!«

»Warten Sie, bis Sie Gesandter in Petersburg sind, und Sie werden genug davon zu hören bekommen. Vorläufig wollen wir für diesen Fall ausmachen, daß Sie mir Begnadigung erwirken, wenn ich etwa bei der polnischen Revolution erwischt werden und zum Schnellgalgen oder nach Sibirien verurtheilt werden sollte, wogegen ich Ihnen verspreche, Sie im Laufenden über die Parteien zu halten.«

»Sie werden doch kein solcher Thor sein, wenn es wirklich in Polen zur Revolution kommen sollte, dahin zu gehen?«

»Warum nicht – Paris fängt an langweilig zu werden und der Charivari zahlt schlechte Honorare. Oder meinen Sie, daß Noël, Dubois und de la Tour in's Palais Czartoryski kommen, bloß um der lächerlichen alten Majestät oder ihrem anmaßenden Thronfolger ihre Reverenzen zu machen? *Parbleu*, es ist nur der Unterschied, daß Noël und de la Tour der Adelfraction gehören, während ich in der Legion des Herrn Mieroslawski für die Demokratie fechten werde.«

»Aber wer ist denn der Candidat des Fürsten?«

»Ein bisher ziemlich unbekannter Offizier, der gegenwärtig an der Militair-Akademie zu Cuneo Unterricht giebt, aber bereits eine Mission nach Polen zur Formirung und Ausbildung von Cadres mit großem Geschick ausgeführt haben soll. Eben um ihn kennen zu lernen, bin ich heute Abend hierher gekommen, denn wie ich gehört habe, sind beide Nebenbuhler hier.«

»Welche?«

»Nun, *Mieroslawski* und *Marian Langiewicz*, so heißt nämlich der Andere. Sie mögen einander grade so wenig leiden, wie ein Paar javanische Kampfhähne und es giebt vielleicht eine Scene. Ach – da ist der Oberst!«

Der alte Bonapartist, der Oberst Graf de Noël, der in der zweiten Phase der polnischen Insurrection eine Rolle spielen sollte, kam mit zwei Herren herbei: »Sie haben uns im Stich gelassen, Monsieur Aubertin,« sagte er scherzend, – »ich hoffe, daß dies kein Omen ist. Erlauben Sie mir, Sie mit dem Herrn Grafen Taczanowski bekannt zu machen, der ausdrücklich zum heutigen Abend mit Guttry und Dzialynski von Berlin hiergekommen ist. – Haben Sie mit *Mieroslawski* gesprochen und ihn zum Nachgeben gegen die Wünsche des Fürsten gestimmt?«

»Ich habe leider noch keine Gelegenheit gehabt, Herr Graf,« entschuldigte sich der Journalist, – »Seyfried war bei ihm, Sie wissen, er ist der Einzige, der Einfluß auf ihn hat. Darf ich Sie bitten, mich mit Ihrem anderen Begleiter bekannt zu machen!«

»Wie – Sie kennen ihn noch nicht? Herr Kapitän *Marian Langiewicz* – ein Offizier, auf den der König große Hoffnungen setzt.«

Die Herren verbeugten sich und reichten einander die Hände.

»Sie waren, wie mir erzählt wurde, in diesem Frühjahr in Polen, Herr Kapitän? – Waren Sie vielleicht bei dem unglücklichen Ende des Grafen Oginski! – Ich hatte die Ehre, ihn zu kennen.«

»Leider nicht – ich war damals bereits in Litthauen, um mit dem Grafen Plater und Oberst Traugut zu verhandeln – aber der Letztere ist an dem verhängnisvollen 25. Februar in Warschau gewesen und wie ich gehört habe in der heutigen Versammlung des Central-Comité's. Ich traf den armen Grafen, dessen Tod wir sehr zu bedauern haben, da er ein ebenso thätiges als ehrenhaftes Mitglied der Agitation war, an der posen'schen Gränze bei dem Angriff der Russen auf das Gut des Herrn von Solawski, der dadurch gezwungen wurde, mit seiner Familie nach Paris zu emigriren.«

»Sie werden noch das halbe Polen hierher exiliren,« sagte der Oberst, »und wir werden am Ende nicht eine Revolution, sondern eine Invasion zu machen haben.«

Der preußische Graf lächelte. »Fürchten Sie das nicht Herr Oberst, wir sind von Frankreich und England gewöhnt worden, uns auf unsere eigenen Kräfte zu verlassen und haben dem Himmel sei Dank noch genug Söhne des Landes, die nur auf die günstige Gelegenheit warten, wobei wir freilich auf die Unterstützung unserer tapferen Freunde rechnen wollen.«

»Verlassen Sie sich darauf, sobald Sie losschlagen, Herr Graf, bin ich dort. – Aber wissen die Herrn, daß Ludwig Kossuth hier ist?«

»Wie, Kossuth?« frag erstaunt der Kapitän – »ich habe ihn doch mit Garibaldi und Türr in Genua verlassen!«

»Er ist diesen Nachmittag angekommen, während Sie bereits gestern eintrafen – doch – bitte, sehen Sie sich die beiden Bonapartes dort an!«

Die Gesellschaft wandte sich nach der Thür des Salons, durch welche eben der Prinz Louis Napoleon eintrat, während sein Vetter Peter Bonaparte mit einem Mann von einigen fünfzig Jahren in ungarischer Nationaltracht in eifriger Unterhaltung den Salon verlassen wollte.«

Der Prinz blieb stehen und reichte dem Fremden die Hand.

»Willkommen, Monsieur de Kossuth,« sagte er zuvorkommend. »Ich wußte nicht, daß Sie hier sind – nun ich hoffe, Sie werden das Palais Royal bei Ihren Besuchen nicht vergessen.«

»Seine Kaiserliche Hoheit,« sagte der Prinz Peter brüsk, »wünscht einen Theil seiner Ersparnisse in ungarischen Noten anzulegen, nachdem die Oesterreicher von dem Londoner Gerichtshof abgewiesen sind.«

Der Prinz, dessen Geiz bekannt ist, wurde puterroth bei dem Angriff und öffnete den Mund zu einer heftigen Erwiderung, aber das krampfhaftes Gähnen, das ihn bei dieser Bewegung überkam, erstickte dieselbe.

Selbst der Exdiktator war von der rücksichtslosen Beleidigung, die natürlich ihn noch mehr traf, als den Prinzen, im ersten Augenblick etwas verduzt, aber bei der Gewandtheit, die ihm als Redner von Profession zu Gebote stand, hatte er sich bald wieder gefaßt und erwiderte höflich:

»Bei dem großen Interesse, das Seine Kaiserliche Hoheit stets für die Sache der Freiheit gezeigt haben, werden Höchstdieselben gewiß nicht verfehlen, die bevorstehende Expedition an der Donau zur Befreiung Ungarns und Polens von dem verhaßten Joch mit allen Kräften zu unterstützen. Darf ich vielleicht den Bankier des Comité's auch zu Euer Hoheit mit der Subscription schicken?«

»Nein,« sagte der Prinz, der durch seine derbe Aufmerksamkeit berüchtigt und gefürchtet war, »für eine verlorene Sache, wie die ungarische Revolution, werfe ich kein Geld fort – aber schicken Sie mir immer ein Dutzend Ihrer Noten lieber Diktator, ich besitze ein hübsches Album von allerlei Merkwürdigkeiten. Wie ich Ihnen bereits gesagt, lassen Sie sich rathen, Herr Kossuth, unser geehrter Vetter hält gegenwärtig die beiden M's – Metternich und Mürat – sehr in Gunst, und ich habe eben gehört, was in Bezug auf den Mürat Euer Hoheit wohl interessiren wird: daß Beide heute im Salon der Kaiserin Eugenie sehr flattirt werden. Werden Euer Kaiserliche Hoheit vielleicht auch noch heute Abend die Tuilerieen besuchen?«

»Ich werde darin Ihrem Beispiel folgen, lieber Vetter,« sagte der Prinz bissig, denn es war bekannt, daß dem Prinzen Peter der Hof verboten war.

»Gut getroffen – Vetter,« lachte der Prinz »ich rathe Ihnen, treffen Sie nur Herrn von Aumale ebenso, damit ich meine Stylistik nicht mehr in Unkosten zu setzen brauche. – Adieu Herr Kossuth und wenn Sie im Ernst einen alten Troupier brauchen können, so wenden Sie sich dereinst an mich, obschon ich Familienvater bin! *Au revoir* meine Herrn!«

Er setzte den Weg nach dem ersten Salon fort und der Prinz Napoleon ergriff den Arm des Agitators, um ihn in ein Fenster zu ziehen.

Der berühmte politische Leiter des ungarischen Aufstandes war trotz seiner neu aufgetauchten Agitation in Oberitalien im Verein mit Mazzini und Garibaldi damals doch bereits sehr auf der niedersteigenden Linie seines Ansehens. Der Triumphzug durch Amerika zur Einsammlung des republikanischen Weihrauchs hatte an dem praktischen Sinn der Amerikaner und bei den eigenen dort entstandenen Conflicten ziemlich kläglich geendet, und auch in England, wohin er zurückgekehrt, wurde er ziemlich vergessen, da Lord Palmerston, der ihn so viel gegen Oesterreich benutzt hatte, ihn jetzt zur Seite schob. – Erst der Versuch, die berüchtigten Kossuthnoten unter der Hand wieder in Cours zu setzen und der scandaleuse Prozeß, der wegen Fabrikation und Ausgabe derselben von der österreichischen Regierung in England geführt und eben mit der auf die bekannte Wortklauberei der englischen Gesetze basirten, jeder völkerrechtlichen Billigkeit Hohn sprechenden Abweisung der Klage entschieden worden war – hatte wieder von ihm reden machen. Der Egoismus seines ganzen Treibens, das nur den eigenen Vortheil im Sinne hielt, hatte ihm die große Mehrheit seiner Landsleute der

Art entfremdet, daß – namentlich seit *Klapka*, der bedeutendste Führer der ungarischen Emigration und ein entschiedenes militärisches Talent, sich öffentlich von ihm losgesagt hatte, – er trotz der großen Aufregung, die damals grade wieder gegen Oesterreich herrschte, nur wenig Anklang für seine neuen Pläne fand.

Der Diplomat und der Journalist kamen eben noch in ihrem Vorwärtsgehen nach dem durch seine Malereien von Lebrün berühmten Hauptsalon zurecht, um zu sehen, wie der Prinz sich von der greisen Fürstin mit einem Handkuß verabschiedete und von den beiden Söhnen und den Neffen des Fürsten zum Ausgang zurückbegleitet wurde. Die Familie des alten Fürsten war zahlreich in ihren männlichen und weiblichen Vertretern versammelt, die zum Theil mit dem fürstlich Radziwill'schen Hause verbunden und verschwägert sind. Ein zahlreicher Damenkreis umgab die alte Fürstin Anna aus dem berühmten Jagellonen-Geschlecht der Sapieha's. Doch bestand der Kreis eben aus zu vornehmen Damen und es herrschte, entgegen dem Cercle der Kaiserin von Frankreich, ein zu ceremoniöser hocharistokratischer Ton hier – das Parfüm des Faubourg Saint Germain! – als daß es dem Kapitain Langiewicz sofort gelungen wäre, zu Fräulein Pustowojtow durchzudringen, die mit Frau von Wolawska in dem Kreise stand, bis Prinz Ladislas ihn bemerkte und ihn zu seinem Vater führte.

Der alte Fürst, der trotz seiner hohen Jahre noch mit einer gewissen Würde repräsentirte, empfing ihn mit größter Höflichkeit und reichte ihm die Hand zum Kusse.

»Wir haben so viel Gutes und Tüchtiges von Ihnen gehört, Herr Kapitain,« sagte er, »daß wir Ihnen das größte Vertrauen schenken und Sie bitten, in der Berathung unserer Freunde meinem Sohn zur Seite zu stehen, da Graf Oginski, dem wir früher dieses Vertrauen widmeten, ein Opfer seiner Hingebung für das Vaterland geworden ist. Wenn ich mich recht erinnere, war es nicht eine polnische Dame, die Sie aus großer Gefahr rettete?«

»Das Fräulein,« sagte der Kapitain – »hat die Ehre, sich in diesem Augenblick in der Nähe Eurer Majestät zu befinden.«

»Ja ja – und Sie haben Ihre Gemahlin der Königin vorgestellt?« frug der alte, schon halb kindesschwache Mann.

Der Prinz Ladislas beugte sich zu seinem Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu: »Ja ja Kind – Du hast Recht – er wird sie heirathen, wenn Polen befreit ist! Nun Kapitain, nehmen Sie meine Bewilligung! – Ja ja – der Vater ein russischer General – nun Herr – ich Ihr König – war auch ein russischer General. Haben Sie den Kaiser Alexander gekannt? – Ich liebte ihn sehr!«

Die Scene, die anfang peinlich zu werden, wurde durch eine allgemeine Bewegung in dem Kreise unterbrochen – einer der polnischen Herrn, die am Eingang des andern Salons standen, kam hastig herbei und sagte dem Prinzen einige Worte – zugleich bildete sich eine breite Oeffnung in der Versammlung von der thronartig erhöhten Estrade des alten fürstlichen Paares bis zu dem Eingang des Saales.

»Fühlen Euer Majestät sich stark genug,« frug der Prinz mit lauter Stimme, »um einen alten hochverdienten Freund der Sache Polens zu empfangen, den Professor *Joachim Lelewel*?«

»Lelewel – ich erinnere mich – gewiß! Ist er nicht ein Demokrat?«

»Er ist ein Pole, wie wir Alle, Majestät,« sagte der Prinz mit starker Stimme, »und Polen und die ganze Welt können stolz auf einen Mann sein von solchem Verdienst!«

»Richtig, richtig – ich erinnere mich – ja – ich habe Viel gelesen – die *Dzieje polski*, und . . . «

Der alte Fürst sank wieder zurück in seinen Sessel, von dem er sich mühsam und zitternd etwas erhoben hatte.

Durch die breite Gasse der vornehmen Gesellschaft, zwischen den Atlasroben und Spitzen, den Sternen und Ordensbändern kam ein alter Mann, ein sehr alter Mann mit weißem Haar, im schlichten, schwarzen, polnischen Rock langsam herbei, geführt von zwei anderen Männern, einem jüngeren und einem alten, der fast so alt war wie er selbst. Beide trugen Uniform, der Aeltere die ungarische Generalsuniform aus der Zeit der großen Revolution, den Attila und Kalpak, – der Jüngere eine Art mit Goldstickereien und schweren Epaulettes überladene Phantasie-Uniform. Er war ein schlanker Mann von Mittelgröße, von regelmäßigen Zügen, die von einem Vollbart umschlossen waren, aber trotz der reichen Uniform die der Mann trug, wenig Militärisches, nicht jenen scharfen, entschlossenen Ausdruck zeigten, der berühmten Krieger etwas Imponirendes giebt, gleichsam den Geburtsstempel des Befehls. Sie hatten vielmehr etwas Abgelebtes, Zerfahrenes, und auch das dunkle, obwohl feurige und kluge Auge hatte einen unstäten, flüchtig umherschweifenden Blick. Er mochte etwa sieben- oder achtundvierzig Jahre zählen, während der Andere offenbar das siebenzigste Jahr erreicht haben mußte, obschon er sich noch in guter militärischer Haltung bewegte.

»Professor *Lelewel* Euer Majestät,« wiederholte der Prinz nochmals, als die Drei vor dem Fürsten standen, – »der Herr General *Dembinski* und Herr General Ludwig von *Mieroslawski*.«

»Sehr willkommen – sehr willkommen,« sagte der Fürst, nochmals den Versuch machend, sich zu erheben. »Verzeihen die Herrn, ich bin ein sehr alter Mann und das Stehen wird mir schwer.«

»Auch ich bin alt, Durchlaucht«<sup>1</sup> sagte der gelehrte Greis, »und weil ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, bin ich gekommen, um Ihnen noch ein Mal diesseits des Grabes, dem wir Alle verfallen sind, Fürst wie Bauer, die Hand zu reichen! Ich denke, Durchlaucht, wir sind Beide gute Polen gewesen, und haben unser Vaterland geliebt, wenn wir auch über die Rechte seiner Söhne nicht ganz einig gewesen sind. Ich denke, wenn man wie wir, bereits mit einem Fuß im Grabe steht, dann haben wir nur einen Wunsch, der ist, daß unser Leib in freier polnischer Erde ruhen möge!«

»Das wolle Gott geben, mein würdiger Freund und alter Kamerad in dem großen Kampf,« sagte der greise Fürst, indem er sich plötzlich körperlich emporraffte und mit ungeahnter Kraft seinem demokratischen Gegner in der Nationalregierung von 1830 gegenüberstand. »Wenn der Name Adam Czartoryski längst vergessen ist, dann wird in der Geschichte des polnischen Volkes, in der Geschichte der Welt und der Wissenschaft der Name Joachim Lelewel immer noch als ein leuchtender Stern strahlen und die polnische Jugend zur Thatkraft spornen.«

Sie standen einander gegenüber die beiden Greise, der hohe selbstsüchtige, ehrgeizige Aristokrat und der in seiner unermüdlichen Thätigkeit doch stets nur mit dem allgemeinen Wohl seiner Nation beschäftigte Mann der strengen Wissenschaft; – wenige Monate, noch ehe drei Mal der Mond gewechselt, – und das Grab sollte Beide decken.

---

<sup>1</sup>Professor Lelewel war am 21. März 1786 zu Warschau geboren, väterlicherseits von deutscher Abstammung, da er von einer erst im 18. Jahrhundert in Polen eingewanderten Familie, den Lölhövel stammte. – Es ist eine den polnischen, engherzigen Fanatismus kennzeichnende Gewohnheit geworden, daß so viele Polen ihren ächt deutschen und ihre Herkunft kennzeichnenden Namen mit Gewalt in's Polnische oder Französische verdrehen – noch heutzutage!

Lelewel, der große Historiker, dessen Verdienste alle gebildeten Nationen der Erde würdigen, starb schon am 27. Mai in Paris, – der ›König von Polen‹ sechs Wochen später, am 15. Juli.

»Durchlaucht,« sagte der Gelehrte, »ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung und scheid von Ihnen mit dem Wunsche, daß in der neuen Bewegung, die sich für unser Vaterland vorbereitet, alle Parteien das Einzige festhalten, was Polen frei und stark machen kann: Selbstlosigkeit und Einigkeit! Und darauf Durchlaucht rufe ich, der Mann aus dem Volke, hier in Ihrem goldenen Saal:

*Sgyl Polska!*«

Eine stürmische Wiederholung des Rufes folgte nach der tiefen Bewegung, welche bei dieser Begegnung die ganze Gesellschaft ergriffen hatte.

Unter dem Ruf: »Es lebe Polen! Es lebe die Nation!« während die Damen dem alten Volksmann mit den Tüchern winkten und die Männer sich um ihn drängten, seine Hand zu berühren, verließ der Professor den Saal des Fürsten.

Eine allgemeine Bewegung zeigte sich nach der Entfernung des gelehrten Greises, und in dieser Neubildung der Gruppen gelang es dem Kapitain Langiewicz, sich seiner Geliebten zu nähern.

»Verzeihen Sie Henriette,« sagte er herzlich, »daß ich noch nicht zu Ihnen gekommen, aber ich habe erst heute hier im Palais erfahren, daß Herr von Solawski in Paris ist und Ihre Wohnung in seiner Familie. Die angestrengtesten Arbeiten, die jede Minute seit meiner Rückkehr aus Litthauen in Anspruch nahmen, und die Sorge um den Zustand meines Veters, der vor Gaëta schwer verwundet wurde, nehmen meine ganze Zeit in Anspruch.«

Sie drückte dem Geliebten zärtlich die Hand. »Sie wissen Marion, daß ich nicht so selbstsüchtig bin, um Sie für mich zu fordern, während das Vaterland Ihre ganze Kraft und alle Ihre Gedanken beansprucht. Fragen Sie nicht nach mir, sorgen Sie nicht um mich, und nur wenn Sie mich brauchen, in der Gefahr an Ihrer Seite zu stehen, die Sorgen und Täuschungen, die nicht ausbleiben werden, Ihnen tragen zu helfen, die Falten von Ihrer Stirn zu glätten, dann rufen Sie mich. Das ist das Recht der Liebe und mir dies zu gewähren, versprechen Sie mir auf Ihr Manneswort.«

»Mein Wort darauf Henriette, und nun leben Sie wohl und entschuldigen Sie meine nur flüchtige Begrüßung bei Frau von Solawska, – aber es stehen uns noch heute sehr ernste Debatten bevor, bei denen ich alle Ruhe und Ueberlegung brauche. Es findet in diesem Augenblick bereits eine Sitzung des polnischen Centralcomité's in einem andern Theil dieses Hôtels statt und ich fürchte, daß es dabei zu harten Kämpfen kommen wird, denn die Parteien sind noch keineswegs einig und es sind Elemente genug zugegen, bei denen vernünftiger Rath auf harten Widerstand stoßen wird.«

Sie hielt ihn noch einmal zurück. »Sagen Sie mir Marion, ehe Sie gehen, ist etwa der unheimliche Mensch auch hier, den wir in der Hütte des Waldhüters trafen, der Mann mit der Brille? Wenn einmal ein Opfer fallen mußte, hätte ich lieber gewünscht, dieser wäre es gewesen, als der schöne und wackere junge Edelmann, der sich in der Gefahr für Ihre Person ausgab. Ich habe ein geheimes Grauen vor diesem Menschen und fürchte Unheil von ihm für Sie und uns Alle. – Ich bin nicht die Einzige, die so denkt – Wanda von Marowska, die Aermste, – eine Freundin aus früherer Zeit, die jetzt in dem großen Krankenhaus eine Stelle bekleidet und eine hochherzige Patriotin ist, scheint dasselbe Gefühl zu haben, – ich

habe noch vor wenigen Tagen Briefe von ihr erhalten, in denen sie mir die Vorgänge des 8. schildert und auch den Tod des Grafen erzählt, der wie mir scheint ihrem Herzen nahe gestanden hat.«

»Ohne Besorgniß Henriette, – jener Mann ist nicht in Paris und kann uns nicht schaden, wo er ist. Aber ein wichtigerer und gefährlicherer Kopf, als der seine ist hier – und an diesem Charakter dürften leicht alle Pläne und Wünsche des Prinzen scheitern, den ich dort auf uns zukommen sehe!«

Der alte Fürst hatte sich nach dem Scheiden des Professors zu seinem Liebling, dem zweiten Sohne gewendet. »Mieroslawski? – sagtest Du nicht, Ladislaw, daß der Farceur Mieroslawski mit dem Professor hier war, der Mensch, der Alles verdirbt und dem Adel Feind ist? – Warum hast Du ihn nicht fortgeschickt?«

»Wir haben Freunde genug, Majestät, um seinen Machinationen zu begegnen! – Aber wollen Sie sich nicht zurückziehen, mein Vater, ein längeres Verweilen könnte Ihrer kostbaren Gesundheit schaden, Dzialynski und ich haben ja Ihre Befehle für die Leitung der Verhandlungen erhalten. Es ist Zeit, daß wir uns zu der Versammlung begeben.«

»Ja, ja,« sagte der Fürst, »ich fühle, daß ich der Ruhe bedarf! – Der Lelewel hat recht gesagt – unsere Zeit ist gekommen. – Aber ich halte an unserm Wahrspruch, Ladislaw: *Badz co Badz!* Der Adel darf seine Rechte nicht aufgeben – ihm gebührt die Herrschaft, nicht dem Pöbel. Das ist alles Unglück der Welt und stürzt die Könige, daß sie sich – zu – gemein machen mit dem Volk! Sprich mit Jan – er ist ein ächter Edelmann!«

Der Sohn hatte seiner Mutter einen Wink gegeben und diese sich erhoben um sich zurückzuziehen, indem sie den Sessel begleitete, in dem zwei Lakaien den Fürsten forttrugen.

Der Prinz, der bald zurückkehrte, kam auf den Kapitain zu und nahm ihn unter den Arm. »Verzeihen Sie mein gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen diesen Herrn entführen muß – aber sein Sie versichert, daß er seine schöne Retterin vor den Kosaken nicht vermissen soll! – Haben Sie den giftigen Blick bemerkt, Kapitain, den dieser General von Volkes Gnaden, auf Sie schoß, als er Sie so nahe bei Seiner Majestät fand? – Was sagen Sie zu dem alter Fasler Lelewel? Wenn es nach ihm ging, sollte die Revolution von lauter Philantropen gemacht werden. Kommen Sie, es wird einen harten Kampf geben, aber wir haben die Majorität im Comité, dafür ist gesorgt. Nur versprechen Sie mir, daß Sie allen persönlichen Streit mit Mieroslawski vermeiden, da er schon in Cuneo sich an Ihnen zu reiben versucht hat.«

»So weit es meine Ehre gestattet, gewiß Hoheit.«

»Die gehört dem Vaterlande – Ihr Leben gehört Polen, nicht der Kugel eines ehrgeizigen Faiseurs!«

---

Selbst ein oberflächlicher Beobachter hätte leicht bemerkt, daß alle diese eleganten Herren und Damen, diese Coryphäen und Notabilitäten in Politik, Kunst, Wissen, Börse und Literatur doch nur ein Theil der zahlreichen Besucher waren, die man dem Hôtel an diesem Abend hatte zuströmen sehen.

Aber wo waren sie, diese Männer in oft sehr fadenscheinigen Röcken und Mänteln, die sich wahrhaftig nicht für den Salon von Fürsten und Marquisen eigneten, diese Männer mit den markirten, scharfen, kühnen, oft von Noth und Sorgen, ja vom Hunger abgehagerten Gesichtern, Männer in den verschiedensten Altern, oft in der Blouse des Arbeiters oder Handwerkers

– andere, denen der Soldat unverkennbar auf der Stirn geschrieben stand, auch wenn die tiefe Narbe, der fehlende Arm das alte Kriegshandwerk nicht bekundet hätten. Und wieder andere, deren Kleidung zwar armselig war und die Dürftigkeit zeigte in jenem großen Kampfe um's Dasein, und die man doch nur mit einem Blick anzuschauen brauchte, um zu wissen, daß sie den vornehmsten Ständen, den feinsten Formen des Umgangs angehört hatten und jetzt um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens kämpfen mußten.

Und doch auf allen diesen Gesichtern ein Ausdruck fester Entschlossenheit, oft fanatischen Willens, wilden Hasses! ungebrochenen Stolzes bei all' der jämmerlichen Noth und Sorge.

Diese Männer betraten freilich nur den äußeren Hof des Palais. Ein alter, reich galonirter Diener, der sie mit scharfem Blick musterte und die meisten zu kennen schien, machte nur eine einfache Bewegung mit dem Daumen der linken Hand, und sie schienen diesen Wink zu kennen; denn sie wandten sich nach einigen Schritten gegen das im hellen Gasflambeaux strahlende Portal des Palais links ab, wo es dunkler war und verschwanden in dem Schatten einer Mauer, die hier das Palais mit dem von der Familie Czartoryski gestifteten polnischen Mädchen-Pensionat verbindet.

Hier an einer kleinen Thür stand ein Mann in einfacher Kleidung, dem jeder der Ankommenden leise seinen Namen nannte, indem er die Worte der französischen Legende der Fürsten-Familie hinzufügte: *Le jour viendra!* – worauf ihm die Thür geöffnet wurde, und er in einen matt erleuchteten Gang trat, der zu einem Hintergebäude führte.

Diese Männer, die hier eintraten gehörten der großen polnischen Emigration von 1830 und 46 bis in die neueste Zeit an, und zwar demjenigen beträchtlichen Theil derselben, welche sich durch Eid und Unterschrift dem Central-Comité untergeordnet hatte.

Wenn irgend ein Platz in Paris durch die Erinnerungen seiner Umgebungen zu einer Stätte und Schule der Revolution sich eignen kann, so ist es sicher die Insel des heiligen Louis, auf welcher das Hôtel Czartoryski liegt, die durch die Pont St. Louis mit der Cité und durch mehrere andere Brücken mit den Quais des nördlichen und südlichen Seine-Ufers verbunden wird, von dem Justiz-Palast bis zur Brücke d'Arcole, die nicht etwa von der Heldenthat des ersten Napoleons, sondern nach dem jungen Mann den Namen hat, welcher in den Juli-Tagen von 1830 das Volk gegen die königlichen Garden führend, auf der Mitte der Brücke unter ihren Kugeln fiel. Ist doch das nahe Hôtel de Ville seit den 300 Jahren seiner Existenz<sup>1</sup> stets die Zufluchtstätte aller pariser Revolutionen gewesen; 1652 erstürmten es die Anhänger Condé's und ermordeten die Schöffen; hier war das oft blutige Hauptquartier der Generale in den Kriegen der Fronde; hier ward 1759 nach der Erstürmung der Bastille Bailly von den pariser Wählern zum Maire ernannt, – zeigte sich Ludwig XVI. vom Balkon dem tobenden Volke mit der Jakobinermütze und der dreifarbigem Kokarde, die doch sein verfallenes Haupt nicht retten konnte; – in dem Thronsaal hielt während der ersten Schreckenszeit die berühmte Commune, vor der sich selbst der Convent beugte, bis zum 9. Thermidor ihre Sitzungen, welcher mit dem Sturz Robespierres, der im Nebenzimmer des großen Saales den Selbstmordversuch machte, auch ihre Macht brach; von einem Fenster des Thronsaales aus proklamirte am 28. Juli 1830 Lafayette Louis Philipp als die ›beste Republik‹; vor einem der Thore sprach Lamartine am 26. Februar 1848 gegen die rothe Fahne, die im Juni desselben Jahres wiederholt gegen das Stadthaus anstürmte. Und als ob dämonische Erinnerungen nach dem Wort

---

<sup>1</sup>Begonnen von Franz I. 1515 – vollendet von Heinrich II.

des Dichters stets neue Dämonen gebären müßten, – wer erinnert sich nicht der furchtbaren Tragödie, welche die neue Commune in diesen Mauern aufführte!

Der große Saal, in welchem das Central-Comité der Emigration an diesem Abend seine wichtige Berathung halten sollte, war gedrängt voll, denn wenn auch die wichtigeren Gegenstände dieser Berathung den 43 Mitgliedern allein überlassen blieben, hatte zu diesen öffentlichen Sitzungen doch jedes Glied der Emigration, das sich dem Comité unterworfen hatte, Zutritt und seine Stimme bei den allgemeinen Beschlüssen. Diese mußten immerhin nicht ohne Bedeutung sein, denn es war das Auftreten mehrerer der renommirtesten Führer angezeigt.

Unter diesen Männern, – den Soldaten der Revolution – herrschte indessen ziemlich wenig Einigkeit, jener Erbfeind der polnischen Nation, der allen ihren blutigen Opfern immer wieder den Erfolg entzogen hat und wohl die Hauptursache ist, daß ein selbstständiges Polen zu existiren aufgehört hat, und die Nation sich nach dem Fall ihres letzten Königthums nie wieder ihren alten Glanz hat erringen können.

Wir haben bereits in früheren Kapiteln gesehen, wie auch unter dem Revolutionscomité in Warschau, der bereits etablirten, sogenannten National-Regierung schon vor ihrem öffentlichen Auftreten wieder Hader und Zwiespalt zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei ausgebrochen war, die nur mühsam von der Leitung in Paris unterdrückt wurden. Es hatten sich Gruppen gebildet, in denen die brennenden Fragen lebhaft debattirt und namentlich die Nachrichten über die letzten Vorgänge in Warschau besprochen wurden. Der und Jener hatte Privatnachrichten erhalten und bei dem großen Interesse, das die Emigration an Allem nahm, was von daher kam, wurde jede Mittheilung verschlungen.

Es waren in der That seit den letzten Scenen, den letzten Tagen des Februars,<sup>1</sup> die unsere Darstellung beschrieben, verschiedene wichtige Ereignisse in Warschau eingetreten, welche die Spannung zwischen der Volksbewegung und der Regierung noch vermehrt hatten.

Das vom 3. März datirte Manifest des Kaisers Alexanders, welches die Leibeigenschaft im ganzen russischen Reiche aufhob, hatte am 17. von allen Kanzeln des Reichs, also auch von den polnischen verlesen werden müssen. Am 26. folgte die Veröffentlichung eines kaiserlichen Ukas, welcher den Polen Wiederherstellung des Staatsraths für das Königreich Polen, Errichtung von wählbaren Gubernial-, Kreis- und Municipalräthen und einige andere Veränderungen zusicherte. Der verhaßte Direktor des Innern, Staatsrath Muchanoff, dessen Entfernung die polnischen Deputationen verlangt hatten, war am 23. März entlassen worden und hatte sich nur unter großer Gefahr aus Warschau flüchten können, da seine Abreise auf den, von den Mitgliedern der Verschwörung ganz influirten Eisenbahnen voraustelegraphirt wurde. Der Marquis Wielopolski trat an seine Stelle.

Aber alle diese Bewilligungen wurden von der Revolutionspartei nur als Zeichen der Schwäche angesehen und die Forderungen des städtischen Ausschusses und der Comité's steigerten sich in Anmaaßungen und Demonstrationen gegen den Statthalter von Tage zu Tage, bis ein kaiserlicher Befehl von Petersburg am 6. April eintraf, welcher den polnischen landwirtschaftlichen Verein, als den Hauptsitz der revolutionären Bewegung aufhob. Schon am 2. April waren auch die Versammlungen in der kaufmännischen Ressource geschlossen worden. Dies hatte große Aufregung in Warschau verursacht. Vom 3. bis 7. April hatte der

---

<sup>1</sup>1. Band, Seite 364 ff.

Statthalter Fürst Gortschakoff die fortwährenden Volksdemonstrationen ungehindert betreiben lassen und dies den Glauben an die Hilflosigkeit und Schwäche der Regierung nur vermehrt. Als aber am 8. eine von den geheimen Führern geleitete Volksmasse an dem Credit-Institut, wo der polnische landwirthschaftliche Verein seine Sitzungen hielt, den polnischen Adler angebracht und den russischen verhüllt hatte und nun vor den Palast des Statthalters demonstrierend zog und auf die wiederholte Aufforderung, sich zu zerstreuen nur mit tumultuarischem Hohngeschrei und Steinwürfen antwortete, gaben die russischen Truppen Feuer, wodurch zehn Personen getödtet wurden.

Jetzt wiederholten sich alle die Scenen vom Februar; die Leichen wurden durch die Straßen geschleppt, ganz Warschau legte Trauer an, und verlangte die feierliche Bestattung der ›Opfer der Tyrannei! Ein Klagegeschrei mit den gehörigen Ausschmückungen ging durch die ganze liberale Presse Europas, und Deputationen forderten in Wien, Paris und London Beistand und Schutz für die Revolution.

Leider hatte sich der Statthalter auch diesmal einschüchtern lassen und zur großen Erbitterung der Generale, die sich vollkommen stark erklärten, die Emeute mit Gewalt zu unterdrücken, allen den Forderungen der Deputationen sich nachgiebig gezeigt. Schon war die Civilgewalt Null geworden und die Revolution hatte sich deren bemächtigt. Krank und gebrochen, unfähig den Anforderungen einer so ernsten Zeit zu genügen, bat der Fürst um die Enthebung von seinem Posten. Das waren die Nachrichten, die mit hundert aufregenden Details und Ausschmückungen in Paris circulirten und mit einem gewissen Jubel von den Leitern der Bewegung aufgenommen und nun zu weiteren Agitationen benutzt wurden.

Wir haben nun den Leser aus der allgemeinen Versammlung der Emigration in die Berathung des Central-Comité selbst einzuführen, dem nicht bloß die erwählten 43 Mitglieder, sondern auch verschiedene andere der Agitation angehörige und für die zu fassenden Beschlüsse wichtige Personen beiwohnten.

#### BEI DER KAISERIN!

Paris ist Frankreich, und zur Zeit unserer Darstellung durfte man mit Recht sagen, daß die Tuileries Paris waren!

Jedes Land, jede Stadt, jedes Haus haben ihre Geschichte, aus denen sich die ganze große der Welt aufbaut wie Quellen einen Bach, die Bäche einen Fluß, die Flüsse einen Strom bilden, der dem Meer seinen Tribut zollt.

Auch die Tuileries haben ihre Geschichte, die schließlich ein guter Theil der Geschichte Frankreichs ist.

Zur Zeit Karl II. (1387–1422) befanden sich hier noch außerhalb der Ringmauern von Paris, die großen Ziegeleien, die dem späteren Palast den Namen gegeben haben. Der Bau desselben wurde 1564 mit dem großen Mittelpavillon (dem späteren Pavillon de l'Horloge) begonnen, Heinrich IV. vergrößerte den Bau mit den beiden Pavillons an den Enden der Front nach dem späteren Park zu, dem Pavillon der Flora (nach der Seine-Seite) und den Pavillon Marsan (nach der jetzigen Rue Rivoli zu); er war es auch, der die erste Verbindung mit dem innerhalb der alten Stadtmauern belegenen Louvre herstellte, eine politische Tactik, um, wie er sagte, nach Belieben, innerhalb und außerhalb der Mauern von Paris residiren zu können, dessen liebe Bürgerschaft von jeher einen großen Hang gehabt hat, ihre Könige unter dem

Daumen zu halten, wenn sie es nicht vorzog, ihnen einen kleinen Dolchstich zu versetzen oder den Kopf abzuschneiden.

Ludwig XIII., sein Sohn, vollendete die Verbindung; Ludwig XIV., der bei allen seinen großen Fehlern doch Großartiges für Kunst und Wissen schuf, ließ durch die Architekten Levau und d'Orbay die sehr zerfahrenen Stylarten des Baues zu einem architektonischen Ganzen vereinigen. Wiederholt haben die Tuilerien zum anerkannten Residenzpalast gedient. Hier wurden an dem blutigen 10. August 1792 die treuen Leibwachen des Königthums, die Schweizergarden vom eingedrungenen Volk niedergemetzelt; der erste Consul wählte die Tuilerien zur Residenz, später zum kaiserlichen Palast, indem nach der Restauration, gleichsam um sein Andenken zu beschimpfen, die Bourbons wieder ihr Hoflager nahmen. Die Revolution von 1830 räumte das Königsschloß zwar wieder von den Bourbons, aber nur um Achtundvierzig die Orleans daraus zu vertreiben. Die provisorische Regierung bestimmte das Gebäude zu einem Invalidenhaus für Arbeiter; während des blutigen Juni-Aufstandes diente es als Hospital für die Verwundeten. Der Kaiser Louis Napoleon erhob es wieder zu seiner Residenz.

Gegenwärtig ... Throne werden zertrümmert, werden es nicht auch die Paläste, in denen sie stehen ... ?!

Erst als die schöne Spanierin in das Kaiserschloß einzog, wurde es einer neuen gründlichen Ausstattung unterzogen, deren Pracht und Eleganz allerdings das Möglichste leistete.

Die Kaiserin Eugenie machte bekanntlich gern selbst Politik, und so geschah es, daß die Abende ihrer Cercles mit Bewilligung des Kaisers nicht bloß dem Vergnügen dienten, sondern fast noch mehr der Politik – ja der Kaiser selbst bestimmte oft die Einladungen. Außerdem proklamirten und octroyirten diese Gesellschaften, in denen man je nach Belieben tanzte, sich unterhielt, musicirte, Tableaux stellte und zwanzig andere Unterhaltungen trieb, der Welt ein noch gewaltigeres Herrscherthum, als das der Bonaparte – die *Mode!*

Wer Paris besuchte, hat damals, als sie noch standen in ihrem vollen Glanz, nicht die Tuilerieen besucht und den Glanz ihrer Einrichtungen bewundert? aber nur Wenigen gelang es, in die Apartements der schönen Kaiserin Zutritt zu erhalten, die sich im Erdgeschoß des südlichen Flügels, dem Pavillon de Flore, befanden, in den Räumen, die einst die unglückliche Marie Antoinette bewohnt hatte.

Nur die großen Bälle und Hoffeste fanden in den Staatsgemächern des ersten Stockwerks statt, in dem Theatersaal, dem Salon de la Chapelle, dem *Salle de la paix*, dem *Salle des Marechaux*, dem Salon d'Apollo, dem prächtigen Thronsaal, dem Salon Louis XIV. und der Dianen-Gallerie. Hinter dieser reihten sich die Privat-Gemacher des Kaisers an.

Die Donnerstag-Gesellschaften fanden in den Salons der Kaiserin statt – die Pracht der Ausstattung dieser Räume war in der That feenhaft und wechselte bei der großen Liebe der Kaiserin für Luxus und Mode nicht selten.

Wir haben den Leser an diesem Abend in diese Apartements der Kaiserin der Franzosen und der Toiletten zu führen.

Die Herrschaft der Crinoline begann eben ihrem Niedergange, das heißt der Verkleinerung jener riesigen Ballons von Band und Stahlreifen, sich zuzuneigen, und bereits hatte die geheimnißvolle Maschinerie des Zusammenklappens jener Ballons ihren Weg begonnen, ja einzelne Tonangeberinnen und emancipirte Geister, wie die kecke Fürstin Metternich hatten bereits gewagt, die Mongolfiere ganz fortzulassen und zum einfachen Fall der Robe oder zur

Schleppe zurückzukehren. Man tastete noch – der kühne Gedanke, den Umfang der ganzen Robe auf einen luftigen Hinterbau zu concentriren, war noch nicht ausgesprochen, und die Toiletten waren etwas romantisch.

Der »kleine Cercle«, das heißt der intimere Kreis, wurde in dem letzten, dem sogenannten grünen Salon der Kaiserin gehalten, an den sich dann ihr Boudoir, das Schlaf- und die beiden Garderobezimmer anschlossen. Im Entrée zu den Apartements befanden sich zunächst zwei Huissiers, an der Thür zum ersten Salon zwei Kammerdiener und in diesem einer der Kammerherrn der Kaiserin. Die Vorfahrt erfolgte an der Thür im Tuilerienhof.

Als die Equipage der Gräfin Moltke in der ziemlich langen Reihe der Wagen vorfuhr und die beiden Damen ausgestiegen waren, trafen sie mit der Groß-Hofmeisterin der Kaiserin, der Prinzeß d'Eßlingen, der Schwiegertochter des alten Marschalls Masséna, zusammen, die eben eingetreten war, einer großen stattlichen, ernsten Dame von majestätischer Haltung, der die Gräfin ihr Kompliment machte. »Guten Abend meine Beste,« sagte die Dame, »wen bringen Sie uns denn da, um den Flor unserer jungen Damen zu vermehren?«

Die Gesandtin stellte Edda vor.

»Ah, ich habe davon gehört – eine junge Schwedin – nein Dänin, und Sie sind Braut und wollen Ihr Trousseau in Paris wählen? Da rathe ich Ihnen das Brautkleid von Mademoiselle Vignon zu nehmen.«

»Und den Schmuck von Moiana – er hat gegenwärtig den besten Geschmack.«

»Entschuldigen Sie, liebe Feray,« sagte eine junge frische Stimme, »er hat wohl ganz hübsche Brillanten, aber er kommt Fossin und Lemonier bei Weitem nicht gleich in den Rubinen.«

»Was Sie nicht wissen, beste Baronin,« sagte die vorige Sprecherin, Madame Feray, die Gemahlin des Generals, die Tochter des Marschall Bugeaud, des Siegers vom Isly, eine liebe gute Dame, obschon nicht sonderlich im Aeußern begabt, weshalb sie oft das Stichblatt der anderen Palastdamen war.

»Ich berufe mich auf das Urtheil von Madame Marnegia, die Autorität ist in Allem, was Colliers betrifft,« beharrte die Baronin Pierres, die allerliebste Tochter des amerikanischen Generals Thore, der in dem ehemaligen Hôtel der Madame Adelaide d'Orleans so hübsche Soiréen gab. »*Monsieur le baron de Pierres* behauptet zwar, es ginge jetzt Nichts über die Toiletten der kleinen Saint Valérie, aber ich traue diesen Herrn vom Jockey-Klub nicht ganz.«

»Ich habe in der That auf den Wunsch meines Bräutigams meinen *corbeille* bei Madame Valérie bestellt,« berichtete die bereits von Damen umdrängte junge Dänin.

»In welcher Kirche werden Sie getraut? Notre-Dame?«

»Verzeihen Sie, Frau Herzogin – ich bin Protestantin.«

»Ah – Schade – ich hätte mir sonst sicher das Vergnügen gemacht!«

»Aber meine Damen – Sie vergessen, daß wir Ihrer Majestät noch nicht unsere Cour gemacht?«

»Wird heute getanzt werden, Frau Prinzessin?«

»Da müssen Sie Madame Metternich fragen, die entscheidet gegenwärtig!«

»Wenn Oberst Beaumont da ist – sonst nicht!«

Ein leises Kichern lief durch den Kreis, der sich langsam vorwärts schob.

Fräulein Halsteen hielt sich dicht zu ihrer Patronesse, aber obschon sie die Augen fest zur Erde geschlagen hatte, bemerkte sie doch recht wohl, daß die Augengläser der Herren im nächsten Salon sehr dreist auf sie gerichtet waren als eine neue Erscheinung und sie fühlte

sich verwirrt und befangen, bis die Hand der Gräfin Moltke die ihre drückte. »Wir sind an der Reihe!« im nächsten Augenblick sah sie sich vor der Kaiserin und machte dem Beispiel der Gräfin folgend ihre tiefe Verbeugung.

»O, unsere nordische Schönheit,« sagte freundlich die Kaiserin, – »ich muß Jemanden suchen, Fräulein Halsteen, dem ich Sie als Telemach übergebe, denn hier in dem Kreis von uns alten Frauen, wird sich eine junge Braut schwerlich behaglich fühlen, obgleich Sie vielleicht da Manches für den künftigen Ehestand lernen könnten – Nun, wen wähle ich da gleich, Madame Claire . . . nein, kommen Sie, Sie schüchterne Rose der Bretagne, die für die Herrn nur Dornen hat – kommen Sie Fräulein von Kervague und nehmen Sie sich dieser jungen blonden Schwester etwas an.«

Die junge Hofdame näherte sich schüchtern und bot Fräulein Halsteen die Hand. Es ließ sich wirklich nichts Reizenderes denken, als diese beiden jugendlichen Gestalten, beide schüchtern und verlegen, bis die schöne Engländerin die Marquise de las Marismas ihnen zu Hilfe kam. »Erlauben Ihre Majestät, daß ich mich ihnen zugeselle, um sie glücklich durch jene Wahldebatte zu bringen, die der Herr Prinz Mürat so eifrig verfehlt.«

Die Kaiserin lachte. – »Zur Strafe, Vetter, sollen Sie Großmeister des Occidents werden, Prince, wenn Sie im Orient durchfallen. Warum wollten Sie auch nicht leiden, daß die Logen von Frankreich ein wenig Politik treiben, wo jetzt Alles Politik treibt. Schicken Sie den jungen Paladin, Ihren Sohn mit diesen Damen, er mag die Herrn vorstellen.«

Der Prätendent auf den Thron von Neapel, dessen Erscheinen heute im Cercle der Kaiserin und die huldvolle Weise, mit der er ausgezeichnet wurde, schon vieles Aufsehen erregt hatte, unterbrach sein Gespräch mit dem Kaiser, um seinem Sohn, dem Prinzen Mürat einen Wink zu geben, dann wandte er sich wieder zu seinem hohen Verwandten. »Euer Majestät dürfen versichert sein, daß der Prinz Napoleon sich mit größtem Eifer um die Großmeisterschaft der Logen bemüht, und ich fürchte, wenn er sein Ziel erreicht, wird er den Einfluß der Maçons in einer Weise benutzen, die Euer Majestät manche Verlegenheit bereiten wird.«

»Sie müssen jedenfalls diesen Brief zurücknehmen, die Ausdrücke sind selbst für den Prinzen zu stark. Dieses Duell darf nicht stattfinden.«

»Herr von Persigny hat nicht als Cavalier gehandelt, Euer Majestät davon zu unterrichten, als ich ihn mit Marschall Magnan um den Dienst bat . . . «

»Herr von Persigny,« unterbrach ihn der Kaiser streng, »ist zunächst mein Minister und Chef der Polizei – also willigen Sie ohne Weiteres ein!«

»Aber Sire – ohne alle Revanche – man hat heute wieder in den italienischen Blättern diesen angeblichen Brief Eurer Majestät an mich aufgefrischt.«

»Ich werde ihn morgen als gefälscht im ›Constitutionel‹ bezeichnen lassen. Uebrigens sollte ich meinen, *mon cousin*, daß Ihre Anwesenheit heute Abend genugsam die Gerüchte widerlegt, daß ich Ihnen mein Wohlwollen entzogen hätte.«

Der Sohn des Soldatenkönigs, den die Bourbons im Schlosse von Pizzo erschießen ließen, verbeugte sich. »Was kann ich Eurer Majestät so bestimmt ausgesprochenem Willen gegenüber thun.«

»Sie werden mich dankbar finden. Noch Eins – suchen Sie den Baron Pierre von seiner Opposition gegen Fould im Jockey-Club abzubringen – ich brauche ihn bei der bevorstehenden Anleihe zu nöthig, denn wenn England nicht von diesen Intriguen im Orient zurücksteht –«

»Euer Majestät haben da mit der Erklärung des Pascha's einen Meisterzug gethan.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, indem Eure Majestät erklärten, unter allen Umständen an dem Vertrag festzuhalten und beim Ablauf der stipulirten Frist Syrien von den französischen Truppen räumen zu lassen.«

»Frankreich, lieber Vetter, hat bei der syrischen Occupation nur als Mandatar europäischer Großmächte gehandelt, und muß seine Vertragspflicht lösen – a – der Herr Admiral – er kommt gerade zur rechten Zeit.«

Der Admiral Barbier de Tynan, derselbe welcher die französische Flotte von Gaëta geführt und seitdem keineswegs in besonderer Gunst bei der Kaiserin stand, war gekommen, um sich bei der hohen Dame zu verabschieden, da er schon am nächsten Morgen nach Toulon gehen sollte. Auf einen Wink des Kaisers näherte er sich der Gruppe, die sich jetzt um den Kaiser gebildet hatte und zu der auch Fürst Metternich und der britische Gesandte getreten waren. »Es freut mich, Sie noch zu sehen, Herr Admiral,« sagte der Kaiser laut, »um Ihnen nochmals meinen Willen zu wiederholen. Sie werden die französischen Truppen unter allen Umständen am 1. Juli einschiffen, aber Sie werden auf der Rhede von Beyrut verweilen, bis es dem neuen christlichen Kaimakan des Libanon gelungen ist, seine volle Autorität herzustellen, wie die hohe Pforte zu thun sich verpflichtet hat. Und wenn nach der Einschiffung der bisherigen Occupationsarmee von muhamedanischer Seite auch nur eine einzige Gewaltthat gegen einen der christlichen Bewohner des Libanon noch verübt wird, so lassen Sie, ohne auf weitere Instruktionen zu warten, sofort zunächst die vier Bataillone Marine-Infanterie mit den sechszehn Geschützen landen und besetzen Beyrut und Damascus; denn dann ist es Frankreich als solches, welches die Occupation zum Schutz der mißhandelten Christen aufnimmt, nicht die Occupation der Tractat-Mächte. Ich wünsche Ihnen glückliche Fahrt!«

Der Admiral verbeugte sich und verließ gleich darauf die Salons; Lord Cowley hatte sich mit dem Fürsten Metternich in den nächsten Salon zurückgezogen und hielt dort eine eifrige Unterredung mit ihm, aus der der weitergehende Seemann nur die Worte des Fürsten noch hörte:

»Ich sage Ihnen, Mylord, er wird ganz Europa für sich haben, wenn er es thut, und ebenso Oesterreich, wenn es in Bosnien und die Herzegowina einrückt; denn der Barbarismus, der dort verübt wird, erschöpft alle Geduld. Oder wünschen Sie vielleicht, daß Rußland es thut?«

Der Kaiser war auf einen der Neueingetretenen zugegangen und hatte ihn an der Hand genommen, um ihn selbst der Kaiserin vorzustellen. Es war ein Mann von Mittelgröße, röthlichem offenem Gesicht und kurz geschnittenen grauen Haaren und einem starken Ansatz zum Embonpoint, fast eine Figur wie der Kaiser selbst.

»Erlauben Euer Majestät,« sagte er, »Ihnen Herrn von *Lesseps*, den Direktor der Aktiengesellschaft zur Erbauung des Suez-Kanals vorzustellen, einen Mann von so hohen Verdiensten, daß sie erst die Zukunft, wie dies ja oft bei großen Erfindern und Entdeckern der Fall, gebührend würdigen wird. Es ist eine Ehre für Frankreich, dies schon in der Gegenwart gethan zu haben.«

Die Kaiserin unterhielt sich sehr huldreich mit dem großen Spekulant, den der englische Hochmuth so thöricht hatte fallen lassen, wie einst der erste Napoleon den ersten Erfinder der Dampfmaschine.

»Sie kommen jetzt aus Aegypten Herr von *Lesseps*?«

»Direkt von Cairo und Alexandrien!«

»Es muß interessant sein, im Lande der Pyramiden zu reisen, ich möchte es wohl einmal sehen!«

»Wenn mein großes Werk vollendet ist, und der Suez-Kanal eröffnet wird, was, wie ich zu Gott und dem Schutz Seiner Majestät des Kaisers hoffe, in sieben oder acht Jahren der Fall ist, werde ich die Ehre habe, Euer Majestät an diese Worte erinnern zu dürfen!«

»Mein Versprechen darauf. Doch Herr von Lesseps bis dahin dauert es nach Ihrer eigenen Versicherung noch lange Zeit. Was bringen Sie uns unterdeß für Neuigkeiten vom Nil? Wir haben noch kürzlich aus Cairo gehört – ein junger Ordonnanzoffizier des Kaisers ist aus China durch Aegypten gekommen.«

»Herr von Boulbon?«

»Ah, Sie kennen ihn?«

»Ich habe nur seinen Namen nennen hören bei Gelegenheit der Erzählungen, die in Cairo von den merkwürdigen Abenteuern circuliren, welche einigen Reisenden in der Lybischen Wüste passirt sind, die mit Herrn von Boulbon von China gekommen waren.«

»Ei das ist schön, das wird ja unsere Damen interessiren, die Herrn von Boulbon förmlich immer umlagern, um von seiner schönen Russin und ihren Smaragden sich erzählen zu lassen. Will nicht einer von den Herrn so freundlich sein, Herrn van Boulbon – ich sah ihn bereits – hierher zu rufen.«

Einige Augenblicke darauf erschien der neue Ordonnanz-Offizier des Kaisers, der mit dem Fürsten von der Moskwa gekommen war.

»Herr Graf,« sagte die Kaiserin, – »hier Herr von Lesseps erzählt uns eben von einer Expedition von Reisenden, die von – wo sagten Sie doch, daß Ihr englischer Begleiter Sie verlassen hatte?«

»In der Bai von Arkiko, Majestät!«

»Und dieser Herr hieß?«

»Viscount von Heresford!«

»Ist es derselbe, Herr von Lesseps?«

»Zu Befehl, Majestät!«

»Und dieser Herr ist mit seinen Begleitern glücklich in Cairo angekommen?«

»Euer Majestät verzeihen, ich habe nicht gesagt glücklich, sondern nur, daß man von Abenteuern erzählt, die ihm in der Wüste passirt sind, und denen er ohne die wunderbare Dazwischenkunft seines Veters, des Grafen Juan da Lerida noch kurz vor Erreichung des Ziels erlegen wäre.«

»Lerida – der Conde Don Juan da Lerida, dem wir von Biarritz her Dank schuldig sind,« sagte die Kaiserin – »und den wir in Compiegne diesen Herbst wiedersehen werden?! Hören Sie meine Damen, die Sie immer so viel von diesem Herrn sprechen, Claire – Frau von Rochambeau und selbst unsere schüchterne Angelique!«

Die beiden Damen standen bereits so nahe, als es die Hofsitte erlaubte und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, mit ihnen noch eine Andere, Fräulein Halsteen, die zu ihrem Erstaunen hier den Namen hörte, den ihr Madame Santarez so dringend empfohlen.

»Was ist's mit dem Abenteuer und wo sind diese Herrn geblieben?«

»Der Viscount von Heresford mit seiner Gesellschaft ist in die Hände der Ismaëlitzen, oder Assassinen, einer berühmten, im ganzen Orient gefürchteten Räuber- und Mörderrotte gefallen und, wie erzählt wurde, nur durch die Treue und Klugheit eines arabischen Knaben

gerettet worden. Durch die Wüste bis zum Nil, bis in die Nähe von Assuan verfolgt, haben sie dort noch ein scharfes Gefecht zu bestehen gehabt, wobei ihnen durch einen glücklichen Zufall der Vetter des englischen Herrn zum Glück zu Hilfe kam. Sie verweilen jetzt in Ghizeh, da einer der Herren, die den Grafen begleiteten, schwer bei jenem Gefecht verwundet wurde und sie ihn nicht verlassen wollen.«

»Welcher? kennen Sie seinen Namen?« frug – die Vorschriften der Etikette in einer Theilnahme verletzend, hastig der Ordonnanz-Offizier.

»Ein Franzose – einer der Freiwilligen von Gaëta – Marquis von Saint Brie, wenn ich mich recht erinnere!«

»Was haben Sie, Madame?« flüsterte Fräulein von Kervague ihrer Begleiterin zu, als sie deren Arm in dem ihren bei der Nennung dieses Namens erzittern fühlte. »Kennen Sie diesen Herrn?«

»O nein – es ist nur ein seltsames Zusammentreffen, da eine Freundin von den westindischen Inseln mir heute ihn nannte.«

»O, ich erinnere mich – Herr von Saint Brie, aus einer unserer ersten Familien stammend, hat glaube ich, einige Zeit bei Verwandten auf den französischen Antillen zugebracht. Wenn es Sie interessiert, kann ich meinem Vetter, dem Marquis de la Houdinière, der dort hinter dem Kaiser steht, den Auftrag geben, sich bei Graf Boulbon oder Herrn von Lesseps näher zu erkundigen.«

Die Kaiserin, nachdem sie dem Erbauer des Suez-Kanals noch gedankt, hatte sich erhoben und ging auf den Arm der Herzogin von Rochambeau gestützt durch die Salons.

Die Gesellschaft war jetzt in Bewegung – das Erheben der Kaiserin war stets das Zeichen, daß die kleine Cour nun vorüber war, und Jedermann thun und sich amüsiren konnte, was und wie er wollte.

Man sah daher rasch sich Gruppen bilden, die sich zum Theil mit den prachtvollen Albums und Kupferwerken beschäftigten, theils plauderten oder sonst unterhielten.

»Was haben Sie da, Fürstin?« frug die Kaiserin, als die Fürstin Metternich mit einem ganzen Stoß weißer Porzellanteller und Untertassen beladen, aus dem Garderobezimmer der Kaiserin kam, gefolgt von einem Diener, der eine brennende einfache Lampe und eine Schachtel mit Streichhölzern trug.

»Eine neue Kunst, Majestät, die ich neulich in München von einem dieser großbärtigen und burschikosen Herrn Maler im Salon der Fürstin von Schönburg-Hartenstein gelernt, die sich als Beschützerin dieser Herren Künstler gerirt. Eine allerliebste Spielerei, Grau in Grau, die uns viel Unterhaltung gewähren soll. Sie soll aus dem Klub des berühmten Hofbräu stammen, und der Erfinder heißt – beinahe wie das Fräulein dort – Halsteen – Kalstein.«

»Wie nennen Sie die Kunst?« – Es war Gesetz in den Abendunterhaltungen der Kaiserin, daß Jeder mit irgend etwas Neuem oder einem Talent zur Unterhaltung beitrug.

Die hübsche Fürstin Metternich, eine geborene Ungarin, des bekannten tollen Sportsmann Grafen Sándor Tochter, hatte sich an einen kleinen Tisch gesetzt, auf dem Teller und Lampe standen. Die Kaiserin setzte sich zu ihr. »Nun Pauline, wie heißt Ihre Kunst?«

»Nebelbilder haben wir bereits, Majestät – wir wollen sie Rauchbilder nennen.«

»Müssen Sie etwa dazu rauchen?« frug lächelnd die Kaiserin – »das darf ich heute des Beispiels wegen nicht gestatten – ich glaube, der Kaiser wäre der Erste! . . . «

Es war bekannt, daß die Fürstin Metternich, die bereits die vertraute Freundin der Kaiserin zu werden begann, trotz des besten Kavaliers neben allerlei anderen Excentricitäten ihre Cigarre rauchte.

»Euer Majestät erlauben, wir können den Dampf, den wir brauchen, uns auf andere Weise präpariren. Meine Damen und Herren,« fuhr sie fort, den Ton der Marktschreier am *chateau d'eau* parodirend, »Sie erblicken hier einen reinen Porzellan-Teller, wie ihn die Natur – wollt' ich sagen, die Manufactur von Sèvres erschaffen hat, rein und unschuldig. Nun halte ich diesen Teller über die Lampe, lasse ihn nicht von der Cultur, sondern von dem Oelqualm der Lampe belecken, und siehe da, Sie haben eine totale Finsterniß auf diesem unschuldigen Tellerboden, so schwarz wie die Erbsünde, oder die Rosenfarbe ist, die Seine Majestät noch immer nicht gefunden haben!«

»Sie sind eine Spötterin, Fürstin,« sagte der Kaiser lächelnd mit dem Finger drohend – »ich hoffe Sie in diesem Frühjahr mit einem Bouquet schwarzer Rosen zu überraschen.«

»Dann werde ich mir erlauben, eine gelbe beizubinden« sagte die Fürstin galant, »und wir werden einen Strauß gebunden haben, den ich für Frankreich und Euer Majestät schon lange wünsche.«

Der Kaiser lachte: »Aber ohne italienische oder preußische Dornen, wenn ich bitten darf. – Was aber nun weiter?«

»Ja, meine Damen und Herren,« fuhr die Fürstin fort, wenn die Schwärze der Erbsünde so rasch zu tilgen wäre, wie dieser Qualm« – sie fuhr mit einem Tuch über die vom Rauch geschwärzten Stellen, – »dann brauchten wir armen Frauen nicht unsere Beichtväter zu bemühen – husch, so wäre der Teller wieder rein, und wir können auf ein neues Portrait für die schwarze Sünde denken; denn meine Damen und Herren, dieser Teller ist in diesem Augenblick nichts Anderes, als eine präparirte Leinwand auf der Staffelei, und in diesem Schwefelholz,« sie zog ein solches aus der Dose, – »besitze ich einen Pinsel, der sich mit dem des Herrn von Winterhalter in Hexerei und Geschwindigkeit messen kann, wenn er mir auch nicht so viel einbringen wird, daß ich davon ein Landhaus in Bondy kaufen kann!« Und sie begann mit vielem Geschick das seitdem sehr in Mode gekommene Spiel einer Rauchzeichnung, indem sie den Teller über dem Lampenschwaden drehte und wendete, um je nach Bedürfniß mehr Schatten oder Licht aufzusetzen.

Dann, als sie das Bild, das mit so einfachen Mitteln hergestellt war, zeigte, erklang ein allgemeines: Brava! Vortrefflich! – Es war der wohlgetroffene Kopf des Kaisers.

»Allerliebste!« sagte die Kaiserin, – »nun meine Damen und Herrn, rasch an die Arbeit!« – und sie vertheilte Teller und Schwefelhölzer. In einigen Augenblicken war der ganze Kreis am Zeichnen.

»Nun Louis,« sagte die Kaiserin vertraulich – »wollen Sie nicht auch Ihr Talent in der ›schwarzen Kunst‹ versuchen?«

»Pardon – ich beschäftige mich nicht gern mit einem so unsicheren Elemente. Lassen sich die Zeichnungen nicht fixiren, Frau Fürstin?«

»O, ich glaube wohl – mit einem Lack und nochmaligen Brennen des Porzellans – ich habe gesehen, wie es die Damen in Berlin machen mit ihren Farben-Malereien!«

»Gut – dann will ich morgen diesen Teller nach Sèvres schicken und Ihr Kunstwerk zum Andenken fixiren lassen.«

»Dann erlauben Majestät nur noch ein paar Striche,« und sie nahm den Teller ihm aus der Hand und zeichnete mit einigen Strichen über den Kopf eine schwebende Krone.

»Fertig?«

»Fertig Sire – bis auf ein paar Edelsteine im Reif.« Und sie hob den Teller, um ihn nochmals über den Qualm zu halten.«

»Nimm Dich in Acht, Pauline, – das Sèvres-Porzellan ist feiner und kostbarer – aber es hält nicht so viel aus als das Berliner!«

»Wahrhaftig – schade!« Es hatte leicht geknackt – als sie den Teller eilig zurückzog und ihn besehen ließ, hatte der Boden leider einen Sprung erhalten, der über den Kopf des Kaisers durch die nachträglich gezeichnete Krone lief.

»Thut Nichts!« meinte lächelnd der Kaiser – »man macht die Kronen nicht aus Porzellan, sondern aus Metall, und ich bin schon zufrieden, daß die Feuerprobe mir den Kopf ganz gelassen! Bitte schöne Fürstin – geben Sie her, ich muß wenigstens den Kopf fixiren lassen und zum Andenken behalten.«

Der kleine Zufall schien doch die Lust an neuen Spielwerk verdorben zu haben, die Kaiserin erhob sich und die ganze Gesellschaft beeilte sich, das so eifrig begehrte und bemalte Geräth auf die Seite zu setzen.

Fürst Richard Metternich, der österreichische Gesandte und der Gemahl der kleinen überaus zierlichen und pikanten, nur allzusehr selbst gemalten Malerin stand wie zufällig neben dem Kaiser.

»Lassen mich Euer Majestät gnädigst versichern, daß eine österreichische Hand sicher niemals an die Krone Frankreichs tasten wird, im Gegensatz, es ist der Wunsch meines Souverains, sie so fest und – so groß als möglich auf dem Haupt Eurer Majestät zu sehen. – Eine Regulirung der deutschen Verhältnisse wird dazu am Besten die Hand bieten.«

Der Kaiser warf dem Sprecher einen scharfen Blick zu und trat einen Schritt zurück, der ihn aus der Umgebung des bisherigen Kreises um den Tisch brachte, Herr von Metternich war ihm gefolgt.

Sogleich lichtete sich die Umgebung des Kaisers, der Hof zog sich in die Nähe der Kaiserin, die ein bezeichnender Blick ihres Gemahls getroffen hatte.

»Euer Majestät kostbare Zeit,« sagte der Diplomat, »wollte ich nicht erst durch die Bitte um eine Audienz in Anspruch nehmen und bitte daher um Erlaubniß, Euer Majestät im Auftrage meines Souverains den Dank für Euer Majestät Beistand auszudrücken, der Revolution den Weg durch Dalmatien und Bosnien zur Insurgirung Ungarns und der polnischen Landestheile abzuschneiden.«

»Sagen Sie Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph, daß ich mich stets freuen werde, Hand in Hand mit ihm zu gehen, und diesen ewigen Agitationen, die uns von jenseits des Kanals herüberkommen, endlich den Kopf zu zertreten.«

»Nach meiner unvorgreiflichen Meinung,« bemerkte der Fürst, »kann das nur an zwei Stellen geschehen.«

Der Kaiser blickte nochmals auf.

»Am Rhein und am Bosphorus,« sagte auf den fragenden Blick der Diplomat.

Der Kaiser nickte leicht ohne zu antworten. Dann sagte er: »Ich weiß, Fürst, daß ich Sie zu den Freunden Frankreichs zählen darf. Ihr Lieblingsgedanke einer Alliance zwischen Frankreich, Oesterreich und England dürfte dann freilich noch einige Zeit hinausgeschoben bleiben.«

»Mein Wunsch, Sire, ist nur, daß dies nicht zu lange dauern möge. Ich mag Euer Majestät nicht verhehlen, daß diese deutschen Verhältnisse in Wien einige Unruhe verursachen – die Entente zwischen den Kabinetten von Berlin und Petersburg ist noch mehr im Steigen, als es schon unter dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm IV. der Fall war.«

»Man hat mir gesagt, daß der jetzige preußische Gesandte in Petersburg ein großer Freund der russischen Alliance wäre. Man müßte ihn von dort weg an einen andern Ort zu bringen suchen, wo er mehr – wie soll ich sagen – unter paralsirender Beaufsichtigung stände.«

»Herr von Bismarck ist ein entschiedener Gegner Oesterreichs, auch Graf Rehberg ist davon überzeugt.«

»Um so wünschenswerther wäre es. London oder Paris sind freilich die einzigen Orte, wo der König ihn hinsenden würde.«

»Herr von Bismarck,« sagte der Diplomat anscheinend wenig erbaut von der Idee, »hat ja noch nicht den Rang eines Botschafters, kann also auch nach einem andern Ort gesandt werden – er würde vielleicht in Rom oder Kopenhagen in diesem Augenblicke gute Dienste thun, selbst in Constantinopel oder Turin.«

Ein leichtes Lächeln flog über das Gesicht des Kaisers, doch verbarg es seine Gewohnheit, die Spitzen des Schnurbarts zu drehen.

»Sie wissen, Fürst, daß ich im Sommer in das Lager von Chalons gehen werde. Ich hoffe, Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph oder doch einen der Herren Erzherzöge dort zu sehen – fragen Sie gefälligst bei Gelegenheit unter der Hand an, ob eine Einladung willkommen wäre. Der König von Schweden wird im Lauf des Sommers Paris besuchen.«

»Ich werde nicht verfehlen von Euer Majestät wohlwollender Gesinnung Bericht zu erstatten. Euer Majestät wissen nur, daß der Kaiser Franz Joseph in dieser Zeit mit den deutschen Verhältnissen . . . «

»Ah – die Trias-Idee« – schaltete der Kaiser ein, »Herr von Seebach hat mir sehr angelegentlich davon gesprochen, und ich billige sie vollkommen – es ist ja wohl der Gedanke des Herrn von Beust?«

»Es ist die einzig berechtigte Lösung dieser unangenehmen Rivalität am Bundestag,« bemerkte der Botschafter »und es freut mich, daß sie auch den Beifall Eurer Majestät hat. – Aber namentlich auch sind es die auftauchenden Wirren in Ungarn und Galizien, welche die Thätigkeit meines Souverains in Anspruch nehmen werden, nachdem wir über die Drohungen gegen Venetien, Istrien und Südtirol durch die Zusicherungen des Herrn von Thouvenel beruhigt sind.«

»Ich kann es nur billigen,« sagte der Kaiser, das Gespräch beendigend, »wenn Ihre Regierung sehr energische Maßregeln in Ungarn und den Provinzen an der Adria ergreift. Meine Schiffe bleiben einstweilen vor Ancona stationirt.«

Er wandte sich mit der leichten und liebenswürdigen Weise, die ihm im Gegensatz zu der schroffen Manier des ersten Napoleons eigen war, und ihn im Gespräch selbst mit ganz untergeordneten oder abschlägig zu bescheidenden Personen auszeichnete, von dem Botschafter

und sprach bald darauf den englischen Gesandten und den großen, ihm persönlich befreundeten, damals grade in Paris sich aufhaltenden Manchestermann Richard *Cobden* an, um sich mit ihnen über den im Senat eben heftig von dem Admiral Romain Desfosses und Kardinal Mathürin angegriffenen Fischerei-Vertrag mit England zu unterhalten, den der Admiral für einen Stoß in's Herz der französischen Marine erklärt hatte, für den die Engländer Herrn Cobden ein Denkmal neben Nelson setzen müßten.

Als die Kaiserin den früheren Kreis verlassen, warf sie sich mit jener Behaglichkeit, welche auch die vornehmsten Damen in diesem Thema zu finden pflegen, in den sogenannten Tagesklatsch, dem es in diesem Augenblicke an einer Menge pikanter Gegenstände nicht fehlte. Schwebte doch außer dem Brochüre-Proceß mit seinem Anhang von Anekdoten und der Patterson-Klage des Prinzen Napoleon die Angelegenheit des Conde'schen Erbes von 60 Millionen, welche die geschickten Intriguen der Marquise von Feuchères dem Hause Orleans in der Person des – damals freilich noch Knaben – Herzog von Aumale gesichert hatte und vor Allem der skandalöse Prozeß der Mademoiselle Caillard, die Brochüre des Prinzen Peter Bonaparte, des abenteuerlichen Republikaners gegen den Herzog von Aumale, die wenigstens Courage zeigte und zunächst noch der Prozeß Mirès, der den Einblick in die Fäulniß der pariser Gesellschaft so kraß enthüllen sollte, daß man ihn und seine Enthüllungen als den Vorläufer der späteren Prozesse gegen Stroußberg, die wiener Minister-Agiotage und das berliner Gründerthum bezeichnen darf.

Der Prozeß Caillard erregte namentlich die Theilnahme der Damenwelt für die wahrhaft scandaleusen Details der Debatten.

Ein erst siebenzehnjähriges speculatives Mädchen, eine Nichte Eugen Sue's, hatte sich, unterstützt von ihrer unsauberen Verwandtschaft einem etwas simplen jungen Edelmann aus der Provinz, dem Marquis von Grolie-Virville, an den Hals geworfen und ihn zu einer Heirath vermocht, bloß um sich den Titel einer Marquise zu verschaffen. Gleich nach der Trauung hatte die junge Dame, eine Schönheit ersten Ranges, sich dem Gemahl zu entziehen gewußt und ihn von sich gewiesen, während sie mit ihrem Liebhaber, einem Lion des Jockey-Clubs, auf Reisen ging. Endlich hatte der verliebte und düpirt Ehemann auf Scheidung geklagt, die kirchliche Trennung erlangt und wollte nun vor Gericht der spekulativen Dame das Recht streitig machen, seinen Namen und Titel zu führen, was diese vertheidigte. Halb Paris war auf Seite der Spekulantin und ihres Liebhabers, der in größter Angst schwebte, bei einer gerichtlichen Scheidung die saubere Demoiselle heirathen zu müssen, und die berühmtesten Advokaten, wie der greise Chaix d'Est-Ange, plaidirten in dem Prozeß.

Man hatte eben die Nachricht gebracht, daß am Mittag der Gerichtshof der Seine sein Urtheil zu Gunsten der »jungfräulichen« Gattin erlassen, und verhandelte die Details, wobei die Kaiserin bemerkte, das Interesse der Pariser nehme sie kein Wunder, nachdem die Gesellschaft erst vor drei Abenden das Scandalstück der Madame de Solms »*Quand on n'aime plus trop, l'on aime plus assez!*« in der Mailandstraße applaudirt habe, als sich der erste Kammerherr, der Sohn des Grand-Maitre ihres Hauses näherte und ihr einige Worte sagte.

»Sagen Sie Seiner Hochwürden, ich würde ihn sogleich empfangen,« befahl sie und erhob sich – »eine kleine Angelegenheit meines Aumoniers, des Abbé Bauer, meine Damen, und Sie wissen, daß die Kirche und die Armen stets dem Vergnügen vorgehen.«

Sie stützte sich leicht auf den Arm ihrer Oberst-Hofmeisterin, als sie ihrem Kabinet zuschritt. »Wer ist der Prälat?« fragte sie leise den Kammerherrn, »den der Herr Erzbischof zu so ungewohnter Zeit einführt.«

»Seine Hochwürden der Herr Bischof von Auch!«

»Ah, dann ist es etwas Anderes und Sie haben Recht gethan, ihn zu melden.«

Der Kammerherr öffnete ehrerbietig die Thür des Kabinets, die Kaiserin befand sich vor dem ersten geistlichen Würdenträger von Paris, dem Groß-Almosenier-Kardinal und Senator *Morlot*, der bisher den Interessen des Kaiserthums sehr günstig sich erwiesen hatte, und einem zweiten Geistlichen.

Der Kardinal begrüßte die Kaiserin mit seinem Segen. »Seine Eminenz der Herr Erzbischof von Auch,« stellte er vor, »ist eben von Rom angekommen und hat sich beeilt, den Segen des heiligen Vaters für Ihre Majestät zu überbringen mit einem Briefe Seiner Heiligkeit für Seine Majestät den Kaiser und einem von Seiner Hand geweihten Gebetbuch für Sie.«

Die Kaiserin reichte dem Erzbischof die Hand. »Ich danke Ihnen Monsignore, daß Sie keinen Augenblick gezögert haben, mir so kostbare Gaben zuzustellen,«

»Eure Majestät,« sagte der Erzbischof, »würden die Gnade, mit der Sie mich zu empfangen geruhen, noch vermehren, wenn Sie geruhen wollten, das Schreiben Seiner Heiligkeit sogleich lesen lassen zu wollen. Der Heilige Vater hat mich beauftragt, diese Bitte besonders Eurer Majestät an's Herz zu legen. Der Inhalt des Briefes könne ein großes Unglück verhüten, das Seine Heiligkeit und die ganze katholische Christenheit tief betrüben würde.«

Obschon die Kaiserin gewohnt war, in jener Zeit fast täglich mit Klagen von Rom in dieser oder jener Form bestürmt zu werden, blieben die Worte des Kirchenfürsten doch nicht ohne Eindruck und sie gab sofort mit der auf ihrem Arbeitstisch stehenden Glocke ein Zeichen, worauf die stets in dem Entrée der zwischen dem Salon und dem Kabinet der Kaiserin liegenden Antichambre sich aufhaltende Kammerfrau sogleich eintrat.

»Sein Sie so gut, liebe Malaret, Herrn von Tascher zu benachrichtigen, daß ich Seine Majestät sogleich zu sprechen wünsche!«

Die Kammerfrau entfernte sich und die Kaiserin unterhielt sich einige Augenblicke, das Gebetbuch, das Geschenk des Papstes in der Hand haltend, nach dem Gesundheitszustand des Heiligen Vaters und des Cardinal Antonelli sich erkundigend, bis der Kaiser eintrat.

»Ah, willkommen, Eminenz,« sagte er freundlich »Warum haben Sie unsere Soirée nicht beehrt, es wird heute nicht getanzt.«

»Euer Majestät wissen,« sagte der Kardinal, »daß ich durchaus Nichts dawiderhabe, erlaubten Vergnügungen beizuwohnen. Aber wir wollten Euer Majestät in keiner Weise stören.«

Die Kaiserin reichte den Brief, den der Prälat auf den Schreibtisch vor ihr niedergelegt hatte, ihrem erlauchten Gemahl. »Vom Heiligen Vater,« sagte sie, – »ich bitte Sie Louis, lesen Sie ihn sogleich.«

Der Kaiser schien es nicht für so eilig zu halten, er wandte sich vielmehr zu dem Erzbischof: »Sieh da, Monsignore Delamarre, ich hörte davon, daß Sie nach Rom gereist wären.«

»Ich bin heute daher zurückgekehrt,« sagte der Prälat, den versteckten Vorwurf der unterlassenen Anzeige in der Frage übergehend.

»Ich muß mich darum bekümmern, Herr Erzbischof, da ich ja ganz besonders zu Ihrem Sprengel gehöre.«

»Zu meiner Diöcese, Sire – ich glaubte, das sei die Diöcese des Herrn von Morlot.«

»Auch Auch!« sagte lächelnd der Kaiser mit seiner Kenntniß der deutschen Sprache ein Wortspiel machend. »Wissen Sie nicht, daß seit Ludwig XIV. alle Souveraine Frankreichs von Rechtswegen auch Kanonici der Kathedrale von Auch sind?«

Der Kaiser annectirte sehr gern die legitimistischen Erinnerungen. »Sire, das ist wahr,« sagte der Kardinal Morlot, »aber Sie wollen sich geneigtest auch erinnern, als ältester Sohn der Kirche nicht zu vergessen, daß die Souveraine Frankreichs auch Kanonici der Kirche von Sanct Johann im Lateran zu Rom sind.«

Der Kaiser machte ein verdrießliches Gesicht bei dieser Lection, aber er antwortete nicht.

»Sire,« bemerkte die Kaiserin, die entstandene Pause unterbrechend, »dieser Brief ist von dem Pathen unseres Sohnes.«

»Das ist wahr, Madame, Sie erinnern mich zu rechter Zeit.« Er wandte sich nach dem Licht, so daß er dem Groß-Almosenier den Rücken kehrte und erbrach den Brief.

Während er das Schreiben des Heiligen Vaters las, – es war der Brief, in welchem Papst Pius zuerst dem Kaiser die Nachricht von dem neuen Complot mittheilte, das Felix Pyat in London zu seiner Ermordung anzettelte, eine Mittheilung, welche die später ermittelten Thatsachen vollständig bestätigten.

Ehe er solche Bestätigungen erhalten hatte, war der Kaiser immer etwas ungläubig und gleichgültig in solchen Dingen, da Warnungen und Entdeckungen von angeblichen Verschwörungen ihm in Unzahl zukamen und sich meist als Spekulationen auf Belohnung erwiesen.

»Wieder eine dieser lächerlichen Verschwörungen,« sagte er lächelnd zu dem Kardinal, »mit denen man mir Furcht einzujagen sucht. Ich sollte meinen, ich habe den Herrn nun genugsam bewiesen, daß ich nicht so leicht zu schrecken bin – das Leben der Herrscher steht in Gottes Hand. Nur der eigenthümliche Weg, auf welchem mir diese Nachricht zukommt, – über Rom! – macht sie mir wichtiger, und ich bitte Euer Eminenz, in Ihrem nächsten Bericht an Seine Heiligkeit meinen besonderen Dank für diese freundliche Warnung auszusprechen, was ich bei erster Gelegenheit auch noch selbst thun werde.«

»Wenn die Warnung vor einer Bedrohung Ihres Lebens, Sire, von einer solchen Seite kommt, sollten Sie dieselbe wirklich nicht so leicht nehmen, Sire. Sie wissen, die heilige Kirche hat viele Gelegenheiten, Dinge zu erfahren, die dem Auge und Ohr des Laien ein undurchdringliches Geheimniß bleiben.«

Der Kaiser lächelte. »Sollten Euer Eminenz es wirklich für möglich halten, daß der alte Verschwörer Blanqui, denn um diesen handelt es sich, wie ich Ihnen ohne Weiteres sage, von dem Gewissen der Art gerührt sein sollte, daß er sich in seinem 56. Jahr dem Beichtstuhl in die Arme wirft? Doch ich gestehe, die in der freundlichen Warnung des heiligen Vaters angeführten Details sind wirklich der Art, daß sie wohl Beachtung und Prüfung verdienen. Es wäre sehr natürlich, daß der alte Verschwörer, der seine eigenen Freunde an Taschernau<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>In den Papieren des Julikönigs wurde bei der Plünderung der Tuilerieen ein Dokument gefunden, das die detaillirtesten Enthüllungen über die früheren Complicen Blanquis in den früheren Verschwörungen gegen Louis Philipp enthielt, wegen deren Theilnahme Blanqui mehrfach zu Gefängniß, nach der Emeute vom 12. Mai 1839 mit Barbès vom Pairshof sogar zum Tode verurtheilt, von Louis Philipp aber zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt worden war. Man schrieb diese Enthüllungen Blanqui selbst als Preis für seine Begnadigung zu, und Taschernau, Mitglied der Constituante und der Legislative (nach dem Staatsstreich Administrator der kaiserlichen Bibliothek) ließ diese Geständnisse seines früheren Agitations-Genossen nach der Demonstration vom 17. März (gegen die Constituante) an der Spitze seiner *Revue rétrospective* unter dem Titel: »Geständnisse ... gemacht vor dem Minister des Innern« erscheinen.

verrieth, seine zehnjährige Haft in Belle-Isle an mir rächen will, obschon ich wahrhaftig nichts dazu kann. Ich werde den Brief noch diesen Abend an Pietri schicken, – bloß Ihnen zur Beruhigung, Madame.«

Er wandte sich gegen die Kaiserin, als der Erzbischof rasch auf sie zueilte. »Um Gotteswillen, Ihre Majestät sind unwohl! Rufen Sie um Beistand, Eminenz.«

In der That war die Kaiserin auf die Rücklehne ihres Sessels gesunken und schien ohnmächtig geworden, doch hatte sie sich rasch erholt, bevor noch der Kardinal die Schelle erreichen oder der Kaiser die Kammerfrau herbeirufen konnte.

Sie hatte, während der Kaiser den Brief las und mit den beiden Prälaten über den Inhalt sprach, aufmerksam darauf hörend, das in Sammet und Gold gebundene kleine Gebetbuch – eine Gabe, die sie alle Jahre vor ihrem Geburtstag empfing – zwischen den Fingern hin und herbewegt und dabei die goldenen Klammern geöffnet; ihr Auge fiel, als sie das Buch aufschlug, auf einen wie ein Merkzeichen zwischen den Blättern liegenden Papierstreifen, auf dem zwei Zeilen in Chiffreschrift geschrieben waren:

»Der Kapitain Don Diaz Cavalho, genannt Don Rosario Gusman befindet sich im Vatikan – so lange E. M. der Interessen der Kirche eingedenk bleibt.«

»Es ist unnöthig, Sire,« sagte die Kaiserin rasch sich erhebend und das Papier in ihrem Busen verbergend – »die Besorgniß um diese neue Gefahr für Sie hat mich schwach gemacht, aber mit Energie und dem Gebet des heiligen Vaters, unterm Schutz der Kirche, der treuesten Stütze Frankreichs, werden Sie auch diesen Feind besiegen. Ich bitte Sie – beunruhigen Sie die Gesellschaft nicht, mein Befinden ist schon besser.«

Die Energie der Kaiserin schien selbst ihr Aeußeres zu beherrschen, und nach einer kurzen Ruhe, in welcher der Kaiser sich auf das Zärtlichste für sie besorgt zeigte, konnte sie sich erheben, um zur Gesellschaft zurückzukehren, obschon der Kaiser es widerrieth.

»Sire – Sie kennen die Zeitungen – warum unsere Freunde beunruhigen? –« Bereits in der Thür wandte sie sich noch einmal zum Erzbischof zurück: »Wer, Monsignore hat Ihnen dieses kostbare Geschenk Seiner Heiligkeit für mich übergeben?«

»Seine Eminenz, der Herr Kardinal Staatssecretair sandte es mir noch im Augenblick meiner Abreise.«

»Ich danke Ihnen – und nun Hochwürdiger Ihren Segen!«

Die Kaiserin neigte sich graciös und empfing den Segen des Kardinals. – Bald nachher verkündete das Rollen der Equipagen, daß der ›Cercle‹ beendet war.

Als der Kaiser auf der eisernen Wendeltreppe, die aus den Gemächern der Kaiserin zu den seinen emporführt, nachdem er noch von der Admiralin Bruat den Bericht über das Befinden des ›Kindes von Frankreich‹ entgegen genommen hatte, nach seinem Kabinet gelangt war, blieb er einige Zeit in ernstem Nachsinnen vor seinem Arbeitstisch, während er den lang entbehrten Genuß der selbst bereiteten Papiercigarette von türkischem Tabak nachholte.

Dann schellte er.

»Ist Monsieur Mocquard noch im Kabinet?«

Herr Mocquard schien stets auf seinem Posten zu sein und trat schon nach wenigen Augenblicken ein.

»Eure Majestät befehlen?«

»Schicken Sie die Abschrift dieses Briefes an Pietri – eine zweite an den Grafen Flahault und sprechen Sie meine Verwunderung aus, daß ich eine solche Nachricht erst von Rom

aus erhalten muß. – Dann, und das ist das Wichtigste, beauftragen Sie den Prinzen La Tour d’Auvergne, durch unsere gewöhnliche Quelle am Hofe sondiren zu lassen, ob der König Wilhelm geneigt ist, einer Einladung in das Lager von Chalons Folge zu geben? In diesem Fall werde ich die französischen Garden dahin senden. Oder ob er eine Einladung zu den Jagden in Compiègne vorziehen würde? Die Anfrage muß mit der größten Discretion behandelt werden und mit dem nächsten Kurier abgehen. Gute Nacht, lieber Mocquard – ich denke, wir werden Beide der Ruhe bedürfen.«

Der Kabinetschef entfernte sich.

»Ich wünschte,« sagte der Kaiser leise vor sich hin, die letzten Züge seiner Cigarette von sich blasend – »dieser König Wilhelm ließe sich für meine Intentionen gewinnen; er ist mir weit sympathischer, als der Kaiser Franz Joseph, in dessen Natur immer etwas Unsicheres, Unentschlossenes liegt. Das Opfer, das der König bringen würde, kann doch nicht in Betracht kommen, gegen diese Vergrößerung Preußens, die ich ihm bieten kann. Die Trias-Idee ist eine Lächerlichkeit und Oesterreich wird sie schwer bezahlen. Der Gedanke eines neuen Rheinbundes paßt in diesem Augenblick nicht mehr für Frankreich, dem nur große Allianzen von Nutzen sein können.«

Er gab das Zeichen für den zur Nachttoilette harrenden Kammerdiener.

---

Es war ein Uhr, als der Wagen der Gräfin Moltke den Tuilerienhof verlassen hatte und die Quais entlang fuhr, da die Gräfin am anderen Seine-Ufer in der Nähe des Quais Heinrich IV. eine Freundin absetzen wollte, ehe sie Fräulein Halsteen nach dem Hôtel brachte.

Am Pont de la Constantine, dort wo die Schwimmschule des Hôtel Lambert liegt, in der Cité, hielt eine Ansammlung von Neugierigen sie auf – der Kutscher parirte die Pferde, und der Lakai trat an den Schlag der über den Verzug ungeduldig gewordenen Dame.

»Was giebts da, Jean?«

»Nichts, Gnaden – man hat eben nur einen Ertrunkenen aus der Seine gezogen.«

Die Damen lehnten sich tiefer in den Fonds zurück, denn ein Paar Männer, umgeben von dem Pöbel, der sich stets des Nachts in den engen Straßen und auf den Brücken der Cité umhertreibt, gleich als hätte die Nähe des Justizpalastes und der Conciergerie eine besondere Anziehungskraft für ihn, begleiteten die Leiche heulend und pfeifend.

»Er kann noch nicht lange im Wasser gelegen haben,« sagte eine Stimme, »der Körper ist ja fast noch warm.«

»Bringt ihn in’s Hôtel Dieu, vielleicht ist er noch in’s Leben zu rufen!«

»Bah – wenn er hätte leben wollen, wäre er nicht in die Seine gesprungen. Fort mit ihm nach der Morgue!«

»Schade um die guten Kleider,« sagte ein Anderer – »die schluckt nun wieder der lange Tom.<sup>1</sup> Es muß ein Fremder sein.«

»Bringt ihn zum Baron Kisseleff,«<sup>2</sup> sagte eine tiefe Stimme – »der wird ihn sicher kennen!«

Der Wagen hatte Platz gefunden und fuhr über die Brücke. Fräulein Halsteen hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel. »Eine so riesige Stadt,« sagte sie. »hat des Nachts in der That etwas Schauerliches.«

---

<sup>1</sup>Ein bekannter Wächter der nahe gelegenen Morgue.

<sup>2</sup>Der russische Gesandte.

Die pariser Dame, um deren Willen man den Umweg gemacht, und die mit der Neugierde der Pariserinnen und ihrer Liebhaberei für das Aufregende aus dem Fenster der Karosse gesehen hatte, meinte naiv:

»In der Nähe der Inseln<sup>1</sup> fehlt es niemals an pikanten Szenen.«

»Schade – es war ein hübscher noch junger Mann mit schwarzen Locken – ich konnte das Gesicht deutlich sehen, als sie unter dem Gas vorüberkamen. – Ah – da sind wir zur Stelle! Tausend Dank beste Gräfin für die Gefälligkeit!«

#### ZWEI BRÄUTE!

Sie saß in tiefen Gedanken auf dem Divan, verschiedene Gegenstände lagen auf dem Tisch vor ihr, mit denen sie sich beschäftigt zu haben schien, – unbedeutende Kleinigkeiten – verwelkte Blumen, ein kleines Album mit Photographien, ein anderes mit eingeschriebenen Versen und Sinnsprüchen, ein altes Band, dazwischen ein grober Männerhandschuh. – Einige Gegenstände hatte sie von dem buntem Kram zurückgelegt, sie sollten sie begleiten, sie allein von all' den Jugenderinnerungen, unter denen sie eben Musterung gehalten und von denen sie Abschied genommen hatte, – denn draußen im Salon standen zwei wohlgepackte Koffer und das braunseidene Reisekleid lag neben der glänzenden Brautrobe von weißem Atlas mit den kostbaren Spitzen garnirt, – sie sollte ja beide morgen tragen: die Brautrobe und das Reisekleid.

Ja wohl, sie hatte Abschied genommen von all' den Erinnerungen ihres Mädchenlebens, – es hatte Mühe gekostet, sich all' den Besuchen und Freundschaftsbeweisen zu entziehen, die sie noch bis zur späten Abendzeit bestürmt hatten, um endlich sich in ihr Schlafzimmer zurückziehen und noch eine Stunde sich selbst und jenen Erinnerungen widmen zu können. Es waren ja so Viele, die sie in Anspruch genommen für sich, oder ihr kleine Gaben bringen wollten zum Andenken. – Keiner schien sie vergessen zu haben, mit dem sie hier in der fremden Weltstadt in Berührung gekommen war – hatte doch selbst die schöne Kaiserin von Frankreich ihrer gedacht, die ihr doch nur so flüchtig genaht und einen prächtigen Zweig von den verhängnißvollen Orangeblüthen durch die Hand des Fräulein Angelique von Kervague geschickt, auf dessen dunkeln saftgrünen Blättern zwei Thautropfen funkelten, und diese Thautropfen waren Diamanten.

Dort unter dem Spiegel funkelte anderes. Geschmeide – das Perlen-Collier, mit großen Türkisen eingefast, das ihr der Bräutigam am Nachmittag überbracht, und der Conferenrath hatte ein schweres Bracelet von den gleichen Steinen und Perlen hinzugefügt.

Ja – sie war sehr glücklich, die junge Braut, – so hatte wenigstens die kleine Josephine gesagt, die morgen ihre liebste, liebste Edda zum Altar geleiten sollte, und vor Vergnügen über all die Trousseau-Pracht den ganzen Nachmittag wie närrisch im Salon umhergetanzt und wohl zehn Mal den Orangezweig sich selbst vor dem Spiegel ausprobiert hatte.

Nur Madame Margaritta Santarez hatte ihr ernst und still beim Scheiden die Hand gedrückt und ihr in die Augen gesehn und gesagt: Schlafen Sie diese Nacht noch recht glücklich – es ist die letzte ohne Sorgen und Schmerzen!

Ja – gewiß – sie war sehr glücklich; – als der Vater sie beim Gute Nacht auf die Stirn geküßt und sie umarmt, hatte sie zum ersten Mal – Thränen in seinen sonst so kalten diplomatischen

---

<sup>1</sup>De la Cité und Saint Louis – der interessanteste Theil des alten Paris mit seinen reichen historischen – zum Theil schrecklichen Erinnerungen.

Augen gesehn und er hatte ihr gesagt: daß es Thränen der Zufriedenheit mit seinem einzigen Kinde wären.

Ja, auch der barsche wackere Kapitain Lautrec hatte ihr Glück gebracht; denn als er am Nachmittag direkt vom Bahnhof kommend in das Boudoir polterte und sich beinahe auf das prächtige faltenreiche Brautkleid in seiner Ermüdung geworfen hätte, – hatte er ihr da nicht schon unter der Thür zugerufen. »Abgemacht! – ich müßte den alten Lautrec nicht kennen, wenn er seinen Willen und Auftrag nicht hätte durchsetzen sollen. Bei allen sechsundneunzig Kompaßstrichen, habe sie gut zusammengeritten, die Landhaifische und Advokaten! Die ›Josephine‹ ist unser, prächtig aufgetakelt; wie Sie selber morgen nur sein werden mit all dem Plunder da! Kein Nagel fehlt vom obersten Flaggenknopf bis zum Kiel – eine wahre Herrlichkeit der ganze Schooner, und es muß eine Lust sein, mit ihm durch die Wellen zu streichen. Beim großen Monkbar, ich ginge am Liebsten selbst mit dem wackern Jungen und dem schönen Schiff, wenn ich das Wettermädel, die andere Josephine da, die keinem soliden Steuer gehorchen will, nicht erst unter gehörige Seegel und Schiffskommando bringen müßte. Donnerstag, wenn der Wind stehen bleibt und die Passagiere an Bord sind, gehts unter Seegel. Alle Donnerwetter sollen drein schlagen, wenn unsere gute Freundin Madame Santarez nicht eine Kajüte hat, wie eine Kaiserin von Frankreich!«

Dann hatte er ihr die Abschrift des Kaufkontrakts des Schiffes und seines Scheinvertrages mit dem neuen Besitzer und Kapitain der schönen Josephine gegeben, an welcher der Herr Hansen Nichts zu ändern gefunden als den Namen, und die kleine Creolin hatte sie durchaus überreden wollen, sich noch am Abend von Monsieur Alexandre, dem ersten Haarkünstler von Paris frisiren zu lassen und lieber die ganze Nacht mit dem Lockenbau in steifer Haltung sitzen zu bleiben, als eine so geschickte Hand an dem Ehren- und Glückstage entbehren zu müssen.

Ja – sie war sehr glücklich! gewiß! Darum hatte sie auch eben das silberne Filigran-Kreuz an die Lippen gedrückt, das letzte Geschenk ihrer längst verstorbenen Mutter, als diese aus dem wunderbaren ›Citronenlande‹ von der sonnigen Riviera zurückgekehrt war, wo sie Heilung gesucht für die kranke Brust! – und wohin sie morgen auf den Flügeln des Dampfes ziehen sollte, nicht mit kranker heilbedürftiger Brust, sondern frisch und kräftig zu den Wonnen der Liebe! – gewiß, darum hatte sie auch eben in so tiefen Gedanken das kleine weiße Täfelchen von Bananenseide so achtlos um die Finger geschlungen, dessen Spinnengewebe sie doppelt durch den Ring hätte ziehen können, den ihr morgen der Bräutigam an den schlanken Goldfinger der rechten Hand stecken sollte, und das ihr der Kapitain eines Tages geschenkt hatte aus den kleinen Raritäten, die er aus Indien mitgebracht hatte, der Kapitain, den der alte Lautrec so glücklich mystificirt hatte, und der morgen ihr Schwager sein sollte!

...

»Wer hat Dir den Brief gegeben – keine Unwahrheit,« frug sie hart und scharf. »Sie selbst?«

»Ja Missus – sie selber, – es sein noch keine Stunde her! Missus Adda haben aber kleinem Malacca Mann befohlen, bösen Brief nicht eher abzugeben, als bis Missus ganz allein sein, und haben Sucky gehorchen müssen, da Missus Adda kommandiren über große, schwarze Schlange, die armen Indier das Gehirn aus seinem Schädel saugen können.«

Sie hatte den Brief geöffnet und gelesen, während der Malaye sie verstohlen mit ängstlichen Blicken bewachte. In tiefen Gedanken las sie den Brief und las ihn immer wieder von

Neuem, ehe sie zu einem Entschluß kommen konnte, während große Thränen auf das kleine Tuch in ihrer Hand troffen.

»Sucky,« sagte der Laskare und zog sich an der Schläfelocke, die er nach Art der Matrosen von der Scheerung seines Schädels sorgfältig reservirt hatte, als wolle er sich den Kopf damit abreißen – »Sucky sein schlechter Kerl, nicht besser als dummes Meerschwein. Haben Sahib Kapitain versprochen, mit seinem Leben zu wachen über Missis Edda, und haben nicht einmal Muth gehabt, sich lieber von schwarzer Schlange die Augen ausbeißen zu lassen, als Missis Edda Thränen in die Augen zu bringen, die doch hunderttausend Mal mehr werth sein, als die seinen. Bei Mahomed, Sucky sein elender Bursch, wie soll Sucky wagen mögen, zu treten vor Massa Kapitain, da er nicht mal kann machen unschuldige Lüge, wenn Sahib Kapitain ihn so ansehen mit sein großen Augen!«

»Tröste Dich, armer Bursch – nicht Du bist es, der mich weinen macht. Du thatest nur Deine Pflicht, mir diesen Brief zu bringen, und es ist gut und klug von Dir, daß Du damit gewartet, bis sie mich endlich Alle allem gelassen. Ich weiß, Du bist treu!«

Der Malaye legte die Hände gekreuzt über die Brust, »O, Missis, Sucky gehn für Missis durch das höllische Feuer, springen in die See, wenn Haifisch rings um Schiff schwimmen.«

»Nein Sucky, ich habe keineswegs die Absicht, Deine Treue auf so schlimme Proben zu stellen,« sagte sie lächelnd. »Du sollst mir nur einen weniger gefährlichen Dienst leisten. Bleibt das Hôtel die ganze Nacht geöffnet?«

»Sein das Thor immer offen und Portier immer in sein Logement, damit Herrschaften nicht gestört werden in Nachtruh' durch Glocke.«

»Man kann also, ohne daß es auffällt, das Hôtel zu jeder Zeit verlassen?«

»Jeden Stunden, Tag und Nacht, Missis.«

»Auch eine Dame?«

»Gehen viele Missus ein und aus, jeden Augenblick. Haben Frauenzimmer hier große Freiheit, mehr als in andern Ländern.«

Er blickte sie verwundert an.

»Und Du weißt die Wohnung von mei . . . von Miß Adda!«

»Sein nur ein Mal dort gewesen, aber sehr leicht zu finden, brauchen nur Fiakre zu sagen: Da – da . . . o, Missis, vortreffliche Einrichtung. Wissen Fiacre so genau Bescheid in diese große Stadt, wie Hochbootmanns Maat in jede Winkel von Schiff.«

»Gut denn – Rue Saint Georges – Rue de la Victoire! – ein kleines spanisches Hôtel. Du sollst mich auf einem Ausgang begleiten, wenn unsere Leute alle schlafen. Es darf Niemand darum wissen, weder mein Vater, noch mein Bräutigam – Niemand, außer Dir!«

»Yes – yes! – Sucky verstehen sehr gut!«

»Dann geh' und komme wieder, sobald Alles ruhig ist!«

Der Laskare schlich auf den Fußspitzen hinaus, man hörte kaum, daß er die Thür öffnete, so durchdrungen war er von seinem Auftrag.

Edda legte einige passende Kleidungsstücke zurecht, einen dunklen Mantel, – einen unscheinbaren schwarzen Hut und großen Schleier. Dann ordnete sie vollends die kleinen Gegenstände auf dem Tisch, legte die eine Hälfte in das Schubfach einer Kommode, die andere kleine, sehr kleine in eine Schachtel, oben auf das genueser Kreuz von Silber-Filigran, das Geschenk ihrer Mutter. Als sie das Bananentuch in die Hand nahm, schwankte sie lange, wohin sie es legen solle – endlich mit einem unbeschreiblichen Aufblick tiefen Seelenschmerzes

drückte sie es an das Herz und die Lippen und legte es in die Schachtel, die sie sogleich schloß und umschnürte.

»Warum soll ich es nicht bewahren, ist es denn überhaupt dem Herzen möglich, auch die Erinnerung zu vernichten? – und weiter – will ich ja Nichts!«

Die Thür öffnete sich leise, das Bronze Gesicht des Laskaren schaute herein.

»Ist sich Alles still, ganz still, Missis Edda – rühren sich keine Maus mehr in Corridor!«

»Komm herein, Sucky und hilf mir den Mantel umnehmen. – So, nun bin ich fertig! Lösche die Kerzen aus und komm.«

Sie huschte hinaus und drehte den Schlüssel der Thür, nachdem der Laskare ihr gefolgt war. Es war, wie dieser ihr gesagt, Alles still in dem nur matt erleuchteten Korridor. Der Malaye ging voran – trat, wie sie ihn instruiert, an die Glasloge des Portiers, ihn in seinem Kauderwälsch verständigend, daß er noch einmal ausgehen müsse, und während dessen huschte Edda Halsteen aus dem Portal und wandte sich nach dem Platz des Palais Royal, auf dem es die ganze Nacht über nicht an harrenden Fiakren fehlt.

Sobald sie dem Kutscher den Ort bezeichnet, stieg sie mit Sucky ein und der Wagen rollte fort.

Das erwähnte kleine Hôtel wird seit langen Jahren von einer Spanierin gehalten. Es hat etwas Heimliches, Vertrauliches, was vielleicht grade darin liegt, daß der Verkehr nur ein spärlicher ist. Man steigt einige Stufen hinauf zur Thür, die man durch einen Zug an dem Selbstportier öffnet, rechts und links vom Flur sind im Hochparterre Stube und Kabinet. Nachdem er einmal das Haus in dem Gewirr der Straßen gefunden, schien der Malaye vollkommen Bescheid zu wissen, denn er öffnete sogleich die Thür, zündete eins der auf dem Tisch im Entrée stehenden Lichter an und führte seine Herrin durch einen kleinen Gang zu einer Thür, vor der er stehen blieb.

»Hier sein Wohnung von Missus Adda,« sagte er auf die Thür deutend, »Sucky bleiben hier draußen auf Flur, gleich da, wenn Missis Edda rufen.«

Sie schüttelte mit dem Kopf, dann klopfte sie.

»Entrez!«

Als sie in das Zimmer trat, das hell erleuchtet war – befand sie sich Adda gegenüber, die hinter einem Tisch vor dem Sopha saß, in ihrer gewöhnlichen dunklen Kleidung.

Wäre ein Dritter zugegen gewesen, er wäre sicher erstaunt über dieses Spiel der Natur – Jetzt, wo das Antlitz Edda's die Spuren eines Seelenleidens und stillgetragenen Grams zeigte und dadurch angegriffen, schärfer als in der früheren Frische und Fülle aussah, jetzt, wo sie fast dieselbe schwarze Kleidung und den dunklen Schleier um Kinn und Wangen gewunden trug, aus dem heraus das blasse Antlitz wie aus einem Rahmen hervorblickte, war diese Aehnlichkeit, ja diese Gleichheit der beiden Frauen wirklich zum Erschrecken und hatte etwas Dämonisches.

Fräulein Halsteen ging auf die Tochter der Lappin zu und bot ihr die Hand.

»Sei gegrüßt, Schwester Adda,« sagte sie milde. »Wir haben uns lange nicht gesehen, ich ahnte nicht, daß Du in Paris warst!«

»So wenig wie Du ahntest, daß ich in London in Deiner und seiner Nähe war. Ich habe Dich nie aus den Augen verloren.«

»Du siehst, daß ich Deinem Wunsche sofort entsprochen habe. Es sind ja die letzten Stunden, die ich mein eigen nennen kann, und ich widme sie gern Dir. Glaube mir, daß ich seit

jener verhängnißvollen Nacht, und als ich Dich in meinem Schlafzimmer zu Kopenhagen zurücklassen mußte, oft und nur in Liebe an Dich gedacht und immer gehofft habe, Du würdest mich von Dir hören lassen.«

»Es hat Alles seine Zeit, Edda, und diese Zeit ist jetzt da.«

Fräulein Halsteen trat freundlich an ihre Seite, und obschon jene ihre dargebotene Hand nicht genommen hatte, legte sie doch die ihre liebevoll auf die Schulter der Schwarzen, die von dieser Berührung zu erbeben schien.

»Hast Du Dich ganz wieder erholt von jener furchtbaren, mir noch immer unerklärlichen Scene? Ich weiß es jetzt, Schwester Adda, ich weiß durch eine zufällige Begegnung, daß, ich will sagen, Dein Geist, Deine Seele in einer Art von Somnambulismus in jener verhängnißvollen Stunde über die weiten Fernen gewandelt ist!«

»Können Geister, können Seelen – körperliche Dinge tragen, – einen Brief?«

»Ich begreife es nicht – ich ordne meine Gedanken, meine Vernunft in Demuth den Wundern Gottes unter. Wir Menschen begreifen ja so Vieles nicht, nicht das geringste seiner Wunder, die wir doch täglich um uns sehen – das ist eben der Glauben, daß wir glauben, ohne erklären und definiren zu können. Ich weiß, Adda, daß Du dort warst, weit über dem Ocean, und ihm das Leben gerettet hast, ihm, den wir – ja ich scheue mich nicht, es auszusprechen in dieser letzten Stunde, den wir Beide lieben!«

»Sein Leben hat einen Theil des meinen gekostet, Edda,« sagte die Andere dagegen. »Adda ist nicht mehr dieselbe, die sie war – meine Lebenskraft hat einen harten Stoß erhalten, den sie nie verwinden kann. Aber was thut das – etwas eher, etwas später! Was ist Leben? was ist Sein? – spricht nicht Euer Dänenprinz so ich hörte die Worte ihn sagen von den Brettern des Theaters des Königs! – Ist doch das ganze Leben bloß eine Komödie – Trauerspiel oder Posse – ich glaube das Letztere.«

»Warum so bitter, Adda! – Kann ich Dir irgend einen Dienst noch leisten, so sprich! Du weißt nach Deinem Briefe, der mich im Namen unseres Vaters aufforderte, zu Dir zu kommen, daß ich morgen Paris verlasse.«

»Mit Hansen?«

»Mit meinem Bräutigam!«

»Mit dem Manne, den Du nicht liebst!«.

»Er hat mein Wort!«

»Und Du, willst Dich wirklich opfern – nicht Dich allein, – auch ihn! Du willst einem Manne an Deinem Altare die Hand reichen, den Dein Herz betrügt; – denn Du weißt es, Dein Herz gehört einem Anderen.«

»Ich werde meine Pflichten treu erfüllen, – mehr kann er von mir nicht verlangen! – ich werde mit allen Kräften mich bemühen, zu vergessen.«

»Frage Dich selbst – ob dies möglich ist! – frage Dich, ob Du selbst bei diesem festen Entschluß nicht einen Meineid begehst!«

»Ich habe meinem Bräutigam offen gesagt, daß ich ihn achte und schätze, daß ich bereit sei, mein gegebenes Wort zu erfüllen, obschon ich nicht glaube, ihn so lieben zu können, wie ich gedacht habe, daß die Jungfrau den Mann lieben müsse, dem sie sich als Gattin giebt.«

»Und er?«

»Er erklärt sich mit meiner Freundschaft zufrieden – die Liebe der Frau werde sich finden in der Ehe, wenn ich erst sehen werde, wie stark die seine sei.«

Die Schwarze lachte bitter auf. »Und diese schönen Redensarten können Edda Halsteen genügen?«

»Es muß sein! – Ich hoffe, wenigstens nicht unglücklich mit ihm zu werden. Der Segen und die Zufriedenheit meines Vaters sind mit mir.«

»Aber er – er, hat er kein Recht an Dich?«

»Ich habe ihm niemals ein solches gegeben. Klaus Hansen ist ein Ehrenmann – er würde nie etwas gesagt oder gethan haben, was die Rechte seines Bruders hätte verletzen können?«

»Und dieser Bruder, von dessen Ehre Du sprichst, hat er auch so gedacht – hat er dem Bruder die Hand gereicht, um ihn, den Schuldlosen, von Kerker und Schaffot zu retten? Ja – hat er nicht gegen Recht und Billigkeit ihn seiner Habe, seines Vermögens zu berauben gesucht, sein Erbrecht durch trügerische Auslegungen an sich zu reißen gesucht?«

»Adda!«

»Sprich – ist es so oder nicht?«

»Du giebst den Absichten meines – Bräutigams eine zu scharfe Deutung. Johannes Hansen glaubt sich wirklich in seinem Recht und streng nach den Gesetzen zu handeln. Auch mein Vater ist dieser Meinung.«

Wieder lachte die Schwarze: »Und Du?«

Edda wandte sich ab. »Klaus Hansen soll nicht dadurch zu Schaden kommen.«

»Weil Deine Güte ihm einen Theil von seinem Recht erstattet hat. Leugne es nicht, – ich weiß, daß Du es warst, welche den Bruder gezwungen hat, das Geld zum Ankauf des Schiffes zu geben, – der Mann, den Du damit beauftragt hattest, war nicht schlaue genug, vor mir es zu verbergen.«

»Wenn Du es denn weißt – ja, ich mag nicht leugnen, was ich gethan. Ich glaubte, daß dem jüngeren Bruder Unrecht gethan wurde, und darum habe ich die Erstattung seines Erbrechts in dieser Weise als Bedingung für die Erfüllung meines Wortes gestellt. So wird ihm sein Recht, ohne daß er je erfahren soll, welchen Antheil ich daran gehabt habe! Du siehst, daß dies eine neue Pflicht ist, mein gegebenes Wort zu halten.«

»Und glaubst Du wirklich, daß Du ihm damit Gutes gethan – daß er es Dir Dank wissen kann, Dich für ihn, für schnödes Geld, für seinen Vortheil geopfert zu haben? Glaubst Du nicht, daß Claus Hansen hundert Mal willig sein Erbe hingeworfen hätte für Deine Freiheit, daß er nicht willig lieber als niederster Matrose mit der Arbeit seiner Hände das trockene Brot gewinnen würde, als Reichthum und Wohlleben mit der Opferung des Weibes erkaufen, das er liebt! Geh', Edda Halsteen – Du denkst niedrig von dem Manne, dem Du Dein Herz geschenkt.«

Das Mädchen wandte sich verwirrt und beschämt ab bei dem schweren Vorwurf. »Ich denke nicht niedrig von Klaus Hansen – er ist ein Mann in des Wortes vollster Bedeutung, wie ich mir unsere alten Nordlandsrecken gedacht habe – und niemals, so lange ich athme, werde ich an ihm zweifeln. Aber Du selbst irrst Dich, Adda, Klaus Hansen trägt eine andere Liebe in der Brust, die sein ganzes Herz erfüllt, daß kein Raum für mich oder eine Andere darin übrig bleibt.«

»Und wer ist diese Liebe?«

»Schleswig-Holstein – sein Vaterland! Dem allein gehören seine Gedanken, seine Manneskraft! Einem Mann wie Klaus Hansen kann Frauenliebe nie das hohe Ideal ersetzen, das seine

Seele erfüllt: – *Schleswig-Holstein* ist seine Braut, – und glaube mir, ich, die Dänin, die gleichfalls ihr Vaterland liebt, ich sage Dir, er wird sein Ziel erreichen und die freie Braut in seine Arme schließen!«

Adda sah gedankenvoll vor sich nieder – jetzt zum ersten Mal hatte sie ihre Hand auf die der jungen Aristokratin gelegt.

»Sei es so, wie Du sagst, Schwester Edda, es ist eine hohe Braut, um die er freit, und er mag stolz darauf sein, wenn er den Eichenkranz in ihre Locken schlingt und sie heimführt. Aber, Edda, das Herz des Mannes, selbst seine Gedanken, haben immer noch Raum für die Frauen, die sie lieben oder begehrenswerth finden und die Leidenschaft zu ihnen ist oft grade das Mittel, welches sie stärkt und antreibt, ein anderes Ziel zu erreichen, sei es ein hohes geistiges, oder eines niederen Ehrgeizes und Gewinns, die Frauen haben im politischen Leben und in den Freiheitskämpfen der Völker immer eine Rolle gespielt, sei es zur Begeisterung, sei es zur Erniedrigung und Verrätherei – denke an den Ort, an dem wir uns befinden. Warum willst Du nicht die anregende, die begeisternde Kraft sein für den Mann, der Dich liebt?«

»Ich habe Dir schon gesagt, Adda, Klaus fühlt wohl Freundschaft, vielleicht Dankbarkeit, doch nicht Liebe für mich.«

»Du selbst glaubst anders in Deinem Herzen, und ich, ich weiß es anders. Hab' ich Dir nicht gesagt, als meine Seele zurückgekehrt von der großen Wanderung – ich wollte, Du hättest jenen Sang unterbrochen und meine Seele wäre weiter geirrt im unermesslichen Raum, ohne den kleinen Punkt wieder finden zu können, wo Adda's Erdenhülle ruhte? – Deine Stimme war es, die mich zurückrief, und als ich wieder sah und hörte, und Adda's Leib wieder eine Seele hatte zum Fühlen und Denken, da wußte diese Seele, daß sie Nichts mehr zu hoffen hatte in diesem Leben und allein dem großen Gang der Welt gehören und vergehen werde, ohne das zweite Ich gefunden zu haben, in dessen Vereinigung und Ergänzung eben die Aufgabe ist, die der Schöpfer den getrennten Wesen gestellt hat und mit deren Erfüllung sie wieder das Eine, Ungetheilte, Ganze, Vollkommene werden, das zurückkehren darf zu seinem Ausgang und aufgeht im Weltgeist.«

»Ich verstehe Dich nicht ganz, Adda!«

»Es ist die Lehre der Samelaz von der Wanderung der Geister, ehe sie gereinigt sind für das ewige Licht. – Doch kümmere Dich nicht darum, was Adda spricht von der Bestimmung der Menschen und den Wegen der Geister – ich weiß jetzt, seitdem sich mein Wissen erweitert hat durch den Verkehr mit den Weisen und Auserwählten, daß der Glaube des verachteten Volkes der Samelaz auch der mächtiger und hochgebildeter Völker des Alterthums und anderer Zonen ist, als jene wo der Lappe im Schnee das Rennthier jagt und den aufgezwungenen Christ anbeten muß. Wir haben Wichtigeres zu sprechen, Edda, was Dich selbst angeht. Darum setze Dich dorthin, mir gegenüber und höre mir zu.

Madaratja, der große Schöpfer des Weltalls, der Vater Baiwes der Sonne vertheilt seine Gaben in Licht und Schatten. Auf dem Wege jedes seiner Kinder ist Beides und Niemand hat das Recht, seinem Nächsten das Licht zu kümmern und ihm Schatten zu geben von Anfang bis zu Ende. Darum, Edda, verlange ich jetzt von Dir, die so lange im Licht gesessen, meinen Theil am Licht, am Leben.«

Die junge Dame sah erstaunt auf die Rednerin, sie verstand in der That nicht, was diese wollte.

»Höre weiter. Es sind lange Jahre her, fünfundzwanzig Mal hat seitdem der junge Mond gewechselt, wo die Sonne nicht untergeht ihren auserwählten Kindern am Horizont, da war ein junges Lappenmädchen, die Tochter eines Nowaiden, des ersten Häuptlings meines Volkes, nach Drontheim gekommen und ihre Augen fanden Gefallen an einem vornehmen Mann, der von der großen Dänenstadt zum hohen Norden geflüchtet war, weil er betheiltigt gewesen an einer Verschwörung zum Umsturz des Thrones, – und ihre Ohren öffneten sich seinen Schmeichelworten und seinen Beteurungen, daß er sie liebe. Er überredete sie zu fliehen und versprach ihr, sie zum Weibe zu nehmen, und meine Mutter, – warum sollte ich es nicht wagen, Dir zu sagen, daß es meine Mutter war, deren Schicksal ich Dir erzähle! – sie folgte dem schlimmen Rath und ließ den Torne Kaitum, ihren Vater, seinen Fuß allein zur Heimath wenden, denn sie war mit ihrem Verführer entflohen, aber doch nicht eher, als bis er auf einer einsamen Kirche der Inseln durch den Segen eines Priesters ihr seinen Namen gegeben hatte. Und darum, Edda Halsteen, hat Adda das gleiche Recht auf den Namen Deines Vaters wie Du, die Tochter der hochgeborenen schwedischen Gräfin.«

Das Fräulein von Halsteen streckte die Hand nach ihr. »Ich ahnte wohl, daß Du meine Schwester warst; aber ich wußte nicht, daß mein Vater der Gatte Deiner Mutter gewesen war.«

»Was kümmerte den vornehmen dänischen Edelmann die Lappenfrau, nachdem er seine Lust gebüßt. Er verstieß sie in's Elend, und sie bettelte sich zurück in die Heimath mit ihrem Kinde, um dort zu sterben; doch die Zelte ihres Stammes hat sie niemals wieder gesehen.

Aber ehe sie starb, ließ sie ihr Kind einen Eid schwören bei den Dolmas, den Dämonen ihres Volkes, – denn das Kind in Noth und Elend unter den Niedersten und Verderbtesten herangewachsen, war alt genug geworden, um das Elend und das Schicksal seiner Mutter und die Ungerechtigkeit der Welt zu begreifen, – einen Eid leisten, sie zu rächen, indem sie den Elenden, der sie betrogen, zwänge, sie als seine Tochter vor der Welt anzuerkennen und dem armen Kinde der Samelaz alles das zu geben, was die Andere haben sollte: Rang, Reichthum, Ehre und Liebe!

Liebe? – ja, sie kann alles das haben, und sie hat Dich darum verfolgt, Schwester Edda, bis zur heutigen Stunde, sie ist bereit Dir Alles zu nehmen, – aber Liebe? – sieh, Edda – die Liebe konnte sie Dir nicht nehmen, obgleich sie willig ihr Leben dafür gegeben hätte; denn die Liebe ist nicht eine Gabe der Olmaks, wie das Gold und die Schönheit, die Liebe ist eine Gabe der weißen Geister, und weil die Zeit gekommen ist zum Theilen zwischen uns Beiden, und daß ich meiner betrogenen Mutter den Eid erfülle, den ich ihr geschworen, bei Biig-Olmai, dem Donnergott, so nimm die Liebe zum Theil; denn Adda hat gesehen, daß Dein Herz und Leib, die ich verderben wollte, rein und gut geblieben sind, und daß Du der Liebe würdiger bist als sie!«

»Adda – Schwester – unglückliche Tochter meines Vaters – was willst Du thun?!«

»Du sagst es selbst, die Tochter Deines Vaters werden, Ehre und Reichthum und den Gatten nehmen! Du wirst dieses Zimmer nicht verlassen, um zu Deiner Hochzeit zu gehen!«

»Adda« – schrie entsetzt die Dänin – »sprich, sage mir – komm, laß uns vereint, Hand in Hand vor meinen Vater treten und ihm Alles sagen – sein Herz ist im Grunde gut – ich will Alles mit Dir theilen, – ich will dieser Heirath noch im letzten Augenblick entsagen . . . «

»Nein« – sagte die Schwarze hart – »glaubst Du, daß die Natur uns umsonst so ähnlich gemacht? Ich bin die ältere Schwester, ich gehe Dir vor! – mein sei jener Mann – er empfängt meine Hand statt der Deinen – die Braut, die dieses Zimmer verläßt, bin ich!«

»Unmöglich!« und sie machte eine Bewegung nach der Thür zu eilen.

Abda streckte die Hand gebietend aus. »Willst Du die Ehre Deiner Mutter im Grabe schänden?«

»Meiner Mutter?« sie taumelte wieder auf den Sitz und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

»Ja, Deiner Mutter, der stolzen Gräfin, die ihre Hand einem Elenden gab, der noch nicht berechtigt war, sie zu nehmen; denn Edda, – als Du geboren wurdest, lebte meine Mutter noch, zwar fern von Kopenhagen im Elend, dort wo die Natur mit eisiger Kälte alles Leben erstarrt – aber Jaime-Akko, die Göttin des Todes hatte noch nicht die kalte Hand auf ihre Stirn gedrückt – geh', ich kann es beweisen mit den Zeugnissen der Christen – und ich schwöre Dir, fügst Du Dich nicht meinem Willen, so trete ich morgen vor dem Altar Deiner Kirche, ehe der Priester Deines Glaubens den Segen gesprochen hat über Dich und den Mann, den Du in Deinem Herzen mehr täuschen würdest, als ich thue, indem ich an Deine Stelle trete, und rufe Deines Vaters Verbrechen aus, die Schmach Deiner Mutter und die Strafe des Gesetzes auf sein schuldig Haupt! – Wähle!«

»O, Adda – erbarme Dich meiner – seiner!«

»Des Mannes, der Dich zur Frau begehrt, um auf der Leiter des Namens die Stufen seines ehrgeizigen Strebens zu erklimmen, indem er sein Vaterland verräth und sich zum Schergen der Tyrannei macht! Er hat so wenig ein Herz, wie der Mann, den wir Vater nennen und der uns verspotten würde, wenn wir, wie Du willst, Hand in Hand zu ihm träten und sagen wollten: wir sind Schwestern, gieb uns gleiche Rechte! – Nein, Edda – ich frage Dich nochmals – was entgeht jenem Mann, den Du zum Gatten gewählt? Bin ich nicht schön wie Du? Dasselbe Weib, das seine Sinne begehren, und das er meinetwegen lieben mag, so viel er will! – Frage einen Monat nach der Hochzeit, ob er den Tausch bereut, den Tausch des Eises gegen die Lava des Aetna – denn ich will ihn berauschen, entzücken, ihn tödten in Liebesgluth, wenn es ihm darauf ankommt, nicht auf die bloße Erreichung seines ehrgeizigen Ziels.«

»Adda – ich habe mich ihm verkauft – meine Ehre verpfändet für jene Theilung der Erbschaft . . . «

»Thörin – er soll nicht einen Sous seines Geldes einbüßen, – ich bin reich – ich hätte zehn Mal jenes Geld geben können, das Du erbetteltest, um jenes Schiff zu kaufen – und ich weiß, wo des blanken Silbers noch genug zu holen wäre, hundert, tausend Mal mehr, denn ich bin die Erbin Torne-Kaitums und weiß das Geheimniß der Silberminen jener Berge. Aber was kümmern mich all' die Schätze, wo ich seine Liebe nicht dafür kaufen kann. Dir habe ich das stolze Glück überlassen, sein Recht zu wahren, seine Zukunft zu sichern, und für Alledies, für Dein eignes Glück zauderst Du mir den ungeliebten Mann zu überlassen? Die Spanne Zeit eines Lebens voll Hohlheit und Eitelkeit?«

»Quäle mich nicht, Adda – mein Gewissen verbietet es mir, auf Dein Verlangen einzugehen – ich darf nicht täuschen – lieber nimm Jenen, – liebe ihn, wie ich ihn geliebt hätte – ich entsage ihm, selbst jedem Gedanken an ihn, – täusche ihn, wie Du den Bruder täuschen willst, – sage – sage – Du seist Edda . . . « und sie preßte die Hände vor die Augen und bittere

Thränen quollen durch ihre zarten Finger und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

»Wie, Adda – Adda die Buhlerin, die Verworfenne – die – die sollte das Weib von Klaus Hansen werden, den ich Dir, der Reinen, Würdigen gebe – und das kann Dein Ernst sein? – Edda – Schwester – sieh ich habe Dich gehaßt und bekämpft bis zu jenem Augenblick, da ich in der Gefahr des schimpflichen Todes von seinen Lippen Deinen Namen hörte, – während ich meine Seele hingab, ihn zu retten – da Edda, da wußte ich, daß die seine und die Deine bestimmt sind, sich zu verschmelzen in dem großen Weltall, und daß Adda verschwinden muß in das Nichts, wie der Hauch dem Winde gehört, und der Tropfen dem Meer nach dem Tode des Leibes; denn nur die Würdigen und Glücklichen sind es, denen der Schöpfer die ewige Fortdauer bewilligt hat. Sei glücklich, Schwester, und ehre die Geheimnisse der Natur, die Dir das Glück sichern hier und auf einem andern Stern!«

Sie breitete die Arme aus und Edda sank schluchzend an ihre Brust, und unter dem Kuß, den die Schwester auf ihre reine Stirn drückte, wieder und wieder, fühlte sie, wie ihre Sinne schwanden und es wie eine dichte Wolke aufstieg vor ihren Augen und ihren Gedanken, bis diese vergingen und verschwanden in das unfaßbare, unbegreifliche Nichts!

---

Es waren zwei Stunden vergangen, als die Thür sich öffnete, und die Hand seiner Herrin sich auf die Schulter des kleinen Laskaren legte, der trotz seines Vorsatzes zu wachen, eingeschlafen war auf dem Stuhl am Tisch, der die Lampe trug, die am Erlöschen war.

»Komm – es ist die höchste Zeit heimzukehren – in wenigen Stunden geht der Zug nach Havre, der Dich zu Deinem Herrn trägt – lange bevor sie mich zur Kirche führen.«

Er taumelte rasch empor und rieb sich die Augen, neben ihm stand seine Herrin, Mantel und Schleier umhüllten bereits ihre Gestalt und ihr Gesicht. Er sah nur, wie dieselbe Hand, die ihn geweckt, einen schmalen Zettel unter die Lampe schob, während er auf den Wink der Herrin die äußere Thür öffnete, und diese hinter ihr wieder schloß.

»Nach dem Boulevard – dort stehen Wagen – aber befehl am Platz des Palais Royal zu halten.«

Noch brannten die tausend Gasflammen, noch war die graue Morgendämmerung fern – noch zogen nächtliche Schwärme, die Gäste der Cafés und Restaurants über die breiten Trottoirs. –

Die Portiers der pariser Hôtels sind zu gewöhnt an allerlei Treiben und Gänge der Fremden, zu diskret, um danach zu forschen und zu fragen. – Der Laskare Suky hatte glücklich seine Herrin in das Hôtel, nach dem Korridor, nach ihren Gemächern zurückbegleitet, er hatte schmerzlich und mit tausend Segenswünschen ihre Hand geküßt und ihr alles mögliche Gute und Glück gewünscht, was der Prophet und der Christengott nur seinen Kindern auf Erden bereiten könne, und war dann nach seiner Kammer geschlichen; denn wie vorher bestimmt war, sollte er mit dem Morgenzug um 7 Uhr 25 Minuten abfahren nach Havre zu seinem geliebten Herrn, und Miguel, der neue Freund wollte ihn zum Bahnhof begleiten, da er ja drei Tage später selbst mit seiner Herrin folgen sollte, um sich einzuschiffen auf der »Josephine« nach der Havannah, wozu Kapitain Lautrec bereits Alles in schönste Ordnung gebracht hatte.

---

Die lutherische Kirche (*Eglise des Carmes*) befindet sich im 7. Arrondissement, in der Rue des Billettes Nr. 16.

Am Nachmittag um 2 Uhr geht der Zug nach Culoz und Genf – die Glücklichen, die ihre Brautreise machen, – fahren gewöhnlich bis Maçon, und von da am andern Tage, wenn sie nicht zu ermüdet sind, – über Culoz zum berühmten Genfer See, oder gleich über Aix und Chambéry zur Riviera und dem Lande der Citronen.

Man fährt die Rue Rivoli entlang, am Tour Saint Jacques vorbei, diesem berühmten Denkmal des alten Paris, das selbst die Rasirungen des Herrn Haußmann, des Seine-Präfekten, stehen lassen mußten, zum Stadthaus und über den Boulevard Sebastopol, um zu der Kirche der Protestanten zu gelangen.

Um 11 Uhr des Vormittags hatten die Gaffer des Viertels das Schauspiel einer vornehmen Hochzeit. Die Braut in weißem Atlas mit dem Orangenweig, dem Geschenk der Kaiserin geschmückt, wurde von der Gräfin Moltke, der Hofdame Fräulein von Kervague und der überaus kostbar toilettierten, mit Brillanten fast überladenen jungen Creolin, Mademoiselle Josephine Lautrec zum Altar geleitet; der Bräutigam vom Kammerjunker von Scheele, dem Vicomte von Bressolles und seinem künftigen Schwiegervater, der zur Anerkennung der – Erfolge seiner Mission neben dem dänischen Elefantenorden zum ersten Mal das am Morgen erhaltene Kreuz der französischen Ehrenlegion trug.

Die Braut war sehr schön und sehr blaß, aber sie hatte mit fester Hand, wenn auch etwas verschnörkelten Buchstaben, auf der Mairie ihren Namen eingezeichnet, und als sie jetzt an der Hand ihres Gatten aus dem Seitenportal der Kirche trat und den Wagen bestieg, überflog ihr Auge mit einem stolzen Blick das glänzende Cortège und sie erwiderte zärtlich den Händedruck ihres Gemahls und den Kuß, den er im Wagen auf ihre Lippen drückte, während die Gamins und die Weiber, die eben ihr Bündel aller Kleider und Wäsche zum Mont de Piété<sup>1</sup> in der Straße de Paradis brachten applaudirten.

Da kein Hochzeitsmahl in einem der fashionablen Restaurants gehalten werden sollte, war nur das Dejeuner in dem kleinem Saal des Hôtels servirt und die schöne Braut bald verschwunden, um die Reisetoylette zu machen, denn der Wagen, der sie zum Lyoner Bahnhof führen mußte, wohin die neuengagirte Kammerjungfer mit dem Gepäck und dem Diener des Bräutigams bereits vorangegangen, sollte um Punkt 2 Uhr in der Auffahrt des Hôtels stehen.

Er war sehr zärtlich und sehr stattlich, der Vater der Braut, der Herr Konferenzrath Kammerherr Halsteen, als er endlich die junge Frau zum Wagen führte, und Monsieur Drämel und das ganze Personal des Hôtels bis zum Küchenjungen herab complimentirte und knixte und gratulirte à Conto der Trinkgeldposten in der Rechnung, bis der Wagen verschwunden war, und der Kammerherr schien es gar nicht gemerkt zu haben, wie eisig kalt die Lippen der jungen Frau gewesen waren, als er ihr die hagere Wange zum Kuß gereicht hatte – war er doch wenig an Zärtlichkeiten seiner Tochter gewöhnt und hatte diese doch jetzt ganz andere Dinge zu küssen, als die gepuderte und geschminkte Wange eines alten Diplomaten! Er wünschte Gottes Segen hinter ihr drein und rieb sich die Hände, vergnügt, seine Tochter glücklich versorgt zu haben, und sie in drei Monaten in Kopenhagen der allmächtigen Gräfin Danner als junge glückliche Frau vorstellen zu können.

---

<sup>1</sup>Leihhaus.

Ein Brief lag auf dem Tisch, als sie spät am Nachmittag aus dem tiefen ohnmachtähnlichen Schlaf auf dem Bett des Alkoven erwachte und nach dem dunklen Kleide auf dem Stuhle griff und es überwarf.

Nein – es war nicht das ihre – aber es paßte ihr doch! – Sie strich erschrocken mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ihre Gedanken sammeln – mit einem Aufschrei sprang sie empor und stürzte durch die Glasthür in das vordere Gemach.

Alles leer!

Es war noch hell genug, daß ein Blick auf die Pendule über dem Kamin ihr die Stunde zeigen konnte – *sechs* Uhr – unmöglich, das konnte nicht die Morgenstunde sein – »Schwester – wo bist Du?«

Auf dem Tisch leuchtete es weiß, – das Couvert.

Es war überschrieben an sie – mit fiebernden Pulsen riß sie es auf, entfaltete das Blatt:

Schwester Adda!

Denn Du bist Adda! – oder willst Du Edda, die, wenn Du diese Zeilen liesest, Stunden und Meilen von Dir entfernt an der Seite des Mannes, den das Wort des Priesters und die Schrift des Beamten zu dem ihren gemacht, auf den dämonischen Flügeln des Dampfes dahinbraust in ein fremdes Land, verfolgen, schmähen, vernichten mit dem noch schnelleren Steckbrief des Telegraphen?

Willst Du den Mann, den Du bisher als Vater geehrt, wenn auch nicht geliebt hast, zum Verbrecher stempeln – die stolze Mutter, die Dich gebar, in ihrem Grabe zur Metze machen?

Du änderst Nichts mehr, Adda an dem was geschehen, was geschehen mußte – ich – die Aeltere habe nur Dir, die ich zu schützen, zu lieben von der Natur bestimmt war, die bittere Wahl, den Kampf erspart, wie die Mutter dem Kinde die Wahl erspart, in der es thöricht nach dem Schädlichen greift, damit es sich selbst verletze.

Du hast einen hohen, starken Geist, Adda, – so trage denn auch hoch und stark das, was Dein Gott Dir beschieden – steige herab aus den glänzenden Marmorsälen der Fürsten, und schmücke das hölzerne Haus des Seemanns auf dem rastlosen Ocean oder der einsamen Klippe mit den Blumen, welche die Liebe bricht und die herrlicher leuchten, als Schmuck und Gold. Ich – weiß es ja nicht, aber ich denke, so muß es sein!

Nimm – ich legte es gestern bereits in Deine Hand – es ist das Passagierbillet für eine Ueberfahrt nach den Antillen an Bord der Josephine, Kapitain Hansen, von Hâvre zum 22. April für Adda Torne. Fühlst Du Dich nicht stark genug, über den Ocean zu gehen für ihn, wie ich gegangen bin in jener Nacht – wohl, so zerreiße das Blatt. Aber zuvor bedenke, daß, wo ich nur seinen Leib gerettet, Du seine Seele retten magst vor entnervendem Gram für seinen großen Zweck, für sein Vaterland.

Mach aus dem Mann einen Helden und Du wirst Edda segnen.

Ich nehme Dir Dein Eigenthum – in dem dritten Schubfach des Schreibtisches zur Linken findest Du die Schlüssel und ein Portefeuille – es ist dafür das Deine! Nimm es von der Schwester, die Dich bestahl, wie Du sie bestohlen hast!

Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich Dich wiederseh'n! Der Gott der Christen sei mit Dir und Ihm!

Edda Hansen.

---

Sie hatte die Kerzen angezündet und die Dame des Hôtels rufen lassen. Señora – Madame – Donna Felicia Gomez war erschienen, eine gewandte, kluge Frau, gegen die Gewohnheit ihrer Landsmänninnen ziemlich still und schweigsam.

»Madame,« sagte die Wirthin, »haben heute sehr lange geschlafen. Ich fand diesen Morgen Ihren Befehl, Sie nicht zu stören – und hatte es daher verboten.«

»Ich bin erst spät in's Hôtel zurückgekehrt und habe eine schlaflose Nacht gehabt, da ich Vieles zu überdenken hatte.«

»Madame sehen in der That angegriffen aus. Kann ich Ihnen mit irgend etwas dienen?«

»Das können Sie allerdings. – Erhaltene Nachrichten nöthigen mich eine Seereise anzutreten – wann gehen die Züge nach Håvre?«

»O, – sieben Mal des Tages Madame – Madame können fast alle Stunden abreisen – Aber Madame wollen doch nicht allein eine vielleicht weite Reise antreten – oder gehen Madame bloß nach London – verzeihen Madame meine Frage, aber es ist nicht Neugier sondern Theilnahme, die mich sie thun läßt.«

»Eben deshalb wollte ich mit Ihnen davon sprechen, und mir Ihren Beistand erbitten. – Ich möchte eine zuverlässige Person als Kammerfrau engagiren, nicht ganz jung mehr – die den Muth hat, mich nach Amerika zu begleiten. Wenn sie mir gefällt, werde ich nicht karg sein in den Bedingungen, und jedenfalls für die Kosten ihrer Rückfahrt sorgen.«

Die Señora sann einige Augenblicke nach, dann frug sie: »Sprechen Madame Spanisch?«

»Nein – obschon ich nach dem spanischen Theil von Amerika gehe.«

»Das ist schade!«

»Warum?«

»Weil ich Ihnen sonst einen Vorschlag zu machen hätte. Auch brauchten Madame die Fahrt nicht ganz ohne männlichen Schutz zu unternehmen.«

»Wie meinen Sie das?« frug die Dame etwas kurz. »Ich bedarf dessen nicht.«

»Pardon – ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich wollte nur bemerken, daß ein Offizier der Douane, der in einem Kampf mit den Schmugglern an den Pyrenäen schwere Verwundungen erhielt, auf Verordnung der Aerzte eine stärkende Seereise unternehmen soll und daher beabsichtigt, eine Dame, die zur Erhebung einer Erbschaft nach der Havannah geht, seine Verwandte, dahin zu begleiten. Die Dame, die im Louvre-Hôtel wohnt, hat Passage von Håvre bereits genommen und geht schon in einigen Tagen dahin ab, um sich auf einem Seegelschiff einzuschiffen.«

»Im Louvre-Hôtel?«

»Ja, Madame – sie heißt Madame Santarez und der Offizier heißt Monsieur Dalbond.«

»Ich danke Ihnen – vielleicht werde ich mit ihnen zusammentreffen und mich dann Ihrer Empfehlung erinnern. Aber was war es mit Ihrem anderen Vorschlag?«

»Er entspricht freilich nicht Euer Gnaden Wünschen – denn die Person, die ich meine, ist jünger als Sie – es ist eine entfernte Verwandte von mir, aus Spanien – ihr Bruder, der ein berühmter Stierkämpfer war, hat in dem letzten Carneval bei einem Stiergefecht vor

der Königin in Madrid das Unglück gehabt, von dem Stier auf seine Hörner gespießt und getödtet zu werden. Die kleine Jacquinta, deren einziger Schutz ihr Bruder war, behauptet zwar, daß derselbe eine hohe Summe Geldes hinterlassen habe, die kurz vorher von den Kavalieren, welche die Quadrilla veranstaltet hatten, ihm in Voraus gezahlt worden sei, aber die Polizei will kein Geld bei ihm gefunden haben und hat sie einfach aus Madrid verwiesen. In ihrer Noth hat sie sich daran erinnert, daß ich ihre einzige Verwandte auf der Welt bin, und hat die Gelegenheit benutzt, mit einer englischen Herrschaft, die nach Frankreich reiste, hierherzukommen und will sich hier einen Dienst suchen, obschon sie nur wenig Französisch und Englisch versteht. Heilige Madonna, als ob es hier nicht der Mädchen genug gäbe, die auf jeden guten Dienst lauern, obgleich ich gern glauben will, daß sie willig und gewandt sein würde.«

»Ich würde freilich eine ältere, gesetzte Person vorziehen.«

Die Hôteliere zuckte die Achseln.

»Wollen Sie mich das Mädchen sehen lassen? Wahrscheinlich habe ich sie schon gesehen im Hause, denn sie hat wohl mein Zimmer aufgeräumt.«

»Sehr gern, Madame!« Und sie rief aus der Thür mit schriller Stimme: »Jacquinta! Jacquinta!«

Das junge Mädchen erschien – es war in der That die Paxarilla, und die Erzählung ihrer würdigen Tante vollständig richtig, bis auf den kleinen Umstand, daß sie nicht mit einer englischen Familie gekommen war, sondern mit einem jungen Mitglied der Contrabandista, das die Gesellschaft nach Frankreich geschickt, um Waaren einzukaufen und das sie in Bayonne im Stich gelassen hatte. Es ist für ein hübsches, junges Mädchen nicht allzuschwer, von Bayonne bis Paris zu kommen, auch wenn sie keinen Heller in der Tasche hat.

Obschon das frühere Blumenmädchen den Wünschen der Dame grade nicht besonders entsprach, befand sich diese doch augenblicklich zu sehr in Verlegenheit, namentlich da sie so schnell als möglich Paris verlassen wollte, und Paxarilla wurde deshalb engagirt, wobei ihre neue Gebieterin Madame Gomez eine Summe aushändigte, das Mädchen so rasch als möglich mit allen Bedürfnissen zur Reise zu versehen.

Die Paxarilla klatschte vor Freude in die Hände, und ihre naive Fröhlichkeit und Dankbarkeit söhnte einigermaßen ihre Gebieterin mit den andern Uebelständen des Engagements aus. Da in Paris für Geld Alles in wenig Zeit zu haben ist und auch Señora Gomez wünschte, daß ihrem Gast nicht erst der gefaßte Entschluß wieder leid werden möge, wurde beschlossen, daß die Abfahrt nach Hâvre schon am andern Mittag stattfinden solle.

---

Der Kapitain Claus Hansen stand auf dem Hinterdeck des schönen Fregatt-Schooners, der bisher denselben Namen geführt hatte, wie die Plantage des reichen Pflanzers auf Guadeloupe und den er nur aus Achtung für den Mann nicht geändert, der sich so wacker als sein Freund erwiesen, und ihm so hohes Vertrauen gezeigt hatte.

Es war am zweiten Abend nach dem Hochzeitstage Edda Halsteens mit seinem Bruder, einem Tag, an dem der junge Kapitain Niemand vor sich gelassen und selbst seinen alten Vertrauten Suky nach kurzem Willkommen von sich gewiesen hatte.

Jetzt schritt er in tiefen schweren Gedanken auf dem Gangweg des stattlichen Schiffes auf und nieder und hörte schweigend den Erzählungen des Laskaren zu, der unverdrossen neben

ihm auf und niedertrabte und nicht müde wurde, von seiner Herrin zu erzählen, obschon kein Wort der Ermunterung über die festgeschlossenen Lippen des Kapitäns kam, die sich nur hin und wieder öffneten, wenn sein erster Offizier kam, um irgend einen Befehl für die wacker arbeitende Mannschaft entgegen zu nehmen.

Offiziere wie Mannschaft hatten längst gesehen, daß sie es mit einem Kommandeur zu thun hatten, der sein Gewerbe aus dem Grunde verstand und nicht mit sich scherzen ließ. Die tiefe schwere Falte, die seit drei Tagen auf seiner Stirn lag, hätte ohnehin nicht dazu ermuntert, und obschon Kapitain Hansen viel zu billig und gerecht dachte, um die, vor der Abfahrt eines Schiffes stets gewährten Freiheiten einer Mannschaft im Geringsten zu beschränken, hatte er doch Strenge genug gezeigt, um jede Ueberschreitung dieser Gränzen ferne zu halten.

Jetzt wartete das Schiff nur noch auf die Ankunft der letzten Passagiere mit dem Abend- oder Nachtzug, um dann am Morgen die Anker zu lichten und sich von dem Remorqueur auf die Außenrhede bugsiren zu lassen.

Es war das erste Mal, daß Kapitain Hansen ausführlich die wunderbare Erzählung von der Wanderung des verhängnisvollen Briefes über den Ocean aus dem Munde des Laskaren gehört hatte, und obschon er mehrfach ungläubig den Kopf dazu geschüttelt, hatte er doch keine einzige weitere Frage darüber gethan – vielleicht, weil er zu sehr Seemann war, um sich alles Wunderglaubens entschlagen zu können, – als er unter den zahlreichen Booten, welche mit hundert Gegenständen der Verproviantirung für die lange Seereife, mit Wäsche und abschiednehmenden Weibern und Kameraden der Matrosen noch an Bord kamen und gingen, in einem zum Fallreep rudern den Boot zwei Frauen bemerkte, eine, in dunklen einfachen Mantel und Schleier gehüllte Dame mit ihrer Begleiterin, einem jungen Mädchen. Kapitain Hansen gab dem wachhabenden Offizier einen Wink, die Dame, die den Koffern und Schachteln nach wahrscheinlich zu den erwarteten Passagieren gehörte, zu begrüßen, und ging dann, um der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Bestürmung des Kapitäns mit Fragen zu entgehen, in die allgemeine Kajüte hinab.

Aber schon nach einigen Minuten klopfte der Offizier der Wache achtungsvoll an seine Thür und meldete, daß die angekommene Dame den Kapitain zu sprechen wünsche.

»So lassen Sie dieselbe eintreten, Monsieur Lecouville!«

Der Offizier öffnete die Thür und die Dame in Schwarz trat allein ein.

Sie blieb einige Augenblicke schweigend vor ihm stehen. Eine eigenthümliche, ihm selbst unerklärliche Bewegung überlief den starken Mann, als er auf diese Gestalt blickte, die ihm immer noch schweigend das gelöste Passagebillet hinreichte. Auch Suky, der Laskare, der ohne eine Aufforderung abzuwarten, seinem Gebieter zur Kajüte gefolgt war und hinter ihm stand, betrachtete mit weitgeöffneten Augen die Erscheinung.

»Madame Torne,« las der Kapitain – »es scheint nach dem Namen, eine Nordländerin. Erlauben Sie mir, Madame, Sie an Bord meines Schiffes zu begrüßen und um Ihre Befehle zu fragen. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß ich Alles aufbieten werde, Sie die Wahl dieses Schiffes nicht bereuen zu lassen.«

»Ich hoffe es, Kapitain Hansen,« sagte eine tiefe, wohllautende Stimme, die ihn noch mehr erbeben machte. Zugleich schlug die Hand der Dame den dunklen Schleier zurück.

»Adda!«

»Missis Edda!«

Er starrte sie sprachlos an, der Laskare hob die beiden Hände hoch in die Höhe und riß den breiten Mund auf, als wolle er in ein Jubelgeschrei ausbrechen, aber ein eiskalter Blick der Dame fesselte den Laut auf seinen Lippen.

»Ich wollte nicht mit Herrn Klaus Hansen, sondern mit dem Kapitain dieses Schiffes sprechen,« sagte die Dame kalt; »was sonst uns berührt, muß vergessen sein, oder ich muß in diesem Augenblick wieder Ihr Schiff verlassen, Herr Kapitain, und den Abgang des nächsten Dampfers abwarten. Ich bitte Sie nur, als um eine persönliche Gefälligkeit für Adda Torne, mir die Erörterungen ersparen zu wollen, die vielleicht eine unglückliche Aehnlichkeit bei den mit der Gemahlin Ihres Herm Bruders bekannten anderen Passagieren hervorrufen könnte.«

»Verzeihen Sie – mein Erstaunen – ich kann noch immer kaum die Fassung gewinnen . . . «

»Sie werden die Güte haben mir die Kajüte anweisen zu lassen, auf welche dieses Billet lautet, und die ich mit meinem Mädchen theilen werde, für die ich die Passage noch zu entrichten habe. – Ich bitte darum.«

Der Kapitain – tief erschüttert, – alles Blut schien aus seinem Antlitz gewichen – antwortete mit einer stummen Verbeugung und ging, die Thür der Privat-Kajüte zu öffnen.

#### EIN VORLÄUFER BISMARCK'S!

Es ist doch eine merkwürdige Welt voll Inconsequenz, – und die Anschauungen, Leidenschaften und Thaten der Menschen in ihr sind so heterogen und zusammengewürfelt, wie die Flicker einer Narrenjacke, – man müßte lachen über sie, wenn nicht zwischen all' den bunten Lappen auch so oft der rothe Flicker Blut und der schwarze Tod sich vordrängten. Was hier Recht – ist dort Unrecht, für dasselbe Ziel erhebt sich hier der Mörderdolch, weil es erstrebt wird, und dort, weil es nicht erstrebt wird! Tugend und Verbrechen, Heldenmuth und Feigheit, – Erhabenes und Jämmerlichkeit, Begeisterung und Apathie – es kommt nur darauf an, wer es registriert in die große Encyclopädie, genannt Weltgeschichte, und die Färbung der Brille, durch welche man's anschaut!

---

Wir sind wiederum in Italien, – auf einer jener prächtigen Villen, die am rechten Ufer des Po und am Abhang der Hügelkette, welche dem Strom von Moncalieri bis Casale folgt, liegen, – wir sagen nur Hügelkette, weil diese Berge dem großartigen Amphitheater der Savoyer Alpen gegenüber mit dem Mont-Cenis, Montblanc und Monte Rosa zu Hügeln zusammenschmelzen.

Klöster, Schlösser, Landhäuser zieren in großer Zahl diesen Berghang, und allen öffnet sich die prächtige Aussicht auf die fruchtbare Thalebene des Po mit seiner lebendigen Schifffahrt und die große gewerbreiche Hauptstadt Piemonts.

Es ist die Villa Cavour, der schöne ländliche Aufenthalt, in den sich der große Regierungs-Agitator, der Einiger Italiens zurückzieht, wenn seine Amtsgeschäfte als Minister-Präsident und Minister des Aeußern – zur Zeit führt er sogar noch das Portefeuille der Marine! – ihm einen Tag oder wenigstens einige Stunden frei lassen.

Ein solcher Tag – am Ende des März – wo in Ober-Italien der Frühling sich bereits in lieblicher Pracht entwickelt, ist es, an welchem wir den Leser in das Tusculum des großen modernen Staatsmannes führen, der so geschickt die Lehre des III. Napoleon's von dem Recht der Nationalitäten zur Erfüllung der Pläne seiner Jugend und seines ersten Mannesalter, zum Besten seines Königlichen Herrn auszubeuten verstanden hat.

Wir haben – wenn auch einzelne Scenen unserer früheren Darstellungen die Person desselben in sich verwebten, – doch nicht Gelegenheit gehabt, uns näher mit dem italienischen Minister zu beschäftigen und tragen es hier nach.

*Camillo Cavour* war im Jahre 1809 in Turin geboren und der Sohn eines reichen Getreidehändlers aus der Grafschaft Nizza, der von König Carlo Alberto geadelt wurde. Er hatte sich frühzeitig dem Studium der National-Oekonomie zugewendet, betheiligte sich an der Redaction constitutioneller Blätter und 1847 an der Adresse an den König, welche um Ertheilung einer Constitution für das Land petitionirte. Zum Mitglied der Kammer gewählt, wurde er von dem neuen Minister-Präsidenten Victor Emanuel's, dem Marquis d'Azeglio, 1850 in das Ministerium berufen und erhielt das Portefeuille des Handels, im Jahre darauf das der Finanzen dazu.

Schon damals, als Azeglio dem König die Berufung Cavour's vorschlug, hatte Victor Emanuel Scharfblick genug, ihm zu sagen: Aber sehen Sie nicht, daß dieser Mann Sie Alle ausstechen wird? –

Der neue Minister hatte die schwere Aufgabe, die durch einen unglücklichen Krieg (1849) zerrütteten Finanzen zu ordnen und die Mittel herbeizuschaffen, welche die Reorganisation eines Staates, der seit einem Menschenalter alle politischen und wissenschaftlichen Fortschritte vernachlässigt hatte, unumgänglich nothwendig machte. Und der neue Finanzminister löste in der That diese Aufgabe.

Schon 1852 legte er zwar sein Portefeuille nieder, aber wiederum schon im Oktober desselben Jahres, als d'Azeglio wegen des Zerwürfnisses mit der Curie, die den neuen Kirchengesetzen den leidenschaftlichsten Widerstand entgegengesetzte, zurücktrat, stellte ihn der König auf seines Vorgängers Rath an die Spitze des neuen Kabinetts mit dem Portefeuille der Finanzen, dem später das des Auswärtigen folgte.

Von einer festen Majorität der Kammer unterstützt, verfolgte er seitdem eine liberale und nationale Politik, auf die Grundsätze der Constitution von 1848 gestützt, die ihn bald in heftige Collision mit der Geistlichkeit Sardinien's brachte, gegen deren Widerstand er den Verkauf der Besitzungen zur todten Hand durchsetzte und den religiösen Orden das Monopol des Unterrichts entzog.

Schon damals drohte der Papst, über ihn und den König den Kirchenbann zu verhängen und zwang ihn, die Einführung der Civilehe und die vollständige Befreiung der Laien von der Herrschaft der Kirche wenigstens zu vertagen.

Der freisinnigeren Politik im Innern schloß sich in seinen Bestrebungen die nationale auf eine Einigung Italiens unter dem Hause Savoyen an, die er nie aus den Augen verlor, und für die er selbst den Gegnern seiner Tendenzen Opfer brachte und Concessionen machte, so den offenen Republikanern unter Mazzini und Garibaldi, durch die Verbindung mit ihnen, und dem Kaiser Napoleon durch die Abtretung von Nizza und Savoyen und die Maßregeln gegen die politischen Flüchtlinge nach dem Orsinischen Attentat.

Diesen auf die Zukunft spekulirenden Plänen war auch der Anschluß an England und Frankreich beim Krimkriege zuzuschreiben und die nach Beendigung desselben baldigst eintretende Wieder-Annäherung an Rußland durch die Ueberlassung des Hafens von Villafranca.

Graf Cavour war niemals verheirathet, die Schaffung eines einigen, von der Herrschaft der Kirche und der Bourbonen emancipirten Italiens allein die Braut, um die er rang.

Die Repräsentation seines Hauses machten die Töchter seines Bruders. Der Sohn desselben sollte sein Erbe sein, als der einzige männliche Sproß der Familie, die mit ihm im Mannesstamm auszusterben drohte.

Der Graf hegte eine große Liebe zu seiner jüngern Nichte – der Contessa Marietta, der glücklichen Verlobten eines Grafen Castelgufo, den Cavour zu seinem Schüler in der Politik auszubilden sich bemühte und für die diplomatische Carrière bestimmt hatte. Im nächsten Spätherbst sollte die Hochzeit sein und der junge Diplomat dann einer der größeren Gesandtschaften attachirt werden.<sup>1</sup>

Aber selbst in seinem Tusculum – dem er vielleicht deshalb den Namen Varcina<sup>2</sup> gegeben hatte, – war der Minister-Präsident keineswegs vor zahlreichem Verkehr gesichert, und es besuchten ihn hier in seiner Villeggiatura außer den Freunden der Familie die hervorragenden Fremden und zahlreiche Personen, die er eingeladen oder denen er ein ungenirteres Rendezvous gegeben, als in dem Ministerpalais der Hauptstadt.

So zahlreicher, rasch aufeinander folgender Besuch schien sich auch heut schon am Vormittag eingefunden zu haben, denn auf dem Vorplatz der Villa hielt eine elegante Equipage mit reich gallonirtem Jäger auf dem Bock, und ein Stallbube führte eben ein von scharfem Ritt noch dampfendes Pferd zur Abkühlung langsam auf und nieder, ehe er es in den Stall bringen sollte.

Der Kutscher des Hauses stand neben dem Bock der Equipage, mit seinem Kollegen plaudernd.

»Also das ist der Generale Prussiano, der gekommen ist, um unserem Ré Glück zu wünschen zu dem neuen Königthum von Italien? Schau Gasparo, es ist doch hübsch von die Barbari, daß sie hierherkommen, ihren Respekt zu bezeugen für die italienische Nation! Ja, ja, unser Conte, der versteht's, sich in Achtung zu setzen.«

Der Kutscher auf dem Bock kratzte sich hinter den Ohren. »Schau Filippo, ich weiß nicht recht, ob der General hierher gekommen ist wegen des neuen Königthums draußen in Prussia oder wegen dem hier in Turin. Ich versteh ihre verdammte Sprache noch nicht so recht oder hab's vergessen. So viel weiß ich nur, daß mein Gesandter mit dem fremden Offizier heraus gefahren ist, weil dieser Deinem Grafen einen Abschiedsbesuch machen wollte; denn er fährt morgen wieder fort nach Berlin!«

»Berlin?« meinte der Andere – »das liegt wohl da über den Bergen, hinter Paris, oder über der See, wo die Kosacken, die Russen und die andern wilden Völkerschaften wohnen?«

»Babbaccione! – Du weißt doch, daß ich bei einem zahmen Gesandten in Dienst bin und nicht bei einem wilden! Wenn's ein wilder wäre, wäre er gewiß auch auf und davon, wie der Graf Stackelberg, den sein Herr, der russische Kaiser, fortgerufen, weil der König Vittorio Emanuele und Dein Herr den armen Bombino und den heiligen Vater so schlecht behandelt haben. Nein, mein Sohn – Berlin ist das Turin von einem Lande jenseits der Alpen, wo sie die Oesterreicher so wenig leiden mögen, wie wir, und es soll, wie unsere Leute auf der Gesandtschaft erzählen, noch drei Mal so groß sein, wie unser Turin, wenn sie auch keinen

---

<sup>1</sup>Wir müssen von vorn herein dagegen protestiren, daß man uns etwa beschuldigt, die Geschichte, die wir hier erzählen, um zehn oder vierzehn Jahre vordatirt und mit anderen Personen und Schauplatz ausgestattet zu haben. *Sit ut est, aut non sit!*

<sup>2</sup>*Varco*: Ausgang, Durchgang; *varcare*: hinübergehen oder fahren.

Po haben, sondern nur ein stinkendes Wasser. Und obschon die Leute, die dort wohnen, Ketzer sind, soll es doch auch katholische Christen und Kirchen dort geben, so gut wie bei uns.«

»Schau, *compare mio*, was Du nicht Alles weißt! ich glaube, Du bist schon ein halber Politico! – Aber ich muß Dir sagen, ich habe mir ein ganz anderes Bild von diesen Prussiani gemacht, als Dein Herr ist und dieser Generale. Ich habe immer geglaubt, die Leute jenseits der Alpen die wären halbe Riesen und könnten mit einem Faustschlag einen Ochsen todt schlagen, wie ein gewisser Milo von Creta oder Corfu gekonnt haben soll.«

Der gesandtschaftliche Kutscher lachte herzlich. »Ja guter Filippo, es muß doch wohl nicht so sein, denn unsere alte Excellenza ist allerdings kein Riese und schlägt keine Katze todt, obgleich er Gespenster citiren kann und mit den Seelen aus dem Fegfeuer verkehren soll. Na und es ist wahr – dieser Generale sieht auch nicht aus wie ein gewaltiger Kriegsheld. Aber he – wer ist denn das dort – den habe ich bei Euch ja noch gar nicht gesehen?«

»O – er ist schon einen Monat im Dienst, – es ist der neue Jäger. Ich glaube, die jetzige Wirthschafterin selbst, die Signora Martina protegirt ihn, und es ist ein netter Bursche, nur zu wenig gesellig. Seit des Herrn alter Kammerdiener, der Paolo todt ist, der ihn von Kindesbeinen so zu sagen bedient hat, haben sie schon zwei Mal gewechselt, und Keiner kann's dem Herrn recht machen. Der da läßt sich aber gut an, wie ich die Comtessa Marietta selber neulich zu ihrem Bräutigam sagen hörte, der eben wieder angekommen ist.«

Die Frage und Antwort hatte einem schlanken großen Mann mit starkem Bart in Jäger-Livree gegolten, der eben aus einem Seitenbau kam, in dem die Küche der Villa sich befand, und auf einem silbernen Präsentirteller eine Tasse Chokolade mit einem leichten Backwerk nach dem Hauptgebäude trug.

»Na,« sagte der Gesandtschafts-Kutscher – »ist das Euer ganzes Frühstück? – da verstehn wir's besser.«

»Es ist das Frühstück des Herrn,« meinte sein Gefährte, – »er nimmt stets um 1 Uhr seine Tasse Chokolade, das Einzige, was er vor Tisch genießt. Er ist überhaupt sehr mäßig, obschon er's doch haben könnte; aber er soll ein Bischen wassersüchtig sein, wie die Doktoren sagen. Sonst ist er kerngesund. Was uns anbetrifft, so haben wir's freilich weit besser, wenn wir drüben im Palazzo Cavour sind, an der Ecke der Via Cavour und der Via Lagrange. Es ist seines Vaters Haus und er ist auch darin geboren.<sup>1</sup> Die Economa drüben ist auch ein ganz anderes Weib, sie gönnt anderen Leuten was, während die hier auf der Villa – da schielt sie eben aus der Küchenthür! – ein geiziger Satan ist, der einem Floh das Fell abziehen möchte. Ich hoffe, man jagt sie bald wieder fort, denn die ganze Dienerschaft beklagt sich über sie.«

Aus dem Hauptgebäude der Villa kam der Jäger des Minister-Präsidenten zurück – sein Gang war etwas schwankend, ungleich, sein Gesicht geröthet; – er nahm seinen Weg zur Küche, in deren Thür die Haushälterin stand, eine blonde schmächchtige blasse Frau von etwa 28 Jahren mit wunderbar schönen schwarzen Augen, die jedoch etwas Rattenartiges hatten.

Der Jäger ging auf sie zu.

»Haben Sie dem Herrn die Chokolade gebracht, Antonio,« frug sie.

»Ich habe sie in den Salon gesetzt – der Herr ist noch bei den Fremden.« – Er fuhr mit der Hand über die brennende Stirn und die Augen. – »Eh' ich's vergesse, Signora Martina – die Comtessa frug, ob noch mehr Chokolade da sei.«

---

<sup>1</sup>Der Palazzo Cavour, in dem auch der Minister starb, ist nach dem Tode seines Neffen und Erben in andere Hände übergegangen.

»O, gewiß – Sie haben doch gesagt, daß sie sogleich welche bekommen könne?«

Der Jäger schauderte leicht zusammen. »Gewiß – aber,« er warf einen ängstlichen fragenden Blick auf sie.

»O – ich werde sogleich frische machen. Sollen Sie welche holen? Vielleicht für den Bräutigam? – Ein hübscher Mann, dieser junge Conte. Sie werden sehr glücklich sein, wenn sie zum Herbst heirathen – – können!«

»Die Contessa hat noch Nichts befohlen!«

»Gehen Sie auf Ihre Kammer, Antonio,« sagte leise die Haushälterin – »oder in den Garten. Sie sehen echauffirt aus!«

Der Jäger murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, dann stieg er in der That zu seiner Kammer hinauf, die ebenfalls in dem Nebengebäude lag.

Die Wirthschafterin sah ihn mit einem spöttischen Lächeln nach. »Bah,« sagte sie – »es ist nur das erste Mal! Ich muß geschwind neue bereiten, wenn man sie verlangt. Ja – die neapolitanischen Chocoladen sind immer berühmt gewesen, namentlich die Diavolinas!«

---

Im Salon der Villa befand sich die Contessa Marietta mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam, dem sie mit dem Battisttuch den Schweiß von der Stirn trocknete.

»Armer Freund, Du bist ja ganz erschöpft von dem langen und raschen Ritt. Bis La Venaria<sup>1</sup> und zurück, das sind ja wahrhaftig zwölf Miglien. Am Ende hast Du kaum gefrühstückt?«

»Nicht einen Trunk Wasser! Ich wollte unterwegs in einer Trattoria eine Foglietta Asti nehmen, aber er sah mir etwas gar zu trübe aus und schmeckte so jung, daß ich ihn stehen ließ. Ich wollte Dich nicht warten lassen, und so gab ich nur die Depeschen auf dem Ministerium ab und ritt gleich hierher weiter.«

»Dafür, *caro* Wendelino sollst Du auch einen Kuß haben und – auch etwas Consistenteres. Da – mein Herz – nimm einstweilen die Chocolate des Onkels,« – sie holte das Silbertablet von einem Seitentisch, wohin es der Jäger gestellt hatte, und präsentirte ihm die Tasse. »Der preußische Gesandte und der fremde General sind bei dem Onkel, und Graf Brassier hat immer allerlei Schnurren und Anekdotchen, mit denen er nicht fertig wird. Auch wartet glaub' ich noch ein anderer fremder Herr auf Audienz – es ist also besser, Du trinkst sein Frühstück, als daß es kalt wird. Antonio mag anderes bringen, wenn der Onkel schellt.«

Der junge Diplomat nahm die Tasse und löffelte sie mit Behagen leer, während er seine Unterhaltung mit den Damen fortsetzte.

---

Wenn man in das einfach schöne, in klassischer Form gehaltene Vestibüle der Villa trat, lag der kleine Gesellschafts-Salon zur Linken, sich auf eine Gartenterrasse öffnend, – während rechts das geräumige Empfangs- und Arbeitszimmer des Ministers sich befand, an das nach hinten sein Schlafzimmer stieß.

Während die bräutliche Fürsorge so das Frühstück des Hausherrn escamotirte, befand sich dieser in seinem Empfangszimmer mit dem preußischen Gesandten, dem Grafen Brassier de St. Simon und dem mit der Notifizierung des Thronwechsels beauftragten preußischen Botschafter General Bonin.

---

<sup>1</sup>Ein königliches Lustschloß.

Der sardinische Minister-Präsident Graf Cavour war ein Mann von Mittelgröße, ziemlich unternetzt und sehr corpulent, das Gesicht rund und freundlich, von braunem Rundbart umgeben, die kleinen klugen Augen hinter einer goldgefaßten Brille verborgen. Er hatte eine scharfe nicht angenehme Stimme und durchaus kein schwungvolles rhetorisches Talent, aber große Schlagfertigkeit und kaustischen Witz, und vor Allem die Gabe einer scharfen präcisierten Darstellung, was ihm eben in der Kammer ein großes Uebergewicht über die leidenschaftlichen Redner beider Parteien verschaffte.

Die drei Anwesenden saßen um einen kleinen mit Rauchutensilien belegten Rundtisch vor dem Eckdivan des Zimmers und waren in eifriger politischer Unterhaltung begriffen. Der Gesandte Graf Brassier de St. Simon-Vallade – der ehemalige Freiherr ward 1857 in den Grafenstand erhoben, – war bereits 63 Jahr und hatte eine längere diplomatische Laufbahn hinter sich, in der ihn namentlich seine Thätigkeit in Constantinopel und seine Inclination für den Mesmerismus und die Lehren des Somnambulismus bekannt gemacht hatten. Man erzählte sich, daß er obschon in älteren Jahren (1849) mit einer Tochter des russischen Geheimen Raths- und Oberkammerherrn Grafen Ribeaupierre aus dem Geschlecht der Potemkin verheirathet, doch stets ein oder zu Zeiten auch mehrere weibliche Media zur Hand hatte, und daß er die somnambülen Ausströmungen häufig zu sehr ungeistigen Versuchen benutzte.

Der Graf war von kleiner Statur, mit starkem Kopf, etwas eitel und dabei als sehr geizig verschrienen.

Ruhig folgte der lebhaften Unterhaltung der Beiden der Dritte der Anwesenden, der preußische General von Bonin, General-Adjutant des Königs. Der General war von mittelgroßer, fast zierlicher Gestalt, mit seinem klugem Gesicht.

Das Gespräch hatte sich, da der Besuch kein offizieller war, sehr natürlich auf die Ereignisse in Mittel- und Unter-Italien gewendet. »Sagen Euer Excellenz,« frug der Gesandte – »wenn die Frage nicht indiscret erscheint, was in aller Welt ist denn eigentlich an der Geschichte mit General Pinelli?«

Der Minister lächelte. »Ich fürchte, sie ist wahr! Da fast alle Welt davon spricht, braucht man keine Heimlichkeit daraus zu machen. Nur möchte ich Niemandem rathen, sie in Gegenwart des armen Pinelli zu erzählen, er speit Feuer und Flamme. – Es blieb freilich nichts übrig, als ihn abzubrufen, denn er hat es in der That etwas arg getrieben.«

»Pinelli?« frug der preußische General. »Ist das derselbe, von dem der Constitutionel den famosen Tagesbefehl mittheilt, und die französischen Offiziere erklärt haben, daß wenn er sich an einem Ort blicken lassen werde, den französische Truppen inne haben, sie ihn – ich weiß nicht gleich was – mit ihm vornehmen würden.«

Der Minister war etwas roth geworden. »Sprechen Sie es immer aus, Excellenz, man hat gedroht, ihn mit den Steigbügel-Riemen zu regaliren, – aber Sie wissen, von der Drohung bis zur Ausführung ist immer noch ein weiter Weg, das hat der Streit zwischen Herrn Pelissier und Herrn Cialdini bewiesen. Es ist wahr, er hat etwas brutal gehandelt, aber – mit diesem Räuberunwesen ist nun einmal nur mit eiserner Consequenz und Strenge fertig zu werden.«<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup>Der berühmte Tagesbefehl des General Pinelli, als er mit der Pacificirung der Abruzzen und der Belagerung von Civitella del Tronto beauftragt wurde, lautete:

»Offiziere und Soldaten! Ihr habt Viel gethan, aber Nichts ist gethan, sobald noch Etwas zu thun übrig bleibt. Ein Rest jener Spitzbubenrace versteckt sich noch in den Gebirgen; hetzt sie hinaus aus ihren Schlupfwinkeln und seid ohne Mitleid, wie das Schicksal! Gegen

»Ja, Excellenz,« sagte boshaft, sich die Hände reibend, der Gesandte – »bei unseren Revolutionairen würde es nicht viel helfen, ihnen den halben Kopf zu scheeren oder die eine Hand mit unverilgbarem Schwarz zu bepinseln. Da hilft nur Pulver und Blei.«

»Vielleicht, wenn man sie in somnambülen Schlaf versetzte,« meinte der General ironisch. »Excellenz sind strenge Maßregeln wahrscheinlich noch von dem Umgang mit den Türken gewohnt.«

Der Gesandte, der gar zu gern Andere schraubte, meinte mit unschuldigem Lächeln, er freue sich, eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem Herrn General zu besitzen.

»Bei Alledem,« sagte der General sich erhebend, »kann ich Euer Excellenz nur versichern, daß auch Seine Majestät, König Wilhelm, der Regierung Ihres Erlauchten Monarchen nur seine Achtung zollen wird für diese Concession an die öffentliche Meinung Europa's und der soldatischen Ehre, und ich hoffe, daß sie dazu beitragen wird, auch unsere diplomatischen Anschauungen auszugleichen, wozu ja gewiß der Herr Gesandte hier mit seinem providentiellen Blick in die Zukunft möglichst die Hand bieten wird.«

Der italienische Minister-Präsident, der mit seiner kaustischen Miene dem kleinen Wortgefecht der tendenziellen politischen Gegner gefolgt war, reichte dem General die Hand.

»Euer Excellenz erfreuen mich durch diese Aussicht auf's Höchste. Ich bitte, Ihrem gnädigsten Herrn und König meine tiefste Ehrfurcht zu Füßen legen zu wollen, und auch Herrn von Schleinitz, wenn Sie Gelegenheit dazu finden, mich zu empfehlen, obschon er nicht dieselben Sympathieen für unsere italienische Politik zu empfinden scheint, wie Herr von Vincke; bitte sagen Sie ihm,« und die starke beleibte Gestalt des italienischen Staatsmannes schien förmlich zu wachsen unter den Worten, »was sich ja nicht in diplomatische Noten fassen läßt, daß ich hoffe, es werde und zwar recht bald auch für Deutschland die Zeit kommen, wo es wie Italien nicht blos das Bedürfniß einer großen Einigung fühlen, sondern sie auch erreichen werde, und daß dann es Preußen vorbehalten sein werde, diese Einigung herbeizuführen und an ihrer Spitze zu stehen. Wir konnten nicht erwarten, daß dies ohne den Kitt des Blutes geschehen werde, und ich glaube, Ihre jetzigen oder künftigen Staatsmänner werden dies auch nicht. Wenn Gott dann nicht anders über mich verfügt haben und ich noch auf diesem Posten stehen sollte, wird Preußen und das geeinigte Deutschland keinen festeren Bundesgenossen haben, als Italien; denn Excellenz, unsere Interessen und Wege sind dieselben, und

---

solche Feinde ist das Erbarmen ein Verbrechen. Feige und kriechend Euch gegenüber, mordeten sie die Verwundeten; ohne politisches Princip, nur dem Raube nachjagend, sind sie für den Augenblick die besoldeten Banditen, nicht Christi, sondern des Satans, und bereit, Anderen ihren Dolch zu verkaufen, sobald das Gold, das man der stupiden Leichtgläubigkeit der Christen entreißt, nicht mehr hinreichen wird, ihre Habsucht zu befriedigen. Wir werden sie vernichten, wir werden *den priesterlichen Vampyr* zertreten, welcher mit seinen unsauberen Lippen seit Jahrhunderten das Blut unserer Mutter saugt; wir werden mit Feuer und Schwert die durch seinen schmutzigen Geifer verpesteten Gegenden reinigen, und aus seiner Asche wird die Freiheit auch für die edle Provinz Ascoli hervorgehen.«

Was sollte die soldatische Welt Europa's freilich dazu sagen, wenn man einem doch vollkommen berechtigten und von dem König von Neapel befohlenen Widerstand gegen die Occupation gegenüber so – fast kindische Erlasse liest, wie der war, mit welchem der sardinische Generalmajor Chiabrera den tapferen und seiner Pflicht treuen Kommandanten der Citadelle von Messina, den alten General Fergola zur Uebergabe derselben aufforderte, oder Cialdinis Drohung, Alles über die Klinge springen und für jeden durch das Feuer der Citadelle Gefallenen nach der Einnahme einen Offizier oder Soldaten fusiliren zu lassen!

die drei Gegner, die wir zu bekämpfen haben, werden auch die Ihren sein. Bis dahin, Excellenz, freut es mich, Sie bitten zu dürfen, einstweilen in Berlin zu versichern, daß es der ernste Wille Seiner Majestät des Königs Victor Emanuel ist, allen Ausschweifungen der revolutionären Fractionen, welche zu Verwickelungen mit Deutschland und dem preußischen Beruf für dasselbe führen könnten, mit aller Kraft entgegen zu treten.«

Der Gesandte schaute zwar etwas verblüfft zu diesen Eröffnungen über seinen Kopf hinweg, aber der preußische General schüttelte herzlich dem italienischen Staatsmann die Hand, und die beiden Herren verließen, von ihm bis zur Schwelle des Foyers begleitet, die Villa.

Als die beiden Gesandten zur Stadt zurückkehrten, wandte sich der General an seinen Begleiter.

»Was ist das für eine Geschichte oder Anekdote von General Pinelli?«

»Man erzählt sie verschieden – leider figurirt auch der Name eines ehemaligen preußischen Offiziers dabei, eines Herrn von Arnim, der bei den piemontesischen Truppen stand. Der General soll in höchst brutaler Weise ein junges Mädchen, eine Irländerin und Verwandte des spanischen Marschalls O'Donnell, die sich bei einer Truppe befand, welche nach dem Treffen von Castelfidardo den Gebirgskrieg gegen die Sardinier fortsetzte, und die bei dem Bemühen, gefangene piemontesische Soldaten vor einem schrecklichen Tode zu retten, in seine Hände fiel, abscheulich behandelt haben, so daß sich selbst die piemontesischen Offiziere darüber bei dem Kriegsminister beschwerten. Lieutenant von Arnim, der zu den von ihr geretteten Offizieren gehörte, hat als er die von General Pinelli befohlene Execution der Ruthenhiebe auf jene Theile, durch welche sich die Venus vulgivaga im jetzigen Museo nationale zu Neapel so verlockend auszeichnet, nicht hindern konnte, das Mädchen erschossen, um sie vor der Schmach zu schützen. Wie gesagt, die Geschichte hat einiges Aufsehen gemacht und soll unter einigen Tollköpfen in Rom zu der Wette Veranlassung gegeben haben, General Pinelli mit derselben Züchtigung zu bestrafen, zu welcher er *à la* Haynau die junge Irländerin verurtheilt hatte. Kurz, die tollen Burschen haben ihre Maßregeln so gut genommen gehabt und scheinen durch Spione so vortrefflich bedient gewesen zu sein, daß sie den zurückberufenen General auf einer Fahrt von Rom zur Gränze abfingen, oder vielmehr aus seinem Wagen lockten und ihm, ohne ihn sonst zu schädigen, die fünfundzwanzig Ruthenstreiche appliciren konnten, welche die arme Irländerin – nicht erhalten hatte.«

»Hat man die Thäter nicht entdeckt?«

»Sie sollen sämtlich geschwärzte Gesichter gehabt haben, auch hat die französische Polizei in Rom jetzt andere Dinge zu thun und ist nicht gut auf die Herrn Piemontesen zu sprechen, deren Freunde in Rom ihr allnächtlich viel Arbeit geben. So wird General Pinelli wohl seine Schläge behalten müssen, so gut wie sein Kollege Landi die falschen Banknoten, die er von dem alten Schlaukopf Garibaldi in Sizilien für seinen Verrath erhalten hat.«

»Wo ist der General jetzt?«

»Welchen meinen Excellenz – wir haben der Generale hier jetzt so viele im Lande umherlaufen, nationalisirte und reactionaire, daß man den Po mit zustopfen könnte.«

»Ich meine General Garibaldi!«

»Ei der befindet sich auf seinem Nest Caprera, ärgert sich, daß er sich in seinem Alter und nach zwölfjährigem Wittwenstande von einer Courtisane, der berühmten Gräfin Raimondi hat zur Heirath verführen lassen, macht sich mit der Bezahlung der Schulden seines liederlichen Sohnes Ricciotti zum Bettler, nur immer bemüht, den Ungerathenen vor den

Griffen der Criminalpolizei zu salviren, grollt dem König und Herrn Cavour, daß sie ihn als General-Gouverneur von Neapel und Sizilien fortgeschickt und seine geliebten Rothhemden als zuchtlose Bande auf den Schub gebracht haben, und bereitet eine neue Expedition der Freischaaren zur Eroberung Venetiens und des südlichen Tyrol's vor.«

»Aber Sie hörten, Graf, welche Versicherung uns Herr Cavour unaufgefordert gab.«

»Ah, ah, liebste Excellenz,« machte der Gesandte, der offenbar seine Niederlage von vorn auswetzen wollte – »die ›Unita Italia‹ von heute Morgen behauptet ganz bestimmt, daß zwischen Frankreich und Piemont ein geheimes Bündniß bestehe, das dem einen die Rheingränze und dem anderen Rom, Venetien und Botzen sichern soll; Graf Cavour ist ein Mann, der ohne sonderliche Gewissensbisse die guten Gelegenheiten wahrzunehmen pflegt, und selbst seinem hohen Protektor in Paris die jetzigen müratistischen Proklamationen in Neapel mit allerlei Putschen in Rom zu vergelten versteht. – Wenn es Herrn Kossuth wirklich gelingen sollte, in Ungarn eine neue Erhebung zu Stande zu bringen, wird er seinem Freund Garibaldi wahrhaftig nicht große Hindernisse in den Weg legen, noch einmal den Weg über Spondalunga in's Tyrol zu versuchen. Lassen Sie sich sagen, Excellenz, daß um der Politik dieser Herren Italiener zu folgen, man ein sehr scharfes Auge und eine vortreffliche Nase haben muß. Die neue Königskrone von Italien steht in diesem Augenblick auf einem sehr vulkanischen Boden; denn auf den Ruf ihres alten Meisters sammelt sich die ganze Bande in Genua, von Marseille erwartet man bedeutende Waffensendungen, und die ungarische und polnische Emigration sind in lebhafter Bewegung.«

»Ich kann mich eben nur an das halbofficiöse Desaveu halten,« meinte der General. »Ich empfinde so wenig Sympathien für die Russen wie für die Oesterreicher.«

Die Antwort des Gesandten blieb unverständlich, die Equipage rollte eben über die Ponte del Po und die prächtige Piazza Vittorio Emanuele.

---

Der Minister-Präsident wollte, von der Begleitung zurückkehrend, eben nach dem Familiensalon sich wenden, um das gewohnte Frühstück einzunehmen, als ihm einfiel, daß noch eine andere Person auf Audienz harre. Er kehrte daher in sein Arbeitszimmer zurück und öffnete selbst die Thür seines Schlaf-Kabinetts, in das er dieselbe bei der Ankunft der beiden Preußen hatte eintreten lassen.

»Nun, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig ist! Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie nicht eher befreite, aber die diplomatischen Pflichten gehen oft über die Gebote der Höflichkeit. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Der Eingetretene war ein Mann in den fünfziger Jahren, von hoher schlanker Gestalt, den magyarischen Typus in Gesicht und Haltung, selbst wenn ihn nicht schon die ungarische Tracht als einen Sohn dieses Landes bezeichnet hätten.

Der Minister hatte eine Visiten-Karte von seinem Schreibtisch genommen und las den Namen: »Herr *Maytényi*?«

»Zu dienen, Excellenz, ein Verwandter und Freund des Herrn Kossuth.«

»Ich habe Ihren Namen heute Morgen in einem Telegramm gefunden. Sie haben gestern in einer Versammlung des Revolutions-Comité's in Mailand Mittheilungen des General Klapka aus London gemacht?«

»Euer Excellenz sind bereits gut unterrichtet, und das wird mir meinen Auftrag erleichtern. Der General hat mir befohlen, diesen Brief Eurer Excellenz zu eigenen Händen zu übergeben und Ihre Befehle in Empfang zu nehmen.«

Der Minister nahm den Brief und behielt ihn in der Hand, ohne ihn zu erblicken.

»General Klapka befindet sich gegenwärtig in London?«

»So ist es, Excellenz. Der General schreibt mir nur, daß er in London Kossuth und den Chef des englischen Comité's für die Befreiung Ungarns gesprochen hat und unsere Sache gut steht. Im Uebrigen verweist er mich an Euer Excellenz.«

»Hm! – das Telegramm, – eine ausführlichere Nachricht habe ich noch nicht erhalten – spricht auch von einem Briefe des General Türri.«

»Ganz richtig – der General hat an den Syndicus Beretta geschrieben. Er hat vortreffliche Aufnahme in Paris gefunden, zweimal den Prinzen Napoleon gesprochen –«

»Seine Kaiserliche Hoheit steht in Folge seiner Brandrede im Senat gegenwärtig etwas in Mißcredit!«

»Euer Excellenz wissen, daß dies nur scheinbar sein kann. Der Prinz ist vollkommen mit unserem Vorgehen einverstanden, General Türri hat die besten Zusicherungen erhalten, es sind ihm bedeutende Mittel in Aussicht gestellt und er wird dem Comité binnen Kurzem 60,000 Franken und 3000 Jägerstutzen senden. General Garibaldi hat seine Stabsoffiziere nach Brescia geladen, und Kossuth verspricht, dazu einzutreffen.«

»Sie haben sich in Turin wohl nicht aufgehalten, Herr Maytényi?«

»Nein, Excellenz – ich bin diesen Morgen von Mailand abgereist und habe mich von Turin gleich auf den Weg gemacht, da ich begierig bin,« – er wies auf den Brief, – »die Befehle Euer Excellenz entgegenzunehmen.«

»Ah so – ich vergaß! – Sie erlauben wohl!« Der Minister öffnete mit einer ziemlich kühlen Neigung des Kopfes den Brief – ein Blatt fiel heraus, das er ansah und mit einem feinen Lächeln auf seinen Schreibtisch legte. – Dann las er den Brief.

»Es ist wie ich mir dachte. Hat Ihnen Herr Klapka auch eine Abschrift des großen Feldzugsplanes gesandt?«

»Mir? – nein – was ich von General Mieroslawski weiß – ich hoffe von Euer Excellenz das Weitere . . . «

Der Minister hatte das vorhin überflogene Blatt aufgenommen.

»Nun so hören Sie wenigstens die allgemeinen Züge. Es sollen 20- bis 30,000 Freischärler Ende März in 5 oder 6 Divisionen abgetheilt an den Abhängen der Schweizer und Tyroler Alpen sich sammeln! Das Hauptquartier wird in Bergamo sein, die Vorhut in Brescia und Desenzano. Führer der verschiedenen Abtheilungen: Rino, Bixio, Cosenz, Medici, Türri und Mieroslawski. Nach zwei oder drei gegen die Mincio- und Po-Gränze ausgeführten Schein-Angriffen werfen die Elitetruppen dieser Divisionen sich in die Engpässe Süd-Tyrols und suchen durch rasche Besetzung der dominirenden Positionen dieses für den Partisanenkrieg höchst geeignete Gebirgsland unter ihre Herrschaft zu bringen. Während ein Theil der revolutionairen Colonnen in Tyrol Stellung gewinnt, um die Annexion des Landes bis Botzen und das Passeyer an Italien vorzubereiten, dringen die beweglichsten Schaaren möglichst rasch auf den Straßen von Vicenza, Bassano, Belluno vor, um die Communication der österreichischen Abtheilungen zu beunruhigen, andere werfen sich auf Brixen und Brunecken, um in die Kärnthner Alpen einzudringen, und von dort den südslavischen, ungar'schen und deutschen

Bundesgenossen die Hand zu reichen. Die Hauptführer werden sich über Udine nach Triest werfen, durch einen Handstreich sich des Hafens bemächtigen, von dort aus Illyrien zu insurgieren, jedenfalls aber die österreichische Besatzung in Venedig vom Mutterlande abzuschneiden und zum Rückzug hinter den Tagliamento oder doch zu schwächenden Detachirungen an die Mincio- und Po-Linie zu zwingen. Dann wird der Aufstand in Venedig ausbrechen und die an den obigen Linien concentrirte sardinische Armee in das Festungsviereck einbrechen. Von Illyrien her wird der Aufstand im südlichen Ungarn unterstützt werden und zugleich die Erhebung in Krakau und Galizien die österreichischen Truppen im Norden beschäftigen. – Ich muß Ihnen sagen, Herr Maytényi, für altgeübte Verschwörer finde ich den Plan ziemlich ungeschickt.«

Der Ungar sah den Minister erstaunt an.

»Aber ich sollte meinen . . . «

»Ich fürchte,« fuhr der Minister fort, »General Benedeck wird herzlich lachen über diesen Feldzugsplan, wenn er morgen die Details in den Zeitungen liest!«

»General Benedeck – in den Zeitungen . . . « stammelte der Ungar.

»Aber mein Himmel, wissen Sie denn nicht, was geschehen ist – wo in aller Welt kommen Sie denn her?«

»Ich – ich begreife Euer Excellenz nicht . . . «

»*Cospetto* – das wäre stark – sollte das liebe Revolutions-Comité in Mailand, das der Regierung so manche Hindernisse und Verwickelungen bereitet, in der That noch nicht wissen, was gestern auf der Süd-Bahn von Genua nach Verona passirt ist?«

»Ich bitte Euer Excellenz, mir endlich sagen zu wollen, um was es sich handelt.«

»Ei, um nichts mehr und weniger, als daß der ganze Plan mit allen Details in den Händen des Staatsanwalts und der Gerichte sich befindet und gewisse Paragraphen unserer Criminalgesetze von Verschwörungen gegen auswärtige befreundete Potentaten handeln.«

Der Ungar war aufgestanden. »Euer Excellenz scheint es Vergnügen zu machen, mit mir Ihr Spiel zu treiben.«

»Bewahre, mein Herr – nur werden Sie einsehen, daß es mir nicht einfallen kann, mich mit diesem Briefe des General Klapka, den ich persönlich hochschätze, weiter zu beschäftigen, da der vertrauliche Inhalt desselben bereits eine Sache gerichtlicher Publicität geworden ist.«

»Ich begreife das – obschon ich den Vorgang nicht kenne.«

»Ich kann Ihnen denselben aus bester Quelle erzählen. General Mieroslawski hat seine Vertrauten wieder einmal schlecht gewählt. Ein gewisser Wiesner . . . «

»Sein früherer Adjutant in dem baden'schen Feldzug . . . «

»Mag sein! Er hatte als politischer Flüchtling Aufnahme in Genua gefunden und ist der Herausgeber der Italienischen Correspondenz. Die nationale Partei, der er von Herrn Mieroslawski auf das Dringendste empfohlen war, scheint ihm jedoch nicht recht getraut zu haben, da er etwas verdächtigen Umgang mit Reactionairen, namentlich mit früheren bayrischen Offizieren hielt. Kurz und gut, man hatte Wind bekommen, daß dieser Herr Wiesner doppelte Karten spielte, und gestern Morgen einen seiner Freunde nach Verona sandte, um General Benedeck den specialisirten Angriffsplan Garibaldi's für 40,000 Gulden anzubieten. Das nationale Comité hat zwei entschlossene Männer mit dem Unterhändler abreisen lassen und diese haben unterwegs im geschlossenen Coupé dem Herrn Bayern erklärt, daß sie ihm ohne

Weiteres eine Kugel durch den Kopf jagen und ihn dann als Selbstmörder ausgeben würden, wenn er sich nicht dazu verstehen wolle, die ihm von dem würdigen Herrn Wiesner anvertrauten Papiere auszuliefern. Besagter Bayer hat nach einigem Sträuben Vernunft angenommen und den Brief an Benedeck nebst dem ganzen Plan ausgeliefert, unglücklicher Weise aber auf der nächsten Station Lärm gemacht und seine beiden ehrenwerthen Begleiter verhaften lassen, so daß die ganze Correspondenz, die man ihnen abgenommen hat, in die Hände der Polizei und Gerichte gekommen ist.«

»Aber dann hätte man sie leicht unterdrücken können!«

»Würde verzweifelt wenig genutzt haben, mein bester Maytényi, da bereits zu viele Personen darum wußten, und Herr Wiesner, den ich in Genua sofort habe einstecken lassen, gar kein Hehl aus seiner Absicht, vielmehr sich ein Verdienst daraus um die Ruhe und Sicherheit des Staates macht. – Somit werden Sie begreifen, daß ich am Besten thue, den Brief des General Klapka gänzlich zu ignoriren, insbesondere – da ja auch früher Herr Kossuth und Herr Klapka wiederholt öffentlich erklärt haben, daß sie die Zeit für eine neue Erhebung Ungarns noch nicht gekommen glauben.«

Der Ungar verbeugte sich kalt. »Es scheint mir, daß es am Besten gefehlt hat: an dem Willen uns zu unterstützen und Oesterreich den Krieg zu erklären. Man hat keine Sympathieen für unsere Sache!«

»Glauben Sie das ja nicht, Signor, wenn die Regierung auch vorläufig genöthigt gewesen ist, zur Beruhigung der fremden Mächte ein Paar Dutzend Mitglieder des Revolutions-Comité's für einige Zeit einstecken oder ausweisen zu lassen – ich fürchte, Herr Maytényi, – Sie stehen selbst auf der Liste der Mailänder Polizei! – ich denke, wir geben Ihnen einen genügenden Beweis unserer Sympathie, indem wir der Ausgabe Ihrer Kossuthnoten bisher Nichts in den Weg gelegt haben und die Bank derselben in Mailand gar nicht sehen. Aber in der That, die Herren dürfen nicht zu Viel verlangen und müssen einsehen, daß wir einen auswärtigen Krieg in diesem Augenblick nicht vertragen können, wo wir noch so Viel im Innern in Ordnung zu bringen haben. Deshalb werden Sie unserer und Ihrer Sache den besten Dienst thun, wenn Sie helfen, das mailänder Revolutions-Comité zu calmiren, das ich sonst – aufheben müßte!«

Die ruhige Handbewegung des Ministers zeigte dem Revolutionair, daß die Audienz zu Ende sei, und er entfernte sich grollend und niedergeschlagen über den unerwarteten Ausgang derselben.

»Es ist eine Lection, die ihnen gut thun wird,« sagte der Minister! »Aber nun zu meinem Frühstück!«

Aber es war, als wolle die Laune des Zufalls ihn heute daran verhindern – er hatte noch nicht die Thür erreicht, als der Diener sie öffnete mit der Meldung: »Seine Excellenza der Präsident der Deputirten-Kammer, Signor Ratazzi.«

»Grade recht – zur Fortsetzung der Lection!« murmelte der Minister. – »Sehr willkommen!« Er ging dem Besuch entgegen und begrüßte ihn auf das Herzlichste.

Herr Ratazzi, der bekanntlich bestimmt war, in der Entwicklung des neuen Italiens ziemlich bald eine bedeutende Rolle zu spielen, war längere Zeit mit Graf Cavour in politischen Differenzen, hatte sich aber kurz vor seiner Erwählung zum Präsidenten der Deputirten-Kammer (7. März) vollständig mit ihm wieder ausgesöhnt.

»In Wahrheit, liebster Präsident,« sagte der Minister, seinen Besuch zum Sitzen nöthigend, »Sie sind äußerst willkommen; denn wenn Sie nicht die Liebenswürdigkeit gehabt hätten,

mich hier aufzusuchen, würde ich noch vor Tische zu Ihnen gekommen sein, um so Mancherlei mit Ihnen zu besprechen.«

»Dann sind wir einander in unseren Wünschen begegnet, und deshalb sehen Sie mich hier. Turin ist voll von Gerüchten, man erzählt von Verhaftungen verschiedener Führer des Clubs und Sie wissen, wie schwer es ist, die Heißsporne unserer Linken, wie Brofferio, im Zaum zu halten. Ich habe mich niemals mit der Auflösung der garibaldischen Legion befreunden können.«

»Sie war eine Nothwendigkeit! Nach dem Urtheil aller Militairs hatte sie auf unsere braven Truppen den schlimmsten Einfluß. Sie hauste schlimmer wie die alte Camorra in Neapel und Sizilien, und es wäre unmöglich gewesen, ohne ihre Auflösung zur Herstellung eines festen Regiments zu gelangen.«

»Aber Garibaldi ist aufs Höchste erbittert. Sie wissen, daß wir ihn nicht entbehren können – das Volk hängt an seinem Namen, das beweisen die Ovationen, die man ihm überall bringt.«

Der Minister lächelte: »Selbst unsere Polizei! Sie wissen doch, daß sie in Neapel die nächtlich an die Ecken geklebten Plakate, ›Es lebe Murat!‹ nicht mit der Inschrift ›Es lebe Victor Emanuel!‹ sondern nur mit dem Plakat ›Es lebe Garibaldi!‹ zu ersetzen wagte.«

»Diese muratistische Bewegung giebt zu denken!«

»Uns Beiden sicher nicht. Halten Sie wirklich den Kaiser Napoleon für einen solchen Freund der italienischen Einheit, daß er nicht verfehlen würde, uns von Zeit zu Zeit einige Steine in den Weg zu werfen, um uns bemerklich zu machen, wie sehr wir seiner Hilfe – ja, ich muß es offen aussprechen, seiner Zustimmung zu Allem bedürfen.«

»Die Rede des Prinzen Napoleon kann nicht ohne seine Inspiration gehalten worden sein.«

»Der Kaiser Louis Napoleon liebt es, *à deux mains* zu spielen. Sie ist in Rom desavouirt worden und die Worte, mit welchen den französischen Offizieren die Genehmigung zur Annahme der Ordensverleihung des Exkönigs Franz ertheilt worden: er habe keine Ursache, denselben nicht als den rechtmäßigen König von Sizilien und berechtigt zur Verleihung seiner Orden zu betrachten – geben Gelegenheit zu denken.«

»Aber dann ist das Vorgehen der Revolutionscomité's gegen Wälsch-Tyrol und Venetien um so wünschenswerther, um ihn endlich einmal zu zwingen, Farbe zu bekennen und diesem Schwanken ein Ende zu machen.«

»Glauben Sie wirklich, daß die Herren Garibaldi und Kossuth die österreichischen Truppen schlagen werden?«

»Aber warum hat man dann General Cialdini zurückberufen?«

»Wenn La Marmora darauf besteht, wegen seines Streites mit dem Kriegsminister Fanti sein Kommando aufzugeben, haben wir keine Führer für die Mincio-Armee. In Neapel genügen jetzt andere Persönlichkeiten. Wir mußten auf alle Fälle uns vorsehen.«

»Wenn der König wirklich gesonnen ist, den Angriff der Comité's zu unterstützen – warum dann diese plötzlichen Verhaftungen? Seine Aeüßerung gilt als Bürgschaft – man zweifelt nur an dem guten Willen Eurer Excellenz! Ich büрге dafür, daß die Kammer die Mittel bewilligt!«

»Lesen Sie!«

Der Minister nahm aus einer Mappe eine dechiffrierte Depesche und reichte sie ihm.

»Von Herrn Nigra aus Paris?«

»Von ihm selbst – vertraulich an mich! Ich erhielt sie vorgestern und habe sie sofort Seiner Majestät vorgelegt und vor einer Stunde durch meinen künftigen Neffen die Zustimmung des Königs erhalten.«

Der demokratische Präsident der Kammer las die Depesche, durch welche der italienische Gesandte vertraulich seinen Chef über eine Unterredung, die er mit Herrn Thouvenel, dem Minister des Auswärtigen gehabt, unterrichtete und in welcher ihm dieser ganz unverholen den Willen des Kaisers dahin ausgesprochen habe, daß ein Vorgehen der Garibaldiner und der fremden Flüchtlinge gegen die österreichischen und deutschen Gränzen auf keine Unterstützung Frankreichs zu rechnen habe, daß Italien die Folgen allein tragen müsse, und Oesterreich unter Zustimmung Rußlands und Preußens entschlossen sei, bei Unterstützung revolutionärer Bewegungen seitens Sardinien Truppen an der Gränze der Legationen und Marken aufzustellen oder diese zu besetzen. Eben so finde Frankreich keine Veranlassung, dem Papst seinen Schutz zu entziehen und die französischen Truppen aus Rom zu entfernen. Es werde vielmehr eine Verstärkung derselben erfolgen, wenn die Agitationen daselbst fort dauerten, und es würden zu diesem Zweck 12,000 Mann unter General Trochu bei Lyon concentrirt.

Diese ganz unerwartete Wendung in der Politik des Kaisers Napoleon verfehlte nicht ihren Eindruck auf den italienischen Staatsmann, der mit sehr echauffirter Miene die Depesche dem ihn ruhig beobachtenden Minister zurückgab.

»Was sagen Sie hierzu?«

»Daß ihn der Teufel holen möge mit seiner unzuverlässigen Freundschaft. Er behandelt Italien wie seine Domaine, und uns wie die Schulbuben, denen er die Lectionen vorschreibt! Jetzt begreife ich Ihre Abwicklung und mache Ihnen mein Compliment für das geschickte Manövre mit den Wiesner'schen Enthüllungen.«

»Ich sehe, lieber Freund, Sie haben mich vollständig begriffen, die Saisirung der Papiere des Herrn Wiesner durch unsere Justiz erspart der Regierung eine arge Niederlage!«

»Meinetwegen – Herr Garibaldi mag warten; aber sagen Sie mir ehrlich und offen, Graf, sollen wir denn für immer ganz und gar von diesem Herrn in den Tuilerieen abhängig bleiben?«

»Im Augenblick läßt sich Nichts dagegen thun – aber ich glaube, der Kaiser Napoleon steht auf dem Zenith seiner Macht, und Sie kennen das ewige Naturgesetz.«

»Das kann lange dauern!«

»So müssen wir uns nach anderen Alliancen umsehen!«

»England?«

»Sie wissen, daß man in diesem Augenblick eine fast kindische Furcht in England vor einer französischen Invasion hat. Ich meine Rußland und Preußen! – Oder sollen wir etwa die Insel Sardinien hinter Nizza und Savoien herwerfen?«

»Um keinen Preis! Der Handel von Achtundfünfzig hat uns in der Meinung aller Patrioten schon Nachtheil genug gebracht!«

Der Minister-Präsident zuckte die Achseln. »Sie wissen nur zu gut, daß wir ohne ihn nicht da wären, wo wir doch heute sind. Glauben Sie mir, auch in Deutschland regt sich's, und über kurz oder lang ist ein Zusammenstoß zwischen Preußen und Oesterreich nicht zu vermeiden, und der Ausgang mir nicht zweifelhaft, wenn wir dazu helfen, Oesterreich zu isoliren.

Und dann noch – die Personen wechseln – auch ich kann fallen durch Gottes Hand, oder den Haß meiner Feinde. Deshalb wünsche ich – wenn ein solcher Fall eintritt – in die Brust des Mannes, der mich ersetzen würde, gleichsam das Testament meiner politischen Ueberzeugungen niederzulegen und ihn von ihrer Richtigkeit durchdrungen zu wissen, und dieser Mann, lieber Ratazzi – sind Sie!«

»Thorheit, Graf, wie kommen Sie zu solchen Gedanken – Sie sind im besten Alter, kaum über fünfzig!«

»Politik, lieber Freund, zehrt am Leben! – Doch, wie es auch sei, ich möchte Ihnen die Ueberzeugung beibringen, daß wir Nichts überstürzen dürfen! wir haben Tüchtiges gethan – aber es ist noch Viel zu thun übrig! Glauben Sie mir, diese nordische Macht hat eine große Zukunft und in dieser Zukunft wird derselbe Kampf nicht fehlen, den wir zu kämpfen haben, der Kampf mit Rom, das immer zu Oesterreich und zu Frankreich stehen wird.«

»Aber wir müssen Rom haben!«

»Und wir werden es haben! Eben deshalb wollte ich mich mit Ihnen verständigen. Auch der Kaiser Louis Napoleon kann auf die Dauer der Wucht der öffentlichen Meinung nicht widerstehen, von der er ohnehin sehr abhängig ist, und mit dieser öffentlichen Meinung müssen wir ihn aus Rom treiben. Italien gehört den Italienern und nicht den Franzosen, und Rom ist seine natürliche Hauptstadt. Dieser Satz muß in der Kammer jetzt bei jeder Gelegenheit ventilirt werden. Lassen Sie den Antrag stellen, durch eine nationale Petition an den Kaiser die Zurückziehung der Franzosen aus Rom zu verlangen. Die Regierung wird sich auf den Standpunkt stellen, daß Italien dem Kaiser die größte Dankbarkeit schuldet und die Sache ganz seiner Entscheidung überläßt. Sie verschuldet dann nicht, wenn bei der voraussichtlichen Ablehnung es Herrn Garibaldi einfallen sollte, etwa von Süden her einen Freischaarenzug nach Rom zu unternehmen, – etwa im nächsten Jahre! – dann muß die Regierung immer in der Lage sein, ihn desavouiren und ihm in den Weg treten zu können! Glauben Sie, lieber Freund, wir dürfen uns diese Freischärler nicht über den Kopf wachsen lassen, sonst zerfällt Italien wieder – die constitutionelle Monarchie mit der Krone Savoiens allein kann es zusammenhalten! Eine tüchtige Kraft werden Sie einmal in Menotti Garibaldi haben – er ist ein tüchtiger Soldat, genießt das allgemeine Vertrauen und zeigt nicht den Eigensinn und unverständigen Fanatismus des Alten. Stören Sie sich nicht, wenn Sie einmal am Ruder sind, an den Schreibern – stecken Sie sie ohne Weiteres ein – es findet sich schon wieder ein Loch, wo man sie entwischen lassen kann! Vor Allem schließen Sie niemals mit Frankreich ein Bündniß auf unbestimmte Ziele, – das ist's, was ich auch dem König gerathen habe!«

»Nochmals Graf,« sagte der Kammer-Präsident, »Sie machen sich thörichte Gedanken, Gott erhalte Sie noch lange Italien und dem Könige! Es ist nicht die geringste Aussicht noch mein Wunsch, daß ich an Ihre Stelle treten sollte. Ich verzichte sogar auf jedes Portefeuille!«

Der Minister-Präsident lächelte. »Als Präsident der Kammer sind Sie nützlicher und mächtiger, als mit einem Portefeuille. Deshalb lieber Freund, weil die einzige Stelle noch besetzt ist, die Sie einzunehmen den Anspruch haben – fehlt auch Ihr Name auf der neuen Ministerliste. Ich denke, wir sind darin einverstanden, daß das Königreich Italien ein anderes Kabinet haben muß, als das Königreich Sardinien. Sagen Sie mir Ihre Meinung über die Liste, ehe ich sie dem König vorlege.«

Er nahm ein anderes Papier aus der Mappe und wollte es eben dem Präsidenten übergeben, als die Thür des Zimmers heftig aufgerissen wurde.

»Um der Madonna willen, – Oheim, kommen Sie herüber – Wendelino ist plötzlich schwer erkrankt!«

»Wer? Graf Castelgufo?«

»Ja, ja, Herr Ratazzi – kommen Sie! helfen Sie! Ich weiß nicht, ob der scharfe Ritt ihm geschadet hat oder was es sonst ist! Er hat furchtbare Krämpfe!«

Die beiden Staatsmänner eilten in den Familien-Salon, – der junge Diplomat, der Bräutigam der Nichte des Minister-Präsidenten, lag auf einem Sopha und krümmte sich vor Schmerzen, während zwei Diener rathlos daneben standen.

»Lieber Sohn, was ist Dir? Wie kommst Du so plötzlich zu dem Anfall?«

»Ich weiß es nicht, aber es zerreißt mir die Eingeweide! – Wasser, Wasser – ich verbrenne!«

»Bringen Sie Wasser – oder noch besser – Milch!« befahl der Kammerpräsident, da der Hausherr ganz bestürzt dastand. »Hat der Graf vielleicht sich erhitzt und kalt getrunken, oder sonst etwas genossen? Die Jugend ist unvorsichtig. – Wir wollen sogleich zum Arzt senden – lassen Sie meinen Wagen nehmen, er ist angespannt! Doktor Griffa wohnt nahe an der Brücke – er gilt als tüchtiger Arzt!«

Einer der Diener eilte hinaus, – ein anderer kam bereits mit einer Schaale Milch, die der Kranke mit Begier an den Mund setzte.

Der Präsident wiederholte jetzt seine Frage.

»Ich wüßte Nichts,« – jammerte die junge Braut – »er erzählte zwar, daß er unterwegs von der Veneria her eine Foglietta Asti versucht habe, aber der Wein sei so schlecht gewesen, daß er ihn habe stehen lassen. – Sonst hat er Nichts genossen, als die Chokolade für den Onkel!«

»Meine Chokolade?«

»Ja – Dein gewöhnliches Frühstück! Da Du noch beschäftigt warst, als der Jäger Antonio Deine Chokolade brachte, reichte ich sie einstweilen Wendelino.«

»Wie lange ist das her?«

»Eine Stunde höchstens – die preußischen Herren waren noch da.«

Die Milch schien die Schmerzen des jungen Grafen etwas gelindert zu haben – er vermochte sich emporzurichten, doch sah er sehr bleich aus und seine Lippen hatten eine fast bläuliche Farbe angenommen.

»Beunruhigen Sie sich nicht, Signori – es wird vorüber gehen – ich fühle mich schon –« er zuckte krampfhaft zusammen und preßte die Hand auf die Magengegend, seine Augen nahmen eine unnatürliche Starrheit an.

Während seine Braut ihn unterstützte und den kalten Schweiß von seiner Stirn trocknete, führte der Präsident den Minister in die Fensternische. »Ich wünschte, Doktor Griffa wäre erst hier! – Ich kann Ihnen nicht verhehlen, diese Symptome gefallen mir nicht. Verzeihen Sie eine Frage – können Sie sich ganz bestimmt auf Ihre Leute verlassen?«

»O gewiß – woran denken Sie! Die meisten sind schon lange Jahre bei mir im Dienst, und die beiden Einzigen, die erst seit Kurzem darin stehen, so gut empfohlen und erprobt, daß ich ihrer Anhänglichkeit gleichfalls sicher sein kann.«

»Wer sind diese Beiden?«

»Der Jäger Antonio – er stand früher bei den Alpenjägern und hat den Krieg von Neun- undfünfzig mitgemacht, und die Haushälterin, Signora Martina, eine höchst anständige und

solide Person, mit den besten Zeugnissen versehen, eine Ausländerin, die von einer englischen Familie in Florenz zurückgelassen wurde.«

»Hm! Wer pflegt Ihre Chokolade Ihnen gewöhnlich zu bringen?«

»Der Jäger Antonio, so viel ich weiß, ich finde sie durch die freundliche Vorsorge Marietta's stets im Salon zur gewohnten Zeit.«

»Wer besorgt hier die Küche?«

»Dergleichen so viel ich weiß, die Haushälterin – ich habe einen Koch nur in meinem Hôtel in Turin. Aber wohinaus wollen Sie mit alle diesen Fragen?«

»Sie wissen ja, ich war Advokat! Wollen Sie Befehl geben, daß Ihre Leute sämtlich im Foyer erscheinen?«

»Sehr gern!« – Er gab die nöthigen Befehle. Der Kammerpräsident beschäftigte sich unterdeß mit dem Kranken, der sich in den Pausen der immer wiederkehrenden Schmerzen über brennenden Durst beklagte und bereits eine zweite Schaafe Milch geleert hatte.

Während die Hausdienerschaft sich im Flur versammelte, hörte man im Galopp einen Wagen vorfahren.

»Gottlob, da ist der Doktor!«

Der Hausherr ging ihm selbst entgegen und entschuldigte die dringende Botschaft. Doktor Griffa war ein alter Mann mit weißen Haaren und von sehr ruhigem und mildem Gesichtsausdruck – er verlangte sogleich zu dem Kranken geführt zu werden, und während der Minister dies that, richtete der Präsident verschiedene Fragen an das Dienstpersonal. Es ergab sich bald, daß mit Ausnahme der Dienerschaft des preußischen Gesandten, welche die Equipage nicht verlassen hatte, kein Fremder auf der Villa bemerkt worden, daß der Jäger wie gewöhnlich zur bestimmten Zeit die Chokolade für den Minister aus der Küche geholt und direkt aus dieser nach dem Salon getragen hatte, und daß dieselbe, wie es alle Tage geschah, von der Economista selbst bereitet worden war. Es war noch genug Chokolade in der Küche vorhanden, daß der Minister um sein gewohntes Frühstück nicht zu kommen brauchte.

Doktor Griffa hatte dem Kranken sofort ein Brechmittel verordnet und die Haushälterin war emsig beschäftigt, die junge Contessa in der Pflege ihres erkrankten Bräutigams zu unterstützen. Der Arzt beobachtete selbst die Wirkung des Medikaments, nachdem er einige andere Heilmittel aufgeschrieben hatte und ein Bote mit den Recepten zur Stadt gesandt worden; – dann erst trat er wieder zu dem Hausherrn, der mit dem Freunde in sein Zimmer zurückgekehrt war.

»Es sind in der That eigenthümliche Symptome,« sagte er, »die bei dem Kranken sich zeigen. Es ist ein großes Glück, daß er sofort eine Quantität Milch getrunken hat. Dennoch – wir müssen das Beste hoffen, er besitzt anscheinend eine gute und kräftige Constitution.«

»Wie, Doktor – so wäre Gefahr für sein Leben?«

Der Arzt zuckte die Achseln. »Ich bin nicht der gewöhnliche Arzt des Herrn Grafen, kenne seine Constitution daher nicht genügend. Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß Gefahr in der That vorhanden. Es ist möglich, daß er bei starker Erhitzung durch den Ritt mit einem Trunk sich geschadet – es können auch andere Ursachen dieses plötzlichen so intensiven Anfalles vorliegen – es können schädliche Stoffe in dem Genossen gewesen sein . . . «

»Sie meinen Gift?« frug hastig der Präsident.

»Das wollte ich nicht behaupten – ehe ich nicht chemisch die Entleerungen des Magens untersucht habe. Ich habe mir von der Chokolade bringen lassen, welche der Graf hier getrunken, und sie gekostet – sie ist rein und wohlschmeckend, in dem kupfernen Gefäß, in dem sie bereitet worden, keine Spur von Grünspan. Es bliebe demnach nur jener Wein übrig, den er unterwegs getrunken, und wenn Sie Nichts dawider haben, werde ich – da mir der junge Herr die Trattoria näher bezeichnet hat, – sofort hinausfahren und mich überzeugen. Sie wissen, unsere Wirthe sind oft sehr leichtsinnig. Im Augenblick ist glücklicher Weise jede unmittelbare Gefahr beseitigt – wir müssen das Weitere abwarten.«

»Wird man den Kranken zur Stadt bringen können?«

»Ich hoffe, wenn er erst einige Ruhe genossen hat! Haben Euer Excellenz mir noch weitere Befehle zu geben?«

»Ich danke Ihnen, lieber Doktor, und bitte Sie nur, mit Doktor Rossi, unserem gewöhnlichen Arzt, möglichst bald zu conferiren und uns Ihren weiteren Besuch zu schenken.«

Als die beiden Männer allein waren, ging der Minister voll Sorgen auf und ab. »Als ob man noch nicht genug zu denken hätte! Diese falsche doppelzüngige Politik in Paris, die zeitweilige Apathie wegen des verdammtten Frauenzimmers in der Veneria, deren geheimer Einfluß bereits bei zahlreichen Gelegenheiten zu erkennen ist! – das wahnsinnige Drängen der Actions-Partei, – der Streit in Neapel, die verletzte Eitelkeit der Generale, – und nun noch diese drohende Sorge – diese, in hundert Quellen versteckten römischen Intriguen – – wahrlich, Freund, es gehört guter Muth und Kraft dazu, um nicht zu erlahmen!«

»Die Ihre kann Alledem die Spitze bieten! – Nur – versprechen Sie mir Eins!«

»Und das wäre?«

»Gewöhnen Sie sich die Chokolade ab!«

---

Am andern Morgen cirkulirte die Nachricht, daß der Jäger des Grafen Cavour sich am Abend vorher auf der Villa des Ministers erschossen habe – in einem Anfall von Melancholie, da sonst kein Grund zu der That zu entdecken war.

Wiederum vierzehn Tage später stand der Lenker der italienischen Politik, der große Regenerator Italiens am Sarge des von ihm erwählten Eidams.

Aus den Krämpfen, die den kräftigen jungen Leib des Bräutigams der Contessa geschüttelt, hatte sich trotz aller ärztlichen Hilfe und der sorgsamsten Pflege ein gefährlicher Typhus entwickelt, welcher die Nerventhätigkeit lähmte und nach hartem Kampf mit der jugendkräftigen Natur ganz unerwartet den Tod herbeiführte, nachdem die Aerzte ihn schon bewältigt zu haben glaubten.

Von allen Seiten wurden dem trauernden Staatsmann und der tiefgebeugten Braut die regsten Zeichen der Theilnahme. Der König selbst, sonst wenig empfänglich für dergleichen Trauerscenen, wohnte der Einsegnung des Todten bei.

Als an der Spitze einer Deputation aller Fractionen der Deputirten-Kammer der Präsident derselben zu dem Minister trat und ihn dieser nach den officiellen Worten der Condolenz zum Sarge führte, trafen die Augen der beiden Männer auf einander.

Dann wandten sich die des Ministers auf den Sarg und die daran knieende in dunkle Schleier gehüllte Gestalt der trauernden Braut.

»Für mich!« flüsterte er leise, nur dem Ohr des Politikers verständlich, – »und aus ihrer eigenen Hand!«

»Besser er – als Sie! – Sie trinken doch keine Chokolade mehr?«

---

Und wieder waren zwei Monate in's Land gegangen und die gesegneten Fluren der Lombardei brannten bereits unter der heißen Sonne des begonnenen Sommers.

Die Sorge um den ganz plötzlich schwer erkrankten Oheim hatte in Marietta's Herzen den Schmerz um den verlorenen Bräutigam verdrängt.

Einige energische Handlungen des Turiner Kabinetts hatten die Kurie auf weitere Schläge vorbereitet. Ein Theil der europäischen Staaten, England an der Spitze, hatte bereits die Anerkennung des neuen Königreichs Italien ausgesprochen, mit anderen schwebten die Verhandlungen. Ein Dekret des Königs Victor Emanuel vom 5. Mai erklärte die Ernennung und Enthebung aller Erzbischöfe und Bischöfe in Neapel und Sizilien für ein Recht der italienischen Krone; mit den lombardischen Bischöfen, die sich weigerten, der Einweihung des Denkmals der gefallenen Italiener von 1859 beizuwohnen, oder ein Tedeum zu dem für den 2. Juni bestimmten italienischen Nationalfest zu celebriren, war von Seiten der Regierung oder des Volks kurzer Prozeß gemacht worden. Das Wichtigste war die trotz aller Anstrengungen der römischen Polizei und der französischen Politik erfolgte Unterzeichnung einer vom 21. Mai datirten Adresse in Rom an Victor Emanuel und den Kaiser Napoleon für die Einverleibung Roms in das Königreich Italien mit mehr als 10,000 Namen, und einer solchen am 30. Mai an den Papst, worin der Heilige Vater gebeten wurde, nicht länger den Wünschen Italiens zu widerstreben.

Die erste Adresse sagte ganz unverholen:

»Wenn der Widerstand des römischen Hofes noch langer fortdauert, wird nicht nur der vollkommene Ruin der moralischen und materiellen Interessen Roms herbeigeführt, sondern es wird auch die Existenz des Katholicismus in Italien compromittirt. Die sich zusehends steigernde Abneigung der Italiener gegen die Handlungsweise des päpstlichen Hofes kann in eine Spaltung ausbrechen, welche gefahrvoll für Europa, für Italien und für die Kirche werden kann, der wir Glauben schenken und deren Traditionn wir verehren.« –

---

Es war in der Nacht zum 6. Juni, einem Montag, als ein ganz geschlossener Wagen in den dicht mit Stroh belegten hinteren Hof eines großen palastartigen Hauses an einer Ecke der Via Lagrange einfuhr, dessen Thorflügel weit geöffnet standen. Der Kutscher war derselbe, dem wir bereits in der Villa Varcina begegnet sind, und als er vom Bock gestiegen war, half er einem alten Klostergeistlichen mit einer gewissen Ehrerbietung aussteigen. Der Mönch trug in ein weißes Tuch gehüllt einige Gegenstände.

»Werden Sie lange Zeit bleiben, hochwürdiger Herr?« frug der Kutscher, gleichfalls schon ein Mann bei Jahren.

»Ich glaube nicht – Du brauchst wohl kaum auszuspannen, mein Sohn. Wo ist die Dame, deren Brief Du mir brachtest und die für einen Kranken den religiösen Beistand eines so unbedeutenden Diener Gottes fordert, wie ich bin!«

»Treten Sie nur dort ein, ehrwürdiger Herr – man erwartet Sie.« Er wies nach einem Seiteneingang des Hauses, dessen Thür geöffnet war und in der die Umriss einer Frau erschienen.

Der alte Conventuale, welcher das Ordensgewand der Benediktiner trug, ging langsam auf die Thür zu. Ein Blick auf das große Haus zeigte ihm, daß im ersten Stockwerk zwei oder drei Fenster matt erleuchtet waren, sonst aber die größte Stille zu herrschen schien. Selbst die Laterne vor dem Stallgebäude war ausgelöscht. Aus dem Dunkel der Seitenthür, zu welcher der Kutscher ihn gewiesen, streckte sich ihm eine Hand entgegen und faßte den weiten Aermel seiner Kutte.

»Sind Sie der Pater Giacomo von den Benediktinern am Berge?«

»Ich bin es!« sagte die milde Stimme des alten Geistlichen.

»Bitte – folgen Sie mir – hier ist eine Stufe.«

Die Hand, die ihn gefaßt – geleitete den Mönch durch einen kurzen finsternen Gang zu einer Treppe, die in der Höhe matt von einer einzigen Gasflamme erleuchtet war. Auf einem ziemlich geräumigen Flur, öffnete die Frau, die ihn geführt, eine Thür, ging durch ein dunkles Vorzimmer und ließ ihn in ein größeres, gut erleuchtetes Gemach eintreten.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie zu so später Nachtstunde der Bitte meiner Gebieterin, einem todtkranken Verwandten, den der Ruf Ihrer Frömmigkeit gerade zu dem Verlangen nach Ihrem geistlichen Trost veranlaßt hat, die letzte Oelung zu geben, entsprochen haben. Wollen Sie sich einen Augenblick hier niederlassen. Ich gehe, die Person zu holen, die Sie zu dem Kranken führen wird.«

Sie wies nach einem Lehnstuhl und entfernte sich durch die Thür, durch welche sie eingetreten waren.

Der alte Benediktiner legte die heiligen Gegenstände, die er trug, auf einen Tisch, zog sein Brevier aus der Tasche und begann darin zu lesen.

Er hatte dies kaum fünf Minuten gethan, als eine zweite in dem Zimmer befindliche Thür sich öffnete und ein Mann in der Soutane der Weltgeistlichen eintrat. Die Gestalt desselben war schlank und elastisch und zeigte mit dem dunklen Haupthaar, daß er noch jung war. Das Gesicht jedoch verschwand unter einer schwarzen Halbmaske.

Der Fremde ging sofort auf den alten Mönch zu, der erstaunt zu ihm aufsah.

»Sie sind der Pater Giacomo von der Congregation von Monte Cassino aus dem Kloster Santa Justina am Berge?«

»Ich habe es bereits erklärt und man muß wohl meinen Namen kennen, da man gerade mich hierher beschieden hat.«

»Man kennt allerdings Ihren Namen in Rom und auch, wie sehr diese Congregation sich einer beklagenswerthen Richtung zugewendet hat. –«

»Mein Herr,« sagte der alte würdige Geistliche, »ich weiß nicht, wer Sie sind, und was Sie zur Verdächtigung einer Gemeinschaft veranlassen kann, die sich stets durch die strenge Bewahrung der Satzungen ihres Stifters und treuen Gehorsam gegen den heiligen Vater ausgezeichnet hat.«

»Sie sollen sogleich Gelegenheit haben, diesen Gehorsam zu beweisen. Sie sind hierher berufen worden, einem Sterbenden Beichte zu hören. Wissen Sie, in welchem Hause Sie sich befinden?«

»Nein – es ist auch nicht nöthig, daß ich die Person kenne – die heilige Kirche erblickt in ihr nur den Sünder, der bereut und in ihren Gnaden seinen Trost sieht.«

»Sie werden diese Beichte nicht abnehmen!«

»Aber man hat mich dazu hierher berufen, es ist meine Pflicht!«

»Ein Höherer, denn Sie und ich, absolvirt Sie davon, und hat mir das Amt übertragen.«

»Das wäre eine Täuschung – ich werde mich keines solchen Vergehens schuldig machen! – Ich weiß nicht einmal, ob Sie ein berechtigter Priester sind, ob Sie nicht ein Sacrilegium begehen wollen.«

Der Andere beugte seinen Kopf vornüber und wies auf seine Tonsur. »Ueberzeugen Sie sich! Dem reuigen Sünder sollen die Gnadenspenden der Kirche nicht entzogen werden, nur soll sie ein anderer Priester ertheilen, als Sie. Wir haben nicht viel Zeit mit unnützem Streit zu verlieren, und Sie können wohl denken, daß ich Sie nicht zum Gehorsam nöthigen würde, wenn ich nicht Vollmacht dazu hätte. Entledigen Sie sich Ihrer Kutte und begeben Sie sich hier in das Zimmer neben an, wo Sie verweilen werden, ohne sich bemerklich zu machen, bis ich Sie rufen werde. Gehorchen Sie!«

»Ich darf nicht – ich kann nicht!«

Der Fremde hatte aus der Tasche seiner Soutane ein Couvert hervorgeholt. Er brach es auf und reichte dem Benediktiner das Blatt, welches darin eingeschlossen gewesen war.

Dasselbe enthielt ein einziges lateinisches Wort, ein Monogram darunter und ein großes Siegel.

Der alte Mönch bedeckte einen Augenblick seine Augen mit der Hand, als gäbe es einen Kampf in seinem Innern, – dann küßte er ehrerbietig das Papier, faltete es zusammen und gab es zurück, indem er alsbald sich schweigend seiner schwarzen Kutte zu entledigen begann und sie mit Kappe und Rosenkranz auf einen Sessel legte.

Der verlarvte jüngere Geistliche wies ebenso schweigend auf die Thür des Nebenzimmers und der alte Mönch entfernte sich durch dieselbe, worauf Jener sie verschloß und den Schlüssel zu sich steckte. Dann warf er rasch die schwarze Kutte des Benediktiners über sein eigenes Gewand, nachdem er aus diesem noch einige Gegenstände entnommen und trat vor den im Gemach hängenden Spiegel, indem er die Halblarve entfernte.

Ein noch ziemlich junges, rundes frisches Gesicht mit klugen Augen kam zum Vorschein.

Aber nur wenige Momente, und dies Gesicht, ja der ganze Kopf waren merkwürdig verändert.

Es hat in Italien schon in früherer Zeit Künstler gegeben – und es giebt noch jetzt eine Familie, auf welche diese Kunst überkommen ist, – welche aus der feinsten Blase Masken zu verfertigen wissen, welche über Kopf und Gesicht gezogen werden und deren Stoff so fein ist, daß er sich durch die ihm innewohnende Feuchtigkeit mit der natürlichen Haut förmlich verbindet, während er ihr doch eine ganz andere Farbe, ein anderes Alter und eine andere Physiognomie verleiht, ohne daß man die Täuschung entdecken kann, da diese neue Haut die Beweglichkeit des wirklichen Gesichts annimmt.

Diese Masken sind natürlich nur ein Mal zu brauchen, aber sie erfüllen vollständig ihren Zweck.

Das glatte volle Gesicht des jungen Geistlichen war im Spiegel und in der Wirklichkeit verschwunden, und durch ein Greisen-Antlitz mit kurzem grauen Haupthaar ersetzt, das dem ehrwürdigen Antlitz des alten Benediktiners nicht unähnlich war. Diese Aehnlichkeit wurde noch vermehrt durch einen grauen, dem des Mönchs fast gleichen Bart, den der Mann um

sein Kinn schlang und rasch befestigte. Als er die Kapuze der Kutte über seinen Kopf gezogen, würde ein sehr genauer Freund des Benediktiner Giacomo, oder ein sehr scharfes und gesundes Auge dazu gehört haben, die Umwechselung zu erkennen.

Diese war übrigens auch kaum erfolgt, als ein leises Klopfen an der äußeren Thür hörbar wurde und auf das *Entrate!* des falschen Mönchs, die Frau, welche ihn vorhin empfangen, und eine jüngere, in Trauer gekleidete Dame eintraten.

Ein Blick, ein Neigen des Kopfes genügte, die ältere Frau zu verständigen.

»Hier, Signora,« sagte diese zu ihrer Herrin, »ist der ehrwürdige Bruder Giacomo, welchen Sie auf den Wunsch des Herrn hierher beschieden haben, nachdem er sich auf Ihre Bitten und Ihre Sorge um sein Seelenheil dazu bereit erklärt, das heilige Sakrament zu empfangen. Sie müssen wissen, ehrwürdiger Herr, daß der Kranke zwar kein Ketzer, aber doch leider einer jener Lauen im Glauben war, deren es jetzt in dieser traurigen Zeit so Viele giebt.«

»Signora Martina,« sagte die jüngere Dame, »die mir treu in dieser schweren Zeit und in der Pflege des Kranken zur Seite gestanden hat, und deren fromme Zusprüche mich aufrecht erhalten und mir auch den Muth gegeben hat, hochwürdiger Herr, Sie hierher zu bitten, – hat leider die Wahrheit gesagt. Aber die Gnade Gottes ist ja so groß, und Ihr frommer milder Sinn so bekannt, daß ich hoffen darf, Sie werden dem Kranken ein milder Richter sein.«

»Die heilige Kirche öffnet auch den Sündern und Abtrünnigen ihre Arme, wenn sie bereuen,« sagte der falsche Benediktiner, seiner Stimme den dumpfen Klang gebend, den er vorhin an dem Mönch studirt hatte. »Meinen Segen über Dich, Donna, daß Du zur Bekehrung eines Irrenden geholfen hast. Führe mich jetzt zu ihm.«

»Kommen Sie, ehrwürdiger Vater – mein Freund erwartet Sie!«

Sie öffnete die Thür und ging dem Pater voran.

Die Dienerin verzog den Mund zu einem scharfen höhnischen Lächeln, als sie ihnen folgte.

Die beiden Frauen führten den Priester durch einen langen Corridor, an dessen Ende die Signora Martina wieder eine Thür öffnete. In dem geräumigen Zimmer saß an einem Tisch ein Diener und las in einer Zeitung. Ein leises Stöhnen drang aus dem Nebenzimmer, in welches die jüngere Dame eilig, aber mit möglichster Vorsicht eintrat. Bald kam sie zurück. »Ich habe ihm eben noch Medizin gegeben – er fühlt sich in diesem Augenblick kräftig genug, Sie zu empfangen – eilen Sie, ehe sein edler Geist sich wieder umnachtet und – seien Sie barmherzig mit ihm, wie Gott uns Allen barmherzig ist. Wenn Sie uns brauchen, so rufen Sie nur, wir werden hier im Gebet verharren!« Sie hielt die Portière der Thür, bis der Priester eingetreten war, dann ließ sie dieselbe fallen und winkte dem Diener, sich zu entfernen. Die beiden Frauen knieeten nieder und die jüngere erhob inbrünstig ihr Gebet zu Dem, der allein weiß, was recht und wahr und den sterbenden König richtet wie den sterbenden Bettler nach dem Maaße, wie Jeder gethan mit dem Pfunde, das er aus seiner Hand empfangen hat!

Fast eine Stunde war vergangen, als der Priester an die Thür klopfte und die Frauen sich eilig erhoben und in das Krankenzimmer traten. Unter der schwerseidenen Gardine des Himmelbettes ruhte auf dem breiten Lager ein Mann, das sonst so runde wohlhabige Gesicht bereits jene scharfen hippokratischen Züge zeigend, welche die baldige Auflösung des Menschenleibes verkünden. Die Augen des Kranken waren geschlossen, aber der Mund öffnete sich zuweilen, um ein leichtes Stöhnen auszulassen oder einzelne Worte und Sätze zu phantasiren.

»Er ist bei voller Besinnung gewesen,« flüsterte der Priester, »während ich ihm die Oelung ertheilte – ich kann Ihnen zum Trost sagen, daß Ihr Verwandter als ein gläubiger Christ und als ein reuiger Sohn der heiligen katholischen Kirche stirbt. Erst in den letzten Augenblicken hat sich sein Zustand wieder verschlimmert, und ich glaube, Sie werden wohlthun, nach den Aerzten zu schicken – sobald ich mich entfernt habe.

»Doktor Rossi schläft in dem Vorderhause! O Martina – gehen Sie, lassen Sie ihn rufen!«

»Sogleich – ich will den hochwürdigen Herrn zurückgeleiten. Geben Sie ihm die Tropfen einstweilen ein, Madame, Sie wissen, daß der Doktor befohlen hat, sie ihm zu reichen, wenn die Athembeschwerden kommen!«

Sie winkte dem Benediktiner.

Der Geistliche machte das Zeichen des Kreuzes über den Kranken und die Stirn der Dame, die aus einer Phiole Tropfen in einen Löffel mit Wasser zählte und ihn an die Lippen des Kranken führte.

Er hielt krampfhaft ihre Hand gefaßt – sein Geist phantasirte offenbar wieder. »Jagt sie fort – die Schwarzen! – was wollen sie von mir? – Ich will Nichts sagen – ich habe Nichts zu bereuen! – Die Protestanten – ja die Protestanten – die Preußen! – wir müssen Rom haben – keine Absolution – fort mit Frankreich! – der König – Berlin – Nichts von Oesterreich – Nichts von Napoleon – Italien – bringt mir Chokolade – Luft! – Luft! –« Die weitern Worte verloren sich in unverständlichem Gemurmel.

---

Als der Benediktiner über die Schwelle des Krankenzimmers trat und der Dienerin folgte, war Nichts mehr in seiner Haltung, was den Greis copirte – sein Haupt war stolz und kühn zurückgeworfen, sein Gang nicht schwankend, sondern fest, sein Auge blitzte. So betrat er das Zimmer, in dem er die Verkleidung vorgenommen.

Ein Griff, und Maske und Bart waren abgerissen, die Kutte abgestreift. Herrisch wandte er sich zu der Wirthschafterin. »Sorgen Sie geschwind, daß der Wagen bereit ist und daß der Kutscher wieder den Umweg durch die Straßen nimmt.«

»Sind Sie zufrieden mit mir, Hochwürden?« flüsterte schmeichelnd die Frau.

»Ihr Gehorsam wird Ihr Schuldbuch verringern – aber es bleibt noch manche Aufgabe für Sie zu erfüllen. Wenn der Haushalt aufgelöst wird, nehmen Sie ohne Uebereilung und vorsichtig Ihren Abschied – der Schauplatz Ihrer weiteren Thätigkeit liegt in einem anderen Lande! Sorgen Sie dafür, daß ich unbemerkt den Palast verlassen kann, sobald dieser alte Schwachkopf entfernt ist!«

Sie küßte demüthig seinen Aermel und verbarg damit den giftigen gehässigen Blick, der aus ihrem Auge leuchtete. Dann verließ sie das Gemach, während der junge Geistliche seine Toilette vollends zu Ende brachte und die schwarze Halbmaske wieder vornahm.

Er öffnete die Seitenthür.

»Pater Giacomo – der Wagen wartet auf Sie! – Hier Ihr Gewand. Ihr Gehorsam soll gerühmt werden!«

Der alte Mann war in das Gemach getreten. »Wenn ich etwas Unrechtes gethan, mögen es die Heiligen mir vergeben und die Sünde mir nicht zurechnen!« Dann hüllte er sich, jeden Beistand mit einer Handbewegung ablehnend, wieder in seine Kutte. »Ist es mir jetzt erlaubt, mich zu entfernen?«

»Jedes Unrecht komme auf mich! – Nur erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß das Gelübde des Gehorsams Ihnen auch unbedingtes Schweigen auferlegt über das, was hier geschehen; selbst gegen den Prior Ihres Klosters. – Nehmen Sie, man kommt, Sie zu holen.«

Er verschwand in das Seitengewach, gleich darauf trat die Economista ein mit unschuldigem Blick, gleich als ahne sie Nichts von dem Tausch der Beichtväter. »Kommen Sie, ehrwürdiger Herr, und den Dank dieses Hauses für den traurigen Dienst, den Sie dem armen Kranken geleistet. Meine Gebieterin, wenn sie auch Ihnen unbekannt zu bleiben wünschen muß, hat mich beauftragt, Sie zu bitten, diese kleine Gabe in den Almosenkäften Ihres Klosters legen zu wollen.«

Sie führte den alten Mönch die Treppe hinab zum Wagen, der ebenso geräuschlos, wie er vorhin gekommen, den Hof verließ.

---

Eine schwere Trauer lag auf der Hauptstadt, bald auf dem ganzen Lande. – Graf Camillo Cavour, der Schöpfer des neuen Italiens, war am 6. Juni nach plötzlichem kurzen Krankenlager im besten Mannesalter verschieden.

Man hat die Leiche, die schnell in Verwesung übergang, nicht geöffnet, seine Verwandten selbst wünschten es nicht. Es hieß, er sei an zu starken Aderlässen gestorben.

Der König, die Kammern, das ganze Land veranstalteten ihm ein großartiges Leichenbegängnis – An seine Stelle berief der König den Baron von *Riccasoli*, der eben aus Toscana zurückgekommen war, wo er mit seinem Gouvernement wenig Dank und Ruhm geerntet hatte.

Genua und Mailand setzten dem Einiger Italiens, der gleich Moses an der Schwelle des gelobten Landes, zu dem er die Seinen geführt, sterben sollte, Standbilder – durch ganz Italien wird der Name des liberalen Staatsmannes gefeiert, der den großen Kampf mit dem alten System und der gewaltigen Herrschaft des Pontifex gewagt für den Sieg des modernen Staates; – aber das Volk erzählt noch heute: der starke Geist, der Vorkämpfer für die Emancipation seines Landes von der Herrschaft der Kirche – habe in der Nacht vor seinem Tode einem Mönch gläubig gebeichtet und sei bekehrt gestorben!

Freilich spricht man auch von gewissen Ursachen seines plötzlichen Todes – das Volk liebt es, dergleichen Gerüchte an große Namen zu hängen!

#### VOM NATIONALVEREIN!

Es ist eine köstliche Perle im lieben deutschen Reich, dies *Baden-Baden* am Fuß des Schwarzwaldes, die alte Wiege eines alten Fürstenstammes, und seit die Karfunkel des Blutes der Opfer wilder Leidenschaft in der Goldfassung aus den Händen des Herrn Benazet ihren sonnigen ruhigen Glanz nicht mehr stören, scheint sie noch herrlicher geworden.

Es ist freilich nur ein vornehmes Bad, ein fashionabler Natursalon für Fürsten und Herren, für Millionaire, Abenteurer und Abenteurerinnen, wohinein die ordinaire Menschen-Kanaille, kranke und gesunde, die Nase nur durch die Glaswände steckt – aber schadet dies etwa der herrlichen Natur? Sind darum die alten Ruinen von Hohenbaden weniger romantisch im Mondschein, schimmert in der Ferne das Silberband des Rheins geringer, sind denn seine glänzenden Toiletten keine wandernden Blumen auf grünem Rasengrund, sind die Waldberge, die Schluchten und Wasserfälle weniger schön – und vor Allem die köstlichen Quellen

weniger ein Gottesseegen, weil die Eximirten der Erde an ihnen das kostbarste Gut des Lebens, die Gesundheit ertrinken und erbaden?

So laßt ihnen doch auch ihren exklusiven Garten im großen Gartenthal des Rheins! Er ist ja nicht einmal gesperrt für die Schaulustigen, wie die Parks der englischen Lords und die Gärten der Jobbers!

---

Die Saison von 1861 hatte begonnen und war überaus glänzend. Die Königliche Familie von Preußen war seit der Vermählung der einzigen Tochter König Wilhelms (20. September 1856) mit dem Großherzog von Baden alljährlich dort. Auch im Sommer 1861 traf der König Wilhelm bereits am 9. Juli in Baden-Baden ein, wo die Königin sich schon früher eingefunden.

Mit der Großfürstin Helene von Rußland hatten sich bereits viele Mitglieder der höchsten russischen Aristokratie eingefunden, die zum Theil ihre eigenen Villen in den reizenden Umgebungen Badens besitzt, so die Fürsten Mentschikow, Gagarin, Chreptowitsch, die Fürstin Metscherski und andere; auch die Diplomatie hatte ihre Vertreter, darunter der Fürst von Hohenzollern, die Herren von *Bismarck-Schönhausen*, Harry von *Arnim* und viele Andere; daß die französische Crème und Melange zahlreich zugegen war, ließ sich denken. Es war damals noch trotz der vielen moralischen unfruchtbaren Reclamationen der Presse die Blüthezeit der französischen Spielpächter in Homburg, Wiesbaden und Baden-Baden, und das Gold der russischen und walachischen Bojaren, des ostdeutschen Adels, der italienischen und französischen Abenteurer wurde in Haufen von den Harken der Croupiers eingescharrt.

Zu Ehren der Anwesenheit des Königs fand am 13. Abends eine sogenannte italienische Nacht statt, die ein überaus zahlreiches Publikum vor den Kursälen versammelt hielt, während einzelne Gruppen der weithinschallenden Militair-Musik lauschend durch die Promenaden auf und nieder wandelten. An dem Eingang der Spielsäle drängte sich das ein- und ausströmende Publikum.

Zwei Herren, der eine von auffallend großer Gestalt, der andere von wenig über mittlerer Größe und schlanker Figur, mit etwas blassem feinem Gesicht, promenirten in angelegentlicher Unterhaltung in einer der entfernteren Alleen, wo ihnen nur wenige Spaziergänger begegneten.

Der Kleinere der beiden – er war auch der Jüngere – konnte etwa sechs oder siebenunddreißig Jahre zählen. Er hatte eine hohe und breite Stirn, den eigenthümlich kurz gebogenen Schwung der kräftigen Nase, welcher fast alle Mitglieder seiner Familie auszeichnet, ein ruhiges beobachtendes Auge und trug Schnur- und Vollbart, während sein Gefährte, um mindestens zehn Jahre älter, bei glatt rasirtem Gesicht jenen buschigen blonden, nach russischer Manier gezogenen Schnurbart hatte, der später mit seinem Träger typisch und weltbekannt geworden ist.

»Du bist also der Ansicht, lieber Harry,« sagte der Größere, »daß sich auch diese Verfassung für Oesterreich nicht halten wird?«

»Selbst nicht durch die – ziemlich undankbare Nachgiebigkeit in Betreff Siebenbürgens gegen die österreichische Partei und das Patent vom 8. April, das den Protestanten völlige Gleichberechtigung sichert. Das Letztere war sogar in diesem Augenblick ein Fehler. Der tyroler Landtag hat bekanntlich ganz entgegengesetzte Anträge angenommen, und der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ludwig sich an die Spitze der ultrakatholischen Partei gestellt.«

»Nach den heute eingegangenen Depeschen, wie ich im Kabinet des Königs hörte, ist der Erzherzog seines Statthalterpostens deshalb enthoben und Fürst Lobkowitz an seine Stelle ernannt worden.«

»Aendert sich deshalb die Gesinnung des Volkes? und die Regierung braucht Stützen! Dieser Reichsrath ist eine unglückliche Erfindung Schmerlings. Die Venetianer weigern sich geradezu ihn zu beschicken, die Galizier haben nur mit Reserve gewählt, Kroatien wird ebenfalls die Beschickung weigern, – Ungarn ist in voller Opposition und die Lostrennung vom Gesamtstaat nur eine Frage der Zeit, und Böhmen wird folgen, sobald man Ungarn Conzessionen macht. Diese halbe Politik, die auf der einen Seite zu Rom hält und auf der anderen dem Liberalismus halbe Konzessionen macht, ist eine verfehlte. Oesterreich ist einmal ein katholischer Staat und muß der Tradition folgen, der Repräsentant und Schutz des Katholicismus in Mittel-Europa zu bleiben.«

»Und dennoch, lieber Freund, wird Oesterreich früher oder später seinen Halt an Ofen finden müssen, und Ungarn ist kein exclusiv katholisches Land.«

Der Kleinere warf seinem Gefährten einen scharfen Blick von der Seite zu. »Das hieße Oesterreich aus Deutschland herausdrängen! Würde das Deine Politik sein, wenn Du Minister bist?«

»Bah, liebster Arnim, Du galoppirst, wie gewöhnlich! So weit sind wir noch lange nicht!«

»Aber es kommt – ich weiß bestimmt, daß Schleinitz mehr als je an einen Ruheposten denkt.«

»Dann sind jedenfalls noch Andere da,« sagte der ältere Diplomat, »die ältere Ansprüche haben, als wir Beide.«

Der Kleinere biß sich auf die Lippen. »Ich bin freilich erst Legationsrath und habe noch keine selbstständige Mission gehabt, aber Du, Bismarck bekleidest bereits die wichtigste Ambassade nach Paris, ja ich halte Petersburg sogar für wichtiger – in der Zukunft. Versprich mir nur Eins, wenn Du das Portefeuille hast, das ist, mich nicht nach Stockholm oder Washington zu spediren, und ich will Dir dafür ein Geheimniß sagen und einen guten Rath geben.«

Herr von *Bismarck* lachte. »Wir sind zu gute Freunde, als daß ich mir eine solche Kraft erfrieren oder von den Secessionisten erschießen lassen würde. Vorläufig gehst Du ja wohl nach Lissabon?«

»Es ist noch nicht entschieden, Rosenberg ist erst zwei Jahre dort. Also es gilt?«

»Närrischer Mensch – vielleicht hebst Du mich noch aus dem Sattel und wirst eher Minister als ich – bedenke Du nur Deine rasche Carrière und Deine Familienverbindungen. Die Bismarcks stehen sehr vereinzelt und ich bin den Herren vom National-Verein vorläufig noch eine Vogelscheuche. – Nein, ich verspreche Dir für den Fall Rom, wo Du Deine diplomatischen Studien begonnen – oder Paris!«

»Um die Studien dort zu enden?«

»Du reitest das Roß Ehrgeiz gleich zu hastig, Harry,« sagte der Gesandte, »ich habe es Dir immer gesagt. Die erste Tugend eines Diplomaten ist Geduld! Du siehst ja, wie ich mich in Herrn von Schleinitz füge mit dieser thörichten Antipathie gegen Italien. Ich werde nie gegen meinen Chef intriguiren, obschon ich kein Hehl aus meiner Meinung mache und sie in dieser Beziehung dem König offen gesagt habe. Ich wette mit Dir, daß ehe ein Jahr vergeht, selbst Rußland das junge Italien anerkannt hat, das leider seinen tüchtigsten Staatsmann verloren

hat, sonst – hätte ich auf ein *halbes* Jahr gewettet! – Aber, nun Dein Geheimniß und Deine Warnung, Freund!«

»Traue Rechberg nicht!«

Der Gesandte lachte herzlich. »Ist das Alles? Glaubst Du, daß der alte Fuchs mir die Cigarren-Geschichte vergeben hat? – Ich will Dir dafür gleich eine Revange wieder sagen: seine Intriguen in der polnischen Agitation sind es, die Rußland zum besten Verbündeten Preußens machen! Wer auf zwel Achseln trägt, fällt schließlich immer herein! Ich halte Ehrlichkeit und Offenheit für die beste Politik und würde immer nach diesem Grundsatz handeln.«

»Mit Reserve doch, lieber Bismarck! Aber Du hast erst die Warnung, noch nicht das Geheimniß!«

»Ich bin gespannt.«

»Der National-Verein läßt Rechberg nicht schlafen! Nicht sowohl der National-Verein, als dessen Verlangen nach der preußischen Spitze. Aus diesem Grunde hat er den Verhandlungen wegen einer Reform der Bundeskriegsverfassung so viele Steine in den Weg geworfen, daß man sie abbrechen mußte. Es spinnt sich dem National-Verein gegenüber – von dem ich, beiläufig gesagt, auch nicht viel halte! – ein Verein der österreichisch-deutschen Diplomatie an – und Rechberg bereitet einen Schlag zu Gunsten der österreichischen Spitze vor, verlasse Dich darauf! Ich bin nicht umsonst der wiener Gesandtschaft attachirt gewesen. Schrenk, Platen und vor Allem Beust sind in der Intrigue, Beust ist eigentlich die Seele derselben. Er haßt Preußen noch mehr als Rechberg! – Man will in Wien nur erst Italien verschmerzt und die Gefahr in Ungarn ausgeglichen haben, dann wird man sicher einen entscheidenden Schlag versuchen. Die jetzige Wirthschaft in Berlin steuert ihnen geradezu in die Hände.«

Der Gesandte nickte zustimmend. »Du hast Recht! Auch ich traue weder Rechberg noch Beust! Ich werde eine alte Freundin, Frau von Zastrow bitten, nächstens nach Dresden zu ziehen, und Herrn von Beust etwas zu überwachen. Sie ist eine kluge Frau und kann wohnen, wo sie will. Uebrigens – wer seine Schulden bezahlt, hat ihn!«

»Glaube das nicht – er ist bereits ganz österreichischer Bundesgenosse. – Aber was denkst Du über unsere Kammern und das Project der Grundsteuer? – Einen Augenblick, lassen wir den Menschen dort erst vorüber, – er blieb stehen, als ich den National-Verein erwähnte.«

Das Licht einer benachbarten Gasflamme fiel auf einen jungen, einfach, aber anständig gekleideten Mann, mit finsterem Gesicht, der allerdings im Schatten eines Gebüsches stehen geblieben war, als höre er auf das Gespräch der Beiden, jetzt aber, als er sich bemerkte sah, scheu und hastig weiter ging.

»Was ich von unserem Landtag halte? – Lieber Freund, dies Frankfurter Reichsparlament von Acht- und Neunundvierzig steckt den Unverbesserlichen noch immer im Magen, sie wollen gern wieder regieren und suchen einstweilen dem Königsmantel so viel Fetzen als möglich abzureißen, um ihre Toga damit zu verbrämen, und das Herrenhaus hat nicht Takt genug, über das gegenwärtige Ministerium hinweg einzusehen, daß sein Widerstand in der Grundsteuerfrage die Krone diesen Bestrebungen gegenüber schädigt!«

»Aber das ist es ja eben – man schädigt uns – man ruiniert den Grundbesitz des Adels! – Der Ausweg des Grafen Arnim-Boytzenburg wäre das Höchste, was man nachgeben könnte.«

»Lieber Freund, – ich habe allen möglichen Respekt vor Deinem Namensvetter und Verwandten, aber der Herr Graf leidet an Unklarheit und Unentschlossenheit, und das ist der

schlimmste Fehler eines Staatsmannes. Das hat sich Achtundvierzig bewiesen. Es ist ein schlimmer Schnitt in unser Fleisch, aber über unseren Standes-Interessen steht mir die Zukunft des Staates, und Preußen kann seine Aufgabe nicht erfüllen, ohne neue und feste Hilfsquellen in den Finanzen und der militairischen Machtstellung.« – Er brach ab, als der Andere ungeduldig die Achseln zuckte. – »Hast Du gehört von einem Besuch, den Seine Majestät dem Kaiser Napoleon abstaten will als Erwidernng des Besuchs desselben hier in Baden?«

»Wann?«

»Ich denke – noch vor der Krönung! Einstweilen erwartet man in Compiègne den König von Schweden. Wollen wir einen Augenblick in den Kursaal treten?«

Sie hatten sich dem Menschenstrom wieder genähert, der vor den Sälen auf und nieder wogte, und da Beide Bekannte trafen und ansprachen, waren sie bald getrennt.

Der Gesandte fand distinguirte Personen aus der Petersburger Gesellschaft, der Andere trat zu zwei Damen, die sich in Begleitung eines Cavaliers an einem der eisernen Tische niedergelassen hatten und den Promenadenzug betrachteten.

»Darf ich Euer Durchlaucht meinen Respekt bezeugen?«

»Sehr liebenswürdig von Ihnen. Wollen Sie nicht Platz nehmen bei uns, oder drängt es Sie, Ihr Glück zu versuchen? Der Fürst sitzt nun schon seit zwei Stunden dort und hat uns hier seinem Neffen überlassen. Ah – die Herren kennen sich wohl nicht? Lieutenant Graf Solms aus Hannover – Herr von Arnim, einer unserer begabtesten und aussichtsvollsten Diplomaten – meine Gesellschafterin, Fräulein von Krousaz.«

»Ich ziehe natürlich die Chancen Ihrer geistreichen Unterhaltung denen des Roulettes vor, wenn Euer Durchlaucht mir die Erlaubniß geben. Ich sage mit Bedacht: die Chancen, denn ich weiß, daß ich Euer Durchlaucht Witz und Kritik gegenüber so wenig Aussichten habe auf Erfolge, wie da drinnen am grünen Tisch!«

»*Nous verrons!* Aber in der That – es sollen Schlachten da drinnen geschlagen werden. Die romanische Alliance bedroht die Bank.«

»Wie verstehen Euer Durchlaucht dies?«

»Sie haben doch von dem famosen Spanier Garcia gehört?«

»Er soll mit brillantem Glück spielen. Aber man weiß nicht, wer er ist.«

»Natürlich ein Roturier, aber hindert das, Gold zu gewinnen? Gegen die Namen der beiden anderen Mitglieder dieser Allianz werden Sie desto weniger einzuwenden haben. Frankreich ist durch einen jungen Verschwender aus einer der besten Legitimisten-Familien, einen Vicomte de Bressolles, vertreten, Italien gar durch einen Principe.«

»Der Name?«

»Ein Fürst Caracciolo, wenn ich nicht irre! Seine Persönlichkeit ist weniger interessant, als die seiner – Gesellschafterin.

»Ah!«

»Eine junge italienische Wittwe, Ronzani, sie soll eine geborene Polin, und hierher gekommen sein, um sich über den Tod ihres Anbeters zu trösten, des berühmten Grafen Cavour, der ihr beiläufig 300,000 Franken hinterlassen haben soll. Sie waren ja in Rom, kennen Sie die Caraccioli's? Eine gute Familie, wie ich höre.«

»Die Caraccioli sind eine neapolitanische Familie. Ich hoffe, daß es nicht der Lump ist, der bei Castelfidardo mit seinen Dragonern davon lief. – Aber unmöglich, wie käme der zu der Donna des Herrn Cavour!«

»Jedenfalls ein unheimliches Gesicht. Haben Sie heute die famose Cora Pearl mit dem Viergespann und den zwei Mohren auf dem Bedientensitz gesehen?«

»Sie hat sie wahrscheinlich noch aus Konstantinopel mitgebracht, Plonplon muß als junger Ehemann jetzt tugendhaft sein.«

»Sehen Sie, daß Sie auch boshaft sind! Was giebt es Neues in Berlin?«

»Ich war nur wenige Tage dort, als ich von Wien kam. Zank und Streit an allen Ecken. Es wird lange dauern, ehe man mit diesen Kammern in Ordnung kommt. Doch erlauben Sie mir, mich nach Ihrer Familie zu erkundigen.«

»Nun – daß ich keine Kinder habe, wissen Sie ja wohl – seit mein Bruder todt und meine Schwester fromm geworden – –«

»So hat Comteß Amalie wirklich den Schleier genommen?«

»Sie wird nächstens Kanonissin des Stifts werden. Wissen Sie, daß Amalie – Regina sollte ich sie eigentlich nennen nach ihrem Klostersnamen – uns in Italien bald verloren gegangen wäre? Sie hat in nächster Nähe der Schlacht von Castelfidardo beigewohnt und wurde aus dem Getümmel der Flucht, als sie einem unserer Vettern, der damals in der päpstlichen Armee stand, Baron Kerssen, in schwerer Verwundung beistand, durch einen würdigen Geistlichen, den Kaplan Tangerferd, gerettet.«

»Baron Kerssen – ich las den Namen in der Badeliste. Er ist hier, um von den Folgen seiner Verwundung vollends zu genesen, geht aber sehr wenig aus, da er blos seiner Kur lebt. Aber bei Gott, es ist doch Nichts wahrer als das Sprüchwort: Wenn man vom Wolfe spricht, steht er hinter uns.«

Sie erhob sich rasch und ging auf einen Herrn zu, der offenbar sehr leidend, auf einen Stock gestützt, langsam daher kam.

Es war ein schlanker Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, doch machte das von schwerem körperlichen Gebrest bleiche und hagere Gesicht ihn älter. Er schien an einer schweren Verwundung im Schenkel gelitten zu haben, denn er hätte ohne Benutzung des Stockes schwerlich gehen können, obschon ihn an der anderen Seite ein athletisch gebauter Mann mit röthlichem Haar und frischem, mit etwas von Sommersprossen gezeichneten Gesicht unterstützte.

Beide Männer trugen Civil und der Lahmende das Band der päpstlichen Medaille. Neben dem größeren Herrn ging eine junge Frau, deren steife prosaische Haltung unmöglich die Engländerin verkennen ließ.

»Aber Xaver, – Du hast Dich in die Abendluft gewagt? Ist dies auch recht, hat es Dir der Arzt erlaubt?«

»*Chère Cousine* – wenn ich nicht mehr die Luft eines köstlichen Juli-Abends vertragen kann, dann ist es überhaupt aus mit mir. Aber erlauben Sie mir, Ihnen meine Begleiter vorstellen zu dürfen. Lady Judith O'Donnell und Sir Terenz O'Donnell, ein Verwandter des Marschalls Herzog von Tetuan, und Kamerad von mir in der Armee Seiner Heiligkeit.« Es folgten die weiteren Vorstellungen.

»So haben auch Sie in Folge einer Verwundung Ihren Abschied genommen, Sir Terenz?« frug die Fürstin in englischer Sprache.

»Verwundet ist mein Mann allerdings worden,« sagte die Lady steif, »um den Abschied hat er sich aber wenig gekümmert. Was sollte er weiter bei den Pfaffen in Rom – er hat zu leben! Seine Schwester schafft ihm weder Papst noch Cardinal wieder!«

»Sir Terenz,« sagte der Freiherr entschuldigend, »hat das Unglück gehabt, seine Schwester, eine sehr liebenswürdige Dame und eifrige Katholikin, die auch Comteß Amalie kannte, in diesem unglücklichen Kriege zu verlieren.«

»Und um einen Mann, der kein Gentleman ist, und der Sie beleidigt hat, dafür zu strafen, Mylady, ist dieser Herr mit uns gegangen.«

»Vetter Kerssen?«

»Yes, Mylady!«

Die Fürstin wandte sich hastig zu Ihrem Verwandten und sagte in deutscher Sprache: »Ich hoffe, Du begehst keine Thorheit? Was soll das heißen?«

»Nichts, schöne Cousine, um das Sie zu sorgen brauchen. Wir wollen nur in den Spielsaal gehen, um uns von der Anwesenheit einer gewissen Persönlichkeit zu überzeugen.«

»Ich verstehe noch immer nicht, was Sie meinen – erinnern Sie sich Vetter, daß der Fürst mein Gemahl dort ist und – wahrscheinlich auch höchste Personen.«

»Keine Besorgniß, ich weiß, was ich mir schuldig bin! Auf Wiedersehen, schöne Cousine, Sie sehen, mein Irländer mit seiner Lady wird ungeduldig.«

»Wie kommen Sie an diese Personen?«

»Wie ich Ihnen sagte – Kriegskameradschaft, wie kurz sie auch war. Wir wohnen zufällig in demselben Hôtel. Auf Wiedersehen.«

Er verbeugte sich gegen seine Verwandte und reichte dem Irländer den Arm – eine kalte, steife Verbeugung und die Drei entfernten sich.

Die Fürstin hatte sich sehr unruhig zu ihrer früheren Gesellschaft niedergesetzt. »Ich weiß nicht, mir ahnt nichts Gutes – mir ist, als ob ein Unheil in der Luft läge.«

»Aber was fürchten Sie denn? Für Ihren Verwandten – einen Streit?«

»O nein – Sie haben ihn ja gesehen. Aber – diese englische Gesellschaft gefiel mir nicht – es lag in dem Auge dieses Herrn etwas, das mich an eine Bulldogge erinnerte, er sah aus, als wäre er im Begriff, einem Gegner an den Hals zu springen, und diese Lady mit dem kalten Blick erschien mir, wie der Herr der Bulldogge, die sie kalten Blutes auf einen Menschen hetzen könnte.«

»Durchlaucht sehen Gespenster. Der Baron würde sie gewiß nicht begleitet haben, wenn irgend etwas Unpassendes in Aussicht stände. Er ist ja, wie ich gehört habe, ein Gegner jedes Duells.«

»Aus religiöser Ueberzeugung, nicht aus Mangel an persönlichem Muth,« sagte die Fürstin scharf. »Nachdem er sich, wie alle Welt weiß, tapfer unter Lamoricière für die Sache der Kirche geschlagen hat, wird gewiß Niemand jene Weigerung des Duells, die ihn aus der preußischen Armee trieb, anders erklären wollen, als aus seinen religiösen Ueberzeugungen. Bei Anderen mögen andere Ursachen geherrscht haben, bei meinem Vetter Kerssen sicher nur die anezogene religiöse Ueberzeugung, – und Sie wissen, lieber Arnim, wie sehr grade unsere Familie zu beklagen hat, daß diese Ueberzeugung nicht allgemeiner ist. Gar manches junge Leben wäre dann nicht einem traurigen Vorurtheil zum Opfer gefallen.«

Der Diplomat hatte sich unwillkürlich zur Seite gewendet, die – wahrscheinlich ganz absichtslosen, obschon von ihm hervorgerufenen Worte der Fürstin hatten eine unangenehme Erinnerung an eine Scene noch aus der Periode des Jockey-Clubs im Hôtel du Nord bei ihm wachgerufen. Die Dame, gleich als wolle sie es verhüten, legte die Hand auf seinen Arm. »Bitte, werther Freund, wollen Sie die Güte haben, mich in den Speisesaal zu führen, der

Fürst hat mir gesagt, ihn dort zu erwarten, und es wird hier in der That etwas – gemischt! Lieber Graf, ich bitte Sie, in den Spielsaal zu gehen und meinem Gemahl zu sagen, daß wir ihn erwarten. Vielleicht erzeigt uns Herr von Arnim das Vergnügen, mit uns zu soupiren, ich weiß, es würde den Fürsten sehr freuen. – Bei der Gelegenheit sehen Sie sich wohl nach Vetter Kerssen um und was ihn eigentlich mit seiner Gesellschaft hierher geführt hat.«

Sie hatte sich erhoben und legte ihre Hand leicht in den dargebotenen Arm des Diplomaten, während der junge Offizier sich nach dem Zugang der Spielsäle entfernte. Fräulein von Krousaz ging hinter dem Paar.

Sie waren nahe dem Eingang, als die Fürstin plötzlich stehen blieb – ihr Blick war auf einen Mann getroffen, der langsam an der Front des Conversationshauses daher kam und höflich stehen blieb, um ihren Weg nicht zu kreuzen.

»*Cher baron*,« sagte sie, »wollen Sie die Güte haben ein reservirtes Zimmer für uns, oder wenigstens eine stille Ecke zu belegen, ich habe Fräulein von Krousaz nur einen kleinen Auftrag zu geben und folge Ihnen sogleich.«

Der Diplomat verbeugte sich. »Wie Euer Durchlaucht befehlen.« Er ging nach den Salons.

Die Fürstin setzte sich auf einen der in langer Reihe an der Promenade stehenden Stühle.

»Liebe Angelique, thun Sie mir den Gefallen, gehen Sie dort hinüber zu Hily und lassen Sie sich von meiner Nummer ein Paar Paille-Handschuhe geben – ich habe soeben bemerkt, daß ich die meinen beschmuzt habe.«

Die wahrscheinlich an strikten Gehorsam gewöhnte Gesellschafterin entfernte sich sogleich.

Die Fürstin sah sich um.

»Guten Abend, lieber Doktor! Wie kommen Sie hierher?«

»Direkt von Berlin – auf dem Wege nach der Schweiz. Ich wußte, daß ich Euer Durchlaucht hier finden würde, und hoffte auf einen günstigen Zufall, der mir erlauben würde, Einiges in Ihre eigenen Hände zu überliefern.«

»Wie – so haben Sie günstige Nachrichten?«

»Euer Durchlaucht mögen entscheiden, wenn ich die Ehre gehabt habe, Ihnen Mittheilung zu machen.«

»Das ist leider in diesem Augenblick nicht möglich, – meine Gesellschafterin oder meine anderen Begleiter müssen in wenigen Augenblicken zurückkehren. – Warten Sie – Sie bleiben doch morgen noch hier?«

»Ich hatte zwei Tage für Baden-Baden bestimmt.«

»Dann – ja, so wird es gehen! – Nach der Morgen-Promenade pflegt mein Mann stets ein oder zwei Stunden zu ruhen. Die Königin und die Großherzogin wollen den Morgen in Lichtenthal zubringen, – der König, wie mir Graf Flemming sagt, wird zwischen 8 und 9 Uhr zu Fuß dahin promeniren und hat ihn zu seiner Begleitung befohlen. Alle Welt wird also morgen nach Lichtenthal drängen und die anderen Promenaden werden ziemlich einsam sein. Wenn Sie um 9 Uhr in der zweiten Allee und rechts von der Lichtenthaler, in den Gängen nach dem Wasser zu promeniren wollen, werde ich Sie treffen. – Also eine günstige Nachricht?«

»Ich hoffe! wenigstens eine neue Spur!«

»Und sie führt?«

»Hierher – an den Rhein – wahrscheinlich darüber hinaus – nach Paris!«

»Ich danke Ihnen vorläufig! – Die arme – und doch glückliche Amalie! – Und nun – leben Sie wohl, Doktor, und lassen Sie sich nicht von dem Teufel des Spiels verblenden!«

»Ich habe alle Ursache, fest zu bleiben, Durchlaucht!«

Er trat mit einer Verbeugung zurück und sah mit einigem Erstaunen und Beunruhigung, daß – während von der gegenüberliegenden Promenade her eine Dame auf die Fürstin zukam, auf der Seite sich ein Fremder erhob und fortging, der dort an einem der kleinen Tische von einem der breiten Oleanderbäume halb verdeckt, von ihm und wohl auch von der Dame unbemerkt gesessen hatte.

Mit zwei oder drei Schritten hatte er ihn eingeholt und sah bei dem hellen Licht der Gaslampe in das Gesicht des unberufenen Lauschers, den er im Vorübergehen murmeln hörte: »Also morgen – zwischen Acht und Neun!«

Es war ein noch junger Mann, anständig aber einfach gekleidet, von ziemlich unbedeutendem Aeußern, höchstens 22 Jahre, derselbe, welcher vor einer Stunde den beiden Diplomaten auf ihrem einsamen Spaziergang begegnet oder gefolgt war.

»Hm – ich möchte wetten, daß ich dies Gesicht schon gesehen habe – aber ich erinnere mich nicht gleich, wo? – Doch es ist ohne Bedeutung, ein Zufall – man sieht in der Saison hier so viele bekannte Gesichter.«

Er trat in den Eingang, der zu den Spielsälen führte, in denen eine ziemlich unruhige Bewegung zu herrschen schien.

Wer je die glänzenden Spielsalons von Homburg, Wiesbaden und Baden-Baden betreten hat, wird wissen, daß das Roulette und Pharo in verschiedenen Sälen gespielt wird, und wie schwer es selbst dem Nichtspieler wird, sich von diesen fesselnden verführerischen Szenen loszureißen.

Als der junge hannoversche Offizier den ersten Saal betrat, in welchem er, wie ihm bekannt, seinen Verwandten zu suchen hatte, fand er die lange grüne Tafel von einem wenigstens vierfachen Menschenkranze umlagert, aus welchem natürlich nur die Wenigsten spielten. Aber auch bei denen, welche nur zuschauten, schien sich das Interesse auf's Höchste gesteigert zu haben. Dies Interesse concentrirte sich auf die drei Spieler, welche vorhin die Fürstin genannt hatte.

Oben am Tisch, in einem bequemen Rollstuhl, saß der Fürst von H., ihr Gemahl. Er war seit mehreren Jahren von einem Schlaganfall gelähmt und des Gebrauchs seiner Füße gänzlich beraubt, so daß er eben nur in seinem auf das Bequemste eingerichteten Stuhl transportirt werden konnte. Dennoch war er noch immer ein Lebemann, der während keiner Saison in den Modebädern fehlte, ein Gourmand der besten Schule, Kunst- und Literatur-Freund und Mäcen, und ein vornehmer Herr vom weißtoupirten Scheitel bis zu den unbeweglichen, fein chaussirten Füßen. Er hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gestanden, später eine kurze staatsmännische Rolle gespielt, war mit einem der ersten Regentenhäuser Europa's und verschiedenen souverainen Familien dritten Ranges verwandt, noch immer ein vortrefflicher Gesellschafter, der die exquisitesten Dinners gab und einen unerschöpflichen Fonds von Anekdoten und scharfen Charakteristiken besaß und sie mit kaustischem Witz und großer Gewandtheit zum Besten zu geben wußte, – und wurde dabei von der jüngeren Generation in cavalieren Fragen als unbedingte Autorität verehrt. Die Lähmung, die in Folge einer plötzlichen Erkältung, – die wieder die Folge einer eigenthümlichen Wette gewesen war, – ihn betroffen, hatte ihn nicht gehindert, nach dem zu jener Zeit erfolgten Tode seiner ersten

Gattin eine zweite Heirath mit einer viel jüngeren Dame aus einer Familie des rheinisch-westphälischen Adels einzugehen, und wie man wissen wollte, war die Ehe eine ganz vorzügliche, da der Fürst die große Kunst verstand, Alles zu sehen, was er sehen wollte, aber Nichts zu sehen, was er eben nicht sehen wollte.

Der Fürst zählte jetzt sechszig Jahre, hatte ein feines behagliches Gesicht, ein kluges Auge, das sich unter einem fortwährenden Zwinkern der Lider und der goldenen Lorgnette barg, die er mit der aristokratisch gepflegten, beringten weißen Hand häufig brauchte, und einen weißen Backenbart von englischem Schnitt. Er spielte nicht permanent, sondern beobachtete mit großer Ruhe das Spiel und schob nur von Zeit zu Zeit einen Satz Goldstücke, die in verschiedenen Rollen vor ihm aufgestellt waren, auf ein oder das andere Feld. Hinter seinem Stuhl stand sein Kammerdiener, ein Mann von gleichem Alter wie er selbst, mit weißem Toupet, weißer Binde, Jabot und Weste, der noch aus der Schule der *grands seigneurs* zu stammen schien. Vor dem Fürsten lagen ein Paar Karten und Nadeln, um den Gang des Spiels zu markiren, seine goldene mit kostbaren Brillanten besetzte Dose, und ein feines mit Spitzen besetztes Battisttuch, in das er zuweilen hüstelte.

Trotz der auffallenden, hoch aristokratischen Erscheinung, die vielleicht manchem unserer Leser, welcher vor fünfzehn bis zwanzig Jahren Baden-Baden zu besuchen pflegte, noch wohl erinnerlich sein mag, war das Interesse der Zuschauer doch keineswegs auf diese gerichtet, – sondern concentrirte sich auf die drei bereits genannten Spieler, die dem Bankhalter gegenüber saßen, hinter welchem an diesem Abend der aller Welt bekannte Pächter der Spielbank, Monsieur Benazet selbst, stand. Die drei Pointeurs, die mit so großem Glück spielten, schienen jedoch keineswegs zu einander zu gehören, wie die Fürstin ironisch angedeutet hatte, obschon sie eine gewisse Courtoisie beobachteten, indem Keiner die Nummer des Anderen besetzte, wenn sie auch einem gleichen System folgten.

Der Spanier *Garcia* war ein mittelgroßer hagerer Mann von sehr braunem Teint mit krausem schwarzen Haar, stechendem Auge und anmaßendem Wesen. Er hatte vor sich bereits einen großen Haufen Gold und Banknoten aufgehäuft und spielte mit einem wahrhaft wunderbaren Glück, das Herrn Benazet's Ruhe manchmal zu erschüttern drohte.

Zwischen dem Spanier und dem Fürsten saß neben ein Paar gleichgültigen Personen ein junges Mädchen von pikantem Gesicht und Augen, die etwas Prickelndes, Aufregendes hatten. Sie trug eine pariser Toilette, die durch ihre Ueberladenheit und Kostbarkeit auffiel. Es war damals die letzte Glanzzeit jener Erfindung der schönen französischen Kaiserin, der Crinoline, die sich freilich mehr für junonisch schlanke Gestalten, als für so kleine wieselartig bewegliche Figuren, wie die der jungen Pariserin, eignete, in deren Benehmen die Süffisance des offenbaren Mangels an Bildung mit jenem Chic kämpfte, der den Mitgliedern der pariser Demimonde so häufig trotz der dunkelsten Herkunft angeboren scheint.

Die junge Lorette spielte mit einer wahren Verachtung des Geldes und ohne jede Regel der Klugheit und Erfahrung, aber gleichfalls mit unverwüthlichem Glück. Sie hatte dabei die Gewohnheit, so oft sie ansehnlich gewann, Geld und Banknoten sofort in die Tasche zu schieben, was den Fürsten sehr zu amüsiren schien, und von ihrem Begleiter oder Protecteur, der hinter ihr stand, zum Weiterpointiren neues Geld zu fordern. Dieser Begleiter war offenbar ein Cavalier von distinguirter Erziehung, aber von jener Blasirtheit, welche die junge französische Schule auszeichnet, ein Roué des Maison dorée oder der Clubs, wie sie Offenbach in seinem

›pariser Leben‹ so frech und natürlich in Musik gesetzt hat, – leichtsinnig ihr Vermögen vergeudend, glänzend, ohne jeden innern Beruf als die Sucht nach Genuß und Vergnügen, ein Adel, entsprechend der Zeit der Herren Mirès und Consorten. – Eine noch ziemlich frische breite Wundnarbe entstellte sein hübsches, fein aristokratisches Gesicht.

Ganz anders spielte eine Dame, die zwischen dem Spanier und einem kleinen schwächlichen Italiener saß, den sie häufig in italienischer Sprache und mit dem Titel Principe anredete. Derselbe pointirte gar nicht oder schien vielmehr nur das Spiel seiner Nachbarin zu leiten, und that dies mit solchem Geschick, den Chancen des glücklichen Spaniers folgend, daß die Dame bedeutend gewann – die Bank war heute offenbar sehr im Unglück.

Man konnte nicht sagen, daß diese Dame eine Schönheit war, und doch hatte sie etwas Pikantes, Fesselndes in dem beweglichen blassen Gesicht und den großen schwarzen Augen, die etwas dämonisch Funkelndes besaßen. Sie spielte offenbar mit nervöser Aufregung und einer gewissen Gier, zu gewinnen, die namentlich sich zeigte, wenn sie einmal verlor, und ihrem Nachbar darüber Vorwürfe machte. Sie war in Trauer, aber äußerst elegant gekleidet, und an ihren oft spinnenartig um das Gold zuckenden schlanken Fingern funkelten ein Paar werthvolle Brillantringe. Sie schien überhaupt für Juwelen und Kostbarkeiten sehr interessirt, denn in den Pausen des Pointirens hafteten ihre Blicke häufig auf der kostbaren Dose des Fürsten.

»Dieser Mensch,« sagte der Fürst, sich zu seinem Kammerdiener wendend, »hat in der That ein tolles Glück mit seinem Wagen. Ich glaube, er hat abermals zwanzigtausend Franken gewonnen!«

Es war in der That so und die Bank schob eben dem glücklichen Spieler die zehn Rollen doppelter Napoleon's zu.

»Lassen Sie uns zu Ende kommen, Herr Benazet,« sagte spöttisch der Spanier – »Sie sehen, ich bin auf dem Wege, Ihre Bank zu sprengen. Oder wollen Sie für heute schließen?«

»Wir sind noch nicht in der Lage, Monsieur!«

»*Caramba* – das kommt von dieser Beschränkung der Einsätze. Sie müssen gewaltige Besorgniß haben, daß man dieselben auf Zehntausend beschränkt hat!«

»Wünschen Monsieur zu doubliren?«

»Das Dreifache! Aber Sie werden sich ruiniren, Herr Benazet – ich sage es Ihnen im Voraus! und ich bin morgen gezwungen, nach Homburg abzureisen, kann Ihnen also keine Revange geben.«

»Geniren sich Monsieur nicht! – Ich habe für alle Fälle in Paris mit zehntausend Francs Rente für meine alten Tage gesichert, werde also Niemandem zur Last fallen.«

»Vorwärts denn!«

Die Grisette, die eben wieder ihren Gewinn in Sicherheit gebracht hatte, legte sich in ihrem Stuhl kokett hinten über und hielt die Hand auf. »Das ist eine Chance, die wir nicht vorüber gehen lassen dürfen, Vicomte, – geschwind geben Sie mir tausend Francs!«

»Aber Sie haben ja eben zweitausend gewonnen, schöne Alide?«

»Was – Sie werden sich doch nicht einbilden, mein Herr, daß ich meinen Gewinn wieder verlieren will? *Allons* – geben Sie!«

Der schöne Vicomte lachte etwas gezwungen, desto herzlicher der Fürst, unter dessen auf ihn gerichteter Lorgnette der junge Roué sich beeilte, sein Portefeuille aus der Tasche zu ziehen und demselben ein Tausendfranc-Billet zu entnehmen, das er seiner seltsamen Partnerin reichte.

Die schwarze Dame hatte sich zu dem ihren gewendet.

»Was meinen Sie, Principe – soll ich es wagen?«

»Fünftausend, Signora – wenn er gewinnt, wird er doubliren! Ich habe großes Vertrauen zu seinem Glück!«

Die Dame zählte rasch die Summe ab, denn bereits hatte der Bankier ein neues Spiel Karten von den vor ihm liegenden emballirten in die Hand genommen, es nach dem Gebrauch flüchtig dem Hauptgegner gezeigt und die Emballage abgerissen.

Aber die Lust, sich an dem Spiel zu betheiligen, schien nicht groß, man wollte offenbar lieber den Kampf der beiden Gegner beobachten. Nur der Fürst schob eine Goldrolle auf die Quarres und vier oder fünf Andere setzten kleinere Beträge. Der Spanier hatte mit sichtlicher Ostentation dreißigtausend Franken abgezählt und sie auf die Karte gesetzt – die schwarze Dame und die Grisette folgten seinem Beispiel.

Dies war der Augenblick, in welchem der hannoversche Adjutant den Saal betreten hatte und sich nach seinen beiden Verwandten und dem irischen Baronet umsah.

Der athletischen Gestalt des Letzteren war es bereits gelungen, sich bis in die zweite Reihe zu drängen, wo er dem Herrn von Kerssen und der Lady Platz machte. Sie standen alle Drei fast hinter dem Sessel des Spaniers nach dem entgegengesetzten Ende der großen Tafel zu, der verwundete Offizier auf seinen Stock gestützt. Bei dem großen Interesse, welches das hohe Spiel erregte, hatte man sich begnügt, zu murren, ohne dem Vordrängen der Eingetretenen einen ernstesten Protest entgegenzusetzen. Ein Blick auf die steife Haltung der Lady hatte ohnehin genügt, die Entschuldigung der Nationalität gelten zu lassen. Man duldete damals noch die Betisen der Excentrics, ja selbst jener englischen Rheinzügler, denen die gute Gesellschaft zu Hause einfach als zur vierten Klasse gehörig die Thür gewiesen haben würde. Herr im Himmel, was ließ man sich damals noch von dieser Sorte wandernder John Bull's im lieben Deutschland gefallen, die mit dem rothen Murray den Rhein auf- und abziehen, mit einer Impertinenz sonder Gleichen die besten und dreifachen Plätze usurpiren, sich selbst an die Höfe drängen, Alles mit Nasenrümpfen kritisiren, sich unleidlich machen, hinter sich die ganze englische Flotte segeln glauben, die Consuln und die Condukteure cujoniren, und schließlich im nebligen London Handschuhe fabriciren oder hinter dem Ladentisch stehen.

Der ehemalige Kapitain in päpstlichen Diensten ließ forschend seinen Blick um die ganze Tafel schweifen, die einzelnen Physiognomien prüfend – dann blieb dieser Blick auf dem Italiener haften, der zur rechten Seite des Fürsten, von diesem nur durch die Dame in Trauer getrennt, saß.

Die Lady hatte mit großer Ruhe sein Gesicht beobachtet; als sie über dieses einen Ausdruck heftigen Unwillens stiegen sah, wurde sie aufmerksam.

»Haben Sie das Mann gefunden, Sir?« frug sie deutsch.

»Ja, Mylady!«

»Bitte, zeigen Sie mir das Mann, was ist kein Gentleman, sondern ist vulgär genug, zu beleidigen eine Dame. Ich wollen ihn sehn, bevor i kann erlauben Sir Terenz, sich zu beschäftigen mit ihm.«

»Dort – die zweite Person links von dem alten Gentleman am Ende des Tisches.«  
Er wies ungenirt mit dem Finger nach dem Italiener.

»Well, well! I thank you!«

Die Unterhaltung war so ungenirt geführt worden, daß sie trotz der gespannten Aufmerksamkeit der Meisten auf das Spiel doch einige Beachtung fand.

Das Lorgnon des Fürsten und der Blick des Principe erhoben sich fast zu gleicher Zeit, die ungenirten Sprecher zu suchen.

Das Auge des Ersteren fiel zufällig zunächst auf den hannoverischen Offizier, dem er freundlich zunickte und winkte, zu ihm zu kommen. Eine Geste desselben wies ihn auf den päpstlichen Hauptmann.

»Was bei allen Göttern – auch Vetter Kerssen! Geschwind, Rainert, gehen Sie zu dem Herrn Kapitain und führen Sie ihn zu mir. Sieh da, Graf, Dich schickt gewiß die Tante?«

Der junge Offizier war zu ihm getreten, während der alte Kammerdiener seinen Platz verlassen hatte.

»Durchlaucht Tante lassen Sie allerdings bitten, nach dem Speisesalon zu kommen, wohin sie sich mit Baron von Arnim zum Souper begeben will. Eigentlich aber gilt mein Hiersein Baron von Kerssen.«

»Was Teufel fällt ihm ein, daß der fromme Legionair der Kirche sich in diese Höhle der Sünde und des Mammons wagt! Ich hätte eher an des Himmels Einfall gedacht, als ihn hier in den Spielsälen zu sehen. – Halt da – wahrhaftig, der Bursche hat richtig seine Dreißigtausend gewonnen und ich meine Tausend verloren. Ich glaube wirklich – er läßt sie stehen!«

Der Abzug hatte in der That den Sieg des Spaniers ergeben, auf den sich alle Blicke richteten, da er mit einer triumphirenden Miene auf Herrn Benazet schaute und keine Anstalt machte, den bedeutenden Gewinn einzuziehen.

Desto eiliger hatte es die Dame der pariser Demimonde in der Nähe des Fürsten gehabt – diesmal aber streckte sie vergeblich die Hand nach ihrem Cavalier aus, er war zurückgetreten und unterhielt sich hinter der Mauer der Zuschauer mit einem Herrn, ohne zu thun, als höre und sehe er das Begehren seiner Freundin. Sie mußte sich entschließen, die Banknote noch ein Mal zu wagen, wenn sie weiter pointiren wollte.

Anders hatte die schwarze Signora verfahren.

Sie konnte das Vergnügen nicht bergen, das ihr der schon nicht unbedeutende Gewinn machte, ihre Augen funkelten, aber gieriger auf den großen Haufen von Gold und Banknoten, welcher den Gewinn des Spaniers bildete, als auf ihren eigenen, und sie wandte sich hastig zu dem Principe mit der Frage: »Soll ich doubliren?«

Aber ihr Partner hatte wenig Acht auf ihr Interesse und der günstige Moment war vorübergegangen, die Harke des Croupiers hatte ihr bereits das Geld zugeschoben. Von dem Augenblick, als der Blick des Principe auf das Gesicht des päpstlichen Offiziers getroffen und vor diesem auf die Gestalt des irländischen Offiziers geglitten war, hatte sich eine nervöse Unruhe seiner bemächtigt, die ihm kaum erlaubte, während der Taille auf seinem Platze zu bleiben. Er rückte hin und her auf dem Stuhl, hielt die Augen fest auf das grüne Tuch geheftet und flüsterte dann seiner Gefährtin einige Worte zu.

»*Chère tante* läßt Durchlaucht bitten,« flüsterte der hannoverische Offizier seinem Verwandten zu, »Baron Kerssen etwas im Auge zu behalten. Sie traut der Gesellschaft nicht, in der er sich befindet und fürchtet aus irgend einem Grunde eine compromittirende Scene.«

»Bah, bah – Du weißt, daß er kein Händelsucher ist. Bleibe so lange an meinem Rollwagen, bis Rainert die Diener gerufen hat. Ich will nur dem Ausgang dieser interessanten Taille noch folgen – ich spiele nicht mehr, und gehe dann mit Dir. – Da kommt er selbst!«

In der That kam um die dichten Reihen der Zuschauer, von dem Kammerdiener des Fürsten unterstützt, der päpstliche Kapitain langsam heran geschritten, hinter ihm drein der irische Baronet und Lady Judith, seine Gemahlin.

Aber der Baron blieb keineswegs bei seinem ihm zuwinkenden vornehmen Verwandten stehen, sondern ging einige Schritte weiter, bis er sich hinter dem neapolitanischen Nobile befand.

Dazwischen war der einfache Ruf des Bankiers ertönt, welcher zur Fortsetzung des Spiels einlud.

»Bei Patrik und Fingal, Sir,« frug der Irländer, – »haben Sie noch Nichts gesehen – ich erinnere mich des Schuftes zwar nur undeutlich von Loretto her, da einer dieser braunen Pickelhäringe aussieht, wie der andere, aber wenn Sie ihn mir zeigen, Sir . . .«

»Still Terenz – warte die Zeit ab!« Die junge Frau hatte die Hand auf den Arm ihres Gatten gelegt, aber es bedurfte in der That nur des einzigen Wortes, um den heißblütigen Sohn der grünen Insel ganz gehorsam und ruhig zu machen.

»Gewiß, gewiß, Judith – ich meinte nur, die arme Mary . . .«

»Deine Schwester wird ihre Genugthuung erhalten. Haben Sie sich überzeugt, Sir? ist es der rechte?«

Die Antwort ging verloren in der allgemeinen Bewegung – die Karte war zum zweiten Mal für den Spanier günstig gefallen.

»*Gagné!*«

Ein halb erstickter Ruf des Aergers entfuhr den blassen Lippen der schwarzen Signorina – sie wandte sich heftig zu dem Principe, der sich erhoben hatte.

»Gehen Sie, wo Sie hin wollen,« sagte sie zornig – »mir ist es gleich! ich bleibe! Sehen Sie nicht, daß Ihr alberner angeblicher Kopfschmerz mich um fünfzehntausend Franken gebracht hat?! Das ist ein Verlust, den Sie mir nicht ersetzen können!«

»Martina – mäßigen Sie sich! – Kommen Sie, es ist genug!«

»Puh – was fällt Ihnen ein – was berechtigt Sie, hier den Herrn zu spielen? – Gehen Sie immerhin, – ich bleibe!«

Der Principe preßte die Zähne zusammen, ein böser italienischer Fluch zischte zwischen denselben.

Indem er sich umwandte, um sich hastig zu entfernen, sah er vor sich den Kapitain von Kerssen und den irländischen Baronet, zugleich klopfte ihn ein Fächer auf die Schulter.

»Sir!«

»Was wollen Sie –? mein Platz steht Ihnen zu Diensten.«

»*No! no!* Sie seid der Principe Caraccioli?«

Er antwortete nicht und versuchte sich bei der Dame vorüber zu drängen.

»Major von die Dragoner bei die heiligen Vater in Rom?«

»Gehen Sie zum Teufel, ich kenne Sie nicht!«

»*Well, well!* – I weiß – Sie seid kein Gentleman. Sir Terenz!«

»*My lady!*«

»Dies seid die Man! Führen Sie ihn hinaus!«

Der Kapitain hatte sich zu dem Italiener gewendet. »Ich ersuche Sie, Signor, uns hinauszu-  
begleiten – wir haben mit Ihnen zu sprechen. – Bitte, ohne Aufsehen!«

Es wäre ohne solches trotz der Aufregung, die um die Tafel herrschte, auch nicht möglich  
gewesen, zu entkommen, denn die breite Hand des Irländers hielt den Arm des Neapolitaners  
wie mit einer eisernen Klammer umspannt.

Alles drängte um die Tafel – auch aus den anderen Spielsälen; die Nachricht, daß die Bank  
auf einen Schlag Hundertzwanzigtausend Franken verloren und im Begriff stehe, gesprengt  
zu werden, hatte sich rasch durch die Salons verbreitet, und man eilte herbei, den glücklichen  
Spieler zu sehen.

Der Spanier hatte sich von seinem Sitz erhoben und machte Herrn Benazet eine spöttische  
Verbeugung. »Nun Señor – ist die Bank bereit, weiter spielen zu lassen?«

Ueber das sonst so ruhige und kalte Gesicht des Spielpächters fuhr es wie mit Spinnenfüßen  
– im nächsten Augenblick aber war es wieder so kalt und gelassen, wie vorher. Er beugte sich  
nieder zu dem Kassirer.

»Monsieur Detroit – wie viel in der Kasse?«

Der Bankhalter öffnete nochmals die Kassetten, aus der er so eben dem glücklichen Pointeur  
den großen Gewinn ausgezahlt. Mit einem Blick überschlug er den Inhalt und zuckte die  
Achseln.

»Etwa 40,000 Franken, Monsieur le Directeur!«

Monsieur Benazet hatte eine innere Tasche seines Gilets aufgeknöpft und eine kleine ele-  
gante Briefftasche hervorgezogen, die er dem Kassirer reichte. »Nehmen Sie – es sind zwei-  
malhunderttausend Francs darin. Nun Señor Garcia, wir warten.«

Der Spanier hatte den ganzen Haufen von Gold und Banknoten auf eine neue Stelle ge-  
schoben.

»*Va banque!* – auf die Dame!«

Die Aufregung war ungeheuer – es standen 240,000 Franken, über 112,000 Gulden oder  
64,000 Thaler, auf dem Spiel, ein Wagniß, das seit drei Saisons nicht vorgekommen war.

In dieser Bewegung, in diesem Gedräng, durch das sich selbst der anwesende Polizei-  
Commissar kaum zu bewegen vermochte, hatte die Entfernung der vier Personen wenig  
Bedeutung, die breiten Schultern und festen Ellenbogen des Irländers hatten ihnen jedoch  
leicht Bahn gebrochen.

Nur der Fürst eigentlich hatte sie beachtet, und obschon auch er von Neugier und Interes-  
se für den weiteren Verlauf und Ausgang des Spiels erfüllt war, seinem Kammerdiener den  
Auftrag gegeben, die beiden Lakaien herbeizuholen, um den Rollstuhl fortzuschieben, und  
zugleich seinen Verwandten herbeigewinkt. »Kerssen hat sich mit dem Italiener, der in mei-  
ner Nähe saß, und dem Engländer entfernt – gehe ihm nach und sieh zu, daß nichts Unrechtes  
passirt. Du findest mich beim Souper.«

Es war eine gewisse Stille eingetreten, als die Bank den Abzug begann, Alles lauschte in  
athemloser Spannung.

Schon die fünfte Karte hatte entschieden –

»*Gagné!*«

Es fluthete förmlich gegen den glücklichen Spieler heran – es streckten sich hundert Hände,  
die ihm die seinen zu drücken sich bemühten.

Monsieur Benazet verbeugte sich gegen den Sieger. »Wenn Sie verlangen, weiter zu spielen, Señor,« sagte er mit kalter Höflichkeit, »so muß die Bank um eine Pause bitten, bis sie neue Fonds herbeigeschafft; Sie haben die Tageskasse geleert.«

»Bewahre, Monsieur – es ist genug für heute, und ich habe versprochen, morgen bei Herrn Le Blanc in Homburg zu sein. Wollen Sie die Güte haben, Monsieur, mich bei dem Zählen zu unterstützen?«

Die höfliche Einladung galt dem Polizei-Commissar, der mit dem Beistand zweier in Civil gekleideter Agenten den Platz um den Stuhl des Spaniers möglichst frei von den Neugierigen hielt. Man wußte nur zu gut, welche große Zahl der gewandtesten Pariser und Londoner Taschendiebe der feinsten Art trotz aller Vorsicht der Polizei oft unter die vornehmste Gesellschaft der rheinischen Spielbäder sich einzuschmuggeln verstand.

Die Erregung des Ausschlags hatte der Fürst benutzt, seinen der geringsten Bewegung nachgebenden Fahrstuhl von der Tafel zurückzuschieben und die wohldressirten Lakaien hatten denselben sogleich erfaßt und aus dem Gedränge gezogen.

»Dieser verteufelte Spanier!« sagte der Fürst – »ich möchte wohl sehen, welche Miene er macht, wenn das Glück sich wendet, und daß dies kommt, weiß der Schelm Benazet so gut wie ich! Er hat sich nur in der Zeit und dem Ort verrechnet!<sup>1</sup> – Doch – es gehört in der That Contenance dazu!«

Der Ausdruck schien den Fürsten an das gewöhnliche Mittel zu erinnern, die »Contenance« zu bewahren; – er griff in seine Tasche nach der Dose, eine Prise zu nehmen – erst in die gewöhnliche, dann in die zweite – »Alle Teufel! He, Rainert, haben Sie meine Dose und mein Tuch eingesteckt?«

»Euer Durchlaucht wissen, daß ich mir dies nie erlaube!«

»Dann muß ich sie auf dem Tisch haben liegen lassen! – *Abominable!* welche Zerstreutheit wegen dieses spanischen Kerls! – Halt sag' ich, Ihr Schurken! Hört Ihr nicht! Gehen Sie geschwind zurück in den Saal, Rainert, und sehen Sie nach! – Ich werde draußen warten.«

Er ließ sich in's Freie schieben, während der alte Kammerdiener sehr besorgt nach dem Spieltisch zurück eilte.

Der Platz, den der Fürst eingenommen, war bald erreicht, aber von der Dose keine Spur auf dem Tisch, dagegen fand sich das Taschentuch unter den Füßen der Personen, die sich jetzt um den Tisch drängten und die frühere Gesellschaft ersetzt hatten. Unter diesen Umständen that der Kammerdiener das Klügste, was er konnte, er wandte sich sofort an den noch immer bei dem glücklichen Spieler beschäftigten Polizei-Kommissar.

Obschon derselbe ihm Anfangs kein Gehör gab, da der vorsichtige Diener vermied, den Namen seines Herrn einzumischen, war der Name und die Person desselben doch zu bekannt, als daß, sobald er nur wußte, um wen es sich handle, der Beamte nicht sofort ernste Maßregeln ergriffen hätte, die verlorene oder wahrscheinlich unter dem Tuch her escamotirte Dose wieder herbeizuschaffen. Er ersuchte die Gesellschaft, vorläufig ihre Plätze nicht zu verlassen, hielt die genauesten Umfragen, da ihm der Kammerdiener sagte, daß die Dose einen Werth von mehr als zweihundert Imperials gehabt, konnte aber trotz aller Mühe Nichts ermitteln, da einerseits der Gesellschaft gegenüber mit gewisser Vorsicht und Zurückhaltung verfahren

---

<sup>1</sup>In der That hatte Sennor Garcia nach bedeutendem Gewinn auch an der Homburger Bank in Zeit von drei Wochen so total Alles verspielt, daß die Bank ihm einige Napoleonsd'or leihen mußte, um ihm möglich zu machen, nach Paris zurückkehren zu können.

werden mußte, andererseits ja in der Bewegung um den Spieltisch die Anwesenden vielfach gewechselt, ja zum großen Theil den Saal schon verlassen hatten.

Der Commissar, ohne sich weiter um Herrn Garcia zu kümmern, beeilte sich jetzt, selbst den Fürsten aufzusuchen, um dessen Wünsche und Anweisungen wegen der weiteren Nachforschungen zu erbitten. Er fand ihn in seinem kleinen Rollwagen in der Nähe des großen Bassins, von dem Kammerdiener bereits von dem Verlust unterrichtet.

»Fatal – sehr fatal!« sagte der vornehme Herr – nur mit halbem Ohr auf seine Vorschläge hörend – »namentlich wegen des Aufsehens. Sie haben doch nicht meinen Namen genannt?«

»Herr Rainert ersuchte mich, dies vorläufig nicht zu thun – aber Euer Durchlaucht sind durch Ihre Persönlichkeit sehr bekannt und pflegen immer jenen Platz einzunehmen, auch die Dose stets dort hinzulegen. – Die halbe Gesellschaft weiß dies – und ich hoffe gerade von diesem Umstand, daß die Dose sich wieder findet, oder zu entdecken sein wird. Können mir Euer Durchlaucht vielleicht einige nähere Kennzeichen angeben? Es ist auffallend, daß Niemand von Euer Durchlaucht näherer Umgebung bemerkt haben sollte, daß ein solcher Werthgegenstand liegen gelassen wurde. Erinnern sich Euer Durchlaucht, in welchem Augenblick Sie dieselbe zuletzt gesehen?«

»Oh – ich weiß ganz gewiß, ich nahm noch eine Prise nach der zweiten Taille jenes merkwürdigen Spiels. – Aber hören Sie – ist da drüben nicht ein Streit?«

»Irgend eine überlaute Unterhaltung! Erinnern sich Durchlaucht, wer in Ihrer Nähe saß oder hinter Ihnen stand?«

»Fatal! sehr fatal! – Hinter mir, meinen Sie? Mein Neffe Graf Solms und mein Kammerdiener. – Ich sage es ja – es giebt einen Streit da drüben! Eben deshalb schickte ich Solms weg. Es ist mir weniger des Werthes wegen, obschon dieser nicht unbedeutend, als weil die Dose noch ein Geschenk des verstorbenen Kaiser Nicolaus von Rußland war! – Sie sind wahrhaftig an einander!«

»Wer?«

»Ei, dieser Italiener – es soll ein neapolitanischer Principe sein, wie ich mir habe sagen lassen. Ich kann den Kerl nicht leiden und er verdarb mir das ganze Spiel, da er sich neben mich gesetzt hatte.«

»Durchlaucht meinen den Principe Caraccioli?«

»Ich glaube, so heißt er!« Der Fürst hielt ungeduldig die Hand hinter's Ohr, als wolle er besser die Töne einfangen.

»Der Principe ist ein Mann von schlechtem Ruf,« beeilte sich der Beamte zu sagen – »einer jener italienischen Abenteurer, deren die Revolution dort so viele uns über die Alpen geschickt hat. Ich bin schon seit mehreren Tagen auf ihn aufmerksam gemacht worden. – Seine Landsleute vermeiden, mit ihm in Umgang oder Beziehungen zu treten, – man behauptet, er sei aus der päpstlichen Armee ausgestoßen worden.« – Er dämpfte die Stimme. »Sollte er sich erdreistet haben . . . ?«

»Nein, nein – es ist nicht möglich, – ich glaube, er hatte andere Dinge zu thun – und – ich erinnere mich, daß ich die Dose noch in der Hand hatte, als er aufstand, sich zu entfernen – ich hatte ein scharfes Auge auf ihn. – Meine eigene fatale Fahrlässigkeit ist schuld – ich werde den Verlust wohl verschmerzen müssen!«

»Dennoch . . . «

»Was Teufel – hören Sie . . . «

Es folgte von jenseits des Bassins her ein Ruf um Hilfe in italienischer Sprache und dann ein Klatsch in's Wasser – dem ein lautes Lachen nachfolgte. – Das Publikum begann sich zu sammeln, ließ sich aber von der deutlich hörbaren Heiterkeit täuschen und glaubte, es sei irgend Jemand durch Zufall über den Rand des Bassins gefallen. Da schwerlich Lebensgefahr dabei war, lachte man selbst über den Unfall.

»Verzeihen Durchlaucht, aber ich muß doch nachsehen, was da drüben passirt ist!«

»Sie finden mich alsdann in den Speisesälen, – aber nochmals – ich wünsche kein Aufsehen! –« Er gab das Zeichen, ihn weiter zu schieben, da sich immer mehr Publikum versammelte. –

Wir müssen zu dem Augenblick zurückkehren, als der Kapitain Baron von Kerssen und der irische Baronet den Neapolitaner zwangen, mit ihnen die Spielsäle zu verlassen.

Der Principe machte sich, als sie aus dem Gedräng um den Spieltisch sich befreit, unwillig von der Hand des Irländers los. »Lassen Sie mich, Signor – mein Wort, daß ich Ihnen folgen werde.«

Die Dame in Schwarz hatte nur flüchtig nach ihm zurückgesehen, das Spiel vor ihr fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit.

»Was giebt es, Benedetto?«

»Eine Privat-Angelegenheit – lassen Sie sich nicht stören, Mathilde!«

Der Baronet hatte fragend seine Gemahlin angesehen, ob er den Italiener los lassen dürfe; – als sie Zustimmung nickte, that er es ziemlich mißtrauisch, indem er ihn nicht aus den Augen ließ. Es war in der That amüsant, zu sehen, welche unbedingte Herrschaft bereits der energische Charakter der jungen Frau über den störrischen und ungeberdigen Burschen erlangt hatte.

»Lassen Sie uns weiter gehen,« sagte der Baron, als der Irländer Miene machte, stehen zu bleiben, »dort, jenseits des Bassins sind wir allein.«

Der Neapolitaner schien Anfangs Widerstand leisten und eine Erklärung auf der Stelle verlangen zu wollen, – sich jedoch alsbald eines Bessern zu besinnen; er mochte das Aufsehen scheuen. Die Arme übereinander geschlagen, die Zähne zusammen gebissen, ging er weiter, bis sie an eine einsamere Stelle kamen, dann blieb er stehen und wandte sich gegen seine Begleiter.

»Nun, Signori, ich dünke, es wäre endlich Zeit, daß Sie die Güte hätten, mir zu sagen, was Sie eigentlich von mir wünschen?«

»Sie sind der Principe Caraccioli,« sagte der westfälische Edelmann.

»Mein Name steht in der Badeliste!«

»Sie kommandirten die päpstlichen Dragoner bei Castelfidardo!«

»Da Sie selbst dabei waren, ist es kein Kunststück, das zu wissen!«

»Sie erinnern sich also meiner Person?«

»Der Herr Kamerad haben eine zu ausgezeichnete Physiognomie, als daß man dieselbe vergessen könnte!«

»Ein Mann von Ehre hat keine Kameradschaft mit Feiglingen und Verräthern!«

»Ich muß Ihnen bemerklich machen, Signor Capitano, daß ich Ihnen schon ein Mal erklärte, wie billig eine Beleidigung sei, wenn man in Voraus weiß, daß man dafür keine Satisfaction zu geben gewillt ist!«

»Ah – Sie erinnern sich also der Gelegenheit! Desto besser! Dann werden Sie sich auch wohl meiner Antwort erinnern, und daß ich Ihre Genugthuung auf das Schlachtfeld verwies!«

»Wie der Erfolg zeigte, ein schlechter Wechsel! Ich bedauere unendlich, daß ich mich nicht aufhalten konnte, als Sie meinen Beistand auf der Retirade in Anspruch nahmen,« sagte der Principe höhnisch. »Indeß ist in solchen Fällen Jeder sich selbst der Nächste.«

»Ein deutscher Edelmann, Signor Principe,« sagte der Kapitain stolz, »wendet dem Feind nicht den Rücken, so lange er kampffähig ist, oder wenn sein Kommandeur nicht den Rückzug befiehlt. Auch erinnere ich mich nicht, trotz meiner schweren Verwundung Ihren Beistand für mich in Anspruch genommen zu haben. Nur das weiß ich, daß ich wahrscheinlich nur einem glücklichen Zufall oder der Eile der Herren Dragoner es zu danken hatte, daß ich einem Meuchelmorde entging.«

»Herr . . . «

»Ich bin darin glücklicher gewesen, als der junge Franzose, den Sie meuchlings niederschossen, als er die Schwester dieses Herrn gegen Sie vertheidigte.« –

Die Farbe des Neapolitaners spielte in's Fahle. »Die Schwester dieses Herrn . . . « stammelte er. – »Ja – ich erinnere mich – ich traf die Dame mitten im Gedränge der Flucht, und – nur um eine Galanterie wieder gut zu machen, die ich am Abend vorher mir erlaubt hatte, weil ich unter ihrer Kutte nicht gleich wußte, wer sie war? – hielt ich es für Kavalierpflicht, mich ihrer anzunehmen und sie aus dem Gedränge zu bringen – ein mir fremder Mensch wollte mich daran hindern und griff mich mit dem Degen an – da – schoß ich ihn nieder! *Voilà tout*. Sie hätten es wahrscheinlich ebenso gemacht!«

Die Rechtfertigung der schändlichen Handlung, so frech und erlogen sie auch war – zeigte doch von eben solcher Arglist wie Geistesgegenwart, so daß der deutsche Edelmann einen Augenblick verstummte.

»Ich habe also nur diesem Herrn hier,« fuhr der Italiener, seinen Vortheil schlau erkennend und benutzend fort – »nochmals meine Entschuldigung zu machen, daß ich das Unglück hatte, in einer Weinlaune die Signorina, seine Schwester, zu beleidigen, weil ich in ihrer Verkleidung sie nicht erkannte, und ich freue mich, Gelegenheit zu dieser Entschuldigung gefunden zu haben, obschon es deshalb kaum nöthig gewesen wäre, mich des interessanten Schauspiels, des Spiels des Señor Garcia zu berauben. Da ich damit die Sache abgethan glaube, so werden Sie mir wohl erlauben, nach dem Saale zurückzukehren – es müßte denn sein – Sie hätten den Muth erhalten, die Beleidigungen, die Sie dem Principe Caraccioli anzuthun liebten, als Edelmann auch mit der Pistole in der Hand zu vertreten – woran Sie ja wohl Ihre Beinwunde nicht hindern wird.«

Er machte eine höhnische Verbeugung und wollte sich entfernen, als der deutsche Edelmann die Hand ausstreckte.

»Einen Augenblick, mein Herr!«

»Nun?«

»Ich habe kein Recht, Sie für den Meuchelmord zur Verantwortung zu ziehen, den Sie unter dem Vorwand der Insubordination oder eines persönlichen Angriffs gegen einen jungen hoffnungsvollen Mann, den letzten Sprossen einer der edelsten Familien Frankreichs begangen und jetzt so geschickt entschuldigt haben. Aber ich weiß durch die Mittheilungen des würdigen Priesters, der bei jenem traurigen Vorfall zugegen war, daß die That nicht besser als Meuchelmord war! Aber da Sie nach ihr und nach dem feigen Verrath, den Sie bei Neapel wie bei Castelfidardo begangen, die Dreistigkeit haben, sich wieder in die Gesellschaft zu drängen, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß morgen die Marquise von Laroche-Beauvoir

davon in Kenntniß gesetzt werden soll, in welcher Weise und von welcher Hand ihr Sohn gefallen ist, wenn sie es noch nicht wissen sollte, und . . . «

»Sie haben die Freiheit, der Verleumdung immerhin die Beleidigung hinzuzufügen,« sagte der Principe höhnend – »Sie duelliren sich ja nicht!«

»Nein – ich habe nicht aus religiöser Ueberzeugung Männern von Ehre und Muth diese gottlose und frevelhafte, eines Christen unwürdige Sitte verweigert, – um meine Ueberzeugung einem Mann wie Sie zu opfern. Aber ich habe Ihnen zu sagen – kommen Sie näher, Vetter Solms,« unterbrach er sich in französischer Sprache, dem jungen Offizier winkend, den der Fürst ihm nachgesandt und der schon längere Zeit in einiger Entfernung dem italienisch geführten erregten Gespräch zugehört hatte. – »Sie kennen mich und werden wissen, was das Wort eines Kerssen zu bedeuten hat! – ich habe Ihnen also zu sagen, daß wenn ich Sie morgen Mittag noch in Baden-Baden, und die Gesellschaft durch Ihre Anwesenheit befleckt finde, ich bekannt machen werde, daß der neapolitanische Nobile, Principe Caraccioli für Geld den Spion der Sardinier im päpstlichen Hauptquartier gemacht und die Ordre de Bataille dem Feinde verkauft hat. Die Beweise befinden sich in meinen Händen!«

Der hannover'sche Offizier trat einen Schritt vor. »Da mein Vetter Kerssen sich aus Grundsatz nicht duellirt, so würde es mir Vergnügen machen, einem Schuft, der den Adel und den Offizierstand entehrt hat, eine Kugel in die Zähne zu schicken.«

Die Lady, die bisher schweigend der Verhandlung beigewohnt hatte, erhob ruhig die Hand.

»Thorheit, Sir – dieser Herr hat Recht, – ein Gentleman duellirt sich nicht mit Leuten wie dieser Mann. Sie haben meine verstorbene Schwägerin beleidigt, Sir? Terenz, mein Freund, – beschmuze Deine Hand nicht mit ihm, wirf ihn wie einen schäbigen Hund in's Wasser!«

Der Baronet streckte den Arm aus, und während der Neapolitaner tückisch nach der Brusttasche fuhr und ein dort verborgenes Stilet zog, hatte er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, bereits am Kragen gefaßt, den nach Hilfe Rufenden in die Höhe gehoben und mit der anderen Hand zufassend ihn mit samt seiner Waffe im Bogen weit hinaus in das Bassin geschleudert.

Alle wußten wohl, daß keine besondere Gefahr mit dem unfreiwilligen Bade verbunden war, und die Angstbewegungen des Neapolitaners, sein Sprudeln und Schnaufen, als er wieder emportauchte, wirkten so komisch, daß die drei Männer in ein schallendes Gelächter ausbrachen, das sich noch verstärkte, als der Principe schimpfend und drohend aus dem Wasser krabbelte und eiligst in dem nächsten in's Gebüsch führenden Gange verschwand.

Nur die Lady behielt ihre unveränderte Ruhe.

»By God, Sir Terenz,« sagte der hannoversche Offizier, noch immer lachend – »ich weiß zwar nicht genau, was jener Bursche verbrochen hat, aber ich muß gestehen, Sie haben eine unnachahmliche Manier, eine Erklärung zu beenden. – Doch – sollte die Sache ernstere Folgen und Sie keinen besser berechtigten Freund hier haben, stehe ich Ihnen gern zur Disposition.«

»Keinen Unsinn, Terenz,« sagte die Lady, »Du weißt, ich leide dergleichen nicht! Die Sache ist abgemacht.«

»Ich halte sie auch dafür, obschon der Halunke billig genug dabei weggekommen ist,« meinte der Kapitain. Ich denke, wir werden sein Gesicht in Baden nicht wieder zu sehen bekommen. – Doch, dies Taucher-Experiment scheint einiges Aufsehen gemacht zu haben, – hier ist die Polizei. Einen Augenblick, mein Herr, wenn ich bitten darf!«

Er trat mit dem eben herbeigekommenen Kommissar zur Seite, nannte diesem seinen Namen und seine Verwandtschaft und theilte ihm mit, was ihm zu wissen nöthig war. Als der

Kommissar hörte, in welcher Weise der Italiener behandelt worden, konnte er kaum selbst ein Lächeln unterdrücken und sagte nur, daß er bedauere, zu spät gekommen zu sein, da er beabsichtigt habe, den Herrn trotz seines vornehmen Namens wenigstens in sein Bureau mitzunehmen und einer kleinen Durchsuchung zu unterwerfen, da er den Verdacht hegen müsse, er habe mit dem Verschwinden einer werthvollen Dose des Fürsten zu thun.

Der Kapitain hörte hier zuerst von dem Verlust, der seinen Verwandten betroffen, beeilte sich aber, dem Beamten mitzuthemen, daß der Italiener Nichts damit zu thun gehabt haben könnte, da er sich deutlich erinnere, im Augenblick, als er ihn genöthigt habe, den Saal zu verlassen, die Dose noch auf dem Platz vor seinem Verwandten liegen gesehen zu haben.

Mit dieser Erklärung war natürlich der Verdacht des Beamten beseitigt. Es passirt so Viel in den Spielbädern, daß man wenig Zeit und Lust hatte, von einem Gelegenheitsdiebstahl viel Aufsehen zu machen, und der nächste Tag sollte ohnehin ein Ereigniß bringen, welches das Interesse an der gewöhnlichen Tageschronik in den Hintergrund drängen mußte.

Der Baron von Kerssen konnte natürlich nicht umhin, seinen hohen Verwandten aufzusuchen und ihm eine Erklärung seines Benehmens an dem Abend zu geben, es war ihm daher nicht unlieb, als der junge hannoversche Offizier die Gesellschaft einlud, zusammen im Conversationshause zu soupiren.

Selbst Lady Judith ließ sich bewegen, der Einladung zuzustimmen, – sie schien den Charakter ihres Gatten zu gut zu kennen, um nicht zu wissen, daß sie ihn nicht aus den Augen lassen dürfe, wenn sie nicht befürchten wollte, daß er noch einmal den Neapolitaner aufsuchen werde, um einen Streit mit ihm anzufangen, dessen Folgen dann unberechenbar gewesen wären.

Die kleine Gesellschaft hatte sich übrigens kaum auf den Weg gemacht, als aus einem naheliegenden Boskett eine Frauengestalt schlüpfte und sich vorsichtig umsah.

»Wo er nur stecken mag,« flüsterte die Dame – »ich müßte meinen Mann nicht kennen, wenn er weit von hier sein sollte. Nun, das frische Bad kann im Grunde nicht schaden, es rechtfertigt die rasche Abreise. Die hohe Polizei würde gut thun, als erste Regel zu merken, daß man nie über Gegenstände von Interesse sprechen soll, ehe man sich versichert hat, welche Ohren sich auf fünfundzwanzig Schritt in der Runde befinden. Laßt sehen, ob wir die Macht haben, einen Ertränkten wieder in's Leben zu rufen, ohne uns selbst zu exponiren.«

Und halblaut eine italienische Tarantella trillernd, prommirte sie durch die nächsten Gänge.

Sie hatte die Runde noch nicht zwei Mal gemacht, als von einem der alten Bäume sich eine dunkle Gestalt löste. »Hierher, Mathilde!«

»Ah – ich dachte es mir! Nun, Freund Benedetto, was für eine neue Thorheit haben Sie da angezettelt?«

»Nichts, was Sie kümmern kann,« sagte mürrisch der Principe, der hinter dem Baum hervorkam. »Hole der Teufel diese deutschen und englischen Bestien! Wir müssen noch diesen Abend mit dem Nachtzug Baden verlassen!«

»Bewahre – ich befinde mich hier vortrefflich! – Wenn Sie reisen wollen, Principe, so reisen Sie allein – ich hindere Sie nicht daran. Ja es wird vielleicht ganz gut sein, wenn Sie auf einige Zeit verschwinden!«

»Aber ... kommen Sie zunächst hierher – und helfen Sie mir, diesen nassen Rock vom Leibe ziehen und ein wenig auswinden – ich, – ich bin in's Wasser gefallen!«

»Oder geworfen worden! – Geniren Sie sich nicht, Altezza! Sie waren in Monaco, als ich Sie dort traf, so stark auf das Trockne gesetzt, daß Sie schon eine kleine Anfeuchtung vertragen können.«

Der Nobile stieß einen Fluch aus. »Wenn ich bei dem verdamnten Sturz in das Wasser nur nicht das Stilet verloren hätte, – er hätte mir mit dem Leben den Schimpf zahlen müssen!«

»Und Sie wären dafür in ein deutsches Gefängniß gesperrt worden. Thorheiten, Principe ich denke, vernünftige Leute wie wir, werden die Leidenschaften nie über den Verstand Herr werden lassen.«

»Aber ich kann mich nirgends mehr in der Gesellschaft sehen lassen!«

»Die Welt ist groß, lieber Freund! Brutaler Uebermacht wird ein vernünftiger Mann stets aus dem Wege gehen! Jetzt gilt es nur, zu entscheiden, ob und wann Sie abreisen müssen?«

»Leider muß ich! ich kann Ihnen die Ursache nicht sagen, sie hängt mit politischen Rücksichten zusammen.«

»Ich begreife – dieselben, weshalb Sie Ihren Aufenthalt in Monaco abkürzen mußten! – Wie gesagt, wenn Sie Baden verlassen müssen, geschieht es am Besten so rasch als möglich. Ich würde in Ihrer Stelle gar nicht in's Hôtel zurückkehren – mit Gepäck sind Sie ohnehin nicht sonderlich beschwert! – Sie sparen überdies damit die Hôtelrechnung!«

»In diesem Zustande?«

»Bah – in einer Juli-Nacht! – Hier ist Ihr Hut, ganz trocken, den ich am Bassin gefunden habe. Ihr Rock ist so ziemlich des Wassers entleert.«

Die Beiden hatten mit aller Kraft das Kleidungsstück ausgewunden und der Principe sich auf der Rundbank am Baum der Stiefeln entledigt und das Wasser ausgegossen.

»Wenn ich nur wenigstens meinen Sommer-Mantel hätte, – er ist weit genug, den verdorbenen Anzug zu bedecken.«

»So geben Sie mir die Nummer, ich werde ihn in der Garderobe holen lassen.«

Er gab ihr die Karte. »Die Läden unter den Arkaden sind noch nicht geschlossen. Kaufen Sie mir Schuh und Strümpfe dort!« –

»Unnütze Geldverschwendung!– Erwarten Sie mich hier!«

Sie entfernte sich – in einem der nächsten Gänge an einer Bank griff sie unter dieselbe und verbarg einen Gegenstand dort – dann, mit der ungenirten Haltung einer promenirenden Dame näherte sie sich dem Conversationshause, mischte sich unter die noch immer flanirende Menge und beauftragte einen der dienstbaren Geister, aus der Garderobe am Eingang der Spielsalons den leichten Sommermantel zu holen. Ein reichliches Trinkgeld gab dem Auftrag Nachdruck und als der Kellner dies Kleidungsstück brachte, warf sie es über den Arm und ging nach den Colonnaden.

Ein paar Strümpfe und passende Schuhe waren rasch gekauft, aber ehe sie sich nach den Anlagen zurückwandte, trat sie noch in einen der Läden und suchte unter den Necessaires und Quincailleries eine kleine feste Stahlcassette mit englischem Schloß aus, die sie ohne zu feilschen bezahlte. Dann erst kehrte sie zurück nach den Gängen am Teich.

Auf der Bank, hinter der sie vorhin den Gegenstand verborgen, setzte sie sich nach vorsichtiger Umschau nieder, hob das Versteckte auf, schob es in die Cassette und verschloß dieselbe. Den Schlüssel steckte sie zu sich.

»So! – es ist besser für alle Fälle, wenn man sich etwa erlauben sollte, gegen mich Verdacht zu hegen!«

Sie fand den Italiener trotz der warmen Sommernacht vor Frost schauernd auf der Stelle, wo sie ihn verlassen.

»Hier mein Freund, Ihren Mantel und Schuhe und Strümpfe, Sie sehen, daß ich das Geld nicht schonte.«

Er warf ihr einen mißtrauischen Blick zu. »Wohin wollen Sie, daß ich gehe!«

»Erwarten Sie mich in Brüssel, in spätestens zehn Tagen werde ich dort sein. Geben Sie *poste restante* Ihre Adresse.«

»Unter Ihrem Namen?«

»Bewahre! – Schreiben Sie einfach Madame Matilde Numero – welchen Datum haben wir heute?«

»Den dreizehnten!«

»Nun also Numero Dreizehn!«

»Sie kommen sicher?«

»Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß ich in Brüssel Geschäfte habe. Gehen Sie über Straßburg, bei der gewiß starken Passage heute wird man es mit der Legitimation nicht so genau nehmen, – der Zug geht in einer halben Stunde, in zwei Stunden sind Sie dort und können im nächsten Hôtel den Schnupfen verschlafen. Eilen Sie also!«

»Ja,« sagte zögernd der Principe – »wir haben noch das Beste vergessen!«

»Wie so?«

»Ich lasse meine ganzen Sachen zurück – Sie wissen, daß man mich an der Bank von Monaco vollständig geplündert hatte.«

»Machen Sie mich nicht lachen, Benedetto,« sagte die Dame – »seit wir in Baden spielen, hat Ihr Antheil mindestens fünfzehntausend Francs betragen, obschon ich das Kapital dazu hergab. Ich weiß, daß Sie Ihr Geld stets bei sich tragen – sehen Sie nur nach – in der Ledertasche auf der Brust!«

»Die Banknoten können durchnäßt sein – jedenfalls haben wir noch den heutigen Gewinn zu theilen. Wir haben ungefähr zwanzigtausend Franken gewonnen!«

»Ich werde dafür Ihre Rechnung bezahlen!«

»Unsinn, Matilde – ich gehe nicht von der Stelle, bis ich meinen Antheil habe. Geben Sie mir zehntausend Franken und bezahlen Sie unter irgend einem Vorwand meine Rechnung, schon weil man uns stets beisammen gesehen, und die Wirthe nur dann für die Polizei blind und taub sind, wenn ihre Rechnungen nicht geprüft werden!«

»Geizhals! Ihre Affaire war schuld, daß ich den Hauptcoup verfehlte. Señor Garcia hat die Bank gesprengt!«

»Verflucht! Es ist ein Unglücksabend – es muß mich Jemand heute mit dem bösen Blick angeschaut haben. – Also geben Sie, – oder ich versäume den Zug!«

Nach verschiedenen Einwendungen mußte die Dame sich in der That dazu bequemen, die Spielbeute zu theilen. »Aber dafür einen Dienst, Principe!«

»Tausend für einen – Sie wissen, daß ich ganz der Ihre bin, meine Angebetete.«

»Hier, nehmen Sie dies Kästchen an sich, und bewahren Sie es sorgfältig, bis wir uns in Brüssel wieder treffen.«

»Darf ich wissen, was es enthält?«

»Der Inhalt ist werthlos für Sie ... nur für mich von Interesse, aber ein Mann entzieht dergleichen eher der Douane! Ihr Ehrenwort darauf, daß ich es unversehrt in Brüssel wieder finde?«

»So unversehrt wie mich selbst!«

»So leben Sie wohl – ich kehre in das Hôtel zurück, während Sie einen Fiacre zum Bahnhof nehmen. Glückliche Reise!«

Sie entfernten sich Beide nach verschiedenen Seiten.

# Biarritz.

Von

Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Zweite Abtheilung:

Um die Weltherrschaft!

Vierter Band.

VOM NATIONAL-VEREIN!

(FORTSETZUNG AUS BAND III.)

Der Leser wird sich erinnern, daß die Fürstin H. dem berliner Journalisten bei der Begegnung am Abend vor den Kursälen angedeutet hatte, die Königin und die Großherzogin würden den Morgen des traurigen, in der deutschen Geschichte und namentlich der liberalen Agitation so schmachvollen 13. Juli in Lichtenthal zubringen, und daß der König Wilhelm deshalb seine gewöhnliche Morgenpromenade nach dem Brunnen in Begleitung des preußischen Gesandten in Baden dahin richten werde.

Weil der große Schwarm der Badegäste sich stets in die Nähe der Allerhöchsten Herrschaften zu ziehen pflegte, war leicht voraus zu sehen, daß um diese Zeit die inneren Promenaden weniger besucht sein und deshalb Gelegenheit zu einer unbemerkten, nicht durch Neugier oder unerwünschte Begegnungen gestörten Unterredung bieten würden.

Dies war in der That der Fall, und als der Journalist, der schon seit zwei Stunden die herrlichen Umgebungen durchstreifte und eben jetzt von dem Besuch Lichtenthals zurückkehrte, gegen 9 Uhr in der Nähe des Wassers promenirte, sah er zwei Damen die Alleen heraufkommen, von denen er sogleich die eine als die Fürstin schon in der Ferne erkannte. Auch sie hatte ihn bemerkt, denn bald darauf sah er sie ihre Begleiterin verabschieden, die nach dem Kursaal sich wandte, und sie selbst auf sich zueilte. Er begrüßte ehrerbietig die Dame, die sich jedoch bei den conventionellen Reden und Erkundigungen nicht lange aufhielt, sondern nach einem unbesuchten Nebengang einbog und ihn an ihre Seite winkte.

»Lassen Sie uns in dieser Richtung gehen,« sagte sie, – »es ist mir geglückt, für Sie eine halbe Stunde zu gewinnen, obschon der Fürst ziemlich aufgeregt ist wegen eines ärgerlichen Verlustes, den er gestern Abend gehabt hat, und deshalb jeden Augenblick die gewöhnliche Dauer seiner Ruhe abkürzen kann. Daß er sie selbst wegen jenes Aergers – er hat gestern Abend im Spielsaal eine werthvolle Dose verloren, oder sie ist ihm vielmehr gestohlen worden! – nicht ganz aufgibt, dafür kennen Sie zur Genüge seinen behaglichen Charakter, der sich in der eigenen Bequemlichkeit und den Vorschriften für seine Gesundheit durch Nichts stören läßt. Also zur Sache, Doktor – Ihre wenigen Worte gestern Abend haben meine Nerven aufgeregt und mich in große Unruhe versetzt.«

»Durchlaucht erinnern sich, daß ich seit Februar nicht die Ehre hatte, Sie zu sehen, und daß ich der Verhältnisse wegen nicht an Sie schreiben durfte.«

»Ich weiß das Alles – Sie haben Alles dem Manne mitgetheilt, den ich damals in der großen Verlegenheit und Besorgniß, in welche uns die Androhung des famosen Romans in einem berliner Journal versetzte, direkt an Sie adressirte.«

»Hauptmann Herrmann« . . .

»Lassen wir ihn bei dem Namen, er ist so gut wie ein anderer. Mit ihm wenigstens kann ich auf einem für Sie kein Interesse habenden Wege verhandeln. Er hat mir erzählt, was Ihnen damals in jenem Verbrecherkeller passirt ist und wie Sie den Mann jener Person aufgefunden haben, welche alle Papiere meiner Schwester stahl, nachdem sie die Vermittlerin und Vertraute bei jenem traurigen Verhältnisse gespielt hat, Papiere, die meine Schwester und – ich fürchte, meinen Vater noch im Grabe compromittiren können.«

»Aber ich verlor damals leider den Mann und das Frauenzimmer aus den Augen und hoffte vergeblich, daß er seinem Versprechen und Selbstanerbieten gemäß mich aufsuchen würde. Er war wie spurlos aus Berlin verschwunden, und selbst die Polizei war nicht im Stande, seinen Verbleib zu ermitteln.«

»Ich weiß, sie hatte um sich selbst genug zu sorgen, den Angriffen des londoner »Hermann« und seiner Bundesgenossen in der Kammer und der Indolenz des Grafen Schwerin gegenüber. Und Sie haben Nichts wieder von ihm erfahren? – Bis dahin bin ich auf dem Laufenden und wenigstens hatte jene Ermittlung Gelegenheit gegeben, meine arme Schwester zu beruhigen, da die gefährlichen Papiere jetzt in der Verwahrung eines Mannes sind, der eher sein Leben opfern würde, als sie in Hände fallen zu lassen, die Amalie compromittiren könnten.«

»Comteß Amalie – darf ich fragen, wo sie sich jetzt befindet, und wie es ihr geht?«

»Regina, so nennt sie sich ja jetzt, ist nach der Rückkehr ihrer thörichten Bußreise nach Loretto wieder im Stift und wird nächstens Kanonissin desselben werden!«

»Der arme Mann! er liebt sie noch immer und – ich glaube, er hofft noch immer!«

»Sie wissen, daß dies eine Unmöglichkeit ist nach dem traurigen Ausgang des Duells. – Doch das gehört nicht hierher; – die Nachrichten, die Nachrichten, die Sie mir geben wollen . . . «

»Sie stehen damit in Verbindung – und würden eben jener Hoffnung einen Anhalt gewähren.«

»Zur Sache – zur Sache!«

»Nun – ich habe jetzt den schwarzen Springer wiedergefunden!«

»Jenen Mann – den Zuhälter . . . «

» . . . der früheren Kammerfrau Jeannette!«

»Und sie selbst – erzählen Sie, erzählen Sie!«

»Nun, die Adresse, die ich ihm gab und das Versprechen waren doch nicht ohne Folgen. – Zwei Tage, ehe ich meine alljährliche Erholungsreise antrat, die uns armen geplagten Journalisten wohl zu gönnen ist, – erhielt ich mit der Stadtpost einen Brief, welcher frug, ob es mir noch Ernst sei mit der gebotenen Belohnung.«

»Und Sie?«

»Nun ich war natürlich am bezeichneten Ort – diesmal im Freien, am Kanal in der Nähe von Charlottenburg, an einer Stelle, wo der Schreiber Polizeimaßregeln auf eine Viertelstunde hätte vorhersehen können, deshalb hatte ich mich aller solcher sehr vernünftig enthalten und traf meinen Mann richtig zur Stelle.« –

»Aber das Weib?«

»Das ist das Schlimme. Genug er erzählt, – daß Jeannette, als er ihr von meinem Verlangen und der angebotenen Belohnung zum ersten Mal nach jenem Abend im Keller gesagt, ganz außer sich gerathen wäre und Nichts von der Sache habe wissen wollen, vielmehr hoch und theuer behauptet hätte, daß das Kind, ein Knabe – er würde jetzt etwa sieben Jahre zählen, – schon nach einem Jahre an einer Kinderkrankheit gestorben sei. Damit wäre die Sache freilich aus gewesen, um so mehr, als der Graf, Ihr Herr Vater Durchlaucht, im Besitz eines Todtenscheines des Kindes wäre, mit dem sie damals hatte verschwinden müssen.«

»Also doch – ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich stets geglaubt habe, mein Vater wisse um das Verschwinden des Kindes – und das ist auch die Meinung Amaliens. Aber selbst auf seinem Sterbelager wollte er Nichts davon wissen.«

»Er war ein starrer Charakter – und dennoch . . . «

»Nun . . . «

»Auf sein Leben war aber wahrscheinlich der ganze Plan gebaut, den das Weib hatte.«

»Sie sprechen in Räthseln!«

»Nun, als ich der erhaltenen Nachrichten wegen die weiteren Verhandlungen abbrechen wollte, rückte der schwarze Springer mit einer seltsamen Mittheilung heraus – sie gipfelte dahin: er glaube selbst nicht an den Tod des Kindes.«

Die Fürstin blieb aufmerksam stehen.

»Warum – weshalb? – So viel ich weiß, hat Jeannette die Bekanntschaft jenes Mannes, mit dem sie verschwand, erst nach jener Zeit gemacht.«

»Dies scheint doch nicht ganz richtig, wenigstens muß sie ihn schon vor der Zeit des – geheimen Aufenthalts der Comtesse in Schlesien, wohin man sie flüchtete, gekannt und diese Bekanntschaft später nur erneuert haben. Kurz, der schwarze Springer wußte mehr von der Sache, als Jeannette zu erzählen für gut befunden oder man ihr selbst erzählt hatte. Daß das Kind gelebt, das steht fest, er hat es selbst gesehen und es schien ihm kräftig und gesund. Später, es war zwei Jahre nach jener Katastrophe, traf er wieder, wie er behauptet durch einen Zufall mit Jeannette zusammen, und entführte sie, oder – vielmehr – sie entlieft mit ihm aus dem damaligen Aufenthalt der Comtesse und der Botmäßigkeit Ihres Vaters, des Herrn Grafen.«

»Es war zur Zeit, als die Genesung meiner Schwester von der schweren Krankheit, der Geistesstörung, wenigstens der vollständigen Bewußtlosigkeit gelang, in die sie nach dem heftigen Nervenfieber gerieth, das sie nach jenem schrecklichen Auftritte mit meinem Vater befallen hatte. Ich muß gestehen, ich habe Jeannetten ihre Flucht kaum verdenken können bei der Abgeschlossenheit oder vielmehr förmlichen Gefangenschaft, in der mein Vater damals, selbst nach dem Tode des armen Kindes sie wie meine Schwester hielt. Aber alles dies ist kein Anhalt für das Leben des Kindes.«

»Hören Sie nur weiter, Durchlaucht. Springer behauptet, Jeannette hätte wiederholt in Stunden der Noth und des Mißmuths Aeußerungen gemacht, welche auf ein Geheimniß hindeuteten, das mit dem Tode des Kindes verknüpft sei, und ihnen noch viel Geld bringen könne. Auf dies hin sagte er Jeannetten gerade auf den Kopf zu, – das Kind sei damals nicht gestorben, der Todtenschein, den der Graf der Comteß Amalie gezeigt, und den sie mit den bewußten Papieren später entwendet habe, sei falsch, der gestorbene Knabe ein untergeschobener gewesen, und sie wisse das. Sie leugnete zwar beharrlich, ja verließ ihn bei dem heftigen Streit, der sich darüber entspann, und es hat ihm viel Mühe und Zeit gekostet, sie

wieder aufzufinden, und deshalb war er so lange aus Berlin verschwunden und hat Nichts von sich hören lassen. Trotz alledem behauptet er, sich nicht von dem Glauben, daß er Recht habe, losmachen zu können und erzählt darüber sogar seine seltsame Geschichte.«

»Aber Jeannette? Sie wäre doch nach dem Tode meines Vaters die Einzige, die von der Wahrheit Auskunft geben könnte. Wo ist sie jetzt? Hat er sie wieder aufgefunden?«

»Er hat ihre Spur nach Böhmen verfolgt, in die Nähe der schlesischen Gränze, dorthin, wo die Comtesse dem Knaben das Leben gegeben hat und wo er unter der Pflege Jeannettens bis zu seinem angeblichen Tode geblieben ist. Ein förmlicher Instinkt oder ein fatalistischer Zug scheint den Vagabonden auf seiner Verfolgung Jeannettens dahin geführt zu haben.«

»Seltsam – Sie wissen, daß unsere Familie im schlesischen Gebirge eine kleine Besetzung hat und daß meine arme Schwester bei der unglücklichen Katastrophe dort untergebracht war, ja daß es dieselbe ist, die uns vor Jahren zum Besuch des Bades Warmbrunn veranlaßte, wo ich die Bekanntschaft meines Gatten und eigentlich auch zuerst die Ihre machte. Und dort hat er sie gefunden?«

»Ja – und wie er nicht zweifelt, in Nachforschungen nach dem Knaben, obschon sie es auch hier leugnete und sich lieber ihm wieder anschloß, als Geständnisse machte.«

»Aber Sie deuteten mir gestern Abend an, daß eine Spur hierher an den Rhein, ja nach Paris wies.«

»Ich sagte Durchlaucht bereits, daß der Springer mir dabei eine seltsame Geschichte erzählte, die er in Verbindung mit dem Leben und der Persönlichkeit des Kindes brachte. Ich werde vielleicht später Gelegenheit haben, diese ziemlich abenteuerliche und sich auf das Vagabondenleben des Mannes basirende Geschichte Eurer Durchlaucht zu erzählen. Augenblicklich genügt die Andeutung, daß das Kind damals einer Familie böhmischer Wildschützen oder einer wandernden Zigeunerbande übergeben zu sein scheint und daß er bei seinen jetzigen Nachforschungen auf diese Bande gestoßen ist und von ihr ermittelt habe, daß sie vor sechs Jahren allerdings in den Besitz eines kleinen Kindes gekommen sei, das sie nach Art dieser Leute an eine andere umherziehende Gauklerbande verkauft habe. Kinder sind für diese Leute Geld, und einer der Zigeuner oder vielmehr eine der Zigeunerinnen, denn diese Leute kommen weit umher und bleiben immer in einer gewissen Verbindung, sagte, daß der Knabe, der schön wie ein Engel geworden sei, sich jetzt bei einer Kunstreiter- oder Akrobaten-Gesellschaft befinde, die hier am Rhein oder in Frankreich Vorstellungen giebt.«

»Allmächtiger Gott!«

»Springer zog es vor nach Berlin zurückzukehren und erst mit mir zu sprechen, statt auf eigene Hand die Nachforschungen fortzusetzen, oder – offen gesagt – auf eigene Kosten, was ihm die Hauptsache zu sein schien. Jeannette selbst scheint über den Verbleib des Kindes, nachdem man es durch den angeblichen Tod aus ihrer Ueberwachung genommen, Nichts zu wissen und bliebe höchstens für den Fall eines Auffindens wegen Feststellung einer Identität des Knaben von Wichtigkeit, da sie ihn doch wenigstens ein Jahr lang in ihren Händen und unter ihrer Pflege gehabt hat, und leicht möglich in solchen Fällen ein Muttermaal oder ein besonderes Kennzeichen vorhanden gewesen sein kann, das im glücklichen Fall zu einer Wiedererkennung führen könnte. Die Geschichte ist jedenfalls sehr romantisch und dubios – vielleicht lohnt sie sich gar nicht der Mühe, in jedem Fall . . . « – der Journalist schwieg und neigte lauschend nach der Gegend der großen Allee zu den Kopf, – die Fürstin hatte Nichts gehört – »in jedem Fall wollte ich erst Eurer Durchlaucht Meinung erfahren, selbst ehe ich

dem Vater eine Mittheilung machte, und hielt mich nicht für berechtigt, die Mittel, die sich noch in meinen Händen befinden, für eine so zweifelhafte Nachforschung zu verwenden, die eben so leicht sich als bloße Spekulation ausweisen kann!«

»O nein, nein – wer fragt hier nach Geld, – das Geld spielt keine Rolle hierbei – benöthigen Sie mehr? – geben Sie dem Menschen, was er irgend braucht, – bedenken Sie das arme Kind – unser eigenes Blut, jede Spur muß bis zum Aeußersten verfolgt werden – das Kind meiner Schwester unter Vagabonden und gemeinem Volk – unter Gauklern und Komödianten, – denken Sie doch, das Kind einer . . . unerträglich! Aber was horchen Sie – mir ist, als gehe dort drüben Etwas vor – als gäbe es Lärmen, ein Rufen . . . «

Der Journalist hatte seine Aufmerksamkeit getheilt, denn in der That verbreitete sich von der Richtung der großen Allee her ein unbestimmtes Geschrei, dessen Bedeutung man noch nicht verstehen konnte. Auf der anderen Seite fesselte der in den Worten der Dame sich zeichnende Ausbruch des aristokratischen Hochmuths, der es nicht ertragen konntz ein Wesen, das aus demselben Blut stammte, und wenn es selbst ein Kind der Schuld war – unter dem Pöbel, unter – dem Volk, wie sie es nannte, zu wissen. Der Gedanke an eine solche Schmach schien sie noch mehr zu treiben, als selbst die Liebe für die Schwester.

»Sie wünschen, Durchlaucht, daß ich dem Mann die Mittel gebe, die angedeutete Spur zu verfolgen, selbst auf die Gefahr hin, uns zu täuschen? Ich bitte um bestimmten Befehl.«

»Gewiß, gewiß – was kümmert mich das Geld – brauchen Sie mehr, so lassen Sie es mich wissen – nur darf unser Namen nicht compromittirt werden, – aber *mon Dieu* – es muß dort etwas Wichtiges vorgefallen sein – hören Sie doch – lassen Sie uns näher gehn – oder noch besser, verlassen Sie mich jetzt – man darf uns hier nicht zusammenfinden – ich bin so bekannt hier – es könnte allerlei Fragen veranlassen, – *au revoir* bester Doktor – tausend Dank, Sie, mein Getreuer!« Sie reichte ihm eilfertig und ängstlich die Hand, die er küßte. »Leben Sie wohl – ich muß in der That fort – es muß in Wahrheit etwas Ungewöhnliches geschehen sein!«

Sie bog hastig in einen Gang, der zur großen Allee zurückführte – der Journalist blieb stehen und sah ihr trotz der eigenen wachgewordenen Neugier kopfschüttelnd nach.

»Unter dem – *Volk* – unter den *Komödianten!*« murmelte er. – »Also das ist es, was sie treibt! Sie ist doch kaum besser als die Anderen! – Blaues Blut! blaues Blut! – und doch scheut sich dies hocharistokratische Blut nicht, jeden Augenblick zu diesen Komödianten herabzusteigen und sich mit ihnen zu vermischen, wenn es gilt, seinen Lüsten und Leidenschaften zu fröhnen. Oder ist die Primadonna der Oper und die Balletteuse weniger eine Komödiantin, als die Kunstreiterin oder Koriphäe auf Sattel und Seil in der fliegenden Bretterbude des Dorfcircus? – Doch in der That – Himmel – hör' ich recht? – Mord – der Name des Königs – *meines Königs!*«

Er eilte mit fliegenden Schritten gleichfalls der Richtung zu – wenige Augenblicke und er sah bestürzt Menschen, Spaziergänger, Herren und Damen in eleganter Promenadentouille vorüberereilen – mit bleichen Gesichtern und ängstlichen Mienen. Er hielt den Ersten an, der ruhiger vorbeikam – es waren zwei Männer, der eine noch jung, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit höhnischem Ausdruck im Gesicht – der Andere groß, finster, eine markirte Physiognomie, vorsichtig umherblickend, Beide in aufgeregtem aber leisem Gespräch.

»Verzeihen Sie meine Herren – ist etwas Besonderes geschehen, das allgemeine Aufregung zu veranlassen scheint? – es ist doch kein Unglück?«

»Wenn Sie es so nennen wollen,« sagte höhnisch der Jüngere, »es heißt, der König von Preußen sei erschossen worden!«

»König Wilhelm?« –

»So heißt er ja wohl – ein Mitglied des National-Vereins soll auf ihn geschossen haben – so soll der Narr selbst erklären! – ich weiß noch nicht, ob der König getroffen oder bloß mit dem Schrecken davon gekommen ist! – Ein König ist ein Mensch wie ein Anderer!«

Trotz der Erregung des Mannes, des *Preußen* bei der furchtbaren Kunde, die ihn erst erstarrte, dann hastig weitertrieb, zischte es über seine Lippen: »Schurke!«

Der junge Mensch wollte sich auf ihn stürzen, aber sein älterer Begleiter hielt ihn am Arm und zog ihn zurück – »Kommen Sie, *Blind!* – Sie sprechen unvorsichtig!« Ohnehin war der Mann, der ihm die wohlverdiente Beleidigung zugeschleudert, bereits weit entfernt aus seinem Bereich und eilte nach der Menschenmenge, die sich jetzt überall zusammen drängte, und das Ereigniß besprach, frug, erzählte.

Zum Glück hatte der Journalist, dem bei der ersten Nachricht vor Schrecken die Füße den Dienst fast versagten, – es war das zweite Mal, daß er eine solche Scene erlebte! – gehört, daß zwar von einem Mordversuch auf den König die Rede, daß allerdings ein solcher Frevel von ruchloser Hand verübt worden war, daß aber jene allmächtige Hand, die aus den Wolken hervorreichet und ihre Auserwählten, schützt unter den Kugeln der Mörder und Fanatiker schützt, zu höheren Zwecken, auch hier ihre Macht geübt und den künftigen Erretter und Gründer des Deutschen Reiches vor dem Frevel eines überspannten Thoren bewahrt hatte. Obschon überall in der großen immer mehr anwachsenden Menge der höchste Schrecken, die höchste Entrüstung sich kundgab über die bübische That, war es dem Journalisten doch wohl, als er endlich auf ein ihm wohlbekanntes preußisches Gesicht stieß, auf dem diese Entrüstung sich noch in voller Kraft zeigte, und von dem er sicher zuverlässige Nachricht zu erhalten hoffte. Er umarmte ungestüm den Mann, der einem umdrängenden Kreise Details zu erzählen schien.

»Brandt – lieber Brandt! – Ist es wahr – ist der König auch wirklich unversehrt – außer Gefahr?«

Es war in der That der bekannte frühere Hôtelier, den der Redakteur hier traf, der Besitzer des Hôtel du Nord in Berlin, ein Mann von altbekannter loyaler und konservativer Gesinnung, der durch seine Geistesgegenwart in den jetzt fast vergessenen Märztagen des Jahres Achtundvierzig das nebenanliegende Palais des damaligen Prinzen von Preußen vor der Plünderung und Zerstörung des durch die Agenten der Revolution aufgehetzten und fanatisirten Pöbels rettete, und der, seit er sich zur Ruhe gesetzt, den Sommer häufig in den rheinischen Badern zubrachte, wo man ihn öfter von dem geliebten königlichen Herrn ansprechen sah, der wahre Treue und Hingebung in den Tagen der Gefahr und des Unglücks selten vergißt, obschon es bei dem Aufdrängen gerade aus diesen Kreisen Berlins, die erst lange nach der Wiederherstellung der Ordnung zum Bewußtsein ihrer Loyalität kamen und mit ihrem Verdienste nach Orden und Vortheilen spekulirten, – für den hohen Herrn eine schwierige Sache war, die Spreu vom Waizen zu unterscheiden! Darum trägt er vor Vielen den Hohenzollern-Orden, jenes Zeichen der Treue, mit dem König Friedrich Wilhelm IV. bei dessen Stiftung ihn ehrte.

Herr Brandt reichte dem Journalisten die Hand. »Danken Sie Gott mit mir, Doktor, der das entsetzliche Verbrechen so glücklich abgewendet hat. Ich komme eben vom Rathhause,

wohin ich mit Graf Flemming den Thäter eskortiren half, denn ich war fast unmittelbar nach der That an Ort und Stelle, und habe dem ersten Verhör des Verbrechers beiwohnen können.«

»So hören wir ja das aus besten Quellen – bitte, erzählen Sie lieber Freund – doch vor Allem, ist Seine Majestät wirklich ganz unverletzt?«

»Gott sei Dank, ich kann es Ihnen verbürgen, Lauer hat bei der Rückkehr des Königs von Lichtenthal, die soeben mit Ihrer Majestät und der Großfürstin Helene nach Hôtel Mesmer erfolgte, die Verwundung untersucht und erklärt die Verletzung als eine unbedeutende Contusion, die keine Spur hinterlassen wird. Aber welches Unglück hätte diese Schandthat eines Fanatikers nicht herbeiführen können? Der König hat sich wie der Held benommen, der er ist – keine Minute hat ihn seine Ruhe verlassen, und er befahl auf das Strengste, sich jeder Mißhandlung des Thäters zu enthalten, und ihn nur in Haft zu nehmen. Aber eine solche Unthat mußte die Folge dieser fortwährenden Aufhetzereien des sogenannten Nationalvereins und der ungezügelter Klubreden werden.«

»So ist es also doch eine That des politischen Fanatismus? – es stand zu fürchten und ich habe eben ein Pröbchen dieser Gesinnungen selbst erlebt. Bitte, erzählen Sie!«

Der Kreis um den halben Augenzeugen hatte sich immer mehr vergrößert. »Urtheilen Sie selbst, der Thäter ist ein leipziger Student – man hat in seiner Brusttasche folgende Erklärung gefunden, welche die Absicht des politischen Mordes bekundet. Ich hatte Gelegenheit, das Papier bei der Verlesung seines ruchlosen Inhalts fast wörtlich nachzuschreiben – dieser deutsche Schwindel allein trägt die Schuld. Gott sei Dank ist der Thäter kein Preuße.«

Die Erwähnung der deutschen Frage als Ursache des Mordes hatte Viele verstummen machen – um so höher war das Interesse für das aufgefundene Papier gespannt. »Lesen Sie! Lesen Sie!« war der einstimmige Ruf.

Der Berliner hatte den kleinen Zettel entfaltet, auf dem er den Inhalt des gefundenen Briefes mit Bleistift flüchtig nachgeschrieben und las ihn jetzt unter allgemeiner Aufmerksamkeit mit erhobener Stimme:

»Baden, 13. Juli 1861. Das Motiv, weshalb ich Seine Majestät den König von Preußen erschießen werde, ist, daß derselbe die Einigkeit Deutschlands nicht herbeiführen kann und die Umstände überwältigen, daß die Einigkeit stattfindet; – dieserhalb muß er sterben, daß ein Anderer es vollbringt. Man wird mich um der That willen lächerlich machen, oder für überspannt halten; ich aber muß die That vollziehen, um das Vaterland glücklich zu machen.«

Der Bösewicht hat sich mit vollem Namen unterschrieben: »Oskar Becker, Studiosus juris aus Leipzig.« Zweifeln Sie nun noch an dem politischen Charakter des Verbrechens?«

Der Journalist beantwortete die Frage nur mit der Wiederholung: »Gott sei Dank, wenn es kein Preuße ist, wie Sie sagen, – die Schande träfe unser Vaterland zu bitter. Aber woher ist er?«

»Er giebt an, aus Odessa zu sein, der Sohn eines ehemaligen Lehrers oder Professors am dortigen Lyceum, der jetzt als russischer Staatsrath in Dresden lebt; die Untersuchung wird das Weitere ergeben. Man hat bereits nach Leipzig telegraphirt, um die Angaben des Mörders über seine Person festzustellen.«

»Bitte, erzählen Sie mir wenigstens den Hergang, soweit Sie ihn wissen. Bei einem solchen Ereigniß ist jeder Umstand von Interesse.«

»O, ich werde noch heute an die Kreuzzeitung selbst schreiben. Die Königin macht, wie wohl den Meisten der Herrschaften bekannt ist, seit ihrem Hiersein, alle Morgen ihren Spaziergang nach Lichtenthal, und der König folgt ihr gewöhnlich dahin, nachdem er seinen Brunnen getrunken. Gewöhnlich wählt er – meist schon am Abend vorher – zu seinem Begleiter einen Herrn aus seiner Umgebung oder aus den Fremden, mit dem er sich über die Tagesereignisse oder gleichgültige Verhältnisse unterhält; denn bekanntlich liebt es der hohe Herr nicht, in der kurzen Zeit, die er für seine Erholung bestimmt hat, die politischen Fragen zu erörtern, und Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß der König jeder Sorge für seine persönliche Sicherheit entbehrt, so daß nicht einmal ein einziger preußischer Polizeibeamter sich hier befindet und sei es auch nur in Civil.«

»Das wäre in der That eine unverantwortliche Fahrlässigkeit seitens der berliner Behörden – namentlich in einer Zeit, der es an politischen Aufregungen wahrlich nicht fehlt.«

»Und doch ist es so. Ich weiß es durch Zufall ganz genau, daß Graf Schwerin und Herr von Winter ausdrücklich alle Vorsichtsmaßregeln, die man von anderer Seite vorschlug, als unnöthig abgelehnt haben. War doch selbst die Königin Victoria bei ihrem Besuch in Preußen von zwei englischen Polizei-Inspectoren begleitet, und was damals bei der Anwesenheit des Kaiser Napoleon in Baden für vorsorgliche Anstalten zu seiner persönlichen Sicherheit getroffen waren, ist bekannt genug.«

»Der König von Preußen hatte bisher nur die Hand eines Wahnwitzigen zu fürchten, nicht eines politischen Fanatikers.«

»Auch solche sind gefährlich – denken Sie an Tschech – es sind in diesem Monat grade 17 Jahre her – an Sefeloge! Aber lassen Sie mich lieber weiter erzählen; für diesen Morgen hatte unser Gesandte in Carlsruhe, Kammerherr Graf Flemming die Ehre der Allerhöchsten Begleitung.«

»Ich kenne ihn, von Neunundvierzig her, – er bildete damals mit Eulenburg und Herrn von Meusebach das berühmte behagliche Junggesellen-Kleeblatt in seiner Wohnung in der Behrenstraße.«

»Wohldenn – ich weiß nicht, wie es mit seinen staatsmännischen Talenten und Aussichten steht, aber er ist ein ganzer und überall sehr wohlgelittener Cavalier. Schon am Eingang der Lichtenthaler Allee begegnete dem König, wie mir der Graf nachher erzählte, ein unbekannter, aber anständig gekleideter junger Mann, der den König auf das Ehrerbietigste grüßte, worauf der hohe Herr freundlich dankte. Der Fremde muß ihm alsbald gefolgt sein, denn sie hatten noch nicht die Hälfte der Allee erreicht, als der Graf Flemming den hohen Herrn mit der Hand nach dem Kopf fahren sah und zugleich zwei schwache Schüsse hörte. Beide wandten sich sogleich um, und sahen nur wenige Schritte hinter sich jenen jungen Mann, der eben eine Bewegung machte, als habe er Etwas fortgeworfen und nun ruhig stehen blieb. Haben Sie geschossen?« frug der König. »Ich!« – »Auf wen – auf was?« – »Auf Euer Majestät selbst – ich habe eben das Pistol fortgeworfen – man wird es im Graben finden!« – Graf Flemming sprang auf den Mörder zu und faßte ihn am Kragen – zugleich kamen zwei andere Herren herbei – er ließ es ruhig geschehen. »Esist Nichts, lieber Flemming,« – sagte der König – »ich bin nicht verwundet, wenigstens nicht ernstlich – ich gehe, die Königin zu beruhigen, damit sie sich nicht unnütz ängstet, die Nachricht wird sie ohnehin genug erschrecken. Lassen Sie den Mann festnehmen, aber verhindern Sie alle Mißhandlungen!« Damit setzte er ruhig seinen

Weg nach Lichtenthal fort. Ich glaube, jetzt erst fühlte er selbst, daß die eine Kugel ihn doch getroffen hatte. Er war wahrhaft königlich in seiner Ruhe und Unbekümmertheit.«

»Daran erkenn ich den königlichen Herrn – gleichgültig gegen die Gefahr, die ihn selbst bedroht hatte,« sagte der Journalist, »während sein ganzer Zorn, der Grimm eines Löwen erwacht war, als man das Leben seines königlichen Bruders bedroht hatte, damals bei der wahnwitzigen That Sefeloges – ich war selbst Zeuge, als der Prinz von Preußen zuerst dem Mörder begegnete, den man in ein Zimmer des alten Potsdamer Bahnhofs gebracht hatte, und wie er auf den Mann zustürzte und Hand an ihn legte: ›Schurke, was hast Du mit meinem Bruder gethan?‹ – Die Umstehenden mußten sich dazwischen werfen, ich glaube, er hätte den Mörder getödtet – ich habe nie einen majestätischeren Zorn gesehen.«

»Ich half dem Grafen und zwei Herren, die hinzugekommen,« fuhr der Erzähler fort, – »denn ich war eben jetzt herbeigeeilt quer über die Wiese und noch ganz außer mir, den Mörder in einen rasch herbeigeholten Wagen schaffen und setzte mich mit hinein. Ich muß gestehen, daß er nicht den geringsten Widerstand leistete. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, auf der Fahrt zu dem Amtshause ihn zornbebend zu fragen: »Warum haben Sie unsern König ermorden wollen?«

»Und er?«

»Er antwortete mit trockenem fast unbewegtem Ton, obschon er sehr blaß aussah: »Das werden Sie in meiner Briefftasche aufgezeichnet finden!« Dann gab er keine Antwort mehr, bis man ihn in dem Amtshause untersuchte und er auf das vorläufig vorgenommene Verhör Auskunft über seine Person und seine Verhältnisse gab. Den Inhalt des gefundenen Papiers haben Sie bereits gehört. – Die erste Kugel scheint – vielleicht wegen Ueberladung des kleinen Doppelpistols bei solcher Nähe gar nicht getroffen zu haben, die zweite vom Rockkragen des Königs, – der hohe Herr trug wie immer hier, nur einen gewöhnlichen grauen Civilrock, – aufgefangen und abgeschwächt, denn, wie ich Ihnen sagte, ist nur der Kragen zerrissen und sie hat durch das schwarzseidene Halstuch nur eine kurze Contusion auf der linken Seite des Halses verübt. Möge unser König so allen Gefahren mit Gottes Schutz glücklich entgehen!«

»Das walte Gott!« sagte der Journalist mit ernstem Ton, – »denn es wird daran schwerlich fehlen. Kommen Sie, Freund, wir wollen nach dem Hôtel gehen – ich möchte dort selbst hören, daß Ihre beruhigenden Nachrichten sich bestätigen!« Er nahm den ihm Befreundeten unter den Arm und führte ihn aus der Gruppe der Neugierigen, die nicht müde wurden, immer wieder Weiteres zu fragen. »Ihre Aussagen,« warnte er, »gehören besser allein dem Instructionsrichter. Die unglückliche That wird das größte Aufsehen durch ganz Europa machen und kann bei allem Fluch, der sie begleitet, vielleicht von den bedeutsamsten Folgen in diesen Wirren sein. Sehen Sie um Himmelswillen die Menschenmasse, die sich vor dem Hôtel drängt.«

Das Hôtel Meßmer, in dem die Majestäten ihr Hoflager genommen, war in der That von Menschenmassen förmlich belagert – der Sonntag und das herrliche Wetter hatten aus der ganzen Umgebung ein unzähliges Publikum herbeigelockt und überall hörte man Rufe des Abscheues und bereits Berathungen und Pläne, wie man den hohen Herrschaften die allgemeine Theilnahme bekunden sollte, um so mehr als, wie man vernahm, der Schrecken auf die Königin einen Besorgniß für ihre eigene Gesundheit erregenden Eindruck hinterlassen haben sollte, während der König dieselbe Ruhe zeigte, die er bei dem Vorgang selbst bewahrt hatte. Soeben waren der Großherzog und die Großherzogin von Baden im höchsten Schrecken

von dem Schlosse her herbeigekommen und die großherzogliche Equipage hatte sich kaum durch die Menschenmasse Bahn brechen können. Nicht allein Alles, was an Celebritäten und Fremden von Bedeutung in Baden anwesend war, eilte herbei, – auch Hunderte von Personen aus bürgerlichen Kreisen drängten sich hinzu, ihren Namen in die in den Vorzimmern ausgelegten Bücher einzeichnen zu lassen. Unter den anwesenden preußischen Herren waren die Gesandten von Bismarck-Schönhausen und von Arnim, die Generale von Bonin und von Voigts-Rhetz, Graf Blücher und viele Andere zu bemerken, und überall wurde unter den Gruppen lebhaft und selbst mit Erbitterung, der politische Charakter der That debattirt. Depeschen flogen nach allen Seiten, das Telegraphenbureau war förmlich in Belagerungszustand – eines der ersten Telegramme, die abgingen, war auf Befehl des Königs an den Kronprinzen gerichtet gewesen, der sich augenblicklich in England aufhielt, wo er sich zum Besuch des Hofes befand, denselben aber sogleich unterbrach, um nach Baden zu eilen, wo er bereits am nächsten Abend eintraf; – die Meldung der That nach Berlin erreichte bereits um 1 Uhr Nachmittags das auswärtige Ministerium, aber erst gegen Abend gelangte die Nachricht unter die Bevölkerung und verbreitete dort natürlich die größte Aufregung, der zuerst natürlich alle anderen Interessen wichen. Trotz der oppositionellen Stimmung, die damals in Berlin herrschte, sah man sofort überall preußische Fahnen und Embleme erscheinen und am späten Abend die Häuser illuminirt.

Bereits am Mittag des Tages hatte Herr Dejazet zur Feier der glücklichen Rettung von seiner Villa einen Luftballon steigen lassen, dem am Abend ein zweiter mit dem großen Namenszug des Königs folgte; Glückwunsch-Depeschen von Petersburg, Wien, London, Vichy trafen schon am Nachmittag ein, Offiziere und Soldaten der Garnison von Rastatt eilten mit den ersten Zügen herbei, um sich von der Rettung des geliebten Kriegsherrn durch Gottes Hand selbst zu überzeugen, und als am Abend um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr das gewöhnliche Konzert im Kurgarten beginnen sollte, mußte die Musik auf das Verlangen des Publikums schweigen, bis sie mit dem preußischen Triumphmarsch den von der Bürgerschaft der Stadt rasch improvisirten Fackelzug empfangen konnte, der, an der Spitze den Bürgermeister und die Rathsherren, die Liedertafel zum Hôtel begleitete, und von mehr als 600 Fackelträgern aus allen Ständen und von jedem Alter gebildet wurde. Gegen 7 Uhr hatte der König mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, im offenen Wagen eine Spazierfahrt gemacht und war auf dem ganzen Wege mit stürmischen Hurrahs begleitet worden, auch als später nach Empfang der Bürgerdeputation, während die Liedertafel wiederholt die preußische Volkshymne vortrug, der König mit der Königin mehrmals auf den Balcon heraustrat, wurde er mit stürmischem Enthusiasmus begrüßt, und erst spät am Abend verlief sich die Volks- und Fremdenmasse vor dem Hôtel.

Es war gegen 11 Uhr Abends, als der König sich aus dem Circle zurückzog, der zum Thee auf seinen ausdrücklichen Wunsch wie gewöhnlich sich aus dem Familienkreise, dem Hofe und befohlenen Fremden gebildet hatte, und in seinem Kabinet neben dem Adjutanten vom Dienst – es befanden sich damals, da der König von Baden-Baden aus zur Beiwohnung der großen Manöver am Rhein nach Schloß Brühl gehen wollte, in der königlichen Begleitung außer dem General-Adjutanten, Generalmajor von Alvensleben die Flügeladjutanten, Oberst von Boyen und Major Prinz Hohenlohe, – einen der Herren traf, denen wir bereits am Abend vorher begegnet sind.

»Guten Abend, Herr von Bismarck, haben Sie meinen Wunsch erfüllt?«

Der Gesandte verbeugte sich. »Euer Majestät Befehle sind vollzogen worden. Ich habe dem zweiten Verhör des Schuldigen beigewohnt und mit ihm unter Genehmigung des Gerichtsvorstandes selbst in seinem Gefängniß eine Unterredung gehabt.«

Der König winkte dem Adjutanten und dieser verließ das Arbeitszimmer. Der Monarch blieb mit seinem künftigen Staatsmann allein.

»Sie sehen, ich habe Hohenlohe entfernt Excellenz, um mich mit Ihnen ganz ungestört und vertraulich zu besprechen. Ich kenne Sie und weiß, daß Sie mir ungeschminkt die Wahrheit sagen und Nichts verhehlen werden. Was halten Sie von dem Menschen?«

»Er ist ein politischer Fanatiker, wie so viele Fürstenmörder waren, Ravailac, Orsini, die Brüder Bandiera und Andere.«

»Also nicht bloß wahnsinnig, nichtzurechnungsfähig, wie Sefeloge, oder aus irgend einer persönlichen Rache?«

»Nein, Majestät, – es ist immer ein gewisser Wahnsinn dabei, wenn politischer Fanatismus zu einem solchen Gedanken ausartet – aber der Student Becker hat mit voller Ueberlegung und mit ganz bestimmter politischer Absicht gehandelt, – er selbst nahm keinen Anstand schon bei dem Verhör zu erklären, daß er Eure Majestät Ihrer persönlichen Eigenschaften wegen sehr hoch achte.«

Der König hatte sich in einem Stuhl niedergelassen und die Augen mit der Hand bedeckt. »Also in der That ein Mordversuch aus politischer Tendenz! Nicht einmal aus nationalem Haß, wie wir – zum Beispiel in Polen, in Ungarn erlebt haben.«

»Nein, Majestät!«

»Aber wofür? wofür? weil er mich in der That für unfähig hält, die Wünsche oder Pläne seiner Partei auszuführen – sagen wir es gerade heraus: des sogenannten Nationalvereins?«

Der Gesandte schwieg.

»Aber dann muß er einem Complot gehören, – einer Verschwörung, die auf diesem Wege mit Fürstenmord ihre Ziele verfolgt! Hat er Geständnisse gemacht, Complicen angegeben?«

»Majestät – er behauptet, keinen Mitschuldigen seiner Frevelthat zu haben. Nicht einmal ... «

»Nun – warum stocken Sie?«

»Nicht einmal – ganz Deutschland,« sagte der Diplomat leise.

Der König ging mit unruhigen Schritten auf und nieder. Dann blieb er vor dem Staatsmann stehen.

»Aber Eure Excellenz werden mir zugeben, wenn man für die Ziele einer Gesellschaft, einer Partei – einen Fürstenmord versucht, dann muß man einen Halt, Gesinnungsgenossen in dieser Partei haben, wenigstens Billiger einer solchen That.«

»Majestät, die Geschichte des Menschengeschlechts, der Physiologie lehrt, daß die besten Gedanken, selbst die höchsten Enthusiasmen für Größe und Erhabenes in einzelnen Köpfen zu Ausartungen, ja zu Verbrechen führen können, welche die Menschheit als solche verdammen muß. Erinnern Sie sich an Cäsar, – selbst an Ludwig von Parma!«

»Mein Gott, ich bin doch kein Tyrann – kein Feind der Volksrechte, der Freiheit und der Entwicklung meines Volkes.«

Der Staatsmann ergriff die Hand des Königs und zog sie an seine Lippen. »Euer Majestät sind der gerechte, der gütige Vater und Regierer Ihres Volkes. Kann in einem fanatischen

Kopfe selbst diese Ueberzeugung nicht in die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines Märtyrerthums ausarten?«

»Klar und kurz, – glauben Sie, daß dieser Mordversuch aus den Tendenzen des Nationalvereins hervorgegangen ist, mit seinen Zielen zusammenhängt?«

»Majestät – ja! aber nicht mit seinen Lehren.«

»Aber dann liegt die Verbindung, die Gefährlichkeit derselben für uns Fürsten auf der Hand!«

»Majestät – diese Lehren, diese Tendenzen sind nicht Früchte von heute und gestern, es sind die Ueberzeugungen vieler der Besten Ihres Volkes, der deutschen Nation. Ich möchte mit meinem Kopfe dafür bürgen, daß in der ganzen großen Partei des Nationalvereins die ruchlose That des Studenten Becker den größten Schmerz, das tiefste Bedauern verursacht, daß er, selbst unter der deutschen Jugend, die für die Idee eines großen, geeinigten Deutschlands enthusiastisch ist, die That eines überspannten Kopfes, eines Meuchelmörders keine Mitwisser gehabt hat.«

»Aber man spricht im Publikum, wie ich höre, bereits von einer Verschwörung von 18 leipziger Studenten?«

»Majestät – ein Bericht der leipziger Polizei ist auf telegraphischem Wege bereits eingegangen. Die Wohnung und die Papiere des Studenten Becker wurden sofort versiegelt – aber der kurze Bericht der Polizei besagt, daß wenn er auch im Verdacht gewesen, als geborner Russe mit Herzen in London in Verbindung gestanden zu haben, er in Leipzig keiner Studentenverbindung angehört hat und, obschon er als finster, sich absondernd, ja als unangenehm gegolten, er doch nur seinen Studien gelebt, sich durch Correcturen ernährt, und mit Niemandem Verbindung und Umgang gehabt.«

»Aber die Folgen jener Lehren, jener Tendenzen – was in dem einem Kopf sich entwickelt, wird den Fanatismus auch in anderen hervorrufen!«

»Majestät,« sagte der Diplomat – »erinnern Sie sich, daß unter diesen Tendenzen und Wünschen bisher nicht die deutschen Fürsten gelitten, sondern nur jene Männer, die sie unter zahlreichem und oft sehr hartem Märtyrerthum, unter Todesurtheilen, Kerker und Verbannung, hegten, und daß unter Denen, die gelitten haben, nach 15 Jahren treuen Festhaltens und Bewahrens sich Männer befinden, die jetzt zu den Edelsten und Ersten der deutschen Nation gehören, daß selbst Euer Majestät hochseliger Bruder, ja Eure Majestät selbst die Wiedererhebung Deutschlands zu alter Größe als erhabenes Ziel stets betrachtet haben. – Ich selbst habe nicht umsonst an deutscher Universität in Göttingen studirt.«

»Ich bin gewiß kein Feind oder Unterdrücker des Nationalvereins und seiner Bestrebungen,« unterbrach ihn der König, »das hat noch vor wenigen Monaten mein Erlaß an Schleinitz auf die darmstädtischen Anträge am Bundestag zur Unterdrückung des Nationalvereins bewiesen. Aber ich bin durch die Gnade Gottes und das heilige Erbe meiner Väter, wenn auch ein deutscher Fürst, dessen deutsches Fühlen und Denken gewiß keinem jener hochtrabenden Wortführer des Nationalvereins nachsteht – ich bin ein König von Preußen und mein Land darf nicht das Opfer werden unbestimmter Träume und Ziele, deren Zeit – noch nicht gekommen ist!«

Der Diplomat erhob sich zu seiner ganzen Größe. »Das ist das richtige Wort und Gott segne Eure Majestät dafür! Dann wird auch die schlimme That des Studenten Becker einst beweisen, welcher falsche Wahn ihr zu Grunde lag.«

Der König blickte nachsinnend vor sich nieder. »Gott allein weiß alle Wege zum Besten zu lenken. Sagen Sie mir ehrlich, Herr von Bismarck, Sie ahnen bereits, welche Absichten ich mit Ihnen habe. Werden Sie, wenn ich Sie zu meinem Minister mache, mit dem Nationalverein Hand in Hand gehen?«

»Nein, Majestät! ich würde als Minister Preußens das Ehrenwerthe und Patriotische in ihm benutzen, aber seine Bestrebungen in keiner Weise über uns Herr werden lassen, sondern den Verein nur als Mittel für das Ziel betrachten. Daß aber ein großes Deutschland mit Preußen allein an seiner Spitze dieses Ziel bleiben müßte und mein Ziel sein würde, das, Majestät, bekenne ich offen, ist das Ideal meiner Jugend und wird das meiner Manneskraft bleiben. Die Wege des Nationalvereins können eben nur sehr untergeordnete Mittel der preußischen Staatspolitik bleiben. Ein so großes Werk erreicht sich nicht durch Klubreden und Volksversammlungen. Ich hatte bereits früher die Ehre, Euer Majestät meine Gedanken über die Bahnen zu jenem Ziel auszusprechen und habe bei weiterem Nachdenken immer mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß zu einem solchen Werk Blut der Kitt sein wird, und ein oder vielmehr eine Reihe von Kriegen den Weg bilden werden. Aber ich habe noch eine weitere Ueberzeugung gewonnen und das traurige Ereigniß des heutigen Tages hat sie bestätigt.«

»Sie sprachen mir allerdings von der traurigen Aussicht auf das Bevorstehen schwerer innerer und äußerer Kriege, und andere treue und geprüfte Männer theilen Ihre Ansichten über eine solche Nothwendigkeit. Deswegen halte ich fest an meinem Werke der Armee-Reorganisation trotz aller Widersprüche und Kämpfe mit meinem Volke selbst.«

»Um Preußens Zukunft willen bleiben Euer Majestät bei diesem Entschluß – und müßten dabei Nationalverein und Kammern geopfert werden.«

»Ich hoffe, mein Volk wird zur Einsicht kommen und mir zur Seite stehen. Aber was ist die zweite Ueberzeugung, die Ihnen geworden, lieber Bismarck?«

»Daß Gott mit Ihnen ist und die Vorsehung gerade Euer Majestät bestimmt hat, das große Werk der deutschen Wiedergeburt auszuführen, nicht daß eine andere Hand daran gelegt werden muß, wie jener Fantast meint.«

»Wie Gott will,« sagte der König fromm; »ich hoffte – die Last würde auf jüngere und kräftigere Schultern fallen. Aber wenn es noch meine Aufgabe ist – mein Leben gehört Preußens Zukunft; doch erinnern Sie sich, daß ich vierundsechzig Jahre zähle und – in dem *Warten* die Kraft liegt.«

»Ich hoffe, Deutschland wird die Zeit rascher reifen sehen, als Euer Majestät heute glauben. Der Nationalverein hat wenigstens das Gute, daß seine offenen Bestrebungen Preußens Neider zwingen, desto schneller die Maske zu lüften und Farbe zu bekennen. Auch Herr von Arnim warnt vor Oesterreichs Contreminen und der Absicht eines neuen Rheinbundes, zu dem leider diesmal auch die alten Freunde Preußens gehören werden. Die Politik von Hannover und Hessen ist voll Mißtrauen und Neid. Darum Majestät – nicht um den Sieg der preußischen Waffen hatte ich Besorgniß, nur um die Hindernisse, die Eifersucht und Uneinigkeit Preußen in den Weg werfen können und werfen werden, und wenn dies der gleiche Gedanke gewesen ist, der jenem jungem Fantast in seinem Briefe vorgeschwebt hat, so muß ich gestehen, daß ich ihm kaum soviel Verständniß der Situation zugetraut habe. – Das Eine wage ich noch Euer Majestät zu rathen, suchen Sie in der deutschen Frage eine Unterstützung Preußens nur in Rußland – nicht in England!«

»Deswegen bleiben Sie eben noch vorläufig in Petersburg, auch während ich Compiegne besuche. Seien Sie unbesorgt lieber Bismarck, ich bleibe entschlossen nach der einen Seite wie nach der anderen – aber abwarten müssen wir die richtige Zeit, damit Preußen kein Vorwurf treffen kann und auch das Recht stets auf unserer Seite sei.«

»So haben Euer Majestät mir für heute Nichts mehr zu befehlen?«

»Nein, ich danke Ihnen für Ihren Eifer und für Ihre Gesinnung. Doch noch Eins, ich darf freilich den verirrtten Mann nicht der Ahndung der Gesetze entziehen, und das Verbrechen als solches muß seine Strafe finden, aber sprechen Sie bei den baden'schen Gerichten den Wunsch aus, daß der – Mann nicht mit unnützer Härte um meinetwillen behandelt werden möge. – Gutenacht, Herr Gesandter. Sie haben meinem Herzen eine schwere Last abgenommen durch die Beseitigung jedes Gedankens an Mitschuld von Männern – deren Streben vielleicht unter meinem sonst so gerechten Vater zu harte Beurtheilung erlitten hat. Mein Schlaf nach dem Dank an den Allmächtigen für seinen so sichtlichen Schutz wird leichter und ruhiger sein, als er wahrscheinlich ohne diese Unterredung gewesen wäre. Sei es auch der Ihre!«

Und mit jenem Wunsch, der von dem gütigen Herzen des Königs zeugte, schloß die zukunfts schwere Unterredung.

#### DAS CENTRAL-COMITÉ.

Wir haben, um zu einer regelmäßigen Uebersicht der Zeitgeschichte zu gelangen, welche unser Buch in Form und Styl des Romans giebt, unseren Lesern jene Sitzung des polnischen Central-Comité nachzutragen, die Ende April, also mehr als zwei Monate vor den eben mitgetheilten Ereignissen am Abend jenes Empfangs in den Salons der Fürstin Czartoryski im Hôtel Lambert, und der Kaiserin Eugenie in den Tuileries stattfand,<sup>1</sup> und führen ihn zu diesem Zweck in das Lokal, dasselbe, das ganz in der Nähe der allgemeinen Versammlung der Emigranten lag und nur durch einen kurzen Corridor oder ein längliches Gemach von dem bereits beschriebenen Gartensaal getrennt war.

Wir haben auch bereits gesagt, daß dieser abendlichen Berathung außer den 43 Mitgliedern des Comité's noch verschiedene andere Personen beiwohnen sollten.

Die Namen der 43 Mitglieder waren der russischen Regierung keineswegs unbekannt – der Leser wird sich erinnern, daß zur Zeit der Zusammenkunft der drei Monarchen in Warschau der Polizeiminister der polnischen Hauptstadt seinem Gebieter die Liste dieses Centralcomité überreichte und wir haben selbst die 43 Namen dort aufgeführt. In dem Bewußtsein des Schutzes der französischen Regierung brauchten sie also nur wenig Vorsicht zur Sicherung oder Verheimlichung ihrer Person, und diese Vorsicht beschränkte sich daher bloß auf Maßregeln gegen das Einschleichen russischer Spione, und da sich die Dreiundvierzig genügend untereinander kannten, waren diese Maßregeln sehr leicht zu treffen.

Der Raum, der früher zu einer mit dem Hôtel in Verbindung stehenden Orangerie gedient hatte, war sehr einfach ausgestattet; auf der einen Langseite erhob sich eine niedere Estrade mit einem langen, nur auf einer Seite mit sieben Sesseln besetzten Tisch, der gleich den Tafeln der gewöhnlichen amtlichen Sessionszimmer mit Tuch – hier jedoch nicht grünem, sondern purpurfarbenem bespannt war. Dem Tisch gegenüber befanden sich drei Reihen Bänke ziemlich nahe, so daß nur ein Raum von etwa zwei Schritten zwischen Tafel und Sitzreihen blieb

<sup>1</sup>III. Band S. 232 und 261.

und Jeder, der auf diesen seinen Platz hatte, ohne Anstrengung der Stimmme sich an den Debatten des Ausschusses betheiligen und an den Tisch herantretend von Allen gehört werden konnte.

Drei Wände waren ohne jeden Schmuck, nur die Langwand hinter der Tafel trug gerade hinter dem Mittel-Platz des Vorsitzenden eine Dekoration von Fahnen in den polnischen Farben: Weiß und Purpur, oder Weiß, Blau und Purpur, welche das vereinigte Wappen von Polen und Litthauen: Das weiße Pferd und den geharnischten Reiter mit geschwungenem Säbel, beide in rothem Felde, umgaben.

An dem Tisch des Ausschusses waren augenblicklich nur drei Sessel besetzt, die übrigen vier noch leer.

Die drei Bänke gegenüber dagegen waren bis auf wenige Plätze von den vierzig Mitgliedern gefüllt.

Am Ende der Tafel saß ein alter Mann mit fast bis auf die Schultern herabhängenden weißen Haaren und einer blauen Brille. Er hatte einige Papiere vor sich und drückte eben die Feder eines kleinen Metallhammers, der auf eine silberne Glocke schlug, während die meisten Anwesenden noch vor ihren Sitzen standen oder sich in Gruppen mit einander unterhielten.

Der Hammer schlug drei Mal rasch hintereinander in scharfem Ton an.

»Ich bitte die Brüder, Platz zu nehmen.«

In wenigen Augenblicken war dies geschehen.

»Meine Herren und Brüder,« sagte der Alte: »Im Namen Gottes und der heiligen Sache Polens erkläre ich, als der Alterspräsident, die Sitzung unseres Comité's für eröffnet und bitte Sie, den heutigen Präsidenten zu erwählen, nachdem wir uns überzeugt haben, daß nur Mitglieder des Comité's anwesend sind. Bruder Morawski, als dem jüngsten Mitglied muß ich Ihnen diese Prüfung übertragen —«

Der Aufgerufene erhob sich, verglich die Zahl der Anwesenden mit der Liste und erklärte, daß drei Mitglieder fehlten.

»Graf Dzialinski,« bemerkte der Alterspräsident Mazurkiewicz auf die Namhaftmachung der fehlenden Mitglieder, »hat mich benachrichtigt, daß er noch kurze Zeit im Hôtel zurückgehalten werde; Bruder Guttry ist im preußischen Landtage von der Vertretung der wichtigen, nationalen Anträge zurückgehalten, welche die polnische Fraktion, wie Ihnen bekannt sein wird, dort gestellt und in diesen Tagen zu vertheidigen hat, und unser Bruder Nepomucen Janowski ist leider schwer erkrankt. Die beiden letzten Brüder haben jedoch Vollmachten gesendet. — Wir können also zur Wahl des Vorsitzenden schreiten, der dann die Schriftführer nach eigenem Ermessen wählt.«

»Wollen wir nicht auf die Prinzen warten?« frug einer der Theilnehmer von der untersten Bank.

»Ich protestire dagegen,« sagte eine andere scharfe Stimme von der obersten Reihe her. »Nach den Regeln der Sitzungen muß ein Mitglied des Central-Comité's selbst den Vorsitz führen.«

»Die Prinzen Czartoryski sind stets als Mitglieder des Central-Comité's betrachtet worden, General,« bemerkte der Alterspräsident.

»Aber nur als Ehrenmitglieder,« beharrte Jener, »wir hegen gewiß Alle vor der durchlauchtigen Familie Czartoryski den größten Respekt, bei den widerstreitenden Interessen der Fraktionen jedoch, welche heute hier zur Sprache kommen müssen, ist es unsere Pflicht, uns streng an die Vorschriften des Statuts zu halten.«

»Ich schlage also vor, die Wahl durch Akklamation wie in früheren Fällen eintreten zu lassen.«

»Wroblewski!«

Nur zwei Stimmen von der obersten Bank riefen: »General Mieroslawski!«

– »Ah, da kommt Dzialynski! – Graf Dzialynski!«

Der Schwiegersohn des alten Fürsten, der preußische Abgeordnete Graf Dzialynski trat in der That mit dem ältesten Sohn des Fürsten, dem Prinzen Witold durch eine Thür am oberen Ende des Saals ein. Alle Mitglieder des Comité's bis auf die der obersten Bank erhoben sich zu seiner Begrüßung.

Der General, der vorhin opponirt, neigte sich zu dem Ohr seines Nachbars. »Passen Sie auf, Antoni, die verdammte Adelscoterie wirft uns wieder ein Hinderniß dazwischen.«

»Graf Dzialynski!« wiederholten mehre Stimmen, andere beharrten bei: »Wroblewski!«

»Ich bitte die Brüder,« sagte der Graf, »von mir abzusehen. Ich bin erst gestern von Berlin eingetroffen und wenn auch mit den warschauer Angelegenheiten *au fait*, doch von dem Stand der hiesigen noch nicht genug informirt. Ich bitte meine Stimme unserem würdigen Freunde Wroblewski geben zu dürfen.«

Der mit dem größten Vertrauen der Emigration beehrte Führer der gemäßigten Partei übernahm alsbald den Vorsitz und ernannte zwei der jüngeren Mitglieder zu Protokollführern.

»Brüder des Central-Comité's,« sagte er nach den formellen Einleitungen, »es stehen folgende wichtige Gegenstände zur Debatte unserer heutigen Versammlung:

Die Berichte unserer Freunde aus Warschau;  
desgleichen unserer Freunde aus Petersburg und dem Auslande;  
Die weiteren Instruktionen nach Warschau;  
Die Aussichten einer Erhebung zur Befreiung Polens und die Frage der günstigsten Zeit dazu.

Ich glaube, daß die beiden ersteren Gegenstände die Verhandlung der beiden letzten bedingen werden, und ich habe Ihnen daher nur zuvor die Cardinalfrage zu stellen, ob unsere heutige Berathung eine ganz vertrauliche bloß unter den Mitgliedern des Comité's sein soll, oder ob sie die Herbeiziehung von Freunden unserer Sache gestattet, die nicht speziell zu den Mitgliedern gehören, deren Rath und Beistand uns aber von der höchsten Wichtigkeit ist!«

»Wie ich gehört,« sagte ein Theilnehmer der ersten Bank – der Adelsfraction, – »hat ein Mitglied des Comité's in Warschau selbst dessen Berichte überbracht. Seine mündlichen Rapporte werden uns leicht Ausführlicheres geben, als alle schriftlichen. Ich beantrage seine Zulassung.«

»Einer unserer zuverlässigsten Offiziere, der Kapitän Marian Langiewicz ist von Cuneo hier eingetroffen, um der Sitzung beizuwohnen,« erklärte Graf Dzialynski, »ich beantrage für ihn und den Herrn Grafen de Noël die Zulassung zur Berathung.«

»Ein Bevollmächtigter der Kurie, Abbé Calvati aus Rom erbittet gleichfalls den Zutritt,« sagte ein Dritter.

»Der ungarische Diktator Kossuth wünscht der Sitzung beizuwohnen,« erklärte ein Vierter.

»Ein Mitglied der europäischen Liga aus Genf befindet sich im allgemeinen Saal!« ein Fünfter.

»Sein Name?«

»Ricciotti Garibaldi – der zweite Sohn des Generals!«

»Wollen die Brüder nicht etwa noch Graf Kisseleff einladen?« hörte man die scharfe spöttische Stimme des Generals Mieroslawski – »er würde vielleicht die einfachsten Wege zur Vertreibung der Russen aus Polen angeben können!«

Alle kannten zur Genüge die Eifersucht, welche der polnische Agitator gegen Garibaldi und seine Anhänger hegte. Die Sitzung drohte demnach schon in ihrem Beginn einen Conflict, doch löste ihn glücklich die Energie des Vorsitzenden.

»Wenn die Brüder keinen begründeteren Einwand gegen einen der Vorgeschlagenen zu erheben haben, werde ich dieselben eintreten lassen.«

Selbst die Partei des Berges schien sich des Widerspruchs zu schämen und der Präsident gab dem jüngsten Mitglied das Zeichen zur Einführung.

Wir kennen bereits die Bezeichneten bis auf das noch nicht genannte Mitglied des warschauer Central-Comité's, das mit großer Sicherheit eintrat und sofort dem Präsidenten sich gegenüberstellte, während der Ungar Kossuth mit der Anmaßung, die ihn charakterisirte, sofort auf den leeren Platz an der Tafel zuging und diesen einnahm, als gebühre er ihm selbstverständlich. Die Anderen nahmen auf einer Bank neben der Eingangsthür Platz. Nach wenigen Minuten der Begrüßung war die Ordnung wieder hergestellt.

»Wir wollen zuerst den Bericht aus Warschau hören,« sagte der Präsident.

Der Eingetretene vor dem Tisch wandte sich sofort halb gegen die Versammlung.

»Ich habe diese Berichte gebracht und bin bereit, sie zu erläutern. Ich bin Adam *Prot Asnik*, der frühere Präsident der »schwarzen Bruderschaft«. Man wird von mir wissen! Ich saß in der Alexander-Citadelle gefangen, aber es ist mir gelungen, mich zu befreien und ich war bei dem Volk, als sich dieses am 27. Februar gegen die Mordthaten der russischen Schergen erhob. – Die Brüder werden mich kennen,« sagte er dreist und hochmüthig.

»Wir haben von Ihnen gehört,« bemerkte ruhig der Präsident des Central-Comité's. »In wessen Auftrag kommen Sie?«

Der Student sah den alten Mann verwundert an. Es schien ihn zu befremden, daß man bei der Nennung seines Namens ihn nicht gleich mit offenen Armen und besonderen Ehren aufnahm.

»In wessen Namen ich komme? im Namen aller warschauer Patrioten. Ich komme im Namen der Zehner, der Volksjunta, des Revolutions-Comité's, die allein die berechtigten Führer der Bewegung im Vaterlande bilden. Ich soll das Central-Comité auffordern, so bald als möglich Waffen und Geld zu senden. Die Erhebung ist vollkommen reif zum Ausbruch. Wir warten nur auf das Signal von Paris und daß man General Mieroslawski an unsere Spitze stellt. Hier ist das Verzeichniß der Kräfte, über die wir in den Woiwodschaften im Augenblick der Erhebung gebieten können.«

Der Präsident schüttelte etwas zweifelhaft den Kopf.

»Die Ernennung des Generals ist noch nicht erfolgt,« sagte er. »Wir ehren Ihren Eifer, Herr *Asnik*, aber die Begeisterung der jungen Patrioten muß durch die verständigen Erwägungen der Aeltern gezügelt werden. Wir haben auf anderem Wege Berichte aus Warschau erhalten, welche die Zeit zu einer offenen Volkserhebung noch keineswegs gekommen glauben.«

»Das kommt von den Lauen, den Weißen, Herr,« sagte heftig der Student. »Sie werden mit ihrem Zögern noch Alles verderben! Das Volk, das wahre Volk ist zur Erhebung bereit mit dem Opfer seines Blutes. Man hat ihm das Losschlagen versprochen, man darf seinen Muth nicht erkalten lassen. Noch ist Warschau ohne zahlreiche Garnison.«

»Eine so wichtige Frage,« sagte der Präsident, »kann nicht von dem Eifer eines Einzelnen entschieden werden. Hören wir erst die anderen Berichte.«

Er ließ die überbrachten vorlesen – aus allen ging hervor, daß sie vom größten Fanatismus dictirt waren, dem die ruhige Besonnenheit und die Abwägung der Mittel fehlte.

Verschiedene Stimmen ließen sich für und wider hören, der Diktator Kossuth hielt eine seiner weitschweifigen Reden und betheuerte die Bereitwilligkeit der Ungarn, ihren polnischen Brüdern grade in diesem Augenblick die helfende Hand zu reichen, wo man die Tyrannei in Petersburg und Wien an der Wurzel fassen könnte; die oft tollsten Vorschläge wurden für einen *sofortigen* Ausbruch der Volkserhebung auf's Neue gemacht.

Aber auch an ruhigeren und verständigen Stimmen fehlte es nicht. Marian Langiewicz erklärte gegen die Partei des Berges, daß er während seiner heimlichen Anwesenheit im Königreich weder die Volksstimme noch die getroffenen Vorbereitungen so weit gediehen gefunden habe, um jetzt schon mit einem Angriff gegen die russischen Garnisonen zu beginnen. Er sprach sich für einen Aufschub von zwei Jahren aus, und auch der preußische Deputirte stimmte ihm zu. Der Letztere schien sich sehr viel von einer Betheiligung der polnischen Bevölkerung im Großherzogthum, in Oberschlesien und Westpreußen zu versprechen, aber auch er mußte doch zugestehen, daß das Volk selbst wenig dazu geneigt und mit dem preußischen Regiment eigentlich ganz zufrieden sei, ja daß selbst ein großer Theil des Adels von polnischer Geburt an der Person des Königs hänge und von einer Losreißung dieser Landestheile Nichts wissen wolle. Nur die radikalste Opposition in der Kammer sei bereit, der polnischen Nation jede Unterstützung zu gewähren, ja sogar eine Trennung der alten polnischen Landestheile von dem Staat, weil man darin eine Schwächung der Hohenzollern-Monarchie finde. Auf der andern Seite wurde der Gedanke der Gründung eines selbstständigen Polens bis zur Weichsel, gleich des alten Herzogthums Warschau unter einem preußischen Prinzen angeregt, durch das man Preußen mit Rußland in Conflict zu ziehen hoffte.

Der Streit war ziemlich lebhaft und verschiedene Pläne für die Insurrection wurden vorgelegt, gebilligt oder verworfen. Zuletzt einigte man sich, nachdem der Abbate die päpstliche Erlaubniß für den Klerus zugesichert hatte, sich an der politischen Vewegung zu betheiligen, zu folgenden Grundzügen:

Der wirkliche Ausbruch einer bewaffneten Erhebung im Königreich sollte erst im Frühjahr 1863 stattfinden, bis dahin aber die Spannung und Aufregung der Bevölkerung möglichst vermehrt, die Erbitterung geschürt werden. Alle Concessionen der russischen Regierung sollten scheinbar willig acceptirt, die Forderungen aber mit jeder gesteigert werden. Durch diese scheinbare Unterstützung der Regierung wollte man, ehe der offene Bruch mit ihr eintrat, möglichst viele zuverlässige Männer in die öffentlichen Stellen bringen und ihr so nach und nach die Macht aus den Händen nehmen. Unter dem Vorwand einer Selbstverwaltung der Polizei durch die Bürger und Akademiker sollte eine geheime Macht gebildet werden, welche die spätere Theilnahme der Bevölkerung zu erzwingen und einen Druck auf das Land auszuüben hätte. Jede Gelegenheit müsse benutzt werden, durch Demonstrationen die russischen Behörden zu einem gewaltsamen Einschreiten und zu strengeren Maaßregeln zu reizen, die Opfer

derselben sollten dann als patriotische Märtyrer ausgegeben und durch die Presse übertrieben, durch Bilder sollte die Phantasie entflammt, das Gebiet der Entstellung und Lüge ganz systematisch benutzt werden, um die Sympathieen anderer Völker zu gewinnen. Daneben sollte eine förmliche zweite Regierung über das ganze Land organisirt werden, mit Zwangsaushebungen und einer Steuererpressung, welche die öffentlichen Steuern überböte. Ein Schreckenssystem müsse jede andere Meinungsäußerung unterdrücken; durch Priester und Frauen sei fortwährende Aufregung zu erhalten; Handel und Wandel müsse brach gelegt, die Religion mißhandelt und unterdrückt erscheinen; die Anwerbung durch das System der Zehner sich nicht bloß auf Warschau, sondern über das ganze Land erstrecken; eine geheime Gensdarmerie bis in die kleinsten Orte engagirt sein, die Landbevölkerung gezwungen werden, auch den besten Maßregeln der russischen Regierung Mißtrauen und Widerstand entgegen zu tragen. Wenn dann das Volk in allen seinen Gefühlen verletzt, ruinirt, in Schrecken gesetzt und in jedem freiem Willen unterdrückt sei: dann wäre es Zeit, auch den offenen Kampf gegen den russischen Koloß zu beginnen und den Zuzug von Außen her: die ungarische, englische und französische Hilfe zu verlangen. Dieser teuflische Plan wurde bis in die Details besprochen Ein Bericht aus Petersburg, der verlesen wurde, mahnte gleichfalls zur Verzögerung des Ausbruchs, da in Folge des am 17. März von den Kanzeln proklamirten Manifestes des Kaisers Alexander II. betreffend die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland durch das ganze weite Reich sich unter dem russischen Adel eine Mißstimmung zu zeigen begänne, man selbst an der Treue der Offizierscorps zu zweifeln anfange, und die geheimen Comité's der Panslavisten und der Nihilisten immer größere Verbreitung gewönnen, und man sogar schon ganz offen von einer Entthronung der Familie Romanow Andeutungen hören könne.

In diesem Stadium der Debatte war es, als ein Klopfen an der Thür die Aufmerksamkeit des den Dienst habenden jüngsten Mitglieds des Comité's erregte und es hinausrief. Bald darauf kehrte es zurück und übergab dem Vorsitzenden einen Brief, den dieser mit steigender Aufmerksamkeit durchlas und dann in die Tasche schob.

»Es ist Zeit Brüder,« sagte er, »daß wir zu einem bestimmten Beschluß kommen und unseren Brüdern in Warschau diesen kund geben.«

»So sei es!«

»So fordere ich Diejenigen auf, welche für eine bewaffnete Erhebung gegen die russische Herrschaft noch vor dem ersten Januar 1862 sind, sich zu erheben!«

Nur die Mitglieder der obersten Bank gaben das Zeichen.

»Die Erhebung ist also bis zum Jahr 1863 vertagt, die Bestimmung der genaueren Zeit wird einem späteren Beschluß überlassen bleiben. Die Vertagung schließt natürlich die bereits berathene Organisation der geheimen Nationalregierung nicht aus. Dieselbe möge die einzelnen Gelegenheiten zu Volksdemonstrationen bestimmen. Nur die Zeit des *bewaffneten* Aufstandes bleibt vorbehalten. Wir haben zunächst den Oberbefehl über das Nationalheer zu bestimmen.«

»Im Namen meines Vaters des Fürsten schlage ich den mit der militärischen Organisation bereits betrauten Kapitain *Marian Langiewicz* den Mitgliedern vor,« sagte mit fester Stimme der Prinz.

»Ich habe das erste Recht darauf,« erklärte hochmüthig der General Mieroslawski.

»Die Nationalregierung wird darüber entscheiden. Es ist die Pflicht jedes Polen sich ihrer Anordnung zu fügen. Aus wieviel Personen hat die Nationalregierung zu bestehen?«

»Ich beantrage die Zahl *fünf*,« sagte ein Mitglied der unteren Bank.«

»Einverstanden.«

»Und daß die Wahl zunächst in folgender Weise erfolgt: ein Mitglied durch das Centralcomité in Warschau, ein Mitglied durch die Volksjunta, ein Mitglied aus der Direction der Weißen . . . «

»Ich beanspruche die Rechte der schwarzen Bruderschaft . . . « fiel die Stimme des Sendboten derselben ein.

»Einverstanden! – Für die Ernennung des letzten Mitglieds verlange ich dagegen das Recht des pariser Bundes. Ich schlage die Wahl durch Stimmzettel vor und das Geheimniß der fünf Namen während der ersten sechs Monate nach Beginn der bewaffneten Erhebung, um sie der Beeinflussung der Parteien zu entziehen.«

»Der Vorschlag ist gut. Ich stimme dafür.«

Sämtliche Mitglieder, welche für die Vertagung des Ausbruchs gestimmt, erklärten sich auch für diesen Vorschlag.

»Diese Beschlüsse müssen alsbald den Comité's in Warschau überbracht werden. Der Bote wird zugleich die bisher gesammelten Geldbeträge und die Consignements für die Waffensendungen zu überbringen haben. Es muß daher ein vertrautes und geprüftes Mitglied sein, da wir ihm die Mittel der Erhebung anvertrauen. Es darf keine Person sein, deren Abwesenheit die Aufmerksamkeit der Spione des russischen Gesandten erregen würde.«

Vier Personen meldeten sich: der preußische Abgeordnete, der Diktator Kossuth, der Student Prot Asnik und ein anderes Mitglied.

»Wir müssen den Herrn Grafen darauf aufmerksam machen, daß seine Stellung eine zu exponirte ist. Herr Kossuth gehört einer anderen Nationalität – es bleiben demnach zur Wahl nur das Mitglied des Centralcomité's und der warschauer Patriot, der uns bereits die dortigen Berichte überbracht hat, Herr Prot Asnik.«

»Ich bin bereit, schon morgen die allerdings nicht gefahrlose Rückkehr anzutreten, sobald ich Papiere und Anweisungen erhalten habe.«

Der Präsident erhob sich. »So bitte ich Herrn Prot Asnik, sich zu der großen Reise bereit zu machen. – Ich erkläre die Sitzung für geschlossen, bitte aber die Mitglieder noch einige Augenblicke zu verweilen, da eine wichtige Anzeige eingegangen ist. Ich bitte den Bruder Mickiewicz die weißen Ruthen zu vertheilen.«

Alle Mitglieder des Comité's sahen sich erstaunt, fast erschrocken an. Seit den vier Jahren der Organisation desselben war die Vertheilung der Weidenruthen, die später eine so furchtbare Rolle in Polen spielte, nur einmal vorgekommen, die Fremden kannten sogar ihre Bedeutung nicht. –

Das aufgeforderte Mitglied nahm unter der Estrade ein Bund feiner weißgeschälter Ruthen hervor und vertheilte sie schweigend und mit niedergeschlagenen Augen.

Wiederum erhob sich der Präsident und ein sichtlicher Ernst lag auf seinem markirten und verwitterten Gesicht.

»Brüder,« sagte er – »wir sind in der traurigen Lage, ein Gericht halten zu müssen. Es ist mir diesen Abend die Anklage gegen Einen unter uns auf den Mord eines unserer Brüder zugegangen, – Sie erinnern sich, daß im Februar einer unserer besten Patrioten, der Graf

Hypolit Oginski, den wohl die Meisten von uns persönlich gekannt haben, in Warschau den Tod gefunden hat.«

»Der Graf fiel unter den russischen Kugeln,« sagte hastig der Student.

»Die Anklage lautet auf Mord durch eine Kugel – aus den Reihen des polnischen Volks!«

»So fiel er auf Befehl der Junta – weil sie, wie ich weiß, den Beweis erhielt, daß der Graf in geheimer Verbindung mit der russischen Polizei stand.«

»Ich erlaube mir kein Urtheil,« sagte ruhig der Präsident. »Ich mache den Bruder Prot Asnik nur darauf aufmerksam, daß er durch sein Gebahren sich selbst als Mitwisser dieses Geheimnisses verdächtigt hat.«

Die sonst große Frechheit zeugende Stirn des jungen Verschwörers hatte sich dunkler geröthet. »Ich protestire! Mein Patriotismus ist bekannt und erprobt. Wo sind meine Ankläger?« und seine etwas erschrockenen Augen sahen wild durch die Versammlung.

»Es ist nicht mehr als billig, sie Ihnen gegenüber zu stellen. Laßt die Schreiberin dieses Briefes eintreten.«

Der Präsident winkte. Das Mitglied des Comité's, das diese Function übernommen, öffnete die Thür: »Treten Sie ein, Madame!« Dann stellte er sich im Innern mit dem Rücken gegen die Thür und zog einen kurzen Revolver aus seiner Brusttasche. Zugleich auf den Wink des Präsidenten that ein anderes Mitglied das Gleiche an dem Ausgang der zweiten Langseite, der zu dem allgemeinen Versammlungslokal führte.

Die Eintretenden waren eine Frau in schwarzem Mantel und Schleier und ein Knabe.

»Sind Sie die Schreiberin dieses Briefes?«

»Ja, Pan. Ich habe von den Dienern dieses Palastes gehört, daß heute hier eine Versammlung der aus ihrem Vaterland Polen verbannten Patrioten stattfände und ich habe gewartet, bis man mir gestattet hat, einzutreten.«

»Wer sind Sie – wo kommen Sie her?«

»Ich komme von Warschau . . . zugleich mit diesem Mann – mein Name ist:« – sie entfernte mit der rechten Hand ihren Schleier und kehrte dem ehemaligen Studenten ihr Antlitz zu.

»Wanda Morawska!« stieß dieser unwillkürlich heraus – »Sie hier?«

»Sie haben aus seinem Munde meinen Namen gehört,« sagte das Mädchen, »es kann also kein Zweifel über meine Person sein. Außerdem sehen Sie hier das nicht zu widerlegende Zeugniß!« und mit einer Bewegung voll Hoheit und Adel ließ die unglückliche Polin den Mantel fallen und zeigte der Versammlung den leeren Aermel ihres schwarzen Gewandes.

»Wir haben von Ihrem unglücklichen Schicksal vernommen, Fräulein von Morawska,« sagte der Präsident und fast Alle hatten sich erhoben und umdrängten sie. »Die Kasse des Central-Comité's hat die reiche Gabe erhalten, die Sie ihr durch Vermittelung eines Bankhauses in Posen haben zustellen lassen, und ich danke Ihnen dafür im Namen des Vaterlandes.«

»Um so mehr werden Sie Dem Gerechtigkeit widerfahren lassen, dessen Vermächtniß an mich und das Vaterland sie war, ehe er starb. Ich war die Verlobte des Grafen Hypolit von Oginski, trotz meiner Verstümmelung, und klage jenen Mann an, den tödtenden Schuß auf ihn abgefeuert zu haben.«

Ihre Hand wies auf den Studenten. Ein gewisser Abscheu zeigte sich auf den Gesichtern der Meisten, und die ihm nahe gestanden hatten, waren von ihm zurückgewichen.

»Ich begreife Ihren Schmerz, Fräulein v. Morawska,« sagte der Präsident theilnehmend, »und daß dieser sie bewogen, einen Mann solcher That anzuklagen, der sich sonst als guter Patriot bewiesen hat. Haben Sie Zeugen der Schuld?«

»Diesen Knaben hier, der es mit angesehen, wie er die tückische Kugel abschoß, die ein edles Leben zerstörte, das tausendfach mehr werth war, als das seine.«

Der Angeklagte schien zu begreifen, daß nur die größte Kühnheit ihm übrig blieb.

»Die Pana Morawska spricht die Wahrheit,« sagte er kalt – »es ist richtig, ich schoß die Kugel auf einen Verräther ab, der mit den Feinden Polens in Verbindung stand. Möge sie es leugnen, daß der Graf sich durch den Schutz der russischen Polizei des Verraths dringend verdächtig gemacht hatte. Ich weiß, daß er denselben sogar für sie selbst in Anspruch genommen hat. Er fiel auf den Befehl einer Todesjunta der schwarzen Bruderschaft. Ich war nur der Arm, ihr Urtheil zu vollstrecken und kann dafür auch nur von ihr selbst in Warschau gerichtet werden.«

»Ich will dafür bürgen,« sagte der künftige Diktator der polnischen Revolution, »daß Graf Hypolit Oginski kein Verräther am Vaterlande war, sondern einer der besten Patrioten. Es befinden sich in diesem Augenblick genug Personen in Paris, die mein und dieser Dame Zeugniß bestätigen können.«

»Dank Ihnen, Kapitän Marian Langiewicz,« sagte die Verstümmelte, »und möge es Ihnen im Glück wie im Unglück nie an einem treuen Herzen fehlen.«

Er reichte ihr die Hand. »So war es in jedem Fall ein voreiliges und grausames Urtheil,« sagte der Präsident, »wenn wir auch annehmen müssen, daß dieser Mann hier nur seinen Obern zu gehorchen geglaubt hat, als er die schlimme That beging, für die wir ihn hier nicht verurtheilen können!«

Die Augen der Verstümmelten blitzten, der Knabe hatte sie am Kleide gezupft.

»Ruhig, Janko! Sie wollen also den Mord nicht bestrafen?«

Der Präsident hatte mit seinem Blick die Männer ringsum befragt.

»Wir haben kein Recht dazu!«

»Auch nicht dafür? – Knabe – zeige Deinen Fund!«

Der Bursche hatte eine kleine Briefftafel aus seiner Tasche gezogen und reichte sie ihr zu.

»Hier, Panna!«

Diesmal war es ein Wuthschrei, der den Lippen des Studenten entfuhr, der sich mit der Gier eines Wolfes auf den kleinen Ankläger stürzte und ihm die Briefftafel zu entreißen suchte. Aber das Mädchen hatte sich vor den Knaben geworfen und die Hand des Kapitäns und Anderer rissen den Erbleichten zurück.

»Nehmen Sie selbst, Herr und prüfen Sie! Seit ich wußte, daß dieser Mann wieder aus der russischen Citadelle in Warschau entkommen, hegte ich Mißtrauen gegen ihn und jene bübische That heftete mich auf seine Fersen. Als der Knabe hier mir Nachricht gab, daß er sich zum Ueberbringer der Berichte des Revolutions-Comité's nach Paris hatte bestimmen lassen, angeblich um sich den Nachforschungen der warschauer Polizei für einige Zeit zu entziehen, stieg dieses Mißtrauen und ich beschloß, ihn im Geheimen zu begleiten und ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen. So ist es geschehn, und ich und der Knabe Janko, den ich in Wahrheit aus jenem Grunde mit mir nahm, haben uns wie die Spürhunde an ihn gehängt. Fragen Sie ihn jetzt, weshalb er sich in Wien zwei Tage aufgehalten, was er im Hôtel der russischen Gesandtschaft zu thun gehabt hat? – Beim Verlassen desselben hat Janko dies

Portefeuille aufgehoben, das im Besteigen des Fiacres aus seiner Tasche gefallen war. Er hat dem russischen Gesandten dort die Abschrift dieser Berichte verkauft, die er über Nacht in Wien copirte.«

»Falsch! Es ist Lüge, Verleumdung, der giftige Haß dieser Dirne, weil ich ihren Galan erschuß!«

Sie streckte die Hand wie zum Schwur empor, dann sagte sie kalt: »Lesen Sie – laut!«

»Es ist eine zufällige Geschäftskarte – ohne Bedeutung!« schrie der Angeklagte.

Der Präsident hatte das kleine Portefeuille geöffnet – es enthielt nur eine Visiten-Karte:

*Victor von Balabine,  
Wirklicher Staatsrath.*

»Es ist der Namen des russischen Gesandten. Darunter steht: Vorzeiger ist zuverlässig und hat wichtige Dienste geleistet.«

»Und hier in dem Zimmer des Wiener Hôtels, in dem ich mit Jenem logirte, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, fand ich am Tage der Abreise dies Papier, einen Theil jener Copie, die er über Nacht genommen hatte. Prüfen Sie es mit dem Original, das er Ihnen brachte.«

Der Ertappte stand bleich und zähneknirschend. »Die Brüder werden nicht aus bloßen Zufälligkeiten und nach dem Schein urtheilen! Ich bin mir keiner Schuld bewußt – mein Eifer für die Sache der Nation ist bekannt!«

Der Präsident Wroblewski wandte ihm den Rücken. »Die schwarze Jungfrau von Czenstochau hält ihre Hand über Polen. Brüder – dieses zerrissene Blatt stimmt allerdings mit dem Original. Unsere heilige Sache ist also einer großen Gefahr entgangen. Die Sitzung ist geschlossen – geben Sie die Weiden ab und nehme Einer diese Dame mit sich, bis sie ein Unterkommen gefunden hat.«

Die Mitglieder des Central-Comité's entfernten sich schweigend, nachdem jedes die ihm überreichte Weidenruthe an der Thür zurückgegeben hatte.

Sie waren alle bis auf zwei in der Mitte geknickt.

An der Thür trafen der Kapitain Langiewicz, welcher der Morawska den Arm gereicht hatte, und der Insurgentengeneral Mieroslawski zusammen.

Der Letztere sah hochmüthig zurück. »Noch Herr Kapitain sind Sie nicht am Ziel! – Wir werden uns in Cuneo wiederfinden, wenn ich aus Frankfurt a. M. zurückkehre.«

»Ich werde die Ehre haben, Sie zu erwarten.«

Als der Abbate das Gemach verlassen wollte, faßte eine Hand seinen Arm. Es war der Präsident der Versammlung, der sich zu seinem Ohr beugte.

»Wünschen Euer Hochwürden ihn Beichte zu hören?«

Der Abbate zuckte die Achseln. »Ich hoffe, es wird nicht nöthig sein. Ich kann Sie nur erinnern, daß Sie sich im Bereich der französischen Gesetze befinden.«

»Eben deshalb! – er wird ungefährdet das Palais verlassen, – durch den Ausgang am Fluß!«

Der entlarvte Verräther wollte noch einige Worte zu seiner Vertheidigung sagen, – aber der Präsident wies kurz nach dem Ausgang. »Gehen Sie, Herr – die Brüder, die Sie geleiten werden, erwarten Sie!«

Der Student Prot Asnik zog einen Revolver aus der Tasche, gleich als wolle er andeuten, daß er etwaiger Gefahr Trotz biete. Dann schritt er mit entschlossenem Wesen den Andern nach.

»... Schade, – es war ein hübscher noch junger Mann mit schwarzen Locken« ... hatte die pariser Dame gesagt,<sup>1</sup> als die Equipage des dänischen Gesandten rückkehrend aus der Soirée der Kaiserin am Pont de la Constantine einige Augenblicke von einer Ansammlung Neugieriger aufgehalten worden war.

DER ALTE VOM BERGE.

(FORTSETZUNG.)

Der Leser wolle sich erinnern, daß wir Lord Walpole mit seinen Begleitern auf dem abenteuerlichen Zuge durch die nubische Wüste nach den Ufern des Nil verlassen haben, der ihn der Verfolgung durch die Reiter des Negus entziehen sollte, ohne daß dieser Zweck erreicht worden war,<sup>2</sup> und daß sie sich auf dem Wege zu der geheimnißvollen Veste des gefürchteten Oberhauptes der Assassinen, Gengarab, befanden, als sie auf den Ruf des Dais Hassan die Schleier von ihren Gesichtern entfernen durften.

Das Bild, das sich ihnen von der Höhe des Plateau's aus bot, war in der That ein überraschendes.

Das Plateau lag in einer gewaltigen Höhe und die Felsenwand, die es trug, fiel senkrecht zu einer schwindelnden Tiefe, so daß die Vordersten der Gesellschaft, und zu diesen gehörte die schöne Fürstin, unwillkürlich zwei Schritte von dem gefährlichen Abstieg zurücktraten. Den Grund dieser Tiefe bildete ein weites Thal, oder vielmehr eine fast ebene Fläche, die sich auf Meilen weit hin erstreckte, überall eine üppige Vegetation zeigte und einen sorgfältigen Anbau, wie er in Aegypten nur in den nächsten Umgebungen des befruchtenden Nil oder im altberühmten Lande Gosen gefunden wird. Hügel mit mächtigen Palmgruppen oder Tamarindenbüschen, Dattelbäumen und Pisangs ließen sich auf weite Ferne zwischen wohlbestellten und bewässerten Feldern von Mais und Waizen erkennen, reiche Baumwollen- und Kaffeepflanzungen oder Aecker mit Reis und Zuckerrohr-Pflanzungen wechselten mit anderen nutzbringenden Anlagen, dazwischen sah man arabische Dörfer mit ihren einfachen Lehmhütten, die alle jedoch sorgfältiger gebaut waren, als die gewöhnlichen Wohnungen der Fella'h's; Moscheen hoben ihre schlanken Minarets, und von vielen Stellen sah man die weißen Steingeländer der Vornehmeren und Reichen aus dem Grün der Gärten und Wäldchen leuchten. Kanäle durchzogen die Gegend und selbst eine Art Straßen- oder Wegnetz schien zum besseren Verkehr über die Gegend gebreitet. Wie hoch auch der Standpunkt der Schauenden war, konnte man doch deutlich erkennen, daß diese Gegend wohl belebt war; Züge von beladenen Dromedaren und Eseln bewegten sich auf den Straßen, Heerden weideten auf dem lichten Grün der Triften, und der Landmann zog mit seinem Gespann den Pflug von fast primitivster Form durch den Boden seiner Aecker.

Diese wohl angebaute Gegend war auf allen Seiten von Bergwänden umkränzt, die im Norden und Süden fast so rauh und mächtig schienen, wie das Berggelände, das die Gesellschaft eben passirt war und auf dessen östlichem Abhang sie sich befand, während in der Ferne nach Osten zu das Gesamtgebirge sich zu einem bloßen Felsenwall abplattete, der das angebaute Thal von der Küste zu trennen und vor den Seewinden zu schützen schien; denn über die seltsam zerrissenen und zerklüfteten Kämme hinweg konnten die Reisenden bei ihrem

---

<sup>1</sup>III. Band S. 294.

<sup>2</sup>I. Band S. 44.

hohen Standpunkt deutlich die im Sonnenschein spiegelnde Fläche des Meeres sehen, dessen Küste in grader Linie von ihnen höchstens zwölf bis fünfzehn englische Meilen entfernt sein mochte.

Die größte Eigenthümlichkeit der Gegend aber befand sich in ihrer unmittelbaren Nähe.

Es war dies ein gewaltiger Steinkoloß, ein Berg oder vielmehr Felsen, der fast senkrecht aus dem Grunde des Thals vor ihnen emporstieg, und dessen Gipfel fast mit dem Plateau, auf welchem die Reisenden sich befanden und diesen Anblick genossen, ziemlich in derselben Höhe stand. Soweit es sich erkennen ließ, mußte die Kuppe oder der flache Gipfel dieses Felsens eine Ausdehnung von mehreren Morgen haben und diente jener verrufenen Burg, dem Felsenschloß des Assassinenfürsten, zur Grundfläche.

Wälle, Mauern, Kuppeln und Thürme erhoben sich dort in einem Complex, der weit mehr das Aussehen einer gewaltigen Ritterburg des europäischen Mittelalters bot, als das von orientalischen Gebäuden, und die Kronen mächtiger Palmen und Pinien, die über die Mauern ragten, bewiesen, daß es auch an Gärten und freien Räumen innerhalb der Umwallung nicht fehlte. An anderen Stellen überragten Kiosks und Pavillons von phantastischer Form die Mauern oder sprangen gleich Altanen hinaus, eine weite Umsicht auf das Thal bietend, und auf mehreren Punkten der zum Theil crenelirten Mauern erkannte das Auge des Lords die Gestalten von Schildwachen in weißen und grünen Gewändern, gleich denen, welche die Krieger getragen, die Jesus begleitet hatten und zu so rechter Zeit gekommen waren, um die Reisenden gegen den Angriff der Reiter des Negus zu schützen.

Auf der Seite der Kuppe, welche sich gegen das Plateau richtete, auf welchem die Reisenden sich befanden, bildete der Fels einen vorspringenden Grat oder Ausläufer, der eben so jäh zur Tiefe fiel, wie die gegenüberliegende Wand, so daß zwischen Beiden nur ein Abgrund von etwa zehn Schritt Breite sich öffnete und es selbst für den der Geologie weniger Kundigen deutlich wurde, daß beide Felsenmassen in einer Urzeit, vielleicht vor Jahrtausenden verbunden gewesen sein mußten, und der jetzt isolirte Felskegel, auf welchem die geheimnißvolle Burg stand, eigentlich nur ein Ausläufer oder Vorsprung der Gebirgswand war, der durch irgend ein gewaltiges Naturereigniß von dieser abgetrennt worden. Auf der äußersten Spitze dieses Felsengrats oder Vorsprungs erhob sich ein Bauwerk, das dem Brückenkopf der modernen Befestigungen oder einem Thurmthor glich und dessen Zweck den Reisenden gleich klar wurde; denn auf ein Signal, das der Dais Hassan mit einem dreimaligen Stoß ins Horn gab, das an seiner Seite hing, löste sich von diesem Gemäuer eine mächtige Zugbrücke in schweren Ketten und senkte sich über den trennenden Abgrund bis hinüber auf das Plateau, so einen Zugang zu dem Gipfel des Felsens und der Burg bildend.

Jetzt erst bemerkten die Reisenden, daß weite, in die Felsenwand eingelassene Ringe zur Aufnahme und Sicherung der großen kupfernen Haken der Zugbrücke vorhanden waren, die dadurch einen festen und ganz gefahrlosen Uebergang bildete.

Auf die Einladung ihres bisherigen Führers waren alle Reiter von ihren Thieren gestiegen und ehe sie sich um diese weiter bekümmern konnten, waren sie von den Begleitern des Dais zurückgeführt, ohne daß sie inne werden konnten, wohin man sie gebracht hatte.

»Ist es der schönen Königin der Brustlosen und ihren Begleitern gefällig,« sagte höflich der Dais, – »die Burg des Fürsten Johannes zu betreten, – die Wächter werden ihm von ihrer Ankunft bereits Kunde gebracht haben, und der Knabe Jesus wird sie zu ihm geleiten,

während ich hier die Ankunft der Reiter abwarte, die noch zurück sind. Der Beisädih möge mich für kurze Zeit entschuldigen.«

Der Lord warf einen etwas besorgten Blick um sich – er fühlte, daß mit dem Betreten der seltsamen Burg die Gesellschaft ganz in die Macht des übelberüchtigten Volkes gegeben war, aber schon hatte der junge Assassine bescheiden die Hand der Fürstin ergriffen und sie auf die Brücke geführt. »Es ist zu spät, um Besorgniß zu zeigen, Mylord,« flüsterte Doktor Walding dem Viscount zu. »Das Einzige, was Sie noch thun können, ist, daß Sie unter keinen Umständen den Sicherheitsbrief aus den Händen geben. Im Uebrigen müssen wir auf gutes Glück vertrauen und die Augen offen halten. Wenn ich mich erst von dem Zustand des Kranken überzeugt, werden wir unsere Aussichten besser beurtheilen können.«

»Aber unsere Feinde, die uns folgen?«

»Erinnern Sie sich, Mylord, daß der Arzt stets großen Einfluß auf den Kranken hat. Wenn es mir gelingt, den gefürchteten Häuptling vor unseren Feinden zu sehen, fürchte ich Nichts.«

Einen ähnlichen Gedanken schien auch ihr junger Begleiter zu hegen, denn er wandte sich zu dem Arzt und suchte ihn zu bedeuten, daß er sich bereit halten möge, sogleich zu dem Kranken geführt zu werden.

Unter den wenigen gewechselten Worten hatten sie die Brücke überschritten und traten unter das Gewölbe des thurmartigen Baues, welcher die Zugbrücke trug.

»In der That, Doktor,« sagte der Lord, »sähe ich nicht an diesen Wachen, daß wir uns im Orient befinden, könnte ich glauben, im Thor einer englischen Burg aus der Zeit der Plantagenets zu stehen. Sehen Sie hier, über unseren Köpfen fehlt selbst das Fallgatter nicht!«

Es war in der That so – ein mächtiges Gitter schwebte über ihnen, wie es vor Jahrhunderten in den Feudalburgen als Vertheidigungsmittel des Zugangs üblich war. Der Arzt hatte jedoch weniger auf diese Einrichtung acht, als auf die Wächter des Thurms, zwei riesige Nubier von tiefem Dunkelbraun, die zu beiden Seiten des Ausgangs standen und ihre Waffen kreuzten. Es waren das zwei lange grade Schwerter von der Art jener Zweihänder, wie sie zur Zeit der Kreuzzüge von den christlichen Rittern geführt und über die linke Schulter hinweg aus der auf dem Rücken getragenen Scheide gezogen wurden.

Die beiden orientalischen Krieger standen in ihren grünen kaftanartigen Gewändern gleich Bildsäulen, selbst ihre Augen schienen in den dunklen Gesichtern unbeweglich, bis ein Wort des jungen Assassinen sie aus ihrer Stellung zurücktreten und die mächtigen Schwerter zu Boden senken machte. Dann erst erhoben sie ihre Blicke und richteten sie auf die Fremdlinge.

Der Jüngling wandte sich, ehe er die Gränze der gesenkten Waffen überschritt, an den Arzt. »Der weise Hakim der Abendländer,« sagte er in arabischer Sprache »wird die Worte seines Dieners verstehen und sie nicht mißdeuten. Es ist uns das Glück geworden, die Schönheit der Königin des Ostens unverhüllt bewundern zu dürfen und es ist den Frauen unseres Volkes nicht verboten, unverschleiert zu gehen, – aber die Schönheit der weißen Rose des Nordens ist so wunderbar, daß sie die Augen meiner Brüder der Fedais blenden würde! Es dürfte gut sein, sie den Blicken der Neugierigen zu entziehen, bis sie vor dem mächtigen Scheikh-al-Dschebal gestanden hat.«

Doktor Walding hatte neben der Amhara-Sprache während seines Aufenthaltes in Indien und Abessynien genug Arabisch gelernt, um die Worte des Jünglings zu verstehen und sie der Fürstin übersetzen zu können, die sofort den kurzen blauen Schleier von dem Hut über ihr

Gesicht fallen ließ. Dann erst traten sie aus dem Thurm in den hofartigen Raum, der diesen von den Hauptgebäuden schied.

Wir haben bereits wiederholt den seltsamen Charakter dieser Gebäude erwähnt, die Mischung des mittelalterlichen europäischen Baustyls mit den leichteren orientalischen Formen und Linien; das Gebäude vor ihnen zeigte mehr den ersteren Charakter, während zur rechten Seite des Hofes eine große Mauer, gleich denen, welche die orientalischen Gebäude, namentlich die Zenanah, die Frauengemächer gegen die Straßen absperren, sich von vergitterten Fenstern unterbrochen erhob. In ihrer Mitte öffnete sich eine Pforte mit orientalischem Rundbogen, durch welche man das Innere eines Gartens sah, der auf drei Seiten einen von Pfeilern getragenen Kiosk umgab. Hohe palmenartige Bäume breiteten ihre Wipfel über sein Dach und selbst der größte orientalische Luxus, ein Springbrunnen, rundete sich in einem Becken von rothem Porphyrt und ergoß in dieses aus kupfernen Röhren, wenn auch in geringer Höhe, seinen dünnen Strahl. Um den Rand dieses Beckens lagen Kissen gebreitet und neben jedem stand ein Knabe zur Bedienung der Gäste, während junge Sklavinnen nur halb verhüllt, die Arme über die Brust gekreuzt, ein Spalier von dem Springbrunnen bis zum Eingang des Gartens bildeten. Innerhalb dieses Eingangs aber stand eine Frau, in faltige blaue Gewänder gehüllt zum Empfange der Gäste bereit, Jesus führte die Fürstin zu ihr, während die Männer vorerst zurückblieben, eine andere Scene fesselte ihre Aufmerksamkeit.

Es war dies die Mauer, welche die andere Seite des Hofes, den burgartigen Theil der Gebäude abschloß. Auch in ihrer Mitte war eine Thür weit geöffnet, doch zeigte dieselbe einen anderen Baustyl. Hier standen zwei Reihen von Männern und Jünglingen, die ersteren in grünen und schwarzen Gewändern gleich den Kriegern des Dais, welche so zu rechter Zeit an den Zufluchtsort der Gesellschaft in dem Felsenkessel des Gebirges eingetroffen waren, die anderen in gleiche weiße Gewänder gehüllt, wie der Jüngling Jesus sie trug, – durch den geöffneten Raum aber eilte eine befreundete Erscheinung, der berliner Professor den Ankommenden entgegen, zunächst seinem Zögling und seinem Mündel die Hände mit unverkennbarer Freude entgegenstreckend.

»Gott sei Dank, Mylord, daß Sie da sind und Sie meine theure Mündel und Verlobte. Ich brachte die letzten Stunden in wahrer Höllenangst zu; denn obschon dieser Ort einen wahren Berg Sesam bildet, nicht von Schätzen an Gold und Silber oder edlem Gestein, obschon es auch an solchen, so viel ich gesehen, nicht zu fehlen scheint, sondern an Schätzen der Wissenschaft, deren Besitz oder Studium nicht allein die berühmte Sammlung orientalischer und altägyptischer Handschriften, wie sie die berliner Bibliothek enthält, zur ersten der Welt erheben, sondern die Gelehrten aller andern Universitäten vor Neid blau und gelb machen könnte. Selbst die Sammlung im Vatican kommt nicht dagegen auf und was ich hier entdeckt, ist offenbar ein glücklich geretteter Ueberrest der Ptolemaer-Bibliothek. Gott was könnte dieser alte Heide oder Assassine für Schätze erwerben, wenn er den fünften Theil all dieser Pergamente und Rollen bei uns wohlgeordnet in Katalogen zum Verkauf stellen wollte. Aber er ist nicht dazu zu bewegen, obschon er im Grunde kein ungefälliger Bursche ist und mir bereits Einiges geschenkt hat, das meinen Ruf an allen gelehrten Akademien befestigen muß. Aber dennoch, liebe Freunde gestehe ich aufrichtig meine Freude, mich wieder unter christlichen Gesichtern und in Ihrer Mitte zu sehen. Denn obschon es seit unserer Trennung mir weder an leiblicher noch körperlicher Nahrung gefehlt hat, herrscht hier doch ein so unheimliches und bedrohliches Wesen, daß ich mein unbedeutendes Leben selbst in jenem Zelt des

gefürchteten Negus Theodor für sicherer gehalten habe, als in diesem Schloß. Sie werden einen finstern und wortkargen Kauz an diesem alten Assassinenfürsten finden, lieber Doktor, und wenn mich der wackre Knabe Jesus nicht so hoch und theuer versichert hätte, daß ich unbesorgt zurückbleiben könne, würde selbst der Gedanke an den schaudervollen Weg, den er mich hierher führte, mich nicht gehindert haben, ihn wieder zurück zu schreiten! Nun Mylord, lassen Sie mich Sie in jene Halle führen, die der alte Räuber als seine Bibliothek anzusehen scheint, obschon eine Unordnung darin herrscht, die nicht zu beschreiben ist – aber, wo führt der junge Assasine unser schönes Mündel hin und auch mein lieber Schüler Doktor Walding ist nicht mehr hier . . . «

In der That hatte auf einen Wink der Frau am Eingang des Gartens der Knabe Jesus die Fürstin und den Arzt zu ihr begleitet. Lord Walpole war ihnen gefolgt, und der kleine Professor sah daher das Auditorium für seine gelehrten Entdeckungen auf den Trapper beschränkt, von dem er aus Erfahrung wußte, daß er kein dankbarer Zuhörer für seine Gelehrsamkeit war.

»Es ist Mariam, die Pflegemutter des Knaben Jesus,« sagte dieser, »und die weise Frau der Hosseini, sie versteht die Sprache der Franken und auf ihren Rath geschah es, daß der Fürst den ersten und den jüngsten seiner Diener in die Wüste sandte bis zur Straße der Karawane zum Nil, um einen arabischen Einsiedler zu suchen, der in dem Rufe steht, alle Krankheiten heilen zu können gleich den Hakims der Franken. Aber die Hütte des Hadschi stand leer, und wir mußten unverrichteter Sache heimkehren, als Allah uns den Hakim finden ließ.«

Doktor Walding wußte sehr wohl, daß unter den ruchlosesten Freigeistern der mohamedanischen Sekten die Verehrung der sogenannten weisen Frauen eine große Rolle spielt, und der Aberglaube ihnen allerlei Zauberkräfte, namentlich das zweite Gesicht oder die Gabe der Weissagung zuschreibt. Aber die Frau, die vor ihnen stand, machte doch einen ganz besonderen Eindruck auf ihn.

Sie war alt, ihr Antlitz verwittert und faltig, aber es zeigte jenen Schnitt, der es unzweifelhaft machte, daß sie nicht von den Urbewohnern des Landes abstammte, wie deren Physiognomien sich noch in den Hieroglyphen zu Theben, Memphis und in anderen berühmten Ruinenstädten finden. Trotz ihrer, vor Alter und Leiden gebeugten kleinen Gestalt lag doch in ihrer Haltung etwas Edles, und ihre Stimme war sanft, als sie in einer hauptsächlich mit französischen Worten gemischten Lingua-franca zu der Fürstin sprach: »Sei begrüßt, Kind einer anderen Zone. Mariam sehnte sich, ehe sie den großen Scheich des Gebirges auf seiner letzten Reise begleitet, eine Tochter der Völker zu sehen, die an das Kreuz glauben, und deren Söhne mit ihr sprachen, als sie jung war.«

»Du redest von den Franzosen,« entgegnete die Fürstin, »deren Krieger vor langen Jahren Unteregyp ten eroberten. Sprichst Du noch von der Zeit des großen Napoleon?«

»Ich rede von der Zeit der großen Schlacht an den Pyramiden. Meine Augen haben Viel gesehen, aber seit mehr als fünfzig Jahren sind sie nicht über Glengarab hinausgedrungen.«

»Vielleicht eine Jugendliebe mit einem der französischen Soldaten des Consuls,« bemerkte die Fürstin auf Englisch zu dem Lord. »So etwas vergißt sich nicht. Du trägst einen christlichen Namen, Frau?« fuhr sie fort. »Nannte dieser Jüngling Dich nicht Maria oder Mariam, und sicher gabst Du ihm den seinen.«

»Es war der Name meiner Mutter, die eine Christin war, ehe sie zum Koran schwor. Der Scheich Johannes, der mit der Schärfe des Schwertes mich raubte und zu seiner Kadun

machte, hat den Knaben gleich Moses an dem Ufer des rothen Meeres gefunden und ihn mir gegeben, deren Schoos unfruchtbar bleiben mußte. Der Scheich Johannes hat alte Schriften, die von den Lehren des Kreuzes erzählen, und hat den Knaben selbst sie lesen gelehrt. Aber ist dies der fränkische Hakim, schöne Jungfrau?«

»Ich bin ein fränkischer Arzt.«

»Dann mögest Du eilig eintreten zu dem Fürsten, denn es wird gut sein, daß Du mit ihm gesprochen und seine Schmerzen gelindert hast, ehe Eure Feinde die Burg betreten haben, wie mir Jesus berichtet. Er wird Dich zu ihm führen, während die Franken-Jungfrau und ihr Verlobter bei Mariam bleiben und die Erfrischungen annehmen, die sie ihnen zu bieten hat.«

Die Fürstin erröthete, als die Khanum sie als die Verlobte des Lords bezeichnete und ein seltsamer Blick streifte den Briten, doch sie hielt es nicht der Mühe werth, die fremde Frau erst über ihr Verhältniß näher aufzuklären, und folgte ihr zu dem Springbrunnen, während der Jüngling den Arzt zu einem anderen Theil des Gebäudes, der gleichfalls an den Garten stieß, geleitete.

»Halten Sie Ihren Freund Hassan einige Minuten auf, bis ich mich von dem Zustande des Kranken überzeugt habe,« sagte Walding im Vorübergehen zu der Fürstin. »Und Ihnen, Mylord, wiederhole ich die Bitte, in keinem Fall den Schutzbrief aus den Händen zu geben. Der Mann hatte Recht, als er uns sagte, wir befänden uns hier im Rachen des Löwen und ich will mich erst überzeugen, ob und was wir zu fürchten haben.«

Es waren in der That ernste Sorgen, welche die Gedanken des jungen Engländers erfüllten, und doch nahmen sie dieselben nicht gänzlich in Anspruch, vielmehr mußte er immer wieder an das Erröthen der Sibirianka und den eigenthümlichen Ausdruck ihres Blicks denken, als dieser ihn traf. Doch fühlte er die Nothwendigkeit, auf die Lage, in welcher sie sich befanden, alle Geisteskraft zu concentriren, und von der alten Khanum so viel als möglich über den Charakter des Mannes zu erforschen, von dem ihre Sicherheit abhing.

Auf einen Wink der Frau brachten die Sklavinnen, die sie empfingen, Scherbeth, Kaffee und Backwaaren nebst Nargilehs, deren durch parfümixte Wasser gezogene Schläuche mit den angerauchten Bernsteinspitzen sie sowohl dem Viscount, wie auch der jungen Sibirianka und der Khanum knieend überreichten. Die Letztere schien voll Kummer über den Zustand ihres kranken Gatten. Mit der Erkundigung nach diesem eröffnete der Lord das Gespräch in französischer Sprache, welche sie aus den Tagen ihrer Jugend wenigstens zu verstehen schien.

»Ist der Scheikh al Dschebal, den man den Herrn des Gebirges nennt, reich an Jahren wie unsere Freundin Mariam?«

»Zehn Ueberschwemmungen des Nils mehr haben sein Haupt gebleicht, doch die Männer dieses Landes werden alt, wie ich in den Ueberlieferungen der Christen gelesen habe, während die Frauen die Jahre und die Leiden niederbeugen. Die Männer von hundert Jahren sind nicht selten in diesem Thale, wenn das Schwert nicht ihr Leben verkürzt. Der Scheich Johannes schwang noch vor einem Monat die Streitaxt gegen die Ungehorsamen, aber Krankheit hat seine Kraft gelähmt und seine Tage gezählt. Die Hosseini scheuen den Tod nicht, dem alles Erschaffene unterliegt. Aber sie fürchten das Krankenlager, das ihre Kraft lähmt.«

»Der Hakim, den Dein Pflegesohn hierher geführt hat, ist ein kluger Mann; wenn Allah es gestattet, wird er sicher den Scheich heilen. Ich sah ein Beispiel seiner Kunst an Einem

aus Deinem Stamm in Massauah. Er stellte den Knaben in den Stunden einer Nacht von gefährlicher Krankheit her.«

»Allah gestatte es. Warum nennst Du den Geheilten als Einen aus meinem Stamm?«

»Er ist ein Beduine der Wüste aus dem Geschlecht der Meliden, wie ich zufällig hörte, der unter dem Stamm der Djebel-Abu-Bianah lebt. Ich habe seinen Oheim, den Scheich Abdul-Beckr gedungen, unsere Reisegesellschaft durch die Wüste bis zum Nil zuführen; er verblieb wegen der Schwäche des Knaben noch zwei Tage in Arkiko und wir wollten ihn an dem Felsen treffen, den man die Nadel der Wüste nennt, wenn uns nicht die Verfolgung einer feindlichen Schaar von unserem Wege abgedrängt hätte.«

Die Erzählung des jungen Engländers war wie zufällig, aber ihre Wirkung um so überraschender.

Die alte Khanum hatte ihr Nargileh den welken Lippen entfallen lassen und sich mit der Elasticität eines jungen Mädchens von ihrem Kissen erhoben. »Fremdling, Christ,« sagte sie, »Du hast den Stamm Abu-Bianah genannt – sprachst Du die Wahrheit, sind Kinder desselben in der Nähe dieses Thales?«

»Ich hoffe sie in der Wüste zu treffen. Ein Mann des Stammes ist sicher bei meinen Begleitern an der Stelle, an welcher uns der Knabe Jesus getroffen hat. Doch kann Dir der Hakim, der zu Deinem Gatten gerufen ist, Näheres darüber sagen. Von ihm hörte ich die Namen unserer Führer.«

»Allah segne Dich, Fremdling,« sagte die Alte, – »Du hast dem Herzen einer alten Frau noch vor den Pforten des Grabes eine Freude bereitet, indem Du ihr von ihrem Geschlecht erzähltest; denn wisse, Du hast es errathen, die Khanum Mariam ist eine Tochter des Stammes der Bianah, und der Name Abdul-Beckr ist erblich in meiner Familie, die das Haupt ist des Stammes. Es soll Dir nicht unvergolten bleiben und Mariam wird Sorge tragen für die Sicherheit jedes Haares auf Eurem Haupt. Du hast das Teskareh mit dem Siegel der grünen Schlange?«

»Ich habe den Geleitschein des Scheikh-al-Dschebal. Sollte uns Gefahr drohen!«

»Das Wort eines Assassinenfürsten ist heilig – aber Sorge dafür, daß wenn Du vor ihm erscheinst, er das Siegel des Ringes, den er an dem Zeigefinger seiner linken Hand trägt auf das Pergament drücke – dann hast Du Nichts zu fürchten und wenn Du seinen Sohn erschlagen hättest. Ich werde die alten Augen offen halten über Dir und dieser Christenjungfrau, Deiner Verlobten.«

Unwillkürlich ruhte wiederum das Auge des Engländers spähend auf den Zügen des jungen Mädchens, aber dieses schien diesmal selbst das verrätherische Wallen des Bluts in ihrer Gewalt zu haben und kein Zeichen verrieth ihr Verstehen. Zugleich hörte man das Blasen des Hornes, auf welches sich die Zugbrücke senken sollte und von der Seite der Gebäude her sah man eilig Jesus zurückkommen.

»Das ist der Dailkebir Hassan,« sagte hastig die Khanum und fügte halblaut hinzu: »Hütet Euch vor ihm, denn sein Herz ist härter wie die Steine dieses Felsens und sein Ehrgeiz unermesslich. Der Knabe hat mir gesagt, daß die Hand dieser Jungfrau sein Leben gerettet und er ist nicht gewohnt, eine Niederlage zu vergeben. Ich wünsche, daß Ihr fern von hier sein mögt, ehe der Ring, der die Macht über Leben und Tod giebt, in seine Hand übergeht. Sprich Jesus, ist der Hakim noch bei dem Fürsten?«

»Der Herr und Gebieter verlangt die Fremden von jenseits der Meere mit eigenen Augen zu sehen. Der weise Hakim hat ihm einen wunderbaren Trank bereitet, der Brust und Herz ihm frei macht. Die Khanum soll die Fremden begleiten.«

»Wohlan denn,« sagte diese, »so laßt uns nicht zögern. Der Herr des Gebirges ist gewöhnt, seine Worte zur Stelle erfüllt zu sehen. Eilen wir, ehe der Dailkebir Eure Feinde zur Stelle bringt. Jesus möge Euren Begleiter rufen.«

Auf diese Mahnung zögerten auch der Lord und seine schöne Gefährtin nicht und folgten ihrer Führerin in das Innere der Burg, wo ein schmaler Gang sie zu einem mit großen Quadern gepflasterten Hofraum führte, um dessen Seiten eine offene von Bogen getragene Halle lief, deren Pfeiler und Wände mit einer großen Zahl von theils sehr alten und eigenthümlich geformten Waffen und den Köpfen und Fellen wilder Thiere geschmückt waren. Der breite Kopf des Elephanten mit den riesigen Stoßzähnen wechselte hier mit dem plumpen Schädel des Rhinoceros und dem breiten Gebiß des Nilpferdes oder den langen Kiemen des Krokodils, während die gewundenen Hörner der Antilopen die Zwischenräume füllten. Zwei grimmige menschenähnliche Geschöpfe rasselten an den Ringen einer kupfernen Kette, deren Metall die tiefen Spuren der Kraft ihrer Gebisse trug, während ihre Hände mit langen adlerartigen Krallen versehen, sich drohend gegen sie ausstreckten und ein heiseres Bellen sich dem ungestalteten Munde entwand. Es bedurfte in der That eines zweiten Blickes des Lords, der wie zum Schutz vor die Fürstin trat, um ihn zu überzeugen, daß diese seltsamen Wächter des kranken Assassinenfürsten zwei große Affen waren, deren mächtige Gebisse sie Menschen wie Thieren zu gefährlichen Gegnern machen. Der Lord erinnerte sich, daß sein gelehrter Freund bereits auf ihrem Zuge durch das Gebirge von dem Vorkommen dieser Geschöpfe, der Hamadryaden oder Mantelpaviane, gerade in diesem Gebirge erzählt hatte, obgleich sie ihnen noch nicht zu Gesichte gekommen waren. Der Wink ihres Reisegefährten des Arztes, der auf einer Matte neben einem Greise saß, entfernte jedoch jede Besorgniß und rief sie näher herbei, nachdem Jesus mit einer bloßen Bewegung der Hand die grimmigen Wächter zurückgescheucht hatte, daß sie sich hinter den Säulen verbargen, an die sie mit ihren Ketten befestigt waren.

Weder die Fürstin noch der Lord erinnerten sich, jemals ein so ehrwürdiges und friedliches Greisenantlitz geschaut zu haben, als sie hier vor sich sahen, und konnten unmöglich glauben, daß dies der gefürchtete, durch hundert blutige Thaten berüchtigte Fürst der schlimmsten Räuber der Wüste, der Scheikh al Dschebal sein sollte.

Der auf einem Lager von Matten ruhende oder vielmehr sitzende Greis mochte wohl achtzig Jahre zählen, und sein ruhiges ernstes Gesicht war von einem langen weißen Bart umrahmt, dessen Locken bis auf seinen Gürtel herabfielen. Seine Gestalt war hager und klein, die auf der Decke ruhenden Hände lang, schmal und wohlgeformt. An dem Zeigefinger der Linken bemerkte der Lord, der alsbald darauf achtete, einen Siegelring mit einem grünem Stein, wie er sich durch Zufall erinnerte, an der Hand des französischen Kaufmanns Labrousse einen ähnlichen gesehen zu haben an dem Tage, als der Abgesandte des Negus an den Bord des Veloce in der Bai von Arkiko kam und er das Schiff verließ. Dies veranlaßte ihn noch mehr, die Warnung der Khanum zu beachten und die erste Gelegenheit hierzu zu benutzen.

Das Gesicht des Greises zeigte einen ruhigen Ausdruck, der jedoch von Zeit zu Zeit durch ein Zucken des Schmerzes oder einer gewissen Beängstigung unterbrochen wurde, das um seinen Mund flog und eine Röthe über seine sonst blasse Stirn stiegen machte. Es trug sonst

den Charakter der Milde und einer gewissen Güte und ein solcher sprach auch in dem ernstesten und wohlwollenden Blick des dunklen klugen Auges.

Die Khanum war alsbald nach dem Eintritt mit ruhigen, leisen Schritten zu ihrem Gatten getreten und an seiner anderen Seite niedergekauert, mit aufmerksamen, besorgten Augen ihn und die Miene des Arztes prüfend, dessen Finger an dem rechten Handgelenk des Kranken lagen und seinen Puls beobachteten, Jesus aber war bis zu dem Rande des Teppichs geschritten und hatte sich dort zu den Füßen des Greises, die Arme über die Brust kreuzend, in demüthiger Stellung auf die Knie niedergelassen.

»Möge der Schatten des großen Herrn des Gebirges noch lang sein! Hier sind der Beisädih und die weiße Königin, denen unser Gebieter seinen Schutz zugesagt hat.«

Der Blick des Assassinenfürsten wendete sich jetzt zum ersten Mal von dem Arzt und richtete sich auf die Fremden, deren Aeußeres seine Theilnahme zu erwecken schien. Er neigte das Haupt mit dem gewöhnlichen orientalischen Gruß: »Seid willkommen in der Burg des Priesters Johannes,« sagte er mit wohl lautender, noch kräftiger Stimme. »Du bist ein Beisädih, ein Mann aus dem Lande des Melec Ric, der vor tausend Jahren ein Freund und Gefährte der Assassinen war.« Sein Auge schweifte dabei über den Lord hinweg nach dem Mann, der ihnen gefolgt war, Ralph dem Bärenjäger.

Doktor Walding lächelte. »Du irrst, mächtiger Fürst,« sagte er in demselben Idiom der *lingua franca*, dessen sich der Kranke bedient hatte. »Der Lord ist der jüngere Mann und dort der Riese zwar eigentlich auch ein geborner Engländer, wenigstens von demselben Blut, aber nur der Diener des englischen Herrn.«

»Mein Auge hat nicht mehr die Schärfe der Jugend. Ich glaubte nur, ein Ritter aus dem Blut des Königs Ric müßte einer der gewaltigen Kämpen sein, die Waffen zu schwingen vermögen, wie sie dort zur Erinnerung an unsere Väter und die seinen an der Mauer hängen, deshalb wünschte ich ihn zu sehen. Du hast den Teskareh des Fürstin der Gebirge erhalten, Franke, Dein Leben und Eigenthum sind sicher in dem Gebiet des Scheikh-al-Dschebal auf der Wanderung zum Nil. Du hast zwei weise Männer in Deiner Begleitung. Der eine kennt die Sprachen der Vorzeit, der andere ist ein großer Hakim und hat mir gesagt, daß meine Stunde gekommen ist, und der Ring an meiner Hand bald den Gebieter wechseln muß.«

Der Lord erschrak bei dieser Unvorsichtigkeit des Arztes, die er für ihre Lage unnütz gefährdend hielt. Aber der Fürst schien seine Besorgniß zu errathen und lächelte. »Glaubt der Inglese, daß der Herr der Hosseini selbst den Tod fürchtet, den sein Volk verachten gelernt hat? Noch ist der Augenblick nicht gekommen, wie mich Dein Freund, der Hakim, versichert hat und er verspricht bis dahin die Schmerzen von dem Lager eines Kriegers fern zu halten, die seinen Geist trüben. Sieh dieses Weib und diesen Knaben an, sie wissen, daß der Tod bosch, Nichts ist und würden jeden Augenblick ihn sich selbst geben, wenn ich es ihnen geböte.«

Der Lord sah mit einem gewissen Zweifel auf die alte Frau und den blühenden Jüngling.

»Du zweifelst, Inglese? Hat der große König Deines Volkes gezaudert, das Leben seiner Krieger zu opfern und das seine den Säbeln und Speeren der Sarazenen preis zu geben?«

»Ich habe genug von der Todesverachtung der Krieger Deines Stammes gehört,« sagte der Lord, »und weiß, daß auch den Männern und Soldaten meiner eigenen Nation weibische Furcht für das Leben fremd ist. Aber großer Fürst, es ist doch ein Anderes, im Kampf für Ruhm, Ehre und Pflicht das Leben zu opfern, als zwecklos und ohne Ehre.«

Es zuckte wie ein Blitz aus dem bisher so milden und ruhigen Auge des Kranken. »Warum zwecklos? ist der Beweis des Gehorsams keine Pflicht? – Sieh auf jene Zinne! – Der Sohn der Hozeini, der dort oben Wache hält, hat ein Leben wie Du, und seine Jahre sind wenige mehr, als dieser Knabe sie zählt; Du sollst den Gehorsam eines Hozeini kennen lernen.«

Ehe der Lord oder der Arzt ein Wort zur Beruhigung des Kranken sprechen konnten, hatte dieser ein silbernes Pfeifchen, das neben ihm auf der Platte eines niederen Tisches lag, die mehre Becher und Schaaalen trug, an seine Lippen gesetzt und einen schrillen Pfiff ertönen lassen.

Der Mann, der auf der Höhe der Mauer stand, wandte sich sogleich nach dem Innern des Hofes, dem er bisher den Rücken zugewendet, und beugte horchend das Haupt nieder.

Der furchtbare Herr seiner Sekte, der selbst, wie er ja eben gesagt hatte, an der Pforte der Ewigkeit stand, stieß einen lauten gellenden Schrei aus, dessen Worte und Bedeutung die Fremden nicht verstehen konnten, obschon sie bemerkten, daß er sowohl die Khanum als den Knaben Jesus leise erzittern machte. Im nächsten Augenblick, als der Engländer und mit ihm seine Reisegefährten den Blick mit neugierigem Entsetzen zu der Höhe der Mauer hob, sahen sie den wachehaltenden jungen Assassinen die Arme in die Luft heben und ihn plötzlich, als hätte der leere Raum ihn verschlungen, von seinem Posten verschwinden.

Der Scheich hatte sich auf seinem Elbogen von dem Sitz emporgerichtet. »Die Geier werden die Gebeine eines Tapfern abnagen, er hat den Ruhm des Gehorsams!« sagte der Furchtbare in demselben Ton – »die Kinder von Frangistan mögen sie suchen in den Steinklippen am Fuße von Gengarab. Reich mir Deinen Trank, Hakim, der Schmerz kommt wieder!«

Mit Entrüstung war der wackere Arzt empor gesprungen und hatte die Hand des furchtbaren Mannes von sich geschleudert. Auch in den Augen des Engländers und selbst in den Bewegungen des an plötzliche entsetzliche Thaten und Anblicke gewohnten früheren Dieners des indischen Tyrannen spiegelten sich Entsetzen und Unwillen. Nur die Fürstin, wenn auch leicht erblassend, sah mit einem gewissen Interesse, das eher neugieriger Bewunderung, als Abscheu glich, auf den Greis, der bisher so milde und ruhig geschienen, und die Khanum und Jesus beugten noch tiefer ihr Haupt.

»Das ist eine ruchlose Probe Eures furchtbaren Glaubens,« sagte unwillig und furchtlos der Arzt. »Sie möge über Dein Haupt kommen, grausamer Mann. Dieses unnütze kaltblütige Morden ist schlimmer als alle Leidenschaft und trunkene Wuth des Negus war. Höre mich an, Fürst – noch eine solche Erregung Deines Blutes und Deiner Nerven, und das Ereigniß, das ich Dir auf Dein Gebot erst nach Wochen oder Tagen als tödtlich voraussagen konnte, kann im Augenblick eintreten und Deinem Leben ein Ende machen.«

Der Furchtbare wandte sich so gleichgültig nach ihm, als sei nicht das Geringste geschehen und streckte ihm das Handgelenk seiner Rechten entgegen. »Fühle den Puls, Hakim, ob mein Blut rascher schlägt? Was ist der Tod eines Sklaven, wenn es gilt, den Gehorsam Aller zu beweisen? – Wenn der Mann dort, dessen Gestalt die Kraft des Melec Ric verkündet, noch einen Schritt weiter zu dem Pfeiler tritt, wird er leicht Gelegenheit haben, seine Stärke an den Zähnen eines schlimmen Feindes zu erproben, die oft härter sind als Stein und Metall. Reich mir Deinen wunderbaren Trank, Christ – die Aerzte der Moslems sind Unwissende und Lügner.«

Während der Arzt unter dieser furchtbaren Ruhe sich beugend der Khanum bedeutete, ihm eine der Trinkschaaalen mit Wasser zu reichen, – war auch der Trapper Ralph einer großen

Gefahr entgangen, denn als er auf die warnende Bewegung des Scheich sich umwandte, sah er, daß er den langen Armen des großen Affen, der an die rechte Säule gekettet war, zu nahe gekommen, und daß die Bestie im Begriff war, ihn zu fassen und in den Bereich seines gefährlichen Gebisses zu zerren, dessen lange Fangzähne in der That stark genug sind, Steine zu zermalmen. Ein Faustschlag des unerschrockenen Jägers traf so gewaltig den Schädel des Thieres, daß es heulend zurück- und sich hinter dem Pfeiler verkroch, während der kranke Mann ganz seinen bisherigen Ernst vergessend, so herzlich lachte, daß sein Körper schütterte.

»Ich dachte es mir gleich, daß die Kraft des Melec Ric in diesen Gliedern wohnt,« sagte noch immer lachend der Scheich; – »reich dem Mann die goldene Spange um Deinen Arm, Mariam zur Belohnung für seinen Schlag. – Freund, ich muß Dich kämpfen sehen mit einem würdigeren Feind, ehe Du von Gengarab gehst, oder Eblis mich . . . «

Er vollendete nicht, sondern fuhr mit beiden Händen nach dem Herzen und einer der vorhin erwähnten Krämpfe schien seine Stirn zu röthen – seine Augen wandten sich ängstlich nach dem Arzt, der hastig aus einer kleinen Phiole, die er bereits in der Hand hielt, einige Tropfen in das Wasser der Schaal e goß und diese ihm zum Trinken reichte. Der Kranke leerte sie und schien sich darauf eben so rasch zu beruhigen, wie der Anfall plötzlich gekommen war.

»Bei meinem Ring, Hakim,« sagte er tief aufathmend, »die Kraft Deiner Tropfen ist wunderbar. Ich werde Dir einen Beutel voll Theresienthaler für diese kleine Phiole und ihren Inhalt geben. Ich weiß, die klügeren Franken-Hakims lieben das Gold so gut wie die Dummköpfe der Moslems.«

Das Auge der Fürstin war zufällig während dieser Worte auf die alte Khanum gerichtet, und mit Erstaunen sah sie, wie diese warnend einen Finger erhob. Sie erinnerte sich der Mahnung, welche die Frau ihnen ertheilt und mit raschem Verständniß rief sie dem Lord zu: »Bei unserer Sicherheit, Mylord, lassen Sie unseren Freund die Arznei nicht aus der Hand geben, bis Sie dieses Ungeheuer gezwungen haben, seinen Ring unter Ihren Geleitschein zu drücken.«

Der Arzt, der ihre halbgeflüsteren Worte gehört, sah fragend den Lord an und zog die Phiole zurück.

»Die Tropfen würden Dir Nichts nützen, wenn Du nicht ihren Gebrauch kennst, Fürst,« sagte er ruhig. »Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Sie zu fragen, Mylord, ob der Teskareh, den ich Ihnen sandte, vollkommen in Richtigkeit ist? ich schrieb ihn in der Amharasprache und auf Englisch nur mit kurzen Worten nieder und der Scheich unterzeichnete ihn.«

Der Viscount zog das Pergament aus seiner Brusttasche und entfaltete es. »Das Pergament trägt allerdings eine Unterschrift – aber ich wünsche, daß es in meiner Gegenwart auch mit jenem Ringe unterzeichnet werde, den dieser Mann an dem Finger seiner linken Hand trägt und dessen er bereits zweimal erwähnt hat.«

»Sie haben Recht, Mylord, – er soll es thun, – bei Gott, Sie haben meinen Rath über Vorsicht besser beherzigt, als ich selbst.« Die Worte waren in englischer Sprache gewechselt worden und er wandte sich jetzt wieder in der Lingua-franca zu dem Kranken. »Mein Freund,« sagte er, »bittet Deine Hoheit, daß Du zu seiner Beruhigung in seiner Gegenwart Deine Unterschrift anerkennst und sie mit dem Siegel an Deiner Hand bestätigst.«

Das sonst so ruhige und offene Gesicht des Assassinenfürsten nahm plötzlich einen fast wilden Ausdruck an und aus seinen Augen loderte ein unheimlicher Strahl. »Ist dieser Beisädih

toll geworden,« sagte er, »daß er an dem Wort des Gebieters der Hosseini zweifelt? – Aber welcher Mund ihm auch sein Verlangen gerathen, oder ob sein Engel es ihm eingegeben hat, der Hakim soll sehen, daß ich ihm dankbar bin. Zünde das Wachs an, Khanum, damit ich den Wunsch dieses mißtrauischen Franken erfülle.« Es war, als ob die alte Frau auf diesen Befehl gewartet hätte; denn rasch brachte sie Wachs zur Stelle und rief dem Knaben, ihr eine der in einem Becken glimmenden Kohlen zu reichen, mit der sie das Wachs erweichte und auf den leeren Raum unter dem Namen tropfte, wo in der That das Siegel fehlte. Das Gesicht des Greises blieb finster und drohend, bis er mit einem raschen Zug den Stein seines Ringes, ohne diesen vom Finger zu lassen, auf das Wachs gedrückt und das Pergament dem Arzt gereicht hatte, dann aber kehrte eben so schnell der frühere Ausdruck von Güte und Wohlwollen darauf zurück. »Da nimm und bewahre es wohl; denn, woher Dir auch der Gedanke gekommen, mit diesem Siegel darf kein Haar auf Deinem Haupte gekrümmt, kein Faden Eures Eigenthums Euch entfremdet werden, so lange Ihr auf dem Gebiete weilt, das die grüne Schlange regiert. Seid unbesorgt, Fremdlinge und erzählt dem Priester Johann von Euren Erlebnissen, denn er hört gern von fernen Ländern und den Einrichtungen der Menschen. Bist Du die Frau, die den Löwen des Prahlers Theodor getödtet, der sich thörichter Weise den König der Könige nennt? Dein Muth hat einen der Stolzesten meiner Krieger gerettet, doch Du sollst Gelegenheit haben, Dich zu überzeugen, daß er den Löwen nicht fürchtet im Kampf. Wären diese Glieder noch jung und kräftig, würde ich Euch selbst zur Jagd auf die wilden Thiere dieses Gebirges begleiten, wenn Ihr Freude habt an den Aufregungen der Jagd. Ist der Dailkebir Hassan bereits zurückgekehrt? Ich möchte ihm danken, daß er mir diesen Hakim und seinen Freund gesandt hat!« Es lag wie ein leichter Spott bei dieser Erwähnung auf den Zügen des obersten Fürsten.

»Der Dailkebir Hassan, unter dessen Befehl Du mich zur Wüste sandtest,« sagte der Jüngling ehrerbietig, »harrt mit zwei andern Fremdlingen vor dem Eingang der Halle der Gerechtigkeit, um sie vor das Antlitz unsers Herrn zu führen.«

»Wallah,« gebot der Scheikh. »was denkst Du, Knabe? Hassan ben Simson wartet schon zu lange auf den Tod seines Oberherrn, um seine Geduld mit andern Dingen auf die Probe zu stellen. Sprich, Hakim, Du hast mir versprochen, daß jener Schmerz in meinen Eingeweiden nur einmal zurückkehrt, während die Sonne ihren Weg macht. Ist es für heute vorüber?«

Der Arzt hatte den Puls des Kranken gefühlt. »Wenn Du meinen Vorschriften folgst, wird die Krankheit innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden Deinen Geist nicht trüben, Fürst. Doch erinnere Dich, daß die Fristen sich mit jedem Anfall verkürzen.«

»Wallah, ich fürchte das Ende nicht und brauche nur die Zeit zur Erfüllung meiner Gebote. Laß den Dailkebir eintreten und vertreibe die Wächter, denn Du weißt, daß ihre Wildheit sich jedesmal verdoppelt in seiner Nähe.«

Der Jüngling erhob sich und bedrohte einfach mit einer Handbewegung die beiden Thiere, als er zwischen ihnen hindurchging. Es war, als ob sein sanftes und mildes Wesen seinen Einfluß selbst auf solche Bestien übte. Denn sie zogen sich mit gedämpftem Bellen in ihre gewöhnlichen Verstecke gehorsam zurück. Jesus hob den Teppich, der den Zugang schloß und kam nach wenigen Minuten zurück, ihn bescheiden vor seinem früheren Begleiter und dessen Gefährten zurückschlagend.

Selbst der stolze und feste Schritt des hohen Würdenträgers mäßigte sich, als er in die Nähe des kranken Gebieters Aller trat und mit der gleichen Demuth wie der Fedais das Knie vor

ihm beugte. Doch blieb es weder dem Arzt noch dem Lord unbemerkt, daß dabei ein scharfer Blick das Aussehen des Kranken überflog, gleich als wolle er die Fortschritte der Krankheit messen, und ein gewisses Erstaunen über die neue Erstarkung der welken Gestalt zeigte.

»Der Herr des Gebirges sei begrüßt,« sagte der Großoffizier. »Meine Augen sehen mit Freuden, daß dieser Hakim ein gelehrter Mann ist, dessen Wissenschaft unserem Gebieter noch viele Jahre der Kraft verspricht. Eblis ist von Deinem Haupt gewichen, und ich danke Allah um so mehr, als Deine Weisheit wichtige Dinge zu hören und zu entscheiden haben wird, wenn diese Ungläubigen Deine Nähe verlassen haben. Hier ist Dein Bote von Stambul, den ich auf dem Wege traf, und ein berühmter Krieger des Negus, unseres Feindes, der ein stiller Geweihter der Hosseini ist, wenn er auch bisher sein Angesicht in Gengarab nicht zeigen durfte und erst jetzt kommt, den Staub vor den Füßen unseres Herrn zu küssen und seiner Weisheit eine Mittheilung zu machen, die mich bewog, ihn vor Dein eigenes Angesicht zu führen.«

Das Auge des kranken Fürsten winkte nach dem dritten Begleiter des Dailkebirs. »Und wer ist Jener dort? Ist er ein Gefährte der Fremdlinge jenseits der Meere, daß Du ihn nach Gengarab führst?«

»Er ist ein Franke wie sie, aber ihr Feind, und er kommt, Deine Gerechtigkeit zu erbitten gegen jene Männer, die Deines Schutzbriefes genießen, so lange sie im Lande der Hosseinis sind. Er wünscht mit dem Inglese zu kämpfen, der ihn beleidigt hat und ihm ein Weib, seine Verwandte wieder zu entreißen, das jener aus seinem Schutz entführt hat.«

Obschon der Bericht des Dailkebir in jener Sprache erstattet wurde, die selbst dem Arzt und seinem gelehrten Landsmann unbekannt war, hatten doch die Geberden die Reisenden erkennen lassen, daß mit den letzten Worten von der Fürstin und dem Lord die Rede war, und der Arzt wollte eben für die Vertheidigung seiner Reisegefährten eintreten, als die kurze Entscheidung des Patriarchen, die in der Lingua-franca gefällt wurde, ihn dieser Mühe überhob.

»Ist der Franke ein Narr oder ein ungeduldiges Mädchen, welches auf den Mann harrt, daß er nicht warten kann mit seinem Streit, bis diese Fremdlinge über die Grenzen unseres Schutzbriefs sind? Was geht uns ihr Streit an? Du hast thöricht gehandelt, Hassan, ihn hierher zu bringen. Schick ihn fort und möge er warten lernen, bis seine Zeit gekommen ist. Diese Fremdlinge stehen unter dem Schutz des Ringes!«

»Der Beisädih,« sagte der Dailkebir, »möge es mit seiner Ehre abmachen, ob er die Aufforderung dieses Franken zum Zweikampf erfüllen mag oder nicht, da derselbe verrätherisch an ihm gehandelt hat. Ich hätte ihn nicht vor Dein Angesicht geführt, wenn sein Zeugniß nicht wichtig gewesen wäre in Betreff der seltsamen Angabe, welche dieser Mann aus Habesch von dem Ringe macht, der dem Scheich al Dschebal die Herrschaft giebt über das Volk der Hosseim. Lasse diese Fremdlinge abtreten, ihre Ohren brauchen nicht die Geheimnisse unseres Glaubens zu hören.«

Der Scheich dachte einige Augenblicke nach, dann machte er eine ablehnende Bewegung. »Nein,« sagte er endlich, »die Homairi haben Nichts zu fürchten. Auch versteht keiner der Fremden unsere Sprache, selbst der Mann der Bücher nicht. Rede.«

»So zeige dem Gallas, der ein Refik ist, wie ich erprobt, den Ring, den Du trägst, damit er seine Lüge erkenne und dafür den Tod erleide.«

Der Scheich streckte seine linke Hand aus gegen den Dedschas des Negus, der sie aufmerksam betrachtete und dann demüthig zur Erde sank, den Boden mit seiner Stirn berührend.

»Möge das Weltall mich ausstoßen zur ewigen Vernichtung, wenn ich die Unwahrheit rede. Deine Hand trägt den Ring mit der grünen Schlange. Aber ich schwöre bei unserem Glauben, daß ich denselben Ring vor vier Sonnen an der Hand eines Anderen gesehen, und dieser mir befohlen hat bei der Macht, die ihm durch den Ring geworden, diesen Fremden zu folgen und den Beisädih zu tödten und Alle, die mit ihm sind.«

»Soll ich ihn erschlagen für den Koth, den er spricht?« frug wild der Dailkebir. »Es giebt nur einen Ring, der die Gewalt verleiht, so wahr es nur einen Weltgeist giebt.« Er griff nach dem Dolch an seinem Gürtel.

»Halt ein!« gebot der Patriach. »Du vergißt, Dailkebir Hassan, daß Du nach unseren Satzungen nicht das Recht über das Leben eines Wissenden im vierten Grade<sup>1</sup> hast, wenn ein Höherer denn Du zugegen ist. – Kannst Du mir sagen Refik, woher der Mann kam, der Dir den Ring gezeigt hat?«

»Er kam über das Meer von Osten her. Er ist mit dem Schiff dieser Franken in Arkiko gelandet; bis auf den Hakim hier waren sie Alle in seiner Begleitung.«

Der Scheikh wandte sich zu diesem. »Du siehst, Hassan, daß es gut war, die Christen hier zu lassen. Könnt Ihr mir sagen, Freunde, woher der Mann stammt, der Euch durch Diesen hier verfolgen läßt?«

»Ich kann es Fürst,« sagte der Arzt, die Hand aufmerksam auf seinen Arm legend. »Er stammt von den Ufern des Ganges. Er kommt aus Indien, der Mutter der Nationen.«

»Wallah! – Du kennst ihn? – Hast Du ihn je im Besitz eines gleichen Ringes wie diesen hier gesehen?«

»Nein – damals nicht, als ich den Furchtbaren kannte.«

»Aber ich habe ihn gesehen,« sagte der Lord, »und zwar am Tage der Ausschiffung vom Veloce und im Gespräch mit jenem Manne, der uns ohne anderen Zweck als wahrscheinlich den des Raubes verfolgt.«

»Und wißt Ihr, wer der Träger des Ringes eigentlich ist?«

Der Arzt senkte den Kopf, des Eides gedenkend, den er hatte leisten müssen; auch der Trapper schwieg.

Aber die Fürstin Wéra öffnete stolz und kühn den Mund, einen festen Blick auf den Arzt und den Lord werfend. »Ich glaube ihn zu kennen!«

Besorgt sah Doktor Walding, – gespannt der Viscount auf sie.

»Will meine Tochter uns den Namen des Geheimnißvollen nennen? Es steht bei ihr?« frug der Scheikh.

»*Nena Sahib*, der Peischwa von Bithoor, der Führer des großen Aufstandes in Indien gegen die Engländer.«

Die furchtbare Entdeckung, so kühn hier und in solcher Umgebung ausgesprochen, machte einen seltsamen Eindruck. Selbst die Homairi, so abgeschlossen von dem weltbekannten Ereigniß diese wilde Gegend auch war, schienen doch von dem Namen gehört zu haben. Der deutsche Arzt hatte das Haupt in seine Hände geborgen, der Trapper stand finster und

---

<sup>1</sup>Die Grade nach dem Scheikh sind: die Dailkebirs, Dais, Refiks, Fedais und Lassiks.

schweigend, Lord Walpole aber sprang mit Entsetzen empor. »Wie, jenes furchtbare Ungeheuer, der Mörder meiner Landsleute lebt noch und befand sich sogar an Bord unseres Schiffes? Irren Sie sich auch nicht, Fürstin?«

»Ich glaube nicht zu irren, obschon die Männer, die mein Wort bestätigen könnten, es vorziehen, zu schweigen. Erinnern Sie sich, Mylord, jenes Abends auf dem Veloce, als die indischen Photographieen erwähnt wurden, die Sie in Bombai gekauft hatten; Tank-ki hatte ihn zuerst erkannt und mich darauf aufmerksam gemacht. Sie hat ihn ohne Verkleidung in Pecking gesehen und von ihrem Vater gehört, daß er einer der indischen Fürsten aus dem Aufstand sei. Ich glaube jetzt, daß eine zufällige Bemerkung über seine Identität, die mein Interesse erregt hatte, uns seine Rache und Verfolgung zuzog, zu welcher dieser hitzige Thor,« sie wies auf den Franzosen, »seine Hand geboten hat.«

»Bedenken Sie, Cousine Wéra . . .«

»Ich bedarf weder Ihrer Vormundschaft, Herr, noch Ihres Schutzes,« sagte stolz die Fürstin – »sie giebt Ihnen kein Recht, sich in mein Thun zu mischen, wie ich wiederholt erklärt habe. Wenn Sie hiernach noch Lust haben, den Wegelagerer zu spielen, so thun Sie es auf Ihre Gefahr.«

Der junge Offizier schüttelte drohend die Hand gegen den Lord. »Wenn Sie ein Mann, ein Edelmann sind, sollen Sie auch hierfür mir Rede stehen.«

Frederic Walpole zuckte geringschätzig die Achseln. »Sein heimtückischer Ueberfall und seine Gemeinschaft mit dem blutigen Mörder Indiens, haben Herrn von Thérouvigne den letzten Anspruch auf die übliche Genugthuung eines Edelmanns entzogen.«

Der Patriarch hob Schweigen gebietend die Hand. Das weiße Haupt in die Hand mit dem Ringe gestützt, hatte er, offenbar sich nur mit dessen Geheimniß beschäftigend, dem Streite zugehört, ohne besonders auf ihn zu achten.

»Gebt Ruhe, Franken, was kümmert mich Euer thörichter Zank? Dais Hassan trage Sorge dafür, daß sie Frieden halten, so lange sie in dem Bann von Gengarab sich befinden. Wehe Dem, der den Andern schädigt. Du aber, Dedschas des Gebieters von Habesch, der Du doch dem Ringe schworst, also *mein* Unterthan bist, – ich entbinde Dich des Gehorsams an jenem Ringe, den der Mann aus Indien Dir gezeigt hat.«

»So ist also jener Ring falsch und der Refik verdient dennoch den Tod?«

»Du dünkst Dich weise und mächtig, Hassan ben Simson, und bist doch blind! Wenn Du erst auf meinem Stuhle sitztest und diesen Ring am Finger trägst, werden Dir alle Geheimnisse unseres Glaubens offenbar sein. Bis dahin wisse, daß es der Ringe mit der grünen Schlange *drei* giebt, die Eblis für das Geschlecht der gelben, der schwarzen und der weißen Männer gemacht und an sie vertheilt hat, damit ihr jedesmaliger Träger Herr sei in seinem Volke und Gebieter über den Tod, wie die drei Sendboten Gabriels die Herren des Lebens sind. Wenn die drei Ringe in einer Hand, die aus dem Saamen der Schlange stammt, vereinigt sind, dann erst wird der Tod über alles Leben gebieten und Eblis gleich sein dem Gebieter des Lichts. Bis dahin ist Kampf zwischen Tod und Leben, zwischen dem Gewordenen und dem Geschaffenen. Wenn sie aber alle drei den Söhnen Adams verloren gehen – dann siegt das Licht und der Tod ist verschwunden aus der Welt. Merke Dir, Hassan ben Simson, daß in jedem Kampf der Sieg bei der Macht ist, und deshalb bestrebe Dich lieber, die drei Ringe zu vereinen, damit Du über allen Tod gebieten kannst. – Laß den Boten näher treten, den ich nach Kahira sandte.«

Der Dailbekir hatte trotz seines stolzen selbstständigen Charakters mit ehrerbietigem Schweigen die furchtbaren Lehren des Greises angehört und winkte dem am Eingang zurückgebliebenen Lassik oder Novizen die Gränze zu überschreiten, welche die beiden seltsamen Wächter bewachten. Der Bote nahte sich demüthig, überreichte knieend dem Scheikh eine Pergamentrolle, die mit allerlei seltsamen Zeichen beschrieben war und harrte seiner Fragen.

»Berichte, was Deine Ohren vernommen in der Stadt der Pyramiden!« befahl der Patriarch.

»Möge Dein Schatten lang sein, o Gebieter,« berichtete der Bote. »Das Reich der Gläubigen hat einen schweren Verlust erlitten. Sie sagen, daß der große Bluttrinker in Stambul der Macht des Todes erlegen ist und ein Anderer den Thron der Kalifen bestiegen hat.«

»Abdul Medschid todt? Er war ein Schwächling als Zuflucht der Welt<sup>1</sup> und kein Hunkiar. Er hat sich vom Moskowiten am Bart zausen lassen und es nicht begriffen, daß die Ismaëlitzen allein den Krieg für die Gläubigen führen können. Wer ist ausgerufen zum Imaum-ul-Uslemin (Oberhaupt der Muselmänner)?«

»Abdul Aziz – der Bruder des verstorbenen Sultans.«

»Ein Schwächling wie er und ein Slave der Franken. – Hat er Sajid Pascha vom Amt des Khedive entfernt?«

»Der Ferman, Gebieter, den ich in Kahira ausrufen hörte auf der Straße, hat Sajid Pascha bestätigt. Ja man sagt, daß er sich bereitet, eine große Reise in die Länder der Franken zu machen und seinen Nachfolger und Neffen mit sich zu nehmen, um die Sitten der Franken kennen zu lernen.«

Der Scheikh lächelte. »Mustapha Pascha<sup>2</sup> wird niemals den Sitz Mehemeds einnehmen, für den Ismaël Pascha alljährlich richtig den Tribut an Gengarab entrichtet, dessen er sich geweigert hat. – Doch ist es nothwendig, daß die Söhne Ismaëls ihre Augen offen halten. Hassan ben Simson, mache Dich fertig, nach Kahira zu reisen. Du wirst zehn der Fedai's aus Gengarab mit Dir nehmen, damit Du den Tod in Deiner Hand hast.«

Der Dailbekir machte unwillkürlich eine Bewegung der Mißstimmung über diesen Befehl.

»Herr – in diesem Augenblick dürfte es nicht gut sein, Dich in schwerer Krankheit zu verlassen.«

»Wie, Mann des Ungehorsams – glaubst Du schon den Stein mit der Schlange an Deinem Finger zu haben?

Ich sage Dir, es ist nöthig für unser Volk, daß der Dailbekir des Nils in diesem Augenblick auf seinem Posten sei und nicht an dem Lager eines Kranken. Noch ist der Odem in diesem Leibe und dieser Hakim versichert mich, daß Azraël noch Wochen und Monden lang Frist geben mag. – Sieh diese Phiole – die Tropfen ihres Inhalts machen den Todesengel an der Schwelle dieser Halle zögern, wenn sie mit Maaß genossen werden. Mache Dich bereit, wenn ich die Stunde der Reise gekommen glaube, bis dahin lasse diese Fremdlinge die Gastfreundschaft von Gengarab genießen, dann mögen sie von Jesus geführt Dir zum Nil folgen, während Du jenseits der Katarakten auf den schnellsten Rossen vorangehst. – Geh, der Gebieter über Leben und Tod hat gesprochen, und nimm sie Alle mit Dir, – ich will mit diesem Weibe allein sein!«

---

<sup>1</sup>Alem Penah – Titel des Großherrn, – desgleichen Hunkiar: Mentschentödter.

<sup>2</sup>Er verunglückte später auf der Eisenbahn von Alexandrien, durch Entgleisung des ersten Zuges, auf dessen Schienen sich, wie es heißt, ein Ismaëlit geworfen hatte.

Der Dailkebir wagte nicht länger zu widersprechen und führte mit finsterner Miene die Europäer und den Abessynier aus der Halle.

»Schließ den Eingang, Mariam,« befahl der Kranke, »zieh die Teppiche, damit nicht neugierige Augen auf uns schauen, und kette die Wächter los.«

Die alte Frau gehorchte – niederrauschende Vorhänge schlossen den Raum, in welchem der Scheikh ruhte, nach jeder Seite ab, und die beiden zähnefletschenden Paviane – deren Geschlecht sich bekanntlich durch überaus scharfes Gehör auszeichnet, und die sich ohne Uebung einer Tücke ja sogar mit schmeichelnden, geilen und widerwärtigen Geberden von der Frau hatten losmachen lassen, als wüßten sie aus Gewohnheit, welcher Lohn ihrer später warte, krochen durch die Halle, um nachzuspüren, daß auch Niemand in der Nähe lausche, und kauerten sich dann zähnefletschend und horchend an der äußeren Pforte nieder.

»Wallah! Die Wächter sind stumm und treu und Du wirst ihnen dann eines Deiner jungen Weiber zur Belohnung überlassen, daß sie ihre Begierden daran sättigen. – Ich hätte ihnen am Liebsten jene Moskowitin gegönnt, auf die, wie ich wohl gemerkt habe der Dailkebir, wie der Beisädih und sein Feind der Franke gleich sehnsüchtig ihre Blicke heften – aber der Hakim hat mir ihre Sicherheit bei einem Eide abgerungen, der der einzige ist, den der Scheikh-al-Dschebal zu halten verbunden ist. Ich fürchte, Mariam, Du selbst hast ihnen den Gedanken in's Ohr geblasen.«

»Ich habe es gethan!«

»Und kannst Du mir sagen, welchen Grund Du hattest?«

»Sie sprachen von den Zelten meiner Jugend und ich gedachte meiner Mutter, die eine Christin war. Die Söhne meines Stammes sind es, die auf die Franken harren werden an der Nadel der Wüste und sich verbindlich gemacht haben, sie durch die Wüste zum Nil zu geleiten, wo sie sicher sein werden.«

Der Scheikh neigte das Haupt. »So sende noch heute einen sicheren Boten zu ihnen, der sie mit dem Eigenthum der Franken und ihrer Genossen sich bereit halten läßt gegenüber dort, wo der Djebel die drei Felsspitzen hinein streckt in die Wüste. Die Krieger, welche Hassan bei den Franken zurückgelassen, werden genügen, die Männer von Habesch zurückzuhalten, bis ihr Anführer erscheint. – Laß Jesus sich bereit machen, die Franken zu begleiten und unter ihrem Schutz nach Kahira zu folgen.«

»Aber warum willst Du ihn fortsenden von hier und warum sendest Du ihn nicht mit Hassan oder den Dailkebir mit den Franken?«

Der Patriarch richtete sich auf dem Lager empor.

»Mariam, vermagst Du stark zu sein?«

»Ich denke Johannes, – Mariam hat viele Deiner Geheimnisse getragen, ohne daß die Last sie gebeugt hat. Wenn ihr Haar weiß geworden, wie das Deine und ihre Gestalt sich gebeugt hat, so geschah es von der Last der Jahre, Scheich!«

»Wohl denn – weißt Du, was der Franken-Hakim mir gesagt hat?«

»Du sprachst es selbst zu Hassan ben Simson!«

»Ich habe ihn und Dich getäuscht. Ehe die Sonne zum vierten Mal sinkt hinter dem Djebel Langai – ist Johannes vom Berge Nichts als eine Handvoll Staub – und der Staub vermag das Leben des Enkels unseres einzigen Kindes nicht mehr gegen den Stahl oder das Gift des neuen Scheikh-al-Dschebal zu schützen.«

Der alten Frau tropften schwere Thränen aus ihren Augen. »Wer weiß es, daß Jesus von unserem Blut ist?«

»Niemand – bis jetzt! Dank Deiner und meiner Sorge, die uns den Knaben gleich Moses im Schilf durch die Tochter Pharaos in der Wüste finden ließ und ihm weder Vater noch Mutter gab. Wenn Hassan ben Simson nur eine Ahnung des Gedankens gehabt hätte, wäre der Enkel Deines Sohnes längst nicht mehr unter den Lebendigen. Darum sende ich ihn zu den Schülern Abdallahs nach Kairo, damit er die Geheimnisse unseres Glaubens kennen lernt an ihrer hohen Schule. Nur ein Mann weiß dort von seiner Abstammung, damit er von ihr hört, wenn die Zeit gekommen ist.«

Das Auge der alten Frau, das gewöhnlich sanft und mild war, blitzte empor. »Und wenn Du Dein eigen Fleisch und Blut von Hassan gefährdet glaubst, noch hast Du die Macht, – warum vernichtest Du ihn nicht? Das Prinzip der Lehre Ismaëls ist doch der Tod für Den, der uns im Wege steht!«

Der furchtbare Repräsentant des Ich's wiegte verneinend das Haupt. »Nein,« sagte er, »Tod und Blut sind genug gewesen in der Familie ben Sabbahs des Homairi um den Besitz des grünen Ringes! Du weißt, daß der Sohn gegen den Vater<sup>1</sup> und der Bruder gegen den Bruder Gift und Dolch erhob. Nicht das Geschlecht der Busurgomids darf den Islam führen zum Sieg über das Kreuz, sondern das Blut ben Sabbahs, und Jesus ist der Letzte dieses Blutes. Darum will ich sein Haupt bewahren, bis er es selbst zu schützen vermag gegen seine Feinde.«

»Du täuschest Dich, Johannes,« sagte die Frau. »Jesus ist die Liebe und nicht der Kampf.«

»So möge er untergehen in feigem Selbstopfer. Nur im Siege und in der Herrschaft wohnt das Leben. Ich habe das Meine gethan. – Ist der Mann da, den ich Dir heimlich zu entbieten befahl, wenn meine Stunde gekommen sei?« –

»Nureddin der Dailkebir von Kuhistan harrt Deines Befehls auf dem geheimen Wege, der von der Tiefe zur Höhe, aus dem Staube zur Herrschaft führt. Ich sah das Zeichen seiner Ankunft. Soll die Pforte sich öffnen für ihn?«

»Ich will ihn prüfen; doch zuvor laß uns scheiden für dieses Leben.«

»Mariam wird mit Johannes in den Tod gehen.«

»Nein – ich verbiete es Dir! Du sollst leben, um dem Knaben zur Herrschaft zu helfen. Wen hat er sonst noch als Dich? Die Zeit ist nahe, in welcher der Kampf des Kreuzes beginnen wird gegen den Halbmond, und die Moslems werden einen Herrn brauchen. Das sei die Aufgabe des Letzten aus meinem Blute. Hole den Mann, dem der Ring der grünen Schlange gegeben werden soll, bis ihn ein Besserer aus seiner Hand zurück empfängt.«

Die Khanum beugte jetzt demüthig das Haupt und entfernte einen der Teppiche, welche das Lager ihres Gatten bildeten. Eine der Porphyrlatten bewegte sich um sich selbst, als ihre Hand auf die Ecken drückte, und eine ihrer Größe entsprechende, in tiefe Finsterniß führende Oeffnung, wie die einer unterirdischen Treppe, kam zum Vorschein.

Es war als ob aus der Tiefe herauf ein Licht leuchtete.

»Steige empor, Dailkebir von Kuhistan – der Meister bedarf Deiner.«

Es war als erhöbe sich das Licht auf diesen Anruf langsam aus der Tiefe. Dann näher und näher kommend zeigte es sich, daß es der Schein einer offenen kupfernen Lampe von uralter

---

<sup>1</sup>Mohammed von seinem Sohn Hassan III. vergiftet, und Rokneddin Charschah, der seinen Vater Mohammed III. ermorden ließ.

Form war, die ein Mann in seiner Linken über dem Haupt emporhielt, während seine Rechte einen breiten Dolch von persischer Form umfaßt hielt.

»Der Meister hat gerufen,« sagte der Fremde, vorsichtig auf den Stufen heraufsteigend, die aus unabsehbarer Tiefe emporführten. Als er an das Licht des Tages trat, sah man, daß er ein Mann von etwa fünfzig Jahren war, in ein kaftanartiges grünes Gewand gekleidet. Die Farbe seines Turbans war weiß, sein Gesicht gebräunt, scharf geschnitten, mit kühn hervorspringender Nase gleich dem Schnabel eines Adlers. Er machte den Salem an dem Lager des Scheikh und blieb, die Arme über die Brust gekreuzt und das schwarze glänzende Auge scharf auf den Kranken heftend in aufrechter Haltung stehen, während ein Wink des Patriarchen die Frau in den äußeren Raum verwies, wo sie das nachfolgende mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch nicht mehr zu hören vermochte.

»Setze Dich hier neben mich nieder, Nureddin, und beantworte meine Fragen, damit ich sehe, ob Du geistig die Kraft hast, über das Volk Ismaëls zu herrschen; denn die Stunde ist nahe, wo ich den Ring in andere Hände legen muß.«

»Möge sie noch lange fern bleiben,« sagte der Hosseinih, zugleich dem Befehl seines obersten Herren folgend. »Frage, und möge Dein scheidender Geist mich erleuchten.«

Die nachstehenden Fragen und Antworten folgten jetzt rasch auf einander.

»Wer hat das Weltall gemacht?«

»Der Urgeist.«

»Wer regiert?«

»Der Wahn, das ist der Glaube.«

»Und wer beherrscht den Wahn?«

»Wer an Nichts glaubt, als an Das, was sicher ist!«

»Nenne es!«

»Der Tod! Alles Andere ist eitel.«

»Was ist der Tod?«

»Die Auflösung des Stoffes in einen anderen!«

»So glaubst Du an die Fortdauer der Seele nach dem menschlichen Tode?«

»Der Geist, das ist die Kraft, die der Urgeist gemacht hat. Was ist, ist und kann nicht aufhören zu sein. Das ist das Einzige, was wir glauben können, weil wir es wissen. Der Urgeist allein bestimmt den Wechsel der Formen.«

»Was nennst Du den Urgeist? Jehovah? Brahma? Allah? Gott?«

»Der Urgeist ist der Urgeist! – er *selbst!* – was kommt es auf den Namen an, den das von ihm Gemachte ihm giebt.«

»Du kennst die Lehre Moses? – Brahmas? – Christus? – Mohammeds?«

»Ich kenne sie!«

»Und glaubst an sie?«

»Ich glaube an den Urgeist. Alles Andere ist Menschenglaube. Aber der Glaube regiert, denn der Wahn ist mächtig über Alles, was lebt. Wir sind gemacht und wir sterben, um zu erfahren, was richtig ist.«

»Welche der Lehren, der Religionen, die ich Dir genannt, hältst Du für die mächtigste?«

»Die, welche dem Menschen am Meisten schmeichelt. Denn der liebste Gott des Menschen ist das Ich!«

»Und welche der Religionen ist das?«

»Die Lehre Mahomed's.«

»Warum?

»Weil sie dem Menschen nach dem Tode Alles verspricht, was im Leben seinem Ich gefallen hat, was er also kennt und versteht!«

»Du siehst scharf, Nureddin. Also folge dem Gebot unserer Gründer und schaffe dem Islam die Herrschaft über die Menschen.«

»Die Zeit wird kommen. Sein Wahn ist das beste Mittel, zu herrschen.«

»Glaubst Du an Recht und Unrecht? An Tugend und Sünde?«

»Der Begriff ist Wahn. Recht ist, was die Kraft erlaubt. Unrecht ist der Gehorsam, den der Stoff fordert. Alles Andere ist Wahn, also Fessel für die Kraft.

»So giebt es für Dich keine Grenze und keine Pflicht?«

»Das Ziel der Söhne Ismaëls ist: zu herrschen über Alle. Die einzige Pflicht, die gehalten werden muß, ist der Schwur bei dem Ring.«

»Gut – reich mir die Hand, Nureddin – ich erkenne Dich würdig über Wissende und Gehorchende des Volkes Ismaëls zu herrschen. Du wirst es, ehe drei Sonnen aufgestiegen sind. Bis dahin stärke Deinen Geist durch Fasten und Betrachtung in der Finsterniß, zu der wir Alle gehn und ich zuerst. Ich habe Dir Einiges zu sagen und einige Rathschläge für Deine Herrschaft zu geben«

»Sprich – meine Ohren sind Deiner Weisheit und Erfahrung geöffnet.«

»Vernimm! Von den drei Ringen, die Eblis gemacht hat, als auf den Befehl des Urgeistes Gabriel den Menschen die Seele einblies, ist nur einer in der Hand der Kinder Ismaëls. Der zweite ist Denen gegeben, die zu Brahma beten. Der Dritte wurde den Juden und ihren Nachkommen, den Christen. Die Juden haben ihn hingegeben um den Besitz alles Geldes, weil sie *darin* die Herrschaft der Welt sahen. Unter den Christen aber soll eine Sekte sein, die in ihm das Zeichen der Macht und ihres Berufs zur Herrschaft über Alle sieht, weil sie gleich uns an Nichts glaubt, als an die Macht. Du findest das Geheimniß der Ringe in den Urkunden, deren Besitz Dir der Ring überliefert.«

»Ich danke Dir Johannes. Es sind die Hosseinih der Christen.«

»Ich sende noch diesen Abend mit aufsteigendem Mond Hassan ben Simson gen Kahira, um unsere Interessen dort zu wahren, da der Thron der Kalifen durch den Tod Abdul Medschids erledigt ist und es noch nicht so weit war, daß ein Sohn unserer Verbindung ihn besteigen konnte. Hassan glaubt Anspruch zu haben auf den Ring und deshalb ist es gut, daß er entfernt ist, wenn Du ihn erhältst, den ich zu meinem Nachfolger gewählt habe, denn er hat Anhang unter den Refiks. – Auch befinden sich in diesem Augenblick Fremdlinge aus Frangistan auf Gengarab unter dem Schutz des Ringes, die gleichfalls morgen ihre Weiterreise zum Nil auf anderem Wege antreten sollen. Sorge dafür, wenn der Urgeist über mich bestimmt, ehe ich sie schützen kann, daß ihrer Reise kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, denn es befindet sich ein vornehmer Beisädih unter ihnen, und wir müssen die Partei der Inglese in diesem Augenblick am Hofe des Vicekönigs in Kairo gegen die Franken, die einen Kanal vom Meer zum Meer bauen wollen, der dem Khedive neue Macht geben würde, unterstützen.«

»So sei es. Haben die Fremdlinge Deinen Teskareh?«

»Mit Schrift und Siegel! Alle nöthigen Anordnungen sind getroffen. Nun, Nureddin, hat Dein alter Lehrer noch eine Bitte an Dich!«

»Rede, Johannes!«

»Ich lasse meine alte Khanum Mariam zurück unter Deinem Schutz. Sie gehört zu den weisen Frauen, und ihre Klugheit ist groß wie ihr Ansehen unter Denen, die noch an den Propheten glauben. Lasse ihre Stunde leicht sein, wenn sie naht.«

»Sie soll unter'm Schutz des Ringes stehn!«

»Dafür wird sie Dich rufen, wenn der Augenblick gekommen ist, in dem Du ihn von meinem Finger nimmst. – Verlaß mich jetzt, denn ich habe der Dinge noch viele zu thun.«

Der künftige Fürst der Berge reichte dem Kranken die Hand, dann – die Lampe nehmend – stieg er die ersten Stufen zur Tiefe hinab, aus der er so heimlich gekommen war.

»Fahre wohl, Johannes! Dein Geist und Dein Wille bleiben unter uns!«

»Möge Dein Regiment lang sein!« Der Patriarch wandte das Haupt, um das langsame Verschwinden des Persers nicht zu sehen – vielleicht überkam doch eine menschliche Schwäche diesen furchtbaren Apostel des Todes. Dann – sich rasch ermannend – klopfte er mit einem stählernen Hammer auf die Silberschaale, die neben der Phiole auf dem niedern Tisch stand und sogleich erschien durch die Oeffnung der Teppiche wieder die alte Frau.

»Ich danke Dir, Mariam,« sagte der Fürst – »Alles ist geschehen und für Dich und Jesus gesorgt. Wo ist der Hakim?«

»Er ist mit Simson und den Fremden auf dem äußeren Wege zum Thale gestiegen zum Kampfplatz am Zwinger der Thiere, um Pferde zu probiren und die Thiere der Berge zu sehen.«

»Und der Jüngling?«

»Er ist mit der Frau aus dem Eisland im Garten am Kiosk!«

»Aber der Thor, der Alles zu wissen glaubt, weil er aus den Büchern zu lesen vermag?«

»Er weigerte sie zu begleiten und sitzt vergraben in der Halle unter den Pergamenten.«

»Es ist gut so! – Ich habe meinen Beschluß geändert. Der Dailbekir Hassan wird noch diesen Abend von dem Fuße des Berges aufbrechen gen Kahira, ohne die Burg erst zu betreten, und Deine Schützlinge werden ihm beim Aufgang der Sonne über das Gebirge folgen. Geh und sende sogleich den Boten zur Nadel der Wüste ab, wie ich Dich geheißten. Dann hole mir den Mann, der in allen Büchern liest und laß ihn einige der Pergamente mit sich bringen, damit ich mit ihm darüber spreche! Meine Seele liebt es, nach der Unterredung, die ich gehabt, in thörichtem Geschwätz einige Ruhe zu finden.«

»Darf ich wieder kommen zu Dir, Johannes?«

»Nein. Nimm die Moskowitin und den Knaben mit Dir zum Altan am Kiosk, von dem aus Ihr den Spielen am Fuß des Felsens zusehen mögt. Du magst dort der Moskowitin und Jesus ihre Abreise auf morgen mit Aufgang der Sonne verkünden. Ich werde sie dem Beisädih und dem Hakim selbst ansagen diesen Abend, denn bis dahin darf kein unnützes Wort davon verlauten. – Zuvor sende mit einem der Geschnittenen das Weib, das Du für die Höhle der stummen Menschen bestimmst!«

Die alte Frau, obgleich an das Schreckliche gewöhnt, schauderte. »Muß es sein, Johannes? Es ist wider alle Natur!«

»Schweig, Thörin! – Die Mantelträger waren treue Wächter und müssen den versprochenen Lohn haben. Hörst Du nicht, wie sie bereits ungeduldig werden? Sie wissen Nichts von dem Paradiese des Propheten und seinen Houris – aber ihr Instinkt hat sie Treue gelehrt. Was kommt es auf ein Weib an. Gehorche!«

Die Khanum verbarg das alte faltenreiche Antlitz und wandte es von den Bestien ab, als sie zwischen ihnen hindurch ging und ihr Gewand unwillig und drohend aus ihren Klauen befreite.

Der Assassinenfürst war allein eine ganze Zeit in tiefem Nachdenken, bis endlich zwei der verschnittenen schwarzen Sklaven, nicht viel weniger wild und unzurechnungsfähig, die Bestien mit ihren Eisenkolben zur Seite schoben und damit dem armen Professor Peterlein Eintritt verschafften, der ein großes Packet Pergamente unter beiden Armen, die Brille hoch auf die Stirn geschoben, mit ängstlichen Schritten hinterher trippelte und einen großen Umweg um die zähnefletschenden Affen machte.

»Hört Freunde,« sagte er – »es ist mir zwar vom höchsten Interesse als Naturkundiger, zwei so ausgezeichnete Exemplare des *Cynocephalus Hamadryas*, vulgo, Silberpavian beobachten zu können, nach Hasselquist: *Simia aegyptiaca*, arabisch: *Khird*, abessinisch: Hoba oder Kombei genannt – wie sie selten ein Naturforscher zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, obgleich ihm seines ehrwürdigen Aussehens und sonstiger Eigenschaften wegen schon die Alten besondere Achtung zollten. Vielleicht wird es somit möglich die Beobachtungen meines Freundes Ehrenberg im 2. Band seiner Symbola oder Rüppel und Bayssi'ere und Schimper zu vervollständigen, welcher erzählt, daß die Frauen ihren Wuthausbrüchen ganz besonders ausgesetzt sind und die abessynischen Mädchen, welche um Brennholz die Berge besteigen, dieses Thier weit mehr fürchten als selbst den Leoparden. Und darum, weil sie so wilde und grimmige Thiere sind, die nicht einmal das schwache Geschlecht schonen, möchte ich Euch bitten, ob Ihr nicht besser thätet, diese Affen vielleicht wieder an ihre Ketten zu legen oder an einen sonstigen sichern Aufenthalt zu sperren, wo sie ehrlichen Christenmenschen und einem nicht ganz unwürdigen Jünger der Wissenschaft keinen Schaden zufügen können, während er mit Eurem sehr würdigen Herrn und Gebieter, dem sogenannten Alten der Berge ein für die geschichtlichen Forschungen nicht unwichtiges Zwiegespräch hält.«

Die beiden Mohren begnügten sich den Jünger der Wissenschaft anzugrinsen, hinter dem Teppich her aber erscholl mit spöttischem Lachen eine Stimme, die in dem Sprachengemisch, dessen sich die Redenden schon früher bedient hatten, ihm zurief: »Komm hierher, thörichter Mann der Bücher, der nicht einmal begreift, daß diese Halbänner seine Worte nicht verstehen.« Dann, indeß der gelehrte Professor vorsichtig den Teppich hob, und dem gefürchteten Mann sich mit einer Verbeugung näherte, wechselte dieser das Idiom und befahl: »Sperrt die Affen in ihre Höhle und bewacht die Thür.«

Während die Mohren die beiden, jetzt immer wilder schnaubenden Ungethüme nach dem zu ihrem Lager dienenden Raum trieben und das Eisengitter vor demselben schlossen, hatte der Natur- und Geschichtsforscher auf den Wink des Patriarchen an seiner Seite Platz genommen, fest entschlossen, die günstige Gelegenheit und die anscheinende Laune seines seltsamen Gastherrn nicht unbenutzt zu lassen, um sich möglichst viele Auskünfte über das Volk der Assassinen zu verschaffen, was bei seiner Rückkehr nach Europa neuen und unerhörten Forscherglanz um seine Stirn flechten mußte.

Wirklich schien der Fürst ganz besonders gelaunt; denn obschon er, ohne daß es sein Gast merkte, ihn selbst zum Auskramen seines dünkelfaften Wissens brachte und nur manchmal eine höhnende Bemerkung oder eine scharfe Frage nach europäischen Sitten und Meinungen dazwischen warf, – unterhielt er fast eine Stunde lang ein Gespräch mit ihm, das ihn sehr zu ergötzen schien, und zu dem er den Stoff aus den Pergamenten nahm, die der würdige

Professor mit Erlaubniß der Khanum hierher gebracht hatte und in deren Erörterung er jetzt so vertieft war, daß er auf den Vorgang in der äußeren Halle nicht geachtet hatte, bis ein entsetzliches wehklagendes Geschrei in nächster Nähe ihn aufschreckte.

In der That hatte dort sich eine jener scheußlichen Szenen ereignet, die sich nur im Andeuten beschreiben lassen, und von denen der Verfasser der transatlantischen Skizzen erzählt und gegen die nur die Barbarei des Orientalen oder die abstracte Beobachtung des Gelehrten gleichgültig bleibt.

Durch den Eingang war ein junges Weib, eines jener Mädchen, welche die Fremden am Eingang der Frauengemächer empfangen, von unsichtbarer Hand in die Halle geschoben und sofort von den beiden Mohren ergriffen worden, die obschon bereits eine Maske von starkem Eisendrath Gesicht und Busen umgab, noch ein Tuch um ihren Kopf schlangen und sie trotz ihres Wimmerns und Widerstrebens zu dem Kerker der beiden Paviane schleppten, die Unglückliche hinein stießen und grinsend das Gitter wieder hinter ihr schlossen.

Einige Augenblicke wehrte sich das Mädchen ziemlich lautlos gegen die Angriffe, mit denen in bestialischer Gier die beiden Affen über sie herfielen, dann aber, als bei ihrem Unterliegen die Krallen der Paviane selbst das schützende und ihr Wimmern erstickende Tuch zerrissen hatten und sie durch den Widerstand, welchen ihr Gebiß an der starken Drahtmaske fand, noch wilder geworden, gellte der Hilferuf der Ueberwältigten so furchtbar und entsetzlich zwischen das Hohnlachen der beiden Mohren, daß der kleine Professor erschrocken aufsprang, das Pergament, das er eben zu entziffern suchte, zu Boden werfend.

»Um Himmelswillen – was geht dort vor? Das ist eine Weiberstimme – wenn Du ein Mensch bist – Herr –«

»Was kümmert uns das Weib!« sagte ruhig der Assassinenfürft. »Es ist Nichts los – setze Dich, Freund, und nimm diese Schrift auf – sie berichtet von unserem Bündniß mit den Templern, und ich schenke sie Dir. Wenn Du so schwache Nerven hast, hattest Du nicht nach Gengarab kommen sollen. Ich habe gehört, daß die Kaiser Roms die Christenmädchen im Circus den Löwen und Tigern zum Zerfleischen vorwarfen, und dieser Scлавin geschieht Nichts, was ihr ans Leben geht – sie möge sich ihrem Kismet fügen und Männer nicht stören, wenn sie nicht Schlimmeres erfahren will. Setze Dich, Franke, und laß uns fortfahren!«

Aber noch einmal wieder gellte das Geschrei, bis es in Wimmern und Schluchzen erstickte.

»Nimmermehr! ich will wissen, welche Schandthat hier geschieht – und wenn ich sie hindern kann . . . «

Der kleine furchtsame Gelehrte war auf einmal ein halber Löwe geworden – ein entsetzlicher Gedanke war ihm gekommen, er sprang nach den Teppichen, ein glücklicher Griff ließ ihn die öffnende Schnur erfassen und riß sie zur Seite, daß die Halle mit ihrem ganzen scheußlichen Schauplatz vor ihm lag. »Ungeheuer – haltet ein!« – er wollte vorwärts springen zu Hilfe, aber die Knie knickten unter ihm zusammen. »Wenn ein Weib Dich geboren, – hilf! rette!«

Aber schon war andere Hilfe zur Stelle, als sie der wirksamste Anruf an den verächtlich über seine barbarische Handlung die Achseln zuckenden Greis hätte erwirken können; denn rechts und links von kräftiger Hand getroffen, taumelten die beiden Mohren zu Boden.

»*Goddam!* schwarze Schurken – seid ihr schlimmer als die Bestien des Waldes?!«

Ein Griff der gewaltigen Faust riß das Eisengitter aus seinen Fugen, hinter dem der Mädchenleib sich unter den langen behaarten Armen der Affen wand und den blutenden Körper aus ihren Klauen.

---

Der Dailkebir, als er auf den Befehl des Fürsten die Fremden aus der Halle führte, geleitete sie zunächst zu einem Gemach, wo ein Imbiß nach orientalischer Sitte für sie bereit war: Pillaw, gebratenes Lammfleisch, Hühner, deren es zahlreiche Gattungen im Gebirge giebt, Früchte und scharfer Araki, wie er über Aden aus Indien und von den Molukken kommt. Er machte den Wirth, nöthigte seine Gäste zum Zulangen und schlug ihnen dann vor, in das Thal hinabzusteigen, um die Rosse, die dem Fürsten und den Dais gehörten, zu besichtigen, oder den Waffenübungen der jungen Männer und den Kämpfen der wilden Thiere beizuwohnen, von denen stets eine Anzahl in den Gewölben am Fuße des Felsens unterhalten würde. Vergebens versuchten sowohl der Arzt wie der junge Engländer in der Unterhaltung so viel Auskunft wie möglich, nicht allein über die Sitten des seltsamen Volkes, unter dem sie sich befanden, als namentlich auch über die Lage der Burg und die Ausdehnung des Thales nach Süden und Norden zu erhalten. Der Dailkebir antwortete nur zurückhaltend und so sahen sie sich auf ihre eigenen Wahrnehmungen beschränkt, bis sie erklärten, ihm in das Thal folgen zu wollen, ohne daß sie vorerst einen Begriff hatten, auf welchem Wege dies geschehen könne.

Dieses Räthsel wurde ihnen jedoch bald gelöst, als der Dailkebir sie in's Freie und zu dem entgegengesetzten Abhang des Felsenplateaus führte; denn hier öffnete sich, und auf gleiche Weise bewacht und mit einem riesigen Fallgitter versehen, ein Thorweg wie auf der Seite gegen die Bergwand, nur daß hier die Fallbrücke fehlte und der Ausgang in die freie Luft führte. Als sie aber der Schwelle näher traten, bemerkten sie, daß vor dem Ausgang ein kurzes altanartiges Plateau sich befand und von diesem etagenartig eine ziemlich bequeme breite Treppe, zum Theil in den Fels selbst gehauen, an diesem bis zur Tiefe nieder führte. Außerdem streckte sich statt der Zugbrücke über dem Thor eine Maschinerie hinaus, welche die Europäer sofort als einen Krahn erkannten, mittels dessen Lasten oder ein weiter Korb in die Tiefe gelassen oder vom Boden emporgehoben werden konnten.

Eine Anzahl von Männern und Jünglingen je nach der verschiedenen Abstufung ihres Grades hatte sich um das Thor versammelt und das aufmerksame Auge des Arztes bemerkte, wie der Dailkebir diejenigen besonders auswählte, die er zu ihrer Begleitung bestimmte.

»Ziehen die Franken vor,« frug er alsdann höflich, »die bequemere Art des Niedersteigens in dem Kettenkorbe zu wählen, oder fürchten sie den Schwindel auf diesen Steinstufen nicht? Was bringst Du, Jesus? Will die Königin der Brustlosen uns zur Jagd begleiten, oder der Mann der Bücher dem Kampf im Thierzwinger beiwohnen?«

»Die Khanum hat die fremde Frau bei sich behalten, sie wird von dem Altan des Kiosk aus den Uebungen unserer Tapferen zuschauen, und der Fürst Johannes hat den Mann der Bücher zu sich entboten.«

»So geh zurück zu den Weibern, Knabe,« sagte der Dailkebir spöttisch – »ihre Stimmen klingen in Deinem Ohr süßer als der Klang des Stahls. Wir werden später einen Ritt durch das Thal machen und zurückkehren, wenn die Sonne sinkt.«

Der Engländer wandte sich zu seinem Begleiter, dem Trapper. »Es wird gut sein, Freund, wenn unsere Schutzbefohlene nicht so ganz verlassen zurück bleibt. Ich bitte Dich daher, in

ihrer Nähe zu verweilen, bis wir zurückkehren. Der Riese nickte zustimmend. »Gehn Sie unbesorgt, Mylord – so lange diese Knochen zusammenhalten, wird ihr Nichts geschehen. Doch Sir, achten Sie auch auf sich selber. Sie wissen, in welcher Gesellschaft Sie sich befinden.«

Lord Frederic nickte ihm zu. »Sei unbekümmert, Freund. Es ist nöthig, diesen Männern so wenig Mißtrauen als möglich zu zeigen, bis wir wieder Alle vereinigt sind. – Geh voran, Aga, wir sind bereit Dir zu folgen!«

Der Dailkebir begann ohne weitere Bemerkung die Treppe niederzusteigen, wozu allerdings, da ihr die Seitenlehne fehlte, man ziemlich schwindelfrei sein mußte, da unwillkürlich das Auge sich in die Tiefe tauchte. Aber je weiter sie kamen, desto breiter und sicherer wurde der Weg und mit steigendem Interesse mußte sie die Landschaft erfüllen, die unter ihrem Auge emporzuwachsen schien. Bald konnten sie auch deutlich erkennen, daß um den Fuß des Felsens, von Neugier und Schaulust herbeigezogen, sich zahlreiche Menschengruppen sammelten, theils zu Fuß theils zu Roß, bis sie sich endlich in dem sich um sie bildenden Kreise befanden. Unter der Menge zeigten sich viele Frauen und Kinder und der Arzt bemerkte mit einer gewissen Befriedigung, daß selbst das niedere Volk nach orientalischen Begriffen ziemlich reinlich und nicht mit jenen unsauberen Lumpen bedeckt war, die in Egypten überall sich aufdrängen. Es schien ein strenges Regiment über dieses Volk zu herrschen, denn auf den geringsten Wink des Emirs machte die Menge sofort Platz.

»Wo ist der Leib Dessen, der gehorsam eingegangen ist in das Paradies,« frug der Dailkebir, während er durch die Reihen schritt.

»Sie haben ihn in das Haus seiner Mutter gebracht,« sagte andächtig ein alter Mann. »Allah ist groß und gnädig, daß er ihn so jung sterben ließ zu seiner Ehre. Ich bin der Bruder seiner Mutter.«

»Du bist Mehmed, der Barbier, ich kenne Dich wohl. Ich habe mit Dir zu sprechen. Warte hier auf mich. Laßt die Pferde vorführen zu einem Wettritt.« Dann wandte er sich zu einem der Dais. »Suche die Fremdlinge eine halbe Stunde zu beschäftigen – ich habe mit einigen unserer Getreuen zu reden. Du weißt, daß das Priorat im Dschebal erledigt ist. Hat sich Etwas ereignet?«

»Nein – wir warten auf das Zeichen. Ist Azraël dem Scheich näher getreten? Das Volk liegt in den Moscheen auf den Knien.«

»Die Thoren! Jener Mann dort ist ein fränkischer Hakim, den ein böses Geschick nach Genarab geführt und ich selbst mußte ihn geleiten. Seine Kunst hat Azraël auf's Neue gebannt. Du kennst die Tücke des Fürsten – er hat vor, mich nach Kahira zu senden – aber ich weiche nicht, ehe ich Gewißheit habe. Du weißt, wir haben Feinde im Rath der Dais!«

»Ich halte die Ohren und Augen offen. Was hast Du mit den Fremden vor?«

»Ich darf nicht thun mit ihnen, wie ich möchte, so lange der Ring am Finger des Johannes ist. – Aber es ist ein Mann aus Habesch unter ihnen, der das Geschäft für mich besorgen wird – führe sie nach den Zwingern der Thiere und lasse die Lassiks einen Waffengang machen, oder einige der Bestien hetzen, indeß ich die Gelegenheit benutze.«

»Dein Wille geschehe – ich werde unterdeß die Refiks sammeln, auf die wir uns verlassen dürfen. Doch müssen wir vermeiden, Ungehorsam zu zeigen um des Volkes willen.«

Die Nachricht, daß einer der Franken ein Hakim sei, hatte sich unterdeß durch ihre Begleitung in der Menge verbreitet, und von allen Seiten strömten Krüppel und Kranke herbei, die mit dem festen Glauben an die Wunderkräfte der europäischen Aerzte von Doktor

Walding Rath und Heilung verlangten, bis auf einen Wink des Dais die Aufseher mit den Schambuks, den Peitschen aus der Haut des Nilpferdes, die Aufdringlichen zurücktrieben. Trotz der Beschäftigung, die er auf diese Weise so unerwartet gefunden, hatte der Arzt doch nicht aufgehört, seine Umgebung scharf im Auge zu behalten und die geheime Unterredung des Dailkebirs mit dem Dais wohl beachtet. Er folgte daher der Einladung, die Ställe des Scheichs zu prüfen, die im Grunde nichts weiter waren, als große Hürden, mit einem gewissen Mißtrauen, während der Engländer mit aller Begeisterung seiner Nation für den Sport dem Vorführen der einzelnen Pferde aus ächt arabischem Blut mit dem größten Interesse sich zuwandte. Nach einem kurzen Wettrennen folgten die Europäer der Einladung, zu den Zwingern der wilden Thiere zu treten und diese in Augenschein zu nehmen. Es waren in der That nicht uninteressante Exemplare in den zum Theil durch Kunst oder Natur in dem mächtigen Grund des Felsens gebildeten Grotten verwahrt, vom riesigen Elephanten aus Kordofan, den Löwen von Dongolah bis zur Gazelle der Wüste.

Diese Gelegenheit schien der Dailkebir zu seinen Zwecken benutzen zu wollen, denn er näherte sich hier dem Lord und seinem Begleiter,

»Liebt der Beisädih die Jagd?« frug er.

»Gewiß, Emir, ein großer Theil meiner weiten Reise hat ihr gegolten.«

»Dann kann ich ihm zu morgen eine solche auf die Elephanten versprechen. Die Jäger im Thal haben mir gemeldet, daß sie die Spuren der Schwerfüßler auf den Abhängen des Gebirges im Süden bis zu der Ebene hinab bemerkt haben.«

»Wie,« sagte der Arzt – »sollte es möglich sein, daß so gewaltige Fleischmassen eine starke Bergkette übersteigen und so weit nach Osten aus dem Quellengebiet des Nils kommen können, wo nach allen Erfahrungen ihre letzten Weideplätze sind. Viel eher hätte ich noch geglaubt, daß der Löwe . . . «

Der Assassine unterbrach ihn. »Jene Träger des Elfenbeines, die der weise Hakim dort angefesselt sieht, sind in den Thälern des Djebel Langai gefangen worden. Der Elephant steigt eher über die Gebirge, als der König der Thiere, der träg und feig ist, wenn ihn nicht der Hunger oder der Durst peinigt. Hassan ben Simson, der gern seinen Freunden ein Vergnügen bereiten möchte, ehe sie das Gebiet von Gengarab verlassen, will, während sie den Kampfspielen seiner Jünglinge zuschauen und sich an einer Hetze des tückischen Leoparden ergötzen, mit einem schnellen Ritt sich selbst von der Anwesenheit der Spuren überzeugen, damit er für Sonnenaufgang seine Anordnungen zur Jagd treffen kann. Der ›Falke‹, mein schnellstes Roß, wird mich in einer Stunde zurückgetragen haben. Es wird gut sein, wenn ich Eure Feinde mit mir nehme, damit kein Streit sich in meiner Abwesenheit entspinnen kann.«

Ein Druck der Hand seitens des Arztes verhinderte jeden Einspruch des Lords, der am liebsten den Ritt selbst mitgemacht hätte. »Es sei, wie Du sagst Emir. Sorge nicht um uns, es wird uns an Unterhaltung nicht fehlen.«

»Ich lasse den Dais Abdallah hier, der die Lingua-franca so gut spricht wie ich selbst und für Euren Schutz sorgen wird. Bringt die Pferde herbei!« Lord Walpole sah mit möglichster Gleichgültigkeit zu, wie der Assassine mit dem Habesch und dem französischen Offizier sich in den Sattel schwang und davon sprengte, dann folgte er dem Dais zu den Schranken, die gleich den Turnierplätzen des Mittelalters in einem Halbrund bestanden, nur statt der Holzbarriären in diesem an Holz ohnehin armen Lande mit einem Wall von Steinen und Felsblöcken eingefaßt.

Hier sahen sie einige Zeit den Waffenübungen der jungen Krieger zu, die im Bogenschießen, Speerschleudern und dem Werfen der Messer oder im Gefecht mit Schwert und Schild bestanden, wobei viele der Krieger statt der gekrümmten orientalischen Säbel sich des langen graden Schwertes der Christen, wie ihre Vorfahren es zur Zeit der Kreuzzüge hatten kennen lernen, bedienten. Dazwischen wurde das Werfen des persischen Dscherrid oder stumpfer Lanzen wie es bei den Fantasias der Araber zu Roß und von dem Rücken der Dromedare üblich ist, von den Berittenen geübt, bis auf den Wink drei derselben mit scharfen Speeren in die Arena sprengten und von der andern Seite her einer der gefangenen Leoparden aus dem Käfig getrieben wurde.

Das Spiel gewann jetzt an neuem Interesse für die beiden Europäer, die schon früher bemerkt hatten, daß von einem Altan der Burg her eine Anzahl Frauen den Uebungen zusah, worunter trotz der Höhe des Felsens das Glas des Lords deutlich die Fürstin erkennen ließ.

Der Leopard, ein in diesen Gebirgen häufig vorkommendes Raubthier, ist trotz seines Blutdurstes und seiner Keckheit im Grunde eigentlich feig und furchtsam und entschließt sich zu einem Angriff auf Menschen nur, wenn er selbst verfolgt oder verwundet ist. Auch jetzt versuchte das Thier, ein großes starkes Männchen, zunächst die Flucht aus der Umhegung und erst, als es überall an den Punkten, die einen Durchbruch gestattet hätten, von den Lanzen der ringsumher vertheilten Zuschauer zurückgetrieben wurde, die es umkreisenden Reiter es aber immer mehr bedrängten, unternahm es einen Angriff, indem es eines nach dem andern gegen die Pferde sprang, durch die Gewandthen der Reiter aber leicht wieder zurückgetrieben wurde, wobei es bereits aus mehreren Wunden blutete. Endlich gegen den Steinwall gedrängt, kauerte es sich eben zu einem kräftigen Sprunge gegen den vordersten Reiter auf den Hinterbeinen nieder, als Doktor Walding seine Schulter von einer fremden Hand berührt fühlte. Sich umwendend erblickte er den Jüngling Jesus, der ihn und den Lord zur Seite winkte und sie schweigend aus der Menge führte, deren Aufmerksamkeit meistentheils jetzt dem Ausgang des Kampfes in den Schranken zugewendet war, so daß sie fast unbeachtet die Stelle erreichten, zu welcher der junge Assassine sie führte. Ein von Eisenstäben gebildeter, an Ketten hängender oben offener Kasten, den der Arzt durch einen Blick nach oben sofort als die an dem Thorkrahn hängende Maschine erkannte – ein anderer Blick auf den jungen Assassinen belehrte ihn durch dessen bleiches erschrockenes Aussehen, daß etwas Besonderes sich ereignet haben mußte.

Mit Worten und Geberden drängte der Jüngling zum Einsteigen in die Maschine, und kaum hatten, mehr instinktmäßig als nach Ueberlegung, der Arzt und Lord Frederic darin Platz genommen, als er sich selbst gleichfalls hineinschwang und sofort der Korb in die Höhe stieg. Erst jetzt auf den Auf des alten Barbiers, mit dem der Dailkebir vorhin gesprochen, bemerkte die Menge die fluchtähnliche Auffahrt und eilte der Dais herbei, dem der Dailkebir die Aufsicht über die Fremden anempfohlen. Vergeblich aber war ihr Rufen – der Eisenkorb schwebte wohl schon auf einem Drittel der Höhe und bewegte sich mit einer Schnelligkeit, die jedem Nachklimmen auf der Stufentreppe weithin zuvorkommen mußte.

»Was ist geschehen, Knabe,« frug endlich während der Auffahrt in arabischer Sprache der Arzt. »Ist der Fürst plötzlich wieder erkrankt?«

Der Jüngling schauderte. »Frage nicht, Fremdling – Schlimmes hat sich ereignet. Die Khanum selbst sandte mich, Euch so schnell als möglich zu holen – Eile thut noth, es gilt Euer

Aller Leben und Gabriel ist mit uns, daß er mich Euch finden ließ, ehe Hassan ben Simson zurückkehrt. Steigt aus und folgt mir zur Khanum!«

Sie mußten mit diesem unvollkommen Bericht sich begnügen, obschon Lord Frederic wiederholt den jungen Mann mit Fragen nach der Fürstin drängte. Sie fanden zu ihrer Ueberraschung die Khanum bereits unter dem Gewölbe des Thors ihrer harren, den Professor am Arm haltend, der an keine Pergamente mehr zu denken schien; denn er stierte halb von Sinnen umher und hörte kaum auf die Worte der Khanum bis er seinen stattlichen Zögling erblickte und sich diesem fast schluchzend in die Arme warf.

»Gott segne Deinen Anblick, theurer Freund und Zögling! *By Jove* – Mylord, ich flehe Sie an, lassen Sie uns diesen schrecklichen Ort verlassen, sobald als möglich, und wenn es dem allmächtigen Gott gefällt, daß wir hier unser Leben verlieren sollen, so lassen Sie uns zusammen sterben als Christen wie es Ihnen und mir gebührt, obschon es allerdings schade ist, daß so viele mit Mühe und Gefahren erworbenen Beobachtungen der Mitwelt verloren gehen sollen!«

Die Khanum rief hastig dem Jüngling einige Worte zu – und dieser zog seine Begleiter tiefer in das Gewölbe des Thores. Gleich hinter ihnen rasselte das schwere aus starken Eisenstangen bestehende Fallgatter in seinen Falzen nieder und schlug in die Fugen.

»Befestigt es wohl!« befahl die Khanum und Du, Jesus, Sorge dafür, daß der Eisenkorb an die Ketten gelegt wird. Nimm den Schlüssel zu Dir, und die Strafe ewiger Vernichtung über Jeden, der es wagt, Gitter oder Krahn zu öffnen auf einen andern Befehl, als den des Scheich, der es bei diesem heiligen Ringe verbietet, den er zum Zeichen seines Wortes diesem Mann anvertraut hat!«

Sie hob fast mit Gewalt die Hand des blassen Gelehrten in die Höhe und streckte sie den Wächtern des Thurms entgegen – an dem Zeigefinger des Professors sah zu seinem Erstaunen der Arzt den Ring funkeln, dessen Abdruck er vor wenigen Stunden dem Fürsten des Gebirges abgezwungen hatte.

Die bewaffneten Wächter des Eingangs warfen sich bei dem Anblick des Ringes demüthig zu Boden und schlugen Stirn und Brust.

»Melde dem Herrn oh Khanum unsern Gehorsam!«

Zugleich brachte der Jüngling zwei mächtige eherne Schlüssel mit seltsam geformtem Bart, so daß man wohl begriff, daß nur durch sie die Schlösser, zu denen sie gehörten, geöffnet werden konnten.

»Kommt – jeder Augenblick Zögerung kann Euer Verderben sein!« Sie schritt eilig voran – noch immer unbewußt dessen, was geschehen, folgten ihr der Lord und seine Freunde mit Jesus.

Die Khanum eilte durch den Corridor, der zu der Waffenhalle der Patriarchen, seinem gewöhnlichen Aufenthalt führte und schien alle unberufenen Lauscher sorgfältig entfernt zu haben, denn Niemand begegnete ihnen, bis sie am Eingang selbst den Bärenjäger fanden, der einen gewaltigen eisernen Streitkolben gleich einem Gewehr auf der Schulter trug.

»Frage den Mann mit der Kraft eines Löwen, ob Niemand das Gemach des todten Scheich betreten hat?« gebot die Fürstin dem Arzt.

»Großer Gott – der Scheich ist gestorben in meiner Abwesenheit? Hast Du ihm denn nicht die Tropfen gereicht, als der Anfall kam?«

»Sieh selbst! – Nicht Menschenhand oder die Krankheit hat den Mächtigen überwunden – seine eigene Schuld that es! frage diesen Mann, den wir an seinem Lager fanden, obschon er sonst kaum den Muth der Gazelle zu haben scheint!«

In der That schien der kleine Professor trotz der Anwesenheit seiner Freunde nur ungern ihnen zu folgen, als sie jetzt näher traten.

Der erste Anblick, der sich ihnen bot, war ein von der eisernen Keule des Trappers, der diese Waffe zum Kampf gegen die beiden Bestien aus der nächsten Gruppe gerissen, erschlagener Pavian, der seine widrige Gier und den Kampf um die ihnen geraubte Beute mit zerschmettertem Schädel gebüßt hatte. Aber schrecklicher wirkte das zweite Opfer, obschon die Sorge der Khanum bereits das Widrigste des Anblicks beseitigt zu haben schien. Auf seinem Lager lag, die Glieder in hartem Kampf krampfhaft gebogen der Körper des alten Mannes von Blut bedeckt und mit gräßlichen Wunden Gesicht und Hände zerfleischt; das in Todeskampf herausgequollene Auge, die blaue Farbe des Angesichts, wo es weder durch Wunden noch durch Blut entstellt war, aber mehr noch die Spuren der sehnigen Krallen um den hageren Hals überzeugten den Arzt, daß der Tod durch Erwürgung erfolgt war.

»Welches Unglück, welches Verbrechen ist hier geschehen? Der Arzt hat das Recht der Frage, ich versuche Nichts eher, als bis ich weiß, was geschehen?«

Die Khanum wiegte den Kopf. »Frage nicht, Hakim – es war der Wille des Urgeistes und jede Hilfe ist vergebens – sein Leben ist entflohen. Als dieser Mann hier in die Henanah stürzte, nachdem ihm Jesus auf den Hilferuf des thörichten Weibes den Weg hierher gewiesen und er sie ihren Gefährtinnen zuwarf – eilte ich hierher, aber das Thier war bereits von dem Mann der Bücher, so schwach und schüchtern er sonst ist, verscheucht und flüchtete davon. Es muß sich nach dem Tod seines Gefährten auf den Hilflosen geworfen haben, um seine Wuth und Blutgier an ihm zu kühlen.«

»Und kein Beistand war in der Nähe?«

Die Khanum wies verächtlich nach der Höhle, deren Gitter wieder geschlossen war.

»Ich ließ die Mohren, die selbst noch halb betäubt waren, von dem Rustam hier dort hinein werfen, damit sie das Geheimniß seines Todes nicht vor der Zeit verkündeten. Der Kopf der Halb männer wird ohnehin büßen müssen für seinen Tod, denn das Geheimniß des Wie darf nicht verrathen werden. Aber der Tod des Scheich kann nicht lange verschwiegen bleiben und das schwarze Banner muß auf den Zinnen von Gengarab wehen; der Mann, der bestimmt ist, der Fürst der Berge zu werden harret in der Nähe, wenn er – dem seine letzte Lebenskraft den Ring mit der grünen Schlange in die Hand drückte – nicht selbst den Thron der Homairi besteigen will.«

»Wie – Professor Peterlein – unser Gefährte?«

»Nimmermehr – um keinen Preis der Welt und alle Entdeckungen der Wissenschaft möchte ich noch Etwas zu thun haben mit diesem Volk! Nur fort, fort Freunde von hier, wenn es möglich ist! Möge der Satan, dem sie dienen, all' ihre Pergamente und Geheimnisse holen!« der kleine Gelehrte focht mit Händen und Füßen.

»Es wäre ein schlimmer Hohn auf das Gedächtniß Dessen, der dem Urgeist sein Selbst zurückgegeben,« sagte trauernd die alte Frau. »Aber wir müssen den Zufall uns zu Nutze machen, denn bei der Erinnerung an die Zeit meiner Jugend und des Glaubens meiner Mutter habe ich mir gelobt, Euch zu retten, und mit Euch den letzten Sprossen seines Blutes, Jesus, damit er den Fluch Eblis besiege und ein Prophet des Kreuzes werde, zu dessen Glauben ich

seine reine Seele von Kind auf vorbereitet habe. Doch unsere Zeit ist kurz und Ihr müßt den Weg in's Gebirge zurücknehmen noch in dieser Stunde. Denn ehe die nächste vergeht, wird Kampf und Mord hier sein, und wer kann sagen, wer den Sieg davon trägt und was der Wille des Siegers sein mag.«

»Aber Wéra – die Frau, die wir Dir anvertraut? Wir fliehen nicht ohne sie!«

»Sie ist bereits von der Nothwendigkeit des schleunigsten Aufbruchs unterrichtet und befindet sich unter den Frauen im Kiosk, um keinen Verdacht zu erregen. Die Rosse sind bestellt und harren bereits jenseits der Zugbrücke. Es gilt jetzt, so lange der Tod des Scheikhs noch verborgen bleiben kann, die Wächter am Thurm und die Führer drüben zu täuschen und zum Gehorsam zu zwingen, und dazu möge der Ring an dem Finger dieses Schwächlings uns dienen. Nehmt Abschied von der Leiche dieses Mannes. Jesus, mein Kind, er war der Ahne Deines Blutes und auch wir müssen scheiden für dieses Dasein! Führe die Fremdlinge so rasch als möglich nach dem Abhang des Gebirges gen Abend dorthin, wo die drei Felsen jenseits des zweiten Thals hinauspringen in die Wüste, dort wirst Du den Scheikh der Abu-Bianah und ihre Gefährten finden!«

»Aber Hassan, unser bisheriger Führer?«

»Er möge seinen ehrgeizigen Schädel einrennen an dem Eisengitter von Gengarab! Der Ring der Homairi ist nicht für ihn bestimmt, – ein Stärkerer als er wird ihn zwingen, den Kopf seines Rosses gegen Mitternacht nach Kahira zu richten – und selbst wenn er Euch verfolgen wollte auf dem Wege zum Nil – das schnellste Roß seines falschen Propheten würde drei Tagereisen brauchen, ehe es das Gebirge auf dieser Seite zu umgehen oder zu übersteigen vermag, während Euch der Weg einer Sonne schon in die Wüste bringt, wo das Wort eines Bianah-Kriegers Euch erwartet, dessen Stamm niemals das seine brach. Nehmt von jenen Waffen, Fremdlinge, was Ihr zu bedürfen glaubt!«

»Und Du Frau, was wird Dein Schicksal sein? Willst Du uns nicht begleiten?«

»Gott, Allah, oder der Urgeist, wie Jener ihn nannte, werden über mir wachen, bis das Schicksal dieses Knaben erfüllt ist. Gehe mit meinem Segen Jesus, Dein Sinn hat Dich stets von der harten Lehre abgewendet und zu dem mildern Glauben Dessen gezogen, dessen Namen Du trügst. Weile nicht in Kahira, denn Feinde würden auf Deinen Fersen sein, bis vergessen ist dieser Tag. Gehe mit den Christen oder schnüre Deine Sandalen und wende Deinen Schritt zum heiligen Berge Sinai. Auf seinen Höhen sind die Klausen frommer Einsiedler jeden Glaubens, von Moses, dem Christ und Mohamed. Dort prüfe selbst Aller Lehren von dem Wesen der Allmacht und dem Zweck der Erschaffenen, und wenn Du geprüft und gewählt, dann sei einer der Propheten eines mildern Glaubens, als der ist, der Deine Jugend genährt. Vom Aufgang her kam Mariam mit dem Kinde ins Land der Aegypter, daß es gerettet werde nach alter Schrift, vor dem Zorn des Herodes – und aus dem Aegypterland und tiefer Finsterniß sendet eine andere Maria Jesus den Knaben, damit er ein Sieger werde des ächten Glaubens unter den Völkern.«

Der junge Assassine war vor seiner Aeltermutter in die Knie gesunken, und während die Thränen reichlich aus ihren welken Augen auf sein jugendlich lockiges Haupt strömten, umarmte und küßte sie dasselbe im Segnen. Dann sich ermannend führte sie selbst Alle in den großen Vorhof der Burg gegen den Eingang derselben, wo bereits zahlreiche Gruppen der Bewohner der Burg versammelt waren und scheu die Köpfe zusammensteckten, denn das Unerwartete der gegebenen Befehle mußte doch Aufmerksamkeit erregt haben, wenn auch

noch Niemand gewagt hatte, der Khanum zu widersprechen. Auf ihren Wink klopfte Jesus an die Thür der Henanah und alsbald trat die Fürstin mit mehreren Frauen heraus, die sie bis zum Ausweg begleiteten, dann aber wieder sich zurückzogen.

Der Lord hatte die Hand der Dame genommen. »Wir müssen flüchten,« sagt er, »doch fürchten Sie Nichts, wir schützen Sie mit unserem Leben – Gott hat uns aufrichtige Freunde gesendet, diese Frau und diesen Jüngling. Aber Eile und Entschlossenheit sind nothwendig und ich bitte Sie, vor diesen vielen Augen keinen Mangel an Zuversicht oder Besorgniß zu zeigen. Wir sind bereit, edle Khanum. Nochmals Dank für Eure Gastfreundschaft und den Schutz des Scheichs. Laß den Inhalt dieses Beutels mit Theresienthalern an die Diener der Burg vertheilen.«

Der Hakim hielt bereits den Beutel unter dem Gewande bereit und die wohlangebrachte Freigebigkeit diente dazu, die Männer, wenn sie etwa mißtrauisch geworden, an keine Einsprüche gegen die Abreise ohne die Anwesenheit des Dailkebir denken zu machen.

»Der Fürst unser Aller Gebieter,« sagte die Khanum, »hat befohlen, daß die Fremdlinge noch in dieser Stunde Gengarab verlassen und dahin zurückkehren, woher sie gekommen waren. Der Beistand Allahs ist mit der Arznei dieses weisen Hakims gewesen und der Scheikh Johannes bedarf seiner nicht mehr. Laßt die Brücke nieder, denn dort drüben harren bereits ihrer die Pferde. Dann aber soll nach dem strengen Befehl des Meisters dieser Weg weder zum Eingang noch zum Ausgange geöffnet werden bis zur nächsten Sonnenhöhe und bis ich ihm den Schlüssel bringe an sein Lager, denn nach dem Ausspruch des Hakims bedarf er der ununterbrochenen Ruhe nach dem Trank, den er genommen, um neugestärkt und geheilt von all seinen Leiden zu erwachen.«

Diese Erklärung harmonirte übrigens so sehr mit Allem, was sich über die Krankheit ihres Oberhauptes und die Wirkungen der Medizin verbreitet hatte, die ihm der fränkische Arzt verordnet, daß jeder Verdacht schwand. Die Brücke rasselte nieder und die Europäer beeilten sich, sie zu überschreiten, begleitet von der Khanum bis auf ihre Mitte.

Dort reichte sie Jedem zum Abschied die Hand, bis auf Jesus, der – der Letzte von den Scheidenden – sie zurückhielt.

»Sage mir noch Eins, Mutter,« sagte er – »und dann möge Dein Segen mit mir sein, wohin mich Dein Gebot sendet. Was soll mit dem Ringe geschehen, den der Fürst dem Franken anvertraut, wenn er ihn in meine Hand legt, oder willst Du ihn nicht lieber jetzt schon an Dich nehmen?«

»Ihr werdet seiner bedürfen, um drüben, wenn es nöthig, den Gehorsam zu erzwingen. Dann aber, wenn Ihr in Sicherheit seid – Du hast aus dem Munde des Scheikh gehört, daß der Ringe dreie sind, an die sich der Fluch und der Tod bindet – dann Knabe, wenn es in Deine Hand gegeben ist, dann versenke sie, wo das Meer am Tiefsten, damit der Fluch Ismaëls von den Menschen genommen und der Kampf geendet wird zwischen Eblis und Gabriel, zwischen Finsterniß und Licht um die Herrschaft der Welt! Sei gesegnet, mein Sohn in Allem, was Du thust zu ihrer Erlösung.«

Sie wandte sich und trat in den Thurm zurück, an dessen Riesenpfeilern die Brücke sich in ihren Ketten in die Höhe erhob, und alle Verbindung mit den Pfaden des Gebirges abschnitt. Dann den gewaltigen Schlüssel auch hier an sich nehmend, kehrte sie nach einem letzten Blick auf die bereits um die Felsenvorsprünge verschwindenden Reiter zurück nach der Burg, und setzte sich, ihr Haupt verhüllend neben der verstümmelten und von ihr bedeckten Leiche

ihres Gatten nieder, – jetzt ein machtloser Erdenkloß, während noch vor wenig Stunden sein Wort so vielen Leben gebot.

Erst als in ihren Schmerz die donnernden Schläge an das Eisengitter drangen, mit denen der zurückgekehrte und Unheil für seinen Ehrgeiz fürchtende Dailkebir Hassan den Eingang zur Burg zu erzwingen suchte, schob sie den Teppich zur Seite und öffnete noch einmal den Weg des geheimen Eingangs zur Tiefe.

»Steig herauf, Nureddin, neuer Scheich al Dschebal des Volks der Assassinen, und lehre jenem Ungestümen Gehorsam, der ihn nach Kahira sendet!«

Der Schein der Lampe stieg wie vorhin empor, doch rascher als vorhin und zitternd in der Begier der Herrschaft!

---

Ohne auf Zögerung und Widerspruch zu stoßen, hatten die Reisenden, nachdem ihnen wie bei dem Herritt, die Augen von ihren Führern verbunden waren, den Ritt über das Gebirge fortgesetzt. Das Vertrauen, das der junge Assassine trotz seines geringen Grades und seiner Jugend beim Scheikh und auf Burg Gengarab genoß, war zu bekannt, als daß man nicht seinem bloßen Wort gehorcht hätte, ohne daß er zu seiner großen Freude die Macht des Ringes anzuwenden nöthig gehabt hätte. Mit dem Morgen waren sie in das Thal gelangt, das sie zuerst beim Verlassen ihres improvisirten Lagers überschritten hatten, ehe sie die steile Bergwand emporstiegen, und seinem Laufe folgend, ohne ihr früheres Lager aufzusuchen, wandten sie sich sofort nach Norden und setzten den ganzen Tag ohne Unterbrechung ihren Weg fort, gegen Abend erst sich und den ermüdeten Thieren in einem Seitenthal Ruhe gönnend. Sie hatten in der That die richtige Stelle gewählt, denn als sie am andern Morgen dem sich nach der Wüste wendenden Passe folgten und an den vom Scheikh erwähnten drei mächtigen Felsblöcken vorüberkamen, fanden sie unter'm Schutz des letzten, im Angesicht der Wüste nicht allein die zurückgelassenen Freunde, sondern auch den Scheich Abu Beckr mit seinem Knaben und den Reitern. Von ihnen vernahmen sie, daß der Bote, welchen schon mehre Stunden vor ihrer Flucht aus Gengarab die Khanum noch auf Befehl des Fürsten abgesandt hatte, die drei Parteien in großer Aufregung getroffen hatte; denn der Scheikh der Abu-Bianah mit seinen Reitern war im Laufe des Tages an der Nadel der Wüste eingetroffen und lagerte dort seinem Versprechen getreu, die kleine Karavane sicher durch die Einöde zu führen. Sofort wurde Achmet der Beduine an ihn abgesandt, um ihm das veränderte Rendezvous mitzutheilen und Adlerblick traf seine Anordnungen so umsichtig und geschickt, daß die Zurückgebliebenen unter'm Schutz der Assassinenwache noch in derselben Nacht ihren bisherigen Halteplatz verlassen und sich den Beduinen anschließen konnten, ohne daß die Reiter des Negus sie daran zu hindern wagten. Einmal bei dem Wüstenscheikh, war die Gefahr eines Angriffs nur gering, obschon es dem scharfen Auge des Trappers und seiner beiden Gefährten, des Sklaven Kumur und des Wüstenabenteurers Abu-Kassi nicht unbemerkt blieb, daß die Reiter des Dedschas in weiter Entfernung ihnen folgten, um sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Jetzt, nachdem sie durch die Ankunft der Flüchtlinge von Gengarab verstärkt worden und im Besitz zahlreicher Thiere für den Marsch durch die Wüste waren, brachten sie die Gefahr nicht weiter zu scheuen, und nachdem Jesus ihre Führer von Gengarab her nach reichlich empfangener Belohnung mit ihren Thieren zur Burg zurückgesandt hatte, brachen sie Alle unter'm Schutz des Beduinen Abu-Beckr sofort auf und richteten ihren Weg

in die nubische Wüste gegen Nordwest, indem sie beabsichtigten das Dongolah im April mit dem steigenden Wasser des Nils zu erreichen, und auf diesem die Fahrt gen Assuan und Kairo fortzusetzen. Freilich war dies ein an Entbehrungen und Gefahren reicher Zug von fast einem Monat, aber es war dem Lord gelungen, Abu-Beckr für diese Zeit zu gewinnen, und so machte die Gesellschaft sich getrost auf den Weg, all den wechselnden Abenteuern des wilden Weges sich überlassend. Schon am dritten Tage hatte die Verfolgung durch die abessynischen Reiter des Dedschas aufgehört, und Lord Walpole mit den beiden Trappern konnte sich von der Zeit ab unbesorgt dem Vergnügen der Wüstenjagd überlassen, die, je weiter sie nach Norden und Westen gelangten, freilich nur auf die verschiedenen Arten der Gazellen und Antilopen und die zahlreiche Vogelwelt beschränkt blieb. –

Während selbst der Professor nach und nach sich von dem Eindruck der überstandenen Schrecken zu erholen begann und reiche Entschädigung durch seine, unterm Schutz von zwei der arabischen Reiter unternommenen Streifzüge in die Wüste, namentlich in Untersuchung der Mineralien heimbrachte, und die Fürstin die Jäger häufig begleitete, hielt sich Doktor Walding stets an dem Hauptzug der kleinen Karawane und widmete Tank-ki ein ganz besonderes Interesse. Das Mädchen zeigte ihm großes Vertrauen und sah zu ihm auf, wie zu einem Vater, während dabei ihre Stimmung immer trauriger wurde. Sie kam während des Marsches selten aus dem Korb auf dem Rücken des Kameels, das sie trug und an den Halteplätzen hielt sie sich gleichfalls meist abgesondert für sich.

Es war am zwölften Tage, als unsere Reisenden zuerst das Nilthal und zwar am Thal (Wadi) Kenous stark oberhalb Assuan unterhalb des letzten Katarakts erreichten. Sie hatten noch eine Tagereise bis zu dieser, der südlichsten Stadt Aegyptens, dem alten Syene, von wo aus erst die Schiffbarkeit des Nils durch die Ermöglichung der Dampfschiffahrt eine größere Bedeutung gewinnt und wo die Sonne am längsten Tage keinen Schatten wirft, weshalb schon die Alten hierher den Eintritt in die heiße Zone verlegten. Aber der Lord war so begierig, die Wasserstraße zu erreichen, daß er beschloß, am nächsten Landungsplatz schon eine Dahabieh, eines der eigenthümlichen Nilboote zu nehmen, und den Scheikh Abu Beckr bat, einen Reiter vorauszusenden, um ein solches zu miethen. Der Zufall hatte den Beduinen Achmed getroffen und einstweilen lagerte die kleine Karawane unter Ruinen vielleicht des alten Syenes, die der Professor zu untersuchen wünschte, als plötzlich Jesus und der Knabe Murad erschienen und sich sehr erschrocken zeigten. Es hatte sich auf dem Wege zwischen den Beiden eine große Freundschaft entwickelt, die ihren jungen Jahren entsprach und fast stets sah man sie auf den Abschweifungen von der geraden Richtung der Karawane zusammen wandern.

Murad winkte seinen Onkel zur Seite und vertraute ihm, was sie gesehen: zwei Reiterhaufen, die von Osten und Südosten her, der letztere offenbar ihren eigenen Weg verfolgend, zum Nil zogen.

»Allah Kerim,« meinte der Scheich, »die Wüste ist groß, und es ist die Straße der Karawanen, die nach Assuan ziehen.«

»Aber es sind keine Karawanen,« behauptete Murad, – »es sind gewaffnete Reiter, wir sahen von der Höhe der Felsen aus im Sonnenscheine ihre Waffen blitzen und Jesus, der ein Auge hat, wie der weißköpfige Falke, meint, daß es die Reiter sind, die uns drei Tage lang durch die Wüste gefolgt waren.«

»Aber was gehen uns die Reiter vom Aufgang her an?«

»Es sind Homairi!« sagte der Jüngling ruhig. »Ich fürchte, daß es die Reiter des Dailkebirs sind, die sich am Ausgang des Djebels nach der untergehenden Sonne gewendet haben, um uns die Erreichung des Nils zu verlegen. Wir haben gesehen, wie sich die beiden Züge vereinigt haben, nachdem sie Boten gewechselt hatten, und deshalb kamen wir, unsere Freunde zu warnen.«

»Wie weit sind sie noch entfernt?«

»Ihre Rosse kommen auf dem felsigen Grund nur langsam vorwärts,« sagte der scharf beobachtende Knabe, »aber sie haben Richtung hierher genommen und die Wirrniß der Felsen mag sie vielleicht noch eine Stunde aufhalten, wenn sie nicht vorziehen sollten, die Rosse am Aufgang der Schluchten zu verlassen und zu Fuß uns zu verfolgen.«

Die Nachricht war allerdings so wichtig, daß Abu Beckr eilig einige seiner Araber absandte, die Fremden zu beobachten, bis man Gewißheit über ihre Absichten und ihren Charakter hätte, und einstweilen Alles zum Aufbruch bereiten ließ. Man war allerdings auf dem letzten Tagesmarsch nur langsam vorwärts gekommen, da hier sich die Gebirge von Osten her in einzelnen Ausläufern wieder bis zum Nil herabziehen, und seinen Lauf hemmend die berühmten ersten Katarakten bilden, so daß der Weg nur in einzelnen Schluchten mit Pferden und Kamelen gemacht werden kann und gewöhnlich nur Esel von jener kleinen Gattung benutzt werden, die wegen ihrer Ausdauer und Zähigkeit durch ganz Aegypten verbreitet sind.

Der Lord und der Arzt waren rasch von dem Scheikh herbeigerufen worden, während er an die anderen Begleiter den Befehl ertheilte, sich zum Aufbruch fertig zu machen zum großen Bedauern des mit allerlei gelehrten Expeditionen beschäftigten Professors, den man sich übrigens bereits gewöhnt hatte in allen wichtigen, die Richtung des Weges und die Sicherheit der Gesellschaft betreffenden Fragen, als Null zu betrachten; doch unterließ es der Lord nicht aus Achtung vor seinem alten Freunde, ihn bei ernsteren Berathungen wenigstens zuzuziehen, um ihm Gelegenheit zu geben, seine in der That großen geographischen und historischen Kenntnisse zu zeigen.

»Nach dem, was unser Führer erzählt,« behauptete der Gelehrte, »befinden wir uns hier bereits oberhalb der ersten Stromschnellen, oder des ersten Katarakts, bis wohin Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht von Preußen auf seiner zweiten Reise zum Nil im Jahre 1847 ging, nachdem Höchstderselbe auf seiner ersten fünf Jahre früher bis über den zweiten Katarakt, also bis Ebsambol gelangt war und die gefährliche Fahrt über die Fälle selbst, wo 150 Barken Ibrahim Pascha's ein Jahr vorher gescheitert waren, unter Führung des berühmten Scheikhs der Katarakten unternommen hatte. Ich habe damals von seinem Begleiter, dem Lieutenant Reclam vom Garde-Schützen-Bataillon, einen Vortrag darüber gehört und öfter mit seinem Hofstaatssecretair Strömer davon gesprochen, der ihn gleichfalls begleitet hat. Aber ich erinnere mich nur, daß unterhalb des ersten Falles der Nil wieder seine Breite erreicht und selbst Dampfer bis Dandur heraufgehen können — — —«

Der Scheikh erhob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

»Möge Allah geben,« sagte er, »daß Achmed uns gute Nachrichten bringt. Es ist wenig, was meine Reiter leisten können in diesen Felsen. Wo auch Eblis diese Söhne des Teufels hergeführt hat, es ist sicher, daß sie die Absicht hatten, uns zu begegnen, bevor wir Assuan erreichen, wo der Weg endet, den die Abu-Bianah Euch zu führen übernommen haben. Aber Abu Beckr kennt nicht umsonst dieses Ufer. Laßt die Frauen aufsitzen, daß sie zum Nil flüchten, indeß wir unsere Feinde aufhalten. Wir sind hier im Gebiet des Scheikhs der Katarakten,

ich kenne ihn und es könnte Euern Verfolgern übel ergehen, wenn sie es wagen, uns hier anzugreifen.«

Aus dem Vergehen der Gränzüberschreitung und eines Einfalls in ägyptisches Gebiet schienen die Reiter des Abessiniers wie die des Assassinen sich jedoch wenig zu machen, denn einer der ausgesandten Späher, den Adlerblick zurückgeschickt, brachte die Nachricht, daß die verfolgende Schaar am Fuß der Felsen Halt gemacht, ihre Pferde dort verlassen hatte und im Begriff stände, zu Fuß in die nächste Schlucht einzudringen. Bald darauf erschien der Trapper selbst.

»Jener Knabe hat richtig gesehen,« sagte er – »er hat ein scharfes Auge, und wenn er eine gute Erziehung erhält, kann ein tüchtiger Schütze und ein tapferer Soldat dieses schlimmen Landes aus ihm werden. Es ist in der That der General des Negus, der uns von Arkiko her verfolgt hat und der Franzose vom Schiff ist auch dabei. Hol' ihn der Teufel, ich hätte große Lust, die Kugel, die er mit seinem Pferde dort vor unserem Versteck parirte, ihm jetzt durch den Schädel zu senden, obschon er ein Christ ist, denn er verdient es nicht besser. Er ist rachsüchtiger, wie eine Rothhaut. Aber es ist noch ein Dritter dabei, wenn mich nicht Alles täuscht, den ich dort gleichfalls gesehen haben muß und der dort auf unserer Seite stand. Ich habe keinen Begriff, wie es kommt, daß er jetzt zu unseren Gegnern gehört; aber in diesen verteufelten Ländern scheint überhaupt nicht Glauben und Ehrlichkeit zu herrschen und ich habe mich daran gewöhnen müssen, seit ich Amerika verließ. Recht so, Brown – schicke die Weiber voraus und an der nächsten günstigen Stelle wollen wir den Schurken unsere Büchsen zu kosten geben, wenn sie allzu neugierig werden. Bisher hätte uns ihr Knall nur verrathen.«

»Wir brauchen uns nicht zu geniren, Adlerblick,« sagte der Trapper »und können unseren ehrlichen amerikanischen Namen in Gesellschaft unserer neuen Freunde immerhin führen. Der Name unseres alten Gebieters ist ihnen bekannt.«

»Meinetwegen,« meinte der Kanadier; »da unser Contract doch in Paris endet und wir entschlossen sind, nach den Prairien zurückzukehren, um dort unser Grab zu finden, bleibt sich die Sache gleich. Aber laß Abu Beckr seine Leute zurückziehen und Lord Walpole bestimmen, wer die Frauen in Sicherheit bringen soll; denn mir scheint, daß wir uns hier auf einem ziemlich guten Platz für einen Hinterhalt gegen das Gesindel befinden, das nicht Ruhe zu geben scheint, bis es sich die Schädel eingestoßen hat.«

Der Rath des Trappers war in der That gerechtfertigt. Nach der Mittheilung des Scheikh, der sofort Boten absandte, seine Leute zurückzurufen, trennte sie nur noch ein geringer Bergrücken von der fruchtbaren Niederung des Nils, an dessen Ufer mehrere arabische Dörfer fliegen mußten, in deren eines der Bote zum Miethen einer Dahabieh und der nöthigen Ruderer gesandt worden war. Professor Peterlein, Kumur und der Knabe Jesus mit ein Paar der Araber wurden bestimmt, die Frauen zu begleiten und sämtliche Reitthiere mit dem Gepäck nach der Niederung zu bringen, und die Fürstin, die Anfangs sich geweigert, ihre Freunde bei dem Kampf zu verlassen und nur durch die ernsten Vorstellungen des Arztes dazu bewogen worden war, hatte sich an die Spitze des Zuges gestellt. Dagegen hatte selbst der Befehl seines Oheims den Knaben Murad nicht dazu vermocht, und nur seine treue Stute hatte er einem der Araber übergeben.

Während der Zug die Anhöhe so rasch als möglich hinaufstieg, hatten der Scheikh und die beiden Trapper ihre Gefährten möglichst vortheilhaft placirt, und kaum war dies geschehen, als man auf der andern Seite des Passes Männer heraufsteigen sah, deren Jubelruf sofort

erkennen ließ, daß sie den Zug der Frauen im Emporsteigen erblickt hatten und sich am Ziel ihrer Verfolgung glaubten. Es waren El-Maresch und seine abgessenen Reiter, die zunächst herbeikamen – an der Seite des Dedschas noch immer der Franzose! In einiger Entfernung hinter ihnen sah man die flatternden Gewänder der Assassinen, an ihrer Spitze den Dailkebir in ruhiger Haltung.

Den Europäern hätte es widerstrebt, die Herankommenden unerwartet mit einer Flintensalve zu begrüßen, aber weniger bedenklich als sie, empfingen Abu Beckr und diejenigen seiner Gefährten, welche mit einer alten Flinte bewaffnet waren, sie mit einer Salve, die freilich wenig Schaden that, da die Gewehre meist nur alte Kommißflinten waren und die Araber ohnehin nicht besondere Schützen sind. Doch genügte die Verwundung eines der besser bewaffneten Abessynier, sie zu größerer Vorsicht zu mahnen und gleichfalls ihre Deckung suchen zu lassen. Von dem Augenblick an entspann sich ein lebhaftes Feuergeschehen, in dem jeder der Schützen sich möglichst zu decken strebte, doch rückten offenbar die an Zahl viel stärkeren Verfolger den Reisenden immer vor, indem sie auf beiden Seiten diese zu überflügeln suchten.

Die Assassinen, die keine Gewehre führen, schienen sich ganz von dem Kampfe zurückgezogen zu haben, denn sie waren von der Stelle verschwunden, an der man sie früher gesehen hatte.

Von der Gesellschaft des Lords war bisher nur einer der Araber erschossen worden, der sich unvorsichtig aus der Deckung gewagt, – aber es konnte kein Zweifel darüber sein, daß die Gegner vordrangen.

»Es wird Zeit, daß die braunen Burschen eine Lektion erhalten,« bemerkte der Trapper Adlerblick. »Ha, das galt Ihnen, Mylord und der Schuß kam von rückwärts. – Hölle und Teufel – sie haben uns wahrhaftig überlistet und uns den Weg versperrt!«

Ein Ruf des Knaben Murad und dessen Geberden hatte ihn nach rückwärts blicken und bemerken lassen, daß der Zug der Frauen eben die Höhe des Grates erreicht hatte und auf der anderen Seite niedersteigend verschwand – aber zugleich sah er, daß zwischen ihnen und den Frauen bereits der größte Theil der Krieger des Dedschas und dieser selbst mit dem Franzosen sich befand, und der Ausgang ihrer eigenen Stellung nach dem Nil hin von dem Hosseini gesperrt war.

Es bedurfte nur eines Augenblicks, um die beiden Europäer bemerken zu lassen, daß sie so zwischen zwei Feuer gerathen und gleichsam in einer Falle waren. Der Dedschas und seine Krieger schienen sich indeß weniger um sie zu bekümmern, als um die weitere Verfolgung der Flüchtlinge, die ihnen jetzt nicht mehr entgehen konnten. Dennoch hatte es eben nur des einen Blickes und dieser Erkenntniß ihrer Lage bedurft, um den jungen Engländer seinen Entschluß fassen zu lassen.

»Lassen Sie Abu Beckr diesen Posten halten Doktor,« sagte er kurz, »damit wir nicht von hinten angegriffen werden – wir selbst müssen uns durchschlagen zur Fürstin um jeden Preis. Smith! Brown! wenn Sie die Männer sind, für die ich Sie halte – werden Sie uns nicht im Stich lassen!«

»Niemals, Mylord – fragen Sie den Doktor darum! Aber einen Augenblick – ich glaube, es wird gut thun zuvor dem braunen Schuft einen Denkkettel zu geben!«

Mit Blitzesschnelle lag seine Büchse im Anschlag und gleich darauf krachte der Schuß. Man sah an der Höhe hinauf den Dedschas selbst mitten zwischen seinen in der Verfolgung

begriffenen Kriegern taumeln, die Faust gegen sie hinab drohend heben und dann die Anhöhe herunterrollen. »Und jetzt, Ralph,« sagte der Schütze kaltblütig, »wird es Deine Sache sein, durch Diese hier uns eine Bahn zu brechen!«

Er wies auf die Reihe der Assassinen, die ihre Speere gesenkt den Ausgang des bisher von den Reisenden vertheidigten Hohlwegs gesperrt hielten, eine trotz ihrer Ingend nicht zu verachtende Phalanx, denn hinter ihr, sie zum Widerstand ermunternd und ihn leitend, stand der Dailkebir.

»Gebt Raum! laßt uns durch! Was seid Ihr mit unsern Feinden?«

»Diebische Franken,« schrie der Assassine seine Streitaxt schwingend. »Ihr habt den Ring der Hosseini gestohlen! Gebt den Raub heraus und Ihr mögt frei ausgehn – sonst soll Keiner dem Tod entrinnen!«

»Den Ring?«

»Den Ring des Scheikh al Dschebal, den Ihr aus Gengarab geraubt durch das falsche Weib. Her mit dem Ringe, der mir allein gebührt!«

Der Lord blickte erstaunt auf den Arzt und ließ die bereits zum Angriff erhobene Büchse sinken. »Den Ring, Doktor – wo ist er? Wer dachte noch an den Ring! Wissen Sie davon?«

»Der Knabe Jesus hat ihn – er ist voraus!«

Es war mehr das Brüllen eines wilden Thieres, was Hassan der Dailkebir ausstieß bei dieser Nachricht – daß Jesus das Kleinod der Assassinen trug. »Dann ihm nach – der Ring gehört *mir!* er und Ihr Alle sollt sterben bei Eblis!« und den Seinen winkend ihm zu folgen, stürzte er selbst aus der Schlucht und eilte den Abgang hinauf.

Diesen Augenblick benutzten natürlich der Lord und seine Freunde, das Freie zu gewinnen. Bunt durcheinander, Freund und Feind, eilten sie die Anhöhe hinauf, von der ihnen zu ihrem Erstaunen die Krieger des Dedschas gleich einer Welle, die sich am Strande gebrochen, zurück und entgegengeflutheten. Schüsse knallten hinter ihnen drein, auf dem Gipfel des Grates erschien eine Schaar von Männern und immer mehrere, Europäer und Beduinen durcheinander quollen ihnen nach und trieben die Hedschas in wilder Flucht vor sich her!

»Festgestanden, Vetter Frederic!« klang eine laute Stimme – »keinen Pardon, Freunde, den Räubern der Wüste! Hurrah für Alt-England, wir kommen zu rechter Zeit!«

Der Lord blieb erstaunt stehen. »Um Himmelswillen – diese Stimme kenne ich – das ist der Graf von Lerida . . . «

»Dein toller Vetter *Juan* – dessen Streichen der weise Walpole Nichts mehr nachgiebt mit diesem Zug durch die Wüste! Davon später, – jetzt laß uns an sie!«

»Die Fürstin! bist Du den Frauen begegnet, Juan?«

»*Caramba* – wenn das die russische Fürstin ist mit ihren Diamanten und Smaragden, so muß ich Dir sagen, Vetter Frederic, Du hast keinen üblen Geschmack – sie ist in Sicherheit, hoffentlich bereits am Bord meiner Barke. Vicomte von St. Bris hat es übernommen, für sie zu sorgen, indeß wir Dir zu Hilfe eilten. Ich muß gestehn, Du schleppest seltsame Gesellschaft mit Dir umher und scheinst an Abenteuern so wenig Mangel gehabt zu haben, wie ich. Wer sind die Bursche da, die so trotzig ihre Speere uns entgegenstrecken gleich einem Stachelschwein? – nieder mit den Waffen oder eine tüchtige Salve soll ihnen allen den Garaus machen!«

In der That hatte sich das Blatt wie mit einem Zauberschlage gewendet. Während rechts und links bewaffnete Beduinen, nach dem Wort und Wink eines alten graubärtigen Mannes in der Uniform eines ägyptischen Offiziers die Krieger des erschossenen Dedschas vor sich

hertrieben, die in wilder Flucht den Felsenpaß zurück zu gewinnen suchten und dabei in die Hände des Scheikh Abu-Beckr und seiner Araber geriethen, – hatte sich die kleine Schaar der Hosseini um ihren Anführer geschaart, ihn gleichsam im Quarré umgebend und streckte ihre Speere trotzig jedem Angriff entgegen, sich langsam zurückziehend, da der Dailkebir wohl einsehen mochte, daß diesem so plötzlich erschienenen übermächtigem Feinde gegenüber jeder Versuch einer weiteren Verfolgung der Frauen und ihrer Begleiter mehr als vergeblich sein und nur mit ihrem vollständigen Untergang enden konnte. Finsteren Blickes stand der Dailkebir in der Mitte der Seinen noch nach einem Entschluß ringend, während sich eine immer größere Zahl von Arabern um seine Schaar sammelte und nicht übel Lust zu haben schien, über sie herzufallen, als der Lord mit Doktor Walding und seinem Vetter ihnen näher trat.

»Emir,« sagte er – »wenn Du auch wie ich fürchten muß, Schlimmes mit uns vorhattest, so ist doch noch Nichts geschehn, was uns vergessen lassen kann, daß Du zuerst Dich uns freundlich erwiesen und uns Schutz gewährt hast gegen die Verfolgung der Habesch. Wenn Ihr die Waffen niederlegt und geloben wollt, friedlich in Eure unheimlichen Berge zurückzukehren, mögt Ihr ungefährdet Eure Pferde aufsuchen, sobald wir das Schiff dieser Franken bestiegen haben, und es sei Frieden zwischen Euch und uns. Entscheide Dich rasch; denn wie mir meine Freunde sagen, ist das Boot zur Abfahrt bereit!«

»Möge Dein Schatten lang sein, Aga,« sagte der Scheikh Abu Beckr, der mit dem ägyptischen Offizier her beigekommen war, den er wohl zu kennen schien. »Du denkst doch hoffentlich nicht daran, diese Söhne des Teufels, die Allah in unsere Hände gegeben hat, ungekränkt zurückkehren zu lassen? Dieser Mir Alai ist der Scheikh der Katarakten und mein Freund. Sein Beistand ist es, der uns Alle gerettet hat. Was soll aus uns werden, wenn diese Verworfenen, die vorgeben, an den Propheten zu glauben und Nichts sind, als Anbeter des Teufels, sich an uns rächen für ihre Niederlage? Noch hat Niemand Gutes gehört von einem Ismaëlit.«

»Ich denke Freund Abu Beckr,« beharrte nach einer kurzen Berathung mit dem Arzt und dem ägyptischen Offizier der Engländer auf seiner Entscheidung, »wenn diese Männer ihre Waffen abgeben, haben sie in langer Zeit nicht die Macht, Dir oder Anderen zu schaden und es würde sogar übel sein für Deinen Stamm und selbst für die ägyptische Regierung, die, wie ich höre, gegenwärtig mit ihnen in Frieden lebt, ihre Rache zu reizen. Was uns betrifft, so sind wir ganz aus ihrem Bereich, sobald wir auf dem Nil sind, denn wir finden in Assuan das Dampfschiff meines Verwandten, der nur um die Katarakten zu sehen, seinen Weg bis hierher ausgedehnt hat und ursprünglich nur in Assuan nach uns bei den Karawanen forschen wollte. Du aber, Freund Abu, magst als Zeichen unserer Dankbarkeit außer dem bedungenen Lohn die sämtlichen Reit- und Lastthiere nehmen, mit denen es uns gelungen ist unter Deiner Führung die Wüste zu durchkreuzen; Du findest Schutz genug hier, bis Du zu den Zellen Deines Stammes zurückkehren kannst.«

Der reiche Lohn, der auf diese Weise ihm zufiel, beseitigte sofort alle Einwendungen des Wüsten-Scheikhs und er hob die Großmuth des Beisädih bis in den Himmel.

Der Dailkebir hatte noch immer schweigend der Berathung über sein Loos zugehört; auf seinen Wink legten jetzt die Assassinen ihre Waffen auf einen Haufen und er selbst wandte sich nun an den Lord.

»Will der Beisädih jetzt, wo Frieden ist zwischen unseren Stämmen Hassan ben Simson den Ring zurückgeben lassen, daß ich ihn nach Gengarab zurückbringen mag? Der Knabe Jesus wird meinen Befehlen folgen.«

»Ich kann ihm dies nicht gebieten, denn ich habe kein Recht dazu. Wenn er sich ohne Zwang bereit erklärt, mag er es thun – obschon nach Allem, was ich gehört und wahrgenommen, es besser sein dürfte, dieses unheimliche Symbol der Macht wäre weder in Deiner noch in der Hand eines andern Mannes aus Deinem Stamm.«

»Soll ich Dich also zu ihm begleiten?«

»Nein – Du magst am Ufer seinen Entschluß erfahren!«

Der Assassine preßte die Zähne zusammen. »Den Entschluß eines Knaben? Machst Du einen Mann wie mich davon abhängig?«

»Eben darum soll sein Entschluß frei sein – da er nicht nach Gengarab zurückkehren wird.«

»So ist er ein Abtrünniger geworden von dem Glauben seiner Väter? Fluch ihm und meiner Blindheit! Du bist ein Thor, Christ, daß Du Eblis auf seine Fersen hetzest; denn wisse, wer der grünen Schlange geschworen, ist ihr verfallen für immer.«

»So mag es Dein finsterner Glauben lehren – der Glaube der Christen lehrt die Erlösung vom Teufel – jedenfalls soll der Entschluß des Jünglings frei bleiben. Aber wen haben wir hier? Herrn de Thérouvigne, meinen unversöhnlichen Gegner. Ihr wißt vielleicht gar nicht, Vetter Juan, daß Du da einen französischen Offizier zum Gefangenen gemacht hast, der sich den Banditen der Wüste angeschlossen hatte, bloß weil ich ihm für eine eingebildete Beleidigung die unter Thoren übliche Genugthuung verweigert hatte. Er ist ein Verwandter der Fürstin und ich bitte Dich, ihn frei zu geben – er wird von Assuan leicht Gelegenheit finden, Cairo zu erreichen.«

Der Graf zuckte die Achseln. »Saint Bris hat ihn zum Gefangenen gemacht, wobei er einen Säbelhieb in die Schulter davon trug. Er mag über sein Schicksal entscheiden. Das erinnert mich, daß Du mir gesagt hast, Du hättest einen Arzt in Deiner Begleitung, der früher in Indien war. Vielleicht kennt ihn der Oberst, der im Dienst der Rhani von Ihansi stand. Wir finden ihn an Bord der ›Victory‹ in Assuan, wo er die Nachforschungen nach Euch leitet, indeß ich mir es nicht versagen konnte, die Katarakten zu besuchen – zum Glück für uns Alle.«

Doktor Walding war dem Sprecher näher getreten, mit dem ihn der Engländer bereits, während sie zu den Ufern niederstiegen, flüchtig bekannt gemacht hatte.

»Sein Name, Herr?«

»Oberst Grimaldi oder Maldigri, wie er in Indien sich nannte!«

»Marcos Maldigri – Heiliger Gott, welcher wunderbare Gang des Menschen-Schicksals führt uns hier zusammen! O, erzählen Sie mir von ihm und seiner damaligen Herrin! Auch ich kannte sie.«

»Bah, Doktor, wir werden Zeit genug dazu an Bord haben,« entgegnete der Graf von Leri-da, »denn Sie müssen wissen, daß auch ich zu den alten Indiern gehöre, wenn auch meine Abenteuer dort nicht von Bedeutung sind. Ich traf in Rom wieder mit ihm zusammen und er erbot sich, mich auf der Nilfahrt zu begleiten, nachdem uns Graf Boulbon von Deinem tollen Project erzählt hatte, statt mit ihm über Suez zu gehn, den Weg quer durch die Wüste zu nehmen. *Caramba* Vetter, nur ein Vollblut-Engländer kann auf solche Ideen kommen und fällt dabei stets wieder auf seine Füße. Monsieur de Thérouvigne, ich denke, es wird Ihnen wohl Nichts übrig bleiben, als mit uns an Bord zu gehn; denn eben fällt mir ein, daß wir schwerlich

vor Cairo auf ein französisches Consulat stoßen werden. Dort mögen Sie mit Ihrer Regierung das Weitere abmachen. Das geht uns Nichts an, denn von uns sind Sie im ehrlichen Kampf gefangen worden.«

Der Franzose blickte noch immer stumm vor sich nieder und rang offenbar mit einem Entschluß. Er mochte wohl fühlen, wie thöricht und unwürdig er sich von seinem Groll und seinem Vorurtheil hatte hinreißen lassen und nur sein Stolz hinderte ihn noch, dies offen einzugestehn. Vor Allem war es die in Gengarab gemachte Entdeckung, wessen Werkzeug er gewesen, was ihn demüthigte. So folgte er verdrossen den Vettern und ihren Freunden, nachdem man auf den Befehl des Spaniers ihm die Bande abgenommen, die seine Arme an einander schnürten.

Schon als sie an der andern Seite der Höhe niederstiegen und den Fluß in seiner ganzen Breite vor sich sahen, wie er sein grünliches trübes Wasser durch das Thal wälzte der kaum eine halbe Stunde entfernten letzten Felsenge zu, erkannten sie, daß jede Gefahr für sie vorüber war. Ein Lager von Zelten und Erdhütten erhob sich am Ufer und die Reisenden erfuhren, daß es Vorbereitungen wären für die Aufnahme einer neuen Expedition, welche Said Pascha über die Fälle hinaus gegen die Negerstämme von Darfur und Kordofan rüstete. Somit erklärte sich auch die Anwesenheit des Scheich der Katarakten und seiner zahlreichen Untergebenen. Noch waren die Truppen nicht den Nil heraufgekommen, aber Assuan bereits als ihr Sammelpunkt bestimmt und der Scheikh eben im Begriff, sich dahin zu begeben, um weitere Befehle einzuholen.

In geringer Entfernung vom Ufer ankerten mehrere der eigenthümlichen Nilboote, Dahabiehs genannt, und von dem Hüttendeck des größten grüßte sie bereits das Wehen eines Tuches, das die Hand der Fürstin ihren Freunden entgegen schwenkte. Neben ihr sah man die kleine seltsam in ihrer halb morgenländischen, halb abendländischen Tracht aufgeputzte Gestalt des berliner Professors und die wehenden weißen Gewänder des jungen Assassinen. Stumm und finster blieb der Dailkebir bei diesem Anblick stehen, der ihm wenig Aussicht auf die Erreichung seines Ziels versprach. Dennoch machte er noch einen letzten Versuch, es zu erreichen, indem er den Engländer anredete. »Wird der Baisädih sein Wort halten und mit jenem ungetreuen Knaben sprechen? Diese Wachen der Egypter lassen mich nicht weiter vorgehen – wie soll ich es erfahren, ob er bereit ist, den Ring der Homairi zurückzugeben? Sage ihm, daß Hassan ben Simson die Schätze von Gengarab ihm dafür bietet!«

Der Lord bedeutete ihn, zurückzutreten, er selbst eilte nach dem Ufer, um das Boot möglichst rasch zu betreten. »Wenn der Knabe bereit sich zeigt, soll eine rothe Flagge es Dir verkünden. Aber täusche Dich nicht, Emir, Deine Macht ist hier zu Ende. Lebe wohl, Hassan, und möge Dein Allah Dir bessere Einsicht geben über den Zweck unseres Lebens. Dort winken meine Freunde!« Er verließ den Assassinen und eilte der Planke zu, die ihn an Bord der Dahabieh führte; die finstere Lehre von Tod und Vernichtung lag hinter ihm – ein neuer Zweck, ein neues Dasein that sich ihm auf.

---

Eine Stunde später hatte die Dahabieh die Seile gelöst, die sie am Ufer zurückhielt, denn der Scheikh drängte zur Abfahrt und stand jetzt selbst am Steuer, das sie nach der Mitte des Stromes lenkte, wie die Fluth rascher und rascher der letzten Felsenge entgegenschloß.

Es war ein buntes Gedränge unter dem Sonnenzelt, das man über das Boot herspannte, denn obschon manche der Eingeschiffen auf einer zweiten Barke ihren Platz gefunden, saßen doch sämtliche Hauptpersonen in der vom Scheikh selbst gesteuerten und gewannen jetzt erst Zeit und Gelegenheit zum gegenseitigen Austausch der Ereignisse, wenn nicht der drastische Eindruck der immer wilder sich gestaltenden Ufer sie in Anspruch nahm.

Enger und enger tritt hier das letzte Felsenbett des gewaltigen Stromes auf seinem Wege zum Meer zusammen, und rauhe Steinblöcke häufen sich bis fast in die Mitte hinein, so daß eine feste Hand des Steuermanns und eine genaue Kenntniß des Fahrwassers dazu gehört, die Gefahr zu vermeiden. Das Geschrei der Ruderer, der schrillende Befehlruf des Kapitäns selbst wurden fast unhörbar unter dem Brausen der schäumenden Fluth, die bei der geringsten Unvorsichtigkeit sie verschlingen konnte. Auf dem Dach der Hütte neben dem am Ruder mit seinem Gehülfen steuernden Scheikh sah man die leichte luftige Gestalt des Jünglings Jesus in tiefen Gedanken stehen, gleichgültig gegen die Gefahren um sich her, als vermöchten sie Nichts ihm anzuhaben und als könne sein Fuß über das Tosen der Wässer ihn führen, das die unerschrockenen Männer auf der Spitze des Schiffes beobachteten. Sinnend betrachtete er einen Gegenstand an seiner Hand, auf den der Sonnenstrahl einen grünen Blitz warf.

Da drang plötzlich durch das Toben der Wellen und das Geschrei der Matrosen ein mächtiger gewaltiger Ton, der sie Alle hinüber nach dem linken Ufer des Stroms blicken ließ, der auf seinem Rücken die Geschichte von Jahrtausenden getragen hat. Auf einem der vorspringenden Felsblöcke, unter denen die Stromschnelle vorübersauste, sah man einen Mann stehen, der eben das Horn vom Munde hob, dem er jenen Ton entlockt. Der im Luftzug wehende schwarze Mantel, der Silberhelm mit Turban und Feder und die Klarheit der Luft ließen ihn selbst in dieser Entfernung erkennen. – Es war der Dailkebir, der Assassine Hassan ben Simon. Drohend hob der Finstere die Rechte und schüttelte sie gegen das Schiff. »Gebt den Ring oder seid verflucht in Eblis Namen!« donnerte über das Wasser her sein Ruf und erschrocken fuhr der Lord empor, denn jetzt erst gedachte er des gegebenen Versprechens, das das Gewühl der Einschiffung und Abfahrt ihn vergessen gemacht. »Den Ring! den Ring!« donnerte es nochmals über das Wasser her, auf dem die Dahabieh dahinschoß. Da hob der blonde Jüngling auf dem Kajütendach die Hand. – – »Wo das Meer am Tiefsten ist!« sagte die Khanum, murmelte seine Stimme – »möge es ewig verschwinden aus dem Angesicht der Menschen, das Symbol der Finsterniß vor der Herrschaft des Lichts!« und weit hinaus über Bord in den Strudel der Wässer flog es wie ein züngelnder grüner Blitz – der Jüngling aber sank betend nieder in die Knie, während hinter der Barke her ein dunkler Körper sich in die rastlosen Fluthen warf.

»Dreht bei! Ein Mensch im Wasser! Helft – werft Taue aus!«

Thörichter Wahn – nicht Menschenmacht hätte auf diesen Fluthen die Barke auch nur einen Moment aufzuhalten, aus dieser Gewalt ein Leben zu retten vermocht, – im nächsten Augenblick war das leichte Schiff weit, weit über die Stromschnelle hinaus, die Gefahr glücklich überstanden, und nach kaum einer Viertelstunde schaukelte das Boot auf dem ruhiger in flacheren Ufern sich ausbreitenden Strom, der sie bald Alle mit den Flügeln des Dampfes, jenem gewaltigen Fittig der Neuzeit an den versinkenden Denkmälern alter Herrlichkeit vorüber zur Kalifenstadt und zum Meer führen sollte und zu Ländern, wo die Civilisation und das Kreuz regiert.

Ob *dort* der Kampf um die *Herrschaft* weniger grausam, weniger gierig und von Blut und Verbrechen befleckt ist, *weniger* der Wahn regiert und der Saamen der Schlange, als unter den Kindern der Wüste, den Söhnen Eblis? – wir wollen selbst schauen.

#### AUF DEUTSCHEM STROM!

... Es war in Hamburg, der Journalist reichte eben seiner Frau die Hand, sie die bequeme Treppe hinab zu geleiten, die von dem Bollwerk am Hafen hinunter führt zu dem Floß, an das die Jollen anlegen, welche die Verbindung bilden des Ufers mit der langen Reihe der im deutschen Strom ankernden Schiffe, der Küstenfahrer wie der mächtigen Dreidecker, welche den Welthandel der großen Hansestadt über alle Meere vermitteln.

»Boot Herr?«

»Ja – was kostet die Stunde?«

»Ah, mien Heer wollen blos durch die Schiffsreihen fahren? Sind ein Paar große Dreidecker hier, die nächste Woche nach Chili gehen. – Steigen Sie ein!«

»Ich denke die ›Amazone‹ und der ›Komet‹ sind auch hier.«

»Well well, Sir – die preußische Corvette, hat ein wenig Havarie an der englischen Küste gehabt, und sollte auf die Doks, ehe sie nach Danzig und Kopenhagen geht. Schönes Boot, Herr – nur die Masten etwas hoch auf die Breite. Schöne Leute darauf, sind manierlicher als die John Bulls und die Danebrogs, von denen draußen einer hinter Blankenese liegt. Wünschte, wir könnten's ihnen einmal zeigen, aber es ist aus mit der deutschen Marine, seit man sie unter den Hammer gebracht und selbst die Schiffe der preußischen Seehandlung so schändlich verschachert hat. Wird nun einmal Nichts daraus, obschon sie sich jetzt wieder mächtig rühren und sammeln sollen im Binnenlande. An Matrosen würde es wahrhaftig nicht fehlen für eine deutsche Flotte, nur – ... «

»Was fehlt also?«

»Hm, calculire Herr, an einer deutschen Flagge selbst« brummte der alte graubärtige Jollenführer.

»Nun – wir haben ja einen Prinz Admiral und einen besondern Marine-Minister!«

»Hab' gehört davon snaken – wird wohl auch so 'ne Landratte sein, der nur die Soldaten drillt!«

»Halt da Alter – redet nicht mehr, als Ihr versteht. General von Roon ist bei Colberg an der See geboren. – Ihr kennt doch die Ostseeküsten?«

»Denke Herr – war in meinen besseren Jahren lange genug auf der Binnensee, obschon ich ein Befahrner bin, der zwei Mal in China war, das eine Mal mit einem Engländer, das andere Mal mit einem Hamburger Schiff. Hab mir grade auf der Ostsee bei Rügen durch einen Sturz von der Raa bei den kurzen Stoßwellen das Bein gebrochen, das mich zwang, als alter Kerl ein Jollenführer zu werden. War Neunundvierzig dabei, als die Schleswig-Holsteiner in der Bucht von Eckernförde die ›Gefion‹ nahmen und den ›Christian VIII.‹ in die Luft sprengten.«

»Ei sieh da – also ein erfahrener Veteran. Aber wie kamt Ihr dazu, die Hamburger nahmen doch sonst an der Erhebung der Herzogthümer wenig Theil?«

»Bin ein geborner Friese von der Ostküste. Aber Herr – da winkt uns Einer vom Bollwerk nach. Sollen wir ihn herüberholen?«

»Gewiß – es ist einer unserer Freunde, den wir treffen wollten. Rudert zurück.«

»Nicht nöthig, Herr – 's ist ein geborener Hamburger, kenne ihn wohl – auch so ein eingefleischter Preuße, der sich dick darauf thut auf den Kommerzienrath und den Orden – aber er meint's wenigstens ehrlich mit seinem Herzen und 's thut mir leid, daß ich mich verleiten ließ mitzuhelfen, ihm die Fenster einzuschmeißen, weil er zur Illumination aufforderte, als Ihr König das erste Mal nach Hamburg kam. Ist wenigstens ein treuer Mann, kein Halunke, der sich vom berliner Gelde mästet, wie die Hamburger Juden, und dabei den dicknäsigen Engländer spielt, als schämte er sich eines deutschen Namens und deutscher Firma. Ihren Prinz-Admiral habe ich hier 'mal gesehen in Hamburg, nachdem er sich mit der ›Danzig‹ gegen die vermaledeieten Seeräuber, die Riffpiraten an der afrikanischen Küste vor fünf Jahren wacker herumgeschlagen hatte. Hörte ein Garn davon spinnen. Aber ein Marine-Minister müßte doch ein Seemann sein!«

»Ist nicht immer nöthig für einen Minister – der mehr zu denken hat, als ein Schiff zu steuern, oder eine Breitseite abfeuern zu lassen. Wenn er nur ein Herz für die Marine seines Landes hat, – und das hat Minister von Roon, der schon einen tüchtigen Anfang mit der preußischen Marine gemacht hat.«

»Will's wünschen, denn es thut wahrhaftig noth, die Danöken werden alle Tage übermüthiger, und die Engländer wollen nicht mal mehr leiden, daß die deutschen Fischer bei Helgoland ihre Netze werfen, während die John Bulls bis an unsere Küsten kommen. Wünschte nur, der Russe hätte seine Marine besser in Ordnung oder die Franzmänner hätten den Bulls nicht geholfen sich zu blamiren im schwarzen Meere oder vor Bomarsund und Kronstadt. Doch da steht Ihr Freund am Bollwerk.«

Die Jolle hatte sich, während der berliner Journalist nicht ohne Vergnügen und Interesse den Bemerkungen des alten Seemanns horchte, durch die Schiffe gewunden und der zweiten Treppe gegenüber dem prächtigen Invaliden-Hause für Seeleute genähert, wo der Hamburger sie bereits erwartete und sofort das Boot bestieg.

»Grüß Dich Gott, *Weber*, ich sehe, Du hast meine Karte bekommen.«

»Ich fand sie und ließ selbst die Börse im Stich, um Dich zu begrüßen. Hast Du schon gefrühstückt, oder wollen wir's droben auf dem Stintenfang thun oder in St. Pauli – es giebt vortreffliche Schinkenpastete.«

»Gourmand! – ich glaub's wohl, daß Dir unsere berliner Küche nicht zusagt – und hast Dich im Bürgerarrest wohl aus Wilken's Keller speisen lassen? Aber zuvor muß ich wie Du dem preußischen Patriotismus sein Recht thun und die ›Amazone‹ besuchen.«

Die beiden Freunde hatten herzlich über die Erwähnung des Bürgerarrests gelacht, in welchen der hochweise Magistrat den Consul gesteckt hatte, weil dieser ohne seine Erlaubniß einzuholen durch angeschlagene Placate bei dem Besuch König Friedrich Wilhelm IV. – dem ersten eines preußischen Monarchen nach dem großen Brande von 1842 seine Mitbürger aufgefordert hatte, zum Dank für die damals geleistete Hülfe zu illuminiren. Und das Ministerium Manteuffel hatte in der That diese freistädtische Impertinenz ruhig eingesteckt, statt den erprobten Anhänger Preußens in Schutz zu nehmen oder ihm wenigstens Genugthuung zu geben. Damals wagte man das nicht in Preußen, und die Demokratie hätte einen Angriff auf die Republik daraus gemacht! Ja, es ist damals Viel versäumt worden für die Ehre des preußischen Königsthrons!

»Du weißt gar nicht,« sagte der berliner Royalist, »daß Dich heute Einer rudert, der damals mithalf, Dir die Fenster einzuwerfen, und dies heute herzlich bedauert, da er wahrscheinlich einsieht, daß ohne die preußischen Bayonnette Schleswig-Holstein doch nicht deutsch werden wird, und die Hamburger Flotte niemals Kopenhagen bombardiren kann.«

»Ich glaube, das sehen Viele jetzt ein trotz allen Geschreis und aller Klubreden. Eine deutsche Flotte kann nur der Staat stiften, trotz aller Sammlungen des Nationalvereins. Doch wir wollen später darüber reden. Vorerst gilt es die ›Amazone‹ zu besuchen. Was ist ihre Bestimmung?«

»Sie segelt dieser Tage nach Danzig, um sich noch in diesem Herbst zu einer längeren Uebungsfahrt auszurüsten Auch ein zweites Schiff der ›Komet‹ liegt in der Elbe, und ein Däne paßt ihnen an der Mündung auf den Dienst.«

Sie hatten sich bald dem Bord des Schiffes genähert, an dessen Fallreep bereits zwei andere Boote lagen. Auf ihr Gesuch erhielten sie vom kommandirenden Offizier die Erlaubniß an Bord zu kommen, wo sie über die junge frische Schiffsmannschaft ihr wohlgefälliges Stauen an den Tag legten. Eben kam der Kommandant, Lieutenant zur See *Hermann* mit zwei anderen Herren aus seiner Kajüte herauf.

Es waren dies ein älterer wohl sechszig Jahre zählender Mann von feinem und vornehmem Aussehen, mit dem Johanniterkreuz geschmückt. Aus der Reihe der Kadetten trat sofort ein etwa neunzehnjähriger Jüngling in der knappen kleidsamen Uniform und nahm seine Hand.

»Ich habe manchen Kameraden hier wiedergefunden, Vater, auch schlesische Landsleute, von denen ich hier Graf Matuschka Dir vorzustellen mir erlaube, und meinen alten Freund Zirzow.«

Der Kammerherr, denn diesen Titel gab ihm der Kommandant der Corvette, begrüßte artig die Vorgestellten, die sich mit einer Anzahl der jungen Männer um ihn sammelten. »Wirst Du mich zum Hôtel begleiten, Eduard – und wenn es der Herr Kommandant erlaubt, der leider bereits meine Einladung zum Diner am Lande abgelehnt hat, – wenigstens einige Deiner Freunde vom Bord einladen?«

»Nein, Vater – ich muß sogleich zurück an Bord des Komet, die Fahrt dahin ist weit, und ich will Dir hier, wenigstens auf preußischem Grund und Boden Lebewohl sagen.«

»So sei es denn – kurz und gut, wie es Soldatenart ist. Wenn Du von Stralsund, wie Du sagst zu Land nach Danzig gehst, wirst Du Deine Freunde wohl dort erst wiederfinden.« Er trat zu dem Kommandanten der Korvette: »Ich brauche meinen Sohn wohl nicht erst Ihrer Güte zu empfehlen, denn ich hoffe, er wird stets seine Schuldigkeit thun.«

»Dafür Herr Kammerherr bürgt sein Name und die vortreffliche Art, wie er sein Examen gemacht und seine Beförderung erlangt hat. Lassen Sie den Stewart Rheinwein bringen, Cadett von *Zastrow*, damit wir den Abschied in preußischem Rebensaft feiern.«

Der Kommandant hatte bis jetzt mit dem zweiten Mann, der ihn auf Deck begleitet hatte, gesprochen. Es war dies ein großer stattlicher Seemann von etwa sieben bis achtundzwanzig Jahren, mit offenem kräftigem Gesicht und blonden Haaren. Mit diesem hatte er seither, während Vater und Sohn sich unterhielten, an der Brüstung gelehnt und gelegentlich nach einem Schooner schauend, der in kurzer Entfernung von dem preußischem Schiff im Strom ankerte und von seiner Gaffel die Hamburger Flagge wehen ließ: die weißen Thürme im rothem Felde, während der Streifen über dem Steuer, der gewöhnlich den Namen des Schiffes

zeigt, nur eine breite Leinwand sehen ließ, hinter der offenbar Maler und Handwerksleute beschäftigt waren.

Der Kommandant reichte dem Seemann die Hand. »Ich danke Ihnen herzlich für die Wiederholung Ihres Besuchs, Herr Kapitain,« sagte er, »denn ich habe in Ihnen einen tüchtigen und verständigen Seemann kennen lernen, dessen Rath auch für den Führer eines Kriegsschiffes wohl zu beherzigen ist. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich wünschte, unsere junge Marine zählte viele erfahrene Männer wie Sie, und alle unsere Schiffe wären so seetüchtig und gut gebaut wie das Ihre.«

Ein ernster Blick flog über das Deck der Korvette und verlor sich im Takelwerk und den Masten, die eben von jungen Matrosen beschlagen wurden.

»Sie haben eine junge und vielversprechende Mannschaft,« sagte der Kauffahrer-Kapitain, »und wenn ich Ihnen auch kein Hehl daraus mache, daß sie zwar zahlreich genug für den Dienst Ihrer Korvette ist, daß ich aber doch für Ihre Uebungsfahrt im Spätherbst einige befahrene Matrosen mehr darunter wünsche, so wollen Sie darin keine Aufdringlichkeit sehen! Was nun die Flagge betrifft, die mein Schooner führt, nun, so ist es die einzige, die ein freier Friese führen darf, um ein deutscher Mann zu bleiben. Ich habe Ihnen bereits gesagt, Herr Kommandant, daß mein Schooner in Frankreich gebaut ist und ursprünglich die Tricolore führte, daß aber im Augenblick, als ich sein Herr wurde, es auch bei mir feststand, sie nur bei der damals geheuerten Fahrt zu führen, und sobald ich wieder in deutschem Wasser sei, keine andere Flagge auf meinem Mast zu dulden, als eine deutsche. Lassen Sie uns hoffen,« und er wies nach dem schwarzweißen Wimpel, der im Winde sich dehnte, – »daß wir Beide noch einmal unter gemeinsamer Flagge fahren: *der Deutschen!*«

Der Offizier gab keine Antwort darauf und wandte das Gespräch wieder auf den Schooner. »Es läßt sich nicht leugnen, Herr Kapitain,« sagte er, »daß die Franzosen die besten Schiffe bauen, selbst besser als die englischen und amerikanischen Werfte, und daß wir noch sehr darin zurück sind. Aber es wird auch in dieser Beziehung besser werden, und ich hoffe, daß die Zeit kommt, in der wir ganz unabhängig vom Ausland sind. Es kann einem Seemann von Ihrem Scharfblick nicht verborgen sein, daß auch der Bau der ›Amazone‹ gar manche Mängel hat, und ich will Ihnen sogar sagen, daß ich nicht ohne Besorgniß bin für Ihre Seetüchtigkeit bei stürmischem Wetter. Ich kannte sie früher nicht so genau, bevor ich kommandirt wurde, sie nach Danzig zu führen.«

»Sie soll ein tüchtiges Boot sein, nur bedarf sie starken Ballastes bei dem schmalen Bau und dem hohen Segelwerk. Einem Taifun in den chinesischen Gewässern würde sie so wenig widerstehen als der ›Frauenlob‹. Schade darum! – Doch auch das deutsche Meer bietet manche Gefahr, darum beeilen Sie Ihre Ausfahrt vor den Novemberstürmen. Es ist eine schlechte Fahrt von dem Sundedeich her durch das deutsche Meer im Spätherbst, – besonders . . . «

Der Offizier sah ihm aufmerksam in's Gesicht. »Sprechen Sie offen, Herr, wie ein Seemann zum andern!«

»Nun – der Anfang dieser sechsziger Jahre ist eine gefährliche Zeit für alle Schiffe, welche die Nordsee oder Ostsee zu kreuzen haben.«

»Warum?«

»Wenn Sie ein geborner Friese wären, wie ich, Kommandant, würden Sie diese Frage kaum thun. Sie wissen, daß Alles seinen gewissen Kreislauf hat, auch die Sturmfluthen an dieser Küste und die starken Nordweststürme.«

»Man sagt, daß sie sich alle 25 bis 30 Jahre wiederholen.«

»So ist es, ich kenne erprobte Leute, die eine solche Wiederholung der großen Springfluth von 1835 in diesem oder dem nächsten Jahre erwarten.«

»Doch nur während der Frühjahrsmonate. Ich werde jedenfalls darauf aufmerksam machen – das ist meine Pflicht, denn es ist fast die ganze Zukunft der preußischen Marine, die dieses Schiff trägt: ein heranwachsendes Geschlecht eines tüchtigen Offizierkorps. Sehen Sie diese Bursche an, es sind Viele darunter aus den vornehmsten Familien Preußens. Die Begeisterung für die neu entstehende Marine des Vaterlandes hat ihr Knaben und Jünglinge – meist aus den besseren Ständen und aus allen Provinzen des Landes, auch aus den binnländischen zugeführt, die auf diesem Schiff ihre Lehrjahre machen und praktisch den Dienst lernen sollen, nicht bloß hinter dem Reißbrett und in der Marineschule. Darum werden selbst mit weiser Absicht die Stellen der Schiffsjungen wie der Matrosen nur von solchen Aspiranten der Marine ausgefüllt, denen eine andere Zukunft bevorsteht, als bloß vor dem Mast, und bei dem jugendlichen Eifer ist es eine Luft eine solche Mannschaft zu kommandiren.«

»Ich begreife das, Herr Kommandant, und wünsche Ihrer Flagge alles Glück. Das Leben des Seemanns ist stets in Gottes Hand – Sie wenigstens sind berechtigt, es für Ihr Vaterland einzusetzen, – während wir – kein solches kennen sollen und nur den Unterdrückern desselben dienen können.«

»Auch Ihre Zeit wird kommen,« sagte der See-Offizier, »und daß die preußische Marine dazu helfen mag, Sie vom Danebrog zu befreien, dafür muß sie eben jetzt lernen und wachsen in Kraft und Dienst, grade wie der preußische Soldat einer neuen Zukunft entgegen geht unter seinem Herrn und König, nicht unter läppischem Parlamentskommando und Nationalschwindel, wie damals die sogenannte deutsche Marine von Frankfurt a. M. – Wie es scheint, Herr Kapitain, wollen Sie Ihrem Schooner auch einen neuen Namen geben? – vielleicht den der Dame, die ich an Ihrem Bord bemerkte, wahrscheinlich Ihre Frau Gemahlin?«

»Um Verzeihung – die Dame, eine Verwandte, hatte nur Passage aus England hierher genommen und wünschte an Bord zu bleiben, bis sie Ueberfahrt nach den Inseln findet – zunächst nach Husum. Aber der Herr Kammerherr verläßt seinen Sohn und scheint Sie ansprechen zu wollen. Um Vergebung – wie hieß er doch?«

»Von *Zastrow* – ein Bruder oder Vetter des Generals, derselbe, der im Jahre Neunundvierzig, als ein demokratischer Verein in der Lausitz ihm die schwarzrothgoldne Fahne von den dresdner Barrikaden in Verwahrung geben wollte, ihm erwiderte: nehmen wolle er sie wohl, aber wiederbekommen könne man nur eine preußische! Und gleicher Gesinnung scheint sein Sohn dort, dessen Mutter aus einem griechischen Fürstengeschlecht stammte.« – Er wandte sich zu dem nahenden Kammerherrn und dies war der Moment, den wir vorhin erwähnten.

Dem Befehl war rasch Folge geleistet und der deutsche Wein gebracht, auf die Bitte des Kammerherrn für die andere, in der Arbeit an Bord begriffene Mannschaft auch ein Tönnchen Bier aufgelegt, dessen Spund bald umlagert war.

»Sie müssen ein Glas mit uns trinken,« bat der Kommandant den Kauffahrer-Kapitain, »und wenn Sie auch kein Preuße sind, wie der Herr dort mit seiner Dame, auf das Wohl unserer Marine und des Königs, unseres Herrn, stoßen wir Alle gewiß mit vollem Herzen an. Daß Jeder seine Pflicht thue bis zum Tode für deutsche Ehre!«

Die Gläser klangen, auch der berliner Journalist mit seinem Hamburger Freunde hatten von Herzen angestoßen und nur ein Mißton klang in das begeisterte Hurrah der ganzen

Gesellschaft, als das Glas, das der junge Cadet an das seines Vaters stieß. mit schrillum Laut zersprang.

»Was wäre es auch, Einer unter den Vielen,« sagte rasch der Cadett, – »halten wir doch Alle sicher die preußische Flagge hoch im Leben wie im Sterben. Und somit Kameraden auf baldiges Wiedertreffen an diesem Bord, und Du Vater auf ein glückliches Wiedersehen, wenn wir zurückkehren vom Tajostrande nach dem Lande der schönen Hohenzollern. Steward – ein anderes Glas, daß ich auf ihr Angedenken trinke und daß sie sich dort freuen mögen, preußische Landeskinder wiederzusehen!«

Sie sahen die schöne Königin, rascher als sie gedacht – im Reiche der Schatten!

Der junge Mann war schnell in das Boot hinabgesprungen, die Kameraden standen in den Hangmattengittern und auf den Raaen, als der Kommandant, der den Kammerherrn bis zum Fallreep begleitete, ihnen Erlaubniß winkte, und ein volles Hurrah begleitete die Scheidenden, denen auch bald zum Ufer der Journalist mit Frau und Freund folgte, nachdem ihm die jungen Leute noch alle Einrichtungen der Corvette auf das Zuvorkommenste gezeigt hatten. War es doch zum ersten Mal, daß er ein *preußisches* Kriegsschiff betreten, nachdem er oft genug die fremder Länder gesehen.

Der alte Jollenführer wartete auf sie. »Viel junges Blood,« sagte er, »mögen sie gute Fahrt haben. Sind gutherzige Leute darunter, der Doktor, Engelbrecht heißt er, hat neulich meine Alte besucht und ihr umsonst Medizin gebracht, als ich ihm sagte, daß sie arg am Rheumatismus leidet. Bei Gott – das hätte schwerlich ein Danske oder Engländer gethan!«

»Und wieviel Mannschaft ist an Bord, wißt Ihr es Alter? Ich vergaß zu fragen.«

»Hörte neulich davon reden. Außer dem Kommandanten und dem ersten Lieutenant, der ein Baron auf dem Lande sein soll und dem Doktor und Bootsmann, der wie der große Missionär in China heißt, 22 Midshipmen, 44 Matrosen, und ebenso viele Schiffsjungen, wenn man solche Burschen als Schiffsjungen nennen mag, da Grafen und Edelleute darunter sind. Hab mein Lebtag keine Schiffsmannschaft von solchen Grünschnäbeln gesehen!«

Der Journalist nickte lachend dem Freunde zu. »Und da verbreiten die Fortschrittler und Demokraten, unsere Junker oder die Conservativen überhaupt müßten sich, der Entwicklung unserer Marine Hindernisse in den Weg zu legen. Wahrhaftig, wenn es das Abgeordnetenhaus nicht mehr thäte, der Armee gegenüber, an Opferwilligkeit für die preußische Marine fehlt es wahrhaftig nicht, auch ohne die lächerlichen Flottensammlungen des sogenannten Nationalvereins und seines Mäcens in Coburg.«

Er hatte den alten Jollenführer bezahlt und sie stiegen langsam die breite Treppe hinauf, die in bequemen Absätzen zu dem Plateau des Pavillons hinaufführt.

Es ist gewiß einer der schönsten und interessantesten Punkte Norddeutschlands, dieses Plateau des Elbpavillons mit seinem weiten Ausblick auf Stadt und Strom. Vor uns liegt das gewaltige Wasser, das nach Nordwesten an Mona und Blankenese entlang immer breiter und breiter schwillt, bis es dem Auge in der Ferne meerartig erscheint, und auf ihm schon weiter die mächtigen Dampfer und hochgetakelten Seeschiffe sichtbar, die aus allen Theilen des Erdballs heranziehen, um die Erzeugnisse beider Indien, kurz aller Welt in die Speicher der großen Handelsstadt abzuladen, oder Passagiere aus und nach allen Zonen zu bringen, vom europamüden Auswanderer bis zum Diplomaten, der zur Vertretung heimischer Interessen an fernen Küsten bestimmt ist, oder bis zum spekulirenden Kaufmann, der in den Faktoreien

Chinas, Japans oder Brasiliens und von San Francisco seine im deutschen Geschäft erworbenen Kenntnisse verwerthen und Schätze erwerben will, ohne dabei das deutsche Herz zu verlieren, denn Deutsche giebt es in allen Zonen, unter jedem Himmel, und überall sind sie ihres Fleißes, und ihrer Redlichkeit wegen beliebt. Ist doch die deutsche Handelsflotte die drittzahlreichste der Welt, und nur das Misère der vielen kleinen deutschen Vaterländer, die weder Macht noch Willen haben, dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen, stellt sie in Schatten gegen Engländer, Franzosen und Amerikaner, ja selbst gegen Handels- und Seemächte zweiten Ranges.

Dies war, was der Hamburger Kaufmann dem Freunde sagte, als von der Höhe der Terrasse herab ihr Blick über die langen Doppelreihen der ankernden und in voller Thätigkeit des Aus- und Befrachtens begriffenen Schiffe in den Hafen-Bassins oder am Grasbrock dem Elbufer entlang schweifte, und auf das lebhaftes Treiben der an den Strom lehrenden Stadt, oder über die Werder und die weit gegenüberliegenden flachen Ufer des hannöverschen Landes – bis er zuletzt immer wieder auf dem stattlichen Seemannshause hängen blieb.

Sie fanden übrigens trotz der Börsenzeit das Plateau von Fremden und Gästen nicht leer, und der Hamburger machte den Freund auf die Anwesenheit der beiden Männer aufmerksam, die sie noch vor kurzer Zeit an Bord der Corvette getroffen hatten, des alten Edelmanns aus dem preußischen Binnenland und des friesischen Kapitäns. Nur saßen Beide nicht zusammen, der Kammerherr vielmehr allein an einer Stelle, wo er das – auf Hamburger nicht dänischem Gebiet ankernde und seine letzten Vorbereitungen zur Abfahrt treffende Kanonenboot sehen konnte, an dessen Bord sein jetzt dort noch stationirter Sohn bereits zurückgekehrt war. Es schien, als könne sich der alte Edelmann nicht von dem Blick nach seinem Jüngsten trennen, und als bald darauf vom Bord des ›Komet‹ der Salutschuß herandonnerte, welcher das Signal der Abfahrt gab, und ein Salut vom Bord des preußischen Kriegsschiffs ihm antwortete, wandte der alte Herr, sichtbar fast mit Gewalt, sich von der langgezogenen Rauchsäule des abdampfenden Bootes, und als er sich umwendete der Stadt zu, konnte der Journalist bemerken, daß er sich eine Thräne aus den Augen wischte.

Der Andere, der friesische Kapitain, dessen Schiff eben den neuen Anstrich erhielt, – hatte einen entfernteren Platz eingenommen und stand, den Rücken gegen den Strom gekehrt, an der eisernen Barrière des Plateau und an einer Stelle, von welcher er den entgegengesetzten Aufgang von Sanct Pauli her wie erwartend übersehen konnte, nur zuweilen einen Blick nach dem Strom und seinem Schiff zurückwerfend oder einen Schluck von seinem Glase Sherry trinkend. Neben dem Tisch, worauf dieses stand, hatte der dienstbeflissene Kellner auch das von dem Kommerzienrath bestellte Gabelfrühstück servirt, und die Drei nahmen hier Platz mit einem höflichen Gruß an den gegen die Barrière Lehnenden, weil sie von hier aus die Aussicht nach allen Seiten genossen.

»Wenn Du denn so schwärmst für eine deutsche Flotte,« sagte etwas spöttisch der berliner Journalist, »so sage mir, weshalb Du vorhin so wegwerfend von den Bestrebungen und den Sammlungen des Coburger Nationalvereins für Wiederbegründung einer solchen Flotte sprachst, wie sie Achtundvierzig schon versucht wurde!«

»Eben weil jener Versuch und sein klägliches Ende uns eine genügende Lehre gegeben hat. Es fehlt unseren deutschen Küsten wahrlich nicht an einer tüchtigen See-Mannschaft, die an Kraft und Werth sich jeder anderen gleich stellen kann. Schon Friesland dies- und jenseits der Elbe, von Romoë bis Borkum herab, könnte ein genügendes Material bieten, selbst

wenn wir nicht einmal die Ostküste der Herzogthümer, die Mecklenburgs, Pommern bis zum kurischen Haff hinauf zählen wollen, alle Strandbewohner geborene Seeleute, – aber dann müßte ein *einzig* großer und mächtiger Staat die Sache in die Hand nehmen, nicht abhängig und gehemmt von dem intriguirenden Bundestag in Frankfurt oder dem unter der Firma des deutschen Patriotismus nur eigenen Groll über alte Zwistigkeiten, Parlamentsehren, demokratische Gelüste und constitutionelle Karrièren sich breitmachendem, revolutionairem Schwindel. Nur eine mächtige Regierung – ich sage es offen, Preußen oder Oesterreich, die sich an die Spitze Deutschlands schwingen und gewissermaßen souverain über Deutschlands Ehre und Mittel sind, kann eine achtunggebietende deutsche Flotte schaffen. Du weißt, daß meine Sympathien Preußen gehören, nicht Oesterreich, grade wie die Deinen. Lasse König Wilhelm erst mit den preußischen Bayonnetten den Bundestag fortfeigen und Einigkeit schaffen, so weit die deutsche Zunge reicht, und wir werden auch eine deutsche Flotte haben, die nicht von dem Votum des Hannoveraners und Sachsen oder den Privat-Sammlungen der Herrn Benningsen, Metz und Streit abhängt. Glaube mir, es ist Alles nur Haß und Neid der Souveraine und ihrer Premiers, verbitterter Groll der Parlamente, darunter oft der besten und tüchtigsten Männer, gegen die Hohenzollern und die preußische Oberherrschaft! – Hat nicht das Anerbieten Deiner Regierung bei dem von Hamburg und Bremen beantragten Küstenschutz der Nordsee durch Dampfkanonenböte, allein die Hälfte herzustellen, in dem Protest Hannovers gezeigt, um welche Eifersucht es sich handelt! Ich sage Dir, Doktor, all' diese deutsche Einigkeit ist Schwindel und ewiger Zank, ehe sie nicht durch die Bayonnette begründet ist!«

Der Journalist lächelte. »Du bist ja preußischer, als ein König von Preußen selbst. Sieh auf unsere Werften, sie sind bereits voll Thätigkeit! Sieh auf unsere Armee, unter der Hand des Königs wächst ihre Macht und Kraft! Sieh auf unsere Erklärungen am Bundestag, treten sie nicht offen und entschieden für deutsche Rechte auf, in Hessen, in den Herzogthümern?«

»Und lassen sich dabei auf der Nase herumspielen – ja, das ist auch so ein Schwindel der mit den Herzogthümern, der von dem Coburger und seinen Freunden wieder aufgetischt wird. Zu einem Kriege wird's freilich kommen, denn die Dänen treibens in der That zu arg drüben in Schleswig. Aber sage selbst, wer soll daraus Nutzen ziehen, wer soll der albingische Herzog werden, wenn König Friedrich in Kopenhagen durch irgend einen Zufall einmal die Augen zuthut?«

»Nach dem londoner Protokoll der Glücksburger!«

»Also ein dänischer König von Englands Gnaden! Haben nicht die Gottorper, der Oldenburger, der Augustenburger, selbst die Hohenzollern mehr Anrecht an Kiel als er!«

»Der rechtmäßige Herzog von Schleswig-Holstein,« sagte der friesische Kapitain, der unwillkürlich dem Gespräch mit Interesse zugehört hatte und sich nicht enthalten konnte, sich einzumischen, »ist allein der Herzog von Augustenburg!«

»Dann mag er auch den Herzogshut nehmen, den er verkauft hat, und ihn bewachen, aber nicht mit preußischem oder anderem deutschem Blut. Ich weiß, daß der Nationalverein allein für eine *solche* Lösung agitirt, um ein souveraines Ländchen mehr im großen deutschen Flickwerk und daß all die Andern helfen; – aber ich sage Ihnen, Herr Kapitain – und Sie scheinen ja ein Deutscher aus den Herzogthümern zu sein« – der Friese verneigte sich zustimmend – »nicht unter dem Hermelinhut eines Augustenburgers werden die Herzogthümer deutsch und frei, sondern nur unter dem Helm eines Königs von Preußen!«

»Selbst auf diese Bedingung hin würde ich es vorziehen,« sprach ernst der Kapitain. »König Wilhelm ist, was ich gehört – ich war lange fern von der deutschen Küste, – ein Hohenzollern, das heißt ein ganzer Preuße, aber auch ein deutscher Mann. Gott gebe ihm die Entschlossenheit und wir Friesen wollen seinem Schwerte folgen, wenn er uns nur von dem dänischen Uebermuth befreit. Wie Sie vorhin sagten, Herr, wenn wir nur einen Fürsten gewinnen, der ein Deutscher ist, nicht von Napoleons oder Palmerstons Gnaden! Doch verzeihen Sie, daß ich unsere Unterhaltung abbrechen muß, da dort Personen kommen, die ich erwartete.«

Während der Kapitain sich dem Aufgang von dem Wall des Millern-Thors her, der Richtung von St. Pauli und Altona zuwandte, setzten die beiden Männer am Tisch das Gespräch fort. Der Journalist reichte dem Freunde die Hand.

»Du sprachst mir aus der Seele, dem stolzen Friesen gegenüber,« sagte er, »und verdienstest ein Preuße zu sein und ein Royalist, statt der Bürger einer kleinen Republik! Ich bin gewiß ein Preuße und Royalist, und meinem König gehört jede Faser meines Lebens und meiner Seele, und dennoch, Freund – es liegt Etwas in dem Fanatismus für die sogenannten liberalen Ideen und für das Deutschthum.«

»Als geborner Republikaner kann ich Dir's sagen – Dein Liberalismus, den sie jetzt den Fortschritt nennen, ist eine abschüssige Bahn, und wo ist Halt in Religion, Sitte, und Recht in ihm?«

Der Journalist schüttelte den Kopf. »Ich glaube gern, daß in Republiken der größte Aristokratismus und Egoismus herrscht. Aber warum, frage ich Dich, ist denn jeder Conservative, jeder Royalist förmlich vervehmt, und Jeder, und sei er der größte Lump ein Märtyrer, sobald er nur für den Liberalismus auftritt! Es ist weit leichter, für den König zu sterben, als für ihn zu leben, angefeindet und verdächtigt von Allen zu Gunsten einer, allerdings oft großen Idee, wie das Deutschthum es ist. Glaube mir, ich denke nicht an die französische Redensart: *Travailler pour le roi de Prusse!* aber wo bleibt uns alten Konservativen der innere Halt, wenn einst eine Zeit kommt, wo Diejenigen, für die wir gekämpft mit Schwert oder Feder, gleichviel, den Ideen unserer jetzigen Gegner sich angeschlossen haben, ja an ihrer Spitze gehen, und die Männer, die verfolgt und bekämpft worden sind, im Rathe der Fürsten sitzen und die Ehren und Pfeiler des Staates werden. Mir ist manchmal, als könnten auch wir eine solche Zeit erleben – die Geschichte und die Anschauungen der Fürsten wechseln oft wunderbar! Was ist das Wahre, was ist das Richtige? was unsere wahre Aufgabe, unsere Pflicht?« Der Hamburger hatte die Augen auf den Boden gesenkt, auch ihm fehlte die Antwort auf die verhängnißvolle Frage, die wenige Jahre nachher noch schwerer an die treuen Kämpfer für das Königthum treten sollte.

Aber die Frau hatte eine Antwort dafür in ihrem einfachen Sinn und Wesen.

»Die Treue!« sagte sie, »die Treue für das gegebene Wort und das Vertrauen auf Gott, von dessen Gnade die Könige sind und bleiben werden auf Erden. Wer die Treue verpfändet, der soll sie auch halten, im Sterben wie im Leben, das merkt Euch, Ihr Männer!«

Sie schwiegen beide betroffen – das Wort der braven Frau hatte sie vielleicht an einer wunden Stelle getroffen und beschämt. –

Der Friese, der ihre Gesellschaft verlassen hatte, war zwei Herbeikommenden entgegen gegangen, einer Frau und einem fremdländisch aussehenden Matrosen, dessen Aeüßeres selbst an diesem Ort des Zusammenflusses aller seefahrenden Nationen auffiel. Er begrüßte die Dame, die sehr schlicht, ganz dunkel gekleidet war, obgleich selbst die fast zu einfache Tracht

eine gewisse Eleganz ihres Wuchses und ihrer Haltung nicht ganz verbergen konnte. Ein einfacher Hut, wie sie die Frauen und Mädchen der friesischen Inseln zu tragen pflegen, und überdies mit einem Schleier versehen, verhüllte ihr Gesicht.

Er hatte ihr den Arm geboten und führte sie zu einer Stelle der Terrasse, wo sie entfernt von allem Verkehr und unbelauscht waren, während ein Wink den Matrosen an einen der unbesetzten Tische wies.

»Wir können hier so unbemerkt sprechen, wie an Bord meines Schiffes, Madam, das Sie ja doch noch heute verlassen wollen.«

»Der Ewer geht Nachmittag ab mit Eintritt der Ebbe. Dann sind wir noch diesen Abend in Cuxhaven und können morgen mit gutem Winde vielleicht Husum erreichen.«

»So ziehen Sie noch immer den einsamen Weg über das Wasser vor – statt mit der Eisenbahn zu gehn oder wenigstens mit dem Dampfer?«

»Ich ziehe ihn vor!«

Er neigte zustimmend das Haupt: »Und Sie bestehen darauf zu der alten schlichten Frau, meiner Mutter, nach dem öden Amrum zu gehen? Und so allein?«

»Können Sie mich begleiten?«

»Nein – Sie wissen warum! Ich bin verbannt aus den Grenzen des dänischen Staates und werde selbst sein deutsches Gebiet nicht eher betreten, als bis die Zeit vorüber ist, für die Sie mich zur dänischen Knechtschaft verdammt und aus mir einen unfreien Mann machten!«

»Ich?«

»Ja so – ich vergaß es! Also sagen wir Ihr zweites Ich, das mich so seltsam von dem Tode an der Rae des Lymfjord rettete, den ich dort wieder finden könnte und dem ich nicht eher wieder begegnen darf, denn als berechtigter Feind. Aber haben Sie auch bedacht, was es heißt, einsam zu sein auf einer öden friesischen Insel, kaum besser als eine unserer bloßen Halligen, zur Gesellschaft nur eine alte einfache Frau und wenige ungebildete Strandbewohner, allein in allen Schrecken eines nordischen Winters, unter Eis und Stürmen, abgeschieden von der Gesellschaft der Gebildeten, ja selbst von jedem Verkehr mit dem Festland und somit der Gelegenheit, zu ihm zurückzukehren, wenn Sie wanken sollten in Ihrem Entschluß, selbst mondenlang!«

»Ich kenne mich, ich werde keine Schwäche fühlen! Ich habe ein Leben zu büßen, und da ich nicht, wie die Frauen der katholischen Kirche es in der Einsamkeit eines Klosters thun kann, büße ich es in der Einsamkeit einer friesischen Insel ab.«

»Sie – Edda!«

»Adda! – Adda büßt ihre Vergangenheit ab – was wollen Sie anders? – Es ist Ihre Mutter, Herr Kapitain, zu der ich gehe, und deren Einsamkeit ich theilen werde, wenn Sie eben eine Büsserin nicht zurückweist.«

»Sie zurückweisen? Dafür bürgt Ihnen dieser Brief.«

»So geben Sie ihn mir – und Sie haben Ihr Wort gehalten – keine Sylbe von – Ihrem falschen Wahn?«

»Es ist Adda Torne, die ich ihr sende, die Norwegerin, eine entfernte Verwandte und also lautet auch die Legitimation des hiesigen dänischen Konsuls, die Sie jeder Nachfrage und Belästigung enthebt – denn – auch in dänischen Kanzleien beseitigt Gold alle unnütze Neugier. Sie haben Ihre Vorbereitungen und Einkäufe gemacht?«

»Drüben in Altona, damit ich Nichts mit den Zollwächtern zu thun habe auf der Fahrt nach der Insel, Kleider und alle Bedürfnisse, wie sie sich für eine Bewohnerin der Halligen schicken; der Schiffsagent, den Sie mir anempfohlen und der auch die Ueberfahrt auf dem Ewer vermittelte, ist ein eben so umsichtiger wie thätiger Mann. Suky hat bereits das Wenige, was ich kaufte, zu ihm geschafft. – Aber Kapitain Claus Hansen, es ist eine *Freundin*, die von Ihnen scheidet und sei sie es auch nur geworden auf unserer Fahrt nach der Havannah, auf der Sie mir so freundlich und umsichtig jede Belästigung durch diese Aehnlichkeit mit – mit einer vornehmen Dame ersparten! Mit dem Recht dieser Freundschaft und des Dankes, den ich Ihnen schulde, erlauben Sie mir, Sie zu fragen – wohin gehen Sie selbst, was werden Sie thun?« –

»Kapitain Lautrec erwartet mit Recht, daß ich das Schiff nutzbar mache. Ich habe bereits Fracht nach Memel an der russischen Gränze angenommen; wie die Frachtbriefe lauten, Maschinentheile von Hull und bereits verpackt, aber ich glaube, es sind Waffensendungen nach Polen an die Mündung des Niemen. Ich habe bereits Kapitain Lautrec benachrichtigt, daß seine Briefe mich in Memel finden, und ich denke dort, oder in einem andern Hafen der Ostsee zu überwintern und zum Frühjahr Fracht zu suchen nach dem Mittelmeer, bis ich das Versprechen an Madame Santarez halten kann, sie aus der Havannah zurückzuholen, wenn ihre Geschäfte dort sie so lange zurückhalten.«

»Und es wird Niemand erfahren, wo Adda Torne geblieben ist?«

»Niemand – den Sie nicht selbst bezeichnen! – Die seltenen Briefe an die alte Frau, meine Mutter, werden Sie stets wissen lassen, wo eine Nachricht mich finden kann. Ich würde noch eine Frage an Sie zu richten wagen, wenn ich mich nicht aus anderen Gelegenheiten bereits überzeugt hätte, daß – Adda Torne reichlich mit Geldmitteln versehen ist.«

»Sie ist es! Und so, Kapitain Hansen, erlauben Sie mir, Ihnen hier, im Angesicht Ihres Schiffes, das uns Beide so lange getragen, Lebewohl zu sagen und mit Suky zum letzten Mal an seinen Bord zurückzukehren, den geringen Rest meiner Sachen zu holen. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihrer Mutter eine treue Tochter sein werde, auch wenn es die falsche ist – und – und . . . «

Sie hielt ihm die Hand entgegen. Er faßte diese und hielt sie fest. »Soll dies der Abschied für das Leben sein? – Edda – Adda – ich soll Sie niemals wiedersehen, auch wenn ich den Boden meiner Heimath wieder betreten darf – der freie deutsche Mann?«

»Gott hat unsere Wege geschieden,« sagte sie nach kurzem Kampf sich abwendend, aber ihre Hand blieb in der seinen. »Thue Jeder seine Pflicht und – mögen Sie, ob Addas – ob Eddas, sie nicht ganz vergessen im Kampf des Lebens!«

»Sie vergessen? – Niemals – sehen Sie dahin!«

Er zog sie an das Gitter der Brüstung und deutete hinab nach dem Strom, wo sein Schiff sich auf dem Anker in dem letzten Heben der bis hierher dringenden Fluth schaukelte. »Sehen Sie dahin!«

Das volle warme Sonnenlicht traf den Spiegel des Schiffes, dessen Leinwandgerüste von den Werkleuten eben abgenommen worden war. Trotz der Entfernung konnte man deutlich die großen goldenen Buchstaben der Schrift lesen, die in breitem Streif sich über die Fenster der Spiegelkajüte zog: die schöne Dichtung, die vor tausend Jahren schon die Heldensagen des Nordens gefeiert und die der rheinische Sängler Simrock den deutschen Landsleuten übertragen hat, die

»Edda!«

Als der friesische Kapitain sich wieder zu ihr wandte, in ihren Augen zu lesen, daß sie ihn verstanden, war der Platz an dem Gitter *leer*.

#### LIEBEN UND STERBEN!

Es ist ein merkwürdiges Fatum, daß, wie wir später sehen werden, fast zu gleicher Zeit, wo im *Norden* mit jener Aufopferung fester Disciplin für den Dienst des Königs 114 frische Leben in den Opfertod eines heldenmüthigen Preußenthums gingen, drunten im *Süden* eine Schaar tapferer Männer von einer feigen und erbärmlichen Camarilla in den Tod für das bourbonische Königthum getrieben wurde, für ein Königthum, das nie die edle Opferung der Treue zu würdigen verstanden hat!

---

Unsere Erzählung oder vielmehr unsere Darstellung jener Zeit, die wir Alle mitgelebt, und die uns doch bereits zum bloßen Phantom, zu kaum einer festen durchdachten Erinnerung geworden ist, allein noch im Leben und Geist des Romantikers mit allen frischen Farben blühend! – führt uns zunächst noch ein Mal an das Sandufer des mit den Erinnerungen von Jahrtausenden belebten Weltstroms, des *Nils* zurück, mit den Gruppen der hohen Sykomoren und Palmen, den Pyramiden und den Minarets des Islam.

Die Gesellschaft der abenteuerlichen Reisenden durch die nubische Wüste, und Derer, die ihnen von den ehernen Rossebändigern des Monte Cavallo her entgegen gekommen waren, hatte nach dem Erreichen der alten Kalifenstadt in dem Hôtel du Nil Unterkommen gefunden, das in einem der Seitenwege der Mouskih lag, obschon französischen Namen tragend, doch deutsche Ordnung, Sauberkeit und Gemüthlichkeit mit der ganzen Poesie des Orients verbindet, und unter der Leitung eines Deutschen offenbar das beste und angenehmste von ganz Kahira ist. Es ist überhaupt etwas Merkwürdiges um diese Hôtels und Pensionen in den großen Centralpunkten des Orients, wie Alexandrien, Kahira, Syra, Smyrna und Konstantinopel. Man aß während des ganzen Krimkrieges nirgends besser, als im französischen Pensionat der Madame Giraud in Smyrna, während keine zehn Schritte davon die wilden Thaten eines Jan Katarchi eine ganze muselmännische und christliche Bevölkerung in Aufregung und Schrecken hielten; und man wohnte fünfzehn Jahr später nirgends orientalisches ungenirter, als in den Pavillons im deutschen Karavanserai der alten Hauptstadt Aegyptens!

Der hofähnliche Garten dieses – wir müssen die einmal gewählte Bezeichnung beibehalten, – dieses Hôtel du Nil hat manches Eigenthümliche, er verbindet und vermittelt gleichsam die Geheimnisse der Harems von Gizeh mit dem schaamlosen Treiben und den fränkischen Lastern der Eskebieh und den wechselnden Handelsszenen des großen Bazars, ja selbst mit der Wüstenpoesie der lybischen Karavanen. Während der englische Pair, der zum ersten Mal in Aegypten war, mit dem deutschen Professor, der russischen Fürstin aus den Steppen Sibiriens und den Flüchtlingen vom Ufer des Ganges in all' dieser Poesie und den historischen Erinnerungen einer großen Vorzeit schwelgte und sorgfältig sie aufsuchte, genoß die lebensunersättliche Phantasie des Anglo-Spaniers all die seltsamen Szenen und Bilder, die sich in der alten Khalifenstadt selbst dem Fremdlinge fast auf jedem Schritt bieten. Welchen Eindruck auch die halbpoetische, jedenfalls romantische Erscheinung der Sibirianka auf die Phantasie des Grafen von Lerida gemacht hatte, wie wenig er auch gewöhnt war, seiner leichtfertigen

Lebensanschauung, seiner Rücksichtslosigkeit dem weiblichen Geschlecht gegenüber Schranken und Bedenken zu setzen, – die ernste Weise seines englischen Veters war doch hinreichend gewesen, ihm in dieser Beziehung Zügel anzulegen und ihn von einer allzu unverhohlenen Bewunderung der Fürstin zurückzuhalten. Er hatte sich vielmehr in den Strudel der in Kairo wie Alexandrien jede Ausschweifung bietenden europäischen Gesellschaft gestürzt und bald es verlernt, sich um die Wünsche seiner Reisegefährten zu kümmern, nachdem sie aus den Gefahren der Wüste gerettet worden waren. Seinem abenteuerlichen Charakter gemäß hatte er sich vielmehr dem von den Andern auffällig gemiedenen französischen Reiteroffizier genähert und theilte mit diesem die Pflege, die der Zustand des in dem Gefecht mit den Assassinen noch an dem Ufer des Nils nicht unerheblich verwundeten Kämpfers von Gaëta erheischte. Seine Dampfyacht lag sicher und wohlversehen im Hafen von Alexandrien; der Gesellschaft der beiden spanischen Prätendentinnen aber hatte er sich vorher und bis zu geeigneter Zeit durch ihre Ueberführung von Civita-vecchia nach der ligurischen Küste und seinem fast hermetisch gegen die Neugier gesperrten Schlosse von Rocca di Brindisi entledigt, und da er ein Verschwender mit der Zeit war, sah er keinen Grund, weshalb er den Aufenthalt am Nil kürzen sollte, um so weniger, als auch Lord Walpole keine Ursache dazu fand und keine Eile zeigte, die Ueberfahrt nach Europa zu bewerkstelligen, die ihn ja doch in ganz neue Verhältnisse zu seiner schönen Schutzbefohlenen bringen mußte. Auch dieser war das halb europäische, halb orientalische Leben in der Kalifenstadt neu, und nachdem der französische General-Konsul Monsieur Beclard bei seiner Anwesenheit in Cairo ihnen mitgetheilt hatte, daß das Gepäck, welches Graf Boulbon von Suez aus dem Veloce für sie mitgebracht hatte, bevor er die Fahrt auf dem Dampfer nach Brindisi und Rom fortgesetzt, von ihm richtig im General-Konsulat deponirt worden war, auch sein Begleiter unter amtlichem Verschuß ihre Juwelen dort niedergelegt hatte, bestand für die Fürstin keine Ursache, den Aufbruch von Cairo zu beschleunigen.

Enger hatten sich der deutsche Arzt und der Grieche Grimaldi aneinander geschlossen und an sie der Jüngling Jesus, der unter dem besonderen Schutz des Viscount und der Fürstin stand, die reichlich für ihn zu sorgen versprochen, wenn er sie nach Europa begleiten wolle. Es hatte über seine Zukunft mehr als eine ausführliche Unterredung stattgefunden, aber der junge Assasine blieb fest bei dem Gebote Mariams: zu forschen und zu prüfen, und nach den Klöstern am Sinai zu pilgern, ehe er sich für irgend ein weiteres Studium entschloß. Täglich besuchte er unterdessen die berühmte ägyptische hohe Schule der Moschee El Ezher, an welcher der Koran von den gelehrtesten Imaams ausgelegt wird, und das apostolische Vicariat für die Kopten, ja selbst die große Synagoge im jüdischen Stadttheil. Wunderbar aber waren die Fortschritte, die er dabei in dem Studium der Sprachen machte, zu welchem er jeden Abend und fast die halbe Nacht verwendete. Professor Peterlein, der Arzt, selbst die Fürstin waren darin seine Unterrichter, außerdem die besten Sprachlehrer angenommen, und merkwürdig waren die Zeugnisse der Befähigung und des Fleißes, die alle ihm ausstellten. Unbemerkt ging er anscheinend unter den verschiedenen Nationen und Volksstämmen, die sich hier bewegen, aber dem Arzt war es doch nicht entgangen, daß der bescheidene stille Jüngling der Gegenstand einer gewissen Ueberwachung zu sein schien. Denn mehr als einmal war es vorgekommen, daß Unbekannte ihm gefolgt waren oder sich an ihn gedrängt hatten, und zweimal hatte Jesus selbst erzählt, daß er einen der Lassiks, ja das andere Mal sogar einen älteren Refik von Burg Gengarab in den begegnenden Fremden zu erkennen geglaubt

habe. Aber da er ohne ihrer zu achten seiner Wege ging, hatten sie sich ihm nicht genähert. Auf den Wunsch des Arztes jedoch hatte der Lord befohlen, daß Kumur, der schwarze Diener Waldings oder einer der beiden Trapper den Jüngling stets begleiten sollte, wenn er in die Stadt ging.

So standen die Angelegenheiten der kleinen Reisegesellschaft und bereits hatte die Fürstin von der Fortsetzung ihrer Reise gesprochen und der Arzt den Verwundeten außer weiterer Gefahr erklärt, der in einem Landhause zu Bulac Unterkommen gefunden hatte, als plötzlich der Graf von Lerida aus dem Hôtel verschwunden war. Die Unbeschränktheit seiner Launen hatte zwar die Freunde und seinen Vetter längst an kürzere Ausflüge gewöhnt, auf denen er einen oder zwei Tage ausblieb, aber diesmal waren bereits vier Nächte vergangen, ohne daß er sich hatte blicken lassen oder die geringste Kunde von sich gegeben hätte. Als Lord Walpole und der deutsche Arzt dem Wirth des Hauses ihre Besorgniß aussprachen, machte Herr Friedmann ein ziemlich ernstes Gesicht.

»Es ist ein kühner Herr, Ihr Verwandter, Mylord,« sagte er, »der keine Besorgnisse zu kennen scheint, aber es passiren manchmal seltsame Dinge in dieser Stadt. Und obschon die Heiligkeit des Harems hier keineswegs so streng gehalten wird wie in Stambul oder anderen Theilen des Orients und Said Pascha streng darauf hält, daß die Fremden mit möglichster Schonung behandelt werden, selbst wenn sie die hiesigen Gesetze und Sitten verletzen, so ist es doch schon öfter vorgekommen, daß man bei Sonnenaufgang Ermordete in den Straßen gefunden hat und daß Fremde spurlos verschwunden sind. Erzählt man sich doch selbst aus der Nähe unseres Hôtels . . . « Er brach vorsichtig ab und warf einen Blick nach einer der minaretartigen hohen Terrassen der Umgebung, welche an der Grenze der Eskebieh lagen und von ihrer Höhe selbst einen Einblick in den gartenartigen Hof gestatten mochten.

Lord Walpole befragte ihn freilich näher, aber der vorsichtige Deutsche lehnte es ab, einen direkten Verdacht auszusprechen. Erst als er am Abend mit dem Arzt unter den Oleanderbüschen am Kiosk saß, zeigte er sich mittheilsamer. Die Zahl der Fremden war ohnehin augenblicklich nicht groß in Kahira, da die vorher gegangenen heißen Monate den sonst namentlich an Lungenkranken ziemlich großen Zudrang verspätete, ein Umstand, der auch unsere Reisenden vermocht hatte, einen längeren Aufenthalt zu nehmen, denn im April und Mai steigt die Hitze in Cairo durch den Chamsin oft bis zum Unerträglichen. Doktor Walding, der sich durch glückliche Behandlung eines Kindes des Wirths große Zuneigung des letztern erworben hatte, brachte vorsichtig das Gespräch auf die Umgebung des Hôtels.

»Haben Sie zufällig von der Prinzessin *Mirjam* erzählen hören?« frug plötzlich der Wirth.

»Nein – wer ist diese Prinzessin und was ist mit ihr?«

»Ihr Haus liegt da drüben, und Sie könnten von hier seine Terrassen übersehen, wenn die gewöhnliche Mauer um dieselben den Einblick nicht verhinderte nach der Sitte unserer türkischen Häuser.« – Er zeigte hinüber nach der Seite der Eskebieh, und fuhr dann fort. »Sie soll seit acht Tagen wieder von ihrem Palast an der Küste der See in ihrem Hause zu Kahira eingetroffen sein.«

»Aber wer ist die Prinzessin *Mirjam*? Ich hörte nie von ihr.«

»Eine Verwandte des früheren Vicekönigs, des Abbas Pascha, den vor sieben Jahren ein Assassine im eigenen Palast ermordet hatte, weil er der Ultraislamitischen Partei zu mild und nachsichtig war, so daß er selbst die ägyptische Flotte an Oesterreich verkaufen wollte, wenn ihn nicht England daran gehindert hätte. Sie soll aus dem Blute Mehemeds stammen, so gut

wie der Khedive selbst, und deshalb besonderen Schutz genießen, schon zu des Ermordeten Zeiten, obschon –«

»Nun?«

»Obschon ihr das Volk Schlimmes nachsagt und vielleicht eben ihre Abstammung allein sie vor der Schnur geschützt hat.«

»Was sagt man ihr nach?«

»Daß sie ihren eigenen Gatten umbringen ließ, obschon sie heute noch nicht dreißig Jahre zählt und noch immer sehr schön sein soll, eigenthümlich schön wie eine Schlange oder ein Tigerthier. Seit dem Tode ihres Gatten, der zur Zeit des Krimkrieges starb, führt sie ein, wie der Volksmund flüstert, nicht sehr einsames Leben, denn um sich bis zur Anklage zu erheben, fürchtet man ihren Einfluß – und ihre Rache. Sie soll . . . «

»Aber so reden Sie doch, Sie werden sich doch vor einem Landsmann nicht scheuen.«

»Man flüstert – daß sie von der Erlaubniß Mahomedes einen verkehrten Gebrauch macht und ein Harem unterhält – aber von Männern! Thatsache ist, daß junge schöne Männer, namentlich Europäer, seit ihrer Rückkehr nach Cairo, denn sie blieb nach dem Tode ihres Gatten mehrere Jahre verbannt und diese Verbannung soll mit dem Wechsel auf dem Thron des Khedive nicht ohne Zusammenhang sein, in Cairo oft auf unerklärliche Weise verschwunden sind. Man weiß nicht einmal, ob der Tod ihr Loos gewesen ist, denn es ist niemals eine Spur von ihnen gefunden worden.«

Der Arzt hatte die Hand des Mannes ergriffen. »Ich ehre Ihre Vorsicht, Herr, aber ich hoffe, daß Sie sich auch erinnern, daß Sie unter dem Schutz des Consuls Ihres Vaterlandes stehen.«

Der deutsche Hôtelbesitzer zuckte die Achseln. »Der Schutz des französischen oder englischen böte mir bessere Garantie. Doch wie dem auch sei – ich bin ein deutscher Mann – also fragen Sie!«

»Sie bringen die Prinzessin Mirjam mit dem Verschwinden unseres Freundes, des Spaniers, in Verbindung? Seine Ansichten über Frauengunst sind allerdings etwas frei.«

»Ich enthalte mich jeden Gedankens. Erlauben Sie mir selbst dagegen einige Fragen an Sie zu richten.«

»Fragen Sie – ich habe ohnehin dann um Ihre Hilfe zu bitten in einer andern Sache.«

»Haben Sie je bemerkt, daß der Conde hier – eine Verbindung mit ägyptischen Damen unterhielt?« –

»Sie erinnern mich an einen kleinen Vorfall, der sonst wohl keine Bedeutung hätte. – Am Tage vorher, ehe wir ihn das letzte Mal sahen und er zu unserem Verwundeten in Bulak gehen wollte, sah ich hier im Garten einen Eseltreiber bei ihm, der ihm ein Bouquet Blumen, einen Selam gebracht hatte und mit ihm sprach.«

»Hamed, den Schurken – ich weiß, daß er den Commissionair und Unterhändler für tausend Dinge macht. – Weiter, – haben Sie je Ihren Freund – mit jener Richtung –,« er deutete mit den Augen nach einer entfernten Terrasse hin – »in Verbindung stehen sehen?«

»Ich sah ihn den Selam, den er eben erhalten, zwei Mal zu seinen Lippen heben.«

»Dann ist es richtig – der Unglückliche!«

»Aber warum haben Sie ihn nicht gewarnt?«

»Wie durft ich's wagen? – Aber er weiß wenigstens dasselbe, was ich Ihnen von dieser gefährlichen Syrene erzählt habe und daß Keiner zurückgekehrt war, der wahrscheinlich in ihre Netze gefallen.«

»Gott sei Dank – dann kennt er sie und ist gewarnt und wird sie im Augenblick der Gefahr zu durchbrechen wissen. Wie ich den Grafen kenne, ist er nicht der Mann sich fangen zu lassen und sein Glück in all' den tausendfachen Gefahren, die er schon bestanden, fast sprüchwörtlich. Er ist eben so kühn und verwegen, als klug. Fast dürfen wir darauf gefaßt sein, ihn unerwartet wieder zum Vorschein kommen zu sehen. Ich fürchte nur, daß es dabei nicht ohne Gewaltthat abgehen wird. Dann wird es freilich das Beste für uns Alle sein, Kahira sofort zu verlassen, Er hat ein eigenes Schiff, das ihn in Alexandrien erwartet. – Doch muß ich jedenfalls mit seinem Verwandten, Lord Walpole sprechen und – wenn er in drei Tagen nicht zum Vorschein kommen sollte, muß der Lord sich an Sheriff Pascha den Minister des Aeußeren oder an den Vicekönig selbst wenden.«

»Der Weg der Gerechtigkeit ist hier weit – und bringt ein Leben nicht zurück. Aber was ist's, womit ich Ihnen selbst sonst dienen kann?«

»Es ist eine eigenthümliche und doch sehr natürliche Sache. Sie haben vielleicht das junge Mädchen bemerkt in Diensten oder besser in der Begleitung der Fürstin Wolchonsky?«

»Ja – es soll eine Chinesin sein, wie wir gehört – sie scheint hochschwanger, meine Frau hat mich darauf aufmerksam gemacht.«

»So ist es – obschon die Fürstin keine Ahnung davon hatte, – vielleicht das Mädchen selbst nicht. Ich entdeckte es sogleich in Abessynien, als sie aus Indien kamen, – durch einen Zufall, und die eigenthümlichen Verhältnisse, in welchen die Waise unter dem Schutz der Fürstin steht, wie ihre sonstige Hilfslosigkeit haben mir, dem Arzt, eine gewisse Theilnahme für sie eingeflößt. Die Fürstin selbst ist jung, kaum geeignet für eine solche Lage; sie bedarf in jedem Fall einer anderen Dienerin.«

»Die sind hier hundertfach zu haben, wenn auch für ihre Moralität wenig zu stehen ist. Bis Paris, wohin sie ja gehen will, reicht's jedenfalls.«

»Ja – aber sie beharrt darauf, das arme Wesen nicht zu verlassen. Eine seltsame Kette von Ereignissen verbindet die beiden Frauen. Nach Allem, was ich als Arzt beurtheilen kann, steht Tank-ki auf dem Punkt, bald Mutter zu werden. Es ist dies ein Hauptgrund gewesen, uns hier zurückzuhalten. Dennoch kann, wie Sie selbst zugestehen, jeden Augenblick dieser Aufbruch nothwendig werden.«

»Dann weiß ich freilich kaum zu rathen, wenn Sie das Mädchen nicht unter dem Schutz meiner Frau zurücklassen wollen. Sie wissen als Mann und Arzt, wie oft sich die Frauen über das Ereigniß selbst in der Zeit täuschen.« – Er wandte sich zum Gehen, kehrte aber, als sei ihm ein Gedanke gekommen, plötzlich zurück. – »Es ist doch vielleicht gut, daß Sie mich in dieser Sache zum Vertrauten gemacht, Doktor. Ist der Lord bereit, für die Gewißheit über das Schicksal seines Veters einig Gold zu opfern?«

»Gewiß!«

»Dann wird es uns gelingen, sie zu erhalten, vielleicht auch mehr. Sie wissen, daß wir im Orient seit Jahren manchen tüchtigen europäischen Arzt haben, Sie sind ja selbst das Beispiel. Aber daneben haben im Volk die jüdischen Aerzte noch immer großes Vertrauen und namentlich die weisen Frauen dieser Nation bei unseren Wöchnerinnen. Es würde also nicht auffallen, wenn Sie für das Mädchen eine dieser Jüdinnen zuzögen.«

»Ich kann noch nicht absehen, wohin Sie mit dieser Einleitung zielen.«

»Diese Jüdinnen, zum Theil selbst vom Stamme der Falaschas in Oberägypten, sind zugleich vielfach die Vertrauten der Harems und kommen in die Paläste selbst unserer Machthaber. Eine solche Alte, eigentlich eine Kupplerin, ist die Mutter Hameds, unseres bereits erwähnten arabischen Kommissionairs, der ein geborener Jude ist. Ich weiß zufällig, daß die alte Vettel, die mir sonst nicht in mein Haus kommen darf, vertrauten Zutritt hat in den Palast der Prinzessin Mirjam, ja dort täglich verkehrt. Würde ich sie durch ihren Sohn hierher kommen lassen, so würde das sogleich Beiden auffallen und weiter getragen werden. Sie kennen nicht die hundert Wege, durch welche Orientalen jede Nachforschung zu vereiteln wissen, aber dennoch giebt es Mittel, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu dringen – ein solches Mittel ist die Habsucht und Geldgier der Juden. Ich zweifle nicht, daß wenn es uns gelingt, die alte Rebecca in unverdächtiger Weise hierher zu locken, es auch möglich sein wird, sich ihres Beistands zu versichern, wenigstens einer Auskunft.«

Der Doktor nickte zustimmend und der Wirth versprach in solcher Weise die alte Jüdin kommen zu lassen.

Es sollte dies noch eher geschehen, als die Männer gedacht hatten; denn bereits am Spätabend traten Zustände ein, welche die Hilfe der alten Jüdin erheischten, und ehe Mitternacht kam, war die Chinesin Mutter eines Knaben geworden. Doktor Walding und der Grieche hatten es nach Verabredung mit dem Lord übernommen, die Jüdin zu befragen, und während der Letztere dafür sorgte, daß ihre Unterredung nicht durch Ueberraschung gestört werden konnte, trat die Alte in das Zimmer der beiden erstgenannten Männer, die lüsternen Augen sogleich auf die geöffnete Rolle von englischen Goldstücken heftend, die unverwahrt auf dem Tisch lag.

»Du bist eine weise und geschickte Frau,« sagte der Arzt – »ich bin beauftragt, Deine Dienste zu vergelten, und Dir das Gleiche zu geben« er schob ihr zwei Goldstücke zu, »wenn die Wöchnerin erst wieder im Stande ist, ihr Lager zu verlassen und die Weiterreise anzutreten.«

Die Alte hob das runzelvolle Gesicht und musterte ihn mit den scharfen forschenden Augen. »Der Gott Jakobs segne Dir die reiche Gabe. Unsere Gläubigen sind nicht so freigebig, wenn sie meiner Hilfe bedürfen. Aber wann beabsichtigen die Franken-Aga's ihre Reise anzutreten? – unter diesem Himmel bedürfen die Frauen keiner langen Zeit unter geschickten Händen, wieder zu gesunden.«

»Das wird von Deinem Ausspruch abhängen, zunächst freilich von dem Erscheinen eines unserer Begleiter, der uns in Unruhe versetzt hat über sein Verschwinden.«

Er hatte mit zwei weiteren Goldstücken gespielt und schob sie nach der Seite des Tisches, an der auf seine Einladung die alte Jüdin Platz genommen hatte. »Ich wünschte, es könnte Gold seine Rückkehr beschleunigen, so gut wie Deine Geschicklichkeit die Wiedergenesung der jungen Frau.«

Die Alte schien einige Augenblicke mit sich zu Rathe zu gehn, aber der Anblick der blanken Goldstücke mußte verführerisch wirken, denn während der Grieche wie zufällig vor den Ausgang des Zimmers trat, verschwanden die zugeschobenen Sovereigns in ihrer weiten Tasche.

»Du bist ein weiser Hakim, wie mir mein Enkel erzählt hat,« sagte sie vorsichtig, »und hast das Leben des Kindes des deutschen Wirths gerettet. Warum sollte ein so weiser Hakim nicht wissen, daß in diesem Lande ein goldner Schlüssel alle Thüren zu öffnen versteht!«

Der Arzt sah sogleich, daß er offener sprechen könne. »Eine weise und geschickte Frau wie Du, muß in vielen Häusern und Harems der Reichen und Mächtigen Eintritt haben und ihre

Geheimnisse theilen. Das Volk erzählt sich Vieles von einer Verwandten des Khedive. Kennst Du die Prinzessin Mirjam, die in diesem Stadttheil wohnt?«

Sein Blick haftete fest auf ihr. Die alte Kupplerin vermochte nicht ihren Schrecken ganz zu verbergen bei dieser direkten Frage. »Wer sollte die Sultana Mirjam nicht kennen? Sie ist eine kluge und mächtige Frau – es ist nicht gut für geringe Leute, sich ihrem Willen entgegen zu stellen.«

»Bah – ihr Witz ist der eines Weibes, und es kann andere geben, die klüger sind als sie. Für zwanzig dieser Goldstücke wäre Manches zu wagen, um einem Opfer ihrer Lüste die Freiheit wieder zu geben – wenn es überhaupt noch Zeit dazu ist. Sonst bleibt dem Beisädih Nichts übrig, als sich an die Polizei des Khedive um Nachforschung zu wenden.«

Die Alte lächelte spöttisch. »Der Aga würde dann schwerlich finden, was er suchen will. Warum gleich die Gewalt, wenn andere Mittel sicherer zum Ziele führen können? Hat der Hakim die gleichen Fragen gethan an meinen Enkel wie an mich?«

»Nein – Männer sind geschwätzig, kluge Frauen niemals. Du bist die erste Person, mit der ich davon rede.«

»Wallah – die Kinder Jacobs sind die Unterdrückten in diesem Lande. Es ist oft gefährlich zu reden. Es wäre thöricht von mir zu thun, als ob ich nicht wüßte, daß Du von dem schönen Franken redest, der mit Euch in diesem Hause wohnte und seit vier Tagen nicht zurückgekehrt ist zu seinen Freunden.«

»So ist es. Wir fürchten, daß er in ein gefährliches Liebesabenteuer verstrickt ist, und in einem Harem dieser Stadt verborgen gehalten wird.«

»Es mag sein! Aber seine eigene Klugheit allein kann ihn daraus befreien.«

»So lebt der Graf von Lerida noch?«

»Ich habe nicht gesagt, ob er lebt oder nicht. Ich weiß Nichts davon. Es ist gut, daß der Hakim nicht mit meinem Enkel gesprochen hat – er liebt das Geld allzusehr und fürchtet für seine Kehle, obschon er oft laut genug in der Synagoge und auf dem Bazar schreit. Frauen allein, wie Du selbst sagtest, verstehen zu schweigen und ohne Lärmen guten Rath zu geben.«

»Was läßt Du uns so lange um die Sache hergehen. Wenn der Conde noch unter den Lebenden ist, vermöchtest Du, ihm einige Zeilen zuzustecken, die ihn gegen Gefahren warnen?«

Nach der Art aller Frauen antwortete die Alte mit einer Gegenfrage.

»Kennt der Hakim eine Schrift, die Keiner hier versteht, wenn ein schlimmer Zufall sie finden lassen sollte?«

Der Arzt sann einige Augenblicke nach. Die gewöhnlichen im Orient üblichen Sprachen schienen ihm nicht geeignet, außerdem war wohl zu bedenken, ob der tolle Spanier die gewählte kennen würde. Endlich glaubte er das Richtige gefunden zu haben. »Was meinen Sie, General Maldigri – dieses Weib ist so vorsichtig als schlau und sie will offenbar sich nicht bloßstellen, – würden es die nöthigen Worte auf Lateinisch thun?«

»Das ist das Richtige – der Graf hat zum Theil seine Erziehung in Eton erhalten. Hier ist Papier und Dinte!«

Die alte Jüdin legte die Hand auf die Feder, die der Arzt bereits ergriffen hatte.

»Halte ein, weiser Hakim. Du darfst nur schreiben in Deiner fremden Sprache, was ich Dir vorsagen werde. Es darf Nichts geschehen, was mich in Gefahr bringen könnte. Das Papier, das Du schreibst, kann nur die zufällige Hülle, eines anderen Gegenstands sein, – einer

Schnur zum Beispiel, von dem Haar der Kameele – diese ist dünner wie Seide und reißt niemals!«

Der Arzt sah sie mit einem verständnißvollen Blick an. »Ich hoffe, Du weißt, wo eine solche Schnur zu finden ist, und wem sie Dienste leisten muß. Sage mir die Worte vor, die ich schreiben soll!«

»So schreibe denn:

Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um, wenn er sich nicht selbst befreit. Die Gefahr ist oft – am dringendsten, wenn sie am fernsten scheint, und ein kluger Mann wartet nicht, bis der Tod an seinem Kissen steht. Ein Weiser setzt nicht Speise und Trank über das Leben, und die Schnur des Kameeltreibers ist fester als der Gürtel von Gold und Seide. Ein kühner Sprung ist oft besser als ein schwerer Fall, und es ist nicht immer möglich, durch die Thür hinauszugehen, durch die man eingetreten ist. Wer weise ist, hüte sich vor Allem, was dunkel, und suche die Freunde, wo das Licht ist!«

»Bist Du schon zu Ende?«

»Ich bin's!«

»Deine Worte scheinen ziemlich unklar und ungenügend.«

»Ich kann nicht mehr sagen – und wenn Dein Freund klug ist, werden sie genügen. Nur möge er das Gras nicht wachsen lassen unter seinen Füßen in Kahira, wenn es ihm gelingt, der Gefahr zu entgehen. Ich kann nicht mehr reden.«

»So sage wenigstens, was die Anspielung auf das Licht bedeutet, und daß ein Sprung besser ist als ein Fall?«

»Die Terrasse eines arabischen Hauses ist nicht hoch und das Fenster einer Wöchnerin bleibt hell auch während der Nacht. – Ich werde morgen während des Tages wieder nach ihr sehen. Die kleine Gasse, die von der Muskieh am Palast der Sultana Mirjam vorüber führt, läuft gleich mit der Mauer dieses Gartens. Lebt wohl – es ist Zeit, nach dem Viertel der Kinder Jacobs zu gehen.«

»Ich glaube Dich jetzt verstanden zu haben, Frau,« sagte der Arzt, »und hoffe, daß Du bald den Weg hierher finden wirst, das Geld hier zu holen. Wir werden unsere Maßregeln so treffen, daß nicht das Geringste Dich compromittiren kann. Lebe wohl – der Morgen graut bereits.«

Die alte Jüdin verschwand eiligst und winkte draußen im Gange, der von dem Hôtel zur Straße führt, dem Enkel, der dort in einem Winkel schlief, ihr das Thor zu öffnen und sie zu geleiten.

Doktor Walding und der Grieche blieben noch in ernster Berathung zusammen und erwogen genau alle zu thuenden Schritte, zunächst ob es gerathen sei, irgend fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ihr Beschluß war, am Morgen sofort nach Alexandrien zu telegraphiren und die dort ankernde Dampfyacht des Conde in den Hafen von Bula kommen zu lassen, denn die Fahrt auf dem eigenen Schiff war jedenfalls sicherer als die hundert Zufällen unterworfenen auf der Eisenbahn. Lord Walpole sollte noch im Lanf des Tages von dem Geschehenen unterrichtet und durch ihn der britische Consul Sir Alfred Walen ersucht werden, dem Entkommenen in seinem Hause für zwei Tage Aufnahme zu gewähren, da nicht zu befürchten war, daß selbst die ägyptischen Behörden unter irgend einem Vorwand einen Eingriff in den britischen Schutz wagen könnten. Weiter beschloß man, während der nächsten zwei Abende

in der Nähe des Palastes der Prinzessin aus den eigenen Leuten Wachen aufzustellen, die für alle Fälle bereit sein und den Entkommenen auf dem Wege bis zum Consulat schützen könnten. Kumur, die beiden Trapper und einer von ihnen selbst wurden dazu als ausreichend erkannt, von der Ankunft der Yacht aber sollte keine Seele auch im Hätel bis zum Augenblick der Abreise erfahren. Walding sollte unter französischem Schutz in Cairo zurückbleiben, bis er mit den beiden Franzosen und der Wöchnerin nach Alexandrien folgen und mit ihnen dort wieder zusammen treffen könne. –

Diesen Entschlüssen entsprechend wurden die Anstalten im Laufe des Tages getroffen, und als am Nachmittag die Jüdin die Wöchnerin wieder besuchte, gab ein für Andere unbemerkbarer Wink ihnen die Gewißheit, daß es ihr gelungen sei das Papier in die richtigen Hände zu spielen und daß sie sich bereit halten müßten.

---

In einem nach orientalischer Sitte durch die Zugluft und einen kleinen künstlichen Springbrunnen von wohlriechendem Wasser gekühlten, mit persischer Seide tapezirten Gemach saß auf einem bequemen Divan eine Frau in kostbare orientalische Gewänder gekleidet, und der Duft des Nargileh, aus dem sie gleichzeitig mit dem Mann, der auf den Matten und Kissen zu ihren Füßen ruhte, durch den Doppelschlauch rauchte, erfüllte den Raum mit einem süßlichen wollüstigen Duft. Dieser Mann zu ihren Füßen trug gleichfalls orientalische Gewänder, die weiten Beinkleider, Schalmar genannt, und über dem Hemd von weißer Seide die gestickte ärmellose Jacke, aber dem Reichthum der Kleidung nicht entsprechend um die Hüften statt des kostbaren goldgewirkten Shawls, der neben ihm lag, einen einfachen Strick aus Kamelhaar. Er stützte sich auf Hand und Ellbogen des rechten Arms und schaute, den Kopf in den Nacken gelehnt, mit glühenden Augen auf das schöne Weib, das auf dem Divan saß. Ihre fleischigen üppigen Formen zeigten, daß sie nicht mehr in der ersten Jugend stand, und selbst das wunderbar zarte Roth der künstlichen Schminke, das ihre Wangen bis unter die Augen färbte und mit dem feinen schwarzen Pinselstrich, unterm Lid und den Wimpern das Feuer der schwarzen Augen noch mehr hob, konnte doch die tiefen leidenschaftlichen Schatten nicht verbergen, die bis zur Nasenwurzel das Auge umgaben. Die Stirn war niedrig und durch die Färbung der schmalen tiefgeschwungenen Brauen noch verkleinert, die Nase fein und gebogen, die Lippen aber, wenn ihre volle mit kostbaren Ringen bedeckte Hand die dicke Bernsteinspitze des Nargileh daraus entfernte, zeigten sich fast übertoll und verriethen mit dem starken Kinn und gewölbten Halse Wollust und Sinnlichkeit. Eine scharfe Falte, die um die Mundwinkel lauschte und der Schminke Trotz bot, verrieth eine gewisse Unbezähmbarkeit im Genuß, gleichsam wie das Raubthier unersättlich im Blute schwelgt und dann keine Furcht und Besorgniß kennt. –

»So willst Du mich wirklich morgen Abend verlassen, schöner Franke« sagte die Frau in italienischer Sprache, »und es ist Nichts, was Dich länger in den Armen Mirjams zurückhalten kann? Geh, Deine Liebe ist kalt – Deine Leidenschaft allzurasch befriedigt, während Mirjam nicht müde wurde an Deinem Herzen zu ruhen!«

»Hast Du ein Recht, mir Mangel an Feuer und Liebe vorzuwerfen?« sagte mit leichtem Spott der Mann. »Aber bedenke, daß Du nur empfängst und ich Dir gebe, und meine Frankennatur nicht geschaffen ist für die bloßen Genüsse des Harems. Wir bedürfen der Freiheit und der freien Bewegung, die Körper und Sinne stählt, statt der Erschlaffung. Meine Freunde werden

nicht ohne Besorgniß um mich sein, und ich muß diese erst beruhigen, um ungestört in Deine Arme zurückkehren zu können.«

»Es ist ein Weib unter ihnen,« sagte leidenschaftlich die Orientalin – »ich habe sie gesehen von der Höhe meines Thurmes und weiß von ihr durch Hamed, der mein Sklave ist und dien Befehlen gehorcht, die ich ihm durch das alte jüdische Weib, seine Großmutter, gebe, daß sie gleichfalls eine Prinzessin sein will aus einem fernen Lande der Ungläubigen. Du willst zu ihr, die kalt ist wie Eis gegen die Gluth und das Glück, das Dich hier umgiebt. Laß sie ziehen zu ihrem Land voll Schnee, schöner Franke und bleibe bei Mirjam, wo Dich alles Glück der Liebe umgiebt. Fordere und jeder Genuß sei Dir gewährt. Sollen die Almen wie gestern vor Dir tanzen? – Willst Du die Weine der Ungläubigen trinken? – Sieh Du hast gewünscht, daß wir Beide heute die Gewänder der heißeren Sonne tragen, und ich habe mich beeilt, Dir solche aus dem Bazar holen zu lassen. Willst Du sie kostbarer, reicher geschmückt? Du sollst sie morgen haben! Nur gehöre Mirjam allein und bleibe bei ihr!«

»Nein, Du weißt, daß ich morgen wieder die Tracht der Franken anlegen muß, indeß es heute nur anders geschah, um mit Dir unbemerkter auf der Eskebieh zu wandeln, sobald es Abend wird. Du irrst Dich, wenn Du glaubst, die Moskowitin sei es, die mich von Dir zieht, sie ist die Verlobte meines Veters und mag mit ihm nach seiner Heimath gehen, während ich bei Dir bleibe. Aber dazu ist es nöthig, mich mit ihm und meinen Freunden zu verständigen. Du sollst auch immer wenn ich bei Dir bin, die Tracht des Orients tragen, die Dir hundert Mal schöner steht, als die Flittern von Paris.«

Sie schien nicht auf die Schmeichelei zu achten. »So willst Du Deinen Freunden erzählen, daß Du bei mir warst und zu mir zurückkehren willst?« frug sie lauernd.

»Warum nicht? Bin ich nicht Herr meines Herzens und meiner Person, wie Du? Wer kann uns hindern in Liebe zusammen zu leben!«

»Niemand, so lange der Schleier des Geheimnisses unsern Bund bedeckt. Bedenke darum, was Du thun willst. Ein Weib ist nicht frei in diesem Lande.«

Er sah in Gedanken vor sich nieder – sie hielt die Augen forschend auf ihn gerichtet. »Warum hast Du diesen schlechten Strick um Deine Hüften gelegt, statt des Shawls, den Dir die Sklavin brachte?«

»Es war zufällig um das Packet geschlungen, das Deine Hand mir sandte.«

»Aber Du hast auch die Limonade verschmägt, die meine Hand Dir mischte. Ist mein Liebling krank?«

»Ich habe Sehnsucht nach frischer Luft – ein Gang in's Freie wird mir wohl thun.«

»Dein Wunsch ist für Mirjam Gebot. Sobald der Muezzim die Gläubigen zum Abendgebet vom Minaret gerufen, wollen wir lustwandeln. Der Chamsin hat Dich matt gemacht. Du solltest ruhen auf diesen Kissen, bis die Liebe Dich weckt.«

»Nein Sultana, ich bedarf Nichts, als der sonst gewohnten Freiheit, um glücklich zu sein. Wir wollen durch die Eskebieh wandeln oder zum Ufer des Nil. Ich – ich will es!«

»Du bist voll übler Laune, Freund. Aber es geschehe wie Du befiehlst. Erwarte mich, daß ich den schwarzen Sklaven Befehl gebe, uns zu begleiten. Es schickt sich nicht für eine Sultana, daß sie ohne Diener außer dem Hause sich zeige, wie das Weib eines Fellah!«

»Wie Du willst. Diese Luft hier ist drückend!«

»Sie ist es nur, weil Du mich nicht mehr liebst und die Gesellschaft Deiner Freunde vorziehst!«

Es hatte allen Anschein zu einem Liebeszwist, zu dem die türkischen Frauen eben so bereit sind wie ihre europäischen Schwestern, aber der Franke antwortete ihr trotzig nicht, sondern beschäftigte sich stumm mit seinen Gedanken, bis die Abendstunde gekommen war, die der Muezzim ausruft. Dann sprang er auf. »Laß uns jetzt gehen, ich bin Dein Geliebter, nicht Dein Sklave. Wenn ich wiederkehren soll, darfst Du mir keine Fesseln auferlegen, außer denen der Liebe. Laß uns gehen oder . . .«

»Was drohst Du?«

»Nun, oder ich verlasse ohne Deine Erlaubniß das Haus!«

»Du weißt, daß der Wächter des Thors die Pforte nur öffnen darf, wenn ich's gebiete. Mirjam's Gunst hat Dich zu ihrem Herrn gemacht. Es geschehe, wie Du willst, nur gib mir Zeit, mich in meine Schleier zu hüllen. Ich hoffe, wenn wir zurückkehren, wird Deine Laune besser sein.«

Sie klatschte in die Hände – eine schwarze Sklavin trat in das Gemach. »Laß Massil und Zorab sich bereit halten, meinem Gebieter den richtigen Weg zu weisen durch die Pforte der Nacht. Er ist ein Undankbarer wie alle Männer es sind und will uns verlassen.«

Die Sklavin kreuzte die Arme und verbeugte sich gehorsam – ein flüchtiger Blick fiel auf den Europäer. Dieser trat mir großer Ruhe zu der zürnenden Schönen, küßte ihre Stirn und zog einen kostbaren Dolch, der in ihrem Gürtel steckte aus diesem und schob ihn in den seinigen.

Ihre Augen blitzten argwöhnisch dabei auf. »Was thust Du Franke?«

»Was sich gehört! Es paßt sich nach unseren Sitten besser, daß der Mann die Waffe führt als die Frau. Darf ich Dir die Hand, oder wenn Du europäischen Brauch vorziehst, den Arm bieten?«

»Es ist nicht Sitte in unserem Lande, daß Männer und Weiber zusammen gehn. Geh voran, ich folge Dir!«

Er schien bereits ziemlich Bescheid in dem Hause zu wissen, denn er trat sogleich in einen Gang, an dessen Ende eine steinerne Treppe in den Hofraum führte, der sich lang bis zum Thor hinzog, vor dem quervor ein finsterer alter Araber mit weißem Bart saß gleich einer Dogge, bereit, Jeden anzufallen, der sich diesem Ausgang gegen seinen Willen nahte. Am Fuß der steinernen Treppe standen die beiden nubischen Sklaven, zwei herkulische Gestalten mit grimmigen thierisch blickenden Zügen und mit dem Yatagan über dem weißen Kaftan im Gürtel, während ihre Hand den großen Bambusstab mit schwerem Silberknopf führte, welchen die Khawassen und Diener bei einem Ausgang und im Dienst ihrer Gebieter zu tragen pflegen, und mit denen sie wie der Läufer mit der Peitsche vor dem Wagen die Lästigen oder den Weg Sperrenden zur Seite schieben.

Mit einem raschen Blick hatte der Conde, denn er war es in der That, den wir zu den Füßen der ägyptischen Prinzessin gefunden haben, die Situation übersehen und die Begründung der Warnung erkannt, die er am Mittag auf dem Papier gefunden, in welches der Einkauf der Jüdin im Bazar geschlagen und mit dem Strick aus Kameelhaar umschnürt gewesen war. Er fühlte, daß jeder Augenblick der Zögerung ihm Verderben bringen konnte und daß er keine Spur von Besorgniß zeigen durfte, während seine schöne verrätherische Freundin auf der letzten Stufe der Treppe stehen blieb, und kaltblütig, ohne den Kopf zu wenden, ging er zwischen den beiden Schwarzen, die auf den Wink ihrer Herrin zu warten schienen, hindurch und trat auf den Pförtner zu: »Oeffne!«

Der Alte sah an ihm vorüber nach der Treppe hin, indem er die Hand an den Balken legte, welcher das Thor schloß – aber schon waren auch die beiden schwarzen Sklaven dem Spanier gefolgt, und nach einer Seitenmauer des Hofes deutend, in der ein anderer Gang sich zu öffnen und in einen zweiten Raum zu führen schien, hatte der eine der Schwarzen bereits seinen Arm gefaßt, um ihn dahin zu ziehen, während der Zweite mit dem schweren Stabe hinüberwies.

»*Jalla, jalla! taali schemalak!*«<sup>1</sup>

Der Graf hatte ihn zwar nicht verstanden, aber er begriff aus der Geberde die Weisung des Schwarzen, und als habe ihn die Berührung des Sklaven erzürnt, hatte er im selben Augenblick mit einer raschen Bewegung seiner Hand den gewichtigen Stab ihm entrissen und schwang diesen rechts und links mit voller Kraft gegen die Schienbeine der Schwarzen, diesen empfindlichsten Theil aller Negerracen. »Schurken! Was untersteht Ihr Euch?« Im selben Moment, während die Geschlagenen sich heulend krümmten und die getroffenen Stellen rieben, war er an ihnen vorübergesprungen nach dem Eingang der Treppe zurück, hatte die dort harrende Dame übergerannt und flog trotz ihres Kreischens die Stufen hinauf. Erst als auf ihr Geschrei der weißbärtige Türke am Thor herbeieilte und ihr wieder auf die Beine half, zeterten wilde Schmäh- und Drohworte über ihre Lippen und begriffen die Schwarzen, daß ihr Opfer ihnen entgangen war.

»Verfolgt den Giaur, feige Hunde! Tödtet ihn zur Stelle! Um keinen Preis darf er entkommen!«

Die Nubier stürzten, den Yatagan schwingend die Stiege hinauf, fanden an dem Absatz des ersten Flurs, wo jene sich theilte, aber nur die schwarze Sklavin, die ihnen vorhin den Befehl der Herrin gebracht hatte und jetzt gleichfalls zappelnd und zeternd am Boden lag. Hinter ihnen her tobte die Herrin. »Wo ist er, der Freche? Er soll büßen mit dem Leben. Allah sei Dank, er kann nicht entinnen!« Aber die Sklavin wies nur nach dem zweiten Gang. »Dort hinauf ist er – zum Dach!« Jetzt erst begriff die leidenschaftliche Frau, daß der Gegenstand ihrer Liebesgluth absichtlich einen ebenso kühn als gut ausgeführten Fluchtversuch unternommen hatte und schlug gleich einer getäuschten Rasenden gegen die schwache Thür, die nach der Sitte der orientalischen Häuser auf das flache, eine Terrasse bildende und von ziemlich hohen, gegen die Neugier unberufener Blicke schützenden Mauer umgebene Dach führte, auf welchen die orientalischen Frauen unter duftenden Gewächsen der Abendkühle zu genießen pflegen. Die Thür war zwar durch den vorgeschobenen Riegel vom Dach her geschlossen, konnte aber den Schlägen der Nubier nur wenige Augenblicke widerstehen, dennoch hatten diese genügt, die Flucht des bedrohten Spaniers zu sichern; denn als die Thür jetzt in Stücke flog und die erbitterte Frau, die einem der Sklaven selbst den schweren Yatagan entrissen, wie eine Furie hinausstürzte, fand sie das Dach leer und nur um einen der vorspringenden Steine das Ende der Schnur von Kameelhaaren geschlungen.

»Er ist fort, Sklaven – beim Propheten, der Franke wird uns verrathen! Noch kann er nicht weit sein, – die Gasse ist schmal und hat keinen Ausgang. Hinunter mit Euch Allen und ihm nach! Zehn Beutel für Den, der ihn zurückbringt todt oder lebendig!« Sie selbst versuchte die äußere Mauer zu erklimmen, um nach dem Entwischten auszuschauen, aber erst nachdem die herbeilaufenden Slavinnen eine kurze Leiter für die Gebieterin zugeschleppt hatten, gelang es dieser über die Höhe der Mauer auf die vorbeilaufende Gasse hinabzuschauen. Die

---

<sup>1</sup>Vorwärts! Komm links!

Gasse war jedoch leer – nur nach der Muskieh zu sah sie eben drei oder vier Männer sich hastig entfernen und es klang ihr zurück wie lautes Spottgelächter.

»Möge Allah ihn verderben. Zum Glück kann der falsche Franke nur Verdacht geschöpft haben und mir nicht schaden. Aber dennoch wird es gut sein, seine Schritte bewachen und Hamed zu mir kommen zu lassen.«

Aber der eilig Herbeigeholte wußte auch Nichts zu erzählen und konnte nur berichten, daß verschiedene Männer aus der Gesellschaft des britischen Lords erst in der Nacht zurückgekehrt waren, ohne den Spanier mit in's Hôtel zu bringen. Erst am zweiten Morgen vernahm sie, daß der ihrer Macht so rechtzeitig und geschickt Entschlüpfte im offenen Wagen mit dem englischen Consul nach dem Hafen von Bula gefahren war und sich dort an Bord eines kleinen Dampfers begeben, der mit zwei oder drei der Fremden sich alsbald stromabwärts auf den Weg gemacht habe.

Dennoch und obschon der Graf von Lerida jede Anklage und Aussage streng verweigert hatte, konnte seine Flucht nicht ganz verschwiegen bleiben und erregte bei dem wiederholt vorgekommenen Verschwinden von jungen schönen Fremden so viel Aufsehen und Verdacht, daß sich der französische, britische und italienische Consul bald darauf veranlaßt sahen, beim Khedive selbst auf eine genaue Untersuchung im Palast der Prinzessin Mirjam zu dringen. Man fand dabei in einer alten Cisterne in einem abgelegenen Hofe die zum Theil von Kalk zerstörten und unkenntlich gewordenen Leichen mehrerer Männer, offenbar Europäer. Obschon die Prinzessin und ihre Diener fest leugneten, davon zu wissen, sah sich der Khedive doch veranlaßt, die schöne Mirjam nach Ober-Aegypten zu verbannen unter dem strengen Verbot, Kairo oder Alexandrim wieder zu betreten, und dort starb sie bald darauf, wie ihre Freunde sagten: aus Gram über ihre Verbannung, während die beiden Schwarzen schon früher spurlos verschwunden waren. Die Sache machte damals in Kairo viel Aufsehen, aber die Justiz in Aegypten ist auch gegen überflüssige Schwätzer ziemlich kurz gebunden, und da bald nachher das ganze Haus niedergerissen wurde und einem anderen Gebäude Platz machen mußte, verschwanden alle weiteren Spuren. –

Acht Tage nach der fluchtähnlichen Abreise des spanischen Abenteurers trafen sich die Vetter in Alexandrien wieder, wohin auch Tank-ki im Schutz des Arztes ihre Herrin begleiten konnte. Doch hatte es Lord Frederic Walpole nach einer offenen Erörterung mit seinem abenteuernden Vetter für zweckmäßig erachtet, auf dem nächsten englischen Dampfer für sich und seine Schutzbefohlenen Ueberfahrt nach Malta zu nehmen und von dort erst sie nach Marseille zu bringen, während die beiden Franzosen, Doktor Walding und der Grieche an Bord der Dampfyacht blieben.

---

Es war damals, im Spätsommer und Herbst des Jahres 1861, eine stürmisch bewegte Zeit, deren Ereignisse, wie gesagt, uns, die wir sie doch mit erlebt, jetzt nach kaum 16 Jahren, in Folge der späteren wichtigeren Phasen in der Entwicklung der Nationen freilich fast vergessen sind und wie ein Traum erscheinen, die damals aber die politischen Sympathieen und Antipathieen genug in Anspruch nahmen, und voll abenteuerlicher Bewegung, so daß Frankreich fast der einzige Großstaat war, welcher sich ruhiger Zustände, wenigstens im Innern erfreute.

In Amerika war in den vereinigten, oder vielmehr jetzt veruneinigten Staaten jener große Bürgerkrieg ausgebrochen, der unter der Maske der Humanität und der Sklavenemanzipation doch nichts Anderes war, als ein Kampf für den Eigennutz der Yankees im Norden, ihre schaamlose Ausbeutung der Staatsinteressen und der Knechtung selbstständiger Institutionen; in Mexiko wüthete der Kampf der Liberalen mit Ultramontanen und des Ehrgeizes; England im Gefühl seiner Schwäche bangend, und doch lüstern mit hinein gezogen zu werden in den großen amerikanischen Krieg, später nicht einmal mächtig genug, jenen Schlag ins Gesicht dadurch, daß man die beiden Bevollmächtigten der Südstaaten auf offenem Meere mit Gewalt von einem britischen Postdampfer holte, mit einer Kriegserklärung zu erwidern und sich lieber mit Hetzereien auf dem europäischen Continent gegen Rußland und Oesterreich begnügend; – Spanien, sich in carlistischen und republikanischen Aufständen gegen ein verächtliches Weiberregiment erschöpfend; – Griechenland an der Schwelle eines Aufstandes, der mit dem Mordversuch des Studenten Dosios auf die unschuldige deutsche Königin begann, um einem englischen Prinzen auf den griechischen Thron zu helfen; – Italien endlich mit Blut und Hinrichtungen den Kampf gegen das bourbonische Königthum fortsetzend und unter dem Druck der Revolutions-Comité's und selbst unterjocht von napoleonischem Einfluß den Papst im Vatikan und Oesterreich in Ungarn bedrohend; Rußland einen neuen polnischen Aufstand vergeblich abwehrend; – Deutschland noch immer der Spielball der englischen und französischen, der dänischen und österreichischen, der revolutionairen und ultramontanen Intriguen: und diesen Feinden allen gegenüberstehend, allein auf sich und seine Zukunft vertrauend, das neue preußische Königthum, verläumdet und angefeindet im eigenen Lande durch Haß und Ehrgeiz – wo war da der Friede und eine gesicherte Zukunft zu suchen? Wir wüßten kaum, in welcher Phase der neueren Geschichte der Weltfrieden mehr bedroht, und der Boden mehr für vulkanische Ausbrüche unterhöhlt gewesen wäre!

---

Ueber die blauen Wellen des Golfs von Tarent schwamm an einem schönen Abend in der letzten Hälfte des August ein kleines Fahrzeug, dessen Takelwerk und ganze Ausrüstung keinen sicheren Schluß bot, ob es ein Handelsfahrzeug oder für kriegerische Zwecke bestimmt war, und deshalb an Bord einer von Süden her steuernden eleganten Dampfyacht allerlei Vermuthungen hervorgerufen hatte, bis der Kapitain oder der Besitzer der Yacht dem Steueremann Ordre gab, in jedem Fall sich dem geheimnißvollen Schiffe zu nähern und seinen Lauf zu kreuzen.

Wie übrigens das Seegelfahrzeug, das leicht und rasch die Wellen durchschnitt und seinen Lauf nach der Höhe des Golfs gerichtet hielt, die Neugier und die Combinationslust an Bord der Yacht erweckt hatte, so war es nicht weniger umgekehrt der Fall gewesen, nur daß an Bord des Seegelschiffs sich auch allerlei Besorgnisse kund gaben, die Jene nicht kannten.

»Es ist eine Felucke,« sagte der Schiffsherr – »so gut wie der Blitz! Aber es befremdet mich, daß sie die englische Flagge trägt, während doch die Engländer diese Art von Schiffen nicht zu lieben pflegen, wogegen wir sie häufig an den italienischen und griechischen Küsten finden.«

»Sie kommt von Malta,« sagte mit Bestimmtheit eine Stimme.

»*Carrajo!* Sie können Recht haben, Major Grimaldi. Sie hält nach der Küste ab – englische Flagge hier an der Basilicata! wo, so viel ich gehört bei unserm Aufenthalt in Rom, unser

Freund Cocca noch dem Herrn Victor Emanuel für den guten König Franz die Zähne oder vielmehr das Stilet zeigt. D'rauf also – wir wollen jedenfalls sehen, woran wir sind, bevor ich Sie nach Ihrem Wunsch an die ionische Küste bringe! He, Mauro – rufe dem Maschinisten, doppelten Dampf zu geben, und lasse das Signal zum Praien wehen. – Schade, daß mein Vetter Frederic jetzt wahrscheinlich bereits in La Valette auf Ueberfahrt wartet, er hätte sonst wieder gute Gelegenheit, den Hofmeister zu spielen und mir zu sagen, ich möchte mich nicht in Abenteuer stürzen, die mir nur Verlegenheiten bringen könnten.«

Die jungen Männer unter dem Sonnzelt lachten. »Was wäre das Leben ohne solche Abenteuer? Ich dünke, der edle Lord hätte selbst genug an seinem Abenteuer, genannt Wéra Wolchonski. Was denken Sie davon, Thérouvigne, ob ihn die spröde Dame vom Nordpol wirklich noch heirathet, oder etwa den eifersüchtigen Verdacht hegt, die kleine Chinesin sei seine Maitresse gewesen?«

»Gehen Sie zum Teufel Marquis mit Ihrer Fopperei,« sagte unwillig der Husar – »der Knabe, ihr Kind, ist von edlerem Blute als selbst ein Lauderdale in den Adern hat, und Boulbon hat sicher noch keine Ahnung, den Seitenkanal der Bourbons in dieser Weise fortgepflanzt zu haben. Ich bin in der That neugierig zu sehn, welche Augen er macht, wenn er hört, Vater eines schlitzäugigen Langzopfs geworden zu sein! Wann brechen wir auf nach Paris, Juan? Nach der Meldung der letzten Nummer des ›Constitutionnel‹, den wir in Alessandria erhielten, bekommt der Kaiser im nächsten Monat Besuch von einem dieser Schneekönige aus dem Norden, von Stockholm oder Berlin, ich erinnere mich nicht sicher von welchem!«

Der spanische Abenteurer lachte. »Dessen können Sie jedenfalls sicher sein, Kapitain, daß er für Sie keine Einladung nach Compiègne haben wird, sondern Marschall Randon Sie vor ein Kriegsgericht stellt und im glücklichsten Fall Sie auf die Festung schickt, was Sie, unter uns, für den tollen Streich, sich den Räubern der Wüste anzuschließen zur Verfolgung von Reisenden, die Sie im Grunde gar Nichts angingen, wohl verdient haben.«

»Nicht toller im Grunde,« sagte der heißblütige Husarenoffizier ärgerlich, »als die Liebesaventüren eines gewissen Conde in Cairo! Lassen Sie's gut sein, ich bedauere nur, in Compiègne oder Paris nicht Zeuge Ihrer neuen Triumphe sein zu können, zu denen das Abenteuer mit einer ägyptischen Prinzessin nicht wenig beitragen wird. Aber ich glaube, das Fahrzeug, das wir jagen, hat beigelegt und wechselt die Flagge oder giebt ein Signal!«

»Caramba, Sie haben Recht – es sind die gelb und rothen Streifen von Spanien. Wie kommt denn der Don in das ionische Meer? –«

Die Felucke hatte in der That beigelegt – an ihrem Steuer stand der Padrone, ein Mann in den einfachen Gewändern der Seeleute der italienischen und griechischen Küsten; drei ihm ähnliche Matrosen lungerten am Bord, während man doch früher von der Campagne der Yacht mit den guten Gläsern deutlich eine große Anzahl Männer in Uniformen oder wenigstens Civilkleidern und bewaffnet hatte erblicken können.

»Was wünscht Ihr, Signor?« frug der Padrone, die Hände als Sprachrohr an den Mund legend. »Seid Ihr ein Engländer?«

»Und Ihr?«

»Das ist die ›Golondrina‹,<sup>1</sup> kommt von Malta und will nach Corfu!«

Der Mann schien mit Absicht die Nationalität nicht zu erwähnen, aber es half ihm Nichts. »Wie kommt Ihr dazu die spanische Flagge zu führen?«

---

<sup>1</sup>Schwalbe.

»Hab' das Recht dazu – glaubte einen Sarden in Euch, deshalb, um allen Plackereien zu entgehen, ließ ich zuerst die englischen Farben hissen!«

Die Schiffe fuhren so dicht aneinander, daß die Unterhaltung leicht war. »Wenn Ihr ein Landsmann seid,« sagte der Conde, rasch die Sprache wechselnd, »so sagt mir, wer die Männer sind, die bei Euch auf Deck waren? Ich bin der Graf von Lerida und kein Zollwächter! Also heraus mit der Sprache – wo sind die Männer, die wir noch soeben an Bord Eures Schiffes sahen!«

»Hier, Señor Conde!«

Die Thür der Kajüte, die im Heck der Felucke fast ihre Hälfte einnahm, hatte sich rasch geöffnet, und mehre stattliche Männer waren herausgetreten, denen man unverkennbar die Soldaten ansah. »Wenn Sie in der That der Graf von Lerida sind,« sagte der ihnen Vorangehende, »so werden sie einen Mann achten, der mit Ihrem Vater für dieselbe Sache focht und starb!«

»Starb?«

»Ja Señor Conde – Ihr Vater, ich erinnere mich seiner wohl, fiel unter den Kugeln der Christinos, und ich auch!«

»Nur mit dem Unterschied, daß ich die Ehre habe, Sie lebendig vor mir zu sehen!«

»So ist es – haben Sie nie von Garcia Fuentes gehört, dem Major der Lanzas von Guipuzcoa, den man den Rosuscitada nannte?«

Der Conde riß ehrerbietig die Bortenmütze vom Kopf. »Wie Señor – das wären Sie und diese Herren sind Ihre Freunde?«

Der alte Offizier nickte bethend. »Ich hoffe, Sie werden also dem ehrlichen Padrone Nichts mehr in den Weg legen und ihn seinen Lauf fortsetzen lassen.«

»Nicht eher, Señor Mayor – als bis ich Sie und Ihre Freunde gesprochen habe.«

»Dann, Señor Conde, müssen Sie es mit unserem Anführer thun – ich bin es nicht! – Kommen Sie, Señor Generale, wir brauchen diesen Herrn gegenüber uns nicht zu verbergen!«

Ein hoher stattlicher Mann war aus der Kajüte getreten – noch ehe er selbst das Wort nehmen konnte, hatte der Marquis von Saint Bris die Freunde zurückgedrängt: »General Borges!« Er kannte den Carlisten von Paris her.

»Ha – einer unserer französischen Offiziere von Gaëta! – Einer der Tapferen von San Agatha! – Ich dachte Sie bei Se. Majestät oder längst in Frankreich! – Verzeihen Sie, Señor, aber da der Zufall uns hier im jonischen Meer zusammen führt, sollten wir nicht scheiden, ohne uns wenigstens näher gesprochen zu haben. Also bestimmen Sie selbst, ob Sie uns die Ehre Ihres Besuchs schenken wollen?«

Es hatten sich um den General jetzt noch mehr der spanischen Offiziere geschaart, es waren ihrer mit dem General dreiundzwanzig, und nach kurzem gegenseitigen Höflichkeitsaustausch folgten sie sämtlich der Einladung des Grafen, an Bord der Yacht für ein paar Stunden seine Gäste zu sein. Bei dem ruhigen Zustand der See war es möglich gewesen, die beiden Fahrzeuge so weit an einander zu legen, daß eine Planke den Verkehr vom höhern Bord der Yacht vermitteln konnte, und beide Schiffe ohne Anwendung der Seegel und des Dampfes trieben vereint jetzt der italienischen Küste zu.

Zu seiner Verwunderung fand der Graf, als er die Mitglieder seiner Gesellschaft vorstellen wollte, daß General Maldigri die Yacht verlassen hatte und an Bord der Felucke Hand in Hand mit ihrem Padrone saß, als wären sie alte Freunde, und bald darauf hatte sich auch

Doktor Walding zu ihnen gesellt, und so blieb die Unterhaltung mit den Spaniern ihm und den beiden Franzosen überlassen. Der Gegenstand war aber in der That so ernster Natur, daß ihm wenig Muße blieb, sich mit dem Zusammentreffen des Ioniers und des Padrone der Felucke zu beschäftigen. General Borges machte vielmehr kein Hehl deraus, daß das kleine und schnelle Fahrzeug von ihm in Malta zu einer Expedition an die Küste der Basilicata gemiethet worden sei, um auf Anstiften des gefallenen Königspaars in Rom einen neuen Versuch zur Volkserhebung im Königreich zu machen – General Clary hatte den tapfern spanischen Offizier dazu veranlaßt und mit hundert Versprechungen ihn zu dem kühnen Unternehmen beredet. Nach seiner Mittheilung war eine Verschwörung der Anhänger des Königs durch alle Provinzen vorbereitet und tausende alter Soldaten warteten nur auf die Erhebung eines namhaften Führers um sich seiner Fahne anzuschließen. Der Tag des Ausbruchs einer neuen sicilianischen Vesper in Neapel war bereits festgesetzt, und Borges mit dem Oberbefehl über alle in den Bergen gebildeten Freischaaren betraut, deren Zahl sich bei der fanatischen Grausamkeit Cialdinis und dem so rücksichtslosen Auftreten der Piemontesen gegen die Bevölkerung täglich mehrte. Der tapfere frühere Carlistenführer sollte Waffen, Munition und Unterstützung aller Art bei seiner Landung finden und im Vertrauen auf das königliche Versprechen hatte er das sichere Asyl in Malta verlassen und das kühne Unternehmen begonnen, dessen Opfer er werden sollte.

Vergeblich machten ihm Don Juan und der Marquis Vorstellungen dagegen, da sie von dem Treiben der bourbonischen Camarilla in Rom zur Genüge gesehen, um befürchten zu müssen, daß man bei dem feigen Neid der Hofschranzen, die ihre eigene Haut in Sicherheit hielten und nur fremde Kämpfer für das durch ihre Jämmerlichkeit verlorene Königthum in den Kampf sandten – auch die kühnen Spanier nur ins Verderben gelockt habe. Der tapfere Borges vertraute dem königlichen Wort und ließ sich nicht entmuthigen. War doch in der That der Haß unter dem Volk selbst gegen die piemontesischen Eindringlinge noch immer im Steigen und trotz der Proclamation der neuen Statthalterschaft, die alle Kämpfer für das alte Königshaus nur für ehrlose Briganten erklärte und mit schimpflichem Tode bedrohte, so gewachsen, daß in der That damals eine gemeinsame energische Leitung der gesammten Kräfte die größte Aussicht auf Erfolg hatte. Aber freilich hätte eine solche Vereinigung auch aufrichtig sein und nicht durch eigenen Ehrgeiz und Hader verhindert werden müssen. So blieb denn dem Grafen und seinen Freunden Nichts übrig, als banger Ahnungen voll von der begeisterten kleinen Schaar sich unter besten Glückwünschen für ihre Erfolge zu verabschieden und sie schließlich an Bord ihrer Felucke zurück zu begleiten.

Hier hatte unterdessen ein eigenthümliches Wiederfinden stattgehabt. Der Padrone, eine kräftige von Wind und Wetter anscheinend gehärtete Erscheinung, war eben zu seiner Schanze zurückgekehrt, ohne sich weiter um den Besuch der Spanier an Bord der Yacht zu kümmern, als eine fremde Hand sich auf seinen Arm legte und eine bekannte Stimme alle Erinnerungen und Gefühle seines Herzens erbeben machte.

»Wenn *Danilos Petrowitsch* in diesen Meeren seinen Namen und alten Ruf vergessen lassen und sich aus dem Gedächtniß des britischen Leoparden halten wollte, dann hätte er sein Schiff nicht wieder die ›Schwalbe‹ nennen sollen!«

Der Padrone wandte sich hastig um, ein Mann offenbar zu dem fremden Schiff gehörig, stand neben ihm, das Gesicht mit seinem Tuche verhüllt und es absichtlich von ihm gewandt.

»Wer Ihr auch seid, Signor – die Stimme ist mir lieb und bekannt, aber leider die eines Todten! – Heilige Panagia – Markos – *Markos Grimaldi!*«

»Still, Milchbruder – es ist nicht gut, weder Deinen noch meinen Namen hier zu laut zu nennen! – Jahre sind zwar vergangen, aber das Echo vom Ganges könnte ihn allzuleicht wachrufen! – Der Himmel segne den Augenblick, der mich Dich wiederfinden läßt, den ich auch unter den Todten glaubte, wie Du mich!«

Der wilde Schmuggler hatte leidenschaftlich seine Hände gefaßt und küßte sie wiederholt. »Stehen denn die Todten Alle auf ihren Gräbern auf? O, wenn Du wüßtest, Marcos, daß auch er – er – der furchtbare, entsetzliche . . . «

»Nochmals – vorsichtig! Ich weiß, wen Du meinst, und habe von ihm gehört. Er existirt nicht mehr für uns, aber dort an Bord der Yacht ist ein Anderer, dessen Du Dich gleichfalls erinnern wirst aus jener Schreckenszeit – Doktor Clifford, der Arzt des Bahadur!«

»Ich erinnere mich seines Namens und – seiner Person. Er war es, der bei der Befreiung des Prinzen von Audh half und den ich mit Dir von Bithoor brachte zum Lager des Tigers in Cawnpoor!«

»Er ist mit auf jenem Schiff. Doch komm hierher, Milchbruder, und erzähle mir, wie Du zu den Spaniern kommst, die dadrüben mit dem Grafen von Lerida tafeln. Wir werden unbeauscht hier sein auf dieser Bank am Steuer, während das Schiff mit dem Dampfer treibt. Das Letzte, was ich von Dir hörte, war der Gruß, den mir Major Delafosse brachte, nachdem Du ihm zu der Flucht von der Praua geholfen und ihn meinem Zuge nach Ihansi nachgesandt hattest. Er ist damals *glücklich* zu seinen Freunden entkommen, ich habe vor wenigen Monaten bei einem andern unserer damaligen Feinde von ihm gehört. Major Delafosse ist als ein tapferer Soldat bei der Entsetzung von Lucknow gefallen.«

Der Uskoke hielt noch immer die Hand des Freundes und Milchbruders. »Was soll ich Dir von mir erzählen! Nach dem Fall von Delhi und Lukhnow war der Sieg der Engländer gewiß. Ich verbrannte mit Baber Dutt die Praua und, nachdem ich gehört hatte, daß der letzte Halt unseres Kampfes mit Ihansi gefallen und Du unter seinen Trümmern mit der Rani den Tod gefunden hättest, gelang es mir mit dem Pfand, das Baber Dutt mir anvertraut hatte als wir uns trennten, den Indus und das Meer zu erreichen, wo ich mein altes Handwerk trieb, bis die Sehnsucht, die jeder Sohn der schwarzen Berge fühlt, mich wieder zurücktrieb an die Küsten der Adria und des Epirus, bis . . . «

»Warum stockst Du in Deiner Erzählung? – welches ist das Pfand, das Baber Dutt Dir übergab?«

»Du bist ein Sohn dieser Küsten wie ich, und ich weiß, daß gleiche Sehnsucht wie mich auch Dich hierher zurückgeführt hat; denn niemals können wir lassen von der Heimath, die der Fremdling geknechtet hat, sei es der Moslem oder der stolze Engländer. Im Golf von Patras und nahe unserer Heimath, steht auf einem Eiland, unfern der Mündung des Aspropotamos am Ende felsiger und sicherer Bucht ein Haus, zu dem die ›Schwalbe‹ ihr Steuer wenden wird, wenn sie die Fahrt mit diesen Spaniern vollendet hat, und das jetzt die Heimath Danilos des Uskokens ist, wie es hoffentlich die Deine sein wird, wenn Du Griechenland frei sehen willst. Eine Tochter unseres Volkes schaukelt bereits einen Knaben, der Deinen Namen trägt, auf ihrem Schoos, und der Unglückliche, den ein falscher Freund zum Krüppel gemacht, wiegt den Sohn des freien Uskokens auf den Stumpfen seiner Arme.«

Der tapfere Grieche schauderte: »Mann, von wem sprichst Du?«

»Von dem Aermsten von Allen, dem Schwager des Nena – dem Irländer O’Sullivan!«

»Heilige Panagia – und dieser ist bei Dir?«

»Ist Danilos nicht ein Tapferer, der treu an seinem Eide hängt? Er war mit uns auf der Praua, als der Nena so furchtbares Gericht hielt über die Faringi, und ist es geblieben, bis auch Baber Dutt floh. Wem sollte er den Mann anvertrauen, der keine Sprache mehr hat und keine Hand, gegen einen Feind sich zu wehren? Da vertraute er ihn mir und das Gold und Geschmeide, das ihm Schutz schaffen konnte ein Leben lang, denn der Unglückliche ist noch jung an Jahren, und der nächste falsche Freund würde ihn um sein Gold gebracht haben. Ich leistete einen Eid auf das Doppelkreuz und habe ihn gehalten. Wie eine Amme über ihrem Kinde, habe ich über ihn gewacht und unter hundert Gefahren ihn geschützt.«

»Wackerer Danilos – ich weiß am Besten, was Dein Eid bedeutet. Die That ist eines Helden würdig und eines Samariters. Ich bin reich genug, um Dir helfen zu können für den Unterhalt des Aermsten!«

»Nein – der Dienst hat sich selbst gelohnt; denn oft genug war das Mitleid, das sein Zustand erregte, der beste Schutz für uns Beide, und das Gold, das Baber Dutt mir anvertraute, hat seinen Segen getragen und macht mich zum reichen Mann. Schiff und Haus sind mein freies Eigenthum und wir könnten glücklich sein, wenn der Guls uns fern bliebe!«

»Der Guls?«

»Die Moslems nennen ihn so – Du weißt was ich meine: den Buthrolakka, den Vampyr!«

»Du bist weit genug umhergekommen in der Welt, um das Märchen und den Aberglauben der Unwissenden zu verachten.«

Der ehemalige Schmuggler und Pirat sah den Milchbruder den Kopf schüttelnd traurig an. »Willst Du den alten Glauben der Völker unseres Stammes verhöhnen? Seit meine Augen den Nena wieder gesehn, weiß ich, daß er ein Gul ist, der nicht sterben kann und immer ein Opfer sucht, bis es gelungen ist, ihn zu bannen, was nur einem reinen Herzen möglich ist.«

Dem tapferen Condottiere war unwillkürlich bei den letzten Worten des Uskokens der abessinische Knabe mit dem engelgleichen Antlitz und Herzen eingefallen, den sie in Cairo einem unbekanntem Märtyrertum überlassen mußten, aber er kannte zur Genüge den tiefen Aberglauben des Volkes, um auch nur den Versuch zu machen, ihn bei dem Milchbruder auszurotten. Ueberkam ihn doch selbst die Erinnerung an den Furchtbaren zu gewaltig, als er hier die Behauptung des deutschen Arztes und der jungen Chinesin wieder bestätigen hörte.«

»Wo willst Du den Nena gesehen haben?«

»Vor drei Monaten in Brindisi, als der Dampfer von Aegypten landete; ich kannte ihn wohl trotz aller Entstellung, aber ich hütete mich zu ihm zu reden, und ich werde auch dem Stummen nicht von ihm sprechen, wenn ich heimkehre. Wozu sollte es nützen, die bösen Erinnerungen aufzunehmen? Ist das der Freund, der Hakim, der dort den Bord des Dampfers verläßt?«

»Er ist es – und es kommt auf Dich an, ob er unser Geheimniß erfahren soll?«

»Warum nicht? Er ist ein getreuer Mann und war ein Feind der Engländer, so gut wie wir! Warum sollte er sich nicht freuen, daß auch ich jenem Meer von Blut entronnen bin.«

Der Grieche erhob sich und winkte den Arzt heran. –

Auf die Gallerie der Yacht waren der Schiffsherr und zwei der Spanier getreten; es waren der General und der alte Offizier aus den ersten Karlistenkämpfen.

»Euer Excellenz wollen sich also unter keiner Bedingung abhalten lassen von Ihrem Unternehmen?« frug der Graf.

»Nein, Señor Conde, es ist beschlossen und ich ließ Seiner Majestät mein Wort verpfänden. Ich weiß, daß Major Langlais mich bereits erwartet und sich mit dem Haufen des Donatello und Coppa in Verbindung gesetzt hat. Der Aufstand in Neapel . . .«

»Ich wünsche, daß Sie bei Ihrer Landung von dessen Erfolg vernehmen, habe aber wenig Vertrauen darauf!«

»Nun Señor Conde, so viel ich gehört, waren Sie selbst Soldat und wissen als solcher, daß eine Kugel das Loos ist, dem der Soldat jeden Augenblick entgegen sehen muß.«

»Und daß nicht alle Kugeln, selbst die, welche treffen, den Tod bringen, sehen Sie am besten an mir und selbst an Seiner Excellenz. Ich bin nicht weniger als zwanzig Mal verwundet worden und fühle mich doch noch rüstig genug, mit dem Segen des heiligen Vaters und zu Ehren des legitimen Königthums einen Kampf gegen diesen Schlächter Cialdini zu wagen. Es freut mich, Señor Conde, daß nach Ihrer Begrüßung zu schließen, meine Landsleute diesseits der Pyrenäen mich nicht vergessen haben. Wer erzählte Ihnen von meinem Abenteuer?«

»Ich dünkte, es wäre merkwürdig genug, um im Gedächtniß Ihrer Landsleute erhalten zu bleiben. So viel ich weiß, kennt die spanische Geschichte nur ein ähnliches Beispiel in den letzten fünfzig Jahren.«

»Caramba – das müssen Sie mir erzählen, ich kenne es nicht und glaubte mich den Einzi- gen!«

»Es geschah während der Schlacht von Vittoria und betraf den kühnen Guerilla Guiposca de Condeiga. Die französischen Dragoner hatten ihn auf der Plaza am Ufer des Ebro vor das Gitter gestellt, und mit einer Salve die Execution an ihm vollstreckt. Dem anscheinend im Todeskampf sich am Boden windenden blutenden Körper wollte eben der Sergeant des Kommandos den mitleidigen Todesstoß geben, als der Guerilla, der mit dem linken Arm die seiner Brust bestimmten Kugeln empfangen, emporsprang, seinen Feind mit dem Stoß der verborgen gehaltenen Navaja todt niederstreckte und mit dem gesunden Arm in Gegenwart vieler Hunderte sich über die Brüstung in den Strom schwang und trotz aller nachgesandten Kugeln im Schilf des Ufers glücklich entkam.«

»Carajo! grade wie ich in den Gebüsch, nur daß die sechzig Kameraden, welche mit mir gefangen und von den Christinos in Reih und Glied vor ihr Pelotonfeuer gestellt waren, todt und sterbend am Boden lagen, während ich nur von einer Kugel am Kopf gestreift war, mit Blut bedeckt emporsprang und durch die Reihe der Entsetzten brach und davonrannte, bis ich das rettende Gebüsch gewann. Daß ich mich unterwegs nicht aufhielt, können Sie wohl denken. Es geschah ein Jahr vorher, ehe der Graf Ihr Vater von den Christinos füsiliert wurde, wie es später hieß auf den besondern Befehl des Marschalls Narvaez.«

Der Conde reichte dem alten Cavalleriemajor die Hand. »Seltsam – es war gerade jener Offizier, der an meinem Vater das Urtheil vollziehen mußte, der mir vor einigen Monaten auf einer Ueberfahrt nach Rom Ihre Rettung erzählte, nachdem ich ihn selbst aus einem spanischen Kerker befreit und von dem Bagno gerettet hatte. Das menschliche Schicksal spielt sonderbar.«

»So ist es Señor – wie hieß der Offizier?«

»Don Diaz Cavalho – aus der alten Familie der Guzman!«

»Doch nicht der Vetter und Amoroso der schönen Abenteurerin, die jetzt auf dem Throne Frankreichs sitzt?«

»Der Kaiserin Eugenie? – ich erinnere mich, sie stammt gleichfalls aus der Familie der Guzman.«

»Und ihre Mutter war schlau genug, ehe sie mit ihr nach London und Paris auf Abenteuer zog, ihr das reiche Erbe ihres Verwandten zu sichern – wie man damals sogar wissen wollte, durch eine heimliche Heirath mit dem dreizehnjährigen Mädchen, was freilich wohl eine böswillige Erfindung sein muß, da Bigamie eine Sache ist, die nur den mohamedanischen Unterthanen Frankreichs und Spaniens erlaubt ist!«

Der Conde war nachdenkend geworden. »Sie haben Recht Señor Mayor, obschon ich nicht zweifle, daß Ihre Majestät der alten Bewerber um ihre Liebe genug gehabt hat. – Der Don Rosario, der meinem Erzeuger vom Leben half, ist vielleicht vierzig Jahre –«

»Das dürfte stimmen. – Diaz Cavalho, so hieß er ja wohl in der Armee, muß ungefähr 1820 geboren sein –«

»Und die Kaiserin Eugenie 1826,« fiel hastig der Conde ein.

»Mag sein – es fiel mir nur zufällig bei Ihrer Erwähnung ein. Und nun, Señor Conde, welchen Cours schlagen Sie ein, nachdem Ihre Neugier über unsere Expedition befriedigt ist? Es ist schade, daß wir einen Mann wie Sie nicht zu den Unseren zählen dürfen!«

»Wichtige Interessen hindern mich in diesem Augenblick. Meine Wünsche sind mit Ihnen. Wir setzen unsern Cours fort nach dem Golf von Genua! Noch einmal – mögen Sie nicht getäuscht werden in Ihren Erwartungen! Rechnen Sie nicht auf Rom!«

Das war der Scheidegruß an seine tapferen Landsleute. Fast ohne Bedauern hörte er, als ihm Kapitain Grimaldi verkündete, daß er sie bis zur Ausschiffung begleiten und dann mit dem Padrone die Fahrt an die griechischen Küsten fortzusetzen beabsichtige.

Die letzten zufälligen Bemerkungen des Major Garcia hatten seiner lebhaften Phantasie und Combination Vieles zu denken gegeben. Jedenfalls ließ ein Aufenthalt in Roccabruna ihm die Gelegenheit, nach allen Seiten hin seine eigenen Launen zu verfolgen.

Also »Auf nach Neapel!«

---

Kommen wir hier gleich zu Ende mit der Geschichte der tapfern Spanier, obschon sie erst nach Monden schloß! Die Warnung Derer, die in Rom gewesen und die Intriguen hatten kennen lernen, welche von einem verächtlichen feigen Schranzenthum um den jungen König von Neapel und seine heldenmüthige Königin gesponnen wurden und jeden energischen Kampf für die gefallene Monarchie hinderten – sie zeigte bald ihre Berechtigung. Obschon der tapfere Spanier bei seiner Landung in der Basilicata diese Provinz in vollem Aufstand gegen die aufgedrungene piemontesische Herrschaft fand und die Truppe des Major Langlais ihm willig sich unterordnete, – der Ehrgeiz der eingeborenen Bandenführer verweigerte entweder offen den Gehorsam auf die Befehle des entthronten Königs, oder wußte auch die aufopferndsten Mühen des neuen Oberbefehlshabers scheitern zu machen. Schon bei der Landung an den Küsten der Basilicata traf General Borges die Nachricht, daß der beabsichtigte Aufstand in Neapel wenige Tage vor dem Ausbruch durch Verrath von der neuen Regierung entdeckt und mit schonungsloser Strenge unterdrückt worden war. Vergeblich waren seine Erwartungen auf die versprochene Unterstützung von Rom her. Trotz allem Drängen der Königin blieben

die verheißenen Sendungen an Waffen, Munition und Geld aus – der schwache Franz war zu einem energischen Aufrichten nicht zu bewegen und Woche auf Woche verfloß, ohne daß den tapferen Spaniern von dieser Seite her Beistand wurde. Weder Waffen noch Geld trafen ein, und vergebens versuchte der General die einzelnen Banden zu einer Vereinigung gegen die von allen Seiten heranrückenden Piemontesen zu bewegen. Kleinlicher Ehrgeiz und Mißtrauen bei den Führern, die bereits mehr zum beliebten Banditenthum der Camorra als einem offenen ehrlichen Krieg sich neigten, hinderte jeden seiner Pläne. Als die Langlais'sche Truppe, durch Gefechte und Mangel decimirt, ihrer vollständigen Auflösung nahe war, entschloß sich Borges, sich mit seinen Spaniern zur Truppe des Coppa Donatella zu begeben; aber auch hier mit Mißtrauen und der Verweigerung jedes Gehorsams empfangen und fast als Gefangener behandelt, entschied er sich endlich nach Rom zu gehen, und brach in den ersten Decembertagen zu Pferde mit 22 Offizieren und zwei Führern aus der treugebliebenen Landbevölkerung nach der römischen Gränze auf. Unsäglich sind die Mühen und Gefahren, mit denen die kleine aber todesmuthige Schaar durch die drei von zahlreichen Feinden wimmelnden Provinzen bis zu dem nahe der römischen Gränze liegenden Städtchen Tagliacozzo in der Nähe von Arvezzano und dem Fuciner See gelangte. Der General umging dasselbe und machte bei einem einsam gelegenen Gehöfte Halt, obgleich die rettende Gränze kaum noch eine halbe Meile entlegen war, aber Männer und Pferde waren todmüde und nicht mehr von der Stelle zu bringen.

Es war bereits Nacht, kein Feind zu sehen, und die Spanier begaben sich in dem Hause zur Ruhe, nachdem sie darum gelost, welcher von ihnen unter der Thüre auf Posten bleiben und den Schlaf der Anderen bewachen sollte.

Das Loos war auf einen der Jüngsten gefallen.

Aber das Verhängniß war bereits auf ihren Fersen!

Es ist unermittelt, wenigstens unbekannt geblieben, auf welche Weise der piemontesische Kommandant des etwa 7 deutsche Meilen oder 28 Miglien von Soria entlegenen, von den Piemontesen besetzten Tagliacozzo die Anwesenheit der Truppe des General Borges in den Gebirgen der Gegend, dem spätern Schauplatz Chiavones, erfahren hatte – bereits seit zwei Tagen wußte man in Rom von seinem Zuge und den Weg, den er einschlagen wollte. Major Franchini war seiner Pflicht gemäß sofort mit einem starken Detachement Bersaglieri zur Verfolgung der Spanier aufgebrochen und hatte seine Späher in der Nähe an der Gränze vertheilt. Es war etwa zwei Stunden nach Mitternacht, als die Vedetten der Bersaglieri einen Mann in städtischer Tracht, aber in den warmen Mantel von Schaaffell gehüllt, wie ihn die Gebirgsbewohner von Subiaco tragen, antrafen, der den Kommandanten des Detachements zu sprechen verlangte. Zu ihm geführt schien er eine wichtige Nachricht zu bringen, denn Major Franchini ließ sofort seine Leute zusammentreten, beorderte einen seiner Offiziere mit 25 Mann den Fremden zu begleiten und gab ihm seine Instructionen, mit dem größeren Theil des Detachements in einiger Entfernung folgend. Es war bereits im Morgenrauen, als der verrätherische Führer stehen blieb und auf ein Gehöft deutend sich mit dem leisen Ruf begnügte: »Là!«

Der Offizier, während er das ganze Gehöft umzingeln ließ, zeigte ihm den Revolver und befahl ihm, voranzugehen, um zu sehen, ob und wo eine Wache ausgestellt sei. Der Verräther

gehorchte, aber gleich darauf winkte er mit beiden Armen eilig heran zu kommen, und deutete auf einen jungen Offizier, der quer über der offenen Thorschwelle lag, der Griff des Säbels war seiner Hand entfallen. »Er schläft!«

Die schwere Erschöpfung hatte ihn in der That überwältigt – auch im Innern des Hauses zeigte kein Laut, daß die Gefahr bereits bemerkt worden.

»Mit dem Bayonnet! – Avanti!«

Ein Sergeant der Bersaglieri durchstieß die Brust des Schlafenden, – über den Sterbenden hinweg, ohne Schuß, nur auf die blanke Waffe und ihre Uebermacht sich verlassend, stürmten die piemontesischen Soldaten durch den Hof und sprangen die Stufen des Hauses hinan.

Aber was er im Leben versäumt, that der junge Spanier wenigstens noch im Todeskampf. »*Los armas! – adversarios!* es war sein letzter Laut, aber die schrille Stimme hatte genügt, die Schlafenden zu wecken und die über den Todten in das Haus Eindringenden wurden mit Dolchstößen und Pistolenschüssen empfangen und nach kurzem Kampf wieder hinaus ins Freie getrieben.

Vielleicht wäre es der kleinen Schaar der Tapferen gelungen, ehe Major Franchini mit dem größeren Theil des Detachements herankam, ihrerseits das Freie zu gewinnen und einzeln zu flüchten, aber es wurden einige Minuten mit der Erwartung des Befehls ihres tapfern Führers zur Vertheidigung des Hauses verloren, und als sie dann an Thüren und Fenster stürzten, diese gegen die herankommenden Piemontesen zu vertheidigen, erscholl plötzlich der Schreckensruf: »*Incendio!*« und ein dicker Rauch verbreitete sich blitzschnell in dem Gebäude.

Wie später die Bersaglieri erzählten, mußte es dem fremden Verräther gelungen gewesen sein, während die schlafende Schildwache niedergestoßen wurde, Feuer an zwei Stellen anzulegen, wo an dem trockenen Holz und einigen ländlichen Vorräthen die Flamme rasche Nahrung fand. Der Unbekannte selbst war mit diesem Werk verschwunden gewesen. Das Binsendach stand bereits in Gluth, als der Ruf des Generals seine Getreuen zurück und in das Innere des Hauses rief. Es konnte kein Ueberlegen mehr sein, was hier zu thun, und wenige Worte genügten also zu dem allgemeinen Entschluß, sich lieber den Kugeln und Bayonetten des zehnfach überlegenen Fremdes entgegen zu werfen und so einen ehrlichen Soldatentod zu suchen und zu finden, als in dem rasch emporlodernden Feuer zu ersticken und zu verbrennen.

»Vorwärts Kameraden!«

Den Dolch zwischen den Zähnen, die Pistole in jeder Hand drängte die kleine todesmuthige Schaar aus dem Eingang ins Freie, bereit auf die Bersaglieri zu stürzen, die sich in weitere Entfernung zurückgezogen hatten und sie mit der angeschlagenen Büchse an der Wange erwarteten. Aber zu ihrem Erstaunen erfolgte die Salve nicht, der Major der Piemontesen stand vielmehr vor den Seinen und wehte mit dem Tuch.

»General Borges! – Wo ist der General! Ich wünsche mit ihm zu unterhandeln!«

Der tapfre Spanier sprang vor das Häuflein der Seinen – die Hoffnung schwebte ihm vor, sie noch retten zu können.

»Hier!«

Der Major kam ihm entgegen. »Sie müssen die Waffen strecken, General,« sagte er. »Es wäre ein Wahnsinn und tapferer Männer unwürdig, auch nur den Versuch zu machen, meine Leute zu durchbrechen. Ueberzeugen Sie sich selbst, Sie sind auf allen Seiten umzingelt, und

unsre Uebermacht ist zu groß, als daß es Ihnen gelingen könnte. Ich verspreche Ihnen und allen Ihren Begleitern ehrliche Kriegsgefangenschaft!«

Der General sah ihn fest an. »Ihr Wort darauf?«

»Das Wort eines Soldaten!«

»Ihr habt es alle gehört, Kameraden! Unter dieser Bedingung, Signor Mayor ergeben wir uns!«

Er warf Dolch und Pistolen auf den Boden – die Anderen folgten seinem Beispiel ohne Murren und umgaben ihn stumm und finster. Nur der alte Major Garcia sagte: »Bei der Madonna, – ich hätte es lieber auf den Kampf ankommen lassen!« Auf den Wink des piemontesischen Majors war der kleine Haufen der kühnen Männer rasch umzingelt worden und von dem brennenden Hause abgeschnitten. Nur die beiden abruzzesischen Führer, welche die seitherigen Erfahrungen gelehrt, sich lieber der Gnade der Flammen, als der ihrer Feinde anzuvertrauen, waren in dem Hause zurückgeblieben und verbrannten darin mit den beiden bereits im Kampfe gefallenen Offizieren.

Nachdem das Haus zusammengestürzt war, wurde der Rest der muthigen Kämpfer für das bourbonische Königthum nach Tagliacozzo escortirt, wohin Major Franchini bereits vorangeeilt war, um sofort von der Gefangennahme der Spanier nach Neapel zu telegraphiren, und wo sie die ganze Bevölkerung bereits am Thor erwartete und nach dem rasch zum Militair-Gefängniß eingerichteten Zollhause begleitete.

Die gefangenen Spanier saßen ohne Bande in dem ihnen angewiesenen Raum mit einander und den sie zahlreich besuchenden Offizieren und Eingeborenen sich unterhaltend, denn Keiner von ihnen, am wenigsten wohl der General selbst, obschon ihnen beim Eintritt in die Stadt Major Franchini mitgetheilt hatte, daß er ihrethalben habe an den Generalgouverneur nach Neapel telegraphiren und weitere Befehle verlangen müssen, dachte daran, daß das Wort des Kommandanten könne gebrochen werden. Nur der Major Garcia saß finster und ahnungsvoll.

Die empörenden Grausamkeiten, mit denen Cialdini jede Aeufßerung der Anhänglichkeit für die gestürzte Königsfamilie zu unterdrücken gesucht hatte, waren schließlich Ursache diplomatischer Vorstellungen in Turin geworden und hatten seine Ersetzung in der Statthalterschaft zu Neapel durch den General Lamarmora zur Folge gehabt. Aber der neue Generalgouverneur dachte ebenso wie sein Vorgänger, und eine seiner ersten Handlungen war jene die Ehre der sonst so tapfern und nach der Säuberung von dem garibaldischem Gesindel bewährten piemontesischen Armee befleckende Antwort auf die Anzeige von der Gefangennahme der Spanier und ihren Umständen. –

Es war kurz nach Mittag, als die Antwort des General-Gouverneurs von Neapel eintraf und Major Franchini mit verlegenem Gesicht in dem Gefängniß der Spanier erschien und General Borges in ein besonderes Zimmer rufen ließ. Zugleich bemerkten die Gefangenen, daß alle Posten auf dem Platz und in der Nähe des Hauses verstärkt wurden.

Der General des Königs Franz betrat das Gemach, in welchem ihn der Stationskommandant mit zwei andern Offizieren erwartete.

»Excellenz,« sagte der Major, »die Entscheidung des General-Gouverneurs, der ich zu meinem Bedauern zu gehorchen habe, ist so eben eingetroffen.«

»Wohin sollen wir also nach der geschlossenen Kapitulation gebracht werden?« frug Borges. »Ich hoffe, man wird uns mit den Galeeren verschonen.«

Schweigend überreichte ihm der Major die telegraphische Depesche. Dieselbe lautete kurz, die Gefangenen als Briganten zu behandeln und

»*di fucilargli tutti immantenente!*« (sie Alle unverzüglich zu erschießen.) *Lamarmora*.

Der General sah den verlegen zu Boden starrenden Stationskommandant starr an.

»Das wäre ebenso grausam als ungerecht. Wir haben Ihr Wort der ehrlichen Kriegsgefangenschaft!«

Der Major zuckte die Achseln.

»Wie, Signor, Sie würden diesen Befehl wirklich vollziehen lassen?« Wieder das Achselzucken – der Major blickte wie hilfesuchend auf den zweiten Offizier. Es war dies ein alter Kapitän der Bersaglieri, ein finstrer barscher Mensch, der vom Unteroffizier im Krimkrieg und im italienischen Feldzug auf gedient hatte und von Cialdini protegirt zu einer Charge befördert worden war, zu der sonst nur Männer einer gewissen Erziehung erhoben zu werden pflegen.

»Aber das wäre eine ehrlose Handlung, Bruch Ihres Soldatenworts und gegen die ausdrückliche Bedingung unserer Waffenstreckung! Wir verlangen ein Kriegsgericht!«

»Der Generalbefehl lautet,« sagte der Kapitän barsch, »alle Empörer als ehrlose Briganten zu behandeln. Wer hieß Sie in dieses Land kommen? Sie sind nicht Offiziere, sondern Einbrecher und haben auf Kriegsrechte keinen Anspruch!«

»Und Sie? Sind Sie nicht vielmehr selbst in dies Land eines Königs, dem wir Fahneid geleistet, ohne ehrliche Kriegserklärung eingebrochen mit Verrath und Gewalt?«

»Machen Sie das mit General Lamarmora ab – in einer andern Welt,« sagte fast höhnisch der Kapitän. »Wir kennen als Soldaten nur den Befehl unserer Oberen. Was sind da für Umstände zu machen – mit Briganten! – Die Execution wird an solchen vollstreckt wie sich gebührt, ob General oder Bauer!«

Der Spanier hatte noch immer die Depesche in der Hand. Jetzt knüllte er das Papier zusammen und schleuderte es dem Major in das Gesicht. »Morden Sie uns, wenn Sie es wagen! ganz Europa und jeder ehrliche Soldat wird richten über Sie! – unsere Pflicht ist es, für den König zu sterben, dem wir geschworen.«

»So halten Sie sich in zwei Stunden bereit,« sagte barsch der Kapitän – »so viel Zeit braucht es für eine Grube. Der Befehl sagt: *immantenente!* – Sollen wir Ihnen einen oder zwei Ihrer Pfaffen schicken, obschon Sie diese Rücksicht kaum verdienen?«

Der General sah ihn mit Verachtung an und begnügte sich zu dem höheren Offizier zu sagen: »Wir sind katholische Christen und wünschen als solche zu sterben!« Dann verließ er, ohne sich zu einer weiteren Anrufung zu erniedrigen, das Zimmer und ließ sich zu dem seiner Gefährten zurückführen. »Kameraden – ich hoffe, es ist Keiner unter uns, der nicht zu sterben weiß für den König, gleichviel ob im Kampf oder auf dem Sandhaufen! – Man weigert sich, das uns gegebene Wort zu halten, das neue Italien will uns wie Räuber morden! – Könnt Ihr Eurem alten Führer vergeben, daß er Euch hinderte am ehrlichen Kampf?«

Die Aufregung über die grausame Entscheidung war natürlich furchtbar, – Alle umringten den General, aber es war nicht Einer unter den Tapferen, der ihm nicht die Hand drückte, oder der ihm einen Vorwurf machte, sie zu dem Unternehmen geworben und zur Ergebung veranlaßt zu haben.

»Die Schmach falle auf sie! – Laßt uns als Männer sterben!«

»Bah,« sagte philosophisch der alte Major – »dieser tolle Conde und seine Freunde hatten Recht, und die Kugel auf dem Sandhaufen, der ich vor fünfundzwanzig Jahren entging, findet mich dennoch! – Hat Einer wohl Papieros? Denn diese Cigarren von der italienischen Regie sind so schlecht wie ihr Wort!«

---

Noch größer war die Aufregung unter der Bevölkerung des Ortes selbst, als die furchtbare Entscheidung bekannt wurde. Heulend und wehklagend umringten Frauen und Kinder das Gefängniß der Verurtheilten, – die Männer knirschten die Zähne und stießen Flüche und Drohungen aus, so daß es sicher nur eines Aufrufs der Gefangenen bedurft hätte, um eine Erhebung der ganzen Bevölkerung zu ihrer Befreiung zu veranlassen, obschon Major Franchini die ganze Garnison mit scharfen Patronen sofort unter Waffen treten und alle Ausgänge der Stadt hatte besetzen lassen, auch auf das Eiligste nach Soria um Verstärkung telegraphirte.

Aber die spanischen Offiziere erhoben jenen Anruf an die Bevölkerung nicht, sie wollten nicht schuldloses Bürgerblut um ihr Leben vergießen und beschlossen, als Märtyrer ihrer Sache zu sterben, und die Schmach auf Jenen zurückzulassen, welche die Treue für das rechtmäßige Königthum als Verbrechen behandelt, und auf den Mann, dessen eitler Ehrgeiz sich wenige Jahre später mit politischem Wortbruch gegen den nordischen Verbündeten des geeinigten Italiens selbst brandmarkte, wie er keinen Augenblick gezögert hatte, die Ehre seiner Offiziere mit Füßen zu treten.

Die Geschichte des ersten Napoleons bietet kaum in der Hinrichtung der Schill'schen Offiziere ein ähnliches Beispiel von Haß und Tyrannei, wie der Mord der spanischen Offiziere im Dienst des Königs Franz zu Tagliacozzo es bietet.

Wie ganz anders hätte die ganze Presse von Europa ihr Märtyrertum gefeiert, wenn sie als Kämpfer der Revolution, als garibaldische Helden des Aufruhrs den Todesweg gegangen wären! Welcher Schrei der Entrüstung wäre durch ganz Frankreich und England vom Thron bis zum Gassenkehrer gegangen, wenn der Czar des uncivilirten Rußlands, der souveraine Selbstherrscher, gewagt hätte, auch nur ein halbes Dutzend der französischen und englischen »Briganten« hängen zu lassen, die den polnischen Hängendarmen unter der Losung der »Freiheit« zum heimlichen Beistand eilten! welchen Schrei der Entrüstung hätte dieselbe demokratische Presse ausgestoßen, die jetzt die That des spätern Ministerpräsidenten von Italien als einen Akt der Gerechtigkeit und Nothwehr proklamirte, wenn zehn Jahre später der von französischem Uebermuth zum Kriege gegen Frankreich für deutsche Rettung gedrängte König von Preußen die italienischen Spitzbuben des Flibustier Garibaldi hätte fusiliren lassen, statt sie als berechnete Soldaten zu behandeln!

Aber das ist und bleibt der Fluch des legitimen Königthums, daß die Kämpfer für dieses gegenüber den Lügen der Revolution für Verräther am Volk verschrien und von dem Königthum selbst, für das sie starben, verläugnet werden!

---

Zwei Stunden, nachdem ihnen der Befehl des großen aber niemals siegenden Generals Lamarmora verkündigt worden, war die große Grube fertig, welche die spanischen Märtyrer gemeinsam aufnehmen sollte, und sie traten unter den Bayonetten der Bersaglieri des Régentiluomo, begleitet von den drei Priestern, die ihre letzte Beichte empfangen und ihnen das Sacrament gereicht hatten, den Weg zu dem improvisirten Richtplatz an. Rechts und

links lag die Bevölkerung auf den Knien und betete für ihre Seelen. Der piemontesische Platzkommandant Major Franchini hatte wenigstens so viel Gewissen, daß er einem seiner Offiziere das Kommando über die zur Execution bestimmten dreiundsechzig Mann übertrug.

In drei Sectionen, jede von sieben der Verurtheilten, gingen die Spanier zum Richtplatz, nur einen Blick der tiefen Verachtung für den Kommandanten und seine Offiziere habend, indem sie mit festem Schritt an ihnen vorüberkamen.

»Wo sollen wir stehn?«

»Hier – an der Grube! – wie Briganten, die ehrlosen Tod verdienen! so lautet der Befehl, von rückwärts füsiliert!«

Die Spanier umarmten sich untereinander – die Profosse traten hervor und banden ihnen trotz ihres Protestes die Hände auf dem Rücken zusammen.

»*Avanti!* – wir haben nicht Zeit, hier länger zu stehn! – die erste Section vor!«

Der spanische General, um seinen Getreuen ein Beispiel zu geben, gab ihnen ein Zeichen mit dem Kopf und ging an den von den Profossen bezeichneten Platz; in kurzer Entfernung neben ihnen rechts und links stellten sich die beiden andern Abtheilungen, so eine lange Reihe bildend, den Piemontesen gegenüber, deren König vor Kurzem ihre Heimath an den Frankenkaiser verschachert hatte, ihnen den Rücken zukehrend.

Ihnen gegenüber im Rücken stellten sich die kommandirten Mörder in drei Gliedern – für jeden Mann drei Kugeln. Wir haben acht Jahre später gehört, daß gar Manchem Thränen im Unwillen ehrlicher Schaam und im Mitleid für die tapfern Männer über die gebräunte Wange in den Bart rannen.

In dem Augenblick, in dem die Verurtheilten die Stelle ihres Todes betraten, begannen die Kirchenglocken von Taglaccozzo ihr schauerliches Grabgeläut; – mit einer zornigen Verwünschung wandte sich der Kapitain der Bersaglieri gegen die Priester, die eben auf seinen Wink zurückgetreten waren, nachdem sie den Sterbenden noch ein Mal das Crucifix zum Kuß gereicht. Diese Todtenfeier war za nicht befohlen! »Wer hat das gewagt? Sogleich zum Thurm ...«

Der älteste der Priester, ein silberhaariger Greis hielt dem Rohen das Kreuz entgegen. »Bist Du ein Christ wie wir, und denkst Du nicht an Deine eigene letzte Stunde?«

Auch der Major winkte ihm zurück – und der Kapitain trat zur Seite.

Es waren, wie sich später ergab, zwei Frauen aus der Stadt gewesen, welche den Küster zu diesem

Grabgeläut gedungen hatten, das schwer und mächtig seine fernen Klänge daher sandte.

»Fertig zum Feuern! – Schlagt an!«

Der General blickte dankend zur Stadt hinüber und schlug sein Auge zu dem Himmel empor. »*Viva el Re Francisco!*«

»Feuer!«

Vierzig Schüsse knallten – die Getreuen stürzten neben- und übereinander und wälzten sich im Blute und im Todeskampf, eine entsetzensvolle Reihe. Nur der alte Carlisten-Major stand noch aufrecht – zwei Kugeln knallten hinterdrein, dann fiel auch er.

Als der Pulverdampf sich verzog, sahen die entsetzten Zuschauer die Leichen am Boden. Zwölf der Gefallenen waren auf der Stelle todt – den Anderen, darunter dem General, mußten die herbeitretenden Sergeanten den Todesschuß geben, indem sie die Mündung der Gewehre ihnen hinter die Ohren setzten.

Dann, als die anwesenden Compagnieärzte den Tod aller Einundzwanzig constatirt hatten, warf man die Leichen zusammen in die gemeinsame Grube und verscharrte diese.

Bis zum letzten Augenblick hatten die Glocken ihnen ihr Grablied gesungen. Die Zuschauer der furchtbaren Execution waren ihr Haupt verhüllend geflohen.

»Mögen alle Feinde des freien Italiens also sterben! – Schultert's Gewehr! – Marsch!«

---

So starben General Borges und seine Offiziere. –

Ob ihre Schatten wohl am Sterbelager des großen Gründers des vereinten Italiens gestanden haben? – ob sie stehen werden am Sterbelager des Bourbonen, welcher sie in den Tod locken ließ für sich, und mit seiner feigen Schranzenschaar im sichern Quirinal saß zur Ehre Gottes und des Königthrons von Neapel, bis ein deutscher Condottiere, der Major Zimmermann an dem Helden der Camarilla im Vatican, dem gefeierten Banditen Chiavone Gericht übte!

---

Später schien man sich auch piemontesischerseits des an Borges und seinen Offizieren verübten Wortbruchs ein wenig zu schämen, die officiellen Blätter des Ré-gentiluomo mußten den »unglücklichen Verblendeten« einige bedauernde Phrasen widmen und der tapfere Held Lamarmora gestatten, daß die Leiche des Generals ausgegraben und nach Rom gebracht wurde, wo man sie in der Kirche Gesu im Beisein der im sichern Rom überwinternden Briganten einsegnete.

Aber kein englisches, kein französisches, kein deutsches Blatt hatte einen Ruf der Gerechtigkeit für den tapferen Spanier!

#### REITER-ADEL!

»Ich gebe Ihnen vier Tage Urlaub um in Ihre Heimath zu reisen und die Sache mit Ihrer Familie zu ordnen. Bis zum nächsten Montag erwarte ich die Beweise, daß die Wechsel eingelöst sind, oder Ihr Abschiedsgesuch!«

»Zu Befehl, Herr Oberst!«

»Gutenmorgen!«

Der Offizier salutirte die Hand am Säbel – die Absätze klirrten zusammen, als er kurz Kehrt machte und zur Zimmerthüre schritt.

Es war ein hübscher junger Mann, ein keckes übermüthiges Gesicht, dem das blonde Schnurbärtchen vortrefflich stand. Er mochte etwa 21 Jahre zählen und die Dragoneruniform kleidete die schlanke und doch kräftige Figur zum Entzücken der Mädchen und zur großen Genugthuung des Besitzers.

Eben als der junge Mann die Hand an die Thür legte, klang die Stimme des Kommandeurs in etwas milderem Ton.

»Lieutenant von Möllhoff!« Der Offizier machte kehrt: »Zu Befehl!«

»Wenn Sie nach Burgsdorf kommen, so grüßen Sie den alten Herrn Ihren Großvater – ich habe noch als Fähnrich in seinem früheren Regiment gestanden, den berühmten blauen Kürassieren. Schade, daß den alten Herrn das Unglück getroffen hat, auf seine alten Tage zu erblinden. Sein alter Chef hält sich besser – Feldmarschall Wrangel ist immer noch derselbe, man merkt ihm kaum an, die – na, wie alt ist doch Ihr Großvater?«

»Zu Befehl – zweiundsiebenzig Jahre!«

»Richtig, Wrangel 1784 geboren also – Vierundachtzig von Einundsechzig –«

»Siebenundsiebenzig Jahre, Herr Oberst,« half der Offizier lächelnd ein.

»Richtig, richtig! Längst Feldmarschall – nun er kann sich nicht beklagen, er hat eine tüchtige Carrière gemacht, so weit werden wir's schwerlich bringen. Der alte Herr, Ihr Großvater hätte wenigstens bis zur Excellenz, bis zum Generallieutenant warten sollen – er brauchte ja nicht Alles zu sehen, war aber immer etwas eigensinnig, ein starrer Kopf, der sich in die Neuzeit nicht fügen konnte – so lange Friedrich Wilhelm III. lebte . . . «

»Ich war damals noch nicht geboren, Herr Oberst!«

»Weiß es – Wrangel hatte kurz vorher das I. Armee-Corps bekommen – ja, wie gesagt, er hatte Feinde – aber lassen wir's gut sein! Die neue Zeit will neue Männer! Ich bin sicher, wäre der Herr Generalmajor, Ihr Großvater, noch im Dienst gewesen, hätte sich die unangenehme Affaire mit Ihrem Herrn Vater leicht applaniren lassen, ohne daß er nöthig gehabt hätte, seinen Abschied zu fordern.«

Der junge Mann richtete sich straff empor. »Verzeihen der Herr Oberst, mein Vater hat damals, so viel mir bekannt, ganz in Uebereinstimmung mit den Ansichten meines Großvaters, ja auf dessen Befehl gehandelt, als er den Herrn Grafen, *Ihren Vetter* forderte!«

»Richtig, richtig! – lassen wir die alten Geschichten ruhen! – Nun,« und der Regimentskommandeur richtete sich in seiner ganzen dicken Figur auf und war wieder jeder Zoll der strenge Vorgesetzte – »wie gesagt, Herr Lieutenant, ich hoffe, es wird Ihnen gelingen – Sie haben vier Tage Zeit, Adieu!«

Der Offizier verließ mit straffer Haltung und klingenden Schritten das Zimmer – aber draußen auf der Treppe ballte er krampfhaft die Fäuste und faßte nach dem Geländer, gleich, als müsse er sich daran festhalten. »Verdammt – daß auch Alles über mich gerade jetzt hereinbrechen muß. Ich glaube wahrhaftig – sie haben sich Alle zu meinem Untergang verschworen. Ich muß sehen, wo ich Geld auftreibe, um wenigstens das Aergste zu decken. Zuletzt bleibt mir doch Nichts übrig, als diesen Mittag zu reisen und *pater peccavi* zu machen. Der Alte wird gewaltig toben – die Mama und Conradine müssen helfen! – Wenn nur die andere Geschichte nicht wäre – der verdammte Wisch macht mir den Kopf warm. Wenigstens hat der Urlaub das Gute, daß ich mit dem Mädchen selbst sprechen und ihm Vernunft beibringen kann.«

Damit hatte er sich der Sorgen entschlagen, nahm den Säbel unter den Arm und ging mit leichten eleganten Schritten die Treppe hinab, nach der französischen Straße zu, wo er bei Borchardt eintrat.

Die berühmte Weinhandlung und Restauration war seit Jahren schon der Sammelpunkt aller Conservativen der höheren Stände wie der Offizier-Kreise. Verkehrte doch Jeder dort, der in den letzten zehn oder zwölf Jahren eine Rolle im politischen Ringen gespielt hatte, sei es in den Kammer-Debatten, in der Presse, in der Diplomatie, vom Journalisten bis zum künftigen Minister. Der als fester treuer Royalist bekannte und erprobte Besitzer, der alte Garde-du-Corps, genoß bei der Partei großes Zutrauen, nicht allein in den Kreisen der älteren Männer, sondern auch bei der heranwachsenden Jugend der Armee, die mitunter selbst allzuoft seine Hilfe in Anspruch nahm. Es war etwas Exclusives um das Lokal trotz seiner damals noch ziemlich beschränkten Räumlichkeiten.

»Wer ist in der Hinterstube?« frug der Offizier im Durchgehen durch den langen Vorderladen, in dem einst Bellachini die Schildkröte spazieren gehen machte.

»Graf Czaranski!«

Der Dragoner pfiff durch die Zähne. »Auch Einer, der nicht helfen kann, ich glaube, er steckt schlimmer darin als ich. Vielleicht aber hat er wenigstens einen guten Rath. Er kennt meinen Bruder; wenn ich nicht irre, macht dieser sogar seiner Schwester etwas den Hof. Ich wünschte, ich hätte Victors ›Pluto‹, Graf Gaschin soll ihm zweihundert Friedrichsd'or beim breslauer Rennen geboten haben; das könnte mich retten!« Er trat in das ziemlich dunkle Zimmer, wo er einen jungen Husaren-Offizier fand, nicht viel älter als er selbst, und bald saßen die beiden Kameraden bei einer Flasche Champagner beisammen.

»Verdammt,« meinte der Husar, nachdem ihm der Dragoner aufrichtig seine Verlegenheit gebeichtet hatte. »Ich bin in diesem Augenblick selbst gewaltig klamm, da das Herrenhaus feiert und mein Alter, als er im Januar zum letzten Mal meine Schulden bezahlt hat, mir das Ehrenwort abforderte, wenigstens binnen Jahresfrist keine neuen zu machen, es sei denn für Speise und Trank. Sie sehen, wenigstens habe ich bei Borchardt Credit. So liege ich denn auf der Bärenhaut und bin unserem schlesischen Nest auf drei Tage entwischt, um hier auf Neuigkeiten zu fahnden, und ob es wirklich in Polen drüben losgehn wird. Bestätigt es sich, so läßt sich vielleicht drüben ein Rittergut erben, denn Sie wissen, daß wir zahlreiche Verwandte drüben haben, die toll genug sind, Sibirien den litthauischen oder wolhynischen Wäldern vorzuziehen. Ich sage Ihnen, ich würde eine solche Erbschaft mit Vergnügen annehmen, selbst auf den Fluch meiner Tante Oginska.«

Lieutenant Möllhoff hatte den Kopf in die Hand gestützt.

»Nur Courage, Kamerad – schlimmsten Falls machen Sie die Bekanntschaft einer Gründer-tochter mosaischen Glaubens – es sind davon wie ich weiß, mehrere vacant in Schlesien. Vor Allem folgen Sie dem Rath Ihres Obersten, wenn er auch nicht besonders auf Ihre Familie zu sprechen sein mag, wegen jener alten Duell-Geschichte, die Ihrem Herrn Vater seinen Arm kostete. Aber *à propos* – vielleicht kann Ihnen Ihr Bruder rathen, Sie wissen doch, daß er sich grade auf Urlaub in Burgsdorf befindet?«

»Bruder Victor in Burgsdorf?«

»Ein Kamerad aus der Garnison erwähnte es heute Morgen zufällig in seinem Briefe.«

»Sie haben recht, Herr Kamerad,« sagte der Dragoner-Lieutenant – »es wird mir Nichts übrig bleiben, als zu reisen. Ohnehin macht es eine andere Angelegenheit nothwendig, die mir kaum weniger Sorgen bereitet, – eine dumme Liebes-Affaire.«

Der Pole sah ihn fragend an.

»Nichts Ernstes – was mich hindern könnte, eine reiche Hebräerin zu heirathen. Ich hatte mich beim letzten Urlaub mit einem unserer Hausmädchen verplempert, und nun wehklagt mir das dumme Ding, daß es Folgen gehabt hat.«

Der Husar zuckte die Achseln. »Wofür ist man jung, und schon Ihr Goethe rühmt, daß die Kuchelbesen am Besten karessiren. – Bei uns in Polen macht man nicht viel Aufhebens davon. Ein Stück Geld und der nächste beste Knecht. Gutwillige finden sich immer!«

»Freilich wohl,« meinte der Andere, – »aber hier ist es die Enkelin vom *alten Scholz!*«

»Wer ist das?«

»Das Factotum unseres Hauses, den selbst meine gräfliche Mutter respektiren muß, der alte Reitknecht meines Großvaters, quasi seit dessen Abschied sein Kammerdiener, und mein Vater versteht keinen Spaß in Allem, was den alten Scholz betrifft, der eine Art Trockenamme auch

für ihn gewesen, obschon er nur zehn Jahre älter ist. Wegen einer ähnlichen Affaire entstand jenes unglückliche Duell, so viel ich weiß.«

»So sprechen Sie mit Ihrer Mutter, oder haben Sie nicht irgend einen Pfaffen in Burgsdorf?«

»Wir haben deren sogar zwei, einen protestantischen Zeloten und einen weltgewandten katholischen Vicar.«

»Bah, da haben Sie ja, was Sie brauchen, das sind die besten Kuppler! Ich sage Ihnen, ich kenne merkwürdige Geschichten aus unserem Polen und Schlesien, was die Pfaffen da Alles schon wieder in's Gleiche gebracht haben. – Lassen Sie uns auf guten Erfolg anstoßen.«

Der leichtsinnige junge Offizier ließ die Gläser klingen, dann verabredeten Beide, gemeinschaftlich schon den nächsten Zug der niederschlesisch-märkischen Bahn zu benutzen.

---

Die Kammern waren, wie bereits bei dem traurigen Ereigniß in Baden-Baden erwähnt wurde, für den Sommer geschlossen worden und sollten erst bei Gelegenheit der bevorstehenden Krönung im October wieder zusammen treten. Einstweilen durchbebte der Eindruck jenes verbrecherischen Versuchs noch das preußische Volk und die conservative Partei bereitete sich vor, durch eine Demonstration ihre Gefühle und Stellung in dem politischen Parteienkampf kund zu geben. Ihre Organisation war seit der Regentschaft zerstört, zersplittert und die Wahlen wie der wachsende Einfluß der Liberalen hatten längst gezeigt, daß wenn sie nicht sich selbst aufgeben wollte, sie kräftigere Zeichen ihres Lebens von sich geben mußte. Die Gesetzentwürfe über das Eherecht und die Grundsteuerregulirung hatten sogar schwere Spaltungen in ihr hervorgerufen.

Der König war von Baden-Baden nach Ostende gegangen und hatte dann mit vielen fürstlichen Gästen aus Anlaß der großen Manöver am Rhein Schloß Brühl bezogen.

Die Badesaisons nahten ihrem Schluß und Manche, die sie benutzt, waren bereits heimgekehrt, um bei den weiteren Ereignissen zur Stelle zu sein. Es war in der letzten Woche des September, am selben Tage, als sich der junge Dragoner-Offizier auf den Weg nach seiner Heimath gemacht hatte, dort seine Sünden zu beichten, als im Schloß zu Burgsdorf sich nach der Rückkehr des Hausherrn aus Berlin – die gewöhnliche Gesellschaft um den Kaffeetisch versammelt hatte. Der alte General liebte es, mit ihm bekannten Personen über die politischen Verhältnisse und Vorgänge zu plaudern, und der Besuch des ältesten Sohnes, des Premier-Lieutenant von Möllhoff, so wie der Wunsch, Näheres zu hören über die Versammlung der Konservativen am 20. September in Berlin hatten auch die beiden Geistlichen des Pfarrdorfs aufs Schloß geführt.

Der Generalmajor saß seiner Gewohnheit gemäß auf dem alten ledernen Campagne-Sopha, das er selbst in dem sonst modern möblirten Wohnzimmer seiner gräflichen Schwiegertochter nicht missen wollte, und dessen Verbleiben schon gar manche Debatte veranlaßt hatte. Aber der alte Herr war fest darauf bestanden und der Respekt für seine Person bei Sohn und Enkeln hatte, als er drohte, sonst die Nachmittage und Abende auf seinem Zimmer zuzubringen, alle Einwendungen der Dame des Hauses beseitigt. Man hatte sich gewöhnt, sich in die Launen des alten Mannes zu fügen, der noch immer mit fester Hand das Oberkommando in der Familie führte, obgleich er bereits bei seinem Eintritt in den Ruhestand seinem einzigen jetzt bereits fünfzigjährigen Sohn, dem Hauptmann jetzigen Landrath *Curt von Möllhoff* das kleine ihm gehörige Gut zur freien Verwaltung übergeben hatte, für seine eigene Verfügung

sich nur die Pension bewahrend. Der alte General war eine lange hagere Gestalt, trotz seiner 72 Jahre von stattlicher aufrechter Haltung, die nur durch die in späterer Zeit eingetretene vollständige Erblindung etwas Unsicheres erhalten hatte, während seine geistige Energie fast dieselbe geblieben war. Die scharfe Beobachtungsgabe und das feine Gehör, das sich häufig bei den des Augenlichts Beraubten einfindet, so wie die sorgfältige Aufmerksamkeit von Sohn und Enkelin für seine Wünsche und Gewohnheiten, ließ ihn manche der mit seinem Gebrechen verbundenen Leiden kaum fühlen. Er trug statt eines bequemen Schlafrocks einen weiten Ueberrock der Armee-Uniform, für dessen Sauberkeit sein altes Factotum gewissenhaft sorgte, und über der schwarzen Kommißhalsbinde Kreuz und Band des Ordens *pour le mérite*, während auf der linken Brust des alten Uniformrockes das eiserne Kreuz erster Klasse angeheftet war. Sein Gesicht, namentlich die scharf gebogene große Nase, hatten etwas Adlerartiges, und wenn auch der eingefallene Mund den Verlust der meisten Zähne verkündete, verbarg dies doch der herabhängende weiße Schnauzbart und der starke buschige Backenbart – die einzige Abweichung, die er sich von dem alten Militärschnitt gestattet hatte, nachdem er vernommen, daß auch sein Kriegsherr, der Prinz-Regent und jetzige König von Preußen einen solchen trug – dieses Zeichen des Alters aufs Beste.

Der alte Herr hatte in seiner ersten Jugend als Cornet schon die unselige Schlacht von Jena mitgemacht, in der er verwundet und gefangen worden war, später als dreiundzwanzigjähriger Lieutenant unter den ostpreußischen Kürassieren die Befreiungskriege, und war nach 1815 in die gewöhnliche Stufenfolge des Armee-Dienstes zurückgetreten und in dieser bis zum Oberstlieutenant und Obersten avancirt, als er zu Anfang der dreißiger Jahre durch Erkältung bei einem Manöver sein Augenlicht angegriffen fühlte. Dies nicht achtend hatte er bis zum Tode seines alten Königs fortgedient, dann aber als sich das Uebel verschlimmerte, seinen Abschied genommen, der auf das Ehrendste bewilligt worden. Er war stets das Muster eines alten strammen Soldaten gewesen, der keine andere Macht anerkannte, als die Gottes und seines Königs. Wie schwer einen solchen Mann die Ereignisse von Achtundvierzig trafen, läßt sich denken. Seitdem hatte er sich ganz von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, namentlich als sein einziger Sohn, der frühzeitig seine erste Gattin verloren und es nur bis zum Hauptmann gebracht hatte, in einem Duell den linken Arm verlor und sich nur mit der Landwirthschaft und der Verwaltung des kleinen Familiengutes beschäftigte, in dessen Besitz er bei der nächsten Vacanz zum Landrath des Kreises von den Kreisständen gewählt und von dem Ministerium bestätigt war. Seine drei Enkel, von denen der älteste *Victor* und die letzte, die jetzt zwanzigjährige *Conradine* seine Lieblinge waren, hatte er nach seinen strengen Ansichten von Loyalität und militärischem Gehorsam zu erziehen gesucht, wobei ihm freilich die Vorliebe und die Nachsicht seiner zweiten Schwiegertochter für ihren eigenen und einzigen Sohn viel Abbruch gethan, wie wir bereits Gelegenheit gehabt haben, zu erproben.

»Conrad,« unterbrach die noch immer auf die Rolle einer schönen und vornehmen Dame volle Ansprüche Machende, die der Hauptmann acht Jahre nach dem Tode seiner ersten sehr einfachen Gattin als den armen Seitensproß einer gräflichen Familie geheirathet hatte, jetzt die bisherige Unterredung, – »Conrad muß nach dem Telegramm, das er voraus sandte, Nachmittag auf der Station eintreffen. Der Kutscher wird doch zur rechten Zeit dort sein?«

»Ich habe ihn selbst geschickt. Aber ich möchte nur wissen, wie der Bursche jetzt auf Urlaub kommt? Wir haben uns doch erst in voriger Woche in Berlin gesehen. Kannst Du es mir sagen, Victor?«

»Du weißt ja, Vater, wenn die Manöver vorüber, und die Königsurlauber entlassen sind, wird gewöhnlich Urlaub bewilligt, Du siehst es an mir!«

»Geld!«

Es war eine knorrige und mürrische Stimme, die das Wort zwischen die Unterhaltung warf. Sie kam von einem alten Mann, fast so groß und steif wie der General. Er trug wie dieser einen alten Uniformerock, mochte etwa zehn oder zwölf Jahre jünger sein und schien sich ganz seinen früheren Herrn zum Vorbild genommen zu haben. Er stand am Kaffeetisch und hielt in der einen ausgestreckten Hand weit von sich ab eine frischgestopfte Meerschaumpfeife, in der andern einen Fidibus.

»Du irrst Dich, Scholze; ich brauche kein Geld,« sagte mit leichtem Lächeln der Premierlieutenant. »Ich bin gewohnt, mit meiner Gage auszukommen und Wreschen bietet nicht viel Anreiz mehr auszugeben.

»Aber *Er!* – Befehlen der Herr General die frische Pfeife?«

»Gieb her – und zünd' los!«

Der alte Reitknecht überreichte ebenso steif die Pfeife, zündete den Fidibus an der Spirituslampe unter der Kaffee-Maschine an und hielt ihn mechanisch über dem geöffneten Meerschaumkopf, bis der Tabak zu glimmen begann. Dann machte er ebenso steif Kehrt und marschirte aus dem Zimmer, ohne weiter zu mucksen.

»Er ist und bleibt ein Original,« sagte lächelnd der Vicar, mit dankbarer fast galanter Verbeugung die Tasse duftenden Mokkas annehmend, die ihm eben die Landrätin präsentirte, die bei dem kleinen Intermezzo ziemlich unruhig und geschäftig hin und her gerückt war.

»Ich hoffe, Conrold bedarf es eben so wenig wie Du,« sagte der Landrath zu seinem älteren Sohn. »Ich habe ihm seinen Zuschuß für das nächste Quartal schon jetzt dort gelassen und er versicherte keine Schulden zu haben.«

Der Gutsherr hatte nicht ganz die Größe seines Vaters, aber er war immerhin ein stattlicher Mann von angenehmem, sich durch ruhige Haltung und ein sehr verständiges wohlwollendes Auge auszeichnendem Aeußeren. Er trug einfache Civilkleidung nur durch das Johanniterkreuz geschmückt, und den Aermel des fehlenden linken Arms mit dem Handschuh daran an der äußeren Brustseite des Rocks befestigt.

»Berichte weiter, Kurt!« befahl der General, »Du sagtest, daß der Saal im Englischen Hause die Versammlung kaum hätte fassen können. Wir Alle sind begierig, weiter zu hören, es müßte denn sein, daß der junge Herr aus der Stadt, der so viel ich weiß, zu den sogenannten Liberalen oder Fortschrittlern gehört, keinen Gefallen daran fände.«

Das lichtlose Auge, das der alte General ziemlich bärbeißig über den Tisch hinüberwarf, galt einem jungen Mann in einfacher aber gediegener bürgerlicher Kleidung, der zwischen dem Landrath und dem Vicar saß. Er schien einen Augenblick zu schwanken, ob er den Fehdehandschuh des alten Kriegers aufnehmen sollte, aber ein Blick auf die junge Tochter des Hauses, die neben dem Greise saß, ein kleines Schreibnecessaire vor sich auf dem Tisch, schien ihn zu bestimmen.

»Sie irren sich, Herr General,« sagte der jüngere Mann bescheiden, aber mit einer gewissen Festigkeit, – »wir haben in unseren Kreisen mit ebensolcher Theilnahme und ganzem preußischem Herzen den Hergang der unter allen Umständen denkwürdigen Versammlung verfolgt, wie nur irgend Einer der sogenannten Conservativen. Denn auch ich und mein Vater erkennen vollkommen die Berechtigung des Grundbesitzes und Handwerks an und billigen, wenn

wir auch zur liberalen Partei gehören und in deren Hauptprincipien das Wohl des Vaterlandes und die Wahrung der constitutionellen Rechte des Volkes sehen, das allzu oppositionelle Vorgehn mancher Abgeordneten unserer Kammer nicht. Es kann und wird sich eben das Beste nur in der Ausgleichung der beiden Richtungen finden, und daß Vieles zu bessern ist, was nicht mehr in unsere Zeit paßt, das geben selbst die Conservativen zu – fragen Sie nur Ihren eignen Herrn Sohn, an dessen conservativer Gesinnung gewiß Niemand zweifelt und die selbst die Liberalen unseres Kreises achten und ehren, wie seine Wahl zum Vertreter unseres Kreises bewiesen hat.«

»Gehen Sie zum Henker mit der guten Gesinnung unseres Kreises. Das Landvolk hat es gethan, in dem noch ein guter Kern steckt. Haben doch die Städter zum zweiten Abgeordneten den radikalsten Schreier gewählt, den sie haben.«

»Und einen Ungläubigen dazu, einen Feind der Kirche und alles Glaubens an die Gebote des Herrn – einen Juden!« sagte salbungsvoll die Hände faltend und mit Abscheu der Pastor, der neben der Hausfrau saß und gegenüber dem katholischen Geistlichen ein sehr orthodoxes Aussehen hatte. Auch war er weit älter als dieser.

»Das beruht auf dem Compromiß, den die beiden Parteien in unserem Wahlkreise geschlossen haben,« meinte der junge Fabrikant, »und eben dieser Compromiß ist der beste Beweis für den gesunden und billigen Sinn in unserem Kreise. Was übrigens die Wahl eines gebornen Juden betrifft, so wird sich vielleicht der hochwürdige Herr in christlicher Milde erinnern, daß gerade dieser Jude durch seine großen Fabrikanlagen auch unserem Kreise mehr als irgend einer meiner christlichen Kollegen mit Handel und Industrie aufgeholfen hat und vielen hundert fleißigen Arbeitern Brod und Verdienst giebt, die sonst an ihren primitiven Webstühlen hungern und darben mußten.«

»Auf Kosten des altbewährten Instituts der preußischen Seehandlung, der er mit seinen Helfershelfern die besten Fabriken durch Kniffe und Ränke aus den Händen in die eigene Tasche escamotirt hat, und die ihn zum reichen Mann gemacht haben. Der fromme gottesfürchtige Sinn, der früher wenigstens unsere Armuth stärkte, geht leider ganz zu Grunde!«

Ein feines Lächeln flog über das glatte Gesicht des Vicars bei den Klagen seines Herrn Confraters, denn es war bekannt genug, daß dieser stark der pietistischen Richtung huldigte und an der Spitze der Conventikel in den Weberdistrikten stand. Aber er hütete sich sorgfältig, mit ihm in einen religiösen Disput sich einzulassen, was übrigens der verständige Takt des sehr beliebten Landraths in seinem Hause nicht gelitten hätte. Er wurde überdies jeder Zu- oder Gegenstimmung durch die barsche Einrede des hitzigen alten Soldaten enthoben.

»Donnerwetter,« polterte der General – »halten Sie wirklich, Herr, diese Compromisse für etwas Gutes? Blücher und Ziethen! ich sage Ihnen, an den Compromissen kann das preußische Königthum zu Grunde gehn, wenn dem Schwindel nicht bald ein Ende gemacht wird. Pariren heißt die Parole, – entweder Gehorchen oder Rebelliren! und mit dem Rebelliren ist das Königthum noch allemal fertig geworden.«

»Nicht überall, Herr General! – in einem constitutionellen Staate, und ein solcher sind wir doch durch die verliehene und die vereinbarte Verfassung, ist der Compromiß oft das einzige Mittel der Verständigung, und wir hoffen, daß durch einen solchen auch die neue und wie sich nicht verkennen läßt, sehr vieles Gute bietende Reorganisation der Armee zu Stande kommen wird, ohne welche es Preußen unmöglich sein würde, seine hohe Aufgabe für die Einigung Deutschlands zu erfüllen.«

Der alte General warf ihm einen finsternen Blick zu. »Gehören Sie etwa auch zu den Phantasten, die unser altes starkes Preußen zu Gunsten eines einigen Deutschlands aufgeben wollen?«

»Ich bin ein Mitglied des deutschen Nationalvereins,« sagte nicht ohne Stolz der junge Fabrikant, »aber es fällt mir nicht ein, preußische Rechte darum aufzugeben, und als preußischer Soldat, – ich bin Reservist, Herr General – würde ich gewiß jeden Augenblick bereit sein, mein Blut für mein engeres Vaterland zu opfern. Daß man nebenbei den Wunsch haben kann, es möchte etwas größer und nicht jeden Augenblick durch hundert Schranken partikularistischer Interessen in seiner Entwicklung gehindert sein, das werden Sie mir wohl selbst nicht verdenken. Man kann mit seinen Wünschen ein Deutscher sein und dabei doch von ganzem Herzen ein Preuße. Ich glaube Se. Majestät selbst ist Beides.«

Die kluge Einlenkung vermied jede weitere Verschärfung des politischen Streites und die Tochter des Hauses stellte den vorläufigen Frieden durch die Bemerkung her, der Vater schulde noch immer die Fortsetzung seines Berichts.

»Das ist auch wahr, und Eins nach dem Andern. Fahre fort, Curt!« brummte der alte Soldat, dessen höchstes politisches Ideal war: Preußen über Alles!

»In der That, es war eine merkwürdige Versammlung,« berichtete der Landrath, »alle Stände waren darin vertreten: der hohe und niedere Adel, der große und kleine Grundbesitzer, Lehrer, Beamte, selbst die Armee, obschon keiner ihrer Vertreter das Wort nahm. Bürger und Handwerker – die Geistlichkeit, selbst die Arbeiter fehlten nicht.«

»O, wie habe ich Pastor Besserer beneidet, wie gern wäre ich selbst dazu nach Berlin gereist, statt einem Anderen die Vertretung der evangelischen Kirche Schlesiens dabei zu überlassen,« flocht der Pastor ein.

»Bekamen Sie denn vom Consistorium keinen Urlaub?« frug ziemlich malitös der Fabrikant.

Der Pastor wurde etwas roth, namentlich als der sehr ungenirte alte Krieger murrte: »Hätte dessen gar nicht nöthig gehabt – fürchtete die Reisekosten und die geringe Gastfreundschaft seiner Herrn Kollegen in Berlin.«

»Unsere Gemeinde ist arm, Niemand wird das besser beurtheilen können, als der Herr Patron selbst.«

»Ich konnte Sie in der That nicht einladen, mich zu begleiten, Herr Pastor,« sagte ruhig der Landrath, der den Geiz des Geistlichen und die guten Einkünfte seines Pfarramts sehr wohl zu schätzen wußte – »ich hätte ja dieselbe Einladung an den Herrn Vicar richten müssen, der allerdings ohne besondere Erlaubniß des Herrn Fürstbischofs nicht dahin gehen konnte, wie sich schon daraus schließen läßt, daß eben leider die *katholische* Geistlichkeit in der Versammlung nicht vertreten war.«

Diesmal war es der Vicar, der etwas verlegen erschien. »Wir sind allerdings nicht berechtigt, an politischen Vereinen uns zu betheiligen. Ohnehin war vierzehn Tage vorher erst die große Versammlung der katholischen Vereine in München, bei der Pfarrer Thissen die gemeinsame Aufgabe beider Confessionen wider Antichrist und Revolution betonte. Gewiß wird aber Niemand auch an unserer treuen Ergebenheit für unsere Könige und die gute Sache zweifeln.«

»Möge es in Preußen immer so bleiben,« sagte der Landrath. »Die katholische Kirche hat wahrlich keine Ursache, sich bei uns über die Parität zu beklagen. Sie stammen ja wohl aus der Familie des wackern Abts Tobias in Kamenz, Herr Vicar Stusche, der Friedrich den Großen

vor der Gefangennahme durch die Kaiserlichen rettete, indem er ihn unter seinen Mönchen im Chor verbarg.«

»Ich habe die Ehre. Vielleicht wäre Schlesien sonst noch heute österreichische Provinz.«

»Sie meinen: katholisch, wie Böhmen und Mähren. Aber darüber ließe sich streiten, die Reformation war schon vor dem dreißigjährigen Kriege in Schlesien mächtig. Doch das ist gleich, der wackere Pfarrer Drake hat in seiner Rede, die er im Englischen Hause hielt, die Aufgabe der katholischen Kirche so gut vertreten, wie die der unseren der wachsenden Irreligiosität gegenüber und den Angriffen des Liberalismus auf Kirche und Schule, und ich kann Dir sagen Vater: Kleist, Wagener, Blankenburg, der Sprecher der westphälischen Colone Bürgermeister Strosser und auch unser hochherziger Eberhard Stolberg, der so gewandt wie würdig den Vorsitz der Versammlung führte, verfolgten den einen Gedanken, daß wo keine Treue für den König lebt, es auch schlimm steht mit der Treue für Gott und die Kirche.«

»Sie können den Satz auch umkehren, Herr Landrath,« bemerkte der Vicar, der seine Niederlage von vorhin nicht ohne Schwertschlag für seine Kirche vorüber gehen lassen konnte.

»Da haben Sie recht, Vicar, und ich möchte fast behaupten, als am Schluß der Versammlung, die einen wahren conservativen Geist des Christenthums und der Treue athmete und vor Allem ein kräftiges Zusammenhalten aller tüchtigen Elemente, des Grundbesitzes wie des Handwerkerstandes anzubahnen suchte, ohne jede Vorbereitung unser Choral ›Lob, Ehr und Preis sei Gott!‹ von Aller Lippen ertönte, Sie hätten eben so gut eingestimmt. Kurzum, die mit dieser Versammlung beschlossene Gründung des *Preußischen Volks-Vereins* und einer neuen Wahlorganisation der Konservativen in Preußen ist als wichtiger Abschnitt in unserem politischen Leben zu betrachten und wird nicht ohne segensreiche Folgen bleiben. Gewiß haben auch Seine Majestät der König diese Aufraffung mit Beifall verfolgt. Die Zahl der Anmeldungen für den Verein betrug bereits am Tage der Gründung weit über zweitausend Mitglieder.«

»Blücher und Ziethen!« rief der General, »das ist doch einmal eine *Gründung*, die sich sehen lassen kann. Darauf trinken wir heute noch eine Flasche alten Ungar, sobald der Junge von Berlin kommt, und Sie sollen mit darauf eingeladen sein, Herr Hancke, wenn Sie auch nicht zu den Konservativen und dem preußischen Volksverein gehören.«

»So doch jedenfalls zu dem Verein des preußischen Volkes, Herr General,« sagte höflich der Fabrikant, »und als Mitglied desselben soll es mir eine große Ehre und Freude sein, mit einem der alten Helden desselben von 1813 und 14 anstoßen zu dürfen.«

»Schade um Sie,« sagte der alte Herr ganz gemüthlich, »schade um Sie, – ich mag Sie eigentlich ganz gerne leiden, Sie und Ihren braven Vater und selbst die Dine und der Scholze thun es, und der alte Bursche ist grade nicht verschwenderisch mit seinen Inclinationen!« Ueber die Sympathien des alten Scholze schien Herr Hancke zwar weniger contentirt, desto mehr aber Bedeutung für ihn deren Zusammenstellung mit der Tochter des Hauses zu haben, die erröthend den blonden Lockenkopf auf das kleine Schreibpult gebeugt hielt, in dem sie kramte und suchte. »Ihr Vater, der Papiermüller,« fuhr der General fort, mit dem einzigen Wort die Schranke wieder errichtend und den Fabrikbesitzer wieder in die alten Verhältnisse zurückweisend, ist ein wackerer Mann, der fast ein Knabe war, als er sich bei Leipzig das Kreuz holte, und ich muß sagen, auch Sie haben es nie an dem gehörigen Respekt fehlen lassen, obschon Sie sonst etwas hochtrabende Ansichten und verkehrte Ideen hegen!« – Der Premierlieutenant reichte begütigend dem Spielgenossen aus der Knabenzeit, der nur drei Jahre älter war, die Hand. »Ich denke, der Hauptmann« – der alte Haudegen nannte seinen

Sohn, wenn er von ihm sprach, niemals den Landrath, sondern stets bei seinem militairischen Rang – »der Hauptmann wird es wohl einrichten können, daß Sie auf Erbpacht das Stück Haide an dem Mühlgraben erhalten können. Nur bitt ich mir aus, daß ich nichts von dem faulen deutschen Schwindel mehr höre oder gegen unsern König und Herrn. Wissen Sie denn auch, daß die Stänkerer in Berlin ihm selbst das Recht auf die Erbhuldigung in Königsberg wegzu-disputiren versuchen? Das gierige Volk dort kann wahrhaftig nicht genug an Vortheilen für die eigene Tasche kriegen und gönnt es den Königsbergern nicht einmal, obschon auch von dort demokratischer Schwindel genug ins Land kommt.« Der General war seit Achtundvierzig nicht sehr günstig auf Berlin zu sprechen.

»Seine Majestät,« sagte vorsichtig der junge Fabrikant, »haben gewiß die richtige Form auch für die Bestimmungen der Verfassung gefunden in der Wahl der Krönung statt einer bloßen Erbhuldigung.«

»Hm – es ist das erste Mal, daß Seine Majestät nicht mit Seinem Generalfeldmarschall ganz übereinstimmen. Wissen Sie, was der alte Wrangel an Seine Majestät über diesen Punkt geschrieben hat?«

»Wie sollte ich in meiner bescheidenen Stellung zu einer solchen Kenntniß kommen?«

»Na, dann kann ich's Ihnen sagen, denn mein alter Freund und Regimentskommandeur thut dem alten blinden Mann die Ehre an, ihn noch nicht vergessen zu haben, und ihm zuweilen ein vertrauliches Wort zu schreiben. – Nun Dina, hast Du nun genug unter den Papieren gekramt? Im letzten Briefe des Feldmarschalls steht, was er über die Huldigung und über die Opposition wegen der Armee-Reorganisation an Seine Majestät geschrieben hat. Lies es vor, Mädchen!«

»Vater!«

»Ei was – auf meine Verantwortung – es kann nur gut thun, wenn die Herren im Fortschritt oder im Nationalverein einmal hören, wie ein ehrlicher Soldat darüber denkt, damit sie wissen, was sie zu erwarten haben vom alten Wrangel, wenn er noch einmal in Berlin einrücken sollte. Lies Dine!

Das Edelfräulein hatte, ohne sich zu besinnen, einen der Briefe aus dem Packet gewählt, das sie in dem Pult bewahrt. »Er datirt von Anfang dieses Monats, Großvater,« sagte sie, »und die Stelle lautet:

»Und bin so zu der Ueberzeugung gelangt, daß die darin geltend gemachten Gründe in dem Wortlaut der Verfassung nicht enthalten sind; die Sophistik, die in jeder Zeile zu finden ist, vermag ich nicht zu beantworten . . . würde ich mich als ein Landesverräther betrachten, dem des Vaterlandes Fluch über das Grab folgen würde, wenn ich Euer Majestät von der Erbhuldigung abrathen sollte . . . : und erst wenn dieser Akt im Angesicht des Allmächtigen stattgefunden, sind Euer Majestät der wahre Erbe einer Krone von Gottes Gnaden – ohne Huldigung haben wir ein Volks-Königthum, das von den Schwankungen der Kammer gemeistert und gelenkt wird . . . «

»Weiter Kind,« sagte der alte General, »es muß da noch eine Stelle sein über die Compromisse wegen der Armee. Lies auch diese den Herren vor.«

»Es sind deren zwei« und der hübsche Secretair des alten Blinden las:

(Das Haus der Abgeordneten verlangt jetzt gesetzliche Feststellung der 2jährigen Dienstzeit, ein Indemnitätsgesuch wegen der Durchführung der Reorganisation und eine Umgestaltung der Landwehr, mit einem Worte: ein Volksheer. – Und wäre dies gewährt, so würden sie noch mehr verlangen . . . Es ist meine feststehende, wohlerwogene Ueberzeugung, daß dem jetzigen Abgeordneten-hause gegenüber jede Verminderung des Militair-Etats, welche als Konzession aufgefaßt werden könnte, nutzlos und schädlich sein wird. Für die Opposition im Abgeordneten-hause handelt es sich nicht um Geldersparung – vielmehr darum, um monarchische oder demokratische Gewalt . . . Die Leiter der demokratischen Fraction werden versuchen, jede Heereseinrichtung zu beseitigen, welche . . . die Armee zu einer scharfen Waffe in der Hand Sr. Majestät des Königs auch gegen innere Feinde macht.«

Die Vorleserin schwieg – die Anwesenden sahen sich etwas befangen an, selbst der Landrath bemerkte erstaunt »In der That, dieses Schriftstück des alten Herrn ist mir gänzlich unbekannt, und ich hätte Sr. Excellenz kaum ein so scharfes Eingehen auf politische Fragen zugetraut. Warum hast Du mir nicht eher davon gesprochen, Vater, Excellenz Wrangel muß großes Vertrauen zu Dir haben und ich sehe, mein Töchterchen versteht zu schweigen.«

Der General lächelte. »Dina ist mein Geheimsecretair, und ich glaube es giebt noch allerlei Dinge, von denen ein Landesvertreter wie Du nichts weiß. Uebrigens habe ich die Stelle citirt, um zu beweisen, daß auch andere Stimmen und zwar gewichtigere, als die meine, über die Compromisse grade so denken wie ich. Also Nichts gegen die Armee-Reorganisation, Herr Hanke, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. – Die Armee, in der Erziehung und der Zusammengehörigkeit ihres Offiziercorps, darin liegt Preußens – meinetwegen auch Ihres Deutschlands Beruf für die Weltherrschaft.«

Die weitere Erörterung wurde durch den Eintritt des alten Scholze, wie sie ihn nannten, unterbrochen: »Habe zu melden, daß so eben ein Wagen anfährt.«

»Bruder Conrad!« Der junge Offizier, die Mutter und das Schloßfräulein hatten sich erhoben und eilten dem Eingänge zu, vor dem Scholze postirt blieb. »Habe zu melden, daß es nicht der Herr Lieutenant ist!«

Es lag beinahe wie ein »alter Narr!« auf der Lippe der Dame des Hauses, aber sie hielt an sich. »Wer ist's?«

»Seine Durchlaucht, der Herr Fürst – junior!« berichtete Scholze dickköpfig. »Beehrt uns ja zuweilen und wollte nur seinen Besuch gehorsamst anmelden!« Damit trat er in die Nähe des Generals an die Wand zurück.

»Welchen Fürst meinst Du,« frug dieser – »es kann unmöglich unser Nachbar sein, er ist noch nicht aus Baden-Baden zurück!«

»Es ist der Andere,« – er hielt die Hand vor den Mund – »der Spieler, der Projectenmacher,« flüsterte er dahinter.

»Willst Du Seiner Durchlaucht nicht entgegen gehen, Kurt?« frug die Dame des Hauses ihren Mann, der sich bereits erhoben hatte, diese Pflicht der Artigkeit zu erfüllen, aber sein Sohn war ihm schon zuvorgekommen und öffnete eben wieder die Thür, den Besucher einzulassen.

Es war ein hübscher schlanker Mann von dreißig bis vierzig Jahren, der mit aller Sicherheit des gewandten Weltmannes eintrat, der Landrätin die Hand küßte und ringsum grüßte.

»Bitte incommodiren Sie sich nicht – mein Kompliment, Herr General, ich freue mich, Sie so wohl und rüstig zu sehen. Nochmals lieber Landrath, ich ersuche Sie, sich nicht stören zu lassen und mir nur von den Händen der gnädigen Frau gleichfalls eine Tasse ausbitten zu dürfen. Wollte im Vorüberfahren zur Stadt, wo wir heute Abend bekanntlich eine Zusammenkunft wegen der neuen Bahn haben, bloß hier einen Augenblick vorsprechen, um mich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und meine alten Freunde einige Minuten zu besuchen. Freut mich sehr, Herr Premier, Sie zufällig hier zu treffen – habe gehört, daß Ihr ›Pluto‹ vortrefflich in Breslau gelaufen ist – hätte ihm lieber den Sieg gewünscht, als dem Fuchs des Baron Hoverden.«

»Es kann doch nur Einer gewinnen, und die ›Gabriele‹ ist ein trainirter Läufer, Durchlaucht, während mein Rappe nur Campagnepferd sein soll.«

»Dennoch, dennoch – Graf Gaschin hat seine Eigenschaften sehr wohl gewürdigt, wenn er Ihnen, wie man sagt, ein gutes Gebot gemacht hat. Sollten es immerhin annehmen, heut zu Tage ist Geldverdienen die Hauptsache und mit der Reservirung für einen Campagne-Dienst hat es gute Weile. Ich hoffte Sie eigentlich schon in der Stadt zu treffen, lieber Landrath, und sah mehr auf gut Glück nach, ob Sie noch zu Hause. Sie haben doch die Einladung erhalten – die Versammlung ist zwar nur eine vertrauliche, aber Sie fahren doch jedenfalls mit?«

Der hohe Aristokrat hatte eine der präsentirten Cigarren genommen und sie angeraucht. »Es wird ein famoses Geschäft werden, alle Welt ist bereits begierig Aktien zu zeichnen. Ich bin gewiß, daß sie schon vor der Edition auf hundertdreißig stehn – wir haben doch die Ehre, Sie in unserer Gesellschaft auch auf dem Prospekt zu sehen?«

»Wie meinen Durchlaucht?«

»Nun – das Comité soll heute gebildet werden – es bedarf nur dessen, um die Einladungen sofort in die Welt zu schicken. Ein Name wie der Ihre darf natürlich dabei nicht fehlen. Es würde uns so ehrenvoll als lieb sein, wenn selbst der Herr General sich auch entschließen könnte . . . «

Der alte Haudegen zog den Meerscham aus den Lippen. »Wozu, Durchlaucht?«

»Nun wozu sonst, als mit in das Comité für die neue warschauer Bahn zu treten. Die Linie wird vortrefflich. Bleichröder, der Herzog, Geheime Rath Göring, Bankiers wie Breslauer und Compagnie, Baron Cohn und Andere stehn an der Spitze, auch Engländer.«

»Sie vergessen, daß ich blind bin.«

»*Mon Dieu*, lieber General, was thut das zur Sache! – Wozu hat man seinen Sekretair – wir brauchen Ihren Namen, nicht Ihre Augen. Ich will Ihnen nicht zureden – aber ein Mann wie Ihr Herr Sohn darf natürlich bei dem Aufruf zu einem so gemeinnützigem Unternehmen nicht fehlen. Wir werden dafür sorgen, daß bei den Vermessungen die Tracirung der Linie etwas tiefer in den Kreis schneidet, als es anfangs beabsichtigt war, vielleicht – es läßt sich ja mit dem Ingenieur sprechen, – gelingt es, die Bahn direct mit Ihrem Territorium in Verbindung zu bringen, die Abschätzungen von Grund und Boden werden hoch sein. Zwei Millionen Stammkapital in Stamm-Aktien zu 100 Rth. —«

»Mein Sohn,« sagte der alte Soldat ruhig, »wird gewiß, so bald die Sache geregelt ist, eine oder zwei Aktien zeichnen, und ich selbst bin nicht abgeneigt, aus meinen kleinen Ersparnissen ein Gleiches zu thun, obschon . . . «

»*Eh bien?*«

– »wie ich von allen Sachverständigen, z. B. hier von Herrn Hancke höre, die andere Linie für den Verkehr des platten Landes weit vortheilhafter sein soll.«

»Das sagen Ihnen nur kurzsichtige Leute, General – bei einer Eisenbahn kommt es auf die möglichst directe Linie schon in militärischem Interesse und billigen Bau an. Wir stehen da mit einem famosen Unternehmer in England in Unterhandlung. Aber in der That, hier handelt es sich darum, bewährte Namen wie den Ihren mit an der Spitze des Unternehmens zu sehen. Das giebt Vertrauen und ist für das Allgemeine mehr werth, als wenn Sie hundert Aktien zeichnen. Ueberdies . . . Darf ich Sie einen Augenblick bitten, liebster Landrath . . . « Er wies nach der Fensternische und der Edelmann folgte ihm dahin, während die am Kaffeetisch Zurückgebliebenen sich weiter unterhielten.

Der vornehme Aristokrat sprach lange und eindringlich auf seinen Mann ein und schien es sich besonders angelegen sein zu lassen, ihn für das Unternehmen zu gewinnen. Schließlich kehrte der Landrath mit einer höflichen Verbeugung, welche den fürstlichen Spekulanten nöthigte zu folgen, zu dem Kaffeetisch zurück. »Ich will die Entscheidung, Durchlaucht, ob es zweckmäßig ist, daß der alte Name Möllhoff unter dem Prospekt steht, meinem Vater überlassen, da er doch zunächst auch der seine ist.«

»Der Herr General wird gewiß Nichts dawider haben, wo Ehre und Vorthail so eclatant auf der Hand liegen.«

Der alte Scholz hüstelte hinter der Hand – der General drehte den Kopf nach seiner Seite. »Hast keine Manövers nöthig, Scholze,« sagte er barsch. »Halten zu Gnaden Durchlaucht, aber die von Möllhoff's sind eine bloße Soldatenfamilie und gehören nicht unter die berliner Juden und Jobbers, um den Leuten, die Geld zu viel haben, blauen Dunst vorzumachen. Wir verstehen von Aktien und Börsengeschäften Nichts und d'rum gehört unser Name auch nicht unter die Gesellschaft.«

»Aber bester General – grade der Adel hat doch die Pflicht, die Industrie und die Interessen des Landes zu fördern,« sagte der Fürst, während der Landrath und sein Sohn doch etwas verlegen schienen über die ungenirte Derbheit des alten Soldaten.

»Hat Jeder seine Ansichten darüber Durchlaucht, und will die meinen keineswegs als unbestreitbar darstellen. Halte es auch nicht für unpassend, wenn der Gutsbesitzer für die Ausnutzung seines Grund und Bodens allerlei industrielle Unternehmen fördert oder selber treibt, sobald sie nur mit seiner Aufgabe des Landbaues in Einklang stehen, z. B. Brennerei, Wollwäsche oder Wassernutzung. Hat ihm der liebe Herrgott Kohlen auf sein Revier gelegt, wäre der Edelmann ein Dummkopf, wollt er den Segen verkümmern lassen, statt ihn zum Besten fleißiger Hände auszunutzen. Hat ein Edelmann auch in dieser Beziehung Rechte und Pflichten für Grund und Boden, nicht bloß ihn zu Heu und Korn zu benutzen, so weit eben seine Mittel zu einer solchen andern ehrlichen Benutzung und Förderung seines Wohlstandes ausreichen, denn die Steuern fallen doch zuletzt in Zeiten der Noth hauptsächlich auf den Grundbesitz. Haben dem jungen Herrn da noch eben unsere Bereitwilligkeit für Förderung seiner Fabrikanlagen bewiesen. Die Vermehrung der Verkehrsmittel durch Straußenbauten und Eisenbahnen ist ein heilsames Ding für das ganze Land und kommt diesem zu Gute. Aber ich sollte meinen, dazu ist die Regierung da und wird schon wissen, wo es Noth thut, und daß es ihre Sache ist, Straßen und Wege als Königs- und Landesrecht in der Hand zu behalten, statt sie einer Börsenspekulation in die Hand zu geben. Unsere Kreis- und Provinzialstände werden, wo es fehlt ihre Pflicht thun, auch die Steuern zu Straßen und Eisenbahnen bewilligen, und

der Edelmann wird gewiß nicht zurückbleiben, wo Opfer für das allgemeine Beste nöthig sind. Von der Ueberstürzung mit solchen fremden Börsenspekulationen – wo noch so viel Nöthigeres und Wichtigeres für das Land zu thun ist, da soll der preußische Edelmann die Hand lassen, am Wenigsten aber seinen Namen dazu hergeben, der Gott sei Dank in unserm Vaterlande noch Ansehn und Gewicht hat, – um in's Blaue hinein dennoch die Leute zu einem industriellen Lotteriespiel verlocken zu helfen. Nichts für ungut, Durchlaucht, aber wir haben uns leider schon darin finden müssen, daß der Name des Adels als Objekt des Wechselschwindels figurirt und seinen Credit ruinirt – wir wollen uns wenigstens davor hüten, daß er noch *en gros* gebraucht wird, die Taschen der Juden und Jobber zu füllen. Das ist so meine Meinung, aber es versteht sich, daß mein Sohn thun kann, was er will und mit seiner Stellung nöthig oder vereinbar findet!«

Der Premierlieutenant war aufgestanden, nahm die Hand seines Großvaters und küßte sie. »Ich bin überzeugt, daß mein Vater denkt wie Du, und er ist es gewiß auch von seinem Sohne überzeugt.«

»Sie wissen, Durchlaucht, meine amtliche Stellung legt mir schon bedeutende Rücksichten auf,« sagte einlenkend der Landrath. »Wenn der Fürst, Ihr Oheim, als der bedeutendste Grundbesitzer dieser Gegend –«

»Bah – auf den ist nicht zu rechnen, aber glücklicher Weise sind die Herren in der Kammer nicht alle so penible, und der Titel ›Abgeordneter‹ ist auch nicht ohne Werth. Wollen Sie mich nicht wenigstens in die Stadt begleiten?«

Der Landrath entschuldigte sich mit der erwarteten Ankunft seines jüngeren Sohnes und nach noch kurzem Verweilen schied der vornehme Herr aus dem kleinen Kreise. Kaum war er fort, als sich eine lebhaftere Unterhaltung über das Eisenbahnproject entspann, in der die Hausfrau ihren Gatten zu drängen suchte, sich an dem Unternehmen zu betheiligen und es aller seiner Energie bedurfte, seine Meinung als wohlberechtigten Entschluß aufrecht zu erhalten, bis die jetzt erfolgende Ankunft des jüngsten Sohnes alles Andere vergessen machte. Das sorglose Gesicht, das der junge Dragoner zeigte, der mit großer Freude von seiner Mutter empfangen wurde, ließ auch den Vater und älteren Bruder die unbestimmte Besorgniß vergessen, die beide über den plötzlichen Besuch gehegt hatten. So wurde denn die Flasche alten Ungar, wie der General vorher bestimmt hatte, in aller Gemüthlichkeit geleert, worauf der alte Herr erklärte, seinen gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergang im Garten machen zu wollen, bevor er sich auf eine Stunde zur Ruhe lege, obschon der alte Scholz berichtete, der Wind draußen sei ziemlich stark und drohe für den Abend noch heftiger zu werden. Während der Landrath mit dem Pastor eine Amtsangelegenheit in Schulsachen zu besprechen hatte, nahm der junge Offizier die Gelegenheit wahr, sich an den Vicar anzuschließen. »Ich möchte Sie sprechen,« sagte er – »wann komme ich Ihnen morgen Vormittag am Gelegensten – doch wäre es mir lieb, wenn mein Besuch unter uns bliebe – er betrifft eine private Angelegenheit, und ich möchte nicht, daß mein Vater oder Bruder davon erfahren. Wann treffe ich Sie?«

»Ich bin für den Sohn meines Herrn Patrons zu jeder Stunde bereit – Sie kennen ja von früher die hintere Gartenthür der Vicarie – ich pflege nach der Messe bis 9 Uhr in dem Garten spazieren zu gehen, um mich für den Unterricht oder die nächste Predigt vorzubereiten.«

»Gut, ich werde von Ihrer Güte Gebrauch machen, auf Wiedersehen also – ich sehe, daß Herr Hancke dort sich eben verabschiedet und Conradine verlassen hat. Verzeihen Sie, daß auch ich es thue, denn ich habe mit meiner Schwester nothwendig zu reden.«

Der junge Geistliche hatte ihm die Hand gereicht. »Die gnädige Gräfin Ihre Frau Mutter scheint die Bewerbung des Herrn Hancke um das gnädige Fräulein nicht gern zu sehen,« sagte er boshaft.

Der junge Offizier sah ihn ganz erstaunt an – der Gedanke, daß der junge Fabrikant überhaupt eine solche Absicht haben könne, war ihm sehr überraschend und neu. »Ich glaube, da irren Sie sich ganz und gar, Herr Vicar, – die Conradine ist viel zu gescheut und – eine von Möllhoff. Doch besser ist besser, ich danke Ihnen.« Er fand jedoch für gut, jetzt etwas rascher seiner Schwester entgegen zu gehen und ihren Arm durch den seinen zu ziehen.

Dennoch hatten die beiden jungen Leute Zeit genug gehabt, einige Worte unbemerkt zu wechseln, die, wenn sie ein Anderer gehört hätte, den Verdacht des Geistlichen wohl bestätigt haben würden.

»Ich muß Sie noch diesen Abend sprechen, Conradine,« hatte der Fabrikant ihr leise gesagt, – »aber allein, es hängt mit der Ankunft Ihres Bruders zusammen.«

»Sie erschrecken mich, Ernst – es wird kaum angehn, da Conrad und Victor hier sind – ich werde nicht abkommen können, Sie im Garten zu treffen. – Ist es etwas Dringendes, so schreiben Sie mir doch – Lenchen ist treu und zuverlässig.«

»Ich glaube, sie hat jetzt mit sich selbst zu thun, das Mädchen kommt mir seit Kurzem ganz verändert vor, sie muß krank sein, oder einen geheimen Kummer haben. Aber ich muß Sie sprechen, vielleicht daß wir Ihrem Herrn Vater und Großvater damit einen schlimmen Verdruß ersparen.«

»Dann komme ich gewiß – erwarten Sie mich nach elf Uhr. Da kommt mein Bruder auf uns zu. Wissen Sie – ich traue dem Vicar nicht, er sieht uns immer so beobachtend an.«

»Nun der Jesuit steckt in jedem Pfaffen. – Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein und entschuldigen Sie mich bei dem Herrn Landrath, daß ich mich ihm nicht noch besonders empfohlen, aber es drängt mich, meinem Vater die erwünschte Nachricht wegen des Mühlbachs zu bringen. Auf Wiedersehen, Herr von Möllhoff – auf Wiedersehen Victor!«

Er küßte ceremoniös der Landrätthin und ihrer Tochter die Hand und entfernte sich; das »Adieu« des jüngern Möllhoff war ziemlich kalt. Er hielt den Arm seiner Schwester unter dem seinen. »Ich muß mit Dir reden, Dina! – Der junge Hancke kommt wohl oft zu Besuch?«

»Du weißt ja, daß er ein Spielgenosse und Jugendfreund Victors ist. Er ist erst von seiner großen Reise nach den rheinischen Fabriken und Frankreich zurückgekehrt und will nach deren Muster hier ein großes Etablissement anlegen.«

»Das weiß der Henker – *Geld* hat das Gesindel immer zu seinen Spekulationen. Habe übrigens nicht die Ehre seiner näheren Bekanntschaft. – Die Erziehung im Kadettenhause hat mich zum Glück von vorn herein von den Bauern- und Bürgerjungen salvirt und in anständiger Gesellschaft gehalten. Ich wünschte übrigens, der Papa nähme sich ein Beispiel an seinen Hanckes und spekulierte auch. Ist es wahr, wie mir die Mutter im Fluge erzählte, daß er verweigert hat, sich bei dem Eisenbahnunternehmen des Fürsten X. zu betheiligen?«

»Ich denke, Du kennst die Grundsätze des Vaters, und Großvater sprach sich sehr energisch, fast unartig, gegen den Fürsten aus. Er erklärte ihm rund heraus, daß er es nicht für passend halte, daß sich alte adelige Namen zu den Börsenspekulationen hergäben.«

»Bah – das versteht er nicht, er hat noch die alten verbohrtten Ansichten über den sogenannten Reiteradel – die Franzosen sind uns darin weit voraus und selbst in Oesterreich, wo der hohe Adel doch exclusiv genug ist, findet man einen Baron von Sina oder die Heirath mit einer reichen Tänzerin, die ihr Diplom in ihren Fußspitzen trägt, ganz in der Ordnung. Heutzutage ist Geld die Parole und aller alte Adel hat keinen Zweck, wenn er einen armen Schlucker ziert wie unsereins.«

Sie hatte ihre Hand aus seinem Arm gezogen und sah ihn erstaunt an. »Conrad wie kommst Du mir vor – was ist mit Dir vorgegangen, seit Du das letzte Mal hier warst? Ich bitte Dich, um Himmelswillen laß den Vater und die Mama nicht solche Ansichten hören.«

»Bah – ich bin kein Narr, obschon die Mama neben ihrem Dünkel auf die gräfliche Abstammung doch die Vernünftigste ist und baares Geld oder gute Aktien sehr wohl zu würdigen versteht. Was mit mir vorgegangen? – Nichts ist mit mir vorgegangen, als daß ich endlich klug geworden bin und das Reelle mehr schätze, als abgestorbenen Klunker. Mit einem Pergament bezahlt man nicht Austern und Champagner und mit alten Vorurtheilen kauft man kein Vollblut. Selbst in der Armee fängt man an klüger zu denken und Handel zu treiben. Ich wünschte, ich hätte Victors ›Pluto‹, keinen Augenblick wollte ich mich bedenken, ihn loszuschlagen. Doch – weshalb ich mit Dir sprechen wollte. Hat der Alte Geld?«

»Geld – wer?«

»Nun der Großvater. Du bist ja seine und des Vaters kleine Kassirerin, da sie gemeinschaftliche Kasse führen!«

»Also doch!«

»Was?«

»Der alte Scholz hatte also Recht – Als sie vorhin frugen, was Dich hierher führe, meinte der Alte, Du kennst ja seine schroffe Weise: Geld!«

»Den Teufel auch, – er könnte sich doch irren – der alte Narr! Aber freilich brauche ich Geld – Dina, das Messer steht mir an der Kehle, – ich muß 4000 Thaler haben binnen vier Tagen, oder – ich muß den Abschied nehmen und . . . «

»Barmherziger Gott – wo soll der Vater in diesem Augenblick die Viertausend hernehmen?«

»Nun – die Scheunen – hat er nicht die Ernte verkauft?«

»Noch nicht – alle Scheunen sind noch voll – er wartet eben auf bessere Preise, die in den nächsten Tagen in Folge der Lieferungen sich heben müssen, Du weißt, daß er den Ertrag dieser Ernte bestimmt hat, die schon lange baufälligen Scheunen und den Kuhstall massiv bauen zu lassen!«

»Verflucht – der Bau muß warten – er muß bei einem Juden Geld auf die Ernte nehmen oder – auf das Gut!«

»Conrad!«

»Es muß sein – oder sein Sohn ist verloren!«

»Aber um Gotteswillen – wie kommst Du zu dieser großen Schuld? Der Vater sagte doch noch heute, daß er Dir den Zuschuß für das nächste Vierteljahr schon in Berlin geben!«

»Dummheiten – als ob ein Cavalier in Berlin mit lumpigen sechshundert Thalern Zuschuß auskommen kann, und das ist Alles, was der Vater mir giebt.«

»Du weißt, Conrad, daß wir keine reiche Familie sind und strenge Sparsamkeit nöthig ist, um das Gut zu erhalten, auf dem noch aus den Befreiungskriegen her schwere Hypotheken lasten. Der Vater hätte gewiß sonst längst manche sehr vortheilhafte Verbesserung und Anlage

ausgeführt. Hätte er nicht das Gehalt als Landrath und die Unterstützung des Großvaters mit dessen Pension, da weißt Du wohl, könntet Ihr beide nicht bei der Cavallerie dienen, und die Mutter . . . nun – auch die Mutter müßte manche Bequemlichkeit entbehren . . . «

»Sage lieber, müßte die alljährliche Badereise und manche andere luxuriöse Ausgabe lassen, die sich kaum für ihr Alter und diesen Landwinkel schickt!« meinte der engherzige Egoist!

»Conrad!« –

»Es hilft Alles nichts – Noth bricht Eisen! – So muß Victor helfen, obschon ich nur ungern mit ihm rede! Er denkt beinahe so engherzig, als der Vater und Großvater, – aber er ist Offizier und wird sich in meine Lage versetzen. Ich sage Dir Dina – es steht Alles auf dem Spiel. Er besitzt ein Kapital von seiner verstorbenen Mutter her, ich weiß es! Deshalb hat er gut renommiren daß er mit seiner Gage auskommen kann, ohnehin in dem Judennest an der polnischen Gränze!«

»So weißt Du wirklich nicht,« rief fast schluchzend das Mädchen, »daß Victor schon vor zwei Jahren das Erbtheil seiner Mutter, die zehntausend Thaler dem Vater auf das Gut gegeben hat, als die letzte Hypothek gekündigt und eine andere nach dem Hagelschlag und den großen Ueberschwemmungen der Oder selbst mit Opfern nicht zu beschaffen war, weil die Güter ohnehin im Werthe gefallen sind!«

»Sie werden auch wieder steigen! Die verfluchten Juden ruiniren den Grundadel, und doch sind sie die einzige Hilfe. Verdammt – so wäre auch auf dieser Seite Nichts zu hoffen. Wie viel hat der Großvater in Kasse – sage die Wahrheit, – hier helfen keine Flausen . . . denn . . . « es wurde ihm noch immer schwer, die rechte Wahrheit zu sagen.

»Noch nicht volle tausend Thaler!«

»Das würde vielleicht reichen, wenigstens den schlimmsten aus der Welt zu schaffen – für das Andere, für Zweitausend muß der Vater sorgen, wenn sie nicht wollen – fange hier kein Geheul an, Dina, Du warst sonst immer ein vernünftiges Mädchen und meine Vertraute!«

»Aber wie war es möglich, Conrad – eine solche Summe« sagte das Fräulein, das sich mit Gewalt zu beherrschen suchte.

»Das verstehst Du nicht, wenn ich Dir's auch sagen wollte. Gewiß ist in der Kreiskasse Geld genug!«

»Conrad!« in dem Tone der Schwester, in welchem sie diesmal rief, spiegelte sich wirklich Entsetzen.

»Du bist nicht in meiner Lage! – ich meinte natürlich nur, die Kreise haben ja jetzt Sparkassen, aus denen man entlehnen kann!«

Sie hatte sich gefaßt. »Ich glaube wirklich es wird das Beste sein, daß wir mit Victor reden, er ist unser Bruder und jedenfalls zum Rathen verpflichtet, ehe wir dem armen Vater den Kummer machen. Großvater leiht gewiß auf meine Bitte das Geld – wenn auch Dir nicht – so mir, ich weiß, er spart es zu meiner Aussteuer, wenn einmal . . . «

Die Landrätthin kam mit dem Greise und dem Premier-Lieutenant den Gang herauf. »Nun wo bleibt Ihr, Kinder, ich dünke Dina, Du hättest jetzt den Bruder lange genug in Beschlag genommen. Es ist Zeit, daß er auch mir von den berlinern Circeln, den neuen Moden, und was die Krönung für Festlichkeiten in der Residenz bringen wird, erzählt. Wenn Dein Vater

nicht so gar penible wäre, könnten wir im Winter recht gut vier oder sechs Wochen in Berlin zubringen. Ohnehin wird sich dort jetzt Alles sammeln, was auf Rang und Bedeutung Anspruch hat.«

Der Lieutenant kannte seine Mama wohl zur Genüge, wenn sie auf dieses Thema kam. Er nahm daher seinen Bruder am Arm und ging mit ihm den Gang entlang, während die Damen mit dem General später in's Haus zurückkehrten.

Dies Haus – das nach schlesischer Sitte die Gutsangehörigen mit dem stolzen Namen das Schloß bezeichneten, war ein noch aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Gebäude, meist von Holz, wie auch die den Gutshof umgebenden Scheunen und Ställe. Die Familie hatte das Gut bald nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen für geleistete treue Dienste in den schlesischen Kriegen vom König als Geschenk und Ersatz für andere schwere Verluste erhalten, es ist indeß bekannt genug, daß der königliche Philosoph von Sanssouci selbst bei seinen Geschenken ziemlich karg zu Werke ging und die meisten seiner Anhänger sich mit dem Ruhm, ihm zu dienen begnügen mußten. Kurz die Möllhoff's, – obschon von gutem Adel, der sich aus dem dreißigjährigen Kriege datirte und als Ahnherr einen Reiterführer des General Grafen Ulrich Schaffgotsch bezeichnete, mit dem er wegen seines Festhaltens am protestantischen Glauben in Gefahr war unter den Intriguen der Jesuiten sein Loos zu theilen – hatten niemals zu dem reichen Adel gehört oder in der Diplomatie gedient, sondern stets sich begnügt, mit ihren Söhnen in der Armee ihren Rang zu behaupten und als bloße Landedelleute die Achtung ihrer Umgebung zu genießen. Wir haben neben Herzögen, Fürsten und Grafen solchen Reiteradels noch gar viele Familien in Schlesien und er ist wahrhaftig nicht der werthloseste Schmuck der schönen Provinz, das wissen die Hohenzollern sehr wohl und schätzen ihn hoch.

Das Gespräch zwischen den beiden Brüdern hatte wohl eine Stunde gedauert und als sie in der Dämmerung in das Familienzimmer zurückkehrten, wo die Mitglieder den Abend gemeinsam zu verbringen pflegten, beobachtete das Auge des jungen Mädchens nicht ohne Besorgniß die ernstesten Falten auf der Stirn des Premierlieutenants, der gleich nach dem Gespräch mit dem Bruder nach seinem Zimmer gegangen war, und jetzt einen Brief in der Hand in den Familienkreis zurückkehrte.

»Du hast wohl nichts dagegen, Vater,« sagte er, daß ich durch Scholz einen der Knechte mit dem alten Braunen zur Stadt sende, um dort eine Depesche abzugeben. Ich möchte den ›Pluto‹ nicht unnütz strapaziren, damit ihn Graf Gaschin munter und frisch findet, wenn er ihn abholen läßt.«

Der Landrath wandte erstaunt das Gesicht nach ihm, selbst der Blinde kehrte sich um. »Blücher und Ziethen,« sagte er – »was fällt Dir plötzlich ein, Victor? Noch heute Mittag dachtest Du nicht daran, den ›Pluto‹ zu verkaufen, weil es das beste Campagne-Pferd sei und obschon ich ihn nicht mehr selbst prüfen kann, ich doch weiß, daß er Dir ans Herz gewachsen ist, wie nur dem Cavallerist sein Pferd sein kann.«

»Du weißt, Großvater, daß ich noch den Fuchs habe – der ›Pluto‹ ist in der That etwas zu wild für ein Dienstpferd und es kostet Mühe, ihn im Zuge zu halten. Ich will ein jüngeres einstellen.«

»Papperlapapp« sagte der alte General – »für einen Husaren kann ein Pferd niemals wild genug sein. Ein Husar hält auf sein Pferd wie der Araber auf sein Roß und der ›Pluto‹ kann noch nicht zu alt sein.«

»Sechs Jahre!«

»Siehst Du wohl – er stammt von der Stute, die ich Dir schenkte, als Du 1848 eintratest – damals, als Du den polnischen Halunken zusammenhiebst, der gegen Ehr und Gewissen Lenens Vetter erschoss. – Du erinnerst Dich doch, Scholze?«

»Gewiß Herr General – es war ein Bubenstück, der verfluchte Polak hat mit Recht seinen Lohn erhalten und ich hatte seitdem den Herrn Premier-Lieutenant noch einmal so lieb dafür!«

Das edle männliche Gesicht des Offiziers war bei der Erwähnung des Vorfalls etwas bleich geworden. »Mag sein, daß die rasche That Dir und dem Großvater zusagt – ist jedoch leider von Anderen – anders beurtheilt worden und hat mir schon manchen Schmerz bereitet.« – Er gedachte seines letzten Gesprächs mit der schönen Polin. – »Ich hatte neulich noch das Unglück, die Gräfin Czatanowska mit ›Pluto‹ zu erschrecken, weil er gar zu unbändig sich geberdete, obschon sie doch selbst eine furchtlose Reiterin ist – schon damals entschloß ich mich, das schwarze Pferd zu verkaufen.«

»Das war bei dem Pascherzug, von dem Du mir schriebst,« frug Conradine, »wo das junge Kosackenmädchen erschossen wurde?«

Er begnügte sich, in tiefen Gedanken mit dem Kopf zu nicken. Endlich hob er das Auge. »Kennst Du die – einige polnische Melodien Conradine?«

Sie stand sofort auf, ging an das Clavier, und schlug die oginski'sche Polonaise an, die sie dann in das Nationallied übergehen ließ.

»Ich fürchte,« sagte der Landrath, – »es wird noch viel Unheil dort geben. Ihr an der Gränze werdet über kurz oder lang damit zu thun haben – es ist und bleibt eine unruhige Raçe. Wenn es bei uns nur still bleibt – wir haben der Polenprocesse nun grade genug gehabt.«

»Das kommt von der fortwährenden Begnadigung,« meinte der General. »Nun ich hoffe, unser jetziger Allergnädigster würde nicht mit sich spielen lassen. Ist das nicht die *Lene*, die da eingetreten ist?«

»Zu Befehl Herr General. Nun, was willst Du schon wieder, Mädels – weißt Du noch nicht, daß es sich nicht schickt, ungerufen zur Herrschaft zu kommen? Ihr müßt nicht Alles hören drunten in der Küche, was wir hier verhandeln!«

Das Ohr des Blinden hatte richtig gehört, es war der leichte Gang des hübschen Stubenmädchens, einer Enkelin des Alten, die eingetreten und jetzt roth und verlegen stammelte, sie habe nur fragen wollen, ob sie schon den Thee bringen solle. Dabei aber machte sie sich immer in der Nähe des jungen Offiziers zu thun, und wäre der Kaplan noch zugegen gewesen, er würde sicher bemerkt haben, daß sie mehr als einmal seinem Auge zu begegnen suchte, und – wenn er sich gleichgültig abwandte, ein schwerer Seufzer ihren Busen schwellte.

»Du bist ein alter Grobian, Scholz, vertheidigte sie gutmüthig der General, der seines Faktotums Enkelkind sehr gern in seiner rauhen Weise leiden mochte. »Ich weiß in der That nicht, warum Du immer mit dem Mädchen schiltst. Lene ist ohnedem so verschüchert und still, während sie sonst trillerte und sprang, wie eine Wachtel im Stoppel. Halt Dein Maul, Junge und hol mir den Rum!« Das ›Junge‹ galt wirklich dem alten Scholz, den der General in guter Laune immer noch so zu betrachten pflegte, wie damals, als er als Reitknecht mit 15 Jahren bei ihm in Dienst getreten war und den Krieg mitgemacht hatte. Der Alte warf dem Mädchen einen ärgerlichen Blick zu, ging aber gehorsam, die Rumflasche und eine andere Pfeife zu holen.

»Es ist in der That wahr, der General hat Recht,« sagte die Landrätthin, – »Du mußt krank sein – so still und verdrossen bist Du jetzt. Der Sanitätsrath, wenn er das nächste Mal herauskommt, soll Dich einmal in die Kur nehmen!«

Das Mädchen hob bittend die Hände. »O, gnädige Frau – nur das nicht – glauben Sie mir, ich bin nicht krank. Ich – ich – fürchte mich vor dem Doktor!« Ihr Auge suchte wie Beistand heischend den Offizier. Das Mädchen war nicht groß und schlank, aber von jener Rundung und Fülle, die Männer oft am meisten reizt. Ihr Gesicht mit den vielen Sommersprossen war freilich nicht hübsch, trug aber den Ausdruck großer Herzensgüte und die blauen Augen boten mehr Sentimentalität, als in ihrem Stande gewöhnlich zu finden. Nur Kinn und Stirn zeigten auffallend entschlossene Form.

»Du bist und bleibst eine Gans,« meinte die Landrätthin. »Im Ganzen, was kümmerts auch mich, ob Du krank oder nicht, wenn Du wirklich krank wirst, ist leicht ein Ersatz zu finden. An Dienstboten fehlt es Gott sei Dank nicht!«

Der General hatte eine scharfe Entgegnung für diese Lieblosigkeit auf der Zunge, aber das Fräulein kam ihr zuvor. »Ich habe Dir gesagt, Mama, daß Lenchen nicht krank ist. Ich muß das am Besten wissen, da sie ja stets um mich ist. Ich werde Dir schellen, Kind, wenn Du den Thee bringen kannst. Ich denke, die Herren werden ihn heute zeitig nehmen, das Wetter wird draußen immer rauher.«

Der Wind rüttelte in der That an den Fensterläden und der alte General faßte wiederholt an seine Beine. »Die verfluchte Gicht,« brummte er, »ich fühl es jedesmal, wenn das Wetter umschlägt.«

»Halten zu Gnaden,« brummte Scholz, »sollten halt lieber nicht so viel Rum und Cognac im Thee trinken.«

»Du bist ein Narr mit Deinem Predigen, – nimmst selber Deinen Schluck, und weißt sehr wohl, daß ich nicht zu viel thue, aber das labbrige Theezeug wäre sonst nicht zu genießen; wirst mich schließlich mit Camillen füttern. Geh hinaus auf meine Stube, und sieh nach dem Feuer – ich werde mich heute zeitig zur Ruhe begeben und will bis dahin mit der Familie reden.«

»Als ob ich nicht auch mit dazu gehörte!« knurrte der alte Diener, »Herr General erzählen mir's nachher doch wieder!«

»Marsch!«

Scholz machte Kehrt bei diesem Befehl, dem er in dem Tone nie zu widersprechen wagte, und verließ das Zimmer.

»Kinder,« sagte der alte Herr, der bei seiner Blindheit ein scharfer Beobachter war, »was gab's heute Nachmittag im Garten für Heimlichkeiten zwischen Euch Dreien – hab's wohl gemerkt, wenn ich auch Nichts davon hören sollte! Heraus mit der Sprache?« Das Fräulein parirte die Frage, die so ohne Vorbereitung gefährlich wurde.

»Sollst es schon hören, Großvater, wenn's so weit ist. Ich habe einen Wunsch, den ich erst mit den Brüdern besprechen wollte. Du versprichst mir ihn zu erfüllen?«

»Schmeichelkatze!« weißt schon, wenn's irgend angeht!«

Der Dragoner athmete nun auf; – Conradine schien alle Liebenswürdigkeiten aufzubieten, das Gespräch nicht wieder in's Stocken kommen zu lassen, und sang dem Vater und Großvater unaufgefordert ihre Lieblingslieder, bis der alte Herr erklärte, er wolle zu Bett, denn der Rheumatismus zwicke ihn bei dem Winde immer mehr.

»Ich begreife auch nicht,« sagte die Landrätthin, auch ihrerseits das Licht nehmend, »warum Sie nicht diesen Sommer nach Wiesbaden oder Teplitz gegangen sind, Papa!«

»Ha meinen Sie! Soll ich etwa mein gutes Geld noch aus dem Lande tragen? Wenn ich in's Bad müßte – wofür hätten wir denn in Schlesien unser schönes Warmbrunn, das eben so gut hilft?«

»Aber, General – es ist doch nicht mehr fashionable, – seit der Hof nur noch an den Rhein geht!«

»Schnickschnack,« murrte der Alte heftig. »Halte überhaupt die meisten Badereisen für bloße Komödie und die Spielbäder für puren Unfug. Ich lobe mir unser ehrliches Warmbrunn, da hätte sicher kein übergeschnappter Deutschthümler auf unsern König und Herrn zu schießen gewagt – das Volk hätte ihn in Stücke zerrissen. Darauf kenne ich meine Schlesier. Mein alter Feldmarschall Ziethen hat verständig gethan, sich dort sein Grab auszusuchen, und ist ein so hübsches Stück von unsers lieben Herrgotts Erde, als nur eines sein kann, ist so recht geschaffen für alte Soldaten, und wenn der alte Wrangel nicht etwa Pulverdampf wittert, geht er im nächsten Winter auch hin – dafür ist er ein guter Preuße. Heda, Jungens, riecht's in Berlin noch immer nicht nach Pulver? Wär in der That einmal Zeit und ich wollt', ich könnte mitreiten!«

»Die Verhältnisse mit Dänemark und Hessen verbittern sich allerdings immer mehr,« bemerkte der Premier, »doch zunächst werden wir wohl wegen der polnischen Unruhen nach jener Seite Frieden behalten. – Aus Frankreich soll die Unzufriedenheit sehr geschürt werden!«

»Kreuz Sacrament – unser königlicher Herr hält sicher zu seinem Neffen, wie's nicht mehr als billig ist! Hoffte schon vor zwei Jahren, wir könnten mit den Rothhosen anbinden und wär auch sicher dahingekommen, wenn der Schlaukopf Napoleon nicht mit dem Frieden von Villafranca dazwischen gekommen wäre. Schuldet uns Dank genug, Oesterreich, aber – Dank vom Hause Habsburg ist schwerlich zu hoffen und die nichtsnutzigen Holters werden uns sicher zuvorkommen, wenn's gilt Ordnung zu halten im alten Rheinbund oder an der Eider traue den Diplomaten nicht, der Metternich stirbt nicht aus, und haben uns schon in Olmütz gezeigt, was wir zu erwarten haben. Thut mir doch leid Victor, daß Du den ›Pluto‹ verkauft hast.«

»Das ist nun nicht mehr zu ändern, Großvater! Darf ich Dich nach Deiner Stube führen, oder muß ich den Scholz rufen?«

»Danke Dir mein Junge – da ist er schon. Ist noch immer auf seinem Posten und wird es hoffentlich bleiben, bis sein alter Herr ihm dahin vorangegangen ist, wo wir keine helfende und führende Hand mehr brauchen, wenn wir hier unten nicht allzubind gegen die höchste Hand gewesen sind, die so oft aus den Wolken zu uns armen Erden-Würmern niederreicht. Gutenacht mitsammt, und geruhsamen Schlaf. Hast auch nicht verlernt, Dein Nachtgebet zu sprechen, Conrad? Die Jugend ist jetzt schlimm darin und hält das für alten Zopf, – denk aber nicht so und empfehle mich Gott meinem Herrn jeden Abend, ehe ich meinen alten Kopf auf das Kissen lege!«

Auch der Landrath hatte sich erhoben. »So wollen wir's zusammen thun, Vater,« sagte er ernst, »und Gott danken, daß er uns Alle hier unter dem Dach unserer Väter gesund und ohne allzugroße Schuld zusammengeführt hat. Nimm die Hausbibel, Dina und lies uns ein Kapitel, ehe wir schlafen gehen. Du weißt, ich liebe es, daß man sie aufschlägt ohne zu suchen!«

Das Fräulein hatte die alte Postille von dem Schrank genommen, wo sie zum Aerger der Landrätthin bewahrt werden mußte, und sie am Tische aufgeschlagen, fuhr aber unwillkürlich zusammen, als sie sah, welche Stelle der Zufall sie hatte finden lassen. Sicher hätte sie eine andere gewählt, wenn das Auge des Vaters nicht auf ihr geruht hätte . . .

»Nun – was ist's?«

»Das Evangelium Lucas 15.«

»Vom verlorren Sohn!« murmelte Scholz, der sehr bibelfest war, obschon er seine Enkeltochter, aus einer gemischten Ehe stammend, nach dem Willen ihres Vaters zu seinem großen Verdruß hatte katholisch erziehen lassen müssen, doch wagte er nur selten darüber eine Bemerkung, da der Landrath selbst eine solche Ehe mit seiner zweiten Gattin geschlossen hatte und wenigstens in dieser Richtung seine Enkeltochter unter dem Schutz der Landrätthin stand. Es waren in jener Zeit, selbst nach dem Kirchenstreit unter Friedrich Wilhelm III. mit dem Erzbischof Droste Vischering die religiösen Verhältnisse in Schlesien bisher überaus glückliche gewesen und eine schroffe Haltung weder von der einen noch von der andren Kirche provocirt, so daß die gemischten Ehen grade in dieser Provinz keinen Anstoß gaben und bei fast gleicher Zahlenstärke der beiden Confessionen sehr häufig zu finden waren, so daß man fast in jedem Dorfe Kirchen beider Bekenntnisse antrifft.

Die zufällige Wahl des Kapitels blieb doch nicht unbeachtet, und das Auge der Schwester wandte sich einen Moment lang, aber auch nur einen solchen auf das leicht geröthete Gesicht des Bruders, dann las sie ohne Stocken von Anfang bis zu Ende, und mit dem Amen des Landraths ging die Familie auseinander, ihre Schlafzimmer aufzusuchen.

Das Haus oder Schloß hatte der Stuben genug, so daß auch die beiden Brüder nicht eine solche zu theilen brauchten. Der General mit seiner Enkelin wohnte auf der einen Seite des Hauses im Parterre, über ihm hatte der jüngere Sohn sein Schlafzimmer, während der jetzige Gutsherr auf der anderen seine Wohnung hatte, von wo aus er die Wirthschaftsgebäude bequem überwachen konnte. Hier auch, über den Eltern nahm der Premierlieutenant sein Quartier, wenn er zum Besuch auf dem Gute war. Das Gesinde schlief in einem angebauten kleinen Flügel, nur Lenchen hatte ihre Kammer in der Nähe des Fräuleins. Der Garten umgab diesen Theil des Hauses.

Es mochte gegen Mitternacht sein, und obschon die Familie lange zusammengesessen, schienen doch Alles in tiefer Ruhe zu liegen, nur aus dem Fenster des Schlafzimmers des Dragonerlieutenants drang durch das Rouleaux noch Lichtschein, er mochte wohl von Berlin nicht gewohnt sein, so zeitig zu schlafen und lesen, oder über seine Fatalitäten, wie er es nannte, nachdenken, und aus dem in der vorderen Ecke des Hauses belegenen Zimmer des alten Generals leuchtete der sehr matte Schein des Lämpchens, das Scholz für die Nacht dort brennen ließ. Bloss der Wind heulte durch die bereits sich entlaubenden Bäume des Gartens und drehte kreischend die rostigen Wetterfahnen auf den alten Giebeln oder fuhr über zum Theil selbst noch mit Schoben bedeckte Dächer der Wirthschaftsgebäude.

Dennoch war es keineswegs so still und einsam in und um das Herrenhaus, als es den Anschein hatte. In dem kleinen Gartenhause, das – wenn auch sonst offen – Schutz gegen den Wind gewährte, saßen zwei Personen Hand in Hand – es waren der junge Fabrikant und das Edelfräulein.

»Ich danke Ihnen, Conradine, daß Sie gekommen sind. Sie wissen, wie selten ich das Glück haben kann, und es war doch nothwendig Sie zu sprechen im Interesse Ihres Bruders.«

»Ich danke Ihnen, Ernst, für die Mittheilung, ich hatte keine Ahnung, daß auch Sie von der Verlegenheit Conrads gehört, in die er mich erst heute eingeweiht hat.«

»Auch, daß seine Ehre – die Ehre Ihres alten und unbefleckten Namens durch seinen Leichtsinns gefährdet worden?«

Das Mädchen schrak zusammen. »Wie wäre das möglich? Es wäre entsetzlich für den armen Vater! Ich verstehe zu wenig von Wechseln, um darüber urtheilen zu können!«

»Nur, wenn Sie mir versprechen, meinen Rath und – Beistand anzunehmen. Sie wissen, wie ehrlich und treu ich an Ihnen hänge, und wie sehr ich Ihren Vater und Ihren Großvater hochschätze. Hat Ihnen Ihr Bruder gesagt, daß die von ihm ausgestellten Wechsel in die Hände seines Regimentscommandeurs zu fallen drohen?«

»So sagte er, und daß ihm deshalb alles Mögliche daran liegen muß, sie vorher einzulösen!«

»Auch weshalb?«

»Er müßte dann den Abschied nehmen!«

»Die Gefahr liegt leider noch tiefer und nach dem, was Sie mir eben gesagt, daß Victor seinen ›Pluto‹ verkaufen wird, muß ich glauben, daß Conrad wenigstens diesem eine Andeutung der wahren Sachlage gegeben hat.«

»Sprechen Sie – ich beschwöre Sie, Freund – also darum war Victor so finster und trübe gestimmt?«

»Durch Zufall,« erzählte der Fabrikant – »hat ein mir genau befreundeter Geschäftsmann erfahren, daß einer der angedrohten alten Wechsel – nicht richtig, mit unrichtiger Charge ausgestellt war. Er weiß, welchen Antheil ich an Ihrer Familie nehme und sendet mir deshalb die Warnung.«

»O mein Gott! was thun?«

»Das Papier muß unter allen Umständen von Conrad eingelöst werden. Hier – in diesem Couvert sind 2000 Thlr., – sie sind mein Eigenthum, meine Ersparnisse auf der Reise in England und Frankreich – Sie müssen sie annehmen und Conrad oder besser noch Victor geben, als kämen sie von Ihnen!«

»Geld, Ernst! Nimmermehr!«

»Diese Weigerung wäre Thorheit. Ich will damit nur Ihrem würdigen Vater Kummer und Schaden ersparen und es darf nicht aussehen, als wolle ich mir mit der kleinen Gefälligkeit ein Anrecht auf die große Bitte erwerben, die ich später an Ihre Familie zu richten habe, die Bitte um die Hand Derer, deren Herz ich ja doch besitze. Wollen Sie zögern, wo ich so hundertfach größeres Anrecht zu fordern im Begriff bin?«

Sie reichte ihm die Hand. »Nein, Ernst – Sie haben Recht – es wäre ein kleinliches Bedenken, wie ich Sie kenne. Das Geld soll morgen schon in Victors Händen sein, und ihm werde ich sagen, von wem es kommt! Doch nun muß ich gehen, ein Zufall könnte unsere Zusammenkunft verrathen – ich glaube, so eben ist der Knecht zurückgekommen, den Victor in die Stadt geschickt hatte. Conrad hat noch immer Licht in seinem Zimmer!« – Sie hatte sich erhoben und war aus der Laube getreten, nach der Hinterthür zu gehen, durch die sie sich in den Garten geschlichen hatte – er folgte ihr bis zum Ausgang, blieb aber plötzlich stehn und hielt ihren Arm fest. – »Bleiben Sie – guter Gott – diese Helle ist unnatürlich – was ist das – ein lauter Schrei! – es ist *Feuer* – Feuer in Conrads Stube! Es brennt im Hause!«

Dem schwachen Ruf, der zu ihnen gedrungen, antwortete der schrille Aufschrei des Edelfräuleins,« die erschrocken in die Knie gesunken war – der junge Mann, schnell besonnen,

riß sie empor und schob sie nach der Thür zu: »Schnell in's Haus – es darf Niemand sehen, woher Sie kamen, und dann wecken Sie Ihr Mädchen und machen Lärmen – ich allarmire im Dorfe und hole die Spritzen!«

Sie flog davon zum Hause hin, während er sich nach der anderen Seite wandte, erst zögernd, ob er nicht auf alle Gefahr hin die Schläfer im Hause wenigstens wecken sollte – aber schon wurde es bei den Wirthschaftsgebäuden laut; der Knecht, der von der Station zurückgekommen und das Pferd gefüttert hatte, ehe er sich zur Ruhe begab, war aus dem Stall getreten und hatte gleichfalls die Helle bemerkt und nach dem Wächter gerufen – in wenigen Augenblicken scholl der Ruf »Feuer! Feuer!«

Er sah noch, wie der junge Offizier das Fenster aufriß und in diesem fast unbekleidet erschien – er kannte also wenigstens die dringende Gefahr, denn mit dem Oeffnen des Fensters schlug die helle Lohe dort heraus und am Giebel entlang, der Heerd des Feuers mußte also in Conrads Stube oder wenigstens in ihrer Nähe sein. Er flog nach dem Dorf, um dort zu wecken und Helfer herbeizuholen.

Was nützte hier Hilfe, – bei solchem Wind! Nur das Herrenhaus selbst war mit Ziegeln gedeckt, nicht einmal der Nebenflügel, wo die Dienstleute wohnten. Und nun erst die Ställe, die Scheunen – im Rückwärtsschauen sah er bereits aus dem geöffneten Fenster die Flammen an den Jalousien aus trockenem Fichtenholz, und dann an dem Fachwerk der Giebelwand emporzüngeln.

»Feuer! Feuer!«

Es ist ein schrecklicher Ruf, wenn er des Nachts ertönt und aus dem ersten Schlaf empor-schreckt. Halbwegs zum Dorf kamen ihm schon Leute entgegen, er sandte den Einen zurück nach der Dorfspritze und zur Papiermühle seines Vaters und den Fabrikgebäuden, wo seine Umsicht und Energie bereits unter den Arbeitern eine kleine Feuerwehr eingerichtet hatte, diese hierher zu beordern; – dann eilte er selbst wieder dem Herrenhause zu, um sich zu überzeugen, daß wenigstens kein Menschenleben gefährdet sei.

Das Edelfräulein war mehr in's Haus zurückgeflogen, als gelaufen, – sie hatte glücklich und unbemerkt ihr Zimmer erreicht, ließ nur den Mantel fallen, in den sie sich bei dem nächtlichen Gange gehüllt hatte und eilte zu der benachbarten Kammer, das Mädchen zu rufen und in die anderen Theile des Hauses zu senden – aber die Kammer, sie konnte es deutlich sehen, und dann an dem unaufgedeckten Bett fühlen – war leer!

»Magdalene! Lenchen!«

Jetzt überwog der Gedanke an die Gefahr des blinden Greises alles Andere und sie stürzte auf dessen Zimmer zu: »Scholze! erwach – es brennt im Hause!« Sie stieß an die Thür des Vorzimmers, in dem der alte Reitknecht, wie ein Cerberus vor dem Wohn- und Schlafzimmer seines Herrn zu schlafen pflegte – die Thür gab dem geringsten Anstoß nach – aus dem nächstbelegenen Wohnzimmer des alten Herrn erhellte der Schein der Nachtlampe das Vorgemach wenigstens so weit, daß sie zwei Menschen bemerken konnte, es war der alte Scholze und seine Enkeltochter, deren Arm seine nervige sehnige Hand fest umklammert hielt.

Das Mädchen stand ohne Bewegung, die Arme gekreuzt, das sonst so sanfte, gute Auge starrte finster vor sich hin, die Zähne waren fest auf die Unterlippe gepreßt, das Gesicht so todtenblaß, daß der eine Blick den das Edelfräulein nur Zeit hatte, auf sie zu werfen, diesem noch mehr Entsetzen einflößte und die Ueberzeugung gab, daß hier ganz Besonderes vorgekommen sein mußte.

»Scholz – um Himmelswillen, wecke den Großvater und Sorge für seine Sicherheit. Es brennt im Hause, oben – bei Conrad!«

»So – es brennt also?« sagte dumpf der Alte – »mag's brennen! ich wünschte, es hätte die Metze hier verbrannt!« – Im nächsten Augenblick aber schienen ihm doch andere Gedanken gekommen. Er ließ den Arm der Enkelin los und stieß sie in einen Winkel der Wohnstube. »Rühr' Dich nicht von der Stelle – oder ich schlage Dich todt!« Dann öffnete er die Schlafstübenthür des Generals. – Die alte Gewohnheit überwältigte ihn trotz der Schrecken des Auftritts. »Halten zu Gnaden, Herr General, wachen Sie auf, Sie müssen aufstehn!« er hatte die Hand an das wenige graue Haar gelegt, das ihm feuchtkalt über die Stirne hing. »Habe zu melden, daß es im Schloß brennen soll, und – und –« er konnte die nächsten Worte kaum durch die Kehle würgen, – »und – daß die Lene – eine Hure ist!«

Der alte Soldat war bei dem ersten Ruf bereits aus seinem Schlaf erwacht und hatte sich auf dem Feldbett, – auf einem solchen schlief er noch immer aus Gewohnheit! – aufgerichtet. Jetzt saß er auf demselben, die Füße bereits in den Pantoffeln. »Kerl – bist Du verrückt?«

»Kann's nicht sagen, Herr General! aber wäre kein Wunder! – Die Taubenaugen, weiß jetzt zur Genüge, was ihr fehlte! – Belieben der Herr General die Beine auszustrecken, daß ich Sie anziehen kann! Welche Papiere soll ich retten?«

Der Blinde streckte die Arme um sich. »Blücher und Ziethen! Sprichst Du die Wahrheit, es brennt im Hause? Weiß es der – mein Sohn?«

»Großvater! Großvater, beeile Dich! Gott sei Dank – da hör' ich den Vater und Victor. Scholze tummle Dich – führ' den Großvater in's Freie – zunächst in den Garten!« Sie flog davon.

Das ganze Haus war jetzt wach – der Landrath hatte seine volle Energie und Geistesgegenwart bereits gewonnen und führte mit den Söhnen die Knechte und Mägde in das obere Stockwerk, eine Wasserchaine bildend – aber was halfen die wenigen Leute, das ungenügende Geräth – Conradine suchte die Mutter zu beruhigen. Bereits brannte es im obern Stockwerk in hellen Flammen an verschiedenen Stellen.

»Es ist nicht zu dämpfen,« erklärte nach kurzen Anstrengungen der Hausherr – »ist der Vater in Sicherheit?«

»Scholze ist bei ihm – einstweilen im Garten!«

»Dann müssen wir unten wenigstens zu retten suchen, was möglich – das Silberzeug, Wäsche – die Familienpapiere. Das ist Sache der Frauen unter Deiner Aufsicht, Victor. Ich habe andere Pflichten und Du Conrad sieh zu, daß das Vieh aus den Ställen gebracht wird – ich fürchte, bei diesem Winde wird wenig zu retten sein! – wenn die nächsten Ställe sich entzünden – ist die ganze Ernte ohne Hilfe verloren!«

»Gott sei gelobt, daß Du wenigstens Alles versichert hast – die fünf Jahre liefen ja wohl am 1. September ab.«

Der Hauptmann sah finster vor sich hin. »Denke jetzt nur daran, soviel zu retten als möglich. Gott sei Dank – ein Freund in der Noth. Der Himmel führt Sie her!« Er reichte dem jungen Fabrikanten, der eben herbeistürzte, die Hand. »Helfen Sie den Frauen lieber Hancke, indeß meine Söhne hier sorgen – haben Sie etwas von der Spritze gesehen?«

»Sie wissen, wie langsam die Anstalten auf dem Lande sind, indeß sie muß gleich hier sein und ich habe einen Boten nach der Fabrik gesandt, unsere Feuerwehr zu holen. Ich habe Befehl gegeben ein paar Wagen anzuspannen, um die Frauen und den General zu uns zu bringen!«

»Das lohne Ihnen der Himmel – ich hätte kaum daran gedacht. Gott sei Dank, da kommt auch die Spritze! Woher steht der Wind?«

»Leider Nordwest – er weht nach dem Dorfe!«

»Dann Kinder – rettet was möglich, und rechnet nicht auf mich – ich kenne meine Pflicht!«

Als der Landrath das Haus verließ und in den Hof trat, sah er, daß der Gutshof verloren war. Dach und oberer Stock des Herrenhauses standen in heller Gluth – aber es wäre an dem alten Hause nicht viel gelegen gewesen, obschon es sein Erb- und Familiensitz war, in dem er und seine Kinder geboren und groß geworden waren. Das Schlimmste waren die nur in geringer Entfernung und ziemlich dicht bei einander stehenden Wirthschaftsgebäude. Die Funken stoben vom Winde getrieben wie ein flammendes Schneetreiben umher und fielen auf die Dächer. Nur der Schaafstall, ein neuerer Bau war ganz massiv, aber der bewährte Landwirth wußte recht gut, wie schwer es sei, die Thiere bei einer Feuersbrunst herauszutreiben, sobald die Leithammel die Gluth gesehen. War es doch schon schwer genug mit den schlagenden Pferden und dem brüllenden Rindvieh. Der Wind war so stark, daß kaum der Klang der Sturmglocken von den beiden Kirchen herüberdrang, obschon das Dorf kaum zehn Minuten von dem Gutshof entfernt lag. Dort waren die beiden Kirchen, die Schulhäuser, die Bauernhöfe, fast sämtlich groß, wohlhabend, wenn nicht ganz massiv wenigstens mit Ziegeln gedeckt, – der Landrath hatte seinen Stolz darein gesetzt, für die Sicherheit seiner Dorfschaft, ja aller Ortschaften im Kreise nach Kräften, mit Rath und Gesetz, ja mit eigenen Opfern zu sorgen, – nur das eigene private Eigenthum war darüber zu kurz gekommen.

Wie beliebt der Edelmann, der erste ländliche Beamte und Wächter des Kreises bei den Landleuten war, zeigte sich in ihrem Eifer zu löschen, der sie anfangs kaum an die eigene Gefahr denken ließ. Es waren viele Landwehrmänner und Ausgediente unter den Herbeieilenden, die sich sofort unter das Kommando der beiden Offiziere drängten; aber gegen die hier vereinigten Elemente war alle Menschenkraft zu schwach. Bald hatten die fliegenden Funken auf dem Dach eines der bis zum First mit Getreide gefüllten Stadel – es war ein trockener ausdörrender Sommer gewesen – gefangen und ehe Hilfe herankam, knisterte die Flamme auf.

Der Landrath wußte, daß mit den brennenden fliegenden Garben kein Halt mehr war.

»Schulze Heine!« Der Mann stand in seiner Nähe und schaute mit Besorgniß nach dem Dorfe hinüber.

»Lassen Sie sofort die Pferde wieder vor die Spritze legen und bemannen Sie die Wassertine – wir müssen zum Dorf!«

»Aber gnädiger Herr – das Schloß . . . Ihre Scheunen! . . .«

»Es ist nicht zu retten – was geschehen kann, wird von der Feuerwehr des Herrn Hannecke geschehen. Die Fabrik und Mühle sind nicht gefährdet, sie liegen zur Seite und der Wald dazwischen. Schicken Sie alle Mannschaften zum Dorf zurück und halten Sie alle ankommenden Spritzen dort zurück. Lassen Sie jede gefährdete Stelle bespritzen und senden Sie Leute auf das Kirchdach. In zehn Minuten bin ich bei Ihnen, um selbst die Anstalten zu leiten! Das Dorf *muß* erhalten werden.«

»Gott vergelte es Ihnen, gnädiger Herr, und rechnen Sie auf uns!«

Der Junker drückte dem Schulzen die Hand – als der Befehl bekannt wurde, verdoppelten die Landleute ihre Thätigkeit und Alles eilte dann mit der dem Bauer selbst in seinen besten

Gefühlen eigenen Selbstsucht, die eigene Habe zu schützen. Nur der junge Fabrikant mit seinen Leuten und die Knechte des Gutes hielten tapfer aus.

Eine leichte Kalesche rasselte in den jetzt auf drei Seiten brennenden Hof.

»Ist der Landrath hier?«

Der vollen kräftigen Stimme antwortete dieser selbst. »Seien Sie begrüßt, Herr Hancke, – Ihr wackerer Sohn ist in voller Thätigkeit mit seinen Leuten!«

»Das dank ihm der Teufel,« sagte barsch der Papiermüller, eine kleine runde Gestalt mit vollem klugen Gesicht, von kurzem weißen Haar der Kopf bedeckt, indem er aus dem Wagen sprang. »Ihrer Gemahlin bin ich bereits begegnet – meine Alte erwartet Sie, aber wo ist der Herr General?«

»Drüben im Garten – Conradine sagt mir – er wolle nicht weichen, so lange das alte Haus stände!«

»Das sieht ihm ähnlich – natürlich ist der Scholze bei ihm. Haben Sie schon eine Ahnung, wie das Unglück entstanden ist?«

»Noch nicht, Herr Hancke – das muß die Untersuchung morgen ergeben – was ist's, was giebt's?«

Das Fräulein drängte sich durch die noch immer Rettenden. »Ist die Lene hier?«

»Ich habe sie noch nicht gesehen – sie ist wohl drüben bei ihrem Großvater!«

»Barmherziger Gott – nein! ich komme eben von dort – Lene! Lene! – Dann muß sie noch im Hause sein!«

»Unmöglich!«

»Vor fünf Minuten,« sagte einer der Knechte, die bei dem Räumen im Parterre geholfen, »stand sie noch in des Generals Stube –, ich rief ihr zu, als ich aus dem Fenster sprang, und dachte, sie käme mir nach . . . sie war so sonderbar, wie ich sie nie gesehn!«

»Gott im Himmel – dann ist sie noch auf der Stelle, wo sie Scholze stehn ließ – – ich hatte sie ganz vergessen! Lene! Lene! – lebst Du noch –« das Fräulein stürzte gegen das brennende Haus – keine Antwort! nur das Prasseln der Flammen, die stürzenden oberen Wände und Balken.

Ein Steiger der kleinen Feuerwehr hatte die Leiter an das Eckfenster gestellt und war auf dieselbe gesprungen, um sich in's Fenster zu schwingen – aber Rauch und Flammen kamen ihm hier so gewaltig entgegen, daß er zurück taumelte und herabsprang. »Es steht wirklich ein Mensch an der Wand, aber die halbe Decke ist bereits eingestürzt!«

»Allmächtiger – sie verbrennt! Wagt denn Niemand, sie zu retten!?«

Die Männer flogen auseinander – es war der junge Offizier – der eben vom äußersten Stall herbeieilte.

»Conrad – rette sie!«

»Wen?«

»Die Lene – sie verbrennt in Großvaters Zimmer – Scholz – ich, wir ließen sie dort zurück in der Aufregung –«

Der junge Offizier war bereits an ihr vorüber – er hatte sich schon zweimal in das brennende Haus gewagt, noch Sachen aus der Wohnung der Eltern zu retten. So blasirt er aber auch sonst war, so furchtbar schien ihn das plötzlich über seine Familie hereingebrochene Unglück ergriffen und zur Thätigkeit angespornt zu haben. Er war ohne Mütze, nur den leichten Uniformrock auf dem Leibe.

»Ich Wahnsinniger bin Schuld an ihrem Tode! die Leiter her!« Er riß sie den Männern aus den Händen und stürzte zu dem hohen Parterre. Hier hielten die stärkeren Mauern des Eckzimmers allerdings noch – aber es war voll Lebensgefahr, ihnen auch nur nahe zu kommen, denn aus dem oberen Stockwerk schlugen fortwährend Wandstücke und brennende Balken nieder zum Boden.

»Zurück, Herr Lieutenant – die Wand stürzt ein!«

Was oben noch von ihr stand, wankte, wie im Sturm, der Dragoner war bereits dicht unter ihr – der Haken der Leiter faßte im Gesims – im nächsten Augenblick war er auf ihr – im Fenster selbst – noch konnte man die schlanke Gestalt sehen, wie sie sich dunkel auf dem flammenden Grunde abzeichnete – dann war sie im Innern verschwunden und zugleich stürzte oben die Mauer herab dicht am Fenster und Flammen und Schutt wirbelten wie ein undurchdringlicher Schleier empor.

Der Landrath war herbeigeilt, er barg das Gesicht in den Händen.

»Mein Sohn! mein Kind!« Conradine lag ohnmächtig in den Armen des alten Fabrikbesitzers. Nur der junge Hancke schien die Besinnung behalten zu haben, denn Victor war weit entfernt am andern Ende des Hofes.

Mit einem Satz war der junge Mann um die Ecke, auch hier aus den auf den Garten sehenden Fenstern brachen Rauch und Flammen, aber die Grundmauern hielten doch noch.

»Leitern hierher! – Wasser! – Aexte! – Möllhoff – hier durch!«

Ein Fensterkreuz aus dem Schlafzimmer des alten Generals stürzte nach außen, in der Oeffnung erschien eine Gestalt, eine zweite tragend. »Platz da!« im nächsten Moment sprang, stürzte er heraus, die bewußtlose Gestalt im Arm, über sie hinfallend aber sie nicht loslassend, bis man Beide aus dem Bereich des Feuers und der stürzenden Trümmer zog.

»Hurrah unser Lieutenant!«

Er hatte sich aufgerafft, war allein emporgesprungen – neben dem Mädchen, es war in der That das Dienstmädchen Magdalene, die »Jungfer« des Schloßfräuleins, und neben ihr kniete dieses, bemüht, die Ohnmächtige, Halberstickte wieder zur Besinnung zu bringen. Das Gesicht derselben war so starr, so drohend geblieben, die Zähne auf die Unterlippe festgebissen, die Arme noch in einander geschlungen – ganz wie sie vorher trotzend, regungslos ihr Großvater verlassen hatte.

»So – tragt die Dirne fort – zum Gartenhaus – gießt ihr Wasser in's Gesicht!« Der junge Offizier wollte wieder fort zur Vorderfront, sein Vater war ihm entgegen geeilt und hatte ihn in die Arme geschlossen. »Gott sei Dank, der Dich gerettet! Brav gemacht, mein Junge – ich sehe doch, daß Du vom alten Stamm bist, trotz manchen Leichtsinns!«

Der junge Offizier hielt den Landrath auf Armeslänge von sich abgedrückt. »Wie Vater – Du verzeihst mir, und das im Augenblick, wo ich Dir das Haus über dem Kopf angezündet?«

»Conrad! – Mensch! – Du? – Du selbst?«

Der Offizier preßte die mit Brandwunden bedeckten, rauchgeschwärzten Hände auf die Augen. – »Ich glaube, ich trage allerdings die Schuld! – ich wollte, ich wäre mit verbrannt!«

Der Landrath war tief erschüttert – aber schon eilten die Andern herbei – Conradine, der Premierlieutenant, die beiden Hancke – Knechte und Mägde.

»Bei Deiner Mutter – schweig Unglücklicher – der Schaden ist der unsere, wenn wir nur das Dorf retten! – Nimm ihn Victor – bewache ihn – keine Unvorsichtigkeit – kein Wort! – Herr

Hancke, darf ich Ihr Fuhrwerk benutzen? Ich muß in's Dorf – sorgen Sie für den General!« Er sprang in die Kalesche des Fabrikanten »Vorwärts – rasch – zum Dorf! –«

Der Premierlieutenant hatte den blinden General herbeigeholt, so nahe als es die Hitze des Brandes ungefährlich machte. »Nun danken Sie Gott mit uns, Scholze, Ihre Enkelin ist glücklich gerettet, sie hätte verbrennen können!«

»Wäre sie's nur! besser todt, als – eine Metze!«

Nur der alte General hatte die Worte gehört – er blieb stehen.

»Maul gehalten! – Still – nicht gemuckst! Müssen die Sache erst untersuchen – thust ihr vielleicht Unrecht, alter Narr!«

»Halten zu Gnaden – nein! – ich sah sie selbst aus seiner Thür kommen – ich hatte eine Ahnung und lauerte ihr auf!«

»Schweig! – wie ich höre, hat Conrad sie aus dem Feuer gerettet! Aber es soll Dir Gerechtigkeit werden – Dir und ihr – auf das Wort eines Möllhoffs.«

»Denken Sie daran – der Name Scholz war bisher immer ehrlich und getreu dem Gutsherrn!«

»Still sag ich! Es trifft uns Unglück genug – muß erst wieder zur Ruhe kommen, bin ein alter Mann – und Du auch!«

»Zu Befehl, Herr General! Bin zwar nur ein gemeiner Kerl und es war meine Schuldigkeit als Ihr geborener Erbunterthäniger, daß ich Ihnen Vierzehn in den Krieg folgte und treu gedient habe, aber – auf sein unbescholtenes Blut kann auch der Niedrigste halten.«

»Schweig sag ich – Dein Recht soll Dir werden. Schick das Mädchen zu ihrer Mutter und sei nicht rauh zu ihr, wie Du gewohnt bist!«

Das widersetzliche Factotum schwieg – der Alte mochte selbst schon lange gegen sein besseres Gefühl gekämpft haben, das ihm bei der Gefahr des Mädchens fast das Herz gebrochen und ihm die bittersten Vorwürfe gemacht hatte. Dennoch konnte sein angeborener Starrsinn nicht mehr über sich gewinnen, als daß er dem Befehl des Generals folgte. –

Erst gegen Morgen, als der Wind sich zu legen begann, konnte der Landrath vom Dorfe her die Meldung senden, daß mit Hilfe mehrerer aus der Umgegend dort eingetroffener Spritzen jede weitere Gefahr beseitigt sei. Desto schlimmer sah es auf dem Gutshofe selbst aus. Von der Ernte war so gut wie Nichts gerettet, von dem Viehstand auch nur ein Theil, denn Ochsen und Schafe waren mitunter blindlings in die Gluth zurückgestürzt und hatten darin ihren Tod gefunden. Ein vollständiger Neubau des Gutshofes war unvermeidlich. Der Landrath hatte sich einstweilen in dem kürzlich erbauten Schulhause einquartirt bis er die in der Kreisstadt belegene, ganz geräumige Dienstwohnung beziehen konnte und Weiteres beschloß; das gerettete Vieh war bei den Bauern untergebracht. Das Schulhaus hatte ihm der Pastor vorgeschlagen, obschon sein geräumiges Pfarrhaus selbst Raum genug geboten hätte, und der Landrath sein Patron war. Aber er war ein vorsichtiger und etwas geiziger Mann, einer von jenen, die stets über die schmalen Einkünfte der Kirche klagen, und die Aufnahme der Familie des Gutsherrn hätte viele Kosten gemacht – der Vicar dagegen hatte es sich nicht nehmen lassen, schon während der Nacht den jüngern Offizier zu sich einzuladen und hier finden wir diesen am Morgen wieder, unruhig auf- und niedergehend im Garten und den Vicar nach der Messe erwartend.

Er ging ihm entgegen, als er ihn sah und reichte ihm die Hand. »Haben Sie Zeit für mich, Ehrwürden?«

»Ich habe Ihnen bereits gestern gesagt – bei dem großen Unglück, das sie Alle betroffen, ist es nur die Gnade der heiligen Jungfrau, daß wenigstens kein Menschenleben zu beklagen ist. Ja, mehr, Sie haben, wie ich höre, ein solches gerettet, Eins meiner Beichtkinder.«

»Es war nicht mehr als meine Pflicht, denn ich gerade habe es gefährdet. Eben wegen des Mädchens wollte ich mit Ihnen sprechen, Ihnen ein Bekenntniß ablegen und – Ihren Rath und Beistand erbitten.«

»Sie sprechen, als wollten Sie eine Beichte thun, aber – Herr Lieutenant, Sie sind nicht Katholik, obschon Sie es nach den Satzungen unserer Kirche sein könnten, sein müßten, Sie und das gnädige Fräulein. In Ihrer Familie ist es nur Ihre Frau Mutter.«

»Sehen Sie es an, wie Sie wollen – als Beichtbekenntniß, als das Vertrauen eines Freundes, – wenigstens macht Ihr Glaube – Ihnen zur Pflicht, Schweigen zu bewahren.«

»So ist es – darauf mögen Sie sich wenigstens verlassen.«

»Zuerst – was Ihr Beichtkind betrifft – als solches ist es Ihnen vielleicht kein Geheimniß mehr – wir haben uns vergangen, gesündigt meinetwegen – wir sind beide jung und hätten klüger sein sollen – aber das heiße Blut, wenn man jung und leichtsinnig ist. Kurzum – Lenchen glaubt sich Mutter.«

»Das ist allerdings schlimm – die Kirche kennt nur eine Sühnung dafür!«

»Die Heirath – aber das ist es ja eben! Ich kann das Dienstmädchen meiner Eltern doch unmöglich heirathen, ohne mit meinem Stande, mit meiner ganzen Zukunft zu brechen!«

Der Vicar sah ihn scharf an. »Haben Sie dem Mädchen, als Sie . . . ich darf Sie nicht schonen! – als Sie es verführten, ein dahin gehendes Versprechen gegeben? – Ich kann Ihnen nur bei größter Aufrichtigkeit rathen.«

Der Offizier schlug die Finger in einander. »Das ist das Unheil – ein Heirathsversprechen grade nicht, – aber sie besitzt einen Brief von mir, – in dem ich thörichter Weise ihr Allerlei zusagte, mich zu ihr bekenne, – ohne daß grade das Wort Heirath darin vorkommt – nur Absichtlichkeit kann es so auslegen, und dennoch – würde er mich bei den harten Grundsätzen in meiner Familie über Ehrenwort sehr compromittiren – und diesen Brief – der Teufel ist plötzlich in das Mädchen gefahren, während sie sonst um den Finger zu wickeln war – sie weigerte sich, ihn herauszugeben!«

»Es ist ein seltsamer Charakter die Lene – die Schwäche und Schüchternheit ihrer Mutter, aber die starke Energie ihres Vaters und der Eigensinn ihres Großvaters! – Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Das war einer der Gründe, die mich hierher führten – sie hatte an mich geschrieben. Gestern Abend vor dem Brande habe ich sie gesprochen – als die Anderen schlafen waren, – kam sie auf mein Zimmer, ich erwartete sie.«

»Und?«

»Wie gesagt, ein Teufel ist in dem Mädchen. Sie liebt mich – ich möchte sagen leidenschaftlich – sie will thun, was ich von ihr verlange, in's Wasser springen, wenn ich's will – jedes Geständniß weigern, ihr Unglück tragen, und sich Allem fügen, aber – —«

»Nun?«

»Den Brief herauszugeben weigert sie, – es sei ihr einziger Schatz, und gehöre ihrem Kinde! – ich sprach, ich bat, ich versprach sie nicht zu verlassen – sie blieb eigensinnig, – selbst Drohungen nutzten Nichts – zuletzt wurde ich so aufgebracht, so heftig, daß ich mich vergaß – daß ich . . .«

»Sie schlugen?«

»Bewahre, Ehrwürdiger – ein Mann, ein Offizier und sie ein Mädchen – nein schlimmer als das, denn es brachte noch größeres Unheil – ich war so aufgebracht, daß ich – als sie schon die Thür in der Hand hatte, Leuchter und Licht hinter ihr drein warf!«

Der Vicar sah ihn jetzt wirklich erschrocken an – die andere Selbstanklage mochte ihm oft genug vorgekommen sein in der Beichte, als daß er so schweres Gewicht darauf legte. –

»Wie – und das Unglück . . . «

»Ich weiß es nicht – es war allerdings eine große Unvorsichtigkeit, die ich begangen habe! Ich hatte mich ärgerlich nach der Wand gekehrt und die Augen geschlossen – als ich sie öffnete – bemerkte ich eine ungewöhnliche Helle – und eine Fenster-Gardine brannte . . . «

»Heilige Jungfrau!«

»Eine Jungfrau war sie allerdings nicht,« sagte der Offizier barsch, – »um die ich das Haus meines Vaters angezündet habe – wenn sie es nicht gar selber gethan hat – um sich und mich zu verbrennen aus Rache – die Energie hatte sie plötzlich dazu – weiß der Teufel, wie sie ihr gekommen ist – es kann ein Zufall, eine Unvorsichtigkeit sein – daß ich erschrocken von dem Bett sprang, ich war noch halb angekleidet, und das Feuer zu dämpfen suchte, aber es brannte Alles wie Zunder in dem alten Hause, und als ich endlich das Fenster aufriß, um nach Beistand zu rufen, – machte ich das Uebel noch ärger!« Der junge Mann sah starr vor sich nieder – dann auf den Geistlichen, der ihn nicht ohne Theilnahme betrachtete. »Gott sei Dank, Mordbrenner bin ich wenigstens nicht geworden! – ich wäre nicht aus den Flammen zurückgekommen, wenn ich sie nicht hätte retten können! – Mag das Haus zum Teufel sein, über kurz oder lang hätte es doch umgebaut werden müssen, und Alles ist ja versichert! – Aber das Andere mit dem Mädchen? Sie müssen mit ihr sprechen, sie bewegen, daß sie das Papier herausgiebt – hoffentlich thut sie es jetzt aus Dankbarkeit, da ich mein Leben für sie gewagt habe!«

Der Vicar ging nachdenkend neben ihm her. »Wäre es nicht besser, Ihre Frau Mutter – in einen Theil des Geheimnisses zu ziehen – ich meine, was die fleischliche Sünde betrifft – Frauen haben mehr guten Rath und wissen einen Fehltritt zu verbergen!«

»O, was meine Mutter betrifft – es wird zwar ein arges Kapitel geben, – natürlich würde sie nie in eine Heirath willigen, wenn ich auch selbst daran denken könnte, sie würde das Mädchen fortschaffen, mit Geld! der Gedanke ist nicht übel, aber in diesem Augenblick un-ausführbar – Lene muß vernünftig sein und *jetzt* die Sache vertuschen, und dazu Ehrwürden müssen Sie mir beistehen. Sie sprachen von dem Charakter ihres Vaters – was wissen Sie von diesem, ist er überhaupt wieder zum Vorschein gekommen, wenn ich mich recht erinnere, sind es 15 Jahre her, seit er fortging, – ich war damals ein Knabe und kam bald nach dem Kadettenhause!«

»Ich weiß von ihm auch nur aus den Mittheilungen meines verstorbenen Vorgängers und was mir Lenen's Mutter erzählte. Danach war er ein Schäfer oder Bergmann aus Oberschlesien, der zufällig hierher kam, 1842 oder 43, hier gegen den Willen des alten Scholze Helenens Mutter heirathete, und sie mitnahm nach Oberschlesien. Drei Jahre, nachdem das Kind geboren war, mußte er wegen der damals in Oberschlesien herrschenden Noth auswandern nach Westphalen – es zogen damals viele Bergleute dahin – von dort schickte er den Seinen das Verdiente, auch aus England noch, wohin er mit Anderen sich engagiren ließ, später ist er verschollen – wenigstens haben Mutter und Kind nie wieder von ihm seit 15 Jahren fast

gehört, und selbst die Nachforschungen, die Ihr Herr Vater durch unsere Gesandtschaft anstellen ließ, haben kein Resultat ergeben, als daß in jener Zeit viele Bergleute nach Amerika oder Australien auswanderten, theils freiwillig theils gezwungen. Lenens Mutter kam hierher aufs Gut und lebte von ihrer Hände Arbeit und der Unterstützung Ihrer Familie, denn ihr eigener Vater blieb ihr wegen der Heirath grollend, namentlich da sie sich weigerte, das Kind, das nach ihrem Gatten katholisch getauft war, anders zu erziehen.«

»Er ist ein starrer Bibelhusar, – noch heute!«

Der Vicar seufzte. »Leute wie er und der General sind in ihren Kreisen der heiligen katholischen Kirche immer starre Gegner. – Der Verschollene soll ein schöner und gescheuter Mann, zu jedem Dienst geschickt und brauchbar gewesen sein, aber ein wilder und rauher Charakter, und so hat er es auch durchgesetzt, daß Lenens Mutter gegen den Willen des alten Scholz ihn nahm. – Doch rechnen Sie darauf, Herr Lieutenant, ich werde allen Einfluß der Kirche auf das Mädchen anwenden, sie zum Schweigen zu bewegen. – Jetzt lassen sie uns zum Frühstück gehn, da kommt Ihr Herr Bruder vom Schulhause her.«

Beide mußten die Unterredung aufheben, der Offizier nur halb beruhigt – er mußte dem Premierlieutenant zur Brandstätte folgen, denn der Landrath war so eben zur Stadt gefahren. Noch hatte er mit den Seinen nicht Zeit gefunden, sich zu berathen, und wollte die Dienstwohnung in der Stadt besichtigen, ob er bald dahin übersiedeln könne.

So schön das Wetter nach dem heftigen Wind geworden war, – die Stimmung des wackern Edelmanns blieb schwer verdüstert und er hätte gern die Fahrt aufgeschoben, wenn es eben nicht der Tag gewesen wäre, wo er stets auf dem Amt zu sein pflegte. Der Brand selbst hatte ihm außerdem verschiedene Pflichten und Geschäfte auferlegt. Die Nachricht von dem Unglück hatte sich rasch verbreitet und fand aufrichtige Theilnahme, die selbst bis zum Lästigen sich steigerte.

Nachdem er die dringendsten Tagesgeschäfte erledigt hatte, und eben in seine Wohnung hinaufgestiegen war, meldete ihm der Kreisbote einen Besuch an, den ersten Bankier der wohlhabenden Provinzialstadt. Er ging ihm entgegen und führte ihn zum Sopha.

»Guten Morgen, Herr *Breslauer*, ich wollte eben zu Ihnen kommen, Einiges mit Ihnen zu besprechen!«

»Ist es mir doch desto lieber, daß ich das Glück habe, Sie noch zu treffen hier, Herr Hauptmann. Habe gehört von dem Unglück, das Sie betroffen hat diese Nacht nachdem gehofft wir doch Alle, namentlich ich, Sie gestern Nachmittag hier zu sehen bei der Versammlung wegen der Bahn, bei der wir bestimmt rechnen, Sie zu den Unseren zu zählen. Seine Durchlaucht werden gleichfalls sehr erschrocken gewesen sein, als er gehört hat heute Morgen das Unglück, das Sie betroffen über Nacht.«

»Schon dies wäre genügend, mich an andere Dinge denken zu machen, als das Eisenbahn-Unternehmen der Herren.«

»Bitte Herr Landrath – wenn man gut versichert ist, ist der Aufbau doch nur eine Frage der Zeit.«

»Versichert? Sie müssen es am Besten wissen, Herr *Breslauer* . . . «

»Nun, sollt ich doch meinen, 70000 Thaler, mehr als 10000 Pfund Sterling ist doch eine hübsche Summe für Gutshof und Ernte, und die Londoner Policen sind so gut wie baar Geld. Es ist doch gut, daß wir nicht haben in Schlesien eine Provinzial-Feuer-Versicherung, wie sie

drüben haben in der Provinz Sachsen, die macht allerlei Chicanen, und in die doch zahlen müssen alle Rittergüter und das platte Land . . . «

»Herr Breslauer – Sie haben kein Recht, mit dem Unglück, das mich und die Meinen betrossen hat, Ihren Spott zu treiben.« Der Landrath hatte sich stolz erhoben.

»Soll mir Gott, wo wird sich das Haus ›Breslauer und Compagnie‹ erlauben, Spott zu treiben, mit einem so würdigen und so geachteten Herrn, wie dem Herr Landrath, der sitzt in der Kammer als Vertreter des Landes und aller seiner Interessen in Grundbesitz, in Handel und Wandel, in Industrie und Eisenbahnen – doch geehrter Herr Landrath, da fällt mir eben ein, weswegen ich gekommen bin, Sie zu treffen so früh und mich gefreut habe, Sie anzufinden noch zu Hause. Ich habe doch noch Sie zu bitten um Ihre Unterschrift auf zwei Papierchens, die werden bringen Alles in Ordnung.« Der Bankier öffnete seine zierliche mit Papieren gefüllte Mappe.

»Meine Unterschrift? Sie wissen, daß ich nie in Wechseln oder dergleichen mache.«

»Gott bewahre, ist auch gar nicht nöthig, es müßte denn sein, der Herr Landrath brauchten sofort Geld zum Neubau auf die Police – ich werde nehmen keinen Anstand, darauf vorzuschießen tausend Pfund Sterling – es ist mir ja sicher.«

Die Stirn des Edelmanns hatte sich dunkel geröthet. »Spielen wir nicht länger Komödie, Herr – ich bin – nun ich war allerdings versichert bei der englischen Assekuranz, deren Vertreter Sie in Schlesien sind, obschon ich den Geschäftstrieb der fremden Assekuranzen in Preußen eigentlich nicht billige, aber die Coulanz, welche die londoner Direktion stets bewiesen hatte, und von der Sie mir vor zehn Jahren die Beweise vorlegten, hatte mich bewogen, bei den günstigen Bedingungen in fünfjährigem Versicherungsabschluß ihr den Vorzug zu geben, aber . . . «

Der Banquier hatte sich gleichfalls erhoben und suchte ein Papier aus seinem Portefeuille.

»Sie wissen recht gut – Sie müssen es wissen, daß die Police am 21. dieses Monats,« der Landrath sprach zwischen den gepreßten Lippen und Zähnen – »am 21. dieses Monats abgelaufen war, während ich grade in Berlin war, – und daß ich im Augenblick die für meine Verhältnisse, weil ich die Ernte noch nicht verkauft hatte, nicht unbedeutende fünfjährige Prämie noch nicht gezahlt hatte und sie dann erst Gültigkeit haben konnte. Es ist ein Unglück und trifft mich hart . . . «

Der Bankier lachte auf nach einem raschen Umblick, der ihm nochmals die Ueberzeugung gab, daß sie allein waren im Zimmer.

»Liebster, bester Möllhoff, was machen Sie da für Umstände, wir kennen einander doch schon länger, schon von meinem Vater seelig, der immer gehabt großes Vertrauen in Ihre Familie, – und wir haben auch gemacht zusammen manches Geschäft, – habe Ihnen abgekauft die Wolle, ohne daß Sie nöthig hatten, sie den langen Weg zu schicken nach Breslau, – ich kann mich doch betrachten als Ihren Bankier, der für Sie machen kann eine Auslage, wenn Sie einmal vergessen haben im Drang der Geschäfte oder in den Sorgen für den Staat, oder gerade einmal nicht gewesen sind bei baarer Kasse – die Herrn Söhne von der Aristokratie kosten Viel, wenn sie sind beim Militair! wir sind doch gewissermaßen bei dem Prospekt für die neue Bahn wie zwei Kollegen, die es nehmen nicht so genau – es bedarf Nichts, als daß der Herr Hauptmann die Güte haben, mir zu unterzeichnen den Antrag auf Erneuerung der abgelaufenen Versicherung auf weitere fünf Jahre; was die Bezahlung der Prämie betrifft, so

war das Sache von Samuel Breslauer und Compagnie, der Credit hat in London mehr als die Lumperei . . . «

Die fette Hand des Bankiers, an deren kurzen dicken Fingern zwei werthvolle Diamanten glänzten, schob dem Edelmann zwei Papiere hin und holte selbst die Feder von dem offenen Schreibtisch. »Hier, Herr Hauptmann, bloß Ihres Namen bedarf es, da – wo ich den Finger habe – und Sie sehen, auch bei dem Prospekt für die neue Bahn, wir haben ausdrücklich trotz Ihrer ersten Bedenken, doch den Raum für Ihre Unterschrift offen gelassen, gleich hier hinter dem Namen des Fürsten . . . «

Er hielt ihm die Feder entgegen.

Es war eine schwere Versuchung für den Edelmann, – ein Federstrich – es war ihm Alles so plausible, so – wir müssen sagen, rechtlich gemacht worden – dennoch – sein Auge lag auf dem Antrags-Formular.

»Ich habe das Nöthige bereits ausgefüllt, Sie brauchen eben nur zu unterschreiben. – Wir wollen das Protokoll der gestrigen Versammlung in der Eisenbahnsache noch heute nach Berlin absenden.« Die dicke fette Hand schob auch das zweite Papier herbei.

Der Landrath hatte den Antrag aufgenommen – er legte ihn wieder nieder, die Feder daneben. »Sie haben sich in dem Datum geirrt, Herr Breslauer – wir haben heute den 24. und hier . . . «

»Natürlich – es ist der Form wegen – da wir es Beide damals vergessen haben, doch – das ist meine Sache! Natürlich muß der Antrag acht Tage vor Ablauf der Police datirt sein.«

»Dann – wäre es ein falsches Dokument – und ein solches wird ein Mann von Ehre, ein Edelmann und Offizier niemals mit seinem Namen versehen.«

»Aber bester Herr Hauptmann, was denken Sie, Sie sehen die Sache in einem ganz falschen Lichte an. Wahrhaftig bei Gott – der Antrag ist, wie er hier liegt, ausgestellt schon vor vierzehn Tagen, es fehlte bloß Ihre Unterschrift, und Sie hatten mir ja früher selbst gesagt, daß Sie die Versicherung bei uns zu prolongiren wünschten.«

»Um so bitterer trifft mich das Unglück – ein solches ist es, daß ich eben versäumt habe, den Antrag schriftlich zu stellen und die Prämie zu leisten.«

»Gott der Gerechte – was machen Sie sich für Bedenken, – Herr Hauptmann, Siebenzigtausend Thaler ist kein Spaß und man darf sie nicht werfen auf die Straße wegen eines bloßen Formalitätenfehlers!«

»Ich erfahre dies leider schwer auf meine Kosten – aber – ich hätte wahrscheinlich ohnehin kein Recht gehabt auf die Zahlung der Versicherung!«

»Warum sollten Sie nicht haben das Recht? das allerbeste von der Welt!«

»Nach § 7 der Police verfällt das Anrecht, wenn die Feuerbrunst durch eigenes grobes Versehen des Versicherten selbst, oder – seiner Familie entsteht – und die amtlichen Recherchen über die Entstehung des Brandes sind noch nicht geschlossen – ich habe meinen ältesten Sohn und den Ortsschulzen damit beauftragt, – ich werde sie amtlich feststellen, sobald ich aus der Stadt komme.«

»Gott – Gott – was sind der Herr Landrath für ein scrupulöser Mann. Man kann auch sein allzugewissenhaft. Wo nicht grade vorliegt offenbare, absichtliche Brandstiftung – und der Herr Landrath haben keinen solchen Feind, – ein Versehen, ein Zufall liegt jedem Feuer zu Grunde, das wissen wir bei den Generalagenturen am Besten.«

»Den gesetzlichen Vorschriften muß unter allen Umständen genügt werden, das erfordert schon meine Stellung als erster Polizeibeamter des Kreises. – Doch – wir müssen dieser Unterredung ein Ende machen, Herr Breslauer, die für mich peinlich ist – und vielleicht auch für Sie. Beantworten Sie mir offen und wahr eine Frage!«

»Was befehlen der Herr Hauptmann zu wissen?«

»Nun wohlan – werden Sie noch ferner in mich dringen, diesen Versicherungsantrag hier zu unterschreiben – ich glaube gern, daß Sie sich in Ihrem Gewissen selbst für berechtigt halten, ihn als gültig zu acceptiren – wenn ich mich, nach *meinem* Gewissen für genöthigt halte, – diesem zweiten Papier hier meine Unterschrift zu versagen?«

»Wie – der Herr Landrath – wollen nicht beitreten dem Prospekt für unsere Bahn? – Aber das kann unmöglich sein Ihr Ernst – das thut doch sein eine abgemachte Sache!« Unter dem scharfen Blick des Edelmanns schien der gewandte Geschäftsmann sich förmlich zu winden.

»Eben darum, weil es ist eine abgemachte Sache, weil mein Vater und ich gestern bereits unsere Ansichten über das Unternehmen offen und zweifellos ausgesprochen haben, darf die Ueberzeugung eines Mannes sich über Nacht durch ein unglückliches Ereigniß, das ihn selbst betrifft, nicht ändern lassen. Herr Breslauer – es thut mir leid – der Name Möllhoff wird nicht zu den Unterzeichnern des Prospekts gehören.«

Der Edelmann war zu seinem Schreibtisch gegangen, und hatte, als suche er dort etwas, dem Bankier den Rücken gewandt.

»Sie werden uns doch nicht lassen im Stich mit Ihrem angesehenen Namen, Herr Landrath,« sagte zögernd der Geldmann – »bedenken Sie, daß wir rechnen müssen mit der neuen Bahn auf das *englische* Kapital. Doktor Straußthal, der uns zusichert die englische Betheiligung, hat ausdrücklich zur Bedingung gemacht die Namen der angesehensten Herrn vom Adel aus der Provinz.«

Als der Landrath zum Tisch vor dem Sopha zurückkehrte, überflog ein bitteres Lächeln sein ernstes Gesicht – ein Blick hatte ihn belehrt, daß nur das Protokoll des Prospekts noch dort lag, das Versicherungsschema war verschwunden.

»Die von Möllhoff's,« sagte der Edelmann, »sind zwar nicht als Ministerialen mit der heiligen Hedwig ins Schlesierland gekommen, wie die Schaffgotsche und Zedlitze, die in's vierzehnte Jahrhundert ihre Stammbäume nachweisen, – sie sind bloß ein ehrlich mit dem Schwert erworbener Reiteradel aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, aber ihre adlige Gesinnung darf nicht weniger angezweifelt werden, und – weil ich dieses Erbe meinen Söhnen hinterlassen will, wie es mein Vater mir hinterläßt, wenn auch unser Haus in Asche liegt, – deshalb Herr Breslauer danke ich Ihnen für Ihren guten Willen und wünsche Ihrer Gründung alles gute Glück, auch ohne daß der Name von Möllhoff unter dem Prospekt steht. – Wir bleiben die alten – Bekannten!«

Er reichte dem Bankier die Hand zum Abschied. –

Auf dem Weg aus der Stadt, den der Hauptmann bald darauf wieder einschlug, begegnete ihm ein Bote vom Telegraphenamte, der eine Depesche für den Premier brachte und sehr erfreut war, daß ihm der Landrath die zwei Meilen des Expresßganges ersparen wollte.

Seine Stimmung war in der That nicht freudiger geworden, als er am Nachmittag zuerst bei dem Fabrikbesitzer, um seine Frau zu begrüßen, und dann an dem Schulhause im Dorf vorfuhr, wo er seinen Aufenthalt genommen hatte, und die Gesichter der Seinen waren wahrhaftig auch nicht darnach angethan, seine Sorgen zu mindern. Der General saß finster und

wortkarg und der alte Scholz stand in gleicher Laune hinter seinem Stuhl, der Premier war nachdenkend, Conrad unruhig, es schien zwischen Beiden bereits eine lebhaftere Erörterung stattgehabt zu haben.

Fast um dieselbe Stunde wie am gestrigen Tage saß die Familie wieder zusammen, der junge Hancke hatte die beiden Frauen herübergeleitet, sich dann bescheiden entfernt, und auch die Geistlichen fehlten. Dieses gemeinschaftliche Zusammensein pflegte der Landrath gewöhnlich zu Mittheilungen zu benutzen und so beschloß er auch heute zu thun. –

»Hast Du mit dem Schulzen die Leute vernommen, Victor,« frug er, »die zuerst den Brand bemerkt haben?«

»Es ist geschehn!«

»Und das Resultat?«

»Der Feuerschein ist zuerst in Conrads Stube bemerkt worden, der Knecht, der aus der Stadt gekommen und das Pferd noch gefüttert hatte, sah ihn von der Stallthür aus, es muß etwa Mitternacht gewesen sein, und als Conrad um Hilfe aus dem Fenster rief, schlug die Lohe bereits aus diesem.«

Der Landrath sah fragend den Sohn an.

»Ich muß eingeschlafen sein,« erklärte dieser, »Du weißt, mein Bett steht nicht weit ab vom Fenster, das Mädchen hatte dieses wahrscheinlich nicht gut zugewirbelt, bei dem Winde muß der Luftzug durch den Spalt den Vorhang in die Flamme des noch brennenden Lichts getrieben haben, kurzum, als ich aufwachte, stand das Zimmer bereits in Flammen,«

»Der heiligen Jungfrau sei Dank,« sagte eifrig die Landrätthin – »daß Du noch so früh erwachtest, Du hättest selbst verbrennen oder ersticken können.«

»Halten zu Gnaden,« unterbrach mürrisch Scholz, »das wäre nicht gut möglich gewesen.«

»Nicht möglich? – ich sollte meinen grade! Warum hätte das Unglück nickt eintreten können?« Die Landrätthin stand immer in Kampfbereitschaft gegen den alten Reitknecht.

»Weil der Herr Lieutenant eben noch Besuch gehabt und ihn eben erst entlassen oder – fortgeschickt hatte.«

»Besuch? war Victor bei ihm?«

»Nein!«

»Wer denn?«

»Eine liederliche Dirne!«

»Scholze!«

»Leider ist's so. Die Lene – die Lene Gödulla war bei ihm, wie sie wahrscheinlich schon oft bei ihm war!« Der Alte sagte nicht: meine Enkelin! er nannte das Mädchen bei ihrem Familiennamen.

»Das ist eine abscheuliche Verleumdung – ich muß Sie bitten, Herr Schwiegervater – diesen boshafte Lügner ernstlich zu bestrafen. Ich dulde ihn keinen Augenblick mehr in meiner Nähe. Komm Konradine, es schickt sich nicht für uns, solche Abscheulichkeiten anzuhören.«

»Halt! dageblieben Frau Tochter – die Sache soll untersucht werden!«

Der alte Reitknecht streckte die Hand nach dem Lieutenant aus, der bleich, fassungslos dastand und krampfhaft die Lehne des Stuhls gefaßt hielt. »Sehen Sie ihn an und sagen Sie selbst, ob ich gelogen habe!«

»Dann ist er von der Dirne verlockt worden!«

»Halt da,« sagte der General – »wir sind Alle Menschen, Frau Tochter und können fehlen – aber die Lene war sonst ein gutes tugendhaftes Kind – wir dürfen sie nicht so verurtheilen. Wo ist die Lene, Scholz?«

»Ich habe sie holen lassen – sie muß draußen sein!«

Jetzt erst hatte der Landrath Kraft und Ruhe genug gewonnen, um sich als Vater und Hausherr selbst in die Befragung zu mischen. Er gebot durch einen Wink der Hand Schweigen. Dann wandte er sich an den alten Diener.

»Wie kommst Du zu der Anklage, Scholz – Du weißt ich halte Dir Vieles zu gut – nicht Alles. Warum beschuldigst Du Dein eigen Blut, – und meinen Sohn?«

»Weil ich sie um Mitternacht mit diesen eigenen alten Augen aus dem Zimmer des Herrn Lieutenant kommen sah. Ich lauerte ihr auf, denn ich hatte Verdacht gehabt, als ich ihn am Abend ihr etwas in die Hand schieben sah. – Ich faßte sie selbst am Arm, sie schien in großer Erregung, als sie aus dem Zimmer gestürzt kam, ich führte sie hinunter – gleich darauf entstand der Feuerlärm durch das gnädige Fräulein.«

Der Landrath sah immer trostloser um sich her – seine Gattin war geblieben, sie wollte den Liebling doch nicht in Stich lassen und trommelte mit den Fingern auf den Tisch.

»Willst Du nicht wenigstens die Conradine entfernen, Hauptmann,« sagte sie erregt. »Jugend hat nicht Tugend – am Ende ist es nicht so schlimm – es findet sich ein Mann für die Dirne bei einer passenden Aussteuer!«

»Ich fürchte, es stellt sich mehr heraus, als Du denkst. Ich muß, so sehr es mir widersteht, das Mädchen selbst befragen. Laß die Lene kommen, Scholz, – oder – besser, sieh Du zu, Conradine, ob sie wirklich draußen ist.«

Das Edelfräulein, selbst tief erschüttert, öffnete die Thür und ging hinaus; gleich darauf kam sie zurück – sie führte das Mädchen an der Hand, das fest die Lippen aufeinander gepreßt hielt. Sie hatte Zeit gehabt, ihr auf dem Weg bis zur Thür zuzuflüstern: »Lene – habe Mitleid mit ihm – erinnere Dich, daß er mein Bruder ist!«

Ein finsterer, entschlossener Blick hatte ihr allein Antwort gegeben, so war das sonst so schüchterne, scheue Mädchen vor ihre Richter getreten.

»Lene,« ermahnte der Gutsherr mit schmerzlicher Bewegung – »es sind schlimme Dinge vorgekommen diese Nacht – sprich die Wahrheit ohne Scheu und Rücksicht. – Dein eigener Großvater beschuldigt Dich, – Dich betroffen zu haben, wie Du kurze Zeit vor dem Ausbruch des Feuers aus dem Zimmer meines Sohnes gekommen seist. Ist dem so?«

»Ja!«

Ein tiefes Stöhnen antwortete dem kurzen Geständniß, es kam von dem Fragenden selbst, zugleich ein hysterisches Auflachen von Seiten der Landrätin.

»Du hast – Du hast ein Verhältniß mit ihm?«

»Ja – wir sind Liebesleute. – Ich liebe Ihren Sohn – wie meine Mutter geliebt hat meinen Vater!«

»Soll er Dich etwa auch heirathen, Dirne,« brach die Landrätin los. »Hast Du darauf spekulirt, Schlange – aber Du könntest Dich irren – mein Sohn – Dich!«

Es war zum ersten Mal, daß eine tiefe Röthe statt der bisherigen Blässe über das Gesicht des armen Mädchens flog bei dem verächtlichen Ausruf der Landrätin.

»Es wäre seine Pflicht gewesen – jetzt – mag ich Ihren Sohn nicht! Ich werde das Kind unter meinem Herzen ohne ihn ernähren! – Es giebt einen gerechten Gott – für die niederen, wie für die vornehmen Leute!«

»Still Mädchen!« sagte mit tiefem Ton der General. »Hauptmann – Du kennst Deine Pflicht!«

»Ich kenne sie, Vater, sie ist mir heute schon schwer genug geworden. Mädchen – hat Dir dieser junge Mann hier – die Ehe versprochen? Ja oder nein?«

»Ja! – wir liebten uns!«

»So wird er Dich heirathen!«

»Niemals – sie – eine Magd!« kreischte die Landrätthin – »ich werde es nicht dulden!«

»Die Lene Gödulla war ein unbescholtenes Mädchen – ein Möllhoff hat noch niemals sein Wort gebrochen!«

Die Gestalt des Mädchens hatte sich kräftig in die Höhe gerichtet, sie schien förmlich zu wachsen.

»Sie meinen es gut mit mir, gnädiger Herr, aber ich glaube, Sie haben nicht gehört, was ich gesagt habe.«

»Was willst Du – ich denke, das ist Alles, was Du fordern kannst – selbst Dein Großvater wird damit zufrieden sein.«

»Ich habe der gnädigen Frau gesagt – daß ich Ihren Sohn nicht heirathe! – ich – mag ihn nicht!«

»Soll er die Dirne etwa noch bitten,« kreischte die Landrätthin – »eine Magd? – Laß sie klagen, Hauptmann – sie soll haben, was ihr zukommt! aber jag' sie fort. Es ist ihr viel zu viel Ehre geschehn, daß ein Offizier, ein Herr von Möllhoff . . . «

»Still, Franziska – wir können sie nicht zwingen, dem Kinde den Namen seines leichtsinnigen Vaters zu geben – aber sie soll nicht beleidigt, und es soll für sie gesorgt werden – so weit eben unsere Mittel noch reichen. Ich habe Dich nur Eines noch zu fragen, Mädchen – kannst Du mir Auskunft geben, ob in Folge dieser unglücklichen Zusammenkunft, und wie dieser Brand entstanden ist?«

»Ja!«

Aller Augen wandten sich wieder mit einer gewissen Angst auf das Mädchen.

»So sprich – es ist kein Zweifel mehr, – daß ein unglücklicher Zufall . . . «

»Nein!«

»Nun –? – um Himmelswillen rede – was war's?«

Eine kurze Pause – ihr Auge lag einen Moment lang auf dem vernichteten Offizier – dann sagte sie entschlossen hart: »Ich selbst war's – ich warf das Licht in den Vorhang, – diese Hand – damit er in seiner Wortbrüchigkeit verbrennen möge!«

»Lene!« Es war ein allgemeiner Aufschrei, der diesem Geständniß folgte.

»Ich selbst! – kann ich jetzt gehen – oder – wollen Sie mich dem Gericht übergeben? – thun Sie es!«

»Natürlich,« rief die Landrätthin – »sie soll ihren Lohn haben!«

»Halt!«

Wieder war es das Kommando des alten Generals, das Alle fesselte.

»Schließ die Thür Scholz, daß wir nicht gestört werden!«

Mechanisch ging der alte Reitknecht zur Thür, schloß sie ab und drehte den Schlüssel im Schlüsselloch.

»Lieutenant Conrad von Möllhoff, komm hierher!«

Der junge Offizier bleich, schwankend, schritt auf den Greis zu und blieb vor ihm stehen. Seine Schwester war neben ihm getreten, – als sie an der jungen Sünderin vorüberging, hatte sie ihr die Hand gereicht.

»Was willst Du noch, Großvater?«

»Du bist ein Möllhoff!«

»Ja!«

»Und warst es bisher mit Ehren . . . «

»Nein Großvater!«

»Was – was sprichst Du!«

»Frage nachher Victor – er mag Dir's sagen! – was willst Du wissen?«

»Hat das Mädchen, die Lene – die Wahrheit gesprochen . . . in Betreff der Entstehung des Feuers?« –

»Nein Großvater!«

Das Mädchen schrie auf. »Glauben Sie ihm nicht, – ich that's!«

»Nein Lene – Du sollst die Schuld nicht auf Dich nehmen! – Mein Leichtsinn – meine Achtlosigkeit hat den Brand entzündet, freilich ohne Absicht – so wahr ich ein Möllhoff bin!«

»Ich danke Euch Beiden! – Nun Frau Tochter – ist die Lene in Ihren Augen auch jetzt noch eine ehrlose Dirne, auch – wenn sie einen Fehltritt begangen hat?«

Die Landrätthin schwieg – ihr Gatte war dazwischen getreten, »Gott sei Dank – wir brauchen weder das Mädchen noch den Sohn deshalb anzuklagen, denn – ich hätte niemals geglaubt, daß ich Gott dafür dankbar sein würde – unser Hab und Gut ist verloren, aber *uns* verloren – ich habe kein Recht an die Versicherung.«

»Mann – um Gotteswillen – sprich nicht so!«

»Es ist dennoch der Fall,« sagte der Landrath, der sich tief erschüttert gesetzt hatte. »Ich habe die Erneuerung der Versicherung wegen vieler Ausgaben versäumt, – zwar nur um wenige Tage, – aber gleichviel, der Name Möllhoff ist unbefleckt geblieben.«

»Armer Vater!« Es war das einzige Bedauern, das der ältere Sohn hören ließ, nur die Landrätthin wehklagte, Scholz hatte Takt genug gehabt, seine Enkelin hinauszuführen – ja er brachte sie selbst bis zu ihrer Mutter zurück. »Du wirst von mir hören!«

Als die Familie allein war sagte der Landrath: »Es läßt sich nicht ändern – es ist ein Unglück, das getragen werden muß. Du Victor verlierst am Meisten, denn das Erbe Deiner Mutter war auf das Haus und die Gebäude eingetragen – und ich kann Dir Nichts dafür bieten, bis uns wieder bessere Zeiten kommen. Conrad – Du wirst Dich zur Infanterie versetzen lassen müssen, den Zuschuß kann ich Dir für die Kavallerie nicht mehr geben – Viktor weiß mit seiner Gage nöthigenfalls auszukommen – aber Du . . . «

Der Premierlieutenant war zu seinem Vater getreten. »Ich muß leider Deine Kümmernisse noch vermehren,« sagte er – »so schmerzlich es mir wird. Es ist nöthig, daß Conrad überhaupt um seinen Abschied bittet.«

Der Landrath starrte ihn erschrocken an. »Guter Gott – lege mir nicht mehr auf, als ich tragen kann!«

Die Landrätthin hatte wie außer sich den Arm des Stiefsohns umfaßt – »Mensch – was willst Du von meinem Sohn? . . . «

»Ruhe – Fassung. Ich hätte es gern verschwiegen, und die Sache selbst geordnet, aber unter den obwaltenden Umständen ist es nicht möglich. Conrad ist hierhergekommen, weil er sich wieder verleiten ließ, Schulden zu machen – Wechsel auszustellen, die gedeckt werden müssen. Er ist bei seinem Regimentskommandeur deshalb verklagt worden, und dieser hat ihm die Alternative gestellt, sofort für die Bezahlung Sorge zu tragen oder den Abschied zu fordern. Indem ich mit dem Verkauf meines ›Pluto‹ Dich unterstützte, hoffte ich, daß wir die Wechsel decken könnten, selbst noch bei dem Unglück – aber Deine Mittheilung, daß die Prämie verloren ist – macht es fast unmöglich – dennoch dürfen wir den Kopf nicht verlieren.«

»Wie hoch ist die Summe?«

»Viertausend Thaler – Conrad war leider in die Hände von Spielern und Wucherern gerathen!«

»Viertausend Thaler! Es ist unmöglich, sie aufzubringen!«

»Dennoch muß wenigstens der eine Wechsel von tausend Thalern auf das Schleunigste gedeckt werden – und hier – das Telegramm, das Du mir brachtest, ist vom Grafen Gaschin – er hat den ›Pluto‹ gekauft und bittet mich, sofort das Geld auf seinen Bankier in Breslau zu ziehen. So ist dem Schlimmsten vorgebeugt, denn –«

»Sprich – keine Verheimlichung mehr!«

»Der Name Möllhoff wäre sonst compromittirt – der Unbesonnene hat den Wechsel als Rittmeister von Möllhoff ausgestellt, was – ich noch nicht bin!«

»Bube!«

»Nein, Vater – nenn ihn nicht so – es ist ein leichtsinniger Streich, dessen Folgen Conrad nicht voraussehen konnte. Es trifft uns nur viel Unglück zusammen; – sobald ich für den ›Pluto‹ gezogen habe, will ich selbst nach Berlin und wenigstens Frist für die nächsten zweitausend Thaler zu erhalten suchen, bis wir die nöthige Ruhe gewonnen, um auf irgend eine andere Weise Rath zu schaffen.«

Das Edelfräulein war zu Vater und Bruder getreten. »Das ist unnöthig – hier ist das Geld! Sieh nach – zweitausend Thaler!«

»Conradine! – wie kommst Du zu dem Geld?«

»Es ist ehrlich erworbenes Geld – keine Schuld daran, die ich nicht tilgen kann, Vater – so wahr ich eine Möllhoff bin – gönne auch mir den Stolz – fragt jetzt nicht, sondern handelt – auf mein Wort, Du sollst noch heute Aufklärung haben.«

Die Landrätthin hatte sich auf das Couvert gestürzt, und die vier Banknoten zu 500 Thaler herausgezogen. – »Gott sei Dank – Conrad ist gerettet, es sind wahrhaftig volle zweitausend Thaler. – Conradine, Mädchen – könntest Du wirklich so viel von der Wirthschaftskasse die Jahre her erspart haben, ohne daß ich's weiß? – oder kommt es vom General, dessen Kassierin Du ja bist!«

Der Blinde lachte bitter und spöttisch. »Täuschen Sie sich nicht, Frau Tochter – bei Ihren Ausgaben spart man nicht zweitausend Thaler vom Wirthschaftsgeld – Sie und Ihr Liebling dort haben dafür gesorgt! Komm her Conradine – Du bist ein braves Mädchen, und sie mögen das Geld ohne Besorgniß nehmen, ohne Dich mit Fragen zu behelligen, bis Du selbst zu reden für passend findest. Ich, der General von Möllhoff büрге dafür – und Dina hat Recht, das Nöthigste ist jetzt, zu handeln.«

»Du sprichst wahr, Vater – Conrad setz' Dich dort an den Tisch und schreibe Dein Abschiedsgesuch – ich werde es noch diesen Abend befördern.«

»Wie – Conrad sollte den Abschied nehmen – jetzt, wo die sichere Aussicht da ist, Alles doch noch zu ordnen! – Aber das wäre Thorheit –«

»Der Hauptmann hat Recht,« sagte der General mit bestimmtem Ton. – »Der Bursche ist nicht ohne guten Fond, aber Thorheit wäre es, ihn weiter wirthschaften zu lassen, ohne daß seine Besserung erprobt ist. Er nimmt den Abschied, dabei bleibt es, und da er Nichts weiter gelernt hat, als Soldat zu sein, so möge er als solcher Gott den Herrn einige Jahre erkennen lernen. Krieg giebt's immer in der Welt, ich werde durch Dina Excellenz Wrangel um eine Empfehlung bitten an den Kaiser von Rußland, im Kaukasus brauchen sie immer Soldaten, – wenn er nicht etwa vorzieht, nach Amerika zu gehn und sich für oder gegen die Yankees zu schlagen – einen ehrlichen Namen wenigstens kann er durch Bruder und Schwester mitnehmen. Laß ihn das Gesuch schreiben, Hauptmann!«

Der Lieutenant hatte sich mit keinem Worte des Befehls geweigert – er wußte sehr gut, daß willensloser Gehorsam seine einzige Rettung war. Nur die Landrätthin konnte sich nicht zufrieden geben und weinte fort, bis man einen Wagen vor dem Schulhaus vorfahren und halten hörte. Sie glaubte, es sei irgend noch ein Condolenzbesuch und trocknete schnell ihre Thränen. Eine geborne Gräfin durfte sich nicht also betreffen lassen.

Scholz trat wieder ein. »Sind der Herr Hauptmann zu sprechen? Herr Hancke bittet um die Erlaubniß.«

»Welcher?«

»Beide, Vater und Sohn!«

»Wir ließen bitten – es ist zwar in diesem Augenblick nicht grade erwünscht, – aber – es hilft Nichts!«

Der alte Diener hatte bereits die Thür geöffnet, der Fabrikbesitzer und sein Sohn traten ein – der Letztere begrüßte ehrerbietig die Landrätthin, der Alte nahm mit Achtung die Hand, die ihm der Gutsherr bot.

»Verzeihen Sie Herr Hauptmann, daß ich Sie noch störe, aber ich komme eben erst aus der Stadt, und da Ihre Damen noch nicht wieder zurückgekehrt waren, dachte ich mir, daß wir sie gleich wieder mit uns nehmen könnten, – es ist Platz genug im Wagen für sie und den Herrn General, wenn er uns die Ehre für den Abend erzeigen will. Wir Männer können den kurzen Weg hinterdrein gehen.«

»Ich fürchte, das Letztere werden wir uns versagen müssen. Sie können wohl denken, daß so kurz nach dem Unglück – viele Geschäfte zu erledigen oder wenigstens zu besprechen sind.«

»Eben wegen der Geschäfte komme ich, ich habe mit Ihnen über Geschäfte zu reden, Herr Landrath!«

»So bald schon? – sollten Sie nicht meinen . . . «

»So bald als möglich! Habe die Sacken deshalb die zwei Meilen von der Stadt im vollen Trabe machen lassen. Sie wissen, ich bin ein schlichter Mann und liebe es, Geschäfte kurz abzumachen, bin ich doch in meiner Jugend auch Soldat gewesen, wenn auch nicht lange.« Er legte mit einem gewissen Stolz die Hand auf das Eiserne Kreuz. – »Kurz heraus, Herr Landrath, und halten Sie mich nicht für aufdringlich und neugierig. Ich habe in der Stadt gehört, und mich gleich darüber bei Breslauer befragt, der ja die englische General-Agentur hat. Ist es wahr, daß Gebäude und Ernte nicht versichert sind, – daß die Gesellschaft keine Prämie zu zahlen braucht?«

Der schon so viel gequälte Edelmann strich sich finster über die Falten der sorgenvollen Stirn. »So ist es also schon in der Stadt bekannt?«

»Können doch denken, daß der Breslauer nicht geschwiegen hat; – nachdem Herr Landrath weggefahren, hat er davon erzählt, – er sagt, die Gesellschaft habe keinerlei Verpflichtung.«

Der Hauptmann biß sich auf die Lippen. »Wenn es denn schon bekannt ist – im Publikum! warum sollte ich schweigen. Die Versicherung ist allerdings durch einen unglücklichen Zufall nicht rechtzeitig erneuert worden – mit einem Wort Herr Hancke – ich bin außer an Grund und Boden augenblicklich ruiniert, und wenn Ihre Geschäfte sich darauf beziehen . . . «

»Gewiß beziehen Sie sich darauf – und was den Ruin betrifft, so reden Sie nicht solches Zeug. Wenn man so guten Grund und Boden besitzt und so tüchtige Wasserkräfte wie Sie, ist man niemals ruiniert, es mag die englische Gesellschaft auch noch so engherzig und schuftig handeln!«

»Aber – ich habe nicht die Mittel, wieder zu bauen . . . «

»Eben deshalb komme ich – habe mich rasch entschlossen – ist freilich ein harter Verlust, schon durch die verlorene Ernte. Aber die Edelleute sind nun einmal nicht reguläre Geschäftsleute und können sich in dieser Beziehung nicht an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnen, wie ein Kaufmann oder Fabrikant. Der Gutshof muß gebaut werden – und zwar so rasch als möglich – aber – an anderer Stelle!«

»Herr Hancke . . . «

»Kann Ihnen doch unmöglich so viel an der alten Baracke gelegen haben, Herr Landrath, haben selbst mehr als einmal mit mir über das Unvortheilhafte derselben gesprochen. Kurz und gut Herr Landrath, ich habe bereits mit meinem Sohne darüber geredet, und er ist ganz meiner Ansicht – wenn Sie sich entschließen könnten, Schloß und Stallungen etwas näher an das Wasser zu legen, und mit einem Papiermüller ein gemeinschaftliches Fabrikunternehmen anzulegen, eine Holzschneidemühle, Holz genug zur Verwerthung ist auf dem Gut und Wasserkraft auch – so ließe sich das Unglück ertragen und in einigen Jahren redressiren. Geld zum Bau – für Gutshof wie Fabrik habe ich – für vierzigtausend Thaler baar ist der alte Hancke gut, wenn er auch nur ein Papiermüller ist – das nöthige Genie hat der Ernst!«

»Herr Hancke – Sie wissen doch, daß Grund und Boden mit zwei Dritttheil ihres Werths in der Landschaft belastet sind – ich kann Ihnen also keine Hypothek mehr geben.«

»Brauche sie auch nicht – weiß, daß das Gut bei verständiger Benutzung in Verein mit richtiger Industrie, keinem Schwindel – weit mehr werth ist, als die Pfandbriefe – und hier – habe gleich einstweilen zehntausend Thaler in guten Papieren flüssig gemacht und mitgebracht, damit Sie morgen den Bau beginnen können von Schloß und Wirthschaftsgebäuden, der Plan zur Fabrik braucht nur erweitert zu werden. Bis der Bau beendet, müssen Sie freilich in der Stadt wohnen, oder bei mir. Will mich schon bemühen, es Ihnen Allen angenehm zu machen, auch dem Herrn General! Bitte nehmen sie einstweilen das Geld, – braucht keinen Schein unter uns! – mein Vater seelig war schon Ihr Gutsangehöriger mit alter Erbunterthänigkeit – was wir erworben, haben wir auf Grund und Boden der Herrn von Möllhoff erworben, und wenn auch die Zeit und der König uns frei und selbstständig gemacht haben: die Herrn von Möllhoff bleiben unsere Gutsherrn.«

Der Papiermüller hielt noch immer das Packet mit dem Geld dem Edelmann hin. Der General hatte sich halb aufgerichtet auf dem Lehnstuhl, der aus dem Brande mit einigen andern Möbeln gerettet war, – der Hauptmann stand wie erstarrt vor dem schlichten Mann und zwei

Thränen rollten ihm über die Wangen, neben ihm stand der Premierlieutenant und hielt seine Hand. »Vater – ich glaube, ein *solches* Anerbieten darfst Du getrost annehmen – statt der Eisenbahn! Die Zeit ist eine andere, als damals – als nur Schwert und Pflug galten.«

Der Hauptmann wandte sich zurück nach dem alten General. »Und Du, Vater?«

»Darfst es! Möllhoff bleibt deshalb Möllhoff!«

»Und darfst es um so mehr, Vater,« sagte die klare Stimme des Edelfräuleins – »als auch die Fabrik in der Familie bleibt. Sie haben einen Irrthum begangen, Herr Hancke, Sie sprachen von zehntausend Thalern – Sie haben zweitausend vergessen, die mein Verlobter, Ihr Sohn, mir gestern Abend schon als Brautgeschenk gab, – und Conradine von Möllhoff nahm sie an und hat sogar über das Geld bereits verfügt! – Großvater,« – sie hatte die Hand des jungen Fabrikanten ergriffen und zog ihn zu dem Greise – »Du wirst eine Möllhoff nicht wortbrüchig machen, die Dich lieben und pflegen wird, auch wenn sie einen bürgerlichen Namen führt. Gieb Deinen Segen, Großvater, das ist's, was ich zu bitten hatte!«

Der alte Herr schwieg einige Minuten ganz still, es schien ein gewaltiger Kampf in ihm vorzugehen – der Kampf mit seinen alten Vorurtheilen. Dann sagte er: »Hast Recht gehabt, Victor. Die Zeit ist eine andere geworden, – auch andere Kräfte gelten, als Schwert und Pflug. Meinen Segen hast Du, Kind und wenn Dein Ernst auch nicht von Adel ist, – aus wackerm Blut und ein Soldatensohn ist er dennoch, der in seiner Fabrik doch wohl auch ein Plätzchen für mich und den Scholze übrig haben wird! Geh zu Deinem Vater, Dina, er allein hat die Entscheidung!«

»Ich muß doch recht sehr bitten,« sagte die Landrätin – »es ist unsere einzige Tochter – aber vielleicht ließe es sich machen, – unsere Familie hat Verbindungen bei Hofe . . . «

»Und er könnte sich adeln lassen, Frau Tochter, das ist doch, was Sie meinen,« sagte spöttisch der General. »Blücher und Ziethen! – keinen Fuß wollt ich in Dein Haus setzen, Dina, wenn Dein Mann ein Wappen sich anderswo holte, als auf dem Schlachtfelde, und an Gelegenheit dazu wird's nicht fehlen – bis dahin ist mir ehrliches Bürgerblut lieber wie adeliger Schwindel! Nimm meine Hand, Ernst, und bleibe dabei, adelig zu denken, so bist Du so gut wie ein geborener Edelmann.«

Der Landrath fühlte, daß es an ihm sei, durch seine Entscheidung auf die Erklärung Conradinens zu antworten. Sein Entschluß war längst gefaßt. Er reichte dem alten Fabrikanten die Hand.

»Ich habe Sie um einen Dienst zu bitten, lieber Compagnon!«

Das eine Wort machte viele frohe und glückliche Gesichter. Das Auge des alten Papiermüllers funkelte. »Ueberlegen Sie es wohl, Herr Landrath – so groß die Ehre für mich und meinen Sohn ist, – das eben Geschehene darf keinen Einfluß auf unser Geschäft haben! – für den alten Hancke bleiben Sie immer nur der Herr von Möllhoff – und das Schicksal unserer Kinder mögen Sie selber gestalten.«

»So ist es entschieden und möge es für Beide ein glückliches sein, das ist allein wofür wir Beide zu sorgen haben. Wenn Fabrik und Schloß ihr Richtfest nach altem Handwerksbrauch feiern, wird der junge Herr hoffentlich, was er bis jetzt nicht gethan, beim Hauptmann von Möllhoff um die Hand seiner Tochter angehalten haben und willkommen geheißen sein. Einstweilen . . . «

Er konnte nicht weiter sprechen, Conradine und der Erwählte ihres Herzens hatten jedes seine Hand gefaßt und jubelnd sie an die Lippen gedrückt, während Victor und der Papiermüller ihm die ihren entgegenstreckten.

»Einstweilen,« fuhr der Landrath ruhig fort – »muß er auf den Verlobungsabend verzichten, und Victor noch diese Nacht mit dem Schnellzug nach Berlin begleiten, um den Adel seiner Braut dort wieder makellos machen zu helfen. Wenn Beide zurück sind, holen wir die Verlobung nach. Diktire Deinen Brief an den Feldmarschall, Vater, indeß ich Conrads Abschiedsgesuch an seinen Obersten couvertire und einstweilen um Verlängerung des Urlaubs für ihn bitte, den man in Betracht der Umstände ihm nicht verweigern wird!«

Die künftige Braut ging zu dem alten Scholze und faßte seine Hand. »Wo der Frieden und das Glück der Zukunft so wunderbar eingekehrt sind,« sagte sie, »darfst auch Du eine Freude mir nicht versagen: Nachsicht und Versöhnung. Die Lene geht mit mir und soll gehalten werden, wie eine Schwester. Geh zu ihr Scholze und bring ihr selbst ein gutes Wort.«

Der alte Diener war bewegt. Aber als er zu der Wohnung der Tochter in's Dorf ging, seine Enkelin dort aufzusuchen, fand er sie nicht. Die Wittve konnte ihm nur sagen, daß das Mädchen zwar vor Kurzem zu ihr zurückgekehrt war, sich unter allerlei Vorwänden den letzten Brief hatte geben lassen, den sie selbst von ihrem verlorren Gatten noch bewahrt, sie zärtlich geküßt hatte, und dann nach einem kurzem Verweilen in der Kammer, die sie bezogen, mit einem kleinem Bündel wieder davongegangen war, wie sie gemeint hatte, zum alten General und ihrer Herrin zurück.

Dahin eilte auch jetzt betroffen der alte Reitknecht und die Erzählung, die er machte, war der bittere Tropfen, der sich in den Frieden Aller mischte, denn das Mädchen kehrte auch während der Nacht nicht zurück und blieb trotz der eifrigsten Nachforschungen verschwunden, die sich selbst auf die Spur eines Selbstmordes ausdehnten. Nur der Umstand, daß das Mädchen so eifrig den Brief ihres verschwundenen Vaters verlangt und mit sich genommen hatte, sprach gegen eine solche That. Der alte Reitknecht aber, als Woche auf Woche verging, ohne daß man von seiner Enkelin vernahm, wurde noch starrer und wortkarger, als er sonst gewesen war, und schien dem Jammer der eigenen Tochter gegenüber sich tiefe Vorwürfe über seine Härte zu machen, die selbst die Tröstung des alten Generals nicht zu heben vermochte. Der Name der Enkelin kam nicht über seine Lippen und er schüttelte nur finster den Kopf, wenn die Andern ihn erwähnten.

#### COMPIEGNE.

Matthias I., 4. Kap., 9. 10.

Siebenzehn Lieues von Paris an der Nordbahn liegt die alte Königsstadt *Compiègne*, vielgenannt in der französischen Geschichte der älteren und neuen Zeit.

Sie ist unregelmäßig gebaut wie meist die alten Städte und zählt gegenwärtig noch 9000 Einwohner, deren Handelsverkehr auf der hier sich verbindenden Aisne und Oise früher, ehe die innern Unruhen ihn zerstörten, nicht unbedeutend war.

Älter als die Stadt selbst mit ihrem aus dem 14. Jahrhundert stammenden gothischen Bau des Rathhauses war die Burg, an die sie sich lehnte, das Palatium des Heiligen Ludwig, ursprünglich schon von Chlodwig erbaut und häufig von Fredegunde, der mordsüchtigen Gemahlin Chilperichs im sechsten Jahrhundert – später von Pipin und Karl dem Großen bewohnt.

Bei der Belagerung dieser Burg war es, daß die Jungfrau von Orleans in die Hände der Engländer fiel, die ihr in Rouen auf dem Scheiterhaufen den Märtyrertod bereiteten.

Franz I., als er aus der spanischen Gefangenschaft zurückkam, begann ihre Erweiterung und die Umwandlung des großen an die Burg stoßenden prächtigen Waldes zum Park, des größten aller Königlichen Schlösser in Frankreich, durch die Anlage des Brunnens und Platzes in der Mitte desselben, wo die acht Hauptstraßen sich kreuzen. Als Heinrich IV. Paris belagerte, ließ er seine Geliebte hier wohnen, Ludwig XIII. seine Schwester Henriette mit dem unglücklichen Karl I. von England vermählen. Später residirte Christine von Schweden hier, als sie zum ersten Mal nach Frankreich kam. Auf derselben Stelle, wo früher die alte Burg, das Palatium, stand, begann Ludwig XIV. 1708 den prächtigen Neubau des heutigen Schlosses, nachdem der Palast zu den glänzenden Festen, die er nach der verrätherischen Usurpation von Elsaß und Lothringen bei Gelegenheit des Lustlagers von 1698 der Maintenon gab, zu klein befunden worden.

Ludwig XV. und selbst Ludwig XVI. setzten den Bau fort, bis die große Revolution dazwischen kam und zuerst ein Militairhospital, dann eine Schule der schönen Künste daraus machte.

Hier wurde die unglückliche Königin Marie Antoinette von Gatten und Schwiegervater empfangen und hielt ihre Flitterwochen.

Auch die dritte Oestreicherin in der französischen Königsgeschichte Marie Louise fand hier ihren Empfang. Napoleon, der große Schlachtenkaiser, hatte zwischen seinen Kriegen Zeit gefunden, das Schloß zu vollenden, erwartete hier seine junge Vermählte und hatte die Galanterie so weit getrieben, die Zimmer der jungen Kaiserin ganz nach den ihren in Schönbrunn einrichten zu lassen, und die Prachträume mit zahlreichen Kunstwerken ausgestattet.

In der von ihm erbauten *Grande Galerie des Batailles*, deren von 20 Marmorsäulen getragene Decke in vortrefflichen Malereien von Girodet noch heute allegorisch seine Schlachten zeigt, kam 1814 der zurückgekehrte Ludwig XVIII. mit Kaiser Alexander zusammen.

Der Bürgerkönig, der seinen Nachfolger verdrängte, feierte hier die Hochzeit seiner ältesten Tochter mit dem König des neu geschaffenen Belgien.

Und hierher hatte jetzt der dritte Napoleon den neuen König von Preußen eingeladen, als er sich vergewissert, daß dieser seinen Besuch in Baden-Baden erwiedern werde.

Diese Zusage hatte nicht allein in den diplomatischen, sondern auch in den Kreisen der vornehmen Welt das größte Aufsehen erregt, da Compiègne von der Kaiserin Eugenie zu den Jagdsaisons und zur etappenweisen Einladung der Gesellschaft von Paris in der Diplomatie, Politik, Mode und Kunst eingerichtet worden war, und schon lange vor dem Tage der Ankunft des Königs von Preußen, der dem Besuch des Königs von Schweden folgen sollte, war kein Unterkommen mehr in Compiègne zu finden, so hatte die Neugier und Schaulust der Pariser alle Quartiere in Beschlag genommen. Alle Welt schob diesem Besuch eine große politische Bedeutung unter, und die speculativ erscheinende Brochüre ›Rhein und Weichsel‹ galt weniger als Manifest des polnischen Revolutions-Comité's, denn als inspirirt vom Kaiser selbst, da ja die dreiste Ankündigung derselben in der Kölnischen Zeitung dies glauben machte.

Auch der ›Constitutionel‹ und die Stimme des französischen Publikums bezeichneten die Zusammenkunft als von hoher politischer Wichtigkeit, während ein großer Theil der preußischen Presse sie nur als Courtoisie-Besuch darzustellen suchte. Jedenfalls ließ sich die besondere Bedeutung nicht leugnen, welche ein Besuch des neuen Königs von Preußen bei dem Kaiser Louis Napoleon haben mußte. –

Im Laufe des 5. Oktober war bereits der französische Hof, der bisher meist in St. Cloud verweilt hatte, mit dem größten Theil der zu den Festlichkeiten Geladenen in Compiègne eingetroffen, und hatte das Palais bezogen. Nur ein Theil der Minister, und kein Mitglied des diplomatischen Corps, mit Ausnahme der preußischen Gesandtschaft natürlich, befand sich unter den vom Kaiser geladenen Gästen. –

Es war am Abend des Tages, Sonnabend, und das Wetter überaus schön und mild noch, als auf der großen Terrasse vor dem Palais und in den von ihr ausgehenden Alleen durch den Park sich viele Gruppen schaulustigen Publikums versammelt hatten, theils um die kaiserliche Familie, theils um die Anstalten für den Empfang des königlichen Gastes am nächsten Tage zu sehen.

Ein Mann in der Hausuniform der kaiserlichen Adjutanten schritt hastig durch den großen an 3000 Fuß langen Gang, der durch eiserne Gitter überwölbt, mit Laub bedeckt ist und einen schattigen Weg vom Schloß nach dem Park bildet, welcher letztere sich unmittelbar an den herrlichen, wohl über 56,000 Morgen großen, meist mit Laubholz, Eichen und Rüstern bestandenen Wald anschließt.

»He – Boulbon, nicht so eilig!«

Der junge Offizier blieb stehen. »Das ist Henry's Stimme, oder mich soll ...«

»Nun, was denn, vortrefflichster aller Günstlinge, der Du ehemalige Freunde im Malheur nicht mehr zu kennen scheinst!«

»Wahrhaftig,« lachte der junge Graf, »an Dir wird das Wort zur Wahrheit, daß die Leichtsinngsten stets das meiste Glück haben und immer wieder beim Fallen auf die Beine zu stehen kommen. Es that mir leid, daß ich bei Deiner Ankunft in Paris nach der unsinnigen Wüsten- und Nilfahrt nicht zu Hause war, doch Du wirst von Bonifaz gehört haben, daß ich im Dienst nach Chalons geschickt wurde. Aber es versteht sich, daß ich Deine Wünsche nach meiner Rückkehr auf das Eiligste erfüllte, Dich möglichst nach allen Seiten entschuldigt und Dein Billet an Madame la Duchesse sofort selbst übergeben habe.«

»Und eben in Folge dessen siehst Du mich hier. Parbleu, man muß immer seine kleinen Gönnerschaften haben, und es war nicht zu viel, daß die Herzogin sich ihres leichtsinnigen Veters erinnert und so lange bei der Kaiserin für mich petitionirt hat, bis die Ungnade aufgehoben wurde, die wie Du siehst, ohnehin nicht lange gedauert hat, denn am 30. August, drei Tage nach meiner Ankunft in Paris und dem Besuch bei Dir, schickte mich Seine Excellenz der gestrenge Herr Kriegsminister auf die Festung, und vorgestern schon bekam ich meine Begnadigung in Peronne, nur daß ich vorläufig zu einem Linien-Regiment versetzt bin, – ich, ein eleganter Husar, – das wahrscheinlich zum Expeditions corps nach Mexiko bestimmt ist. Du siehst, Allerbesten, daß ich keine Zeit verliere, die Tour um die Welt zu machen!«

»Du – nach Mexiko?«

»Wie Du eben gehört hast – man steckte es mir unter der Hand, und es soll wahrscheinlich eine kleine Strafe sein für den allerdings etwas willkürlichen Streich an der Adula Bai. Der

Teufel konnte auch wissen, daß meine Odysseusfahrt so lange dauern würde. Vorläufig brauche ich erst in vier Wochen beim Regiment zu sein, Madame la Duchesse hat mir bis dahin Urlaub erwirkt, wahrscheinlich um mir Zeit und Muße zu geben, ihr meine Abenteuer mit Verstand erzählen zu können – *à propos* – die Herzogin ist doch hier? denn ich komme direkt von Peronne, mich bei ihr zu bedanken, und habe nicht einmal in Paris verweilt, hoffe also von Dir alle Neuigkeiten in Empfang zu nehmen.«

»Nein – die Herzogin hat den Dienst nicht in diesem Monat. Aber ich zweifle nicht, daß Du sie unter der Gesellschaft in der Stadt sehen wirst. Denn halb Paris ist, wenn nicht offiziell, doch officiös hier!«

»Desto besser, dann hat sie mehr Zeit für mich.«

»Aber ich selbst weiß noch kaum, wie und auf welchem Wege Du zurückgekehrt bist?«

»Nun, daß ich glücklich in Cairo eintraf, nachdem ich wenigstens mein Ziel erreicht hatte, am Nil mit Lord Walpole Kugeln und einige Säbelhiebe in Gesellschaft zu wechseln, weißt Du. Der Bericht unseres Generalconsuls in Alexandrien, daß ich glücklich wieder zum Vorschein gekommen, ging mir ja voraus. Es war brav von Euch, daß Ihr mir wenigstens eine Krankheit auf den Hals gelogen hattet, obschon der Minister nicht recht an die verspätete Genesung zu glauben schien.«

»Die Entschuldigung hat Dir wenigstens nicht geschadet und die Handhabe zu Deiner Begnadigung gegeben. Aber Du bist mir noch die Antwort schuldig.«

»*Parbleu* – ich konnte doch keine Lust haben, mit meinem ehemaligen Gegner und Rivalen über Malta mich einzuschiffen, und so nahm ich das Anerbieten seines Veters, des Conde Lerida, eines verteufelten Spaniers und Don Juans an, uns auf seiner Dampfyacht, – denn Du mußt wissen, daß wir auch den Grafen Saint Bris, einen Legitimisten aus Gaëta mitbrachten, – überzusetzen, hatte unterwegs ein kleines Abenteuer im Golf von Tarent, lernte in Rocca-bruna, dem Schloß des Conde, in aller Eile noch eine geheimnißvolle Spanierin kennen, und hielt dann über den Mont Cenis wieder meinen Einzug in Frankreich. Aber nun beichte – weißt Du Etwas von meiner russischen Cousine und unseren damaligen Reisegefährten, oder ist sie bereits glücklich mit Lord Walpole nach England auf und davon gegangen, wie es fast den Anschein hatte?«

»Du meinst die Fürstin Wéra Wolchonski?«

»Versteht sich – die Smaragdenfee, die mich verhexte und hinter sich drein in beiläufig sehr schlechter Gesellschaft durch die ganze nubische Wüste schleppte.«

»Du mußt mir bei Gelegenheit das ausführlich erzählen. Aber die Fürstin Wéra ist in Paris, wenn auch noch nicht in der Gesellschaft eingeführt, denn sie widmet wie ich höre, einstweilen alle Zeit verschiedenen Studien, um ihre in Sibirien etwas zurückgebliebene Ausbildung während des Winters zu vollenden. Alle Welt aber fabelt von ihr das Wunderbarste und es sollte mich nicht wundern, wenn Du sie hier in Compiègne träfest; denn – Du hast ja die beste Gelegenheit, Näheres über sie zu erfahren.«

»Wieso?«

»Da Deine Beschützerin und Verwandte, die Herzogin von Rochambeau ja auch die Patronesse der jungen Fürstin geworden ist.«

»Mordi – daran dachte ich nicht – sie ist ja eben so nahe verwandt wie ich.«

»Eben deshalb! Aber nun . . . «

»Halt, – ich sehe Du hast Eile, aber eine Frage noch! Was weißt Du von Lord Walpole?«

»Nun, er ist ebenfalls in Paris – war nur sehr kurze Zeit in England, und will sich, wie ich hörte, hier der englischen Gesandtschaft attachiren lassen.«

»Hol' sie Alle der Henker, die Puddingfresser, die überall ihre Finger haben müssen. Ich glaube gelesen zu haben, daß wir augenblicklich nicht besonders gut mit ihnen stehen.«

»So scheint es. Die Milizmanöver in England, so komisch diese Nationalgarde auch ist, – die Rüstungen für die Flotte, – die unklare Haltung gegenüber dem amerikanischen Krieg, – die Intrigen in Italien und Griechenland, die neusten Angriffe der Times wegen des morgenden Königsbesuchs aus Deutschland haben Verstimmung erregt – aber nun lebe wohl, ich muß Dich wegen eines Dienstauftrages verlassen. Nach dem Besuch des Königs wirst Du mich hoffentlich stets in meiner Wohnung finden!«

»So Adieu für heute – ich sehe, daß ich genug zu thun haben werde, um mich *au fait* zu setzen. Hast Du keine Einladungen zu vergeben, da Du doch jetzt protegiren kannst?«

»Das Einzige, womit ich Dir dienen kann, ist eine Karte für die Offiziere der Garnison!«

»Welche haben den Dienst?«

»Eine Compagnie Zuaven und eine Abtheilung der Guiden. Hier – nimm und handle vernünftig!«

»Adieu, Hofmeister! Seit Du Familienvater geworden bist, wie ich Dir aus Alessandrien schrieb, scheint Nichts mit Dir anzufangen!«

Der Husarenlieutenant trennte sich lachend von dem Freunde, der, um dem Weiteren zu entkommen, hastig nach dem Park vorwärts schritt. Am Ausgang der großen Allee wandte er sich links, und ging im Dunkel bis zur dritten Bildsäule am Beginn des Parks, einer Statue der Flora.

Am Fuß derselben lehnte ein Mann, trotz des warmen Abends in einen leichten Sommermantel gehüllt.

»Mein Herr, sind Sie Derjenige, welcher diesen Morgen das Schreiben an Se. Majestät den Kaiser: unterzeichnet ›Palikao‹ gerichtet hat?«

»Ich bin es!«

Die Stimme war klar, etwas scharf, der Accent der Worte ebenso.

»Dann habe ich den Auftrag Sie zu Seiner Majestät zu führen, doch kann er Ihnen nur eine halbe Stunde widmen, Seine Majestät sind sehr beschäftigt.« –

»Ich werde mich bescheiden.«

»Bitte – hierher. Ich habe den Befehl, Sie durch den zweiten Flügel zu ihm zu geleiten – und ...«

Der Fremde sah ihn fragend an, dann sagte er:

»Wenn es nöthig sein sollte, da ich Seiner Majestät unbekannt und ein Fremdling bin, mich untersuchen zu lassen, daß ich keine Waffen bei mir führe, so bitte ich, sich nicht geniren zu wollen.«

»Ich habe keine Befehle, Ihre Versicherung zu beanstanden. Gehen wir also weiter.«

Sie setzten ihren Weg fort – der Graf führte den Fremden, dessen Stimme ihm nicht ganz fremd erschien, zu einem der Seitenportale. Ein Wort an die dort Posten stehende Wache, er wandte sich in dem erleuchteten Portal sogleich zu einem Corridor und stieg die Treppe zu einem zweiten hinauf. Der Graf konnte sich nicht enthalten, sobald er in das volle Licht der Gasflammen getreten war, einen neugierigen Blick auf seinen Begleiter zu werfen.

Er fand einen modern gekleideten Mann von etwa 40 Jahren von dunklem reichem Haarwuchs mit Bart, wie damals alle Franzosen zu tragen pflegten, etwas trägem Ausdruck der Augen, und obschon nichts Besonderes oder Auffallendes in dieser Physiognomie lag, konnte er sich doch des Gedankens nicht entschlagen, daß ihm dies Gesicht schon vorgekommen sein müßte.

An einer der Thüren des hell erleuchteten Ganges blieb der Graf stehen und klopfte an derselben.

Der Graf trat ein – das Gemach bildete offenbar ein kleines Antichambre, wahrscheinlich zu einem größeren, und war nur von einem ältern Mann in schwarzem Frack, Schuh und Strümpfen besetzt, dem man doch trotz seiner Toilette in dem unbeschreiblichen Air ansah, daß er zum dienenden Personal gehörte.

»Monsieur Martin, haben Sie die Güte, dem Herrn Kabinetssecretair zu melden, daß hier die verlangte Person ist. Legen Sie ab, Herr.«

Der Adjutant wollte sich wieder entfernen, aber der Kammerdiener hielt ihn mit einer Bewegung der Hand zurück.

»Monsieur de Mocquard, Herr Graf, ist in diesem Augenblick nicht in seinem Cabinet, aber er hat mich beauftragt, Sie zu bitten, auf ihn zu warten, da der Kaiser befiehlt, Sie zu sprechen. Ich werde die Ehre haben, Sie später aus dem Dienstzimmer abzurufen. – Wollen Monsieur nicht die Güte haben, Platz zu nehmen?«

Während der Fremde sich niederließ, entfernte sich der Adjutant.

---

In seinem Cabinet saß der *Kaiser Napoleon*, oder wie man ihn zu nennen pflegte Napoleon III., vor ihm stand mit mehreren Papieren in der Hand ein Mann, dem wir schon früher in seinem Cabinet in den Tuileries als einem seiner Vertrautesten begegnet sind.

Der Kaiser trug einen bequemen Civil-Ueberrock, er sah etwas leidend aus und drehte wie er zu thun liebte, eine Papier-Cigarette.

»Ich bin im Zweifel lieber Mocquard,« sagte er, »wen ich mit dieser subtilen Mission beauftragen soll; Thouvenel dazu heranzuziehen, würde der Sache sofort einen diplomatischen Charakter geben und Sie wissen, daß der König von keinem seiner eigenen Minister begleitet ist, sondern nur Militairs in seiner Umgebung hat.«

»Warum Sire, sollte dann nicht Soldat dem Soldaten gesprächsweise die Vortheile einer Abtretung des linken Rheinufer gegen eine arrondirte Stellung Preußens in Deutschland und dessen Führerschaft andeuten können? Wozu haben Sie den Marschall – er will ja sehr gern nicht bloß den Haudegen spielen, sondern auch den Diplomaten, und möge sich auf diesem Felde versuchen.«

»Sie haben Recht – es wird nichts Anderes übrig bleiben, und Sie müssen ihm heute Abend noch die nöthigen Andeutungen machen. In Berlin bei seiner Krönungsbotschaft kann er sie dann weiter führen, je nachdem er ein Eingehen darauf gefunden hat oder nicht.«

»Und Oesterreich?«

»Es hat ja selbst an Preußen solche Lockspeise gestellt und sich bereit erklärt, die Führerschaft am Deutschen Bunde ihm zu überlassen, wenn Preußen ihm seinen außerdeutschen Besitz garantiren und die revoltirenden Nationalitäten unterdrücken helfen will, selbst auf Kosten eines Bruchs mit Frankreich.«

Der Cabinetschef des Kaisers lächelte. »Sollte es wirklich Eurer Majestät so – Ernst sein mit dieser Unterstützung der Herren Garibaldi, Klapta und Kossuth und des polnischen Revolutions-Comité's?« frug er.

Der Kaiser warf ihm aus dem halbverschleierte Auge einen bedeutungsvollen Blick zu. »Ich dünkte, wir hätten in Frankreich an solchen Tendenzen genug. Rouher schreibt mir zwar aus Turin, daß die italienische Agitation kaum im Zaume zu halten ist und ganz offen durch die britische Gesandtschaft unterstützt wird, und mein kluger Vetter wird bei seiner eiligen Rückkehr aus Amerika aus Besorgniß vor einem Rencontre mit dem Orleans und der öffentlichen Meinung wegen seines schmutzigen Prozeßes in der Patterson'schen Angelegenheit großen Lärmen schlagen im Namen seines Herrn Schwiegervaters über Rom, indessen, wenn wir mit dem englischen Drängen auf Zurückziehen unserer Besatzung fertig geworden sind, werden wir es auch mit ihm werden. Ich habe da einen Beistand, der sich nicht scheut, ihm entgegen zu treten.«

Wieder erhob der Kaiser das Auge in der früheren Weise zu seinem Vertrauten.

»Die Sympathien Ihrer Majestät für den heiligen Vater und das Patrimonium Petri,« sagte der Cabinetschef lächelnd und sich mit seinen Papieren zu thun machend, »stehen nicht allein. Die Partei der Kirche ist sehr groß in Frankreich.«

»Darum schadet es ihr nicht,« meinte der Kaiser, »daß die Brochüre des Ex-Jesuiten Passaglia und dieser neue Aufklärer von der Sorbonne Monsieur Renan so großes Aufsehen machen. Die Herren Bischöfe und der ganze Vatikan müssen fühlen, daß sie der weltlichen Macht nicht entbehren können. Sobald Frankreich seine Hand von Rom abzieht, ist das Patrimonium Pein, ja selbst die geistliche Oberherrschaft des Papstthums nur eine Frage der Zeit.«

Es schien wohl nur selten der Fall, daß die Vorsicht des Kaisers selbst seinen Vertrautesten gegenüber sich so weit vergaß und er lenkte auch diesmal sofort ein. »Wir dürfen mit einer offenen Beschützung des Professors Renan nicht zu sehr unsere Ultramontanen vor den Kopf stoßen, die Religion und der Einfluß der Kirche sind schließlich doch die beste Stütze der Monarchie. Indeß, was ich sagen wollte, diese perfide englische Politik, die sich eben nur hält durch die fortwährenden Putscherein und Intriguen auf dem Continent, will durch die Entblößung Roms von Truppen den Papst zwingen, in Malta oder unter der englischen Flagge seinen Schutz zu suchen, und damit ein neues Mittel haben, Europa fortwährend in Schach und Verwirrung zu halten. Deswegen lieber Mocquard, bin ich für die Fortdauer der Occupation Roms.«

»Ich glaube, Eure Majestät haben darin Recht und bleiben der schärfste Politiker Ihrer Zeit.«

»Und was ich Ihnen sagen wollte in Betreff Oesterreichs, und Sie mögen dem Fürsten Metternich und auch Grammont dahin einen Wink nach Wien geben, es ist mir ganz genehm, wenn die englischen Waffensendungen unter Baumwollen-Emballagen nach Ungarn über Triest endlich einmal confiscirt werden. Sagen Sie also Metternich direkt, Venetien oder die dalmatinische Küste würde mit meinem Willen gegenwärtig nicht von Italien aus angegriffen werden. Außerdem habe ich ein Pflaster für die österreichische Empfindlichkeit über das Geschehene.«

»Wollen Euer Majestät die Gnade haben, uns Näheres anzudeuten?«

»Die mexikanische Expedition!«

»Die Occupation Mexiko's?«

»Ja. – Ich werde dem König Wilhelm direkt den mexikanischen Thron für einen der Prinzen seines Hauses anbieten, wie das neue Rumänien, das sich doch mit den Couza's unmöglich halten kann, einem andern Prinzen des Hauses Hohenzollern. Auf diesem Wege gewinnen wir uns zwei Freunde. – Geht König Wilhelm auf diese Ideen nicht ein – sein Neffe Prinz Friedrich Karl ist ja doch ein ganzer Soldat und die neue preußische Flotte hätte damit eine vorläufige Aufgabe, so werde ich durch Grammont dem Kaiser Franz Joseph das Anerbieten für einen seiner Erzherzöge machen lassen, denjenigen z. B. seiner Brüder, der ihm der unbequemste ist.«

»Den Erzherzog Maximilian?«

»Mag sein – er hat einen ehrgeizigen, abenteuerlichen Charakter und ist ja wohl mit einer belgischen Prinzessin verheirathet?«

»Mit der Prinzessin Charlotte.«

»Immerhin – ich habe dabei einen weitem Zweck. Sie haben doch dem Grafen Boulbon sagen lassen, daß ich ihn noch zu sprechen wünsche, und den Mann, seinen Diener oder Vertrauten zu sich bescheiden lassen?«

»Ja, Sire!«

»Mit der Unterstützung des Erzherzog Maximilian zum Thronprätendenten von Mexiko würden wir drei Dinge erreichen: zunächst die Unterstützung der Südstaaten Nordamerikas, – ihre Verpflichtung gegen uns anstatt an Amerika; die Demüthigung Englands in dem Verhältniß zu Oesterreich, und das Vertrauen der katholischen Kirche, – während auf der andern Waagschaale allerdings bei der Annahme eines preußischen Prinzen ebenfalls die Politik Palmerstons eine Niederlage erleiden und unser Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten gesichert würde.«

»Ich bewundere die Combinationen Eurer Majestät!«

»Es hängt das Alles von der morgenden oder übermorgenden Unterredung mit dem König Wilhelm ab, uns für das Eine oder das Andere zu entscheiden. Wie gesagt, beruhigen Sie einstweilen Metternich über meine Gesinnung gegen Oesterreich und schieben Sie alles Odium auf England. Vergessen Sie nicht, auf den Tisch des Königs Wilhelm die Nummern der ›Times‹ und des ›Observer‹, des Leiborgans Palmerstons zu legen, welche die hämischen Angriffe gegen Preußen wegen seiner Bestrebungen für die Bildung einer Flotte, und gegen die preußische Armee enthalten, die doch nach den Berichten von den Manövern am Rhein schon jetzt geeignet wäre, den ganzen englischen Militair-Plunder mit Haut und Haar zu verschlucken.«

»Ich habe bereits dafür gesorgt.«

»Nun, wohl bekomms; – wenn ich diesen festen und militärisch stolzen Charakter richtig taxire, werden diese absprechenden Urtheile über die preußische Armee bei ihm den Einfluß der Weiber vollständig paralysiren. Es ist ein einziges gerechtes und gescheutes Wort in diesen beleidigenden und anmaaßenden Artikeln der englischen Presse, das ist: daß Preußen Europa gefährlich werden könnte, wenn es einmal einen energischen Minister an der Spitze seiner Politik hätte, etwa einen zweiten Richelieu! Dann wäre es natürlich auch uns gefährlich.«

»Aber Richelieu hatte Ludwig XIII. zum Herrn!«

»Desto schlimmer, denn König Wilhelm scheint mir ein ganz anderer Charakter, auf den man sich stützen, oder mit dem man kämpfen muß. Sie sehen, lieber Mocquard, daß Frankreich in diesem Augenblick Ursache hat, nach allen Seiten die Augen offen zu halten. Die

nächsten Tage werden Viel für die Schicksale Europa's entscheiden. Ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich ein gutes Einvernehmen mit Rußland und Preußen jeder anderen Coalition vorzöge, – schon um der Zukunft meines Sohnes willen. Lassen Sie dem jungen Czartoryski einen Wink geben, daß er seine Propaganda in Polen einstweilen menagiren möge, oder ich werde durch den Constitutionel erklären lassen, daß die Brochüre ›Rhein und Weichsel‹ sein eigenes Machwert sei.«

Der Kabinetschef verbeugte sich. »Haben Euer Majestät noch weitere Befehle? In Betreff der mexikanischen Expedition möchte ich Sie nur noch an den Ehrgeiz des Generals Prim erinnern. Er hat eine Mexikanerin zur Frau, und die frühzeitige Decouvrirung der Bestimmung eines deutschen Prätendenten für den mexikanischen Thron, könnte ihn zum Feinde machen.«

»Bah – auf seine Gefahr. Er möge sich mit der Havannah begnügen, ich kann unmöglich, wie mein Oheim jedem Marschall zu einem Thron verhelfen. Er wäre schließlich ein zweiter Bernadotte, nicht lau, nicht kalt gegen England. – Sehen Sie zu, ob jener Mann, der mir so geheimnißvoll von Montauban empfohlen ist und eine besondere Mittheilung über England verspricht, an Ort und Stelle ist? Adieu – ich rechne auf Ihre Geschicklichkeit und Ihren Eifer.«

Er reichte dem Kabinetschef seine Hand und machte ihm das Zeichen der Entlassung.

Kaum war der Kaiser allein, als er mühsam einen schwankenden Gang durch das Zimmer machte. »Connard hat Recht,« sagte er, – »ich muß ihn morgen consultiren. Dieses Uebel ist in fortwährendem Steigen und ich muß große Vorsicht üben. – Doch, er ist ja morgen zur Stelle, da er zu den Eingeladenen gehört. – Sehen wir zu, wen uns als seine zweite Entdeckung der General da geschickt hat. In Beziehung auf die mexikanische Expedition täuscht er sich. Dazu ist er viel zu habsüchtig, er hat in China genug gestohlen, so daß er jetzt Anderen den Platz lassen möge.«

Es klopfte leise an die Thür aus dem Kabinet seines Geheimsecretairs.

Der Kaiser statt der Antwort ließ einen Ton der silbernen Glocke auf seinem Bureau durch die damit verbundene Feder anschlagen, und erhob sich zugleich, mit dem Rücken an sein Bureau gelehnt bleibend.

Thür und Portière öffneten sich, und der Fremde, den Graf Boulbon aus dem Park geholt hatte, trat ein.

Er blieb mit einer tiefen Verbeugung an der Thür stehn, richtete sich dann auf und kreuzte die Arme über die Brust. Dem Kaiser entging diese orientalische Geste nicht und er eröffnete sofort die Unterredung.

»Sie sprechen Französisch?«

»Vielleicht nicht ganz so geschickt wie Euere Majestät selbst, aber jedenfalls fertig genug.«

»Sie sind der Kaufmann Lacrosse, dem General Montauban die Ueberfahrt auf dem Dampfer ›Veloce‹ bewilligte?«

»So nannte man mich, Majestät!«

»Und Sie sind in Wahrheit der ehemalige Peischwa von Bithoor, Nena Sahib?«

»Ja, Majestät!«

Dieses offene und dreiste Bekenntniß des furchtbaren Feindes Englands imponirte dem Kaiser. Er wies mit einer Bewegung der Hand nach einem Sessel ohne Lehne und sagte bloß: »Setzen Sie sich, Herr!«

Es entstand eine kleine Pause, in der sich die beiden Männer mit scharfen Augen gleichsam maaßen.

»Ist Ihre Anwesenheit in Paris bekannt, Herr Srinath Bahadur?« frug endlich der Kaiser.

»Niemandem außer Euer Majestät mit Gewißheit,« sagte der Indier, »obschon ich fürchten muß, von einigen Personen auf der Ueberfahrt nach Aegypten beargwohnt worden zu sein.«

»Das wäre mir natürlich unangenehm, und, wenn ich auch gegen Ihren Besuch Frankreichs und Ihren Aufenthalt in Paris Nichts habe,« sagte der Kaiser, »da Frankreich jedem politischen Flüchtling offen steht und selbst der Diktator Rosa, dessen Ruf kaum weniger blutig ist, als der Ihre, noch kürzlich hier ein Asyl gefunden hat, muß ich doch wünschen, daß Sie so unbemerkt wie möglich hier bleiben.«

»Ich werde den Schutz Eurer Majestät nicht lange in Anspruch nehmen,« sagte der Indier, »da die Aufgabe meines Lebens mich weiter treibt. Bis dahin, Sire, werde ich nicht gegen die Gesetze Ihres Landes verstoßen.«

Der Kaiser nickte zustimmend mit dem Kopf. »Sie haben mir zwar gesagt, daß Sie der ehemalige Peischwa von Bithoor, der berühmte Nena Sahib sind,« sagte er, »aber ich habe noch keinen Beweis für Ihre Angabe.«

»Ich hatte mir erlaubt, dem Herrn General vor dem Frieden von Peking eine Perlenschnur für Ihre Majestät die Kaiserin von Frankreich zu übergeben.«

»Der Spitzbube – er schreibt, er habe sie in dem Palast des chinesischen Kaisers erbeutet. Aber – was soll's damit?«

»Die Schnur zählt 42 orientalische Perlen von hohem Werth. Jede Zehnte von beiden Seiten ...«

»Halt da, Monsieur,« unterbrach ihn der Kaiser. »Warten Sie einen Augenblick.« Er ließ zwei Mal die Glocke anschlagen. Sogleich trat der Kabinetschef Mocquard ein.

»Ich fürchtete schon, Sie hätten das Kabinet verlassen. Ich muß Sie in einer vertraulichen Sache nochmals bemühen.«

»Euer Majestät waren nicht allein,« sagte mit einem Blick auf den Fremden der sorgsame Beamte.

»O ich weiß, daß Sie dann stets in meiner Nähe sind, wenn ich Sie brauche. Aber haben Sie die Güte, sich selbst zu Madame Lenoir, der ersten Kammerfrau der Kaiserin zu bemühen, und in meinem Auftrag für einige Augenblicke sich die Perlenschnur geben zu lassen, welche ihr Graf Boulbon von dem General Montauban überbracht hat. – Nun, mein Herr?« fuhr er zu dem Indier fort, während Mocquard sich entfernte.

»Die zehnte Perle, Sire, hat stets die birnenartige Form, welche nur die Juwelenschleifer von Birma ihr zu geben vermochten.«

»Wir werden sehen. Ah – da sind Sie schon. Ich danke Ihnen – Sie können es sogleich wieder zurücknehmen. – Hier, mein Herr!«

Der Kaiser reichte das geöffnete Etui mit dem kostbaren Schmuck dem Indier, der die Perlenschnur herausnahm und, indem er sie durch die Finger gleiten ließ, nur einen Blick darauf warf.

»Dies ist die Sendung des Sahib Generale?«

»Ja wohl – Lemonier, die Hof-Juweliere ihrer Majestät schätzen ihn auf achtzigtausend Franken.«

Der Mann lachte verächtlich. »Und glaubt der Beherrscher des mächtigen Frangistan, daß ich gewagt hätte, seiner Begum eine solche Erbärmlichkeit anzubieten, die in meiner Heimath die Frau jedes reichen Geldwechslers trägt? – diese Perlen gleichen denen, die ich Ihrem General zu bieten die Ehre hatte, so wenig wie der rothe Kieselstein des Feldes dem Edelsteine aus den Minen von Bischampoor. Die Perlenschnur, womit ich den Schutz Frankreichs erkaufte, hatte den zehnfachen Werth der Belohnung, welchen England auf das Leben Srinath Bahadurs gesetzt hat, also eine Million Rupien, war also würdig von jeder Fürstin getragen zu werden, denn sie stammt aus dem Schatz der Begum von Somroo!«

»Wahrhaftig? – und sie zählt 42 Perlen?«

»Ja Sire! In Indien würde man einen treulosen Diener, der seinem Herrn ein Kleinod stiehlt, mit Zangen zerreißen.«

»Verlassen Sie sich darauf, Prinz – wir werden Herrn von Montauban etwas schmerzlicher in's Fleisch zu treffen wissen, wenn der Umtausch sich bewahrheitet.«

»Sire – ich habe ein besseres Mittel, Sie von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen – sobald wir allein sind.«

Der Kaiser hatte schon vorher mit einem Wink an seinen Vertrauten das Etui zurückgegeben und ihn entfernt.

»Sie sehen, wir sind es!«

»Sire,« sprach der Indier halblaut, – »man sagt, daß Sie ein altes Amulet, ein Erbstück Ihres großen Oheims, der die Engländer haßte wie ich, auf Ihrer Brust tragen?«

Der Kaiser konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht verbergen. Dann – nach einer Panse – sagte er: »Es ist wahr, – zwar spreche ich nie davon und erinnere mich nur, es wenigen Personen gezeigt zu haben – zuletzt, so viel ich weiß, dem Großfürsten Nicolaus von Rußland. Woher haben Sie Kenntniß davon erhalten?«

»Es ist gleichgültig, Sire – vielleicht hat der Fürst, den Sie nannten, es zufällig erzählt. Würden Euer Majestät mir die Gnade erweisen, es mir zu zeigen – man sagt, es stamme aus Indien, wie ich.«

»Es soll ein Geschenk des berühmten Khalifen Harun al Raschid an den ersten Kaiser auf dem Thron Frankreichs, an Karl den Großen gewesen sein, der es mit in sein Kaisergrab zu Aachen nahm. Die Stadt Aachen verehrte es als eine Art Reliquie an Napoleon I., der es meiner Mutter Hortense als Merkwürdigkeit schenkte, – doch, so viel ich weiß, hat es keinen Werth, als sein Alterthum . . . «

Der Indier begnügte sich, ohne weitere Worte ihn fragend anzusehen.

Einige Augenblicke zögerte der Kaiser – dann drehte er sich um, öffnete sein Gilet und schien unter dem Hemd mit der Hand zu suchen. Endlich zog er eine starke aber dünne Schnur hervor, hielt den Gegenstand, den sie trug, in der Höhlung der Hand und zeigte ihn dem Fremden eine Minute lang. Dieser trat nach einem aufmerksamen Blick darauf bescheiden zurück, griff aber sogleich auch in seine Brusttasche.

»Sire, es ist, wie ich hoffte. Die Form ist zwar eine andere – aber überzeugen sich Eure Majestät, Farbe und Gegenstand sind dieselben.« Er streckte dem Kaiser die feine schmale Hand entgegen – an der ein matt goldener Ring mit einem grünen Stein funkelte.

»Das ist seltsam – dasselbe Zeichen. Können Sie mir Auskunft geben über dessen Bedeutung? Man findet zwar ähnliche Attribute des Galen oder Hippokrates nicht selten auf Gemmen aus dem Alterthum, aber ich sah noch keins in dieser Stellung.«

»Sire – es ist die grüne Schlange Ahriman, die nach der Deutung der Perser den Stier des Orumdz anfiel. Fast jedes Volk und jeder Glaube seit vielen tausend Jahren haben ihr Geheimniß in der Schlange gefunden, auch die Söhne Brahmas.«

»Es ist mir interessant gewesen, diese Aufklärung von Ihnen zu hören. Ich zweifle nun nicht mehr an der Identität Ihrer Person. Wir wären also gewissermaßen Verbündete in dem Zeichen der Schlange. Aber – was führt Sie aus dem fernen Osten hierher nach Frankreich und womit kann ich außer der schweigenden Duldung einem Mann dienen, der Juwelen von einer Million an Werth verschenken konnte.«

»Sire, ich habe die Geschichte Frankreichs kennen gelernt, aus Büchern und lebendigen Worten. Ich fand darin ein schwarzes Blatt, das – noch immer der Sühne harrt.«

»Die Geschichte Frankreichs enthält leider manches Unglücksblatt.«

»Sire – auf jenem Blatt steht ein einziger Name – er heißt: Sanct Helena!«

»Was wollen Sie mit dieser Erinnerung sagen? – Sie sind Englands Gegner und haben allerdings vielleicht Ursache, es zu hassen, aber ich . . . «

»Sire, ich bin und bleibe sein Todfeind!«

»Das ist eben Ihre Sache – Frankreich steht nicht mit England im Kriege – die Politik der Staaten hat sich vielfach geändert – und wenn Sie in der That sich mit der Geschichte Frankreichs und meines Hauses vertraut gemacht, werden Sie gefunden haben, daß ich selbst manche Ursache habe, England dankbar zu sein und sein Verbündeter zu bleiben.«

»England ist falsch und treulos gegen Alle, die ihm trauen. Es kennt nur seine eigenen unersättlichen Interessen. Ich komme, Euer Majestät vor ihm als Feind zu warnen. Trauen Sie niemals in der Stunde der Gefahr auf britische Zusagen und Dankbarkeit. – Sie haben England gegen den Moskowiten beigestanden, und ihm auf diese Weise Indien erhalten. Wollen Sie sehen und wissen, wie es Ihnen lohnt?«

»Bah – Herr Srinath Bahadur treibt also höhere Politik? Sie vergessen, daß auch Frankreich durch den Bau eines Kanals in's rothe Meer einen offenen Weg nach Ihrem Indien gewinnt.«

»Und glauben Sie wirklich, Sire, daß Sie ihn für Frankreich bauen werden? Man hat mir gesagt, daß man auf den Rheden von Frankreich vortreffliche Schiffe zu bauen versteht und verstanden hat – für die Engländer!«

»Diese Zeit ist vorüber – England sieht ein, daß es mit seinem Prestige ein Ende und die Weltherrschaft mit Frankreich wenigstens zu theilen hat. Zwei große Nationen können auch friedlich neben einander leben, ohne sich immer anfeinden zu müssen. Sie werden vielleicht Gelegenheit haben, sich noch in diesen Tagen davon zu überzeugen.«

»Sire, Ehrgeiz und Habsucht werden niemals treue Verbündete sein für Ehre und Aufrichtigkeit. Ich bitte nochmals Euer Majestät, einen Blick auf dies Papier zu werfen.« Und er hielt dem Kaiser ein Heft Papiere entgegen.

»Was ist dies?«

»Es ist der geheime Tractat, den der englische Bevollmächtigte in China dem Kaiser von Peking anbot: gegen gewisse Vortheile der unbeschränkten Einfuhr, die britischen Truppen und Schiffe in Ihrem gemeinsamen Kriege zurückzuziehen.«

»Ich habe niemals an solcher Krämerpolitik gezweifelt, aber zum Glück sind es meine Soldaten gewesen, welche den Sieg von Palikao erfochten, so gut wie sie den Malachof erstürmten, nicht die englischen. – Und dies?«

»Es ist die Abschrift der geheimen Instructionen für die letzten beiden Vicekönige von Indien.«

Der Kaiser, der bekanntlich sehr fertig Englisch sprach, hatte sich in die Lectüre bereits vertieft und schüttelte wiederholt den Kopf.

»Es fehlt dem alten Pam<sup>1</sup> in der That nicht an Schlaueit. Die Beherrschung des mittelländischen Meeres durch Gibraltar, Malta und Sicilien, das großmüthige Aufgeben des nutzlosen Ioniens gegen einen englischen Prinzen auf dem griechischen Thron. Eine feste Position in Galipoli – für das Versprechen des britischen Schutzes gegen Rußland und Oesterreich! – Bei erster Gelegenheit Occupation Aegyptens! – Ei, das wäre billiger Erwerb der Arbeit Anderer! – Und von Westen her? Bündniß mit den Afghanen und Unterstützung des Khans von Khiwa! – Vorsichtiges Verdrängen Frankreichs aus Birma und Siam. – Beförderung aller Ausstände gegen Holland auf den Molukken – und gegen die Holländer am Cap! Stärkere Befestigung Aden's und Besitz der Küste von Abessynien, somit Sperrung der Straße von Bab el Mandeb! Das Netz, das Frankreich zum Binnenstaat macht, und die neue Weltlinie ist fertig! Ob der honorable Sir Charles Wood wohl der geeignete Mann sein wird dazu?! – Aber ich deute, wir können ihnen einige Etappen auf dieser neuen Weltstraße verlegen. Ich danke Ihnen für diese Mittheilung, und – wenn Herr Labrosse auch augenblicklich keine Revange dafür sieht, er möge überzeugt sein, daß ein Bonaparte die Erinnerung an dieses Programm nicht aus den Augen verlieren wird. Sie haben mir gesagt, daß Sie Frankreich nicht zum längeren Aufenthalt gewählt haben, und ich will nicht fragen und wissen, wohin Sie sich wenden, aber jeder Wunsch an mich unter der heutigen Unterschrift wird stets die möglichste Beachtung finden. Es ist mir lieb gewesen, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Name die Kinder in der Wiege in England schon erzittern machte und – – sein Sie vorsichtig, nicht in die Hände Ihrer Feinde zu fallen.«

Der Kaiser machte eine leichte verabschiedende Bewegung und begleitete den Fremdling höflich bis zu der Thür des Kabinetts, – aber er reichte ihm nicht die Hand.

»Lassen Sie Graf Boulbon diesen Herrn bis zu der Stelle sicher zurückgeleiten, wo er ihn traf, und schicken Sie nachher den Kapitain zu mir. Bis dahin – lassen Sie seinen Diener eintreten.«

Er saß wieder nachdenkend in seinem Sessel und strich mit der Linken seinen Bart. »Dieser Montauban verdiente – General-Kommissair bei einer Landung in England zu sein! – Für Eugenie wird das Changement der Perlen stets ein kleines Beruhigungsmittel sein, wenn man ihre Sympathieen für Rom ein wenig beschneiden muß. – Ah – kommen Sie näher Freund! – Sie heißen?«

»Bonifaz Cornoche aus Avignon!«

»Sie waren ein Diener des in Mexiko gefallenen Grafen Raousset Boulbon?«

»Ich diene seiner Familie seit länger als zwanzig Jahren, Sire!«

»Ich weiß, daß Sie ein treuer Diener sind. Treue Diener muß man ehren, wie gute Soldaten im Dienst. Ich bewillige Ihnen das Kreuz!«

»Sire . . . diese unverdiente Gnade . . . «

»Sie haben auch Ihre Feldzüge gemacht – in Algerien, in Mexiko, in China, gleichviel unter welchem Namen und Rang. Wie lange waren Sie mit dem ältern Grafen Boulbon in Amerika?«

---

<sup>1</sup>Palmerston.

»Drei Jahre, Sire, – ich war drei Jahre von Frankreich abwesend – ich ging mit meinem Herrn nach der Katastrophe vom 2. December . . . «

Der Kaiser winkte ihm unterbrechend. »Sie sind also Zeuge gewesen von dem Tode des Obersten Grafen Boulbon bei seiner Expedition in die Sonora?«

Der alte Avignote wollte eine Bewegung machen, als kratzte er sich in den grauen Haaren, aber er besann sich, in welcher Gegenwart er sich befand und ließ die Hand wieder sinken.

»Ich grade nicht, Sire – aber Kreuzträger, Bras de Fère und Wonodongah, der junge Comanche – drei vortreffliche Bursche, von denen ich den zweiten in China wieder getroffen habe. Er ist Vormund über den jungen Kapitain so gut wie ich, und das erinnert mich, Eurer Majestät zu danken für die Bestätigung des Brevet für meinen jungen Herrn. – Ich war damals leider bei der Gräfin, aber es ist so gut als wäre ich dabei gewesen, denn das Wort Eisenarms ist so wahr wie reines Gold.«

»Um solches scheint es sich allerdings zu handeln. Man hat mir gesagt, daß der Oberst Graf Boulbon bestimmt hat, sein Sohn solle zu einer gewissen Zeit gleichfalls nach Mexiko gehen und für Frankreich eine – dort von ihm entdeckte werthvolle Mine in Besitz nehmen.«

»Einen Placero, Sire! Nur wird es ein tüchtiges Raufen darum mit diesen Schurken den Apachen kosten, mit denen wir oft genug an einander gerathen sind. Aber ich versichere Euer Majestät, daß dieser Placer wohl der Mühe lohnt!«

»So haben Sie ihn selbst gesehen, und wissen seine Lage?«

»Nein, Sire, aber Eisenarm weiß es und er hat mir Proben mitgebracht, damals an den Bonaventura und auch nach China, die alle Zweifel bei mir beseitigt haben. Pures Gold sage ich Ihnen! Ich habe ein Stück bei unserer Ankunft aus Aegypten hier verkauft für die Equipirung meines Mündels, und der Goldschmied, dem ich es anbot, hätte mich gern mit mehr solchen Käufen übers Ohr gehauen.«

»Sie hätten sich sollen an die Bank oder Münze von Frankreich damit wenden.«

»Ein ander Mal Sire, man kann nicht Augen genug haben gegen solche Schurken. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, hätte ich gewiß nicht ruhig zugesehen, daß Eisenarm so mir nichts dir nichts Ihrem geizigen General die schöne Goldstufe für die Aufhebung des Bischen Arrests an Louis zurückließ. Indeß er meinte, es gäbe genug des Zeugs da drüben.«

Der Kaiser strich mit der Hand über die Stirn – er schien manchmal zu glauben, er spräche mit einem Wahnsinnigen, überzeugte sich aber in dem sonst so einfachen und doch schlaunen Wesen des ehemaligen Sackträgers von Avignon, daß er nur mit einem Original zu thun habe.

»Wissen Sie, daß Frankreich eine Flotte nach Mexiko zu senden im Begriff steht?«

»Man spricht davon, Sire, und auch die englischen Puddingfresser, die ihre Nase überall dabei haben müssen, und die steifen Dons.«

»Sie sprechen mit wenig Zuneigung von den beiden Nationen!«

»Bah, als ob ich sie nicht hätte zur Genüge kennen lernen, da drüben und hüben. Aber ich dachte mir, denn der Oberst sprach immer mit vieler Achtung von Ihrem Verstande Sire, daß Sie schon die beiden andern Hunde zur rechten Zeit wegbeißen würden von dem Knochen, wenn Sie nur erst erfahren hätten, wie fett der Bissen ist!«

»In der That! Also hätten Sie Lust, mit Ihrem jungen Herrn die Expedition nach Mexiko mitzumachen?«

»Mit dem Kapitain Sire? Bis ans andre Ende der Welt. Aber es wird besser sein, Sie lassen erst dort das Terrain säubern und behalten ihn noch so an zwei Jahre hier, denn die Kugeln

dieser mexikanischen Banditen, namentlich des Gefleckten, und die Fieber in den Sümpfen zwischen Veracruz und Puebla könnten nur ihn zu Schaden bringen, ehe er ein Recht hat von Eisenarm die Erbschaft für Frankreich zu fordern.«

»Wann findet dieses Recht statt?«

»In zwei Jahren Sire, an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag. So hat es mein verstorbener Herr gewollt und haben wir es mit einander abgemacht.«

»Und der Kapitain weiß, daß er das Recht in zwei Jahren haben wird? also im Jahre 1863?«

»Keine Sylbe weiß er davon, keine Ahnung hat er von all den Reichthümern. Er weiß nur, daß er die Freunde seines Vaters in zwei Jahren in Mexiko aufsuchen muß, um von ihnen seinen letzten Willen zu erfahren.«

»Aber werden Sie die Männer, die Bewahrer dieses Geheimnisses auch wiederfinden?«

»Bah Sire, Sie kennen Eisenarm nicht! Er wird an dem bestimmten Tage in Puebla sein an den Altarstufen der Kathedrale, so sicher wie Sie in Paris sind.«

»Hoffentlich! aber es könnten Umstände eintreten, die es schon früher wünschenswerth machen, seinen Aufenthalt zu erfahren und ob dieser Führer noch am Leben ist. Jeder Mensch ist sterblich.«

»Das ist wahr, und Sie müssen mir versprechen, in diesem Fall die Täuschung meinen Mündel nicht entgelten zu lassen. Eben darum haben wir uns entschieden, ihm Nichts vorher in den Kopf zu setzen von Hoffnungen. Wenn sich's erfüllt, wird es nicht zu viel sein, wenn Sie einen Marschall von Frankreich aus ihm machen. Er braucht zwar, wie ich mich überzeugt, dazu nicht viel zu lernen, – aber er hat bereits allerlei Allotrias im Kopf, grade wie sein Vater, und ein ernstes Studium hält die jungen Leute von vielen unnützen Dingen ab. – Uebrigens Sire, was Sie mir da sagten, daß wir Alle sterblich sind und daß das Geheimniß auf zwei Augen ruht, so vergessen Sie ganz, daß auch der große Jaguar der Comanchen unsern Schatz bewacht und daß wir ihn aufsuchen könnten.«

»Aber wie eine Person finden in einem Lande, das drei Mal größer ist als ganz Frankreich?«

»Ich habe die Gelegenheit gehabt, auf unserer Ueberfahrt von China die Bekanntschaft von zwei Trappern der amerikanischen Wildniß zu machen, die nächstens nach Amerika zurückkehren wollen, an den Colorado, jedenfalls nach den Prairien, und ich möchte wissen, wen ein Prairiejäger nicht finden würde, sobald er auf eine Spur verwiesen ist, und sollte der Raum zehnmal größer sein, als Frankreich, obschon es dort drüben keine Wegweiser giebt. Darf ich dem jungen Kapitain von der Ehre sagen, davon mich Euer Majestät durch diese Unterredung gewürdigt haben?«

»Ich werde das Nöthige ihm selbst sagen – noch in dieser Stunde.«

»Ich danke Ihnen dafür Sire, denn Louis darf mich nicht auf falscher Fährte ertappen und Mißtrauen gegen mich hegen. Gott erhalte Sie Sire, und verleihe Ihnen Sieg über alle Ihre Feinde, denn ich zweifle nicht, daß es auch stets die Feinde Frankreichs und der heiligen Kirche sind, über die man jetzt etwas locker denkt, als wären wir Ketzer, wie die Engländer oder die Deutschen. Kann ich abtreten Sire, denn ich darf nicht vergessen, daß ich für Louis noch allerlei Dinge auf morgen zu besorgen habe?«

Der Kaiser winkte ihm freundlich die Entlassung und während Bonifaz sich entfernte, murmelte er: »Wenn ein Herr stets so treue und uneigennützig Diener fände, wie Mocquard und dieser Avignote sind, müßte das Herrschen leicht sein! – Ich weiß nicht, aber diese Unterredung, obschon sie nur meiner Neugier über die Andeutungen des Generals dienen und mich

von ernsten Dingen abwenden sollte, hat doch meine Nerven aufgeregt. Wenn es wahr sein könnte – diese Nachricht von einem unermeßlichen Goldlager! – Freilich, die Geheimnisse der Natur bleiben ewig neu und unerforscht, wie die Menschen unersättlich. Welche dann unbestrittene Weltherrschaft Frankreichs – ich wünschte fast, ich hätte jenen Trapper, von dem der Avignote erzählte, selbst befragen können!« Er strich mit der Hand langsam über Stirn und Mund, als wolle er den Gedanken verscheuchen und zur Wirklichkeit zurückkehren. »Bah – es ist eine Fabel, wie die vom ganzen Lande Golkonda oder den Diamantenfeldern Brasiliens. Diese sind für die Könige allein in den Taschen des Volks zu finden, wenn sie klug und – vorsichtig sind.« – Er griff nach einer Handschelle und bewegte sie.

Als der Huissier eintrat, sagte er kurz: »Der Adjutant vom Dienst, wenn er bereits zurückgekehrt ist.«

»Der Herr Kapitain erwarten die Befehle.«

»Dann soll er noch einige Augenblicke zu mir kommen und schicken Sie zu Ihrer Majestät der Kaiserin. Ich würde heute Abend noch die Ehre haben, sie zu sehen. Gutenacht dann – ich brauche keine Hilfe beim Coucher.«

Er winkte. Der Huissier öffnete bald darauf dem Adjutanten die Thür des Kabinetts.

---

Es war am Sonntag den 6. Oktober Nachmittags 6 Uhr, als König *Wilhelm* von Coblenz und Cöln mittels Separattrains in Compiègne eintraf. Der preußische Gesandte war seinem Monarchen schon bis zur Grenze entgegengereist, und begleitete ihn von dort mit dem zur Begrüßung dahin gesandten Marschall *Vaillant* und General *Frossard*. König *Wilhelm* war von keinem seiner Minister sondern von den Generaladjutanten General Freiherrn v. *Manteuffel*, dem damaligen Chef seines Militair-Cabinetts, General von *Alvensleben*, den Flügeladjutanten Oberst v. *Boyen*, Major Freiherr v. *Steinäcker* und Rittmeister Freiherr v. *Loë*, außerdem von dem Chef des Civilkabinetts Geh. Rath *Illaire* begleitet.

Als der Zug auf dem Perron in Compiègne anfuhr, erwartete ihn dort bereits seit einer halben Stunde der Kaiser und beide Monarchen begrüßten sich auf das Freundlichste. Beide trugen Civilkleidung, ebenso ihre Umgebung, die aufgestellte Ehrenwache war von den Gardezuaven, die Tambours schlugen den Feldgruß, und die Musik spielte, und der Kaiser geleitete sofort seinen erlauchten Gast, nachdem er ihm seine Begleiter, die Generäle Duc de Montebello und Fleury vorgestellt hatte, mit diesen zum Wagen. Die Persönlichkeit des Königs in seiner hohen militairischen Haltung und seinem frischen gesunden Aussehen machte einen sehr günstigen Eindruck auf alle Personen, die Zutritt auf den Perron gefunden hatten, sowie bei dem ganzen Publikum; – die Erscheinung des Kaisers war die bekannte, von den Parisern oft gesehene, nur schien es ihm einige Beschwerden zu machen, sich grade und stramm zu erhalten.

Die Equipagen des Gefolges schlossen sich dem Wagen der beiden Herrscher an.

Nirgends in der Stadt sah man französische oder preußische Fahnen, dagegen die Köpfe zahlloser Neugieriger und verschiedene Anstalten zu einer Illumination, denn der Municipalrath von Compiègne hatte dem Maire einen unbeschränkten Credit für den Empfang des fürstlichen Gastes eröffnet.

Die Equipagen, es waren Isabellen mit Jockeys und Vorreitern in der beliebten Livrée des Marstalls der Kaiserin: Hellblau mit Silber, fuhr an der großen Freitreppe des Palastes vor.

Am Fuß dieser Treppe erwartete die *Kaiserin Eugenie* mit ihrem Sohn und der Prinzessin *Anna Murat* den königlichen Gast ihres Gemahls. Die Kaiserin hatte ein großes Gewicht auf diesen Besuch gelegt. Es ist bekannt, wie sehr sie sich schon bemüht hatte in den Kreis der fürstlichen Frauen von legitimer Herkunft eingereiht zu sein, und daß die Königin von England und die Königin Isabella die Einzigsten waren, mit denen sie bisher als Souverainin in persönlicher Verbindung gestanden hatte.

Hinter der Kaiserin befand sich ihr Hofstaat, auf jeder Stufe der prächtigen Ehrentreppe stand ein Soldat der kaiserlichen Guiden in der schönen Uniform dieses Elitecorps, bis hinauf zum Foyer.

Das ganze Arrangement erinnerte Augenzeugen unwillkürlich an jenen Empfang der Königin Victoria bei ihrem ersten Besuch Deutschlands in dem preußischen Königsschlosse zu Brühl.

Es geschah damals, im Jahr 1846 – nachdem die große Freundschaft zwischen der Königin Victoria und Louis Philipp etwas einen Riß bekommen hatte durch die spanische Heirath mit seinem Sohn, daß die Königin den Rhein besuchte und jene Scene auch an der berühmten Ehrentreppe im Portal des brühler Schlosses spielte, dem früheren Besitz des Marschall Davoust und der 4. Cohorte der Ehrenlegion wobei der *Prince consort* von der Königin von Preußen die Lection in der Höflichkeit erhielt, welche die Herrscherin des hochmüthigen Englands in die napoleonischen Arme trieb und mit dem Kriege in der Krim jene letzte Rose von Charlottenhof bezahlen machte.

Auch die Besuche Derer auf den Thronen haben ihre Geschichte! Ob wohl auf der Freitreppe von Compiègne der künftige Sieger von Sedan und Paris der englischen Liebe für Preußen gedachte!? –

Die Kaiserin, immer berühmt auf Kosten der französischen Finanzen durch die Eleganz und den Geschmack ihrer Toilette, trug bei dem Empfang eine Robe hellgrüner Seide mit Bouquets und eine Spitzen-Mantille. Das ›Kind von Frankreich‹ das damals bereits  $5\frac{1}{2}$  Jahr zählte, hatte nach der lächerlichen, sich damals für die Kinder anbahnenden sogenannten Abhärtungs-Methode schottische Tracht, diese Kleidung, die in unserm Klima schon gegenwärtig so viel Siechheit anrichtet.

Die Kaiserin hatte Diamanten im Haar, sie hielt in der Hand ein Bouquet mit den Blumen der Napoleoniden, den Veilchen. In Mitte dieser Veilchen aber sah man jene bescheidene Lieblingsblüthe des Königs Wilhelm, die jeder seiner Unterthanen kennt und deshalb ehrt: die einfache Kornblume.

Es war dies, wie nicht zu verkennen, offenbar eine Courtoisie gegen den erlauchten Gast.

Der König trat sofort, als er den Wagen verlassen, auf die Kaiserin zu, empfing ihre Begrüßung und küßte ihr als Kavalier die Hand. Dabei klopfte er das Kind, das 9 Jahre später seine ersten Kugeln von den Höhen bei Saarbrücken her gegen ihn versuchen mußte, freundlich auf die Wange; dann bot er der Kaiserin Eugenie seinen Arm und geleitete sie chevaleresk die Treppe hinauf; der Kaiser Louis Napoleon folgte mit der Prinzessin Murat und führte nach der Verabschiedung von den hohen Damen seinen erlauchten Gast selbst bis zu der Flucht der für ihn und sein Gefolge bestimmten Gemächer.

Es waren dies 6 Zimmer und 11 Salons, meist mit den kostbaren Gobelins tapeziert, an denen die französischen Schlösser so reich sind. In dem Schlafgemach des Königs stand dessen Bett zwischen zwei lebensgroßen Bildnissen des Kaisers und der Kaiserin. Man sieht, daß der

Beherrscher Frankreichs kein Zeichen der Aufmerksamkeit unterlassen hatte, seinen hohen Gast zu bestechen.

Nach einer Stunde holte der Kaiser selbst den König ab, um ihn zu dem aus nur 20 Couverts, also dem engsten Cirkel des Hofes bestehenden Diner zu geleiten. Nach der Tafel sollte das Curée, diese etwas läppische Nachahmung der alten Waidmannssitten stattfinden, für welche die Franzosen überhaupt keinen Sinn haben, die nur das Wild vom Bratspieß her zu lieben und zu suchen pflegen. Die pariser Sonntags-Jäger sind noch viel abgeschmackter, als es die deutschen sind.

Das Curée in Compiègne bestand in einer Koppel von 50 Jagdhunden, welche unter Hörschall von den Piqueurs nach dreimaligem Versagen auf ein Stück Wildfleisch losgelassen wurden. Der ganze Hof und ein zahlloses Publikum wohnte diesem Schauspiel von der glänzend erleuchteten Terrasse aus und im Kreise vor derselben bei.

König Wilhelm ist selbst ein Verehrer und Liebhaber der ächt deutschen Gewohnheiten der Jagd, und er hätte schwerlich jenem Gesetz der Aufhebung der Jagdberechtigung, diesem Raub an dem gesetzlichen Eigenthum vieler Unterthanen, darunter Wittwen und Waisen, dieser liberalen Schmach des Ministeriums Pful beigestimmt, wenn er damals schon die Macht dazu gehabt hätte. Er liebt es, selbst als Jäger thätig zu sein, scheut keine körperlichen Anstrengungen dabei, und ist ein bewährter Schütze; bei diesem Schauspiel zog er es aber natürlich vor, sich mit seinen kaiserlichen Wirthen und den vorgestellten Personen zu unterhalten. Namentlich war es die Kaiserin selbst, die zu diesem Schauspiel bereits die Toilette gewechselt hatte und eine rosafarbene sehr duftige Robe trug mit weißen Blüthen im Haar, mit der er sprach.

---

Der Streit der Meute um das blutige Stück Wildfleisch schien die Zuschauer wenig zu interessiren, und sie zerstreuten sich bald in Gruppen auf der Terrasse und auf den Wegen zum Park. Auch die Menge suchte offenbar das interessantere Schauspiel in den Personen der glänzend erleuchteten Terrasse, nicht bei den Piqueurs und den Hunden. —

Zwei Männer schritten auf einem der breiten Gänge des Gartens in der Conversation nebeneinander her, die mit jedem Augenblick fesselnder für sie zu werden schien. Sie gehörten offenbar Beide zu den distinguirten Kreisen und waren Militairs, obwohl sie Civilkleider trugen. Obschon allen ächten Soldaten diese Tracht stets eine Art ungewohnter Gène ist, sah man an den Bewegungen der beiden Spaziergänger, daß nicht bloß das Feldlager und der Paradeplatz, sondern auch das Parket ihnen ein gewohnter Boden sein mußte.

Wir sind nicht allgegenwärtig in den Kabinetten der Fürsten und bei den Unterredungen der großen Staatsmänner der Gegenwart, wie unser berühmter Kollege mit dem russischen Pseudonym, wir haben auch niemals einer solchen Unterredung des Czaren in einem Kamin des Schlosses von Berlin beiwohnen können, die dem spekulativen Erfinder des berliner Droschkenfuhrwerks einst schließlich ein Niesen vom Ruß des Schlotens und eine gehörige Portion Kosackenkantschuh zugezogen — hätte! Wir sind bloß als bescheidener erster Vorgänger des deutschen Zeitromans auf die Phantasie und die Combination des Romanschriftstellers beschränkt, ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit oder Schmähen gegen unsere klügeren und renommirteren Herren Kollegen machen zu wollen, wie etwa die Herrn Dumas und Macquet, Scott, Cooper und Samarow, weil sich irgend einmal eine Figur, die wir vom Verleger bezahlt

nahmen, zu ihnen verlaufen hat, – ein abscheulicher Diebstahl, dem sich selbst unser großer Schiller mit seinem Demetrius gefügt hat, ohne die Leipziger und Stuttgarter Advokaten zu bereichern – wir bitten also unsere Leser, die nachfolgende Unterredung auch nicht aus ›Cäsars Ende‹, sondern aus Cäsars Glanzperiode und auch nur als das zu betrachten, was sie wirklich ist und sein soll: – das freie Recht des Romantikers, der in der Form des Dialogs wichtigeren Hintergrund zeichnet.

---

»Wir freuen uns auf die Ehre, Herr Marschall, Sie in Königsberg und in Berlin wiederzusehen,« sagte der Eine der beiden Spaziergänger in elegantem aber offenbar nicht nationalem Französisch. Es war dies ein großer schlanker Mann im Anfang der Fünfziger, sein Gesicht hatte etwas Eigenthümliches: die breite, etwas finstere Stirn umgeben von einem noch sehr vollen Haarwuchs, darunter starke Brauen, die Gesichtsform etwas gepreßt, das tiefliegende Auge beobachtend, prüfend und klug. Man sah es dann zuweilen mit einer gewissen Vorsicht und Ueberlegenheit aufleuchten – kurzum auch der schärfste Menschenkenner wäre in Zweifel geblieben, ob er in dem Manne mehr einen befähigteren Diplomaten oder einen größeren Soldaten suchen sollte.

Einen ähnlichen und doch verschiedenen Eindruck machte der Zweite der Promenirenden, ein Mann von mittlerer Größe, fast gleichem Alter und jener fast theatralischen Eleganz in den Bewegungen, die den Soldaten der französischen Nation niemals fehlt. Er hatte etwas Leidendes in dem runden Gesicht und einen melancholischen Ausdruck in den Augen.

»Es ist sehr liebenswürdig von Seiner Majestät dem Kaiser gewesen und der König weiß dies vollkommen zu würdigen, daß ein so berühmter und glücklicher Feldherr mit dieser Mission betraut worden ist. Sie kennen unsern Norden noch nicht?«

»Der Herr General wissen wahrscheinlich, daß meine militairische Thätigkeit bis jetzt nur Gelegenheit hatte, im Süden verwendet zu werden; Antwerpen war der nördlichste Schauplatz, schon fünf Jahre, nachdem ich als Lieutenant in die Armee trat. Ich glaube, unsere militairische Karriere hat ziemlich zu gleicher Zeit begonnen.«

Der Preuße verbeugte sich höflich. »Nur daß sie andere Wege nahm. Der Name des Herrn Marschall ist bereits ein weltbekannter. Sie haben das Glück gehabt, fast nie ein Soldat des Friedens gewesen zu sein. Die Schlachtfelder von Algerien, der Krim, der Lombardei waren Stationen von so hoher Bedeutung, daß man sich ihrer stets erinnern muß.«

»Das waren glückliche Chancen für einen Soldaten, die in den politischen Verhältnissen lagen. Aber ich weiß auch, daß während mich in dieser Weise das Glück begünstigte, Sie Gelegenheit hatten, ebenfalls große Erfolge zu erreichen. Ich möchte fast fürchten, daß der Frieden von Paris und der von Villafranca durch gewisse Missionen sehr gefördert wurden. Seien wir also dem Schicksal dankbar, das König Wilhelm gestattet, seine große Mission einer Einigung Deutschlands in friedlicher Weise zu verfolgen. Eine Politik der Hand am Schwert und richtige Wahl von Bundesgenossenschaften erzielt oft größere Erfolge als eine bloße Schlacht.«

Der Andere machte eine leichte zustimmende Bewegung.

»Seien wir aufrichtig, Herr Kamerad,« fuhr der Marschall fort – »was haben wir im Grunde von unseren Siegen in der Krim und am Mincio gehabt? – Höchstens die Stärkung des englischen Einflusses und ein neues ziemlich undankbares Italien, das uns noch immer zwingt,

auf Posten zu stehen, wenn wir nicht erleben wollen, daß das Oberhaupt unserer eigenen Religion selbst seiner Existenz und Freiheit beraubt wird. Der Einfluß Frankreichs auf die orientalischen Fragen ist nur ein künstlicher – und Sie werden doch nicht glauben, daß eine so unbedeutende Erwerbung unserer natürlichen Gränze am Mont Cenis als ein Aequivalent für Frankreichs große Opfer angesehen werden kann.«

»Sie sprechen offen, Herr Marschall!«

»Warum dürfte es der Soldat nicht zum Soldaten thun. Wir werden hoffentlich niemals Gelegenheit haben, mit dem Schwert uns gegenüber zu stehn. Der Kaiser ist voll aufrichtigster Gesinnung für Preußen und König Wilhelm. Er wünscht lebhaft, daß Preußen die gebührende Stellung einnimmt in Deutschland und sich arrondirt, – selbst auf Kosten Oesterreichs.«

Der General schwieg.

»Sie *müssen* Norddeutschland haben und eine Flotte. Aber hiezu gehören die Nordseeküsten. In einem Kriege gegen Dänemark, der jedenfalls nicht ausbleiben kann, würden Sie die Herzogthümer nehmen, über die man jetzt so viel polemisiert.«

»Und England?«

»Ja, diese Besitznahme würde allerdings ein Schlag gegen England sein, den man dort fürchtet. Haben Sie schon die ›Times‹ gelesen und mit welchem Hohn diese englische Presse gegen die Begründung einer preußischen Flotte polemisiert? Aber Sie werden keine Weltstellung einnehmen ohne eine Flotte, und dazu gehört eben ein Besitz an der Nordsee. Auch der Kaiser ist dieser Meinung.«

»Ich zweifle nicht.«

»Die Ostseeküsten sind flach, Sie würden sich also dort selbst gegen englische Schiffsdiversionen decken können. Und von der Nordsee her würde Ihnen Frankreich den Rücken decken gegen alle Landungen. Das eben fürchtet man in England.«

»Meinen Sie?«

»Was nun Mitteldeutschland betrifft, so denke ich, daß Oesterreich schwerlich gegen Ihre Ausdehnung, Ihre Arrondirung Preußen's von der Weichsel bis zum Rhein etwas Erhebliches thun könnte. Es sind dies ohnehin Ihre natürlichen Gränzen, die Sie über kurz oder lang haben müssen.«

»Die Weichsel berührt nur im letzten Viertel preußisches Gebiet, Herr Marschall!«

»Ich weiß es – sie läuft meist in Polen. Aber Rußland würde mit dem linken Weichselufer eine große Last, eine ewige Wunde los werden, und ich kann Ihnen im Vertrauen sagen, daß die Polen es für sehr wünschend werth halten, im Fall sie nicht ein eigener selbstständiger Staat werden können, daß wieder ein Herzogthum Warschau hergestellt wird.«

»Sie beweisen augenblicklich dies wenig – in unserer Provinz Posen.«

»Oh – das liegt wohl an anderen Verhältnissen. Eine ernste Asylverweigerung im Hôtel Lambert und die bestimmte Erklärung, daß eine polnische Revolution gegen unsere Verbündeten nicht auf französischen Beistand zu rechnen hat, würde diese Heißsporne, die sich nur auf Frankreich und England verträsten, sehr bald und voll zur Ruhe bringen.«

»Wir haben in unserer Combination ganz Oesterreichs vergessen.«

»Bah – Oesterreich ist ein sich selbst zersetzender Staat. Zweifeln Sie daran? Es mag seine Macht und Entschädigungen an der Donau abwärts suchen. Metternich fühlt das selbst und sucht vergeblich den Kaiser für diese neue Triasidee zu gewinnen, die man jetzt an Ihrem Bundestage, diesem ewigen Hemmschuh für die preußische Entwicklung plaidirt. Ich

glaube kaum, daß der Kaiser selbst dagegen sein würde, wenn König Wilhelm das ganze Deutschland etwa bis zur Mainlinie in Anspruch nähme, indem er dafür einen zuverlässigen Bundesgenossen an Frankreich zu gewinnen suchte.«

»Wäre dies Alles?«

Der Marschall nahm vertraulich den Arm seines Begleiters.

»Nun es versteht sich von selbst, daß wir um eine beiderseitige gesicherte Position zu gewinnen – die natürliche Gränze regeln, die Deutschland oder vielmehr dann Preußen von Frankreich scheidet; – es kann Nichts von der Natur mehr dazu Bestimmtes und Günstigeres geben, als den Rhein. Colmar, Straßburg, Belfort gehören ohnedies ja Frankreich an, die Mosel- und Saarlinie bilden nur die natürliche und politische Fortsetzung. – Das ist eben jene naturgemäße politisch richtige Verbindung, welche die Engländer fürchten. Darum verhöhnen sie Ihre Flottenbestrebungen und weisen Sie allein auf die Armee

zurück. Sie erhoffen in dieser eine Verbindung gegen uns, gerade wie sie einst die hessischen Regimenter gegen die Nordamerikaner kauften.«

Der General blieb plötzlich stehen, zog seinen Arm aus dem seines Begleiters und sah diesem voll ins Gesicht.

»Sie glauben doch nicht Herr Marschall, daß ein König von Preußen im Dienste Englands marschiren würde?«

»Bewahre – aber ich fürchte, Sie mißverstehen mich. Die englische Presse thut freilich so, denn sie spricht ganz offen aus, daß England bei einem Kriege gegen Frankreich Subsidien verweigern würde, wenn der Bundesgenosse nicht blindlings nach dem britischen Kommando und Interesse handelte, sondern einen eigenen Willen zeige. Lesen Sie erst selbst diese Sprache und sagen Sie mir, ob die englische Unverschämtheit die preußische Politik nicht grade behandelt, wie eine ihr bereits verpachtete Domaine. – Dies Alles ist nichts Anderes, als die Besorgniß vor einer verbundenen Küste von Memel bis Bordeaux, vom Niemen bis Biarritz und zu den Pyrenäen, denn das hieße die Ausschließung der englischen Krämer-Interessen vom Kontinentalmarkt, jene Idee, die schon Napoleon I. hegte und die man so wenig zu würdigen verstand; freilich mag seine eigene Tyrannei daran die Schuld getragen haben, aber der Kaiser Louis Napoleon sein Neffe ist zu klug, um nicht die Selbstständigkeit der Nationen dabei zu achten. Ueberdies ist der Handel für die Bedürfnisse des ganzen Continents, welche sonst England berühren mußten, ein anderer geworden. Die Eisenbahnen verbreiten jetzt die Erzeugnisse der Levante und Indiens leicht durch ganz Europa, Aegypten baut selbstständig Baumwolle, ja wir erleben, daß England selbst Baumwolle von den rheinischen Magazinen kauft, und durch den von Frankreich gebauten Suez-Kanal werden die Erzeugnisse Indiens einen ganz andern Weg nehmen als damals, nämlich durch Italien, Deutschland und Frankreich. Schon aus diesem Grunde werden auch Sie sich der Anerkennung Italiens nicht länger entziehen können.«

»Es sind dies politische Fragen, die sich – unserer Beurtheilung entziehen. Der weltliche Vortheil kann nicht Thaten der Beraubung und der Ungerechtigkeit in das Gegentheil verkehren. Seine Majestät der König ist ein sehr gewissenhafter Herr und denken sehr religiös.«

»Deshalb findet auch die Beraubung des Oberhauptes der katholischen Christenheit bei ihm keine Zustimmung, alle guten katholischen Christen wissen das, und setzen deshalb große Hoffnungen auf ihn,« sagte hastig der Herzog.

»Verstehen wir uns recht Herr Marschall,« entgegnete der General. – »Seine Majestät der König denken in dieser Beziehung ganz evangelisch über die weltliche Macht der Kirche. Er schätzt aber Papst Pius persönlich.«

»Um so leichter wird eine Uebereinstimmung Frankreichs mit dem politischen Oberhaupt Deutschlands auch diese schwierigen Fragen lösen können. Das linke Rheinufer ist ja größtentheils so streng katholisch wie Belgien, und selbst in Holland sind zahlreiche Elemente dafür, so daß also eine Rheingränze . . . «

Der General war wiederum stehen geblieben und hatte sich zum Rückweg gewandt.

»Ueberlassen wir also getrost diese Entwicklung der Zukunft,« sagte er, »dem Willen und der Weisheit Gottes.«

Etwas frappirt folgte ihm der Marschall. »Ich stimme darin ganz mit Ihnen überein. Auch die weiseste Vorsorge der Völker und ihrer von Gott eingesetzten sichtbaren Leiter können eben nur den Entscheidungen Gottes die Wege bahnen. Ich hoffe sicher in dieser Beziehung ohne einen neuen Weltbrand und Umsturz Ihren Königlichen Herrn noch als Kaiser von Deutschland, und Preußen als Territorialmacht zu begrüßen, die das europäische Gleichgewicht sichert. Ich werde mich stets freuen, mit dem Manne, der schon so geschickt in die politischen Verhandlungen der Staaten eingegriffen hat, so vertraulich über diese Verhältnisse conversirt zu haben. Was meinen geringen Einfluß auf die Stimmungen in Frankreich betrifft, so rechnen Sie stets auf meine Sympathien für die preußische Armee und Flotte.«

Der General machte wieder eine höfliche Verbeugung und wandte das Gespräch, ohne daß es den Anschein eines Abbrechens von den bisherigen politischen Fragen gewann, auf die Umgebung und die Arrangements der für den nächsten Tag bestimmten Festlichkeiten und die bevorstehende Krönung in Königsberg.

---

Es war bereits Mitternacht, als sich die hohe Gesellschaft trennte. Der Herzog von Magenta hatte sich beeilt, auf einen Wink der Kaiserin seine Gemahlin aus ihren Gemächern abzuholen, um sie nach den ihnen selbst angewiesenen im linken Flügel des Palastes zurückzuleiten.

Es ist bekannt, daß die Gemahlin des Marschalls Mac Mahon eine sehr eifrige Katholikin ist und voll Ehrgeiz, die mit einem gewissen Fanatismus an der Abstammung ihres Gemahls von einem jener fabelhaften milesischen Königsgeschlechter hängt, die schon zu Zeiten des Romulus die Smaragd-Insel beherrschten. Die Vorfahren des Marschalls sind erst 1688 in Frankreich von Irland eingewandert, welches sie ihrer politischen und religiösen Ansichten wegen verliehen, sein Vater war bereits Pair von Frankreich, und einer der persönlichen Freunde Karl X. Dies erklärt auch gewisse legitimistische Sympathien und seine Abneigung gegen England. Brachte doch die napoleonische Presse im Jahr 1860 häufige Andeutungen, daß es nicht so unmöglich sei, daß der Abkömmling der alten milesischen Könige demaleinst unter gewissen Umständen den Thron seiner Väter wieder besteigen könnte. –

In dem innern Salon der Kaiserin wandte diese sich sofort zum Marschall.

»Verweilen Sie noch einen Augenblick Herr Herzog, ich habe der Frau Marschallin einen Auftrag des Kaisers auszurichten. Wann reisen Sie also nach Berlin ab?«

»Ich denke in vier Tagen.«

»Dann muß ich mich allerdings beeilen, denn die Zeit zu Bestellungen in Paris ist kurz. Ich hoffe, Ihre Vorbereitungen, Frankreich mit Glanz dort zu vertreten, sind zumeist getroffen?«

Der Marschall verbeugte sich: — — — — —

»Seine Majestät haben es durch den unbegrenzten Credit, den sie die Gnade hatten mir zu bewilligen, ermöglicht. Schade nur, daß die Lokalitäten unserer Gesandtschaft daselbst so beschränkt sind.«

»Aber ich habe die Zeichnung des Saals gesehen, den Sie zu Ihrem Ballfest anbauen lassen. Die Dekoration ist allerliebste. Und hier meine liebe Herzogin bin ich vom Kaiser beauftragt, Ihnen dies besondere Couvert für Ihre Toilette zu übergeben. Der Kaiser wünscht, daß diese Toilette die aller der preußischen Damen überstrahle, wie Ihr Name den ihren.«

Das Couvert enthielt 50,000 Franken.

»Und nun Herr Herzog, hier wartet Jemand, der sehr interessirt war, zu erfahren, wie uns dieses Haupt der deutschen Hohenstaufen gefallen hat.«

Die Portière einer Seitenthür öffnete sich und es erschien die Soutane des Priesters. Es war ein noch ziemlich junger Mann, aber die Tonsur bezeichnete ihn als einen bereits geweihten Priester.

»Treten Sie näher Herr Abbé Calvati,« sagte die Kaiserin. »Sie sollen auch alsbald die Antwort für Se. Eminenz haben. »Nun Herr Marschall, ich sah Sie lange mit einem der Cavaliere aus dem Gefolge des Königs Wilhelm sich unterhalten. Ich hoffe doch, daß es ein katholischer Herr war?«

Der Marschall zuckte die Achseln. — »Soviel ich weiß, gehört der General zu der protestantischen Kirche, und soll sogar ein sehr eifriger Protestant sein.«

»Dann ist es Dir gewiß nicht gelungen, Maurice,« sagte die Herzogin zu ihrem Gatten, »die Meinungen dieser Ketzer über die Beraubung Seiner Heiligkeit zu erforschen. Natürlich werden die Protestanten sich mit jedem Angriff gegen unsere Kirche einverstanden zeigen.«

»Ich glaube Sie irren Frau Gräfin,« sagte der Marschall etwas chagriniert darüber, daß die Kaiserin ihn zum Sprechen in Gegenwart eines Fremden nöthigen wollte — »wo es auf Eingriffe in die Rechte der Kirche, das heißt der Geistlichkeit ankommt, denkt die Orthodoxie beider Confessionen gleich. Selbst die Protestanten mißbilligen die Beraubung des Heiligen Vaters und bezeichnen sie als solche.«

»So sind wir also sicher, daß Preußen das sogenannte Königreich Italien nicht anerkennen wird?« frug der Priester. »Der König Franz wird als Krönungsbotschafter den Fürsten Carini nach Deutschland schicken.«

»Aber auch der König Victor Emanuel den Herzog della Rocca; die Politik Herr Abbé ist ein seltsames Feld und wechselt wie das Kriegsglück.«

Der Abbate verneigte sich höflich. »Das der Herr Marschall bisher stets an seine Fahnen zu fesseln verstand.«

»Bisher! — Ich hoffe dies im Interesse Frankreichs und der heiligen Kirche.«

»Der Kaiser,« sagte die hohe Frau, hat eine große Vorliebe für seinen hohen Gast und ich muß gestehen, daß seine Person auch mir einen Vertrauen erregenden Eindruck gemacht hat. Er hat etwas sehr Ritterliches und Gutmüthiges in seinem Gesicht! — Doch ich fühle heute noch

keine Lust zum Schlafen. Ich will es daher machen wie der Kaiser, und da Sie ja selbst halbe Spanierin sind, wie ich Frau Marschallin, wollen wir Beide unsere gewohnte Cigarette hier

nehmen und einige Augenblicke plaudern, bis die Frauen vom Dienst eintreten.« Ein Wink der Kaiserin, die sich in eine an dem ovalen Mitteltisch des Salons stehende Chaiselongue, ein Lieblingsmöbel der Kaiserin, lehnte, wies die Marschallin und die beiden Männer an, auf den gegenüber stehenden kurzen Sesseln sich niederzulassen.

»Wie kamen Sie zur Wahl Ihres Begleiters, Herr Marschall?« frug sie.

»Der Name verführte mich. Graf Pourtalès sagte mir, daß er das volle Vertrauen des Königs Wilhelm genießt. Es ist ein Vetter dieses Herrn, der Preußen bei dem Frieden von Paris vertrat.«

»Ah – ich erinnere mich, auf die Einladung des Kaisers, denn Preußen selbst hatte wohl einen sehr geringen Einfluß darauf. Aber diese deutschen Namen sind so schwierig auszusprechen.«

»Der damalige Ministerpräsident ist wie gesagt ein Vetter des Generals. Es ist ein ziemlich altes Geschlecht, das den Hohenzollern häufig verdiente Soldaten und Staatsmänner gab. Der General ist durch mehrfache diplomatische Sendungen nach Wien und Petersburg bekannt und soll in diesem Sommer noch für seine militairischen Ueberzeugungen ein Duell mit einem der preußischen Oppositionsführer gehabt haben.«

Die Kaiserin machte eine leichte Bewegung, als hege sie kein Interesse dafür. »Sind Sie eine Liebhaberin von Edelsteinen, Frau Marschallin?« frug sie.

»Wie alle Damen, – ich besitze einige werthvolle Familiendiamanten.«

»Dann vergessen Sie nicht, sich zu überzeugen, ob unter den Krondiamanten, welche die Königin tragen wird wie es heißt an einer Broche, sich auch jener berühmte Diamant befindet, welchem man den Namen ›der Regent‹ gegeben hat, und der eigentlich unserer Familie gehört.«

Die Marschallin blickte sie fragend an.

»Der ›Regent‹,« sagte die Kaiserin, die in allen Schmuckangelegenheiten vortrefflich Bescheid weiß, »ist einer der fünf großen Diamanten, die man kennt. Als der größte galt der des Großmoguls, der die Größe eines halben Hühnereies hat und 279 Karat wiegen soll, aber seit der Einnahme von Delhi spurlos verschwunden ist. Man sagt, daß ihn die Empörer versteckt oder zu Nena Sahib gebracht haben sollen, bis das Reich des Großmoguls wieder aufgerichtet wird. Der zweite ist der Kohinoor oder Berg des Lichts, der auf drei Millionen Rupien geschätzt wurde und dem Radschah von Lahore gehörte, bis er in den Besitz der Königin Victoria kam. Wie man hört, wird er bei der Ausstellung in London im nächsten Jahre zu sehen sein, der dann hoffentlich bald eine in Paris folgt. Der im Jahre 1741 in Brasilien gefundene 1680 Karat schwere, dem Kaiser von Brasilien gehörige, Stein ›Braganza‹ ist noch nicht geschliffen, weil man fürchtet, ihn dann als unächt zu erkennen. Der berühmte Diamant ›Orlow‹ in der russischen Krone soll das Auge einer Bramastatue in Indien und von einem holländischen Soldaten dieser geraubt worden sein. Die Kaiserin Katharina II. ließ ihn im Jahre 1778 in Amsterdam kaufen. – Dann kommt der ›Sancy‹, der seit 400 Jahren in Europa ist und Karl dem Kühnen gehörte, der ihn in der Schlacht bei Nancy trug. Ein schweizer Soldat fand ihn bei dem Erschlagenen, und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen. Im Jahre 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnoth für 100,000 Franken an einen Franzosen verkaufte, von dem ihn später Sancy erbte, nach welchem es den Namen führt. Als Sancy als Gesandter nach Solothurn ging, befahl ihm König Heinrich III., daß er ihm als Unterpand seiner Treue jenen Diamanten schicke. Der Marquis willigte ein, aber der

Diener, dem er vertraut war, wurde unterwegs angefallen und ermordet, hatte aber vorher den Diamanten verschluckt. Es ist eine seltsame Geschichte mit dieser Ermordung. Sie wissen, ich liebe seltsame Geschichten und deshalb weiß ich so genau Bescheid davon. Sancy ließ den Diener öffnen – man sagt, bei lebendigem Leibe, indem man an jener Ermordung zweifelte, und man fand den Diamanten in seinem Magen. Jacob II. von England, der letzte Stuart auf dem englischen Königsthron besaß diesen Diamanten 1688, als er nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwig XIV. und Ludwig XV., der ihn noch bei seiner Krönung trug. Im Jahre 1855 wurde er von dem Oberjägermeister des Kaisers von Rußland für eine halbe Million Rubel gekauft.«

»Aber von wem?« frug der Marschall.

Die Kaiserin sah lächelnd auf den Geistlichen.

»Doch wohl von seinem damaligen Besitzer – ich kenne nur die Daten. Er wiegt über 53 Karat und soll gegenwärtig im russischen Scepter sein. – Doch der Diamant, um den es sich hier handelt, der ›Regent‹ oder ›Pitt‹ so genannt, weil er durch den Engländer Pitt dem Regenten Herzog von Orleans verkauft wurde . . . «

»So könnten also die Orleans darauf Anspruch machen?« sagte den Stich von vorher erwidern, unbefangen der Abbate.

»Hochwürdiger Herr,« war die etwas spottende Antwort, »die Orleans erheben zwar sehr vielerlei Ansprüche, aber der Diamant gehörte Napoleon I., dem ihn die Preußen nach der Schlacht von Belle-Alliance raubten. Seitdem soll er sich im preußischen Kronschatz befinden, obschon aller anderer Raub an Frankreich im zweiten Pariser Frieden zurückgegeben werden mußte, bis . . . «

»Sie unterbrach die Fortsetzung der Worte, nur war der römische Geistliche nicht so discret, sondern sagte leise:

». . . bis Frankreich die Gelegenheit hat, ihn wiederzuholen, wie manches andere ihm genommene rechtmäßige Gut, z. B. den Schatz der heiligen drei Könige am Rhein.«

»Still, still – keine Politik, Herr Abbé,« sagte die Kaiserin – »ich hätte kaum geglaubt, daß Sie eine so gefährliche Mission haben. – Kurz man leugnet den Besitz in Berlin und darum wäre es mir interessant, durch das scharfe Auge der Frau Marschallin etwas Sicheres zu erfahren.«

Der Marschall hatte den Geistlichen bloß von der Seite bei dieser Andeutung über die Gedanken des Vaticans in Betreff der Zusammenkunft zu Compiegne angesehen; doch das ruhige behagliche Gesicht des Abbé zeigte keine Spur des Bewußtseins davon.

»Ihre Majestät,« sagte die Marschallin, »haben in der That da eine bessere Beobachterin in mir vorausgesetzt als ich bin. Ich muß bekennen, daß ich mich in der Beurtheilung von Edelsteinen ganz auf den Juwelier verlassen muß und daß ich als Creolin die farbigen Steine selbst den Brillanten vorziehe. Die Smaragden, die man gegenwärtig als solche Wunder an Schönheit bei Tissot anstaunt, gefallen mir weit besser.«

»Smaragden? Man hat sie mir noch nicht vorgelegt?«

»Ich glaube, sie sind noch nicht in seinem Besitz, sie sollen noch das Eigenthum einer jungen russischen Fürstin sein, die kürzlich aus Indien oder China hier angekommen ist.«

»Ah, der Fürstin Wolchonski? – Ich hörte davon, Kapitain Boulbon erzählte uns bereits früher von dem Reichthum dieser Dame an Juwelen.«

Die Marschallin verneigte sich bejahend.

»Auch die Herzogin von Rochambeau sprach mir daher und wird die junge Fürstin nächstens vorstellen. Ja Rußland muß in der That ein merkwürdiges Land sein. Herr von Morny erzählt manche pikante Anekdote davon. So hörte ich neulich noch von ihm eine interessante Spielergeschichte aus der Zeit des jetzigen Kaisers, welche die Banken von Baden-Baden und Homburg beschämt.«

Sie wartete offenbar auf die Aufforderung, sie zu erzählen, sei es es auch nur, um nach dem französischen Sprüchwort *pour passer le temps*, denn ihre Augen hatten dabei flüchtig die Uhr von Vermeil auf dem Kaminsims von schwarzem spanischen Marmor gestreift.

Der Marschall war, wie bereits erwähnt, nicht bloß Soldat, sondern auch Hofmann. »Wenn Euer Majestät nicht etwa geruhen, uns zu entlassen, – es ist bekannt, wie vortrefflich Sie zu erzählen wissen! Wenn Sie die Gnade haben wollten?«

»Warum nicht, es ist mir ein Zeitvertreib, wie jeder andere. – Es war bald nach dem Krimkrieg. Das Ereigniß machte damals in Petersburg Aufsehen, obschon man den inneren Zusammenhang nicht erfuhr. Ein russischer Kavalier, – man hat mir den Namen genannt, aber diese russischen Namen sind so schwer zu behalten wie die deutschen, – also ein russischer Offizier aus hoher Familie, der bei der Garde gestanden, nahm zu allgemeiner Verwunderung seiner Freunde den Abschied und erhielt ihn. Er war ein starker Spieler und Lebemann gewesen, und es soll in Rußland nicht ungewöhnlich sein, daß auch die besten Familien durch den großen Aufwand, den sie machen müssen, sich ruiniren.«

»Es giebt trotz der Aufhebung der Leibeigenschaft noch immer kolossale Vermögen in Rußland,« sagte der Marschall.

»So scheint es, aber bei dem Vorgang, den ich Ihnen erzähle, scheint der russische hohe Adel sehr interessirt gewesen zu sein. Die Russen sind bekanntlich große Spieler. Man munkelte, daß jener Kavalier – nennen wir ihn meinetwegen mit dem Namen jener Smaragdendame: Graf Wolchonski – trotz seines großen Vermögens sich ruinirt habe. Um so mehr war man erstaunt, nach kurzem Verschwinden aus der Gesellschaft ihn wieder in dieser erscheinen zu sehn und zwar mit einem Glanz, der seine früheren Depensen überbot. Er hatte eine Villa oder ein Haus in der Umgebung von Petersburg gekauft und mit einem wahrhaft orientalischen Luxus einrichten lassen, in welchem er Gesellschaften gab, die an die Feste eines Potemkin oder der Regentschaft in Frankreich erinnerten und bald die ganze junge Männerwelt Petersburgs an sich zogen. Alles, was an Eleganz und Reichthum sich in der Czarstadt sammelte, suchte dort Zutritt, denn die Gesellschaft war natürlich sehr exklusiv und aristokratisch, und es galt als ein Passepartout für die vornehmsten, selbst die Hofkreise, bei den Abend-Gesellschaften des Herrn von Wolchonski Zutritt zu haben. Man wußte zwar, daß dort gespielt wurde, denn in welcher Gesellschaft wird in Rußland nicht gespielt, aber es geschah unter den Augen der Polizei und diese konnte nur die höchste Loyalität und Noblesse bei dem Spiel constatiren, obschon das fabelhafte Glück des Obersten das größte Staunen erregte. Ich habe gehört, daß ein Landsmann von mir, ein Herr Garcia in diesem Jahre in den rheinischen Bädern ein ähnliches fabelhaftes Glück gezeigt hat. Es war natürlich, daß diese kleinen Abendgesellschaften und das Spielerglück selbst bei Hofe besprochen wurden und zu Ohren des Kaisers kamen, um so mehr, da in rascher Aufeinanderfolge mehrere der angesehensten und reichsten Familien fast ruinirt wurden und zwei Selbstmorde von Offizieren vorkamen, die hier ihr Verderben gefunden hatten. Der Kaiser gab dem Chef der Polizei,

die bekanntlich in Rußland sehr gut sein soll, die strengsten Befehle zur Ueberwachung jener Gesellschaften, aber wie gesagt, sie konnte nur das Beste berichten.«

»Unter Kaiser Nicolaus,« sagte der Marschall, »hätte man sie ganz verboten und den Herr Obersten eingesperrt, wie man es überhaupt mit den Verführern der jungen Offiziere machen muß.«

»Die Familie des Bankhalters scheint doch zu vornehm gewesen zu sein, um zu einem solchen Mittel ohne allen Beweis greifen zu können. Kurz so viel steht fest, daß der Oberst selbst bei den Festen im Winterpalais Eintritt behielt. Endlich eines Tages ließ einer der verdienstesten Generäle aus dem Krimkriege um Audienz bei dem Kaiser bitten und bat um seinen Abschied. Der Kaiser frug ihn vertraulich nach der Ursache, und da erfuhr er, daß der General diesen nehmen wolle, weil sein einziger Sohn, der als Offizier in der reitenden Garde stand, ihn und die ganze Familie durch sein Spiel vollständig ruinirt und gezwungen habe, selbst sein Haus in Petersburg zu verkaufen, um einen Kassendefect zu decken, den der junge Offizier begangen hatte.

Die Kassendefecte sollen nun zwar in Rußland nichts so Seltenes sein, daß der Kaiser darüber erstaunen konnte, doch desto mehr über die Selbstanklage des Generals, der einer seiner Lieblinge war.

»Wie hoch haben sich Deine Verluste belaufen, Fedor Nikolajewitsch,« frug er.

»Ueber hunderttausend Rubel, Majestät!«

»Das ist allerdings viel,« sagte der Kaiser. »Und das ganze Geld hat Dein Sohn verspielt?«

»Leider!«

»Aber wo?«

»In dem von Gott verfluchten Hause des Obersten Wolchonski!«

»Ich dachte es mir fast,« sagte der Kaiser. »Höre Fedor Nikolajewitsch, Du bist nicht der Einzige, dem es so gegangen ist. Aber dieser Sache muß ein Ende gemacht werden. Gehe nach Hause, behalte Dein Regiment und Dein Haus und sprich mit keinem Menschen von dem was Du mir vertraut hast. Dein ungerathener Sohn aber wird noch heute nach dem Kaukasus versetzt werden.«

Der General ging getröstet nach Hause, der Kaiser aber setzte sich alsbald nieder und schrieb einen Privatbrief an den Kaiser von Oesterreich, mit dem er also damals sehr gut gestanden zu haben scheint. In diesem Briefe ersuchte er den Kaiser Franz Joseph, unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln ihm den geschicktesten Polizeibeamten, den Wien hätte, zuzuschicken.

Es vergingen nicht acht Tage, so ließ sich ein Baron Eötvös bei dem Kaiser Alexander melden, als der Ueberbringer einer Allerhöchsten Empfehlung und wurde alsbald eingeführt.

Der Baron mit dem ungarischen Namen entpuppte sich als ein österreichischer Polizeibeamter.

»Sind Sie Spieler?« frug der Kaiser.

»Sire, ich kenne alle Spiele, die in Europa üblich sind.«

»Verstehn Sie sich auf falsche Karten?«

»Sire, ich bin drei Jahre in Italien Croupier gewesen. Die Verfolgung falscher Spieler ist eine meiner Hauptforcen.«

Der Kaiser erzählte ihm hierauf den Verdacht, den man gegen den Obersten hegte, aber er verhehlte ihm nicht, das es selbst den schärfsten Augen nicht gelungen sei, einen solchen Verdacht zu begründen.

›Sire,‹ sagte der Beamte – verzeihen Sie, aber – sollten die russischen Beamten, die mit der Beobachtung betraut waren, nicht vielleicht bestochen gewesen sein, ein Auge zuzudrücken?‹

›Ich habe selbst daran gedacht,‹ sagte sehr offenherzig der Kaiser, ›aber in diesem Falle ist es nicht möglich. Sie wissen alle, was sie zu riskiren hatten. Man hat sich die Karten, die dort gebraucht waren, zu verschaffen gewußt, und – hier sind drei solcher Spiele.‹

›Dann bleibt nur übrig, mich selbst zu überzeugen, Majestät, aber ich muß dazu Gelegenheit haben, das Spiel des Herrn Oberst zu beobachten, denn diese Karten sind allerdings ganz unverfänglich. Es müßte demnach auf eine so geschickte Weise die Volte geschlagen werden, wie es nur Wenige in Europa verstehen, und diese kenne ich alle.‹

Der Kaiser dachte nach, dann sagte er. Ich will unter allen Umständen der Sache auf die Spur kommen. Quartieren Sie sich unter dem Namen, unter dem Sie gemeldet wurden, denn wir müssen dem Gegner gegenüber möglichst vorsichtig und offen zu Werke gehen, in dem ersten Hôtel an der Newski Perspektive als vornehmer Fremder ein, scheuen Sie keine Kosten, und lassen Sie sich auch bei Hofe vorstellen. Das ist die beste Gelegenheit, in alle Cirkel eingeführt zu werden. Sobald Sie in dem Hause des Verdächtigen Eintritt gefunden haben, lassen Sie sich wieder bei mir melden.‹

Der Baron Eötvös, dem von Wien aus die besten Empfehlungen zur Seite standen, folgte dem Befehl, fand bald in der vornehmen Gesellschaft Zutritt, da er ein vollendeter Kavalier und sehr angenehmer Gesellschafter von der feinsten Bildung war, und es dauerte auch nicht lange, bis er von in Offizierkreisen gewonnenen Bekannten bei dem Obersten Wolchonski eingeführt wurde.

Zwei Tage darauf ließ er sich beim Kaiser melden.

›Nun, mein Herr, ist es Ihnen gelungen, das falsche Spiel zu entdecken?‹

›Sire, ich bin entweder blind, oder der Dupe eines schlauern Mannes. Ich habe Gelegenheit gehabt, während eines ganzen Abends dem Spiel des Herrn Obersten zuzusehen, sogar meinen Platz mehrfach geändert, selbst mitpointirt und ihn auf's Genaueste beobachtet. Er schlägt entweder die Volte in einer bisher ganz unbekanntem Weise und mit Karten, deren Kennzeichen nur ihm bekannt sind, oder – er hat ein Pakt mit dem Glück gemacht.‹

›Und was glauben Sie?‹

›Er spielt falsch – aber es ist mir unmöglich gewesen, bisher zu entdecken, wie?‹

›Gehen Sie und setzen Sie Ihre Beobachtungen fort – wir müssen die Entdeckung machen um jeden Preis.‹ –

Der Beamte entfernte sich und blieb acht Tage fort. Dann ließ er sich wieder bei dem Kaiser melden. ›Sire,‹ sagte er, ›der Oberst steht mit dem Teufel im Bunde, oder – sein Glück geht mit rechten Dingen zu, und – ich bin ein Stümper in meinem Amt. Es sind in meiner Gegenwart wohl zweimalhunderttausend Rubel in dieser Zeit von dem Obersten gewonnen worden, ohne daß ich ein falsches Spiel entdecken konnte. Ich bitte Euer Majestät, mich entlassen zu wollen, denn – zur vollen Ueberzeugung gäbe es nur ein Mittel, und das wäre zu kostspielig.‹

›Sprechen Sie,‹ sagte der Kaiser, ›ich muß die Ueberzeugung haben, selbst um jeden Preis.‹

›Dann müssen Euer Majestät mich zu einer Haussuchung bei dem Obersten bevollmächtigen, aber einer Haussuchung, bei der ich nöthigenfalls das ganze kostbare Haus demoliren kann.«

›Was brauchen Sie dazu?«

›Die Vollmacht Eurer Majestät und eine halbe Sotnie Ihrer Kosacken, die nur mir zu gehorchen und von niemand Anderem Befehle anzunehmen hat.«

›Was bezwecken Sie damit?«

›Sire, ich bin überzeugt, daß mit *falschen* Karten gespielt wird. Diese müssen nach dem Spiel irgend wohin bei Seite geschafft werden, aber es war unmöglich zu entdecken wohin und wo sie sich befinden, denn es wird jede Taille mit frischen Karten gespielt. Die Karten, welche Ihre Polizei confiscirt oder entwendet hat, tragen keinerlei beweisende Merkmale. Es ist bekannt, daß in jedem vornehmen Hause die beim Spiel gebrauchten Karten ein Douceur der Dienerschaft bleiben. So ist es auch bei dem Herrn Obersten und ich habe mich überzeugt, daß die von den Dienern ganz offen verkauften Karten ganz unverdächtig sind. Aber . . .«

›Nun?«

›Ich habe ermittelt, daß nicht alle Karten verkauft werden. Es muß also ein Vorrath gebrachter im Hause zurückbleiben. Aber wo? – das ist nur auf die von mir bezeichnete Weise zu ermitteln.«

›Mut, es sei denn, obschon ach gern Aufsehen vermieden hätte. – Warten Sie!« – Der Kaiser ging an einen Tisch und schrieb eigenhändig eine Ordre. ›Nehmen Sie – aber ich rathe Ihnen selbst, erst im Augenblick der Ausführung davon Gebrauch zu machen und – wie alle Fremden thun müssen, Ihre Abreise drei Tage vorher anzukündigen. Sollten Sie Etwas entdecken, so bin ich bei Tag und Nacht für Sie zu sprechen.«

Der Beamte dankte und empfahl sich. Die Zeitungen brachten in der gewöhnlichen Weise die Anzeige, daß der Baron von Eötvös Petersburg zu verlassen gedenke und alle Forderungen an ihn einzureichen bitte.

Der gewöhnliche Spielabend bei dem Obersten traf auf den zweiten Tag vor der angezeigten Abreise. Der Baron kam etwas spät in die Gesellschaft. Er war erst im Dunkel nach einer der zahlreichen Kasernen gefahren und hatte dort den wachhabenden Offizier rufen lassen. Dieser erhielt von ihm die nöthigen Instruktionen, aber nur die Angabe, wo er mit seinem Detaschement anzutreffen sei.

Als der Baron in das Landhaus eintrat, war das Spiel bereits in vollem Gange und er wurde mit aller Liebenswürdigkeit empfangen, die dem vornehmen Russen eigen ist, und seine Abreise bedauert. Er verweilte, bis die Gesellschaft um 2 Uhr in der Nacht aufzubrechen begann und war einer der Letzten, welche fortfuhren.

Aber er hatte kaum tausend Schritte gemacht, als er seinem Iworsnik umzukehren und zurückzufahren befahl. Mit Erstaunen sah die Dienerschaft des Obersten ihn wieder eintreten und – direkt nach dem Kabinet gehen, wo der Hausherr noch mit zwei Damen der Gesellschaft saß und ihm entgegen kam.

›Welches Vergnügen Sie noch wiederzusehen, Herr Baron, Sie haben gewiß etwas vergessen.«

›Ich komme, Herr Graf,‹ sagte der Beamte, ›um Ihnen einen kleinen Irrthum aufzuklären. Ich bitte Sie, dieses Papier zu lesen, ich habe den Allerhöchsten Auftrag, bei Ihnen Haussuchung zu halten, und ersuche Sie, Sich vorerst nicht von Ihrem Platz zu rühren, es sei denn, Sie wollten mir freiwillig Ihren Vorrath an Spielkarten aushändigen?‹

---

Der Oberst schien weder betroffen noch besorgt. Er legte sich ruhig in seinem Fauteuil zurück.

›Die Sache ist nicht neu‹ sagte er, ›die Polizei hat schon früher mein Glück zu erklären gesucht, die Karten, die heute Abend gebraucht worden sind, liegen noch im Salon, und hier ist der Schlüssel zu meinem Pult, worin mein ganzer Vorrath von Karten aufbewahrt wird.‹

›So erlauben Sie?‹ der Beamte öffnete ein Fenster und that einen Pfiff. Nach einigen Augenblicken trat ein Kosaken-Offizier mit mehreren Arbeitsleuten herein. ›Zu Deinem Befehl, Gospodin. Hier sind die Leute. Das Haus ist rings besetzt, und keine Seele kann es verlassen ohne Deine Erlaubniß.‹

Es waren ein Schlosser, ein Maurer, ein Tischler, die mit ihren Werkzeugen eingetreten waren, andere warteten draußen. ›Befehl des Kaisers,‹ sagte der Beamte. ›Ich übernehme alle Verantwortung.‹

Und nun begann unter seiner Leitung eine Haussuchung, bei der auch kein Möbel, keine Schublade, kein Fuß breit der Mauer oder des Parquets ungeprüft blieb. Der Oberst wohnte derselben mit großer Ruhe bei und öffnete bereitwillig jedes Behältniß. Die Nachsuchung dauerte volle drei Stunden, aber der wiener Beamte konnte nicht das geringste Verdächtige finden. Mit Ausnahme der Karten, welche der Hausherr ihm selbst angegeben, fand sich kein anderes Blatt, und jene Packete enthielten ganz richtige Karten. Nach vollen drei Stunden mußte der Beamte sich selbst gestehen, daß alle seine Mühe vergeblich gewesen, und daß er sich, und – was wichtiger war, – der vornehmen Gesellschaft gegenüber den Kaiser blamirt hatte. Er mußte sich zuletzt entschließen, die Arbeiter und die Eskorte fortzuschicken und versuchte sich mit dem Befehl, der ihm geworden, zu entschuldigen.

Der Graf war jeden Augenblick der vornehme Mann geblieben, hatte keinen Augenblick seine Haltung verloren oder sich dem Befehl des Kaisers zu widersetzen Miene gemacht. Als der Beamte ihm jetzt anzeigte, daß die Haussuchung beendet und ohne Resultat geblieben, nahm er dies eben so kaltblütig auf und geleitete den Beamten durch die Vorzimmer bis zum Ausgang.

Dieses Vorzimmer zeigte keinerlei Möbel, die Wände waren ohne Schränke, nur mit alten Waffen und musikalischen Instrumenten und ähnlichen Gegenständen geschmückt. Indem der falsche Baron bereits die Thür in der Hand hatte, fing er zufällig einen spöttischen Blick des Hausherrn auf, der über eine gewöhnliche spanische Mandoline streifte. Ein Gedanke blitzte ihm durch den Kopf und er trat in das Foyer zurück. –

›Erlauben Sie, daß ich hier noch meine Pflicht erfülle.‹

›Thun Sie ganz nach Ihrem Belieben,‹ sagte der Hausherr mit der bisherigen Ruhe. Der Beamte ging direkt auf die Stelle zu, wohin er den Blick des Spielers aufgefangen hatte und streckte die Hand nach der Guitarre aus. In diesem Augenblick fühlte er eine andere auf der seinen. Diese Hand war feucht, es war die des Grafen. ›Bitte einen Augenblick mein Herr,‹ sagte dieser – ›treten Sie gefälligst hier herein, ich habe mit Ihnen zu sprechen.‹ Er öffnete

selbst eine Seitenthür und Beide traten in ein Zimmer, der Beamte hatte noch immer die Guitarre in der Hand, aus der beim Schütteln mehrere Spiele Karten fielen. Der Graf hatte sein Portefeuille gezogen und mehre Bankchecs herausgenommen. ›Unser Spiel ist gespielt,‹ sagte er eben so ruhig wie früher – ›Sie haben gefunden was Sie suchten, diese Karten sind allerdings genügend, *pour corriger la fortune*. Ich denke, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe, künftig keine Karte mehr anzurühren und Sie ersuche, diese dreißigtausend Rubel für Ihre Kosten von mir anzunehmen, kann auch der Kaiser zufrieden sein.‹

Der Beamte schwankte einen Augenblick – dreißigtausend Rubel waren ein Vermögen, mit dem er sich in Oesterreich eine wirkliche Baronie kaufen konnte. Aber er blieb fest, und wies die Scheine zurück. ›Herr Graf‹ sagte er, ›ich kenne meine Pflicht. Werfen Sie sich Ihrem Monarchen zu Füßen, – ich glaube es kommt ihm nur darauf an, Ihr Spiel aufhören zu machen, das die besten Familien ruinirt.‹ – Der vornehme Graf warf ihm einen Blick zu, dann sagte er. ›Verzeihen Sie mein Herr, ich habe Sie verkannt. Das wäre, was man einem russischen Beamten hätte bieten können. Hier in diesem Portefeuille sind einmahlhunderttausend Rubel. Nehmen Sie es, schweigen Sie und bewahren Sie einen der ersten Namen Rußlands vor Schmach. Ich bitte Sie darum und verpfände Ihnen nochmals mein Wort, keine Karte anzurühren und Rußland zu verlassen.‹

Diesmal war die Versuchung zu groß – der Beamte nahm das Portefeuille und verließ das Haus.

Am andern Tage zeigte er dem Kaiser schriftlich an, daß seine Mission mißglückt sei, daß er nichts Verdächtiges gefunden habe und beschämt nach Wien zurückkehre.

Am Nachmittag hörte er im Hôtel von einem großen Diebstahl sprechen, der am vergangenen Tage dem Grafen Wolchonski zugefügt sei und ihn, den Liebling der vornehmen Gesellschaft, zu ruiniren drohe. Die ganze Polizei sei wegen dieses Diebstahls bereits auf den Beinen und der Telegraph spiele nach allen Hauptstädten Europas, denn die Nummern der gestohlenen Banknoten seien wohl bekannt. Die Zeitungen brachten bereits ein genaues Verzeichniß derselben.

Der Wiener hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Zeitung zu nehmen, auf sein Zimmer zu gehen, die Thür abzuriegeln und dort die Brieftasche mit ihrem Inhalt genau mit den Angaben in der Bekanntmachung des Ober-Polizeimeisters zu vergleichen.

Es stimmte Alles auf das Genaueste: die Beschreibung des Portefeuille, die Nummern und Buchstaben der Banknoten, – er sah, daß ihn der Russe überlistet hatte, denn nach dieser Bekanntmachung war keine der Banknoten irgendwo auszugeben, ohne daß sie als gestohlen erkannt und angehalten worden wäre. Dagegen war nach einiger Zeit der Werth durch Nichtigkeitserklärung von dem früheren Besitzer sehr leicht wieder zu realisiren.

Und er selbst hatte nicht den geringsten Beweis gegen ihn wegen falschen Spiels in Händen, denn natürlich hatte es ihm nicht einfallen können, gegenüber einer solchen Bestechung die gefundenen gezeichneten Karten mitzunehmen. Er sah, daß er ganz in den Händen des Russen war, schlug sich vor die Stirn und dachte nach.

Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. – Statt sich nach der Eisenbahn zu begeben, fuhr er noch einmal zum Winterpalast und ließ um eine Audienz bitten.

Der Kaiser empfing ihn diesmal ziemlich kalt in seinem Kabinet. ›Ich bedaure sehr,‹ sagte er, ›daß Ihre Mühe vergeblich gewesen ist und ich kann nun Nichts weiter unternehmen, um so

mehr, da der Graf nach dem Polizeirapport ein bedeutendes Unglück gehabt hat. Ihre Bemühungen werden Ihnen in Wien honorirt werden, und wir wollen Beide von dem Geschehenen das möglichste Schweigen beobachten.«

Aber statt auf diese Entlassung sich zu entfernen, fiel der Wiener dem Kaiser zu Füßen und streckte ihm die Brieftasche entgegen. »Sire,« sagte er, ich bitte um Gnade. Der Teufel des Reichthums hat mich einen Augenblick verblendet. Meine Mission war vollständig gelungen.« Und nun erzählte er dem Kaiser alles Geschehene auf das Genaueste, ohne seine Schuld zu verheimlichen, und legte zugleich die Zeitung vor, welche die Nummern der angeblich gestohlenen Banknoten enthielt.

Der Kaiser war überrascht – er that mehrere Fragen, welche ihn von der Aufrichtigkeit des Geständnisses überzeugten, verglich die Nummern und dachte dann nach.

»Sie haben allerdings sehr gefehlt,« sagte er, »aber ich vergaß Sie auf das Wort meines Ahnherrn<sup>1</sup> aufmerksam zu machen, mit dem er die Niederlassung der Juden in Rußland gestattete. – Es kam mir bloß darauf an, Gewißheit über meinen Verdacht zu erhalten. Nehmen Sie dreist diese Noten mit sich als Ihre Belohnung und seien Sie stets ein ehrlicher Mann gegen Ihren Kaiser. Geben Sie her, ich werde sie Ihnen selbst umtauschen, und daß ich die Nummern gestohlen habe, wird man wohl nicht behaupten!« –

Der Kaiser ging in sein Kabinet, brachte selbst dem Wiener die umgetauschten Banknoten und entließ ihn. – Am andern Morgen hielt die bekannte Kibitka in der Dämmerung vor der Villa des Grafen Wolchonski, der angebliche Baron Eötvös aber soll in Unterösterreich sich eine prächtige Villa an einem der schönen Bergseen getauft und sich in das Privatleben zurückgezogen haben.«

»Und von dem Grafen Wolchonski, wie Euer Majestät ihn zu bezeichnen liebten,« frug die Marsch allin, der als Dame diese Freiheit wohl gestattet war, »hat man nie wieder gehört?«

»Verzeihen Sie, Frau Marschallin,« sagte der Abbé, »wenn ich mit Ihrer Majestät Erlaubniß die Bemerkung mache, daß der Herr Herzog von Morny wohl nicht mitgetheilt hat, daß die Anekdote bereits zur Zeit des Kaisers Nicolaus und nur wenige Jahre vor dem Krimkriege sich ereignete, in einer Zeit, wo Frankreich noch nicht das Glück hatte, eine so ausgezeichnete Erzählerin seine Beherrscherin zu nennen, und daß seitdem der jetzige Czar den angeblichen Oberst Wolchonski längst aus Sibirien begnadigt hat und er in der Armee, die jetzt am Pruth zusammengezogen wurde, eine hohe Charge bekleidet.«

Die Kaiserin lachte. »Sie sehen,« sagte sie, »daß die hohe Kirche ihre Rapports überall hat. Zur Sühne sollte der Herr Abbé eigentlich dafür uns mit einer Anekdote aus Rom unterhalten, wenn ich nicht die Frau Marschallin noch erinnern möchte, daß sie nicht versäumen möge, in Berlin sich die neuen Sensitiven anzusehen, die selbst die Erinnerungen an unsern Hume in Schatten, oder vielmehr ins Lichte stellen sollen. Ich hoffe, daß die Kirche Nichts gegen eine solche kleine Exkursion auf das Gebiet der weißen Magie und der Theorie von Geistererscheinungen haben wird.«

»Euer Majestät wissen, daß die heilige Schrift selbst die Erscheinungen von Geistern bestätigt und nur die Beschäftigung mit den bösen und teuflischen verbietet.«

»So daß also die Nekromantie eigentlich erlaubt wäre?«

---

<sup>1</sup>Peter der Große, als ihm gegen das Gesuch der Juden um die Erlaubniß zur Niederlassung in sein Reich eingewendet wurde, sie konnten bei dem bekannten Handelscharakter dieser Nation das Volk durch Betrug übervortheilen, meinte: »O, für meine Russen wäre mir nicht bange, nur für die Juden!«

»Nach ihrer Bedeutung als solche verbietet sie als ein Teufelswerk die Kirche ganz bestimmt. Dennoch hat sie sich leider nicht bei allen Völkern und zu keiner Zeit ganz unterdrücken lassen. Die heilige Inquisition, diese vortreffliche Einrichtung des vierten lateranischen Concils und des Papstes Innocenz zur Reinhaltung und Festigung des katholischen Glaubens, hat vielfach Gelegenheit gehabt, sich mit dieser schlimmen Wissenschaft als einer sehr gefährlichen Ketzerei zu beschäftigen.«

»Hat nicht auch der berühmte Cagliostro in den Kerkern der Inquisition zu Rom sein Ende gefunden?«

»So ist es, Majestät, es war dies im Jahre 1795, daß jener entwichene Priester Giuseppe Balsamo vom heiligen Vater als arger Freimaurer und Aufwiegler der Geister zum Tode verurtheilt und zur ewigen Haft begnadigt auf dem Fort San Leon starb. Diese Art der Ketzerei nimmt leider wieder sehr überhand, und es ist grade das katholische Frankreich, wo gegenwärtig die Freimaurerei so hohen Schutz wieder genießt.«

Die Kaiserin machte eine spöttische Bewegung. »Oh, wenn Sie damit unsern werthen Vetter, den Prinzen Napoleon meinen,« sagte sie, »der so gern Großmeister der Logen von Frankreich werden möchte, so bleiben Sie unbesorgt über diesen Ehrgeiz. Ich lasse dem Herrn Cardinal die Versicherung geben, daß Plonplon niemals ein Carbonari von Bedeutung sein wird, so wenig wie sein Concurrent, dem es mehr am Herzen liegt, sich zum König von Neapel ernennen zu lassen. Aber so viel ich weiß, ist seit alter Zeit gerade Rom, der Sitz des heiligen Vaters, eine Stätte der Nekromantie und der Weissagungen gewesen.«

»Leider, leider,« sagte der Abbé. »Das Ketzerthum hat durch die Duldung der Juden, dieser steten Hehler des gefährlichsten Unglaubens und der verbotenen Künste wieder sehr überhand genommen. Hat doch unter'm Schutz des erhabenen Gemahls Ihrer Majestät dieser Herr Mocquard selbst ein Theaterstück aufführen lassen können, das die jüdische Apostasie in Schutz nimmt und dürfen die französischen Gerichte in diesem Augenblick eine Abtrünnige in Schutz nehmen, die der Macht der heiligen Kirche sich entzogen hat.«

»Oh – Sie meinen die Sängerin Carlotta?«

»Eine Verfluchte – eine Verworfenne!«

»Ja, lieber Herr Abbé,« meinte die Kaiserin – »Mademoiselle Carlotta gehört zum Theater und beginnt jetzt in Paris Mode zu werden, grade wie jene kleine Russin mit ihren Smaragden, von der wir vorhin sprachen. Wenn sie nicht so schwerfällig und träge wäre, wie ich höre, könnte sie vielleicht die Theresa ersetzen, die seit dem Feldzug in der Lombardei, also seit zwei Jahren verschwunden ist. Mit der Mode und mit dem Theater lieber Abbé ist Nichts zu machen, und das halbe Theater, das wissen Sie von der Rachel und Offenbach her, gehört zum alten Testament. Also muß sich die Kirche hier schon mit der Erinnerung an eine Abtrünnige genügen statt mit der Person. Aber unser Gespräch hat eine ganz andere Wendung genommen, als ich beabsichtigte. Sie haben uns gesagt, Herr Abbé, wie die Kirche zu der alten Nekromantie und Zauberei steht, aber was sagt sie zu den Klopffeistern, dem Magnetismus, Mesmerismus und den jetzigen Spiritisten?«

»Erlauben Eure Majestät mir mit Ihren eigenen Worten zu antworten, – mit der Mode und mit dem Theater ist Nichts zu machen!«

»So glauben Sie also nicht an die Klopffeister und Gespenster?«

»Ich glaube nur an Geister, welche die Kirche als solche bezeichnet, am wenigsten an die Gespenster.«

Der Marsch all sah ihn fest an.

»Haben Sie noch nie ein Gespenst gesehen?«

»Nein – und Sie?«

Der Abbé schien die Sache halb scherzhaft behandeln zu wollen.

»Haben Sie niemals von dem Schlachtengespenst gehört?«

»Ich habe wohl von dergleichen gehört – ich leugne überhaupt nicht die Möglichkeit der Erscheinung der Geister, es wäre das gegen die Religion, ja ich möchte sagen gegen jede Religion – und wir Christen wissen am Besten, daß Gott der Herr die Macht hat, zu seinen weisen Zwecken die Todten aus ihren Gräbern erstehen zu lassen. Ich behaupte nur, daß die Menschen nicht das Recht haben, sie zu rufen, ohne Frevel und Sünde zu begehen. Ich wiederhole, die Kirche lehrt, daß es böse und gute Geister giebt. Zu den letztern gehören die Engel, zu den erstern die Dämonen, die Heerschaaren des Teufels.«

»Und zu welchen von beiden gehört also das Schlachtengespenst?«

»Der Herr Marschall haben mir meine Frage noch nicht beantwortet, haben Euer Durchlaucht das Schlachtengespenst gesehen?«

»Ja, Herr Abbé – zwei Mal! jeder alte kriegserfahrene Soldat kann Ihnen davon erzählen. Ich habe es zwei Mal gesehen. Nach dem Sturm auf Constantine, und nach der Schlacht von Magenta. Sie sehen, Herr Abbé, daß sein Erscheinen sich nicht an die Nationalitäten oder an die christliche Kirche bindet.«

»Das müssen Sie uns erzählen,« sagte die Kaiserin, »aber ein anderes Mal, heute habe ich Sie hier behalten,« und sie sah zugleich auf die Uhr über dem Kamin und nach der Thür ihres Schlafgemachs, in der ihre erste Kammerfrau erschienen war, »nur wegen ein wenig Kartenschlagens oder Wahrsagens, und das wird doch keineswegs in Gegenwart einer schönen Frau, eines tapfern Soldaten und eines Geistlichen etwas so Erschreckendes oder Gefährliches sein wie eine Geistererscheinung.«

»Wie, Euer Majestät wollten sich wahrsagen lassen? Aber es giebt hier keine Lenormand,« sagte heiter die Herzogin.

»Nun – aber etwas Originelleres. Einen alten Schäfer aus der Nähe von Pierrefonds, der einen großen Ruf besitzt und den uns eines unserer Kammermädchen, das aus Compiègne stammt, sehr gerühmt hat. Sie müssen als halbe Spanierin wissen, Frau Marschallin, daß wir Alle ziemlich abergläubisch sind, und ich habe mir diesen Wahrsager expreß für diese Gelegenheit aufgehoben. Nun, wie ist's Madame de Lenoir, hat Ihre Françoise den Mann herbeigeschafft oder nicht?«

»Der Mann wartet seit einer halben Stunde in meinem Zimmer!«

»Nun da führen Sie ihn her. Er wird sich doch nicht vor anderen Personen scheuen?«

»Euere Majestät werden sich, fürchte ich, in Ihren Erwartungen getäuscht fühlen. Der von Françoise gerühmte Mann ist zwar da, aber es ist ein sehr einfacher und schlichter Bauer, der vielleicht das gebrochene Bein eines Schaafes besprechen kann aber schwerlich geeignet ist, Euer Majestät eine Unterhaltung zu gewähren.«

»O, Sie dürfen auch eben Nichts über unsere Personen sagen, deshalb Frau Marschallin hielt ich Sie zurück. Der Mann kennt, wie ich hoffe, nicht einmal die Person des Kaisers, wenn er auch von unserer Anwesenheit gehört hat.«

»Es scheint so,« sagte der Marschall, »daß Euer Majestät mich bestimmt haben, den Kaiser selbst vorzustellen?«

»Bitte, Sie werden ihn ja ohnehin bei der Gelegenheit repräsentiren, über welche ich eben ein so unbefangenes Orakel hören möchte. – Holen Sie also Ihren Propheten, liebe Lenoir.«

Die Kammerfrau entfernte sich und kam nach einigen Augenblicken mit einer für diese Umgebung allerdings seltsamen Persönlichkeit zurück.

Es war in der That ein alter und sehr einfacher Landmann, wie man ihn in einer gewissen Entfernung von Paris auf abgelegenen ländlichen Ortschaften noch heute oft findet. Er mußte nach den schlichten weißen Haaren, die er unter einem Kamm am Hinterkopf trug, über siebenzig Jahr alt sein, trug kurze Lederhosen und hohe wollene Strümpfe, die bis über die Knie reichten, dicke und plumpe Schuhe, dazu die gewöhnliche blaue Blouse der französischen Bauern und hielt die gestreifte Zipfelmütze in der Hand. Der Mann hatte etwas Gutmüthiges aber überaus Linkisches und Befangenes, was freilich in der seltsamen Situation, in die er gradezu aus seiner Schaafheerde abgeholt worden war, seine Erklärung fand. Dazu hatte er äußerst blöde und geröthete Augen.

Die Kaiserin hatte der Herzogin einen Wink gegeben, den Mann zu befragen.

»Wie heißt Du, Freund?«

»Pierre, Madame.«

»Ist das Dein ganzer Name?«

»Die Leute, die mich suchen wollen, fragen gewöhnlich nach dem Schäfer Pierre von den Römergräbern. Ich wünschte, sie ließen mich in Frieden bei meinen Schaafen.«

»Aber sie glauben, Du könntest in die Zukunft sehen und sie ihnen voraussagen.«

»Die kann Gott allein wissen und die heilige Jungfrau. Die einfältigen Leute meinen freilich, daß ich mehr wissen müsse als Andere, weil ich meine Schaafe immer auf den alten Heidengräbern hüte. Die Thiere sind klüger als die Menschen glauben, Madame, und haben mich in den fünfundsechzig Jahren manches Kraut kennen lernen, das gegen allerlei Krankheiten hilft.«

»Nicht auch gegen den Tod?«

»Nein, Madame – wir Alle müssen sterben, die Reichen und Mächtigen so gut wie die Niedern und Armen. Das ist gut und hat der liebe Gott so in seiner Weisheit gemacht, damit wir Alle einen und denselben Trost haben.«

»Und der ist?«

»Ich sagte es Ihnen schon: das Grab, auf das wir uns Alle vorbereiten sollen.«

»Das sind weise und hohe Worte im Munde eines Schäfers!«

»Warum sollte Gott nicht auch den Aermsten, den Hirten, Erleuchtung des Geistes gegeben haben! Schon die heilige Schrift lehrt, obgleich ich nicht gelernt habe, sie zu lesen, daß Hirten es waren, welche den Heiland zuerst erkannten und ihn auf dem Schoos der heiligen Jungfrau verehrten, eher als die Könige aus dem Morgenland kamen.«

»Du hast Recht, die wahre Weisheit ist oft bei der Einfalt zu suchen!«

»Sie mögen immerhin meiner spotten, Madame, aber hat nicht Gott grade auch eine arme Schäferin gewürdigt, Frankreich aus der Macht der Engländer zu retten, bis er sie grade an dieser Stelle wieder in ihre Hände gab, damit sie durch den Tod als Märtyrerin Zeugniß ablege für ihn. Ich sehe oft in der Nacht die weiße Taube über die Bäume niederschweben, die ihr Geist ist, und die wiederkehren darf, wenn Frankreich ein Feind naht, und meine Schaafe sehen sie auch.«

»So! – also die Seele der Jungfrau von Orleans läßt sich in Gestalt einer weißen Taube vor Dir sehen, wenn Frankreich ein Feind naht?«

»Ein Feind oder wenn ein Unglück bevorsteht. – Schon mein Vater seelig, der Klosterschäfer war wie ich, hat sie gesehen noch ehe ich geboren wurde, und ich bin nun bald achtzig Jahre alt.

»Das wäre also vor der großen Revolution gewesen?«

»Ja, Madame, ehe die bösen Leute in Paris die schöne Königin ermordet haben, die oft in Compiègne war.«

»Und wann hast Du die Taube dann wiedergesehn?«

»Oft, Madame, sehr oft, damals zuerst, als der große Kaiser nach Rußland zog und die Preußen und die Russen kamen und den großen Kaiser verjagten, der selber so viele Könige und Herren vertrieben hatte.«

»Hast Du ihm denn nicht als Soldat gedient in Deiner Jugend?« frug der Marschall.

»Nein, Herr, sie konnten mich nicht brauchen, weil sie dem Maire sagten, ich wäre manchmal schwach im Kopf. Aber die wahre Ursache war wohl, daß sie schon zwei von meinen Brüdern in den Krieg geschleppt hatten, von denen Keiner zurückgekehrt ist, und daß ich eine verstümmelte Hand hatte.«

Er nahm die Zipfelmütze in die andere Hand und zeigte seine Linke.

»EI – dann ist's erklärlich. Wie kamst Du zu der Verstümmelung?«

»Der Eber hatte Zähne und der Wolf Klauen. Hüte auch Du Dich, Herr, vor dem Eber und dem Wolf, ich seh' Dir's an, daß Eber und Wolf auch Dir Unglück bringen werden!«

»Da haben Sie gleich eine Prophezeiung, Monsieur,« sagte die Kaiserin, das Gespräch weiter führend. »Wann hast Du die Taube denn zum letzten Mal gesehen?«

»Als heute die Sonne aufging, sah ich sie über dem Walde schweben, Madame, und meine Schaafte sahen sie auch.«

»Das bedeutete also die Ankunft eines Feindes?

»Oder ein Unglück, Madame. Man sagt in der großen Stadt an der Seine werde das Brod wieder sehr theuer,<sup>1</sup> und Hunger thut den armen Leuten gar wehe, dazu sei der Preuße im Lande.«

»Als Freund oder als Feind?«

»Das weiß ich nicht, Madame, nur soviel ist sicher, daß für Frankreich noch niemals viel Gutes von den Preußen und Russen gekommen ist. Meine zwei Brüder sind dort erschlagen worden oder erfroren. Es muß ein böses Land sein und es ist besser davon zu bleiben.«

»Hm – wie man's nimmt, Mann. – Du hast eben diesem Herrn hier gesagt, wovor er sich hüten soll – kannst Du mir auch eine solche Warnung geben?«

»Warum nicht, aber wenn Sie mehr wissen wollen, müssen Sie die Knochen meiner Schaafte fragen.«

»Die Knochen Deiner Schaafte?«

»Ja – es ist nicht viel Mühe und es trägt niemals.«

Er griff in die Tasche unter seiner Blouse und zog fünf jener durch den Gebrauch glatt polirten Hammelknöchelchen hervor, welche die Kinder zuweilen als Würfel oder Spielwerk

---

<sup>1</sup>In der That drohte damals Paris große Theuerung, so daß ein Zug von tausend Arbeitern nach Compiègne kommen wollte, als ob der König von Preußen ihnen helfen könnte. Die Polizei verhinderte den Zug.

brauchen, und eine Art Becher von Schaaffell die Wolle nach Innen gekehrt, worein er die seltsamen Würfel that.

»Sie müssen es gut schütteln und drei Mal werfen, indem Sie ein Ave sprechen, Madame, und dabei an eine Frage denken.«

Die Kaiserin sah erst auf den allerdings nicht sehr saubern Apparat und dann auf ihre bekanntlich sehr schönen, bereits von den Handschuhen entblößten Hände.

»Ich ziehe es doch vor, lieber Freund,« sagte sie, Du sagst mir Deine Warnung ohne diese Knochen.«

»Wie Sie wollen, Madame, sonst kann ich auch für Sie werfen, obschon es allerdings nicht so gut ist.«

Und seine Zipfelmütze auf die Erde legend und den schmutzigen Becher schüttelnd, nachdem er das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, warf er drei Mal die improvisirten Würfel auf die Tafel, jedes Mal ihren Fall sorgsam beobachtend und einen der Würfel versetzend, bis ein Kreuz sich bildete oder das bekannte Spiel verunglückte.

»Nun – glückt es?« frug die Kaiserin belustigt.

»Nein, Madame! die Knochen wollen nicht. Hüte Dich über ein großes Wasser zu gehen, es ist Unheil für Dich, und doch wirst Du's thun.«

Die Kaiserin lachte. »Ich denke noch manche Seereise zu machen. »Ist das Deine ganze Weisheit, Schäfer? – Antworte mir bestimmt, was Dein Orakel Dir weissagt. Meint es der Gast, den ich im Sinn habe, gut oder falsch mit mir?«

»Es kommt darauf an, Madame, ob man es selbst redlich meint oder nicht. Es ist gut, wenn man nicht nach eines Anderen Gut strebt, des Einen Höhe ist des Andern Erniedrigung. Ich sage Ihnen nur, lassen Sie Die, welche Ihnen nahe stehen, nicht über ein großes Wasser gehn und thun Sie es selbst nicht. Es bedeutet immer Unglück für Sie.«

Die Kaiserin versank unwillkürlich einige Augenblicke in ernstes Sinnen, dann sagte sie: »Kennst Du mich?«

»Nein, Madame!«

»Und kennst Du diese Dame?«

»Nein, Madame, – aber . . . «

»Nun, sprich ungescheut.«

»Eine von Ihnen wird, wenn ich die Taube der Jungfrau zum letzten Mal sehe, die höchste Frau in Frankreich sein.«

»Deine Aussprüche sind immer etwas reservirt, guter Freund, und unbestimmt.«

»Und wann wirst Du die Taube zum letzten Mal sehen? Du bist alt, wie Du selbst sagst.«

»Fünfundsiebenzig Jahre, Madame, aber Gott allein weiß es, wenn er mich abzurufen gedenkt.«

»Wenn Dir die Gabe verliehen ist, in die Zukunft zu sehen – hast Du auch das Auge für die Vergangenheit?«

»Oft, Madame, ich kann jedem Lamm ansehen, ob der Wolf ihm schon nahe gewesen ist.«

»Das ist allerdings kein sehr ermuthigender Vergleich. Indeß – ich bin zwar keines Deiner Lämmer, aber was brauchst Du zu Deiner Prüfung?«

»Die Besichtigung der Handfläche.«

»Also auch hier bei dem einfachen Schäfer die Fabeln der Nekromantie und der Chiromantie! Sie haben Recht, Herr Abbé, der Aberglaube ist doch sehr verbreitet. Bitte meine Herren, zeigen Sie einmal dem neuen Paracelsus in der Blouse Ihre Hand.«

Der Marschall und der Abbé hielten ihre Hände hin.

Der Schäfer berührte das Innere derselben mit der Spitze seines Zeigefingers und verfolgte damit die Linien der Handfläche.

»Es ist viel Blut an dieser Hand gewesen,« sagte er dann ruhig, dem Marschall in's Gesicht sehend, »und wird noch viel Blut daran sein.«

»Das war nicht schwer einem Mann zu sagen,« meinte spöttisch der Marschall, »von dem man errathen kann, daß er französischer Soldat war. Du mußt etwas Genaueres sagen, Freund!«

»Das war im Kampf, aber Du hast schon zwei Mal das Mut Dessen vergossen, der das Deine geschont hatte,« fuhr der Schäfer immer auf die Hand sehend ruhig fort, »und das ist schlimm für Dich!«

»Unsinn – und doch – es könnte etwas Wahres daran sein, ich erinnere mich wenigstens eines Vorfalles . . . aber betrachte einmal dagegen die weiche und zarte Hand des Herrn Abbé hier, da kannst Du etwas Anderes daraus lesen, als aus meiner Soldatenfaust.«

»Und dennoch,« sagte der alte Mann, die Hand des Abbé mit seinen Fingern aufhebend und dann rasch fallen lassend: »seh ich auch hier vergossenes Blut daran, Weiberblut, und es wird nicht das letzte sein.«

Eine fahle Blässe hatte sich über das Gesicht des jungen Geistlichen gebreitet und rasch zog er seine Hand zurück. »Das ist die gerechte Strafe für einen Diener der Kirche,« sagte er hastig, »daß er sich zu solchem Aberglauben hergeben konnte. Dein Beichtvater, alter Mann, sollte Dir strenge Bußen auflegen für solche sündhafte Worte.«

Aber schon hatten die Marschallin und die Kaiserin ihre Hand hastig auf den Teppich des Tisches gelegt und deren Inneres dem Schäfer zugekehrt.

»Sie waren stets eine gute Mutter und gesegnete Gattin gewesen,« sagte der alte Mann. »Ihre Lebensweise ist wie die des Mannes, den Sie lieben. Nur Einer Ihres Namens droht Gefahr.«

»Und ich?«

»Ihre Lebenslinie, Madame, ist früh getheilt. Haben Sie vielleicht zwei Gatten – gehabt?«

Der Marschall lachte – »Ihre Majestät sehen,« sagte sie, »hieraus am Besten, welche Bedeutung all' den Feseleien dieses halb blödsinnigen Menschen zu gewähren ist! Darf ich den Mann fortschicken?«

»Thun Sie es, Herr Marschall – ich bin in der That bestraft für meine Leichtgläubigkeit. Wenn der Kaiser ein Wort davon erfährt, wird er uns verdient ausspotten.« Sie hatte, in der Causeuse zurückgesunken, die Hand nach der Glocke gestreckt. Die Kammerfrau war eingetreten. »Entfernen Sie den Mann wieder, liebe Lenoir, und belohnen Sie ihn reichlich für die Unterhaltung, die er uns gewährt hat – ein anderes Mal will ich doch vorsichtiger sein. – Es ist Zeit uns zur Ruhe zu begeben. Gutenacht, meine Herrschaften – versäumen wir die Stunde der Jagd nicht.«

»Sie winkte zur Entlassung – ihre Gesellschafter hatten sich bereits erhoben, nur der alte Schäfer, den die beiden Benennungen wie Blitzstrahle getroffen, lag noch immer auf den Knien und schien ganz betrübt.

»Eine Kaiserin – ein Marschall von Frankreich? – ich Unglücklicher, die heilige Jungfrau möge mich Aermsten beschützen, daß ich ihnen solche Dinge gesagt.« Er wäre am Liebsten zu der Kaiserin gerutscht, ihre Füße zu umfassen, aber die hohe Frau war bereits verschwunden, und der Abbé, der – von der eigenen Prophezeihung ziemlich betroffen, auf die folgende Scene wenig geachtet hatte, berührte seine Schulter.

»Steht auf, Mann, und folgt dieser Dame. Ihr seht, welches Unheil Euch aus dem Treiben dieses von der heiligen Kirche verbotenen Gewerbes entstehen kann. Bereuet die Sünde und entfernt Euch schnell.«

Er folgte dem Marschall und seiner Gemahlin, während Madame Lenoir den alten Schäfer fortführte und ihn der neugierigen Zofe übergab, um ihn weiter zu schaffen. Nachdem der Abbé sich von Herzog und Herzogin verabschiedet hatte, verließ er selbst das Schloß durch das Hauptportal und nahm an der Schildwache vorüber seinen Weg über Vorplatz und Garten zur Stadt, wo er bei einem der Geistlichen ein Unterkommen gefunden hatte.

Auf dem Platz vor der Kirche St. Jacques mit ihrem merkwürdigen Thurm erwartete ihn jedoch noch eine weitere Verzögerung.

Wer Compiègne besucht hat, wird gewiß die Ruinen der Abtei von Corneille besichtigt haben, an deren Stelle Karl der Kahle eine Kirche baute, die zuerst wie die berühmte Kathedrale von Paris den Namen Notre Dame führte, so wie den Thurm ›Julius Cäsars‹ oder des ›heiligen Ludwig‹, oder wie andere Chronisten ihn bezeichnen ›der Jungfrau von Orleans‹, die an dieser Stelle den englischen Pfeil, der sie zur Gefangenen machte, aus der Wunde zog mit den Worten: Es ist nicht Blut – es ist Ruhm!

In der Nähe befand sich das Haus, wo der Abbé Wohnung genommen.

»Sie haben ziemlich lange auf sich warten lassen, ehrwürdiger Herr,« sagte die etwas brüske Stimme eines Herrn, der vertraulich den Arm unter den seinen schob. »Indeß ich wollte doch wissen, woran wir sind. Diese Preußen sind jetzt da – haben Sie die Kaiserin oder wenigstens die Frau Marschallin gesprochen?«

»Beide, Durchlaucht, ich komme sogar eben von einer ziemlich seltsamen Scene, der ich mit ihnen beigewohnt.«

»Und die Mission Seiner Eminenz?«

»Ist erfüllt. Die Kaiserin ist eine zu getreue Tochter der Kirche und Verehrerin des heiligen Vaters, als daß sie nicht versprochen haben sollte, Alles aufzubieten, kein Bündniß mit Preußen zu Stande kommen zu lassen und den Kaiser wieder Oesterreich zu nähern. – Sie ist sehr erbittert gegen diese Hinneigung zu Turin, die sie allein dem Einfluß der Prinzessin Mathilde und ihres Bruders zuschreibt.«

»Die Unterstützung der italienischen Revolutionäre und der fortwährenden Agitation in Venedig, Ungarn und Galizien ist nicht viel besser als eine Kriegserklärung und widerspricht allen Zusagen von Villafranca. Wir haben jetzt genug zu thun, den preußischen Intriguen um die Oberherrschaft in Deutschland zu begegnen. Sagen Sie dem Kardinal, daß das Haus Hohenzollern an der Spitze die gänzliche Auflösung des Kirchenstaats, ja über kurz oder lang der Ruin der römischen Hierarchie wäre. Schon in diesem Sinn ist es nothwendig, Frankreich von einer Alliance mit Preußen auf Kosten Oesterreichs abzuhalten, und es auf das natürlichere Bündniß mit letzterem zu verweisen. Rom hat in uns seine einzigen wahren Freunde und verliert mit der Schwächung unserer Macht immer mehr die Kraft des Widerstandes gegen die ketzerischen Staaten.«

»Warum stellt sich denn Oesterreich nicht offen an die Spitze Deutschlands durch eine Neubildung seiner Verhältnisse, in der man der nationalen Einigkeitsschwärmerei einige Zugeständnisse macht, aber die wahre Herrschaft in den Händen der katholischen Höfe läßt?«

Der Fürst schüttelte den Kopf. »Denken Sie daran, daß schon mein Vater Seine Heiligkeit und den Herrn Kardinal vor diesem Experiment als sehr gefährlich warnte. Concessionen sind eine sehr abschüssige Bahn. Wenn wir ehrlich sein wollen, hat Papst Pius mit den seinen zuletzt Rom verloren und die Republik Garibaldi und Mazzini allein hervorgerufen.«

»Und wie ein Triumphator ist er wiedergekehrt! und ob die Kirche auch einen Augenblick weichen muß, sie wird immer zuletzt den Sieg gewinnen.«

»Sie denken an den bekannten Spruch der Jesuiten vor Pombal. Aber erinnern Sie sich, daß es der Kirche unserer Zeit nothwendig wird, sich auf eine große politische Macht zu stützen. Und wo findet sie einen treueren Boden als Oesterreich.«

»So daß – wenn Papst Pius vor Victor Emanuel Rom verlassen müßte, er stets in Oesterreich die Aufnahme finden würde?« Der Blick, mit dem der Abbé den Diplomaten dabei ansah, enthielt einen versteckten Spott.

»Sie werden es billigen, wenn ich Ihnen offen sage, daß es immer besser sein wird, Seine Heiligkeit halten unter allen Umständen in Rom aus. Es wird dies ein Märtyrerthum sein, aber eines, dem die Kirche sich zu ihrem eigenen Heil unterwerfen muß.«

»Es würde auch zu kostspielig und unbequem für Oesterreich sein. Beruhigen Sie sich, Durchlaucht, und melden Sie nach Wien, daß der Kaiser Napoleon auf das Drängen der Kaiserin Eugenie bereits daran denkt, der Familie des Kaisers Franz Joseph einen Beweis seines Vertrauens zu geben.«

»Oh,« sagte der Diplomat ziemlich frostig: »Sie sind Beide noch zu jung und außerdem wünscht die Kaiserin als bayerische Prinzessin die Verbindung mit ihrer eigenen Familie. Es ist dies eine alte Familienconvention!«

»Deren Wichtigkeit man in Rom auch vollkommen anerkennt. Nun, der Kaiser hat noch zwei Brüder, deren man sich bei der Wahl für einen Thron wohl erinnern wird.«

Der Diplomat sah aufmerksam seinen Begleiter an. »Ich kenne keinen freien Thron?«

»Throne entstehen so gut wie Dynastien. Erinnern Sie sich an die Zeit des ersten Napoleon.«

»Wie – man denkt doch nicht an einen polnischen Wahlthron für einen Erzherzog von Oesterreich? Rußland würde diese Wahl nicht dulden, wahrscheinlich auch Preußen kaum, selbst auf die Gefahr eines Krieges nicht.«

»Auch das nicht! Aber es ist nicht immer nöthig, daß ein neuer Thron die Eifersucht der europäischen Regentenhäuser erregen muß. Es ist diese Eventualität nur eine Andeutung der persönlichen Sympathien des heiligen Vaters und des Kaisers Louis Napoleon, welche den sonst ganz gerechtfertigten Groll der Hofburg in Wien beruhigen möge. Sorgen Sie also dafür, sobald dieser kleine König von Preußen wieder über den Rhein zurück ist, die Tuilerien zu frequentiren, Sie werden das beste Entgegenkommen finden. – Doch um von etwas Anderem zu sprechen, das heilige Kollegium, Sie verstehen mich, das Kollegium *di Tre* wünscht für die Dienste bei dem Kaiser Napoleon Ihren Einfluß in Wien in einigen anderen unbedeutenden Sachen.«

»Mit Vergnügen! was ist es?«

»Zunächst – es wird mit Unterstützung der Kirche für die Katholiken und deren Institute eine besondere Bank und Sparkasse in Brüssel von einem sehr tüchtigen Geschäftsmanne

und Freund der Kirche gegründet werden. Die österreichische Regierung möge den Filialien dieser Unternehmung in den österreichischen Staaten keine unnöthigen Schwierigkeiten in den Weg legen.«

»Ich werde das befürworten.«

»Dann möge man der Unterstützung der armen Polen, dieser treuen und von Rußland systematisch mißhandelten Söhne der katholischen Kirche, wenn die Sendungen über Wien und Krakau geleitet werden müssen, keine zu rigorose Aufsicht zuwenden.«

»Sobald die revolutionaire Agitation, wie jetzt von Ungarn aus geschieht, sich nicht auch gegen den österreichischen Staat wendet. In Betreff Preußens und Rußlands haben wir nicht dasselbe Interesse.«

»Sie würden damit nur im Einverständniß mit Sachsen handeln. Der Weg über Gotha und Dresden ist bereits gesichert.«

»Und das Dritte?«

»Eine ganz unbedeutende Sache. Eine Sängerin, eine getaufte Jüdin, hat, um gewissen Kirchenstrafen für ihren frevelhaften Lebenswandel sich zu entziehen, sich nach Frankreich geflüchtet. Wenn sie sich nach Wien und Galizien wenden und dort Schutz suchen sollte, möge man die Autorität der Kirche über solche Abtrünnige achten.«

»Das ist vielleicht der schwierigste von allen drei Aufträgen,« sagte der Diplomat. »Es kann der Regierung die ganze oppositionelle Presse auf den Hals laden.«

»Die wiener Polizei wird im Einverständniß mit unserem Nuntius leicht Mittel und Wege finden, die Ausweisung oder Auslieferung einer gefährlichen Verbrecherin ohne unnützen Eclat zu bewirken.«

»Ich werde dafür sorgen, daß die Frage in die geschicktesten Hände gelegt wird.«

»Das ist Alles, was wir wünschen, und man wird dem wiener Kabinet dafür stets die zuverlässigsten Nachrichten über die revolutionairen Pläne gegen Tyrol, das Friaul und Istrien zugehen lassen. Und nun Durchlaucht, da wir einig sind, sage ich Ihnen gute Nacht, um auch meinerseits die Ruhe zu suchen. Mögen Gott und die Heiligen stets mit Ihnen sein und alle Feinde der heiligen Kirche strafen.«

Er verschwand in dem Portal des geistlichen Hauses, der Diplomat aber wandte seine Schritte eilig dem Bahnhofs-Hôtel zu, in dem er ein Unterkommen genommen, um mit dem nächsten Morgenzug nach Paris zurückzukehren.

---

Im Schlafgemach des Königs Wilhelm von Preußen stand das Bett des hohen Herrn, das bekanntlich in den Heimathschlössern so sehr einfach feldmäßig ist, wie erwähnt worden zwischen den lebensgroßen Bildern des Kaisers Ludwig Napoleon und seiner Gemahlin. Ehe sich der König in der gewohnten Weise zur Ruhe begab, hatte es sein Generaladjutant für Pflicht gehalten, ihm kurz über den Eindruck zu berichten, den sein Gespräch mit dem französischen Marschall auf ihn gemacht hatte.

»Sie haben Recht in der vorsichtigen Aeußerung Ihrer Ansichten gethan, lieber General,« sagte der König, »und in der Meinung, die Sie selbst über meine Gesinnungen in der Rheinfrage haben. Ein König von Preußen hat Schwert und Krone von Gott vor Allem auch in der Aufgabe erhalten, daß er sich als ein deutscher Fürst fühle, und ich denke, so lange mich Gott auf diesen Posten gestellt, daß kein Fußbreit deutsches Land und kein deutscher Mann

an die Fremden verloren gehen soll. Und deßhalb ist es meine Pflicht, das preußische Schwert stark zu machen und nicht nachzugeben in Allem, was ich dazu für zweckmäßig halte. Was Preußen jetzt thut, wird mir vielleicht später Deutschland danken. ›*Suum cuique*‹, sagt der alte Wahrspruch meines Ahnherrn, und deshalb lassen Sie uns fest, allen Anfeindungen zum Trotz, an dem Werke der neuen Organisation der preußischen Armee halten, an dem ja auch Sie und mein wackerer Roon so treulich mitgeholfen haben. Das Weitere müssen wir Gott anheim stellen.«

Er reichte dem General die Hand.

---

Der nächste Morgen brach warm und schön herein. Im Laufe des Vormittags ertheilte König Wilhelm mehrere Audienzen, nahm eine Adresse der Deutschen in Paris entgegen und ließ dem deutschen Hilfsverein daselbst ein Geschenk von 3000 Franken übermitteln. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr fand die *chasse à tir* statt, eine Fasanenjagd in dem schönen Waldgehege von Compiègne, bei der König Wilhelm, der links von dem Kaiser stand, den ersten Fasan schoß, der Kaiser den zweiten. Beide waren in grünen Jagdüberröcken und zwölf Unteroffiziere von den Guiden bildeten die Büchsenspanner der beiden Souveraine. Um 11 Uhr kehrten sie in das Schloß zurück und jetzt fand jene Unterredung zwischen ihnen statt, von deren Inhalt die pariser Presse in den Zeitungen und mit der Brochüre ›*L'Empereur et le roi Guillaume*‹ so viel fabelte, bis um 2 $\frac{1}{2}$  Uhr der hohe Besuch und der ganze Hof in sieben offenen Jagdwagen eine Fahrt durch Park und Wald nach den mächtigen Ruinen des Schlosses Pierrefonds machte, an dessen riesigen Mauern, die der Ligue und der Fronde getrotzt, sich selbst der gewaltige Zorn eines Richelieu erschöpft hatte. Auf dem ersten Wagen saß der König zwischen dem Kaiser und der Kaiserin, die ein graues Kleid mit einem himmelblauen Spitzenshawl darüber und einen Hut à la Louis XV. mit Hahnenfedern trug. In Pierrefonds wurde der König zu seiner Ueberraschung von dem Musikcorps der Garde mit den Klängen des dessauer Marsches begrüßt, worauf ein im Freien servirtes Dejeuner eingenommen ward, und die Rückfahrt über die Ruinen des römischen Theaters und die Heidengräber stattfand.

Ob die Kaiserin Eugenie dabei wohl nach der weißen Taube der Jungfrau blickte?

Später fand in dem von Napoleon I. erbauten Saal das große Diner statt mit mehr als 80 Couverts, und später in dem 800 Personen fassenden Theater des Schlosses die Darstellung eines ziemlich unbedeutenden Stückes durch die Schauspieler des *Théâtre français*, bei der alle Damen in großer Toilette erschienen, die Kaiserin in weißer Robe à la Pompadour mit Rosen aufgenommen, Diamanten-Collier und Stirnband. Paris war voll von dem entwickelten Glanz und die Verkäufer der improvisirten Brochüre und der Statuette des Königs Wilhelm machten brillante Geschäfte.

Aber von den gehofften politischen Resultaten wollte nichts Zuverlässiges verlauten, – diese Preußen waren zähe ernste Erscheinungen, die zwar der Constitutionnel am andern Tage bei dem Scheiden nach der kleinen Parade über die Garde-Zuaven und die Guiden dem Kaiser die Hand küssen sah, von denen aber Keiner an solche Devotion gedacht hatte. Daß am Abend vorher die Ouvertüre der Theatervorstellung aus einigen Takten des bedeutsamen Arndt'schen Volksliedes ›Was ist des Deutschen Vaterland?‹ bestanden hatte, war wohl nur Wenigen aufgefallen. Und dennoch wog die Erinnerung daran damals so schwer.

»*Aux Revoir aux bord du Rhin!*« lautete der Ruf des Kaisers Napoleon, als er sich gegen 12 Uhr auf dem Bahnhof von dem Preußenkönig verabschiedete. »Auf Wiedersehn an den Ufern des Rheins!«

Sie haben sich noch einmal wiedergesehen und zwar bei der großen pariser Weltausstellung von 1867, ehe die Parole Wahrheit wurde, eine Wahrheit, welche zehn Jahre später die Welt bewegte!

»An den Ufern des Rheins! Hast Du es gehört, Henry,« sagte, als der Kaiser eben den Bahnhof verlassen hatte, um zum Palast zurückzukehren, ein junger Offizier. »Dann bin ich wahrscheinlich fern davon, wenn ich überhaupt noch lebe!«

»Unsinn, Louis – Du bist kaum 21 Jahre und hast ein Leben vor Dir. Wo solltest Du sein?«

»Es ist mir zugesichert, später den Marschall Forey nach Mexiko begleiten zu dürfen, in zwei Jahren, aber bis dahin wird in Europa wenig los sein, es müßte denn in der That zu einem Bruch mit England kommen. – Doch – ich wollte Dich fragen, hast Du Madame de Rochambeau gefunden?«

»Meine Cousine Claire und, – was Dich doch mehr interessirt, meine Cousine Wéra, und – was Dich am meisten interessiren wird, ihr Schooskind Tank-ki. *Parbleu* – die schlitzäugige Chinesin ist ordentlich eine Schönheit geworden, seit sie Mutter ist und hat den kleinen Sprößling ihrer Liebe selbst nicht einmal verlassen wollen, um gestern Abend die gräßliche Hitze des Theaters mit den beiden Damen zu theilen.«

»Also war die Fürstin dort?«

»Ich dachte es mir fast, als ich von meinem zurückgelegenen Standpunkt in der Mittelloge, denn Herr von Cambazères war sehr streng in der Anweisung der Plätze, die Offiziere der Garnison und die jungen Cavaliere von Paris sich recken und ihre Aufmerksamkeit zwischen der kaiserlichen Loge und den reservirten Fremdenplätzen in den Seitenlogen theilen sah. Und sind die Damen schon zurück nach Paris?«

»Nein – mit dem zweitnächsten Zug, ich fahre mit demselben Train. Und Du?«

»Ich begleite Dich, wenn Dir's genehm, denn mein Extradienst ist zu Ende. Ich wäre sonst mit dem Marschall gefahren, der nur die Abfahrt des Königs abwartete. Es mag Dir lächerlich vorkommen, aber ich gestehe Dir, Henry, daß ich Tank-ki und den Knaben sehen möchte, von dessen Geburt ich keine Ahnung hatte.«

»Familienvater,« spottete der Husar, »Du weißt, daß das Kindergeschrei in der modernen pariser Welt verpönt ist und man die Kinder zu den Ammen aufs Land thut, selbst die legitimen.«

»Und schwer wird sich diese Unnatur vielleicht einmal rächen. Du weißt jetzt Henry, daß ich selbst ein Kind der Liebe bin, obgleich die Gerechtigkeit meines Vaters mich später legitimirt hat. Also spotte nicht und laß mich mit Dir gehen. Wer weiß, ob es ihm nicht geht wie mir und der Knabe nur kurze Zeit Gelegenheit hat, sich des Vaters zu erfreuen.«

»Was kümmerts mich? – so mache Dich bereit, wir werden gute Gesellschaft haben, ein Reisegefährte schon aus Aegypten begleitet uns, der Marquis von Saint-Bris, der durch seine Wunde meine Rückkehr von dort verzögerte, und ein römischer Geistlicher, der bereits die Ehre Deiner Bekanntschaft hat, nebst einem irischen Baronet, ein ziemliches Original mit seiner steifen Lady!«

»Von welchen Personen sprichst Du – ein römischer Geistlicher? Ich hatte nur wenig Gelegenheit, in Rom Verbindungen anzuknüpfen, außer in dem Abbé Calvati . . .

»Und gerade dieser ist es, um den es sich handelt. Kein Ascet, sondern ein Weltgeistlicher von Bildung und Tournüre. Ich machte seine Bekanntschaft heute Morgen bei der Herzogin. Doch nun einstweilen Adieu, denn ich soll die Damen zur Bahn abholen und in einer halben Stunde schon folgt der Zug dem königlichen Train.«

Sie trennten sich – es war in der That ein eigenthümliches Zusammentreffen, das so viele der uns bekannten Persönlichkeiten hier sich finden ließ.

Als bald darauf die Gesellschaft sich zusammengefunden, bedurfte es nur weniger Vorstellungen und die Unterhaltung erging sich natürlich zunächst in dem Thema der festlichen Tage. »Die Besuche scheinen permanent,« berichtete der Graf, »so eben, als ich mich im Schloß verabschiedete, war die Depesche angekommen, daß heute noch der Prinz auf seiner Rückkehr aus Amerika eintrifft.«

Der Abbé horchte auf. »Sind Seine kaiserliche Hoheit so eilig, zu vernehmen, ob man hier die Anerkennung des Königreichs Italien erreicht hat?«

»Ich glaube schwerlich – doch kann ich Ihnen eine andere Neuigkeit aus der Umgebung König Wilhelms sagen; der bisherige preußische Gesandte in London ist auswärtiger Minister geworden, und in Warschau haben neue Demonstrationen der polnischen Nationalpartei stattgefunden.«

»Ein Anhänger des englischen Kabinets Minister in Berlin?« sagte verstimmt der Geistliche, »dann wird allerdings die Anerkennung nicht warten lassen; aber die zweite Nachricht, Herr Graf, ist von Wichtigkeit, da wie ich so eben Nachricht erhielt, der Erzbischof von Warschau vorgestern daselbst gestorben ist. Es kann noch Manches geschehen in diesem Monat.«

Er versank in tiefes Nachdenken, aus dem ihn erst der zufällig genannte Namen *Lautrec* weckte.

Er blieb auch nicht der Einzige, der darauf achtete, auch der Begleiter des jungen Husarenoffiziers war es, der auf ihn horchte. »Lautrec – ist das nicht ein alter Seekapitain aus Håvre, später einer der angesehensten Pflanzer auf Guadeloupe . . . ?«

»Ich weiß von dem Vater weniger,« sagte die Herzogin, »aber wenn der Vater ein Corsar war, dann kann diese abscheuliche Rebellion der Tochter gegen die frommen Frauen um so weniger verwundern, von der seit vorgestern ganz Paris voll ist.«

Der Abbé sah unwillig auf die Herzogin, aber der junge Marquis frug hastig: »Mademoiselle Josephine Lautrec? – was ist mit ihr geschehn?«

»Man sieht, Monsieur, daß Sie fast noch ein halber Wilder sind, gerade wie mein Cousin hier, nur daß Sie doch seit vier Wochen nach Paris zurückgekehrt sein wollen, während er diese Zeit in wohlverdientem Prison saß. Ich hörte zufällig davon, und dachte schon daran, Mademoiselle Lautrec, deren Charakter mir gefällt, Aufnahme bei mir anzubieten, bis ihr natürlicher Beschützer zurückgekehrt ist.«

Die Herzogin machte eine äußerst mißbilligende Miene. »Wie, Sie Durchlaucht diese Rebellin gegen Zucht und Gehorsam, wie sie jedem jungen Mädchen geziemen, bei sich aufnehmen?«

»Warum nicht, Frau Herzogin. Mademoiselle Lautrec scheint so verlassen, wie ich es sein würde, wenn Sie nicht so freundlich gewesen wären, die Patronage über mich zu übernehmen. Und Sie wissen, daß etwas rebellisches Blut von meiner Erziehung her in mir steckt. Ich dachte in der That daran, Mylord mit der weitem Nachfrage zu beauftragen, aber er ist so

steif und engherzig, daß er mir seine Hilfe verweigerte, und so wird mir wohl Nichts übrig bleiben, als mich an meinen Hitzkopf von Cousin zu wenden.«

»Wenn Sie einen Beistand brauchen können, Durchlaucht,« sagte hastig der junge Aristokrat, »so bitte ich, meine Person in Anspruch zu nehmen, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich die Ehre habe, Mademoiselle de Lautrec und ihren Vater von früher zu kennen und gesonnen bin, dieses Recht früherer Bekanntschaft in Anspruch zu nehmen, seit ich aber erfahre, daß Mademoiselle in Europa ist, und ihr Vater . . . «

»So wie man sagt, die hiesigen Zeitungen sprechen bereits von dem Abenteurer, augenblicklich in Italien, – in Neapel.«

»In Neapel? *Parbleu* – da sind wir wieder vielleicht grade vorbeigegangen. Warten Sie, Henry – wann waren wir doch nach der Begegnung mit General Borges in Neapel?«

»Anfang September! – Sie wissen, daß wir nur kurze Zeit da weilten, da Lerida eilte, nach seinem Felsennest zu seiner geheimnißvollen Spanierin zu kommen, und ich es endlich auch für Zeit hielt, mich in Frankreich wieder zu zeigen. – Aber *Caramba*, wie er zu sagen pflegt, damit habe ich noch immer nicht erfahren, um welche Rebellion es sich mit dieser Mademoiselle de Lautrec handelt? Meine schöne Tante und die Fürstin vergessen ganz, daß ich erst seit zwei Tagen wieder ein Mensch bin. Also erzähle mir geschwind die Geschichte, wenn Du sie weißt, Louis.«

Der Adjutant zuckte die Achseln. »Ich habe den Namen nicht einmal gehört, – doch halt, ich darf nicht lügen! War nicht eine Mademoiselle Lautrec im April dieses Jahres Brautjungfer bei der Vermählung der schönen dänischen Dame, für die sich die Kaiserin interessirte?«

Die Herzogin nickte, der Husar aber meinte: »Damit komme ich immer noch nicht zu meiner Geschichte!«

»Sie sind unverbesserlich, Henry,« sagte die Dame. »Nun, damit ich Ihre Neugier befriedige, die unersättlich ist, wenn Sie nur von einer jungen Dame hören, welcher der liebe Himmel kein gradezu häßliches Gesicht gegeben hat: Mademoiselle Lautrec ist mit ihrem Vater im Frühjahr von Guadeloupe herübergekommen, um in eine Pension gebracht zu werden zur Vollendung ihrer Erziehung, und der alte Kapitain hat sie, als er in Geschäften oder aus sonst einer Ursache nach Italien reiste, von woher er noch nicht zurückgekommen ist, in das Pensionat und unter die Obhut der heiligen Damen vom *sacré cœur* gegeben! Wie hätte er auch besser und passender für sie sorgen können, als bei so frommen Frauen, deren Pension sich des höchsten Ansehns in der Aristokratie erfreut. Aber diese wilde creolische Katze scheint ein Ausbund von List und Bosheit zu sein, sie hat die Pensionärinnen förmlich zur Rebellion gegen die frommen Nonnen verleitet, die scandalösesten Auftritte und Verleumdungen hervorgerufen und hat zuletzt, man sagt, mit teuflischer Schlaueit und förmlicher Gewalt eine Flucht aus dem Kloster ausgeführt, die man bei einem so jungen Mädchen kaum glauben kann!«

»Aber was ist mit ihr alsdann geschehn?«

»Was leider in Frankreich jetzt an der Tagesordnung, wo die Kirche in frevelhafter Weise unterdrückt wird! sie hat sich in die Arme der weltlichen Macht geflüchtet und Polizei und Gerichte zu ihrem Beistand gerufen, die jetzt, statt sie in das Institut der Damen vom *sacré cœur* mit Gewalt zurückzuführen, wo sie die Ruthe verdient hätte, eben daran sind, ihr einen weltlichen Vormund zu stellen, bis sie unter die Obhut ihres Vaters zurückgegeben werden kann.«

Die drei Offiziere lächelten. Sie kannten die Geheimnisse von Paris gut genug, um nicht Alles so unbedingt zu glauben, wie es die Herzogin im Interesse des von ihr protegirten Frauenstifts darstellte.

Auch die Fürstin war ungläubig.

»Einer meiner Lehrer hat mir die Sache etwas anders erzählt,« sagte sie spöttisch. »Das junge Mädchen soll den empörendsten Versuchen ausgesetzt gewesen sein, sie für das Klosterleben zu gewinnen und zu einem Gelübde zu verleiten. Ihr Trotz und ihre angebliche Bosheit sollen nur Jugendmuth und Lebenslust sein, die sich gegen den ihr angethanen Zwang auflehnten, ja gegen gradezu abscheuliche Künste, die unter der Maske der Religion ihre Ehre zu verderben suchten.«

»Abscheuliche Verläumdungen,« sagte die Herzogin. »Wenn, liebe Tochter, unter der Zahl Ihrer Lehrer, denen Sie zu viel Einfluß gestatten, sich Männer befinden, die Ihre Unerfahrenheit mit solchen Verdächtigungen mißbrauchen, so wird man sie aus Ihrer Nähe entfernen und durch andere geeignete Personen ersetzen müssen.«

»Verzeihung Madame,« sagte die junge Fürstin mit einem Ausdruck hochmüthiger Härte, »Sie werden sich erinnern, daß ich die Auswahl der Lehrer für mich und Tank-ki mir selbst vorbehalten habe. Mylord Walpole und der russische Gesandte haben, ehe sie mir die betreffenden Personen anriethen, erst die sorgfältigsten Erkundigungen über sie eingezogen.«

... Auch ein englischer Lord und Graf Kisseleff können sich irren,« sagte die Herzogin pikirt die Unterlippe beißend, »namentlich, wo es sich um die Beurtheilung einer ihnen fremden Confession handelt – die Religiosität ist für uns Frauen eine wichtige Gemüthssache . . . «

Die Fürstin lachte, und legte die Hand auf das Knie der ihr gegenüber sitzenden Dame. »Lassen Sie uns nicht darüber streiten, Altesse,« meinte sie heiter, »Sie wissen aus Erfahrung schon, daß ich eine halbe Ungläubige bin und zur Betschwester keine Anlage habe. Aber – vielleicht hat Mademoiselle Lautrec, die mir dadurch noch interessanter wird, einmal eine Erbschaft zu erwarten?«

»Die schöne Königin von Guadeloupe, wie man sie dort zu nennen pflegt, ist eine der reichsten Erbinnen der ganzen Insel,« berichtete der Marquis.

»So daß demnach, wenn sie sich, wie man sagt, Gott weihte, also den Schleier nähme, diese ganze reiche Erbschaft ihrem Kloster und der lieben Kirche zufallen dürften.«

Der scharfe Verstand der Fürstin schien mit dieser unbarmherzigen Logik nicht allein die Herzogin, sondern auch den römischen Abbé getroffen zu haben.

»Sie ist ein Satan in ihrer Selbstständigkeit!« murmelte die Herzogin, die, wie die Sibirianka scherzhaft bemerkt hatte, auch in dieser Beziehung wahrscheinlich schon allerlei Erfahrungen mit ihrer Patronage gemacht hatte.

»Yes, yes!« sagte die irländische Baroness in ihrer steifen puritanischen Haltung. »Ich habe immer gehört, daß die Leute von der Kirche seind sehr interessirt. Was sagst Du, Sir Terenz?«

»Ich stimme Dir ganz bei, Judith,« meinte der willenlose Ehemann, »nur habe ich auch stets immer gefunden, daß die irischen Väter verteufelt gute Burschen waren, sei es beim Punschbrauen, bei einem guten Leichenschmaus, oder selbst bei einem Kirchthurmrennen. Pferde- und Mädchenfleisch geht ihnen über Alles.«

»O pfui, Sir Terenz,« naserümpfte die steife Lady, – »solche Worte sind shocking!«

»Der Teufel hole sie, aber es ist trotzdem die Wahrheit, Gentlemens und Ladies.«

Die jungen Offiziere lachten recht herzlich über die Offenherzigkeit Paddy's, an dem sie großes Gefallen fanden, aber Lady Judith begnügte sich mit diesem einen Versuch, ihn in's Gespräch zu ziehen.

»Sie mögen das Rechte getroffen haben, Fürstin,« erneuerte der Marquis das Gespräch, »aber doch dürfte die Spekulation sich darin irren, daß die liebenswürdige Josephine Lautrec die *einzig*e Erbin ihres Vaters war.«

Der römische Abbate konnte sich nicht enthalten, den Sprecher fragend anzuschauen. »Wie so, Monsieur le Marquis?«

»Kapitain Lautrec,« sagte dieser, »hatte einen Neffen, einen tapferen Offizier der französischen Armee, der nach Solferino seinen Abschied nahm und mit mir in Gaëta diente.«

»Sein Namen?«

»Kapitain Gauthier,« sagte der junge Mann. »Sie müssen sich seiner erinnern, Signor Abbate, aus jener Nacht unsers Ueberfalls von San Agatha, denn seitdem ich Sie hier wiedergesehen, ist mir die undeutliche Erinnerung, die mir schon damals bei unserer Begegnung in Rom Ihr Gesicht bekannt sein ließ, klarer geworden.«

»Ich habe nicht die Ehre, mich des Offiziers zu erinnern, den Sie eben genannt,« meinte kaltblütig der Priester. »Ich habe die Gewohnheit, Alles zu vergessen, was außerhalb meines Amtes ist.«

»Aber Ihr Amt oder Beruf schien es doch damals gewesen zu sein, die lockere Gesellschaft zu beaufsichtigen und die Aufmerksamkeit der piemontesischen Offiziere abzulenken, was unserem kecken Unternehmen so trefflich zu statten kam, wenn der Ueberfall auch leider nur zum Theil gelang und wir uns dann mit Hilfe des wackern Kapitain Tonelletto zurückschlagen mußten zu den Unseren. Sie müssen doch wissen, was aus den Weibern geworden ist, namentlich der früheren Chanteuse Theresa, die unserem tapferen Führer den Tod gebracht haben soll. Ich habe in der That nicht erfahren können, ob Kapitain Gauthier damals ein Opfer unseres kühnen Streichs geworden, oder ob er nur verwundet in die Gefangenschaft der Piemontesen gerathen ist, die unserer kleinen Schaar zu mächtig wurden.«

Der Abbé Calvati schien sich trotz dieser Appellation an sein Gedächtniß sehr ungerne zu erinnern. »Ich kann Ihnen in der That nichts Sicheres berichten, Monsieur le Marquis. Ich folgte wie Sie damals nur einem Auftrag meiner Oberen im Interesse des armen König Franz und gegen die Feinde Seiner Heiligkeit. Jene frivolen Weiber konnten keinen Gegenstand meiner weiteren Beachtung bilden!«

Er zog aus der Tasche seiner Soutane das Brevier, ein Beweis, daß er nicht weiter befragt zu sein wünsche.

»Der arme Gauthier!« sagte der Marquis hartnäckig. »Er hatte eine Ahnung seines Todes und schien ihn ohnehin zu suchen und zu wünschen. Aber er sprach noch wenige Augenblicke vorher von dieser Cousine Lautrec zu mir und vertraute mir sogar ein Schreiben an ihren Vater den Kapitain an. Ich sandte es zwar von Rom aus später an seine Adresse nach Guadeloupe, aber das legt mir um so mehr jetzt die Pflicht nahe, mich nach seiner Tochter zu erkundigen.«

Die beiden Offiziere und die Fürstin versprachen ihm darin ihren Beistand, – so war der Bahnhof erreicht.

Auf dem großen Vorplatz desselben fanden sie den Wagen der Herzogin, und nachdem die drei Offiziere verabredet hatten, sich am Abend im *Café Anglais* zu treffen, trennten sie sich,

nachdem Graf Boulbon und der Marquis die Fürstin um die Erlaubniß gebeten hatten, ihr am andern Mittag aufwarten zu dürfen.

Der Abbé Calvati hatte nach kurzer Beurlaubung bei der Herzogin alsbald einen Fiacre bestiegen. »Rue des postes!« lautete sein Befehl – »Rasch und ein gutes Trinkgeld!«

Kaum eine halbe Stunde später finden wir ihn hier in einem ziemlich bequem, wenn auch klösterlich eingerichteten Gemach des großen Hinterhauses, das noch heutigen Tags der Congregation der Gesellschaft Jesu gehört, obschon deren Anerkennung in Frankreich längst aufgehoben ist.

Der Abbé saß an einem Pult und schrieb eifrig – ihm gegenüber stand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, in der schwarzen Soutane mit dem weißen Kragen, wie sie noch immer die Mitglieder des Ordens in ihrer Häuslichkeit oder bei ihren amtlichen kirchlichen Verrichtungen zu tragen pflegen. Sein Gesicht hatte einen strengen, fast ascetischen Ausdruck, sehr entgegengesetzt der Bonhomie und feinen Physiognomie des Römers. Er sah auch mit einer gewissen Feindseligkeit auf den jungen Kleriker, ohne jedoch mit dem geringsten Wort dessen kurzen und entschlossenen Befehlen zu widersprechen.

»Haben Sie den Courier für Rom bereits instruiert, hochwürdiger Bruder?« frug der Abbate.

»Er weiß, daß er seine Depeschen zuerst in unserm heiligen Collegium abzugeben hat und dann erst im Quirinal den Cardinal aufsuchen soll.«

»Gut – und ist der Mann verschwiegen und zuverlässig?«

»Auf Ihren Befehl wählte ich den gewandtesten unserer Laienbrüder aus, der stets für die geheimen Missionen benutzt wird, und den Weg nach Rom unter verschiedenen Gestalten schon zehn Mal gemacht hat. Ich büрге für ihn.«

»Das genügt. Hier dieses Telegramm durch einen Privaten zum Bureau.«

»Darf ich fragen, wohin es bestimmt ist? Sie wissen, daß es keine müßige Neugier ist, sondern Vorsicht.«

»Nach Warschau!«

»Dann ist diese um so nothwendiger. Wir wählen von hier stets den Weg über Breslau und die Unterbrechung daselbst.«

»Aber die Nachricht hat die größte Eile.«

»Baruch Lehmann ist der aufmerksamste Correspondent. Nur muß ich Sie bitten, keine Chiffren anzuwenden, sondern die gleichgültigsten Worte zu wählen, möglichst in Form eines kaufmännischen Auftrags.«

»Lesen Sie selbst, lieber Bruder!«

Der Abbé reichte dem Vorsteher des Ordenshauses das Manuscript des Telegramms zu und dieser las halblaut:

»Der hochwürdigsten Frau Mathildis, geborenen Gräfin Zerboni, zur Zeit in Warschau, Hôtel d'Angleterre.

Unsere Frau Priorin ist am Sechsten im Herrn gestorben und wird am Zehnten feierlich beerdigt.

Schwester Rosalia.«

Der Superior, denn diesen Rang in der hierarchischen Gliederung des berühmten Ordens hat der Vorsteher des pariser Ordenshauses für gewöhnlich, schüttelte den Kopf.

»Sie geben mir nur halbes Vertrauen, hochwürdiger Bruder,« sagte er, sich an die andere Seite des Schreibtisches setzend und die Feder zur Hand nehmend. »Die Fassung dieses Telegramms, so einfach sie ist, könnte der russischen Polizei, die jetzt überaus mißtrauisch ist, verdächtig erscheinen. Sagen Sie mir, was davon nothwendig ist.«

»Adresse, die Daten und die Unterschrift.«

»Dann überlassen Sie mir gefälligst die Abfassung,« und der alte Jesuit schrieb:

»An Baruch Lehmann in Breslau.

Die hochwürdigste Frau Mathildis, Gräfin Zerboni, in Warschau, Hôtel d'Angleterre wohnend, ist sofort zu benachrichtigen, daß die durch Schwester Rosalia am Sechsten bestellten Perlen bis zum Zehnten dort eintreffen werden.«

Und er reichte diese neue Fassung über den Tisch hinüber.

Der Abbé las das Telegramm und machte ein Zeichen der Zustimmung. »In der That, dies genügt und ist besser. Haben Sie nach dem Hôtel Lambert gesandt?«

»Der Bote ist bereits zurück, der Prinz wird in einer Stunde hier sein.«

»Etwas langsam für einen Prätendenten auf die polnische Krone, – doch wir müssen uns damit begnügen und einstweilen eine andere Sache verhandeln. Die Frau Oberin des Klosters vom heiligen Herzen hatte direkt berichtet, daß unter den gegenwärtigen Pensionairinnen ihr eine junge Dame von den Antillen zur Vollendung ihrer Erziehung anvertraut ist, der nach dem Tode ihres Vaters ein sehr bedeutendes Vermögen zufällt, und der Provinzial von Central-Amerika hat die letzteren Angaben bestätigt und darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es sei, daß die Hand dieser Erbin nur einem zuverlässigen Anhänger der Kirche zu Theil werde.«

Der Superior begnügte sich mit einer zustimmenden Verneigung.

»Was ist in dieser Beziehung geschehen?«

»Die Frau Vorsteherin war von dieser Nothwendigkeit unterrichtet und ersucht worden, dieser Pensionairin die größte Sorgfalt zu widmen, ebenso der Beichtvater des Klosters vom *sacré cœur* – aber leider . . . «

»Nun?«

»Es scheint ohne unser Verschulden und in allzu großem Eifer für das Beste der Kirche diese Pensionairin etwas zu hart behandelt worden zu sein, so daß ihr eigensinniger Charakter zu bedauerlichen Excessen getrieben worden ist.«

»Das heißt, man hat sie zur Ablegung eines Gelübdes veranlassen wollen, statt sie als Weltkind zu behandeln und sie durch Vorschub ihrer Neigungen zu gewinnen. Das war ein thörichtes Verfahren. Aber es scheinen noch andere Ereignisse dabei vorgekommen, welche die junge Pensionairin veranlaßt haben, den Schutz des Klosters zu verlassen?«

Der Superior sah, daß der junge Priester bereits mehr wußte, als er ihm hatte mittheilen wollen. »Es ist allerdings dabei leider eine bedauerliche Ungeschicklichkeit vorgekommen, die bereits ihre strenge Bestrafung gefunden hat. Der neue Beichtvater des Klosters . . . «

»Nun? – er hat dem Mädchen Gewalt anthun wollen?«

»Nein – nicht so weit! – Aber er hat geglaubt, bei ihrem leichtfertigen leidenschaftlichen Charakter durch eine allzurasche Entwicklung ihrer Sinnlichkeit sich eine Herrschaft über sie zu sichern.«

»Und er ist dabei zu plump und unvorsichtig zu Werke gegangen!«

»Sie bezeichnen sein Vergehen ganz richtig, hochwürdiger Bruder. Der Pater Falmayer hat sonst große Fähigkeiten und eignete sich persönlich sehr gut zu dem Beichtiger des Instituts. Ich habe ihn sofort davon entfernt und Pater Falmayer befindet sich bereits in Pönitanz.«

»Falmayer – ich muß den Namen kennen. Ist er nicht ein geborener Schweizer aus Freiburg?«

»Er ist allerdings von deutscher Abstammung, wurde im Collegium zu Dole im Jura erzogen und ist sonst, bis auf diese – Schwachheit des Fleisches, eine der gewandtesten und scharfsinnigsten Stützen des Ordens, dabei –«

»Sprechen Sie nur weiter!«

»Einer der schönsten und stattlichsten Männer, die ich kenne.«

»Das entspräche! – Noch Eins, Sie erhielten von Rom den Auftrag, hier ein jüdisches Geschäftshaus, oder vielmehr das Hauswesen seiner Besitzer unter genauer Beobachtung zu halten.«

»Moses und Aaron Ruffeli aus Galizien oder Italien.«

»*Si!* die Zahl der Familie . . . «

»Sie hat sich seit August durch die Anwesenheit einer Verwandten, einer angeblichen Sängerin vermehrt.«

»Warum sagen Sie einer angeblichen? Die Sängerin Carlotta Ruffeli war eine der berühmtesten Primadonnen Europa's. – Sie rivalisirte mit Glück mit der Lind und Alboni.«

»Ich kenne dergleichen Nichtigkeiten nicht.«

»Unrecht genug gerade hier in Paris, wo Nichtigkeiten die Hauptsache sind. Wie steht hier das Haus Russell?«

»Es macht sehr gute Geschäfte, namentlich gegenwärtig in Waffenlieferungen nach Ungarn, Polen und der Türkei, also nach dem Osten. Es beschäftigt zahlreiche Commis in seinem Comtoir.«

»Blos jüdische?«

»Nein, hochwürdiger Bruder – Sie wissen, ein Schelm traut dem andern nicht. Sie könnten schließlich der russischen oder österreichischen Gesandtschaft, die ihre Spione überall haben, die Adressen und Wege der Sendungen verkaufen. Noch kürzlich sind zwei Commis aus diesem Verdacht entlassen worden.«

»Hätten Sie Mittel und Wege, eine bestimmte Person in ihre Dienste zu bringen?«

»Mit einigen Umwegen gewiß.«

»Und sind die Geschäfte des Hauses Ruffeli bedeutend?«

»Sehr bedeutend – die Entziehung gerade dieses Zweiges ihrer Thätigkeit würde ihnen den größten Nachtheil bringen – ja unter Umständen selbst den Credit des Hauses vernichten.«

»So lassen Sie den Pater Falmayer rufen – ich will ihn selbst sprechen.«

Der Superior machte eine ablehnende Bewegung. »Ich hatte bereits die Ehre, Ihnen zu sagen, hochwürdiger Bruder, daß der Pater in diesem Augenblick unter strenger Pönitanz steht, der er schon des Gehorsams und des Beispiels wegen nicht entzogen werden darf.«

Der Abbate sah den im Range ja weit über ihm stehenden Jesuiten hochmüthig an. »Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß ich vom General selbst unbedingte Vollmacht habe. Kraft dieser hebe ich die Pönitanz einstweilen auf, so verdient sie auch gewesen sein mag. Also lassen Sie immerhin den Pater holen.«

Bei der Berufung auf den General des Ordens verneigte sich der ältere Jesuit demüthig und erhob sich. Aber bevor er sich noch entfernen konnte, wurde drei Mal an die äußere Thür geklopft und ein Diener im geistlichen Gewande trat ein.

»Was giebt es? Was hast Du zu melden?«

Der dienende Bruder verneigte sich demüthig:

»Seine Hoheit der Fürst Witold Czartoryski ist so eben eingetreten und frägt nach dem hochwürdigen Herrn.«

»So führen Sie ihn schleunig hierher – ich werde ihn mit Ihrer Erlaubniß, hochwürdiger Herr, selbst empfangen.«

Der Superior entfernte sich, den vornehmen Gast zu begrüßen und zu geleiten.

Einige Augenblicke darauf führte er das nunmehrige Haupt der polnischen Propaganda in Paris ein. Der Abbate kam dem Fürsten mit der ganzen Devotion eines geschulten Hofmanns entgegen.

»Euer Majestät wollen mir verzeihen, wenn ich Sie um Gehör bitten ließ. Sie kennen mich hoffentlich noch von der Versammlung im April her?«

»Ah – Abbé Calvati! Sehr erfreut, Sie zu sehen, und ich bin Ihnen doppelt verbunden, daß Sie die Vorsicht geübt, nicht in unser Hôtel zu kommen. Was bringen Sie uns für Nachrichten?«

Der Abbate hatte den Fürsten zum Sopha geführt und in bescheidener Entfernung selbst Platz genommen.

»Haben Euer Majestät bereits Nachricht aus Warschau von dem Tode des Herrn Erzbischofs?«

»Vor einer halben Stunde ist sie von Posen eingetroffen – und was nun?«

»Dann Euer Majestät hält uns Nichts mehr zurück und Sie haben die Einwilligung Seiner Heiligkeit, zu handeln. Ich habe mir bereits erlaubt, unsere Freunde in Warschau von Ihren Absichten in Kenntniß zu setzen, daß das Märtyrerthum beginnen kann. Das Begräbniß des verewigten Erzbischofs wird die beste Gelegenheit zu einer energischen Demonstration bieten.«

»Lassen Sie sehen – das Begräbniß wird wahrscheinlich schon übermorgen stattfinden – aber es ist unmöglich, daß bis dahin einer unserer Vertrauten Warschau erreichen kann. Das Zusammentreffen einer Demonstration in Warschau zum selben Tage mit der ausgeschriebenen Verbrüderung nach Horodlo wäre sonst allerdings vortrefflich. Doch mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie mir einen Titel geben, der vielleicht meinem Vater zukam, mir aber ohne Berufung der Nation nicht gebührt. Ich bitte Sie also, erst der Zukunft ihr Recht zu lassen.«

Der Abbate verbeugte sich. »Euere Durchlaucht sind der erste Prinz Ihres Hauses, also der rechtmäßige Erbe Ihres verewigten Vaters. Eden wegen des Zusammentreffens erlaubte ich mir durch den Telegraphen unsere Zustimmung zu ertheilen. Man hat nur darauf gewartet, Euer Durchlaucht haben demnach alle Zeit, die weiteren Maßregeln der Erhebung zu ordnen. Man wird Ihnen auf dem Wege über Wien und Krakau keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen, sobald Sie nur die österreichischen Interessen schonen.«

»Vortrefflich – Sie haben Ihr Versprechen gehalten. Aber nun, wen wird Seine Heiligkeit oder der Herr Kardinal zum Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs Fialkowski ernennen?«

»Die Administration der Erzdiocese von Warschau fällt zunächst an Bialabrzewski, der die ganz geeignete Persönlichkeit ist, die Strenge der russischen Regierung herauszufordern und das Märtyrerthum zu beginnen.«

»Aber als Erzbischof selbst?«

»Wir hoffen, daß das Petersburger Cabinet sich hat täuschen lassen und selbst die Wahl des Priesters Felinski als ihm wünschenswerth bezeichnen wird. – Wir wissen bestimmt, daß man zugleich dem heiligen Stuhl das Anerbieten machen wird, die päpstliche Nuntiatur in Petersburg wieder herzustellen.«

»Aber Felinski – sind Sie seiner auch sicher? Man hat ihn mir als einen Lauen bezeichnet!«

»Er wird im rechten Augenblick ein Mann sein und der Würde der Kirche Nichts vergeben. Grade seine bisherige Haltung wird sein Auftreten um so bedeutsamer machen. Er ist ein Mann, viel entschlossener als Przulski in Posen.«

»Dann verlasse ich Sie sehr beruhigt, ehrwürdiger Herr – Sie werden sicher ein Licht der Kirche werden. Haben wir sonst noch Etwas zu besprechen?«

»Nur die Bitte, vorläufig die Agitationen auf Polen zu beschränken. Preußen muß geschont bleiben, schon wegen seiner Haltung in der italienischen Frage. Wir hoffen dort noch bedeutende Concessionen zu erreichen. – Außerdem – wie ist das Comité mit Ihren Waffen-Spediteuren zufrieden?«

»O – das Haus Ruffeli scheint wirklich ganz vortreffliche Verbindungen angeknüpft zu haben.«

»Trauen Euer Durchlaucht ihm nicht zu viel – ich weiß, daß das ungarische Comité in Genua seit Kurzem Ursache erhalten hat, ihm zu mißtrauen.«

»Ich danke Ihnen für diese Warnung und werde sie beachten lassen. Empfehlen Sie mich dem Cardinal und legen Sie Seiner Heiligkeit meine Ehrfurcht zu Füßen, sobald sich Gelegenheit findet.« Der Fürst reichte dem Jesuiten die Hand und wurde von ihm bis zum Ausgang des Hauses begleitet.

Als der Abbate in das Gemach zurückkehrte, fand er den deutschen Pater aus der Pönitentz bereits dort.

Es war ein Mann von etwa 33 bis 35 Jahren, groß, kräftig, eine prächtige Gardegestalt mit einem interessant schönen Gesicht und jenen tiefen geistvollen Augen, welche für die Frauen so unwiderstehlich zu sein scheinen.

#### EIN KÖNIG VON GOTTES GNADEN!

Die Krönung in Königsberg war vorüber mit all' der würdigen Prachtentfaltung, wie sie dem Monarchen eines mächtigen Staates gebührt, der seine Krone durch das legitime Erbrecht nach dem Willen Gottes erhalten, nicht aus der Wahl der politischen Parteien und wechselnden Volksgunst, der Erbe einer Reihe von großen Fürsten, reich an Weisheit und Ruhm, treuen Schirmherrn des Gottesglaubens und Förderern der Wohlfahrt ihrer Unterthanen, wie sie ihnen nach inniger Ueberzeugung die wahrste dünkte.

König *Wilhelm* hatte in dieser Ueberzeugung seines göttlichen Rechtes und Berufes vom Hochaltar der Schloßkirche zu Königsberg am 18. October, diesem deutungsvollen Datum für Preußen und Deutschland, die Krone entnommen und auf sein königliches Haupt gesetzt, nachdem er am Tage vorher beim Empfange der Mitglieder beider Häuser des Landtags die Deutung dieser Handlung mit den Worten ihnen dahin erklärt:

»Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tische des Herrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Dies ist die Bedeutung des Königthums von Gottes Gnaden und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist.«

und beim Empfang der berufenen Vertreter der Armee am Sechszehnten die inhaltschweren Worte sprach:

»Von Gottes Handen ist mir die Krone zugefallen und wenn ich mir dieselbe von Seinem geweihten Tische auf das Haupt setzen werde, so ist es Sein Segen, der sie mir erhalten wolle. Sie zu vertheidigen, ist die Armee berufen und Preußens Könige haben die Treue derselben noch nie wanken sehen. Auf diese Treue und Hingebung rechne auch ich, wenn ich sie aufrufen müßte gegen Feinde, von welcher Seite sie auch kommen mögen.«

Es war der alte Feldmarschall Wrangel, dem er als Vertreter der Armee bei diesen Worten die Hand reichte und der ihm für das große Werk der Verstärkung dieser Armee durch die Reorganisation ihren Dank sagte. —

Am 20. October hatte König Wilhelm Königsberg verlassen, und am 22. hielt er als König und Kriegsherr Preußens hoch zu Roß, mit der Königin, die in dem achtspännigen Krönungswagen sah, nebst allen Prinzen und einem zahlreichen Gefolge durch das Frankfurter Thor seinen Einzug in die Hauptstadt seines Landes, in Berlin.

Wer sie mit augeschaut jene Tage der Festlichkeiten in Berlin, der wird wissen, wie die alte preußische Treue in der glänzenden Hauptstadt trotz all der seitherigen Wühlereien und Anfechtungen zum unverfälschten enthusiastischen Jubel ausbrach, der den königlichen Herrn empfing und durch die Tausende gleich kräftig bis zum Königschloß seiner Väter geleitete, in jenen Jubel, der immer und immer wieder unter dem Volk mit und ohne Waffen sich Luft machte, wo König Wilhelm sich zeigte.

Es war am Abend des festlichen Einzugs, längst waren die Gewerke und Deputationen, welche das Spalier des festlichen Zuges von der dazu errichteten Bahnhalle an der Frankfurter Chaussee bis zum königlichen Schloß gebildet hatten, nach dem großen Zug am Schloß vorüber zu ihren Ausgangsplätzen zurückgekehrt, und die Bevölkerung wogte gleich einer unermeßlichen Fluth durch die in glänzender Illumination schwimmenden Straßen so massenhaft, daß auf vielen derselben nicht mehr Durchkommen blieb für die unabsehbaren Reihen der Wagen. Alle Lokale waren überfüllt und jeder Augenblick brachte neuen Zudrang oder sandte neue Wogen daher in den Strom der Schaulustigen, die durch die Straßen auf und nieder flutheten.

Vor dem Palais des Königs hielt sich die Menschenmasse gestaut — immer hoffend und harrend, den König wieder und wieder zu sehen und zu begrüßen.

»Ist's nun genug der Komödie,« sagte eine rauhe harte Stimme in das Ohr eines Mannes, der trotz des Gedränges den Platz am eisernen Gitter des Denkmals festgehalten und mit düstrier Miene auf den Jubel umher und die glänzend erleuchteten Fenster des Palais geblickt hatte, auf dessen Rampe zwischen den hohen Säulen, welche den großen Altan tragen, mächtige Flambeaux brannten. »Schaun Sie diese Kanaille an, die dem neuen König von Gottes Gnaden zujauchzt, und grade heute vor 13 Jahren berieth das deutsche Parlament ohne all diese Fürsten und Könige die Grundrechte des deutschen Volks in Frankfurt a. M., der Tyrannenknecht Windischgrätz forderte die Köpfe der besten Vertheidiger der Volksfreiheit von den Wiener

Bürgern und unser Robert Blum hielt seine flammende Rede in der Aula! Schleswig-Holstein feierte seine eigene Regierung, drei Tage noch – ich fand heute zufällig meine Einladungskarte! – und es ist der Jahrestag, daß wir Beide mit in jenem Saal des Englischen Hauses, wo vor vier Wochen die schwarz-weiße Reaction tagte, auf dem Congreß der Demokratie unter Georg *Fein* die deutsche Republik beriethen! – und *heute, heute* – sehen Sie um sich, es ekelt mich vor dieser schweifwedelnden Bourgeoisie! Kommen Sie, Freund, wir wollen frische Luft schöpfen jenseits des brandenburger Thors, das mir hier die Brust beklemmt.«

Der fast gewaltsam aus dem Gedränge Gezogene schritt durch eine der leerern Straßen mit dem Gesinnungsgenossen dem Thiergarten zu.

»Die Bourgeoisie ist's nicht allein, die heute für ein neues Hoflieferantenschild schweifwedelt,« sagte spöttisch sein Begleiter, – »gab's doch auch Viele von der sogenannten Volksvertretung, die der Eitelkeit nicht hatten widerstehen können, dem Ruf nach Königsberg zu folgen, und dort eine Rolle zu spielen – nur die Polen und wenige Andere blieben ihrer Opposition treu und kamen nicht. Und nun,« sie waren in den Thiergarten eingetreten und bogen in einen der inneren Gänge ein, wo ihnen nur Wenige, die querdurch zur Stadt eilten, oder von dort zurück kamen, begegneten – »haben Sie gelesen, welchen Commentar heute die Times sehr ungenirt zu den Worten in Königsberg über die constitutionellen Rechte der Volksvertreter bringt?«

»Wohl – und was wird sie zu der neuen Krönungsgabe der Provinz Schlesien, dem Dampfkannonenboot sagen, wenn der Umzug von Breslau zurückkehrt? – In dieser vertrakten Provinz und in Pommern hatten wir schon Achtundvierzig die meiste Noth, einen liberalen Geist hinein zu bringen. Der Geist von 1813 ist leider noch immer wach, und passen Sie auf, der Hof wird es gewiß verstehen, die fünfzigjährigen Erinnerungen in zwei Jahren wach zu rufen. Zum Glück, daß es unter dem letzten schwachen Regiment gelungen ist, die Seehandlungsetablissemments im schlesischen Gebirge zu sprengen und in die Hände unserer Freunde zu manipuliren, denn die Regierung hatte durch sie großen Einfluß auf die Bevölkerung grade der Fabrikdistrikte. Jetzt wählen diese bereits Männer wie Reichenheim oder die polnischen Kapläne, der Einfluß des Adels und der Landrätthe ist auch dort täglich im Sinken.«

»Das sind einzelne Erfolge und es wird noch lange währen, ehe die Bevölkerung demokratisirt ist. Ich sage Ihnen, Berlin ist und bleibt unser bestes Terrain, wenn wir erst diese Bourgeoisie gewonnen haben, und sie ist jetzt im besten Zuge, wenn nicht ein äußerer Krieg darein kommt, denn dann allerdings käme der fatale berliner Tick dazwischen. Aber was nun? – ich denke über die große Grundidee sind wir einig: ein allgemeines Deutschland unter liberaler Volksvertretung mit liberalen Grundrechten, vorläufig in constitutionellen Stäatchen, später eine deutsche Republik nach schweizer Muster, oder ein nationales System Cavour, und zu diesem Ende Schwächung der Hohenzollerndynastie, denn das ist die gefährlichste. Aber der Weg, der Weg dazu?«

»Die bevorstehenden Wahlen sind so gut wie in unseren Händen. Einer compacten demokratischen Majorität in der Volksvertretung kann auf die Dauer keine Regierung widerstehen. Die Macht der preußischen Krone liegt in der Armee. Nachdem die Grundsteuer vom Herrenhause angenommen ist, konnten wir allerdings die Vermehrung und die neue Organisation dieser Armee nicht verweigern, aber die Bewilligung der Geldmittel darf nur eine provisorische sein, niemals eine definitive, oder die Macht über die Armee ist uns aus der

Hand gewunden. Natürlich müssen die Forderungen der Regierung im Etat stets wichtige Abminderungen erfahren. Jede Bewilligung muß sie mit neuen Rechten an die Volksvertretung erkaufen. Indem man die Zahl der Einstellung in die Armee von der alljährlichen Bewilligung im Budget abhängig macht, werden wir in höchstens zwei Kammersaisons schon die zwei-jährige Dienstzeit durchgesetzt haben, die sich leicht noch herabsetzen läßt, – dann haben wir ein Volksheer, nicht ein Königsheer. Durch Drängen auf bloße Selbstverwaltung der Gemeinden brechen wir die Macht einer immer von der Regierung abhängigen Bureaucratie. – In der Justiz muß der Einzelrichter, der Kreisrichter souverain und unversetzbar ohne seine Zustimmung sein. Das sichert ihm den Einfluß auf das platte Land, er tritt an die Stelle des Landraths. – Das Aufsichtsrecht der Geistlichen über die Schulen muß aufhören: in den Kreisrichtern und den Schullehrern liegen die wichtigsten Hilfsmittel für den Liberalismus und die Heranbildung republikanischer Einrichtungen. Durch die Gewerbefreiheit ist der Handwerkerstand als Corporation schon gebrochen. Die Beschränkung des Individuums zum Besten des Ganzen ist eine falsche Idee, je mehr individuelle Freiheit, desto weniger Ganzes, desto weniger Corporation, desto weniger Druck müssen wir haben. Mit zweihundert Einzelnen läßt sich mehr für die Freiheit erreichen, als mit einer Compagnie, die als solche auftritt. Untergräbt man nun noch die religiösen Vorurtheile, lockert das Institut der Ehe als kirchliches, macht man den Volkswohlstand von dem Stande der Börse abhängig, erleichtert und schützt die Spekulation und die Aktienunternehmen, wobei doch immer der Klügste die Anderen ausbeutet – dann lassen Sie uns immerhin noch fünf, ja zehn Jahre in Deutschland Monarchen haben, ja selbst die Hohenzollern, die Habsburger, die Welsen und Wittelsbacher, – ich sage Ihnen, in zehn Jahren haben wir doch die deutsche *Republik*, wo Jeder von uns das Recht hat, souverain zu werden von Volks und seines Verstandes Gnaden, nicht von Gottes Gnaden! – Nur immer drängen, immer vorwärts drängeln, selbst mit Compromissen, denn jeder Compromiß reißt eine Bresche in den Damm.«

Sie schritten Beide schweigend weiter – so eingefleischte Republikaner sie auch waren, dem Einen mochte doch ein gewisses Grauen ankommen, an den alten Grundvesten des Königthums zu rütteln – dem Andern stieg eine noch schwerere Besorgniß auf und unwillkürlich blieb er stehen. »Und wenn wir alle die Macht in Händen bekommen, die wir für das Volk erstreben – der Jude da drüben an der Potsdamer Straße, wie denken Sie über den?«

»Ueber Lassalle?«

»Ja!«

»*Après nous le deluge!* was kümmert's uns. Dazu behalten wir ja eben die Soldaten des Königthums, um die Kanaille im Zaume zu halten. Meinen Sie wirklich, daß er daran denkt, sich vom Terrorismus des Pöbels aus seinen seidenen Fauteuils reißen zu lassen? Es ist Komödie bei diesem Sybariten. Das Volk, das Proletariat ist ihm Nichts, als die Stufe für seinen Ehrgeiz. Der Plebs wird immer Plebs bleiben – es handelt sich nur darum, daß recht Viele herrschen können, statt daß jetzt Einzelne das Vorrecht haben. Die bloße Humanität ist ein Unsinn – und bis die Communisten im Parlament die Oberhand haben und die Gesetze machen, statt wir, ist's noch lange hin! *Verdienen*, verdienen, die Macht haben ist das Wahre!«

Er ließ den langen, rothblonden Bart durch die Finger laufen. »Kommen Sie und trinken bei mir eine Flasche Sekt – ein Preat auf die Hohenzollern, aber das zweite Glas ein Preat auf jede Pöbelherrschaft!«

Er öffnete das elegante Gitter eines der Vorgärten. –

Zur selben Zeit – kaum zwei Straßen weiter gingen zwei andere Männer, gleich ihnen schlimme Feinde des preußischen Königthums.

Der Eine schien noch jung, höchstens dreißig Jahre, dem Andern ließ der grau melirte Bart ein Alter von wohl fünfzig Jahren geben. Beide sprachen bald französisch, bald polnisch.

»Welche Nachrichten bringen Sie aus der Gesandtschaft?«

»Die besten. Die zahlreiche Cortège des Marschalls und der pariser Arbeiterschwarm, die jetzt drüben am Platz hämmern, tapezieren und decoriren unter den Augen der Polizei haben wenigstens das Gute gehabt, einer Anzahl der Unseren unbemerkt hierher zu helfen. Wir bringen sie spielend über die Gränze. Es wird nicht auffallen, daß sie den Hof nach Breslau begleiten, sei's als Zeitungsreporter, sei's als bloße Schaulustige oder Geschäftsleute. In solchen Tagen hat die Polizei keine Augen, und seit das Ministerium Schwerin sie mit dem Prozeß Patzke und Stieber ruinirt hat, wagt Keiner den Mund aufzuthun. Ich weiß nicht, wo man augenblicklich blinder ist, in Petersburg, in Warschau oder Berlin? Alles geht vortrefflich. Die kluge Neutheilung der Wahlbezirke sichert uns im Großherzogthum mindesten sechs Plätze mehr, die Regierung in Posen überbietet sich an Schwächen. Nur der alberne Hirtenbrief des Bischof Marwitz hat uns hier und drüben über der Gränze geschadet. Aber doch schreiten wir mit den Nationalandachten vor. Przulski und sein Domkapitel saßen bei der Predigt, die ihnen der Probst Prahinowski über die Pflichten des polnischen Klerus hielt, als säßen sie auf der Anklagebank; so lange Bonin Chef der Provinz bleibt, hat es keine Noth und wir müssen diese Zeit nützen zur Bildung der Agitation und der Waffendepots an der Gränze. Das Auskunftsmittel unserer Pröbste, fremde in der Gemeinde ganz oder nur den Zuverlässigsten bekannte Geistliche, die nationalen Reden halten, um sie gleich darauf verschwinden zu lassen, so daß keine Anklage erhoben werden kann auf Grund der Kanzelparagraphen, war schlau gewählt. Mit solchen Wanderpredigern und den National-Andachten – gleichviel welche Namen und Tage wir wählen – wird das Volksgefühl gehoben und der Einfluß des Erzbischofs, wenn er auch wirklich den niedern Klerus beschränken wollte, brachgelegt. Wir haben nach dem Beschluß des Central-Comité's in Paris fast zwei Jahre Zeit zur Vorbereitung, und bis dahin hoffe ich die Organisation auch bei uns hüben so weit gediehen, daß wir zugleich mit drüben losschlagen können. Wissen Sie, daß Bakunin glücklich in England angekommen ist?«

»Ich wußte, daß es ihm gelungen, Amerika zu erreichen, aber nicht, daß er schon in England ist.«

»Herzen jubelt darüber. Sie finden ein Packet der neuen Nummern des krakauer ›Czas‹ und der ›Straznica‹ bei mir und können Sie mit nach der Provinz zur Vertheilung nehmen; – aber nun – welche Nachrichten von Warschau? Hat die russische Tyrannei neue Gewaltthaten gegen die Kirche gebraucht?«

»Sie übt den am 14. über das Land erklärten Kriegszustand sehr lässig. Der neue Oberpolizeimeister Oberst Pilsudski scheint noch nicht warm geworden, Suchozanet fühlt sich nach der Abreise Lamberts nicht sicher – die Abwesenheit des Kaisers Alexander in Livadia kommt uns zu statten, grade wie unseren Verbündeten in Petersburg und an den andern russischen Universitäten. Ein wahres Glück ist es, daß es gelang, ihren Kriegs-Gouverneur, den Tyrannen Gerstenzweig zu dem Selbstmord zu treiben.«

»Und wie geschah dies?«

»Sie wissen, daß er mit Lambert und Wielopolski stets auf dem Kriegsfuß stand. Man hat ihn Lambert zu verdächtigen gewußt und es kam zwischen Beiden zu einem heftigen Auftritt. Der Selbstmord liegt in der Familie! Es ist gut, daß es gelang, bevor Lüders seine Ernennung hat, denn diese Beiden an der Spitze der Regierung wären uns mit ihren Eisenköpfen in der That gefährlich gewesen. Das beweisen die Verhaftungen nach der Feier des Kosciuskotages, den wir überall durchgesetzt haben. Die Russen glaubten zwar, besonders schlau gewesen zu sein, daß sie die Geistlichen der Kathedrale und der Bernhardiner Kirche zwangen, ihnen nach dem Eindringen des Militärs und der Polizei in die Kirchen und dem gewaltsamen Herausholen der Patrioten schriftlich zu bezeugen, daß die Heiligthümer nicht entweiht seien und kein Sakrileg vorliegen sollte, aber die Energie Bialobrzewski's: alle warschauer Kirchen dennoch zu schließen und selbst die Schließung der protestantischen Gotteshäuser und der Synagogen hat dies wett gemacht, und sie gaben sich bisher vergebene Mühe, die Wiedereröffnung der Kirchen zu erreichen.«

»Aber wird man endlich nicht neue Gewaltthaten üben?«

»An Drohungen fehlt es nicht, Bialobrzewski erwartet täglich seine Verhaftung, – aber er ist entschlossen auch den schlimmsten Anklagen zu stehen und nur zu erwidern, er habe die Schließung der Kirchen nur deshalb verordnet, um das Absingen der verbotenen Nationallieder zu verhindern. In der That, seine Wahl zum Verweser war die beste, welche das Kapitel vornehmen konnte. Die Verhaftung des Superintendenten der protestantischen Kirche und des Oberrabbiners, so wie vieler Mitglieder des unteren Klerus genügt nicht, der Bisthums-Verweser muß *sein* Märtyrertum erzwingen, sie können nicht anders mehr. Uebrigens erfolgen allmählig neue Haftnahmen – es sind bereits mehr als vierhundert Patrioten nach der Citadelle geschleppt worden – aber sie halten fest und gestehen nicht.«

»Aber wenn dieser Eisenkopf General Lüders wirklich Statthalter werden sollte?«

»Auch dafür ist gesorgt – schließlich ist ein Patriot bereits gefunden, der sein Leben preisgeben will, um ihn zu beseitigen. Einstweilen werden die neuen Zwistigkeiten des Adels mit den Bauern wegen der aufgehobenen Roboten ihm genügende Beschäftigung geben.«

»Ich begreife dies nicht ganz – wenn nun die Russen die Bauern gewähren ließen, wie Sechsendvierzig die österreichische Regierung in Galizien that – erinnern Sie sich, daß die dortigen Bauern fast vierhundert Edelleute mit Weib und Kind ermordeten!«

»Was thät es auch bei uns? wir haben ohnehin des anmaßenden Adels zu viel – sie gehören doch Alle nur zu den Weißen. Aber die Russen können nicht umhin, ihr eigenes Ablösungsgesetz gegen die Bauern aufrecht zu erhalten und so unter diesen wieder die Sympathien zu verlieren, die sich der Kaiser wirklich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft erworben hatte. Der Bauer ist zu dumm und störrisch, als daß er unter der Ablösung nicht lieber, wie die Propaganda ihm einredet, die Aufhebung jeder Abgabe verstehen möchte! So macht das russische Gouvernement sich nach beiden Seiten verhaßt. Der reichere Adel war überdies klug genug, die Sympathien der Bauern durch die splendide Bewirthung ihrer Deputationen am Kosciusko-Tage zu erkaufen. Die russischen Schergen haben trotz aller Untersuchung nicht einmal die Veranstalter des Festmahls im Hôtel de l'Europe ermitteln können. Kurz es wird dem neuen Statthalter Nichts übrig bleiben, als aus dem Kriegszustand den Belagerungszustand zu machen und dann ist die Erbitterung allgemein und sie werden nicht Truppen genug haben, ihn aufrecht zu erhalten.«

»Trauen Sie nicht zu viel – ich kenne den General und weiß, welcher Energie er fähig ist!«

»Dann, wie gesagt, haben wir ein äußerstes Mittel: Gewalt gegen Gewalt. Wenn wir uns auf die Stimmung in Posen und Galizien verlassen können, daß man die Waffen zuführen kann und den Zuzug nicht hindert, dann möge immerhin trotz aller Beschlüsse des Central-Comités in Paris der Aufstand schon eher losbrechen. Nur der Schlag in Lublin macht es für den Augenblick unmöglich, 15000 Gewehre sind zu viel Verlust. Er hat uns geschädigt, und solche Fälle müssen um jeden Preis verhindert werden!«

»Aber wie war der Verrath möglich?«

»Es ist uns bisher trotz aller Mühe nicht möglich gewesen, den Namen der Verrätherin zu entdecken. Die That soll mit dem Selbstmord Gerstenzweigs zusammenhängen. Soviel wir wissen, wurde grade ihm der Verrath zuerst angeboten, aber der geforderte Judaslohn war ihm zuviel, oder er glaubte überhaupt nicht mehr daran. General Lüders war klüger und kümmerte sich den Teufel um das Ansehen der Zamoyski. Der Graf war nahe daran, der Anklage als Mitwisser zu verfallen, und nur die Selbstanklage seines Sohnes rettete ihn. Deshalb auch mußte er dessen Verhaftung sich schweigend gefallen lassen. Wir wissen eben nur, daß der Verrath von einer Frau geschah, daß sie die genauesten Details angab, das Geld in Empfang nahm und eben so tief verschleiert und unbekannt entkam, wie sie im Schloß erschienen war.«

»Und der General?«

»Er gab seinen Offizieren keine Zeit, sonst hätten wir die Gefahr zeitig genug erfahren und die Waffen fortschaffen können. Jedermann glaubte, daß die abmarschirenden Truppen von Lublin zur Verstärkung der Garnison von Warschau bestimmt wären, als sie plötzlich Contreordre erhielten, welche der Hund Atschikoff überbrachte, den Marsch änderten und in den nächsten sechs Stunden war das ganze Gut und das Kloster schon von den Kosaken besetzt, so daß es unmöglich blieb, einen Widerstand zu organisiren, oder die Waffen fortzubringen. Ich muß gestehen, das war das erste Mal, daß es den Russen gelang, ihre Maßregeln bis zum letzten Augenblick geheim zu halten. Selbst die Aebtissin, deren teuflischer Schlaueit und Umsicht doch selten Etwas verborgen bleibt, erfuhr Nichts, und unsere besten Spione im Brühl'schen Palais waren dupirt. Dieser Schlag und der Verrath des Schurken Asnik waren schlimme Dinge.«

»So muß man die Aufmerksamkeit verdoppeln, und keine Gnade bei dem geringsten Verrath und Mißtrauen. Der Prinz Napoleon in Paris ist eifrig bemüht, den russischen Einflüssen und den Rathschlägen Morny's bei dem Kaiser die Stange zu halten.«

»Rechnet er vielleicht auf einen Heinrich II.? die Polen haben genug gehabt an dem Verrath eines Valois und den gebrochenen Zusagen des ersten Napoleons! – Der Kaiser wäre übrigens sehr zufrieden, ihn los zu werden.«

»Wir wollen die Republik! Nicht einmal einen Wahlkönig oder einen von Gottes oder der Fürsten Gnaden.«

»Das muß die Zukunft lehren – was übrigens dieses Königthum von Gottes Gnaden betrifft, so wurden mir im Gesandtschaftspalais Andeutungen, daß der Kaiser daran denkt, das Fiasko von Compiègne mit einer Erklärung über Volksrechte zu erwidern, denen er allein seine Wahl und die Krone verdanke und die dem Artikel der Times Nichts nachgeben wird. Nach einer solchen und wenn die Kurie auch erst erklärt, daß die Kirche, wenn die Fürsten ihre Rechte nicht schützen wollen, sich mit der Revolution verbinden müßte, – dann geht alle Legitimität

zum Teufel, vielleicht in Rußland zuerst. Der Boden ist dort günstiger, als wir denken, und der Socialismus wächst selbst den Republikanern dort über den Kopf.«

Der andere Pole, anscheinend der vornehmere, machte eine zweifelnde Bewegung. Dann sagte er: – »Wie ist es der Aebtissin von San Rosalia gelungen, sich bis jetzt dem Verdacht der russischen Polizei zu entziehen und – ist ihr in der That zu trauen?«

»Sie thuen da zwei Fragen in einem Athem. Grade die Keckheit, mit der sie den Schutz der russischen Behörden suchte, und ihrem Verkehr eine gewisse Oeffentlichkeit giebt, entfernt jeden Verdacht. Ihr Vorgeben eines Prozesses gegen den Grafen Czatanowski hat ihr den Schutz des Rath Krautowski und das Vertrauen Pauluccis gesichert. Die Rolle, die sie spielt, ist allerdings eine schwierige, wie auch nur ein Weib eine solche Aufgabe lösen kann, aber die Dienste und Rathschläge, die wir ihr bereits verdanken, sind sehr wichtig. Ueberdies ist sie von Rom her aufs Beste empfohlen und – entbehrt auch einer gewissen Ueberwachung nicht.«

»Es sollte mir übrigens leid thun, wenn den Czatanowskis durch ihren wahren oder vorgeschobenen Prozeß ein Unheil entstände. Er selbst ist zwar ein Lauer und sein Sohn, der Offizier, nicht viel besser, aber der Graf ist doch ein Ehrenmann und ein guter Pole – die Schwägerin aber, die bei ihm wohnt und eigentlich die ganze Familie dominirt, eine enragirte Patriotin und eine unserer besten Stützen an der Gränze. Sie wissen doch, daß der Graf hier ist mit seiner Tochter und dem jüngsten Sohn, um den Festlichkeiten beizuwohnen? Die Gräfin selbst war dafür, weil dergleichen allen Verdacht verbirgt.«

»Ich wußte es nicht und wünsche nur, daß, wenn es später gilt, er die Sache des Vaterlandes nicht im Stiche läßt. Wo wohnt er?«

»Im Hôtel de Rome. Aber wir dürfen ihn nicht überstürzen – wir müssen es der Gräfin überlassen, ihn nach und nach zu uns herüberzuführen. Werden Sie nach Breslau gehn?«

»Ich muß es, es trifft eine Waffensendung über Gotha und Dresden bei Baruch Lehmann ein und ich muß sie übernehmen, ehe wir sie über die Gränze bringen, denn der verdammte Jude übernimmt das Risiko nicht. Das geht aber nur über Oberschlesien.«

»So sehen wir uns schwerlich wieder. Grüßen Sie die Freunde in Warschau und sie möchten vorsichtig sein und von Lüders keine Nachsicht erwarten.«

Sie waren zum Potsdamer Platz gelangt, der in der strahlenden Beleuchtung der Illumination schwamm und Beide zur Vorsicht mahnte. Der Aeltere drohte hinüber nach dem Hause der Kreuzzeitung. »Mit Denen da drüben haben wir auch eine Abrechnung zu halten! Der Henker hole die ganze berliner Presse – selbst die der Demokratie, sie schadet mehr als sie nützt. Ich bin einem der Federfuchser noch aus dem Prozeß ›Post‹ eine Lektion für seine Impertinenz schuldig, und wünschte, ich hätte ihn einmal drüben über der Gränze. *Dobra noc!* über Breslau erhalten Sie Nachricht, wenn ich glücklich wieder in Warschau angekommen bin!« – Der Abendzug vom Rhein war eben angekommen – auf dem Perron wartete ein noch junger Mann in Civil, den jedoch Haltung und Bart als Militair erwiesen und dessen scharfes Auge die aussteigenden Fremden musterte. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, eine Dame, deren Gesicht zwar durch den Schleier von dem barettartigen Hut verdeckt wurde, deren linkisches Wesen aber durch die Bewegungen bloß der einen Hand auffiel.

Er war rasch herangetreten. »Fräulein von Marowska?«

Sie antwortete französisch. »So ist mein Name – was wünschen Sie?«

»Dann erlauben Sie, daß ich mich vorstelle und Ihnen zunächst diese Last abnehme. Ich bin der Premier-Lieutenant v. Möllhoff und Comteß Kazimira Czatanowska hat mir die Ehre erwiesen, mich zu beauftragen, da der Herr Graf bei Hofe abgehalten ist, eine Dame Ihres Namens auf dem Bahnhof abzuholen und sie durch das heute sehr große Getümmel sicher zum Hôtel zu geleiten. Erlauben das gnädige Fräulein mir also, mich zu ihrer Disposition zu stellen und zunächst um Ihren Gepäckschein zu bitten.«

Die junge Polin war zwar erstaunt, einen preußischen Offizier sie empfangen zu sehen, aber doch zu fein gebildet, ihre Befremdung merken zu lassen. »Es ist sehr liebenswürdig von Comteß Kazimira,« sagte sie höflich, »mir einen Cavalier zu senden, der mich der Verlegenheiten überhebt, da ich zum ersten Mal in Berlin bin und Ihre Hauptstadt, wie ich schon unterwegs zu meinem Schrecken hörte, zu Ehren des Einzugs Ihres Königs in Jubel und voller Bewegung ist. Ich darf wohl kaum fragen, wie es Ihnen gelungen, mich so rasch unter der Menge der Reisenden zu erkennen?«

Sie hatte jetzt den Schleier zurückgeschlagen und sah mit Bedeutung nach der Stelle des fehlenden Gliedes. »Selbst das Unglück hat also seine Vortheile.«

Der Offizier hatte zu viel Takt, um auf den schmerzlichen Spott einzugehen. »Der angenehme Auftrag war eigentlich nicht mir bestimmt, meine Gnädige,« sagte er, »sondern dem ältern Bruder der Comteß, doch er war noch nicht im Hôtel zurück, als die Zeit drängte, und dies verschaffte mir das Glück der Wahl. Aber erlauben Sie mir, Sie zur Droschke zu führen, denn ich kann Ihnen leider nur eine solche bieten, da die Equipage des Hôtels bereits in Anspruch genommen und eine andere am heutigen Abend nicht zu beschaffen war.«

Er hatte ihr den Arm geboten, sie zu geleiten, und die Polin, der das ernste taktvolle Benehmen des Fremden trotz seiner Nationalität gefiel, seinen Arm genommen.

Der Premierlieutenant hatte einem der Packträger den Schein gegeben, und die Nummer des Wagens bezeichnet. So führte er die Reisende zu diesem und plauderte leichthin weiter, um ihr jede Verlegenheit zu ersparen.

»Ich bin gleichfalls eigentlich nur Gast in Berlin und erst gestern wieder von Hamburg zurückgekommen, wohin ich einen Bruder geleitete. Ich hatte keine Ahnung, die gnädige Comteß hier zu finden und war erst heute Mittag so glücklich, sie mit ihrem Herrn Vater beim Einzug auf der Tribüne des Herrenhauses zu erkennen. Der Herr Graf, dem ich die Ehre habe, durch meine seinem Gute benachbarte Garnison bekannt zu sein, und dessen Sohn ein Kamerad meines jüngern Bruders ist – oder vielmehr war! hatte die Güte mich in sein Hôtel einzuladen und so wurde mir, wie gesagt, die Ehre des Auftrags zu Theil, da der Herr Graf selbst verhindert war, dem jüngeren Bruder der Comteß ein solches Geschäft aber wohl nicht überlassen werden konnte, er auch ehrlich gesagt lieber unter den Linden in dem großen Trubel umherschweift. Comteß Kazimira erwarten das gnädige Fräulein mit Sehnsucht und hoffen, Sie nach den Festlichkeiten für einige Zeit mit nach Slawice zu nehmen.«

»So werde ich also dort noch Gelegenheit haben, Ihnen für Ihre Artigkeit zu danken,« sagte die Polin – »da Sie gewiß häufiger nach Slawice kommen?«

Es war wohl mehr eine hingeworfene Bemerkung als eine Frage, und der Premierlieutenant vermied auch darauf zu antworten, er sah vielmehr nach dem Fiakerkutscher und befahl ihm den Weg durch die Dorotheenstraße zum Hôtel zu nehmen, um nicht in die unendliche Wagenburg zu kommen, die sich die Linden entlang zog. So setzten Beide schweigend die Fahrt fort, die Aufmerksamkeit nur der rechts und links flammenden Illumination zugewendet, bis

sie an der Ecke der Charlottenstraße halten mußten, weil der Wagen nicht vorfahren konnte. Der Offizier war rasch ausgestiegen und bot der Polin die Hand, sie zum Eingang zu führen, vor dem eine glänzende Equipage hielt. »Kommen Sie, gnädiges Fräulein. Die Comtesse Czatanowska ist doch zu Hause?«

Man trat damals noch von der schmälern Front der Linden her in das schon zu jener Zeit durch seine Eleganz und die Coulanz des Besitzers weltbekannte Hôtel, das seitdem durch den Neubau zu einem der berühmtesten in allen Weltstädten des Continents geworden und stets gern von dem vornehmsten polnischen und schlesischen Adel besucht war. Herr Mühling stand mit dem Journalisten, den wir zuletzt in Baden-Baden getroffen, grade unter der Thür, mit seiner gewohnten Aufmerksamkeit die Ausfahrt eines vornehmen Gastes erwartend – und dennoch Auge und Ohr für Alles habend. »*Madame la Comtesse* warten in ihren Zimmern. – Wollen Durchlaucht die Gnade haben?« Eine Handbewegung bat die Ankommenden, einer Dame Platz zu machen, die eben ungehört auf den weichen Teppichen von der Treppe herunterschickte, ein alter Herr im Sürtout, unter dem auf dem schwarzen Frack Ordensband und Stern hervorschimmerten, folgte ihr, auf einen Stock und den Arm seines Kammerdieners gestützt – es war der schlesische Fürst, dem man vor wenigen Monaten im Spielsaal von Baden-Baden die kostbare Dose gestohlen hatte.

»Die Frauen sind doch wahrhaft unermüdlich ihrer Schaulust zu fröhnen,« sagte er ironisch, »da sehen Sie, lieber Mühling – die meine muß mit Gewalt noch die langweilige Illumination in der Nähe beschauen, und schleppt mich mit sich, obgleich ich hoffte, nach all den vielen Strapazen des Tages, und obschon uns dasselbe in Breslau bevorsteht, mich heute Abend an einer Tasse Thee zu erholen. Aber was kann man thun dagegen? Ah, sieh da, Herr Doktor! Freue mich, Sie zu sehen! Werden Sie auch nach Breslau gehen für Ihre Zeitung?«

Der Journalist entschuldigte sich mit den vielen Arbeiten, die Berlin noch böte und verneigte sich tief vor der Fürstin, die das feine Taschentuch wie aus Unachtsamkeit zu Boden fallen ließ, während der Fürst schon davonhumpelte, um den Wagen mit Hilfe der Diener zu besteigen, und nur unterwegs noch halb über die Achsel zurückfrug: »Sind Sie Jäger, lieber Doktor? Habe Sie lange nicht gesehn.«

Der Journalist zuckte verneinend die Achseln, während er sich Kellnern und Wirth zuvorkommend nach dem Taschentuch bückte, um es der vornehmen Dame selbst zurückzureichen.

»Schade! schade – ich hätte Ihnen sonst gesagt, zu uns zur Jagd zu kommen – es soll magnifique viele Hasen geben in diesem Jahr, wie mir meine Förster melden. Für mich ist's freilich Nichts mehr – die fatale Gicht verleidet mir jedes Vergnügen, das Anstrengung erheischt. Nun, auf Wiedersehn im Frühjahr, halten Sie nur fest in der Zeitung gegen den demokratischen Schwindel!« Er saß bereits glücklich in den Seidenpolstern.

Der Journalist hatte das Tuch überreichen können, da die Dame absichtlich mit der Abnahme zögerte.

»Etwas Neues für mich, Doktor?«

Er bemerkte, daß während der Frage ihr Auge bereits nach dem Ausgang starr hinüber sah, aber nicht nach dem Gatten im Wagen, sondern nach zwei Personen, die eben eintraten hinter dem Premierlieutenant und der Polin, und von denen die eine dem Erstgenannten bereits die Hand bot.

»Sie also auch hier, Herr von Möllhoff? Es freut mich, Sie zu sehen!«

»Und mich gleichfalls, Herr Hauptmann – wir trafen uns seit dem traurigen Schmugglerabend zu Strzalkowo, bald nach dem Tode des hochseeligen Königs, nicht mehr. Erlauben Sie mir, Lieutenant Graf Czatanowski Ihnen vorzustellen. Sein Papa, den Sie an jenem Abend kennen lernten, und die Comteß befinden sich gleichfalls hier. Hauptmann Krüger vom Stab in Posen, Herr Kamerad!«

Die Vorstellung klärte den Journalisten sofort auf über die Richtung, welche die Augen der Fürstin genommen hatten, die jedoch kalt und unbefangene die ehrerbietigen Grüße der beiden Offiziere erwiderte.

Der Journalist hatte auf die Frage der Dame leicht eine verneinende Beantwortung mit dem Kopf gemacht und war zurückgetreten. Die Stimme des Fürsten vom Wagen her unterbrach übrigens die Scene.

»Nun, *ma chère*, wenn es Ihnen gefällig ist – ich warte!«

Mit einer graziösen Verbeugung rauschte die schöne Frau hinaus und sprang leichtfüßig, ohne der Hilfe des galanten Wirths zu bedürfen, über die Tritte in den Wagen. »Lassen Sie uns immer den Thee bereit halten, Herr Mühling,« sagte sie, noch einmal bedeutsam den Blick in den Flur zurückwerfend. »Länger als zwei Stunden hält es doch der Fürst nicht aus. Was thun Sie dort mit dem Kinde?«

Die Frage galt dem Portier, der, während der Diener des Fürsten sich zum Kutscher auf den Bock schwang, einen Straßenjungen, der sich keck mit den Pferden zu schaffen gemacht, etwas unsanft bei Seite schob.

»Ein naseweiser Bengel, Durchlaucht, man kann nicht genug auf die freche Bettlerbrut aufpassen,« sagte entschuldigend der Mann. »Vorwärts, Johann, da ist eben eine Lücke im Zuge!« Er winkte noch dem berittenen Schutzmann vertraulich zu, der die Ordnung aufrecht hielt und gegen das Zwischenfahren der Equipage Einspruch erheben wollte, und drohte dem verscheuchten Knaben mit der Faust.

»Mach', daß Du fortkommst, Bengel, oder ich rufe dort die Polizei!«

Der Knabe war trotzig stehn geblieben und hatte den anrückenden Pferden nachgeschaut. Jetzt wandte er sich zu dem Portier zurück und stemmte den Arm in die Seite. »Ich bin keine Bettlerbrut und kein Bengel, Mann,« sagte er energisch. »Ich habe dem Handpferd nur das linke Hinterbein über die Zugleine zurückgehoben, was Sie zu thun versäumt hatten, als es ausschlug. Wahrscheinlich verstehen Sie von Pferden Nichts, deshalb brauchen Sie aber nicht gleich grob zu sein gegen Leute, die es besser wissen!«

»Narr – was versteht ein Knirps, wie Du, von Pferden? Pack Dich, oder ich rufe den Schutzmann hier um die Ecke.«

Es war ein hübscher kecker Junge von etwa neun Jahren, der dem Mann hier Gegenrede bot, anscheinend ein ächtes berliner Kind, obschon sein Dialekt etwas Fremdartiges hatte. Das Gesicht war stark gebräunt von Wind und Wetter und hatte etwas Freches, Vagabondenartiges, obgleich bei näherem Anschauen die Züge sich fein und wohlgebildet erwiesen. Das blaue Auge mehr kühn als dreist, die Stirne frei und wo sie von der Kopfbedeckung gegen Luft und Sonne geschützt gewesen war, aristokratisch weiß und durchsichtig, die Nase in dem jungen Gesicht war von schöner Form, adlerartig, das reiche Lockenhaar, das sich bis auf die Schulter ringelte, braun und glänzend, die Hände waren, trotz der Beschäftigung, deren sich der Bube rühmte, überaus zart und weiß. Dagegen zeigte die fast dürftige Kleidung,

daß der Bursche den niedern, wenigstens den ärmsten Ständen angehörte, obschon sie etwas Kokettes und Phantastisches hatte: eine Art Stalljacke, am Kragen mit einer verblichenen Goldtresse besetzt und offenbar für ihn nicht gemacht und viel zu weit, eine grüne Tuchhose mit rothen Galons und Mädchen-Stiefeletten. Dazu trug er eine kleine Sammetkappe mit alter Goldtroddel, kaum den Scheitel bedeckend, unter der das Haar üppig hervorquoll.

Der Hôtelbesitzer war auf die Vortreppe mit dem Journalisten getreten, nachdem er die Offiziere einstweilen in den Salon gebracht hatte und die Polin von ihrem Begleiter zum zweiten Stock geführt worden war.

»Lassen Sie den Knaben gehen,« sagte er zu dem Portier – »an einem solchen Tage hat Jeder das Recht auf Freiheit und Freude. Und wenn Du zufällig Appetit haben solltest, mein Junge, denn zu den Millionairen scheinst Du grade auch nicht zu gehören, so melde Dich in der Küche unten und sage, ich hätte befohlen, Dir ein tüchtiges Stück Braten und eine Flasche Bier dazu zu geben.«

»*Mille merci, MonsiEUR!*«

»Was der Henker – wo hast Du den französischen Brocken aufgeschnappt?«

»Mein Geschäft, Sir. *I spooken* auch Englisch!«

»Den Teufel auch – ein kleines Universalgenie! und was, wenn man fragen darf, ist Dein Geschäft?«

Statt der Antwort schlug der Junge ein Saltomortale, bei dem ob aus Bosheit oder zufällig sein Fuß ziemlich dicht an der Nase des Portiers vorbeistreifte.

»Ich bin freier Künstler, Monsieur, das heißt gegenwärtig außer Engagement! ich bin so frei, Ihre Einladung anzunehmen, denn in der That, ich habe großen Appetit und eine sehr leere Tasche!«

»Wie heißt Du, mein Kind?«

Der Kleine blies sich auf. »Carl Hrotek, so nennt mich meine polizeiliche Legitimation, aus Nachod in Böhmen, sonst Carlo Carlini das Wunderkind, auch Charles *le fils de l'air*, auch genannt die Luftkugel!«

»Das ist ein großer Name und ein sehr kleiner Bursche. Also Herr Carl Hrotek, oder Monsieur Charles, oder Signor Carlini – wo pflegen Sie denn Ihr müdes Haupt niederzulegen?«

Der Knabe kratzte sich in den Haaren. »Ach Herr,« sagte er kläglich, »um die Wahrheit zu gestehen, seit ich bei Wollschläger wegen einiger kleinen Unregelmäßigkeiten aus meiner Lieblingsbeschäftigung fortgejagt worden, und dem Tänzer Cotrelly davongelaufen bin, weil er unter dem Vorwand, ich würde zu groß und fett mir Nichts mehr zu essen gab, – ist mir's schlimm genug gegangen. Ein armer Bursche, der weder Vater noch Mutter hat, selbst unter den Zigeunern nicht, und auf sich selbst und sein Genie angewiesen ist, bis er alt genug geworden, um Püffe mit Püffen und Ohrfeigen mit Faustschlägen zu vergelten, ist schlimm daran, wenn er sich nicht aufs Mäusen verlegen will. Eine Gans oder ein Huhn, Herr, das achtet man nicht, aber – auf Wort, Herr, – ich habe noch niemals Anderes gestohlen! und deshalb bin ich in meinem Aeußeren etwas heruntergekommen, sonst hätte ich vielleicht wohl eine Civilanstellung erhalten, denn ich bin anständig und nicht ohne Geschick!«

Der Besitzer des Hôtels lachte. »Nun, vielleicht läßt sich dafür sorgen. Ich glaube, der Kutscher der Durchlaucht, die eben zur Illumination fuhr, braucht eben eine Art von Groom oder Stalljungen und hat schon darum geschickt. Wenn die Herrschaft zurückkommt, will ich mit dem Mann selbst sprechen. Und wie alt bist Du, mein Sohn?«

Der Kleine zog auf komische Weise die Achseln bis zu den Ohren. »Ja, Monsieur, wer das wüßte! von meinem Pflegevater, dem ich die Mausefallen und Pfropfenzieher trug, hörte ich, daß ich damals drei Jahre gewesen – ein Jahr lang war ich bei den Akrobaten als Kind der Luft; dann lernte ich Seiltanzen, und zwei Jahre im Marstall bei einem wandernden Dorfcircus – ich denke, ich muß jetzt mit Haut und Haar neun Jahre zählen, also um Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph zu dienen, fehlen mir noch verschiedene Zoll und Jahre.«

Dem wohlwollenden Mann, hinter dem bald sein Oberkellner und der Portier standen, gefiel der gute Humor des Kleinen.

»Nun wohl, mein Junge – ich denke, wir wollen morgen weiter sehen; einstweilen rufen mich meine Geschäfte, und ich hoffe, Du wirst wohl heute ein Nachtlager in der Kutscherstube finden. Sorgen Sie dafür, Henry, und daß es den Herrschaften in Nr. 24 an Nichts fehlt und für Se. Durchlaucht den Fürsten bei Zeiten der Thee servirt wird.«

Er kehrte in den Salon zurück, wo sich bereits die drei Offiziere wieder zusammengefunden und der junge Graf Czatanowski eben Champagner bestellt hatte.

»Es ist zu langweilig bei den beiden Mädchen, die zusammen nur drei Arme haben,« sagte der junge Graf, »und der Bengel Walery zu naseweis und unverschämt in Abwesenheit des Vaters, als daß man ihn nicht jeden Augenblick hinter die Ohren schlagen sollte. Sie haben den klügsten Theil erwählt, Herr Kamerad, als Sie sich empfahlen, nachdem Sie diese Schwärmerin abgeliefert hatten. Hol's der Henker, ich bin zwar auch ein guter Pole, aber diese Märtyrerin ihres Patriotismus ist ja noch fanatischer als meine Tante Oginska. Wie denken Sie über die Sache, Herr Kamerad?«

Der Hauptmann zuckte die Achseln. »Ich bemühe mich, mich nur mit meinen Dienstpflichten zu beschäftigen und denke wenig an die politischen Fragen.«

»Zum Henker – sie kommen von selbst aus jeder Rocknaht, – um uns das Leben zu verbittern. Der Teufel hole alle Politik – Pferde, Wein und Weiber sind das Einzige, was der Mühe werth ist. Wenn mich heute der Kaiser von Rußland zum General machte, könnten meinetwegen alle Patrioten gehängt werden. Ein preußischer Husarenoffizier ist mehr werth als fünfzig Rebellen und – beiläufig gesagt!« – er wandte sich zu dem Premierlieutenant, – »ich habe es Ihnen noch keinen Augenblick verdacht, daß Sie den Narren, meinen Vetter, vom Pferde hieben, als er sich unnütz machte. Nur, daß ich den Mund halte vor meiner Tante, die leider einmal in unserem Hause das Regiment führt und meinen Papa unter'm Kommando hat, wenn er es auch noch so sehr leugnet.«

Dem Premierlieutenant schien die Erwähnung unangenehm, der Hauptmann hatte kaum darauf gehört, er saß in leisem Gespräch mit dem Journalisten.

»Ich wünschte, Ihr Bruder Conrad hätte nicht den dummen Streich gemacht, wegen der lumpigen Bagatelle von Schulden seinen Abschied zu nehmen,« fuhr der junge Graf fort, – »die Kanailen, die Wucherer mögen warten! oder Prinz Hatzfeldt käme, er versprach, mich hier, da sein Alter doch hier logirt, zu treffen. Prinz Stanislaus ist ein prächtiger Kamerad, und daß es ihm an Schneid nicht fehlt, wird er sicher noch einmal beweisen. Der Fürst, sein Vater hält ihn nur gar zu kurz, und war doch selbst ein Lebemann. Was erzählten Sie doch so eben von dem närrischen Jungen, lieber Mühling? wahrhaftig, den Burschen könnte ich brauchen, wenn er einen anständigen Groom spielen, meinetwegen auf der Ritsche ein Pferd zäumen, Liebesbriefe bestellen und meiner Tante auf zwanzig Schritt aus dem Wege gehen kann, denn – ich zanke mich nicht gern!«

»So wäre dem Burschen ja geholfen!«

»Stellen Sie ihn mir morgen vor. He, Walery – was soll die Unverschämtheit? Du gehörst in die Kinderstube, nicht unter Männer!«

Der jüngste Sohn des Grafen Czatanowski, der würdige Gymnasiast Walery, der einige Augenblicke vorher sich ungenirt eingefunden und an dem Tisch Platz genommen hatte, schenkte das ausgetrunkene Glas Champagner wieder voll. »Eben darum scheint es, hat man Euch von drüben fortgeschickt. Der Papa ist da, und die heilige Wanda hat ihn sogleich in Beschlag genommen und von Familiengeschichten gesprochen. Als ob man davon nicht zur Genüge hörte bei Tante Helene in Slawice. Kazimira ist mit der Einarmigen ein Herz und eine Seele und da hatte ich garnichts dawider, als der Papa mich fortschickte nach Dir, daß Du hinüber kommen möchtest.«

Der ältere Bruder, so leichtsinnig er sonst auch war, hatte doch mit unverhohlener Mißbilligung den Frechen augesehen. »Wenn Du Dich als den polnischen Patrioten aufspielen willst, der Du zu frühreif sein möchtest,« sagte er ernst, »so solltest Du doch Achtung vor dem Unglück einer Dame haben, die aus wahren Patriotismus sich geopfert hat, um einen unserer Verwandten zu retten. Fräulein von Marowska ist in Wahrheit eine zu achtungswerthe Person, um von einem vorlauten Bengel, wie Du bist, beleidigt werden zu können. – Entschuldigen Sie meine Herren, daß ich Sie für einige Augenblicke verlasse, da, wie Sie eben hörten, der Graf, mein Vater meine Gegenwart verlangt. – Kellner – eine andere Flasche – und für diesen jungen Menschen, etwas Selters- oder Zuckerwasser!«

Er hatte sich erhoben und beurlaubte sich von den anderen Herrn, – der Gymnasiast brummelte zwar allerlei Frechheiten, aber er wagte doch nicht, sie offen zu sagen, denn er kannte seinen älteren Bruder, und wußte, daß mit diesem in solcher Beziehung nicht zu spaßen war. So nahm er die Gelegenheit wahr, noch ehe die bestellte Flasche gebracht worden, sich stillschweigend zu drücken und sich unter das Gewühl vor der Thür zu mischen.

Im Salon der zweiten Etage, den der Graf Czatanowski nebst den zwei anstoßenden Schlafzimmern bei dem Gedränge der Fremden allein noch hatte erhalten können, saß er selbst mit Comteß Kazimira und der jungen Märtyrerin für ihren Patriotismus.

»Der heiligen Jungfrau sei Dank, daß Sie glücklich zurückgekehrt sind von dem traurigen Werk, dem Sie sich unterzogen: der Sühne für jenen schändlichen Mord an meinem unglücklichen Verwandten,« sagte der Graf; »denn ich kann und will die That nicht anders nennen, trotz aller Verdächtigungen des Armen. Um so mehr danke ich Ihnen und dem wackeren Langiewicz, daß Sie seine Ehre und seinen Patriotismus auch vor dem polnischen Central-Comité in Schutz genommen haben. Wenn Männer wie er, rein und edel, einem bloßen Verdacht blinder Fanatiker hingeopfert werden können, dann, liebes Fräulein, steht es schlimm mit unserer Sache und kein ehrlicher Patriot kann sich entschließen, ihr zu dienen auf Kosten seiner besseren Gefühle.«

Fräulein von Marowska hatte die Stirne gesenkt und die ihr gebliebene Rechte über die thränenden Augen gelegt.

»Der Verräther Asnik,« sagte sie mit schwerem dumpfen Ton, – »ist nur der geringere Schuldige, der seinen Manen fallen mußte. Schwerere und gewichtigere Opfer, die jetzt der Befreiung des Vaterlands noch nöthig sind, müssen ihnen zur Sühne werden, wenn sie erst der Sache vollends entbehrlich oder ihr untreu geworden sind, wie jener Verräther. Fragen Sie mich nicht darüber, Herr Graf, aber seien Sie überzeugt, daß das Blut meines hingemordeten

Verlobten nicht ungerächt bleiben wird. Wanda Marowska ist eine getreue Tochter Polens, aber sie ist auch die Verlobte Hypolit Oginski's. – Ich danke Ihnen, daß Sie hierher gekommen, mir auf meinem harten Wege zu begegnen. Ich habe ein Vermächtniß an Sie, und es drängte mich, es in Ihre Hände niederzulegen, ehe ich meine schwere Pflicht weiter verfolge. Und dennoch, Herr Graf, weiß ich kaum, ob ich gut und recht daran thue, selbst um der Sache Polens willen.«

»Was es auch sei, Fräulein,« sagte der Graf, »Sie müssen dem Gesetz der Ehre und Pflicht folgen in Ihrer eigenen Brust, ohne Menschenfurcht und irdische Rücksicht.«

Der junge Graf war unterdessen eingetreten und hatte auf seinen Wink am Tische Platz genommen.

»Sprechen Sie ungescheut, Fräulein Marowska,« sagte der ältere, »ich habe vor meinen Kindern in der angedeuteten Sache kein Geheimniß.«

»Ich fürchte,« bemerkte die junge Polin, »man beabsichtigt einen Angriff auf Ihr Vermögen, man will Ihnen den Besitz von Slawice und zweier andern Güter streitig machen!«

»Ich weiß – ich weiß – ein warschauer Advokat hat mir darum geschrieben – im Auftrag einer Aebtissin aus Italien, einer geborenen Gräfin Zerboni.«

»So ist es, Herr Graf! der Mutter Mathildis, Aebtissin des Klosters Santa Rosalia im Neapolitanischen oder dem sabiner Gebirge.«

»Die gute Dame, beiläufig eine ziemlich nahe Verwandte meiner Schwägerin, die Sie in Slawice kennen lernen werden, der Tante Ihres gemordeten Verlobten. Nach der Mittheilung des Advokaten behauptet sie in dritter Generation in weiblicher Linie von dem Sohne des berühmten Großhetmann von Litthauen Grafen Michael Oginski abzustammen, der 1799 verstarb.«

»So hörte ich, Herr Graf.«

»Und sie hat die Beläge ihrer Abkunft auch bereits bei den warschauer Gerichten deponirt, um sich durch die russische Gesandtschaft, mit der preußischen Justiz in Verbindung zu setzen; – ihr Wunsch nach meinen Gütern scheint also nicht an Widerwillen gegen die russischen Behörden zu scheitern.«

»Ich möchte wünschen, Herr Graf,« sagte die junge Polin, »daß Sie die Sache nicht so leicht betrachten möchten – die Frau Aebtissin dünkt mich nach der geringen Kenntniß, die ich von ihrem Charakter gewonnen, eine gefährliche Gegnerin und hat in Warschau großen Einfluß bei allen Parteien.«

»So – also Sie kennen sie persönlich?«

Die junge Verstümmelte nickte Bejahung.

»So ist es, Pan – ich kenne sie, – und Graf Hypolit kannte sie – leider auch!«

»Ich verstehe dieses Bedauern nicht recht. Jedenfalls muß ich die Einleitung einer Klage mit wohl ziemlich schwer zu erweisenden Ansprüchen auf mein Eigenthum bei den preußischen Gerichten erwarten – wenn . . . «

»Bitte, Herr Graf!«

»Wenn es der römischen Aebtissin nicht etwa bloß auf eine anständige Abfindungssumme ankommt, – über die sie, offen gesagt, bereits einen Wink uns hat zugehen lassen!«

»Wie Papa – davon hast Du mir noch gar nicht gesprochen?« sagte der Offizier. »Was ist es überhaupt mit diesem Anspruch?«

»Du hast ziemlich wenig Zeit und Sinn für ernste Geschäfte, lieber Ignaz,« sagte mißbilligend der Graf, »es sei denn für Ausstellung gewisser geschäftlichen Papierstreifen, und so hielt ich es nicht für zweckmäßig, mit Dir bereits über diesen Prozeß zu sprechen, der allerdings den besten Theil unserer Familienbesitzungen bedrohen würde, wenn der Anspruch bewiesen werden könnte.«

»Aber dies kann er sicher nicht. Halte mich nicht für so leichtfertig, über meine eigenen Interessen unbesonnen zu denken. Willst Du mir nicht wenigstens in allgemeinen Zügen die Natur dieses Anspruchs mittheilen? Kazimira denkt gewiß wie ich!«

»Sehr gern,« sagte der Graf, »und es sollte mich freuen, bei Dir zu wenig Ernst für ein Besitzthum vorausgesetzt zu haben, das bestimmt ist, früher oder später das Deine zu sein und seit mehr als hundert Jahren unserer Familie gehört. Denn der große Grundbesitzer darf nicht bloß ein Verzehrter seiner Ernten und Pachtzinsen sein, er soll auch ein wirkliches persönliches Interesse an seinem Grund und Boden haben und für die darauf wohnende ländliche Bevölkerung, die ihm von seinen Vorfahren überkommen ist. Darin besteht eben eine Aufgabe des wahren Adels, ob er deutschen oder polnischen Ursprungs sei!«

Die Comtesse hatte die Hand ihres Vaters genommen und sie zärtlich geküßt. »Möge die heilige Jungfrau geben, Papa, daß uns noch lange das Unglück verschont, in Dir nicht mehr das Haupt unserer Familie zu sehen.«

»Ich weiß, daß es Dein aufrichtiger Wunsch ist und Ignaz eben so denkt. Auch für Walery wird es gut sein, und vielleicht für viele Andere, wenn mir Gott noch einige Jahre das Leben fristet. Aber um auf die Sache zu kommen, um die es sich hier handelt, Ihr wißt, daß zwischen den Familien Oginski und Czatanowski vielfache Familienverbindungen stattgefunden haben, schon in alter Zeit, als noch Polen in den Gränzen des Jagellonenreichs bestand und vor dem Kampf gegen die Sapiehas, der so unglücklich bei Okolnit für die Oginskis endete.«

»Ich erinnere mich, Vater. Die Gattin des Großhetmann von Wilna war eine geborene Czatanowska, und auch die seines Sohnes. Seine Enkelin Wanda heirathete einen Nachkommen unseres Urgroßvaters.«

»Den Grafen Ludwik Czatanowski im Jahre 1807. Da hast Du ja die ganze Stamm- und Heirathstafel, die Du zu dem Prozeß brauchst. Mein Großvater, also Euer Urgroßvater, war 1733 geboren, demnach ein Zeitgenosse des Großhetmanns von Litthauen und sein treuer Jugendfreund. Doch hielt er sich damals vor der ersten Theilung Polens von den politischen Kämpfen fern und diente sogar unter dem großen Preußenkönig, woher sich noch unsere Zuneigung zu den Hohenzollern schreibt. Ehe der Krieg gegen Rußland unter Suwaroff ausbrach, der 1771 mit der Niederwerfung Polens und der ersten Theilung endete, übertrug der Großhetmann Michael die Güter, die seine Familie und zuletzt er selbst im Großherzogthum durch Heirathen besaß, durch Vertrag oder Kauf an seinen Jugendfreund, Deinen Urgroßvater. Der unglückliche Ausgang des Kampfes der Republik mochte ihm vielleicht vorschweben oder er brauchte zu diesem Geld. Kurz bald nach dem siebenjährigen Kriege befand sich unsere Familie bereits im unzweifelhaften Besitz von Slawice und der beiden anderen jetzt angefochtenen Güter.«

»So habe ich es immer gehört.«

»Die Ahnung hatte den Großhetmann nicht getäuscht; mit der Niederlage der Republik und dem Siege Rußlands wurde auch das ganze Vermögen des Großhetmannes confiscirt, doch wurde er 1776 amnestirt, ohne die Güter im Herzogthum wieder zu erhalten oder auch

nur zu beanspruchen. Auch sein Sohn Michael, der eine Tochter Deines Urgroßvaters, Wanda Czatanowska heirathete, hat sie niemals reclamirt. Nun kommt eine Enkelin desselben: die Aebtissin Mathilde Zerboni mit einem Anspruch auf die vor länger als hundert Jahren von ihrem Urgroßvater an die Czatanowskis verkauften oder durch Familienvertrag abgetretenen Güter und beansprucht diese auf Grund eines Testaments, worin der Sohn des Großhetmanns die ganze Erbschaft seines Vaters, deren Besitz ohnehin wieder nach dem Aufstand Kosciuskos, an dem er theilnahm, durch seine zweite Vermögensconfiscation sehr problematisch war, auf die weibliche Linie übergehen und an die jüngste Tochter in dritter Generation fallen soll, und das wäre denn die Frau Aebtissin, die aus Rom hierher geschickt worden ist, um das Erbe für den Stuhl Petri zu requiriren. Das ist nun der Klage- und Thatbestand, so weit er mir bis jetzt bekannt geworden ist, und, wie gern ich auch Gerechtigkeit gegen die Familie Oginski zu üben bereit bin, was mir Fräulein von Marowska, ja auch unsere Verwandte von meiner Mutter her, wohl bestätigen wird, so fehlt doch von vorn herein das Fundament des ganzen auch sonst sehr anfechtbaren Anspruchs: der Vertrag Eures Urgroßvaters mit dem Großhetmann Michael.«

»Wenn die Sache weiter keine Begründung hat,« sagte lachend der Offizier, »so wird sich wohl die römische Klerisei an Slawice den Magen nicht verderben, obschon sie bekanntlich einen sehr weiten hat. Und was hast Du dem warschauer Advokaten geantwortet?«

»Wie mir mein alter Freund, Justizrath Walleiser in Schrimm rieth, Nichts. Mögen sie ihr Recht bei den preußischen Gerichten suchen – ich werde jedenfalls das meine vertheidigen. Deshalb bin ich außer, um dem Einzüge der königlichen Herrschaften beizuwohnen, nach Berlin gekommen, um hier die Ansicht eines zweiten Rechtskundigen zu hören.«

»Hol der Henker die fromme Klosterfrau, daß sie mir auch nur auf einen Augenblick die gute Laune verderben konnte. Das Eigenthum der Oginkis ist zwei oder drei Mal vom Staat confiscirt und unsere Güter liegen ohnehin im Preußischen. Nicht eine Kopeke würde ich für den Schwindel herausgeben, der nur der Rebellion zu Gute kommen würde.«

Die Einarmige sah ihn strafend an. »Nennen Sie die heilige Sache Polens einen Schwindel, Herr Lieutenant?« frug sie – »ich hoffe Ihr eigener Vater denkt anders darüber, und ich bedaure ihm gegenüber, daß grade ich leider berufen sein soll, seine Sicherheit zu stören!«

Der alte Graf sah sie erstaunt an. »Was meinen Sie damit, liebe Wanda? – ich sagte Ihnen bereits, Sie dürfen nur die Ehre und Ihr Gewissen zu Rathe ziehen!«

»Dann Herr Graf, muß ich Ihnen dies Papier übergeben, das sonst Ihrem Neffen, meinem Verlobten gehört hätte, und das erst jetzt in meine Hände gekommen ist.«

Sie war aufgestanden und hatte ihre Schreibmappe geöffnet, aus der sie ein ziemlich vergilbtes Papier zog.«

»Es ist, wie ich sagte, auf ziemlich seltsame Weise in meine Hände gelangt, durch den Knaben, der mich nach Paris begleitete, und der es aus einem alten Soldatenranzen nahm, der seinem Großvater gehörte, welcher zugleich mit meinem Verlobten im Februar vor dem Bernhardiner Kloster verwundet wurde und in derselben Stunde mit ihm dort starb.«

Und sie erzählte mit einfachen ergreifenden Worten das Ende des greisen Fahnenträgers Lagienki, des treuen Dieners und Patrioten.

»Der Knabe Janko,« fuhr die Marowska fort, »hatte den alten Ranzen, von dem der Greis ihm auf dem Todtenbett sprach, heimlich zertrennt und in seinem doppelten Boden dieses Papier gefunden, von dessen Bedeutung er keinen Verstand, das er aber in meine Hand gelegt

hat. Die Mutter Mathildis suchte nach einem solchen Papier und den Greis selbst auf seinem Sterbebette noch auszuforschen, ob er von seinem Vorhandensein wüßte. Aber der Greis und der Knabe schienen kein Vertrauen in sie zu setzen und der Letztere geradezu sie zu hassen.«

Der Graf hatte die Hand nach dem Dokument ausgestreckt, das die Marowska ihm reichte, aber er zögerte noch, es zu entfalten.

»Also die Aebtissin forschte und suchte grade nach diesem Papier, meinen Sie?«

»Ja, Pan!«

»Dann mußte sie von dessen Existenz wissen aus jenen Mittheilungen, auf welche sie überhaupt ihre Ansprüche gründet, und die wahrscheinlich aus den Papieren des Großoheims Ihres so schändlich gemordeten Verlobten herrühren, des Großschatzmeisters Kleophas Oginski, der in Rom starb und dessen Nachlaß in die Hände der Jesuiten gefallen sein mag. Der Orden ist schlecht genug auf unsere Familie zu sprechen von Alters her, weil sie seinen schlimmen Intriguen 1723 in Thorn entgegentrat und, obschon gut katholisch, die Rechte der polnischen Dissidenten gegen die Bischöfe Soltyk von Krakau und Massalski von Wilna verteidigte. Die Gesellschaft Jesu vergiebt nie einen Widerstand und verfolgt ihren Haß durch Jahrhunderte. Doch lassen Sie mich den Inhalt prüfen.«

Er las das Papier, erst ziemlich gleichgültig, dann aber mit steigender Aufmerksamkeit, und fuhr mit der Hand ein paar Mal über die Stirn. Dann las er es unter der ängstlichen Spannung seiner Kinder zum zweiten Mal.

»Was Sie mir da anvertraut, Fräulein Marowska,« sagte er endlich, »ist in der That wichtig, und könnte in der Hand der Aebtissin zu vielem Unheil führen, wenigstens den Prozeß sehr in die Länge ziehn und die Advokaten bereichern!«

»Was enthält diese Schrift denn?« frug ungeduldig der junge Offizier.

»Es ist der Originalvertrag zwischen Deinem Urgroßvater und dem Großhetmann von Littauen, in welchem der Erstere bekennt, gewisse Güter von dem Anderen in Versatz oder Uebertragung erhalten zu haben und sich unter gewissen Voraussetzungen zu deren Rückerstattung oder Werthsersatz verpflichtet. Die Sache ist mir noch nicht ganz klar, denn es ist keine Verfallzeit und kein Termin der Rückgabe darin genannt.«

»Dann ist das Recht daran längst verjährt, Vater!«

»Der alte Graf sah ihn mißbilligend an. »Unter Ehrenmännern, mein Sohn, verjährt niemals eine Verpflichtung,« sagte er stolz. »Das Einzige, was dieses Dokument zweifelhaft macht, ist ... Doch da Sie in jedem Fall den Gerichten die Kenntniß dieser Schrift nicht entziehen dürfen, wäre es unvorsichtig sich über seinen Werth oder Unwerth vorher auszusprechen. Darf ich Abschrift davon nehmen?«

»Gewiß, Herr Graf – das Papier ist mir übergeben, als Erbin meines Verlobten, nicht Ihrer Gegnerin.«

»Und Sie gestatten, daß ich von dem Papier eine notariell beglaubigte Abschrift nehmen lasse? – ich sage Ihnen offen, daß mir grade das Beglaubigte des speziellen Wortlauts von Wichtigkeit ist! – Sie werden das Original-Dokument zurückerhalten, noch bevor ich Sie Ihrem Wunsche gemäß, über die Gränze zurück nach Warschau geleite, wenn Sie darauf bestehen, dahin zurückzukehren um als Pflegerin in das große Krankenhaus einzutreten.«

»Ich wünsche mir keinen anderen Beruf. Es ist das Einzige, womit ich der Sache meines Vaterlandes noch nützen kann.«

»Ich bewundere und – bedauere Sie, Sie wissen, daß Wanda Marowska, die Verlobte Hypolits stets in meiner Familie eine herzliche und achtungs- und theilnahmsvolle Aufnahme finden wird. Möge diese Versicherung Ihr schweres Geschick, mein armes Kind, Ihnen lindern helfen.«

Man sah, wie die Verstümmelte in ihrem Innern kämpfte, wie sie so gern ihrem Herzen Luft gemacht hätte und mit Gewalt ihre Gefühle unterdrückte. Plötzlich stand sie auf, warf sich vor dem Grafen in die Knie und küßte seine Hand. »Versprechen Sie, nie an mir zu zweifeln?«

Von einem Antrieb ihrer Gefühle hingerissen, kniete Kazimira neben ihr. Der Graf hatte die Hand auf ihr Haar gelegt, das braune und schwarze. »Ich will es niemals, unbeirrt sollt Ihr Beide Euern Weg gehen, auch Du mein Kind, und möge Gott der Herr, der die Eine von Euch bereits so schwer geprüft hat, Alles zu Euerem Besten wenden! an mir, Kazimira, soll es nicht liegen. Was sind blinde Vorurtheile und fanatischer Haß gegen die Macht des warmen Herzens!«

Der Knabe Walery riß eben in seiner ungestümen, frechen Weise die Thür auf: »Der Lieutenant von Möllhoff will Euch Gutenacht sagen!« schrie er, und hereinstürzend fuhr er auf die Schwester zu. »Er ist ein ganz hübscher Bursche, Mira,« raunte er ihr zu, »aber kriegen sollst Du den verdammten Deutschen doch nicht, dafür werden ich und die Tante sorgen.«

---

Als die beiden Vertreter der Opposition im Publikum und der Landesvertretung ihren Platz am Gitter des Denkmals gegenüber dem königlichen Palais verließen, um in den ungestörten Gängen des Thiergartens weiter zu politisiren, wandte sich unwillig ein Mann, der von der Menge auf seinen bisher behaupteten Platz gepreßt die haßerfüllten Worte des Radikalen hatte anhören müssen, drohend gegen den Fortdrängenden, als wolle er ihn am Kragen fassen und festhalten.

»Hei spräkt you ganz vertraktes Tüg, där Rebell Herr Lieutenant! Hebben Se nicht gehärt? Soll i den nichtsnutzigen Karl nich int's ungewaschene Mul schlagen, dat he de Thäne int's Schnuppdooch nach Hause dragen kann? So'n verdunnerter Maulape will von's königlich qpreußische Militair reden und Seine Majestät gute Lehren gewen duhn! I da sull'n ja klik ...«

Es war ein stattlicher Gardist, der wohl seine zwölf Zoll maß und über die Köpfe der Meisten hin auf diese Weise seinem Groll Luft gemacht hatte. Er gehörte offenbar zu einer kleinen Gesellschaft, die sich festzusammenhielt: drei Männer und drei Mädchen von sehr verschiedenem Stand und Aussehen: neben dem Gardemann in seiner Uniform ein großes kräftiges Mädchen in ländlicher Tracht, die obschon des Auffallenden entbehrend, doch für den Kundigen auf ihre Heimath, das Ravensberg, schließen ließ. Neben ihnen ein junger Mann mit keckem blonden Schnauzbärtchen und einem gewissen militairischen Aplomb, ein sehr hübsches und frisches junges Mädchen unter'm Arm, einfach aber gut und zierlich gekleidet, und ein drittes Paar: eine große und schlanke Brünette mit blitzenden Augen und modern geputzt, obschon man ihr trotz des Staates ansah, daß sie nicht von vornehmem Stand. Zu ihr gehörte ein junger Mann in einfachem halbfeinem Rock, dessen hübsches und kühnes Gesicht etwas hager und sorgenvoll aussah.

»Lassen Sie den Narren immerhin gehen, Kamerad Sellhausen,« sagte der Erstere, »heute dürfen wir die Worte nicht auf die Wagschaale legen und müssen jedenfalls Zank und Streit

vermeiden. Er ist, wenn ich mich der Physiognomie recht erinnere, überdies ein Kollege Ihres Vaters, Einer aus dem Abgeordneten-Hause und denen steht der Hochverrath und Ungehorsam jetzt frei. Lassen Sie uns das Gedränge verlassen und kehren wir lieber in irgend ein solides Lokal ein, gesehen haben wir ja doch Alles.«

»Dann wollen wir doch zu Kulikens gehen, gradeüber von unserer Kaserne, der Vater will uns ja unten treffen, da er im Hause Wohnung gefunden hat, und die Bockschatze kommen vielleicht auch, dann seid Ihr ja gleich beisammen,« meinte der Gardist.

»Mir ganz recht,« stimmte in ächt berliner Dialekt die Brünette zu – »*Frisch* kann ja gleich da hören, ob's mit dem Laden und die Fabrik Etwas wird oder nich. Die Jegend is jut vor's Jeschäft, das hab ik jleich jesagt!«

Dem Eleganteren der drei Männer schien die Wahl zwar nicht besonders lieb, aber die Jugend ist weniger heikel, selbst in der Wahl der Gesellschaft und ein Blick in das liebe frische Gesichtchen an seiner Seite, das gern zuzustimmen schien machte ihn mit Allem einverstanden, und so wanderten die drei sehr verschiedenartigen Paare in Eintracht aus dem Gedränge der Linden nach der Richtung des Dönhofplatzes.

Der Gardist ging mit dem Landmädchen voran – er hatte sie nicht in städtischer Weise am Arm, sondern ging neben ihr, indeß sie sorgfältig vor allen Fährlichkeiten im Gedränge hütend.

»So bist Du also entschlossen, Fritz,« frug das Mädchen, »und mir nicht gram, weil ich mich mit dem Hindrik versagt habe?«

»Gewiß und wahrhaftig nicht, Klörke – ich habe den Hindrik von Herzen gern und gönne Dich ihm. Jetzt, da's nun so weit gekommen ist und der Wilm für seine Kurasche nicht in des Königs Rock kriechen kann, wird der Vater auch Nichts dawider haben, daß ich für ihn mitdiene und kapitulire, wenn hier meine Dienstzeit zu Ende ist. Ich hewwe die Zusicherung von meinem Hauptmann erhalten, im nächsten Jahr schon Unteroffizier zu werden, und wenn sie erst wissen, daß ich zu kapituliren willens bin, wird mir's partout nicht fehlen. Ich habe nun einmal Plaisir am Soldatenstand und so wird mir's der Alte nicht abschlagen, wenn ich ihm noch heute reinen Wein einschenke und ihm rund erkläre, daß ich des Fritzen Rechte auf Dich respektire und ich Dich nicht nehmen kann. Was will er machen, wenn wir zwei Beide darin einig sind. He kommt mich überhaupt seltsam vor und ganz verändert, nicht mehr so starr und herrisch wie sonst.«

»Das ist seit der Geschichte mit Deinem Bruder und daß er fühlte, er habe nicht ganz recht an ihm gehandelt und könne doch nicht die Menschen beugen nach seinem Willen.«

Der Gardist nickte. »So mag's sein. Hab ich Dir schon gesagt, daß he mit dem Demokraten da hinter uns angebündelt hat?«

»Nein – woher kennt er ihn?«

»He muß ihn treffen hewen, als he im vorigen Monat mit dem Borgemeester hier war zur Versammlung der Königsgetreuen, Du weißt, daß ich mit dem Regiment noch zum Manöver war, und ihn deshalb nicht gesehen habe. Da hat he Herrn Frisch kennen lernen, ik glowe im Lokal selbst, wo wir hingehn, und ihn seine vertrakten Ideen auskramen hören; denn eine verteufelte Suade hat er und ein braver Kerl ist er auch sonst, das muß wahr sein. Nun hat der Olle sich in seinen Kopp gesetzt, eine Probe mit ihm und seinen Prinzipalien zu machen, und will ihm's Geld vorstrecken zu einem Genossenschaftswesen, um zu zeigen, ob's geht

oder nicht. Nun wahrhaftig, Klörke, ich habe Nichts dawider, denn er hat sich's fauer genug werden lassen und kann mit seinem Ersparten machen was er will.«

Das Mädchen faßte vertraulich seinen Arm: »Weißt Du Fritz, was ich mir denke darüber?«

»Nee – ich bin nicht so gescheut, daß ich's ergrübeln kann! Wenn's der Hindrik wäre, könnt ich's wohl begreifen, der hat alle so neumodsche Ideen.«

»Eben um des Hindrik's willen geschieht es!« sagte das Mädchen. »Der Meier, Dein Vater ist an ihm zu Schanden geworden mit seinen Gedanken, und nun will er an einem Andern erweisen, daß es in Wirklichkeit doch Nichts ist mit dem liberalen Kram, und wagt dazu das Geld dran. Da glaubt er den passenden Mann gefunden zu haben, und s'ist ohnehin sächsisches Wesen, daß der arme Mann so gut sein Recht hat für die Arbeit, wie der Reiche, der das Geld oder Land giebt, das Kapital zur Arbeit wie sie's nennen, deshalb haben auch bei uns sächsischen Colonen die Häusler und Sassen ihr Anrecht auf den Ertrag der Ernte und was Wald und Flur ergiebt. Die Dienstmannen sind was die Colone den alten Herzögen waren, freie Männer, nicht fremde Knechte, die von der Willkür der Reichen abhängen. Das hat mit beigetragen zu seinem Wunsch. – Paß auf, ob ich nicht Recht behalte.«

»Mag sein – obschon ich mir nicht denken kann, daß es auf einem Colonenhof so oder in irgend einem Geschäft gut thun würde, wenn Jeder gleiches Recht hätte und Einer so gut befehlen könnte wie der Andere. Würd' einen schönen Parademarsch im Bataillon abgeben, wenn jeder Corporal oder Soldat sein Tempus halten könnte nach Belieben. Dazu sind die Feldwebel da und über den Feldwebeln die Herrn Lieutenants und über den Offizieren der Batallions-Kommandeur. Klörke, ich glaube nicht, daß Du auf dem Brüninghof leiden würdest, daß die Großmagd oder die Milchmagd gleiches Recht wie Du haben wollte und ihren Lohn selber sich zumäße. Denn ich denke immer noch, wenn der Hendriks den Gestudirtenkram einmal satt hat, wird er doch noch Colone auf dem Brüninghof, und Du seine tüchtige Bauerfrau statt seiner Professorin. Art läßt nicht von Art.«

»Wie Gott will,« sagte fromm das Mädchen, »jedenfalls Fritz, was der Hendrik thut, wird er redlich thun und ich werd' ihm treu zur Seite stehn dabei. Und sollt er sich doch noch einmal für den Brüninghof entschließen, soll der gestrenge Herr Feldwebel Fritz stets seine richtigen Schinken und Mettwürste zu den hohen Festtagen haben, und wenn es ihm paßt seinen Altentheil. Hierher hat der Vater mich sicher blos mitgenommen, um Dich noch einen Sturm machen zu lassen auf mich und den Brüninghof, der glücklich durch unsere Liebe zu Fritz und Deinen Wunsch Soldat zu bleiben beseitigt ist.«

Die beiden jungen Leute lachten fröhlich in dieser Gewißheit und bei dem Versprechen der künftigen Colonenfrau.

»So wäre Alles gut und ich wünsche nur, daß der Lieutenant hinter uns so treu und zuverlässig zu dem jungen Mädchen hält, das Dir so sehr gefällt, seit ich Dir sie zum Kleidermachen rekommandirt habe.«

»Warum soll er nicht, wenn sie auch arm ist? Er hat ein gutes Auge und spricht verständig und scheint auch nicht Viel zu haben, wenn er auch von Adel ist. Es wird auch einem Oberförster oder Förster gut thun, wenn die künftige Frau seinen Töchtern die Kleider selber machen kann. Ich muß Dir sagen, Fritz, daß sie mir besser gefällt als die Andere, die mir für ihren Stand zu staatsch ist, und ihr Liebster.«

»Der Frisch ist ein braver Mensch, wenn auch zu demokratisch und social, wie er's nennt. Vielleicht kommt er mit dem Gelde zu Verstande, das ihm der Vater leihen will.«

Unter den Beiden, von denen eben die Rede war, fand eine andere scharfe Unterhaltung statt.

»Fräulein« Pauline hatte ihren »Fritz« oder »Friederich« in ein weit schärferes Examen genommen. »Also Euer Strike ist ganz in's Wasser gefallen?« frug sie.

»Leider – wir haben keine Mittel mehr, ihn durchzuführen und schon sind viele Kameraden zur Arbeit in der Fabrik zurückgekehrt!«

»Das Vernünftigste, was sie thun konnten, statt daß sie wie Du ein Kleidungsstück nach dem andern verkauft und versetzt haben. Und Du willst nun wirklich den Rathschlägen des geilen Juden folgen und mit den fünf Vagabonden eine eigene Fabrik – wie heißt Ihr's doch ...«

»Eine Produktiv-Association!«

»Ah so, eine Produkten-Societät anfangen.«

»Ja Kind – wenn der Mann, der gestern so aufmerksam zuhörte und es versprach, das Kapital dazu vorstreckt!«

»Also borgt! Aber warum hat's denn nicht schon längst der Doktor Lasall selber gethan, der den Arbeitern den Kopf verdreht mit all' dem Zeuge, und Geld genug hätte oder verdient bei seiner Gräfin.«

»Ich habe ihn allerdings darum angegangen, als jetzt der gelegene Fabrikraum in dem Hause frei wurde. Nur um fünfhundert Thaler zur Anschaffung der Werkzeuge, der Ausführung der neuen Wickelmaschine, die ich erfunden habe, und der ersten Anschaffung des Materials. Aber es geht gegen sein Prinzip, – der Staat müsse den Credit hergeben, lehrt er. Das ist eben seine Maxime.«

»Und dabei können die Arbeiter verhungern, bis der Staat so dumm ist, an Bummler und Schwätzer, wie Deine Kameraden sind das Geld wegzuwerfen, damit sie es verthun. Höre, Friederich, ich weiß nicht, weshalb der Herr aus Westfalen, der doch auch nur ein Bauer ist, und die Hand anlegt gleich jedem seiner Arbeiter, wie die Mamsell sein Mündel erzählt, der ich das Nettchen zurekommandirt zum Kleidermachen, sein Geld wegwerfen will an Euere verrückte Idee, aber des sag' ich Dich, sollst Du allein vor den Riß stehen, so sollst Du mank auch Herr sein von des Jeschäft, das am Ende nicht schlecht sein mag, namentlich wenn Du den Laden im Vorderhause mit dazu kriegst, aber nicht jeder Narr und Faulenzer gleiche Rechte darin und gleichen Antheil am Verdienst haben!«

»Aber Paulinchen, das wäre ja grade gegen unser Prinzip!«

»Papperlapapp« erklärte sehr energisch die Geliebte – »Ik Heirathe Dir mit's Jeschäft oder jar nich und will den Miteijenthümern schon den Weg weisen, dadrauf kannst Du Dir verlassen, davor hab ich ein berliner Mundwerk! Willst Du mir heirathen oder die janze Jesellschaft?«

»Versteht sich, ich!«

»Und doch wollt Ihr die Ehe als ein bloßes Jeschäft betrachten und Euch nicht 'nmal richtig trauen lassen wie die Wilden und die Heiden! Ik habe zwar keine Lust, mir von Fourniern eine Maulschelle jeben zu lassen vor en Bischen Extraverjnügen, und Du würd'st's jewiß och nich leiden, aber jetraut und jetauft muß's werden, sonst is keen Respekt darin, weder vor den Mann noch vor die Frau und vor die Nachbarn und Hauswirthe, und danach richte Dir!«

# Biarritz.

Von

Sir John Retcliffe.

(Verfasser des Romans »Sebastopol.«)

Zweite Abtheilung:

Um die Weltherrschaft!

Fünfter Band.

EIN KÖNIG VON GOTTES-GNADEN!

(FORTSETZUNG AUS BAND IV.)

Der enthusiasmirte Socialdemokrat ging etwas gedrückt neben der energischen Schönen her, denn er hatte das Mädchen wirklich lieb und hätte sie gern zu seiner ehrlichen Frau gemacht, wenn er nur die Mittel zu einem Haushalt bisher hätte aufreiben können und sie eingewilligt hätte, ihre Freiheit und Sorgenfreiheit darum zu geben. So hoffte er, daß die »Association« gelingen und ihr bessere Einsicht beibringen werde. Manches hatte er freilich schon gelernt, das mit den Lehren der neuen Agitation nicht recht klappen wollte, aber die Theorie bleibt ja immer so verlockend!

Die drei Paare waren zu dem Hause in der Nähe der Kaserne des Gardisten gekommen, in dem bereits so verschiedene sociale Scenen unser's Buchs gespielt haben und wo bei der Vermietherin des Chambregarni im zweiten Stock des Vorderhauses der Meier Söllenhofer der Nähe der Kaserne wegen Wohnung genommen und auch der junge Volontair von den Gardeschützen eine bescheidene Stube gefunden hatte, nachdem am 1. October die junge Schneiderin mit ihrer gelähmten Pflegemutter und der armen Friederike mit ihrem Kinde in die kleine Hofwohnung hinter dem zweiten Laden auf den Rath der Freundin eingezogen war, da diese in der Mitte der Stadt trotz der höheren Miethe für ihre neue Beschäftigung weit vortheilhafter sich zeigte, als die ihr ohnehin durch die frühere Recherche verleidete Wohnung auf dem Köpnickersfelde. Dies und die Spekulation des jungen, angehenden Cigarrenfabrikanten auf die freiwerdenden günstigen Lokalitäten war auch die Ursache, daß die drei Paare sich zusammengefunden und die Illumination am Einzugstag gemeinschaftlich besichtigt hatten.

Auch die Vorderfront des Hauses war glänzend erleuchtet, und einer der damals in Aufnahme kommenden Gassterne brannte in Patriotismus oder als Merkzeichen des Wirthsverkehrs über dem Thorweg, als die kleine Gesellschaft über den Hof zum Biersaal schritt und einige Augenblicke verweilte.

»Wollten Sie nicht Ihrer Freundin die Nachricht bringen von der Amnestie, die des Königs Gnade heute auch in der Armee bewilligt hat?« frug der junge Volontair die Schneiderin. »Ich werde hier auf Sie warten, während die Herren vorangehen und uns einen Tisch suchen.«

Das Arrangement war rasch und willig getroffen. Henriette mit ihrer Freundin und der jungen Colone gingen in die kleine Wohnung, der armen jungen Mutter die Hoffnung zu verkünden, indeß der Gardist und der Arbeiter das Bierlokal aufsuchten, wo bereits ihre Freunde zu sein schienen.

Der alte Colone hatte allein an einem Tische Platz genommen und empfing seinen Sohn mit einem Kopfnicken.

»Nun Fritz, warum bringst Du die Klörke nicht mit, oder ist sie bereits nach unserer Wohnung hinaufgegangen? Wie hat's ihr gefallen und wie weit bist Du mit ihr? – Ich wollte, die Engel und Wilm hätten auch die Herrlichkeit heute mit ansehen können. Man war doch stolz, ein Preuße zu sein!«

Der Colone hatte sich sehr verändert seit den Frühjahrsmonden, in denen wir die Bekanntschaft seines harten Charakters gemacht. Seine Haltung war noch immer so steif und fest wie damals, das schmale Gesicht so ernst und verschlossen wie früher, aber auf der sonst noch so platten Stirn unter dem schlichten Blondhaar lagerten jetzt strenge Falten ärgerlichen Nachdenkens und um die blauen starren Augen ein Zug ärgerlicher Zweifel in sich selbst, die er noch nicht zu lösen vermocht hatte, um zur alten Klarheit zu kommen.

Der Gardist hatte auf seinen Wink neben ihm Platz genommen und sein Seidel bestellt, der Cigarrenarbeiter aber war nach einem achtungsvollen Gruß an den Colonen, um ihre Unterredung nicht zu stören, zu einem andern Tisch gegangen, wo fünf seiner Kameraden in heftigem Disput saßen und zu seinem offenbaren Aerger der Schuster Armbrozi neben ihnen.

»Vater,« sagte der Gardist, auf die frühere Frage antwortend, – »wünschtest Du nicht noch einen Andern herbei?«

»Was soll's damit?« meinte der Meier barsch. »Ich frug Dich, ob Du mit der Klörke einig geworden bist und sie der Vernunft und aller Sitte Gehör giebt? sonst Nichts.«

»Einig sind wir, Vater,« antwortete der junge Mann fest und entschlossen, »und es Dir zu sagen am heutigen Tage bin ich ihr vorangegangen. Die Klörke gehört nach Gottes Recht dem Bruder Hindrik und ich unserm König und Herrn, wenn Du Nichts dawider hast.«

Der alte Colone sah ihn fragend an.

»Ich habe mich entschlossen, Soldat zu bleiben und so mitzudienen für unsern wackern Jüngsten. So üb' ich unsere Pflicht gegen das Vaterland und folge meiner Neigung, die für den Soldatenstand ist. Gebt Eure Einwilligung, daß ich kapitulire, wenn meine drei Jahre um sind, und Euren Segen dazu!«

»Aber der Brüninghof?«

»Bleibt der Klörke – und sie wird ihn schon mit Deiner Hilfe verwalten, bis der Hindrik andern Sinnes wird oder ich nicht mehr dienen kann und ihn den Beiden abpachte. Es wird nicht immer Frieden bleiben für des Königs Armee.«

Der harte Mann sah nachdenkend vor sich hin. Dann sagte er ernst aber doch nicht unfreundlich: »Und das ist Dein fester Entschluß, Fritz, nicht der eines Augenblicks und das Flennen eines thörichten Mädchens?«

»Er ist es, Vater!«

»So sei's denn – ich seh, es ist eine andere Zeit, und ein anderes Geschlecht um mich her entstanden, – ob ein besseres? Gott allein weiß es. So bleibt der alten Zeit und der alten Sachsensitte nur noch der Wilm, – und ich muß es auf andere Weise versuchen, mit mir und der Zeit in's Reine zu kommen. Nur das Eine sag' ich Dir: bleib Deinem König getreu – getreuer als der Sitte Deiner Väter, sonst hast Du meinen Fluch, statt meines Segens, und wenn Du im Frühjahr Urlaub erhalten kannst, dann komm nach dem Söllenhof, damit ich mit Dir nach Enger wandre zum Grabe Wittekinds und dort Dich weihe nach altem Brauch zum Dienst unsers Herzogs und Königs! – und nun – wo ist der Mann, der mit Dir kam, und dem

ich ein Versprechen geleistet, ihm zu helfen nach seiner Art und seinen Gedanken? Ich will's versuchen mit ihm, was festhält – die alte Zeit oder die neue und ihr Evangelium.«

»Herr Frisch ist dort hinübergangen zu seinen Kameraden.«

»So rufe ihn – es sind manche darunter, die mir weniger gefallen wollen, als er. Indeß der Schein trügt, und man kann Keinem in's Herz sehen, bis man es erprobt. Hier setz Dich Klörke – kein Wort weiter, ich bin einig mit meinem Zweiten, und seien Sie begrüßt und nehmen Sie Platz.«

Der Gruß galt den beiden andern Mädchen und dem Gardeschützen. Der Meier zeigte sich ganz in seiner ernsten einfachen Weise, doch als höflicher, fast galanter Mann gegen die Frauen, und sprach mit ihnen freundlich über die Pracht des königlichen Einzugs und die Illumination, bis der Gardist mit dem jungen Arbeiter herbeikam und er sofort sich steif und kühl erhob.

»Sie haben befohlen, Herr Söllenhofer?«

»Ich habe Nichts zu befehlen, Herr – die Zeit des Befehlens, wie die des Gehorsams hat aufgehört im Preußenlande. Ich möchte mit Ihnen nur ausführlich sprechen über das, wovon wir gestern hier redeten. Ist hier ein Ort, wo wir ungestört uns unterhalten und vereinigen können? Ich habe das Geld bei mir – heute vom Wechsler geholt.«

Ein Blitz der Freude unerwarteter Erfüllung seiner Wünsche flog über das Gesicht des jungen Arbeiters und sein Auge begegnete wie stolz darüber einen Moment lang denen seines aufhorchenden Mädchens.

»Wenn es Ihnen gefällig wäre, Herr Söllenhofer – dort hinten im Nebensaal, wo gewöhnlich die Versammlungen sind – ist es leerer und wir sind ungestört. Ist es Ihnen genehm, wenn ich meine Kameraden, die mit mir in Association treten wollen, mit zu unserer Unterredung ziehe? Da wir einen gemeinsamen Verein bilden werden, ist es in der Ordnung, daß kein Geschäftsgeheimniß zwischen uns besteht. So ist es social richtig.«

»Meinetwegen – es beweist wenigstens, daß Sie es ehrlich mit der Sache meinen. Kommen Sie, und bringen Sie Feder und Dinte mit, und wen Sie wollen.«

Der Meier nahm seinen Seidel und ging voran, den andern Mitgliedern seiner Gesellschaft winkend, zurückzubleiben und sich weiter zu unterhalten.

Ehe der Cigarrenarbeiter mit seinen Genossen ihm folgte, hatte noch einmal die Schneidermamsell seinen Arm gefaßt.

»Ik sage Dich, sei kein Esel, Friedrich, und halt Dich das Gesindel vom Leibe, – Du hast Deine Zukunft unverdient in die Hand. Wat ich Dir sagen wollte, der fatale Dokter, der Lasalle ist eben als wir kamen in die Weinkneipe nebenan jegangen!«

Sie sah ihm besorgt nach und setzte sich zu ihrer Gesellschaft. Das praktische, wenn auch leichtfertige und nicht grade in der Moral sonderlich feste Mädchen, das ihr Loos sich doch durch Fleiß und Verstand selbst geschaffen, hatte wenig Vertrauen zu all' dem politischen Schwindel und Treiben und hielt sich an das Praktische. Bei Letzterem war sie augenblicklich mit der Speisekarte und einem Seidel. »Jedes nach Belieben, Herr Söllenhofer, und bezahlt vor sich allein. Hier – was wünschen Sie – Sauerbraten jiebt's und Casseler Rippspeer? Er is gewöhnlich sehr gut bei Kulekens! die Friederike wollte partoutement nich mitjehn und bei ihrem Wurm bleiben, so sehr wir sie auch zuredeten. – He Nettchen« sie sagte es flüsternd, um von dem adligen Volontair nicht gehört zu werden, »ik globe gar, da drüben sitzt Deine Schwester mit ihrem Jeliebten – wie kommt die hierher, ick dachte, sie verkehrten nur unten

in dem Bums? daß nur Dein Lieutenant Nichts merkt, ik globe, et könnte ihm doch nicht sehr anjenehm sind die Jesellschaft.«

Aber das wackere Mädchen war bereits aufgestanden, als es von der Anwesenheit ihrer brutalen Schwester und deren Geliebten hörte, der noch immer sehr krank und abgezehrt aussah von der schweren Wundkrankheit, die er überstanden hatte.

Sie war hinüber gegangen und reichte Beiden die Hand. »Wie geht es Ihnen, Herr Wilhelm,« sie kannte nicht einmal seinen andern Namen, »hoffentlich besser? Sie waren lange sehr krank, die schlimme That hat Sie sehr heruntergebracht.«

»Ja, dreizehn Wochen hat er gelegen,« schrie die Wittwe, »und kein Mensch hat sich um ihn gekümmert, außer wenn uns das Gericht kujonirte, um ihn zum Reden zu bringen gegen den schlechten Kerl. Dafür hab' ich's wenigstens gethan und 's ihm angehängt, daß er fünf Jahre Zuchthaus gekriegt hat. Nach Brandenburg kam er und säße dort feste, wenn ihn die dummen Kerle nicht entspringen lassen unterwegs. Nun kann er andere Leute stechen, der tückische böhmische Hund, ich wünschte, er thät's ihnen selber! – S'ist das erste Mal, daß ich ihn hier herauf bringen konnte, 's taugt ihm Nichts unten bei Nowak, die Jesellschaft ist nicht besser als der Böhme war, und er braucht doch Luft und Stärkung, damit er wieder zu Kräften kommt und an's Verdienen – der Doktor sagte freilich, als er zuletzt kam, der Wilm würde nie wieder der alte werden!«

Der Steinträger hatte ihr die Hand gereicht. »Trotz Deiner treuen Pflege, Marie« sagte er traurig, muß ich mich also nach einer andern Beschäftigung umsehen, obgleich der Verdienst der Kameraden jetzt sehr gut sein soll.«

»Und Dir Marie,« frug das junge Mädchen, »wie geht es Dir? Sei mir nicht böse, daß ich nicht öfter zu Dir komme, aber ich habe jetzt wirklich gar so viel zu thun von Morgens früh bis zum Schlafengehen!«

»Glaub's wohl, bist jetzt obenauf, und gehst nur mit feinen Leuten um, da frägt man nach so geringem Pack nicht, wie wir! Ich sage Dir nur, nehm Dich inacht, daß Dir's nicht geht wie der Friedrike, welche die Martini auch nicht mehr zu kennen scheint und noch nicht ein einziges Mal bei mir gewesen ist, seit sie wieder hier im Hause wohnt, aber freilich nicht mehr im Keller, der ihr damals gut genug war, als sie im Elend stak, sondern vornehm jetzt im Parterre. Aber ich will's ihr und Dir nicht neiden, bist ja doch meine Schwester, und ich habe verflucht wenig an Dir thun können, als Du noch eine Krabbe warst; deshalb ist's brav von Dir, daß Du zur ehemaligen Pflegemutter jetzt hältst und lieber vor ihr arbeitest, als daß sie in den Alten-Weiberspittel an der Fannowitz-Brücke kommt. Aber was ich sagen wollte – da Du jetzt zu so vielen reichen Leuten kommst, kannst Du nicht hinhorchen, ob's nicht einmal so eine passende Stelle gäbe für den Wilm – so als Portier oder Hausdiener, was er noch leisten kann? Bewaschen wollt' ich ihn schon gern und auch sonst manchmal für 'ne Stärkung sorgen. Sein Appetit nimmt jetzt gut zu.«

So brutal und rücksichtslos die Frau auch sonst war, – davon sprach sie kein Wort, daß sie fast sechs Monate lang mit ihrer Hände saurer Arbeit den Kranken unterhalten und gepflegt hatte, ihr dies gewiß nicht leicht geworden war und deshalb noch manches Stück von ihrem ehemaligen Wohlstand hatte zum Leihhaus oder zum Altkrämer wandern müssen.

Bittend sah der früher so rohe Steinträger zu dem Mädchen auf. »Plage Deine Schwester nicht,« sagte er bescheiden – »sie wird gewiß an einen armen aber ehrlichen Kerl denken, wenn sich die Gelegenheit findet, hat ja selbst ihr Bischen Noth und es geht ja täglich besser. Es

hat auch hier nicht an guten Menschen gefehlt im Hause, der alte Franzose hat alle Medizin für mich bezahlt und seine Frau und das Geheimraths-Fräulein hat mir oft genug kräftige Suppen gekocht und nach mir umgesehn, wenn die Marie fort mußte von wegen ihr Geschäft. Selbst die Kuleken hat mit Essen für mich gesorgt und manches Andere, – obgleich das Beste immer die Marie an mir gethan hat, der ich's im Leben nicht vergelten kann. Glauben Sie auch nicht, Mamsellchen, daß ich ihr hier das Geld verschlemme – sie hat mich gezwungen mit hier herauf und – es ist doch heut meines Königs Ehrentag, daß ich hier meinen Seidel trinke und die Cigarre rauche, mit der mich Herr Frisch versehen hat, seit ich das Labsal wieder mir anthun darf.«

»Das ist ein guter Gedanke,« sagte rasch die Näherin – »vielleicht kann er noch Anderes Ihnen bieten, eine passende Stelle, bei der Sie Marie gar nicht zu verlassen brauchen. Ein Arbeiter hilft gern dem andern, und wie ich gehört habe, hat er Aussichten, statt der Spinnerei, die nach Rummelsburg verlegt wird, hier oben eine andere Fabrik in seinem Metier zu gründen.«

»Was Du nicht sagst, Kind,« rief die Wäscherin – »der Frisch – am Ende gar eine Cigarrenfabrik? Ich wollt's ihm gönnen. Da sollte er mich nur zur Aufseherin machen über die Mädchens, ich wollte schon die faulen Schlumpen auf die Beine bringen. Vergiß ja nicht, Nette, mit Herrn Frisch darüber zu sprechen, und da darauf Wilm, müssen wir heute noch einen Seidel trinken!« und sie winkte der Biermamsell.

»Aber Sie und Du erlauben, daß ich es bezahle,« sagte fröhlich die Schneiderin, »und verlaß Dich darauf, Marie, daß ich und Pauline mit ihm darüber sprechen!«

Damit entschlüpfte sie wieder zu ihrer Gesellschaft, wo der junge Schütze ihr achtungsvoll die Hand drückte, nachdem er erfahren, daß es ihre Schwester war, deren sie sich nicht geschämt hatte.

---

Der Cigarrenarbeiter war mit seinen Kameraden dem Colonen nach dem hinteren Saal gefolgt und sie hatten hier Platz um einen Tisch genommen, wobei der junge Mann zu seinem Verdruß erst bemerkte, daß auch der Schuster Armbusen sich ihnen angeschlossen hatte. Aber ein ernster Wink wies diesen an einen andern Tisch.

»Diese Herren,« sagte der Meier, »sind also Ihre Freunde und Genossen, mit denen Sie gemeinschaftlich das Unternehmen beginnen wollen?«

»Es sind Socialdemokraten wie ich,« erwiderte der junge Mann, »wir arbeiteten zusammen in derselben Fabrik und machten zu gleicher Zeit Strike, weil der Besitzer unsern Verdienst nicht erhöhen wollte und sogar eine andere Fabrikordnung eingeführt hatte, die uns jede eines freien Mannes würdige Selbstständigkeit raubte. Dies sind die Herren *Vorknecht*, *Wende*, *Becker*, *Hochstedt* und *Schweiger*.«

»Nach dieser neuen Fabrikordnung, Herr,« sagte Vorknecht, »hätten wir nicht einmal Zeit gehabt, über unser geknechtetes Dasein und unsere Menschenrechte gehörig nachzudenken. Nur eine halbe Stunde zum Frühstück, eine halbe zur Vesper und zwei lumpige Stunden zum Mittag von den zwölfen!«

»Keinen blauen Montag,« meinte Schweiger, »und wer eine halbe Stunde zu spät kommt zur Arbeit, sollte Strafgeder bezahlen.«

»Keine Besuche annehmen in der Fabrik!«

»Nicht einmal einstecken sollte man sich von den Cigarren den Abendbedarf, eine schändliche Tyrannei!«

Der Meier hatte ruhig Platz genommen, es den Anderen überlassend, ob sie folgen wollten oder nicht.

»Darf ich fragen – was verdienen Sie bei dieser Behandlung?«

»Ein Lumpengeld, Herr – nach der Stückzahl, das ist es ja eben! man konnte sich abstrapazieren, daß Einem der Schweiß von der Stirn rannte, wenn man lumpige anderthalb Thaler im Tage verdienen wollte, – rechnen Sie selbst: Wohnung, Kost, Garderobe – was bleibt da zur Erholung, der Fabrikherr steckt allen Vorthail in die Tasche! Nennen Sie das ein menschenwürdiges Dasein?!«

»Von meinen Arbeitern,« sagte der Meier ruhig, »verdient der Mann außer gesunder und nahrhafter Kost in der Erntezeit von früh 4 Uhr bis Abends Sieben sechs Silber Groschen.«

»Ja Herr,« rief der Cigarrist Hochstedt – »das ist auf dem Lande, Bauernvolk, das ist es nicht besser gewohnt – aber Doktor Lasalle sagt, das muß auch dort anders werden! Ländliche Genossenschaften mit sozialem Grundeigenthum – der Staat muß das Kapital zur Aussaat und zum Betrieb stellen.«

»Hm! Das wird jedenfalls unsern Arbeitern sehr angenehm sein, namentlich, wenn es nächstens im Amtsblatt und von der Kanzel publizirt wird.«

Der Socialist Becker stieß den Vorredner an. »Dummkopf,« sagte er leise, »siehst Du nicht, daß der Protzen so weit vorgeschritten noch nicht ist?«

Der Meier hatte sich an den jungen Mann gewandt. »Sie sagten mir gestern, daß Sie hier eine Produktiv-Genossenschaft bilden wollen, das heißt, wenn ich recht verstanden habe, eine Genossenschaft von Arbeitern für eine bestimmte Produktion, die zugleich die Verwerthung ihrer Produkte in direkter Weise ohne Vermittelung von Zwischenhändlern oder Eigenthümern dieser Produkte übernimmt, und so den Arbeitern selbst den Gewinn zuwenden will, den sonst das Kapital oder der Fabrikherr bezieht.«

»Ja, Herr Söllenhofer,« sagte schon etwas verlegen der junge Mann, »Sie haben den Grundgedanken ganz richtig aufgefaßt, obgleich hiermit die Idee des Socialismus keineswegs erschöpft ist. Wir verlangen vollkommen bürgerliche Gleichstellung, Aufhebung der Beschränkung der freien Arbeitskraft durch Militairpflicht, Freiheit jeder Anschauung in religiöser Beziehung, gleichen Unterricht, freie Ehe durch bloße gesetzliche Verpflichtung, also Civilehe, und zur Erreichung der Gesetzgebung durch das Volk das allgemeine Wahlrecht.«

»Bleiben wir vorerst bei dem Recht der Arbeit stehen, mit anderem Wort, der gemeinsamen Produktion und der gemeinsamen Verwerthung. Dieser Gedanke wäre so übel nicht.«

»Ja Herr – aber dazu fehlt uns eben das Kapital. Das soll der Staat geben, weil es ihm durch die Steuern verzinst wird!«

»Keine Steuern mehr!« schrie Vorknecht.

»Gut – Sie halten also doch den Gedanken fest, daß das Kapital gleichfalls Anspruch auf Verwerthung hat, sei es durch die Steuer, sei es durch Verzinsung.«

»Ich leugne das nicht – nur darf dieses Verzinsungsrecht kein die Arbeit erdrückendes sein.«

»Sagen wir also nur ein zu vereinbarender Antheil am Erwerb!«

Der junge Mann wurde immer befangener. »Sagen Sie mir, welchen Zins verlangen Sie, wenn Sie uns das Kapital zu unserer Genossenschaft geben wollen, Herr Söllenhofer?«

»Das sollen Sie selbst bestimmen, nicht ich! Ich will Ihnen offen sagen, ich habe mir die Buße auferlegt, Ihnen kann es gleich sein, wofür – eine Summe Geldes, die ich mir selbst erworben durch Arbeit und Sparen, zur Erprobung einer der Ideen der Neuzeit zu opfern, die uns alten schlichten Leuten nicht so leicht in den Kopf gehen wollen. Ich will dies als verständiger Mann thun, und deshalb habe ich mich nach Ihnen erkundigt, ob Sie ein redlicher und thätiger Mensch sind. Beides hat mir der alte französische Herr gesagt, der Sie durch einen Arbeiter kennt, welcher hier unten in der Schlosserei beschäftigt war und jetzt zu seiner weiteren Ausbildung in der Fremde ist.«

»Gewiß der Wehrmann?«

»Mag sein! Der alte Franzose würde Ihnen vielleicht selbst das Geld gegeben haben, wenn Sie ihn darum angesprochen hätten. Jetzt will ich es thun. Wieviel brauchen Sie, um in bescheidener Weise die Genossenschaftsproduktion anzufangen in diesen Lokalitäten, die Sie mir selbst gerühmt haben. Verstehen Sie mich recht: ich gebe *Ihnen* persönlich das Kapital – Sie wählen Ihre Genossen.«

Der Cigarrenmacher rechnete auf seiner Notiztafel. Von einer Seite flüsterte sein Kamerad Vorknecht: »Nicht zuwenig, Frisch!«, von der anderen Becker: »Sei gescheut, Friedrich – wir müssen gleich im Großen anfangen, wenn's lohnen soll!«

»Mädchen zum Wickeln können wir genug haben,« meinte der Dritte, »die Arbeitslöhne sind niedrig – für vier Silbermorgens den Tag schaffe ich sie uns schockweise!«

Frisch war fertig mit seinem Rechenexempel. »Nein,« sagte er entschlossen, »dieser Herr verfährt ehrlich und großmüthig mit uns, und wenn wir verdienen wollen, dürfen auch die armen Arbeiterinnen nicht gedrückt werden! Herr Montmartin hat Ihnen vielleicht gesagt, daß ich eine Maschine zum Wickeln erfunden habe, deren Idee mein Freund, der junge Maschinenbauer, sehr lobt und die er auf meine schlechte Zeichnung hin eben anzufertigen im Begriff steht. Aber wir brauchen noch andere Geräte, die Miethe muß, da wir unbemittelt sind, pränumerando auf ein Quartal gezahlt werden, – vor Allem, wenn wir reell fabriziren und vorwärts kommen wollen, müssen wir gutes Material haben aus direktem Bezug – ich fürchte – zwölfhundert Thaler, Herr, wird Ihnen wohl zu viel sein, und dennoch wäre Dies uns nöthig!«

Der andere Cigarrist hatte ihn vergeblich unter'm Tisch angestoßen, jetzt wandte er sich ärgerlich von dem ehrlicheren Kameraden ab und brummte fast vernehmlich ein »Dummkopf!«

»Wir würden es Ihnen redlich mit fünf Prozent verzinsen,« fuhr der junge Arbeiter entschuldigend fort. »Auch wäre es nicht gleich auf einmal nöthig. Bedenken Sie, daß wir erst Kundschaft erwerben und eine Reise nach Bremen und der Pfalz machen müssen.«

»Es ist die Summe,« sagte der Meier aufstehend, »die ich mir zu dem Versuch vorgesetzt und Sie sollen das Geld haben auf Ihr ehrliches Gesicht. In zwei Jahren will ich erst Rechenschaft darüber verlangen, bis dahin mögen Sie der Verwalter sein und Ihren Plan realisiren. Ich gehe das Geld von meinem Zimmer zu holen, da ich es natürlich im heutigen Gewühl nicht bei mir führen wollte. Was Ihre andern socialen Gedanken und Pläne betrifft, so habe ich Nichts damit zu thun.« – Er verließ den Saal.

»Hurrah!« schrie Wende, »das nenn ich einen Glückstern. Ich weiß eine prächtige Gelegenheit, wo wir ihn heute Abend noch feiern können – guten Wein, famose Küche und schöne Mädchen!«

»Der Kerl scheint enorm reich oder dumm,« meinte Vorknecht – »das Doppelte hättest Du mindestens fordern müssen!«

»Das Gescheuteste ist – wir theilen heute Abend und Jeder giebt dann bei der Einrichtung seinen Betrag – Jeder hat das gleiche Recht!«

»Wir wollen später über das Geschäft sprechen, – wer soll die Kasse führen?«

»Ich werde die Stadtkundschaft übernehmen.«

»Und ich die Aufsicht im Arbeitersaal! Zehn Thaler Vorschuß muß ich heute Abend noch haben!«

»Meine Alte wird sich freuen, da sie doch bei unserem Strike die letzte Zeit sehr krumm gelegen hat!«

»Sie werden doch einen armen Kerl nicht vergessen, Herr Frisch, und mir Antheil nehmen lassen,« schrie der Schuster, der eilig an den Tisch getreten war und das Seidel des Colonen sich zu Gemüthe geführt hatte. »Ik werde sehn, ob ik ich ihn nich ooch anpumpen kann! Et lebe die Social-Demokratie!«

Der junge Mann war blitzenden Auges aufgestanden und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

»Hört mich an Kameraden und täuscht Euch nicht über meinen Entschluß, und Sie, liederlicher Schuster, packen Sie sich fort und lassen jenen Herrn in Ruhe, oder ich will Ihnen, wie ich Ihnen versprochen, das Fell gerben für den Diebstahl an Ihrer Familie, daß es grün und blau davon sein soll. Nicht einen Pfennig von dem Gelde kriegt Einer, ehe es mit Fleiß und Arbeit verdient ist. Zur Genossenschaft giebt es ein Ehrenmann und redlich soll es dazu verwendet werden, dafür büрге ich. Die Kasse führe ich und wer nicht arbeiten will wie Jeder, mag aus der Genossenschaft bleiben, das ist mein letztes Wort!«

»Das wäre Anmaßung, die ich bestreiten muß! Du hast kein besseres Anrecht wie wir!«

»Sollen wir etwa wie die Hunde uns schinden, wenn wir Geld haben? Am Besten wir theilen und machen dann gemeinsame Kasse! Ueberdies hast Du's selbst gehört, daß der Mensch sich einen Ultra-Reaktionair genannt hat. Was er hergiebt ist also nur, um was er den Arbeiterstand vorher geschröpft hat!«

»Ja theilen, theilen! Die Majorität hat Dich überstimmt!«

»Du wirst doch Deine Kameraden nicht tyrannisiren wollen, – da hätten wir ebenso gut in der Fabrik bleiben können!«

»Du möchtest uns wohl um unser Eigenthum prellen?«

»Wir sind so gut wie Du! Kommandiren laß ich mir nicht! Das sind keine socialdemokratischen Grundsätze. Ich werde mich bei dem Präsidenten unseres Vereins darüber beschweren.«

Frisch stand ihnen gegenüber, die Arme über die Brust gekreuzt. »Ich sah ihn vorhin drüben in die Weinwirthschaft gehen, also kannst Du's in der Nähe haben – geh und rufe ihn Einer. Vorläufig kennt Ihr mich – und das Geld bekommt Ihr nicht in die Hände – wir sind keine Kommunisten, und daß das Kapital zu unserm richtigen Zweck verwendet und nicht verschleudert wird, dafür werde ich Sorge tragen, indem ich Herrn Söllenhofer bitte, es irgend wo bei einem zuverlässigen Mann zu deponiren, wo es in Raten auf meine und zweier andern Mitglieder unserer Genossenschaft Unterschrift erhoben werden kann.«

»Das ist eine Sache Ihrer inneren Genossenschaftseinrichtung,« sagte die ruhige Stimme des plötzlich unter den Streitenden stehenden Colonen mit einer gewissen Ironie. »Ich halte

das allerdings für das Richtige, mische mich aber nicht ein und wünsche von Ihnen allein, Herr Frisch, Quittung für das bei Ihnen deponirte Geld, da ich Sie als einen redlichen Mann erkenne. Heute über zwei Jahre also werde ich wieder an dieser Stelle sein, um zu erfahren, welchen Ausgang das Unternehmen gehabt hat. Wollen Sie dies – oder wollen Sie diese Bedingung nicht eingehen? Im erstern Fall ist hier das Geld.«

»Aber wir können Unglück haben, – bei aller Vorsicht, das Kapital kann verloren gehen,« sagte jetzt bedenklich der junge Arbeiter.

»Das kann jedem andern Unternehmer, jedem Kapital auch geschehen. Der Landmann ist ebenso gut den Mißernten und Krankheiten ausgesetzt, die er nicht abwenden kann und die Gottes Schickung sind. In diesem Fall werden Sie mich sicher nicht unbillig finden – mir kommt es nur darauf an, zu ersehen, ob der sociale Gedanke, der Sie bewegt, an seiner innern Unausführbarkeit oder an dem thörichten Gebahren und Unglauben der Menschen selbst scheitern muß. Ohne Arbeit, Aufrichtigkeit und Gottvertrauen ist keine menschliche Einrichtung von Werth. Also – entscheiden Sie sich!«

»Nehmen Sie lieber das Geld, Frisch,« sagte eine scharfe Stimme außerhalb des Kreises. Ich werde dem Herrn, der es jedenfalls gut mit den Arbeitern zu meinen scheint, meine Ideen über die Berechtigung der Social-Demokratie und die Principien meiner Productiv-Genossenschaften sofort auseinandersetzen und ihn hoffentlich veranlassen, auch unter der ländlichen Bevölkerung gleiche Versuche zu machen. Sie können die zwölfhundert Thaler in der Kasse meines allgemeinen berliner Arbeitervereins auf das Vortheilhafteste und unseren großen Principien entsprechend niederlegen! Ich danke Ihnen einstweilen im Namen der Arbeiter, Herr!«

Der Meier hatte sich ruhig zu dem neuen Apostel der Social-Demokratie gewandt und ihn mit kaltem Blick gemessen.

»Aber wer sind Sie, Herr?«

»Ich bin der Doktor Lassalle, der Präsident des großen Arbeiter-Vereins, der Gründer der social-demokratischen Productiv-Associationen! Ich werde die Angelegenheit dieser Herren nach Principien ordnen und Ihnen sogleich einen Vortrag . . .

»Später, Herr, Sie sind also wohl der jüdische Doktor Lasalle, der einer Dame in Cöln ihre Kassetten stehlen ließ und in Düsseldorf wegen Aufruhr und Rebellion verurtheilt wurde?« Dem Agitator fuhr es roth vor Aerger über die Stirn und er wollte auffahren, aber der Meier winkte ihm ruhig zu. »Wahrscheinlich haben Sie das Kapital, das Sie von der vornehmen Dame für den Ehebruchs- und Ehescheidungsprozeß erhielten – wie man bei uns in Westfalen und am Rhein erzählt 30,000 Thaler – doch auch in der Kasse des allgemeinen Arbeiter-Vereins angelegt, wie Sie diesem Herrn hier rathen? Nun Herr – Jeder kann sich bessern, wenn man auch schlimme Dinge aus Ihrer früheren Jugend erzählt, wenn er nur Ehrlichkeit und Gottesglauben hat, ein aufrichtiges und hingebendes Herz zu einer guten Idee mitbringt! – So Herr Lasalle, ich bin bereit, mir jetzt Ihre Ansichten über Besserung der Arbeiterverhältnisse entwickeln zu lassen!«

Der Meier hatte wieder seinen Stuhl eingenommen und winkte dem Cigarrenarbeiter die Quittung zu schreiben, was dieser nicht ohne Lächeln that, während der Söllenhofer unter den gierigen und neidischen Blicken der umstehenden Mitglieder der neuen Genossenschaft in preußischen Kassenanweisungen das Darlehn aufzählte.

Aber der große Agitator blieb diesmal den Vortrag schuldig. Er hatte es vorgezogen, sich mit verächtlichem Nasenrumpfen auf den groben Landmann auf den Hacken umzudrehen und wieder zurück zu seiner politisirenden Gesellschaft zu gehen, wo man seine Verdienste besser zu würdigen und seine Vergangenheit weniger zu kennen schien.

Nachdem der Meier die Quittung des jungen Arbeiters sorgfältig zusammengelegt und dieser zum großen Verdruß seiner künftigen Genossen – die in Gegenwart des Darleihers Nichts mehr opponiren mochten, das werthvolle Päckchen in die Brusttasche geschoben, und den Rock darüber zugeknöpft hatte, erhob sich der Colone, reichte seinem Schuldner die Hand und lud ihn ein, mit ihm zu der Gesellschaft der drei Mädchen und der beiden Soldaten zurückzukehren, zu der er ebenso gleichmüthig und ernst wiederkam, als er sie verlassen hatte.

Er fand die Mädchen überaus heiter und lachend, während die beiden jungen Männer sehr entrüstet schienen.

»Nun – was giebt's, worüber lachen sie, Fritz?«

»Mit Ferlöf, Nix Vader, de Klörke hat man opstöd eenen Oenverschämten en tüchtigen Bums gifen, der sie as e voröwer güng kranwis ünders Kinn faten wul, un wie de Pauline ferzählt, soll's so'n Demokrat gewesen sin. Ik kunt man nich hönnig genug upstahn, um dem Dönnhigt to wisen, wie man eerliche Wichters behandeln dhut, sunnig wär he anders über den Stuhl gehukt.«

Die Schneiderin winkte mit lachendem Auge ihrem Bräutigam. »Der Lassalle war's, die hübsche Landmamsell schien ihm in die unverschämten Augen zu stechen.«

Der Meier machte eine kurze wegwerfende Handbewegung. »Hast recht gehabt, Mäken, sollst Dich nicht von Molchen berühren lassen. Wenn's der war, der drinnen bei uns gewesen ist, – soll ein gescheuter Mann sein, aber sein Hochmuth und Eitelkeit stürzen ihn sicher noch einmal in's Verderben. Hüten Sie sich vor ihm, Herr Frisch – ich müßte mich sehr täuschen, oder der Mann hat kein Herz für die Arbeiter und nur eins für sich!«

Der Mann, von dem die Rede war, verließ eben mit einem andern der damaligen Clubredner, die in der Kammer erklärten, nicht ruhen zu wollen, bis ›Preußen der Großmachtsdünkel vertrieben sei, damit die wahre Freiheit desto freier im Trüben fischen könne, das Weinlokal. Eine Equipage war grade vor dem Thorweg angefahren, die Geheimrätthin mit ihren zwei älteren Töchtern und einer andern Dame saßen darin und hatten die Illumination abgefahren. Drei Männer waren zum Schlage getreten, ihn zu öffnen.

Die Dame, die im Fond mit der Geheimerätthin saß, war sehr jung noch, von schlanker und dennoch üppiger Figur, von jener durchsichtigen Blässe, welche dem rothen goldschimmernenden vollen Haarwuchs gewöhnlich eigen ist!

»Erlauben Sie mir, meine Gnädige,« sagte mit sehr ausländischem Accent der moldauische Bojarensohn Fürst Strabetzkoi, der mit seinem Bärenführer die romantische Trauerspieldichterin eben aus dem Wagen hob, »Ihnen einen meiner Freunde Herrn Baron von *Rackowitz* aus der Walachei vorzustellen, der uns begleitet hat, seine schöne Verlobte abzuholen, um sie wieder in die Arme ihrer Tante zurückzuführen.«

»Wie aufmerksam!« flüsterte die romantische Dichterin der Dame zu. »Wissen Sie, *Helene*, Sie müssen den interessanten Walachen zu unserem nächsten Leseabend mitbringen! Ich verspreche, ihn nicht abwendig zu machen, obschon das Fremde, Steppenartige so romantisch ist. Ein walachischer Bojarensohn, was müßte der in einem Drama für eine interessante Rolle

spielen, fast wie Fürst Strabetzkoj – wenn er von seiner Heimath an den Mündungen der ›blauen Donau‹ erzählt.«

Die beiden Vertreter der Demokratie, der ›socialen‹ und der ›nationalliberalen‹ waren, wie erwähnt, stehen geblieben und der erstere hatte die jungen Damen durch sein Augenglas mit dreistem Anstarren in Augenschein genommen.

»Oh – ein famoses Weib – die Rothblonde – die muß ich kennen lernen! Wenn der Geist nur zum zehnten Theil dem Aeußeren entspricht, würde sie mir passen. Wer ist sie? Sie grüßten ja eben, und wo kann ich die Bekanntschaft machen?«

»Glaub's schon, wäre etwas für Sie – hat auch Vermögen! Ein Fräulein von Dönniges, der Vater im bairischen Staatsdienst, die Mutter stammt aus Berlin aus einem jüdischen Bankierhause – die Bekanntschaft können Sie leicht bei Ihrem Freunde Holthoff machen – aber – sie soll bereits verlobt sein – auch würde es kaum die Gräfin zugeben!«

»Bah! – Diese fängt an, mir unbequem zu werden. Verlobt!«

#### DER UNTERGANG DER AMAZONE.

Es ist eine einsame kleine Einöde im friesischen Meer: die Insel *Amrum*, kaum größer und bewohnter als eine der benachbarten Halligen, jener Stiefkinder des Marschlandes, wo tapfere Männer wohnen, die einen ewigen Kampf gegen das gewaltige Meer führen und das gefährliche Erbe ihrer Väter höher schätzen, als das Leben selbst von Frau und Kind, bis zuletzt dennoch die Woge der Sturmfluth ihr Wootsdorf mit Kirche und den Särgen der Vorfahren endlich hinwegspült und in den tiefen Grund hinabreißt, auf dem bereits ganze Städte und Dörfer liegen und die Glocken der versunkenen Christenthürme um Mitternacht, wenn der Vollmond scheint und die nahende Fluth neue Opfer fordert, den thörichten Streitern gegen die Elemente ihr Ende vorher verkünden.

Wer hat nicht gehört und gelesen von den Halligen, jenen Vorposten des alten Dithmarsen- und Friesenlandes gegen das Meer. Die Insel *Amrum*, – zu klein, um sich wie Sylt oder Pelworm und Nordstrand der Mühe des Menschenkampfes zu lohnen gegen die See, obschon der Widerstand auch dort nur eine Frage der Jahrhunderte ist, schützt wenigstens jetzt noch die hinterliegenden Halligen von Langenees, Oland, Gröde oder Hooge, jene seltsamen auf altem Grund künstlich geschaffenen Hügel, auf deren Spitze die hölzernen Häuser stehen, von deren Dach bei großen Springfluthen, wie sie stets zur Winterzeit kommen, die kühnen Bewohner hocken, während zwischen ihnen hindurch in gewaltigen Rinnen das Meer fluthet.

Die Insel *Amrum*, von der Politik der dänischen Herrschaft, – obschon die sechshundert Bewohner so deutsch sind, sprechen und denken, wie das gegenüberliegende schleswig'sche Festland, auf der Karte nur mit jütischer Farbe bezeichnet und dem jütischen Amte Ribe zugeheilt, grade wie die Spitze der deutschen Insel Sylt und die Westküste von Foehr, ist nur noch auf Mitte und Ostküste bebaut und zählt ein einzig Kirchdorf mit seinem Gotteshaus, nach Westen, Norden und Süden hin nur öde Sand-Dünen bildend, die allein ihre Existenz noch halten. Die langen Watten, jene trügerischen Vorgelände des Festlandes, gestatten reichen Austernfang und hierin besteht der Erwerb und Unterhalt der Insel; denn die Austernbänke von Husum, Eigenthum und Usurpation der dänischen Königskrone, erhalten von hier den größten Theil ihrer vielbegehrten Schaalthiere.

Der Spätherbst des Jahres 1861 war zwar ziemlich rauh und an schweren Wettern reich. Dennoch wanderte alltäglich ein Frauenpaar, eine alte Friesin, welche die wenigen Bewohner

des nahen Dorfes Nebel bei dem Begegnen ehrerbietig als Frau Pastorin begrüßten, und ein junges Mädchen in der wenig kleidsamen dunklen Landestracht hinaus auf die westlichen Dünen, die höchstens selbst während des Sommers einige spärliche Halme des Sandhafers schmücken, und schauten auf die unendliche dunkle Fläche der Nordsee, die weit hinaus sich dehnt zur schottischen Küste oder zu den Regionen des trotz aller Kühnheit und Opfer noch immer unerforschten arktischen Meeres, von dem her die gewaltigen Heereszüge der Häringe alljährlich kommen, oder der spärlich gewordene Riese des Meeres, der Wal oder der neugierige Seehund, der über die Klippen lauscht. Tag um Tag schauten die beiden Frauen nach den fern vorbeiziehenden Segeln, denn Alles, was aus dem Skager-Rack von der Ostsee her durch Kattegat, Sund oder Belt kommt nach der großen Heerstraße zwischen England und dem europäischen Festland, oder von der alten Küste der Normannen, von Norwegen her nach Hamburg oder Bremen, muß hier seinen Weg an der friesischen Inselreihe vorübernehmen, natürlich in respektvoller Ferne; denn die Nähe der flach aufsteigenden Küste ist gefahrdrohend genug, und das Schiff, das der von Island her heulende Nordwest ohne gehörige Sicherung gegen sie wirft, ist der Brandung so leicht ausgesetzt, wie an dem berühmten Schiffer-Kirchhof, der öden Spitze von Skagen.

Erwarteten die beiden Frauen die Ankunft von Schiffen, von Freunden von dieser Seite, während doch bloß im Binnenmeer die Insel zugänglich ist, oder vom nahe gelegenen größeren Föhr her, während der Ebbe von der Watten kundigen Strandläufern besucht wird, oder beobachteten sie bloß die Barken, die der kühne Fischer aus den Dünen heraussteuert auf das unendliche Meer, um sich und den Seinen den kärglichen Gewinn der Tiefe zu holen? – Nein, in der That waren es die in der Ferne vorüberziehenden Seegel der großen Schiffe, denen sie mit ihren Blicken folgten und denen sie ihre Gedanken für die Fremde und weitentfernte Menschen vertrauten.

An dem Tage aber, an dem unsere Erzählung zu ihrem Schauplatz die so öde Küste gewählt, war es unmöglich gewesen, die etwa eine Viertelstunde von dem Ende des Kirchdorfs entfernte westliche Düne zu erreichen und beide Frauen hatten den gewohnten Weg abbrechen und zu dem kleinen Haus zurückkehren müssen, das sie am nördlichen Ende des Dorfes bewohnten. Es lag fern dem gleichfalls künstlich erhöhten Hügel, auf dem Kirche, Pfarrhof und Kirchhof standen, und war das Auszughaus für die Prediger-Wittwen, wenn bei der größeren Zähigkeit der Frauennatur allen Leiden und Mühen gegenüber, der mitleidige Tod den Seelsorger von seinem beschwerlichen und einsamen Amt auf der öden Insel vor der Zeit erlöst hatte. Jetzt war es schon viele, viele Jahre im Besitz der verwitweten Prediger Hansen, denn der neue Geistliche, der zweite, der ihrem Gatten gefolgt, war noch ein junger zäher Däne, der größtentheils auf Föhr wohnte oder gar auf dem Festland, und sich herzlich wenig um seine Gemeindeglieder kümmerte, die seine dänischen Predigten nicht besuchten und nicht verstanden. Bekümmerte er sich doch auch nicht um die Wittve des alten deutschen Geistlichen, der noch immer in gefeiertem und gesegnetem Andenken bei den einfachen Schiffer-Familien stand.

Die Pastorin war wieder in das kleine Häuschen getreten, das in seiner ausgesetzten Lage der Sturm so gewaltig umtobte, daß ihre junge Begleiterin helfen mußte, die Thür zu schließen. Die beiden Frauen saßen jetzt in der großen Stube, die links von der Thür und vom Flur bis auf ein Kämmerchen die ganze Hälfte des Hauses einnahm. »Ihr könnt unmöglich

heute schon zurück nach Föhr, Niels,« sagte sie auf dem Wege durch den Flur zu einem alten Mann in der ärmlichen Kleidung der Strandläufer, den der Lederbeutel, welchen er über dem Rock von grober Wolle trug, als den Postboten bezeichnete, der alle Monden ein Mal, wenn es Wetter und Gelegenheit erlaubte, den gefährlichen Weg von Bredstedt oder Tondern nach den Inseln machte, um die wenigen Briefe zu befördern, die nicht mit irgend einem der Nachbarn gesandt werden konnten. »Der Wind hat sich verstärkt und treibt selbst mit Eis und Schneeflocken, daß kein Mensch auf den Dünen oder im Freien verweilen kann. Und was mir noch weniger gefällt, das ist der blanke Hans<sup>1</sup> selbst – er sieht so bleigrau aus – hab’ ihn nur wenige Male so gesehen seit den vielen Jahren, daß ich mit meinem seeligen Ehemann hier herüber gezogen war, und es ist immer eine schlimme Nacht für Amrum und die Halligen, wenn die See so aussieht! Ihr dürft nicht fort Niels, diese Nacht, dazu seid Ihr mir zu lieb und ein zu getreuer Mann. Habt

Ihr Euch doch bloß meinetwegen herübergewagt von Föhr.«

»War doch meine Pflicht und Schuldigkeit,« meinte der Alte. »Hatt’ ich den Brief doch schon drei Tage in der Tasche, nachdem ihn mir der Posthalter zugesteckt hinter dem Rücken des jungen Sekretair, der ein arger Däne ist und immer spionirt, ob er Niemand anzeigen kann beim Amtmann und ihn in’s Unglück bringen.«

»Wie Niels – sie werden doch wenigstens das Briefgeheimniß achten in ihrer Wuth, Alles dänisch zu machen!«

»Glaub’s kaum, Frau Pastorin. Die Zeiten werden immer schlimmer drüben aus dem Festland. Sollen doch die Kinder in der Schule die Bibel nur noch dänisch lesen. – S’ist drum immer gut, wenn die Adressen auf den Briefen dänisch geschrieben sind, sonst möchte mancher nicht an seinen Mann gerathen. Namentlich wenn er so dick ist und von drüben aus Deutschland her kommt. Sie wissen, der Posthalter in Bredstedt ist ein deutscher Mann, und so steckte er mir den Brief heimlich zu, daß ich Gelegenheit suchte ihn zu befördern, statt zu warten bis zum gewöhnlichen Rundgang, wo der Däne sie mir zuweist. Seitdem das dänische Kriegsschiff wieder drüben im Hafen liegt, sind die Dansken wieder ganz oben auf, und suchen jede Gelegenheit, wo sie uns Deutsche aus dem Dienste bringen können, und sei es auch nur der eines armen Postbuden, den sonst kein Mensch mag. Hätte ich nicht den Weg nach Wyk machen müssen, weil der Däne dort grade ankert, und die Briefe an ihn bestellt werden müssen, hätte es lange dauern können, bis Sie den Ihren erhielten.«

»Eben darum besteh’ ich drauf, Niels, daß Ihr bis morgen hier bleibt, denn die Fluth kommt in zwei Stunden, und es könnte Euch auf dem Weg ein Unglück passiren, Ihr seid ein alter Mann und nicht so rüstig mehr auf den Beinen, wie zur Zeit Eurer Jugend. Deshalb laßt’s Euch gefallen, die Nacht hier am Herdfeuer zu bleiben bis morgen bei hellem Tageslicht Ebbe ist. Ihr sollt Euer Köpchen Thee mit uns trinken und uns Neues vom Festland erzählen!«

»Dann wird’s wohl nicht anders werden, obschon ich meinen Dienst riskire. Gegen den blanken Hans kommt Niemand auf, selbst der dänische Kapitain nicht, der froh sein wird, wenn ihn das Eis nicht faßt, ehe er den Husumer Hafen erreichen kann.«

»Wie heißt er und sein Schiff?«

»Es ist der Flotillen-Kommandant selbst für die Inseln und war schon früher einmal auf Sylt, Hammer heißt er und sein Schiff der ›Lyimpfjord‹. Während des Sommers war er drüben in Westindien sagen die Leute, und soll jetzt wieder hier auf seinem Posten bleiben!«

---

<sup>1</sup>Die See.

»Der Lyimpfjord?«

»So heißt die Brigg Joufru, kennen Sie das Schiff?«

»Nein!«

Es war das Mädchen, das mit der alten Pastorin von dem vergeblichen Weg nach den Dünen zurückgekehrt war, welche den Ausruf gethan. Die alte Frau hatte sie gleichfalls aufmerksam angesehen, und winkte ihr jetzt in die Stube zu folgen, die Beider gewöhnlicher Aufenthalt war.

Sie hatten Platz an dem großen ovalen Eichentisch genommen, auf den das kleine Dienstmädchen, das am Herde des Küchenflurs dem Postboten Gesellschaft geleistet hatte, jetzt den Theekessel setzte, während das Mädchen aus einem Wandschrank die einfachen Speisen herbeiholte, die als Imbiß und Abendbrod zu dem Thee dienen sollten, und dann seine Arbeit, das Stricken einer wollnen Brustjacke ohne Aermel fortsetzte, indeß die Wittwe zu einem der riesigen groben Strümpfe griff, welche von der Bevölkerung während des Winters getragen werden.

»Adda Torne,« sagte die Frau, einen klaren Blick des ehrlichen Auges auf ihre Gesellschafterin werfend, »ich möchte fast die Frage des alten Postboten wiederholen, kennst Du den ›Lyimpfjord‹ und seinen Kapitain?«

»Nein Mutter – aber ich weiß, daß der Kapitain Hansen Ihr Sohn ihn kennt, und es wäre gut, wenn er ihm nicht wieder begegnete. – Im Uebrigen« und sie bot der alten Frau herzlich die Hand, – »frage mich nicht darum, es gehört dies zu den Geschichten meiner Vergangenheit, von denen Sie Ihr Sohn gebeten hat, nicht mit mir zu reden. Lassen Sie es bei dem alten Abkommen bleiben, das wir trafen, als ich hierherkam und Sie mich aufgenommen haben in Ihr Haus und in Ihren mütterlichen Schutz, dessen ich mich glaube seither würdig gezeigt zu haben.«

»Das hast Du Kind, was auch Deine Vergangenheit sein mag, Du bist mir in den drei Monaten, die Du meine Einsamkeit theilst, bereits eine liebe Tochter geworden, die ich um keinen Preis mehr missen möchte. Das hindert freilich den Gedanken nicht, wenn er sich mir aufdrängt, woher Du meinen Sohn kennen magst?«

»Ich habe Ihnen damals gesagt, daß ich die Gelegenheit gehabt habe, Ihrem Sohn einen kleinen Dienst zu leisten, als er in Bedrängniß war, und daß seine Dankbarkeit es ist, die mir, als ich ihn später in einem anderen Lande wiedertraf und selbst in Bedrängniß war, den Vorschlag machte, hier unter Ihrem Schutz unbeachtet eine Zuflucht gegen die schlimmen Stürme des Lebens zu finden. So lassen Sie mich bleiben, und wie ich es den schlichten Bewohnern dieser Insel gelte, die arme Verwandte sein, die Ihr Mitleid zu sich genommen, da sie sonst nirgends Blutsfreunde hat, bei denen sie Beistand finden könnte.«

»Sei es so, nur gewöhne auch Du Dich nach der Sitte unserer Inseln, an das vertrauliche Du, denn Du bist mir in Wahrheit eine Tochter, und wenn ich zuweilen mich noch vergesse, zu fragen, so geschieht es nur aus der unendlichen Liebe der Mutter zu ihren Kindern, zu denen Du auch jetzt gehörst. Aber Sorge nicht, daß Klaus dem wilden Manne begegnet, von dem der Ruf nicht viel Freundliches sagt, selbst wenn der Brief, den wir über Lübeck her erhielten, die Wahrheit meldet und er in diesem schlimmen Wetter die Ostsee verlassen hat.«

»Das eben ist es, was ich fürchte. Dein Sohn Mutter, ist ein kühner Schiffer – sollte er nicht wieder versuchen, an den Inseln entlang zu fahren und uns ein Zeichen seiner Nähe zu geben, wie damals, als ich kaum bei Dir war, und er von Hamburg kam?«

»Es ist wahr, Kind, Dein ahnungsvoller Geist hatte uns nicht getäuscht, als der Brief, den wir von Schweden her bekamen, es meldete, daß jenes Signal seiner Heimath gegolten hatte und von ihm kam.«

»Um so besorgter bin ich jetzt – Denn Du selbst sagst, daß es schlimmes Wetter ist für jedes Schiff in der Nordsee.«

»Schlimmes Wetter sicher, und Gottes Gnade schütze die armen Seeleute, die in ihm auf den trügerischen Wogen sind. Wir wollen Niels hereinrufen und fragen, ob von Sylt oder Föhr Schiffe gen Süden in Sicht gekommen sind.«

Die junge Frau legte die Hand auf den Arm der Wittwe, die sich eben erheben wollte. »Noch nicht, Mutter, lassen Sie uns erst einmal den Brief durchlesen.«

»Du hast Recht, Adda – man kann solche Briefe nicht genug lesen, und es ist ohnehin so Manches darin, das ich nicht recht verstehe und das am Ende mehr Dir zu gelten scheint, als mir.«

Die Pastorin, zusammenschauernd bei dem heftigen Windstoß, der eben wieder an der Ecke des Hauses riittelte, war aufgestanden und zu dem kleinen dreieckigen Glasspind gegangen, das in der Ecke des Gemachs nach der anstoßenden Kammer hin stand. Es war überhaupt sehr einfach möblirt, das kleine Zimmer und hatte doch trotz dieser Einfachheit, ja Spärlichkeit, den ganzen Anstrich des Gemüthlichen. Die Wände waren von starken Balken, über die nach Innen Planken und Bretter genagelt worden, die selbst mit einer schlichten Tapete überzogen waren, während die Außenseite mit Moos oder Seetang sorgfältig in den Spalten gegen den Frost geschützt war und einen rothbraunen Anstrich hatte. Die Fenster waren klein und jetzt mit Läden gegen das Wetter geschlossen, die Decke niedrig, von schwedischen Tannenplanken und konnte von einem etwas stattlichen Mann leicht mit der Hand erreicht werden. Fast den vierten oder wenigstens fünften Theil des Raumes nahm der große nordische Kachelofen ein, dessen grüne Glasur von der breiten um drei Seiten laufenden Holzbank abstach, der aber – ein Zeichen einer gewissen Behaglichkeit oder Wohlhabenheit, wenn man dies so nennen will, von Außen geheizt werden konnte, was sonst nicht in den gewöhnlichen Häusern dieser rauhen Küste vorkommt. Ein altes steifbeiniges Sopha mit Federkissen und buntem Sitzbezug stand hinter dem Tisch, während die junge Frau auf einem ähnlichen alten Großvaterstuhl Platz genommen hatte, dem gewöhnlichen Sitz des verstorbenen Gatten, den die Pastorin als ihr Eigenthum mit aus dem Pfarrhaus gebracht hatte, und den der neue Pastor ohnehin als gar zu unmodern nicht gemocht hätte. Einige Holzstühle, eine große Kommode von braunem Holz, deren Laden mit blankgeputztem Messingbeschlag und Porzellanschildern geziert waren, unter einem kleinen Spiegel mit Glasrahmen zwischen den beiden nach Vorn schauenden Fenstern, die kurze Vorhänge von gleichfarbigem Sitz wie das Sopha zeigten, und auf der gehäkelten, aber sehr sauberen Zwirndecke eine Anzahl offenbar vielgebrauchter Bücher, in der Mitte eine Bibel im Lederband und ein Gesangbuch, zwei alte Pfeifen, die dem verstorbenen Pastor gehört hatten, rechts und links vom Spiegel an die Wand befestigt, war fast Alles; das erwähnte Eckschränkchen zeigte aber durch seine schmalen Glasscheiben des oberen Theils Tassen und Kannen von werthvollem japanischem Porzellan und bot ebenso in dem unteren von Holzthüren geschlossenen Raum gleiche Teller, Napfe und Kannen. Es waren die Geschenke der Seeleute, die sie ihrem Pastor von weiten Seereisen mitgebracht hatten. Aehnliche, seltsame und zum Theil hochmerkwürdige Gaben

enthielten die einfachen Holzborden, die unter der Decke rings um das Zimmer liefen, während alles grobe Geschirr für Küche und Stube in den Küchenflur verwiesen war. Der Fußboden war mit getrocknetem und gesiebttem Dünensand bestreut, ein Luxus für den die Pastorin während des Sommers sorgte, und unter dem Tisch standen sorgfältig polirt zwei sogenannte Feuerstübekens, wie sich ihrer die holländischen und friesischen Frauen zur Erwärmung der Füße bedienen, von der Mitte der Decke aber hing an einer Hanfschnur das sauber geschnittene und gearbeitete Modell eines vollständigen getakelten Dreimasters, wie solche häufig die Seeleute während des Feierns der Wintermonate zu fertigen und in die Magazine von Sanct Pauli oder Mona zu verkaufen pflegen. Wenige einfache Schildereien, theils religiösen, theils maritimen Inhalts, schmückten die Wände und die leeren deutlich sichtbaren Stellen bewiesen, daß früher noch einige andere dort gehangen hatten, wahrscheinlich aber wegen jetzt mißliebigen Inhalts für die politischen Machthaber von dem bei aller Festigkeit der Ueberzeugung friedfertigen Sinn der Pastorin lieber entfernt worden waren.

Aus dem Glasschränkchen hatte die alte Frau den Brief geholt, den sie dort in eine Theebüchse gesteckt und breitete ihn jetzt auf dem Tisch unter der Lampe aus, die eben das kleine Dienstmädchen, die Tochter einer armen Schifferfamilie aus dem Norddorf und die einzige Bedienung der Wittwe hereingebracht hatte. Zugleich aber steckte der alte Postbote seinen weißen Kopf durch die Thür und frug bescheiden, ob er hereinkommen dürfe.

»Komm immer her, Niels,« sagte die Wittwe, »Du weißt, daß ich vor Dir kein Geheimniß habe und Adda wird Dir ein starkes Glas Thee mischen. Der Sturm wird immer ärger und – ich glaube, die Fluth kommt am Ende schon, obgleich es kaum Zeit dazu ist, so donnert es von der Düne herüber.«

Der alte Mann warf einen Blick nach der hölzernen Kukuksuhr, die an der Wand neben dem Ofen hing, lehnte es aber bescheiden ab, sich auf den Holzschemmel zu setzen, den ihm die Hausfrau am Tisch anwies und begnügte sich mit einem Platz auf der Ofenbank. »Wenn mir die Frau Pastorin eine Gunst erweisen wollen,« sagte er mit einem Blick auf den bereits geöffneten Brief, »so möchte ich wohl wissen, – ob er vom jungen Kapitain kommt oder wie der vorletzte vom Herrn Legationsrath in Kopenhagen und seiner Frau Liebsten?«

Die Augen der beiden Frauen wandten sich bei der Erwähnung des Alten gleichzeitig auf ihn, und ein lichtiges Roth flog über Beider Gesichter.

»Nein Niels,« sagte die Pastorin, »diesmal ist er wirklich vom Kapitain und seinetwegen will ich ein Paar Fragen an Dich richten.«

»Darf ich wissen, woher der Kapitain schreibt, oder ist es Geheimniß?«

»Der Brief ist aus Memel und durch Einlage nach Lübeck gegangen. Klaus hat an der Ostseeküste überwintern wollen, aber eine Depesche seines Schiffpartners, die aus Frankreich gekommen ist, hat ihn nach . . . wie heißt doch der Hafen im Süden, Adda?«

»Marseille!«

»Also nach Marseille gerufen und verspricht ihm Fracht aus anderer Gelegenheit.«

»Also der Kapitain fährt jetzt sein eigenes Schiff, wenn ich recht verstanden habe?« frug neugierig der Alte.

»Es ist wenigstens auf seinen Namen einregistriert in die Hamburger Handelsmarine, wenn ihm auch ein Freund wohl das Geld dazu geliehen wie es so oft vorkommt, und deshalb hat er meiner Meinung nach auch die Pflicht, auf den Wunsch eines solchen braven Mannes

zu hören, der ihm soviel Vertrauen geschenkt hat, selbst wenn Vortheil oder Gefahr für ihn dagegen in's Gewicht fiel. Wie nennt er doch seinen Partner, Kind?«

»Kapitain Lautrec von Martinique.«

»Das ist ja wohl eine französische Insel in Westindien?«

»Ja Moster<sup>1</sup> – und Kapitain Lautrec hat von Neapel durch seine Agenten in Hâvre an ihn telegraphiren lassen, nachdem er des Kapitains Anzeige erhalten hatte, wohin sein Schiff in Fracht war.«

Der Alte schüttelte den Kopf.

»Ist eine lange Fahrt von Memel herauf in dieser Jahreszeit. Hätte aber mit Verlaub kaum geglaubt, daß ein Franzmann ein so wackerer Gesell wäre, um einem Deutschen solch schönes Geld anzuvertrauen, wie ein Schiff kostet, und Kapitain Hansen wird sich sicher kein schlechtes ausgesucht haben, er versteht seinen Dienst. Darf ich fragen, von welchem Datum der Brief ist?«

»Vom Ersten dieses Monats!«

»Hm – da könnte sein Schiff fast heran sein, wenn er am selben Tag ausgesegelt ist; schreiben heut den Fünfzehnten im Mond.«

»Was ich Euch eben fragen wollte, Niels! Habt Ihr nicht gehört, ob man dieser Tage Schiffe in Föhr oder Sylt bemerkt, die von dem Skager-Rack herkamen und nach Süden steuerten?«

Der Alte sann einige Augenblicke nach. »Hab' von zweien gehört, und die Männer wünschten, sie hielten sich bei dem Wetter mehr nach der See zu, denn wenn der Wind umsetzte und zum Sturm umschlüge, gehöre genaue Kenntniß unsers Fahrwassers dazu, um nicht auf die Untiefen vor den Inseln zu gerathen, wie alle Jahre Fahrzeugen geschieht, die von Nordwesten oder von der holländischen Küste kommen. Aber das erste Schiff, das vorgestern passirte, – die Leute behaupteten, es müsse ein Kriegsschiff gewesen sein, so hochgetakelt wär's gewesen, – hielt nach Helgoland zu, als wollte es die rothe Insel auf Backbord lassen. Muß sie jetzt schon passirt haben.«

»Und das andere?«

»Weiß Nichts von ihm, soll noch weit nach Norden gestanden haben! Hu – das Wetter wird noch immer schlimmer und ich danke dem Herrgott dort oben, der mich Ihrem Rath folgen ließ. Wär' höchstens bis zum Norddorf gekommen und hätte dann doch unterkriechen müssen. Möcht nur ein Mal die Nase einen Augenblick lang hinausstecken, um zu sehen, wie's steht, – der blanke Hans tobt gar zu grimmig, und es ist mir bang um die Leute in den Wootsdörfern. Ist wenigstens auf Amrum noch fester Grund!«

»So geht denn, Niels, seht zu, ob die Theertonne auf der Bake auch brennt, Niels, und kommt bald wieder – Ihr könnt bei der Meta bleiben am Herdfeuer – denn ich fürchte, von Schlaf wird die Nacht wenig genug die Rede sein. Heiliger Gott – was war das?«

Sie waren Alle aufgesprungen, der Postbote bereits im Flur.

»Das war ein Schuß!«

»Dann ist ein Schiff in Gefahr – o Adda – wenn es Klaus wäre!«

»Nein Mutter – er ist es sicher nicht – das ist dänisch Gewässer hier – er geht nicht auf das Gebiet des Königs von Dänemark!«

»Kind – Du erschreckst mich! Du verbirgst mir Etwas! Was achten Wind und Wogen, wenn sie ein Schiff zwingen, Zuflucht zu suchen, auf das Gebiet des Königs von Dänemark? Gott

---

<sup>1</sup>Mutter.

der Herr kennt nicht die Schranken und Gränzen der Könige! – Wenn nur der Niels käme – da – war das nicht schon wieder ein Schuß? Es ist ein Schiff, das strandet auf den Untiefen! – Tochter, laß uns beten, denn die Hand Gottes allein vermag in solchem Wetter zu retten, nicht Menschenhand!«

Sie kniete nieder am Tisch – Adda folgte ihrem Beispiel. Aber die Unruhe, die sie verzehrte, litt sie nicht lange in dieser Stellung. Bald sprang das Mädchen empor und sah hastig umher. »Ich muß hinaus Mutter, zu wissen, was es giebt. Wo ist die Regenkappe?«

»Barmherziger Gott – was kannst Du thun? Da ist selbst Männerkraft vergeblich, Du kommst nicht zehn Schritte weit! – Horch – die Gefahr muß groß sein, – da heult die Glocke vom Thurm, welche die Lootsen aufruft und die Männer, wenn große Noth ist!«

»Ich muß Mutter – denke daran, – wenn es Klaus wäre?«

Die alte Frau schlug die Hände zusammen, ihre Knie knickten, sie fand nur Hilfe im Gebet, während das Mädchen in den Flur eilte und die Thür zu öffnen suchte. Durch die einzelnen Pausen des mit jedem Augenblick sich verstärkenden Sturms hörte sie deutlich das Wimmern der Glocke vom Kirchthurm. Aber indem sie noch die Thür zu halten suchte, die der Sturm fast in's Innere warf, stürzte der alte Postbote wieder herein.

»Haltet Euch nicht auf, Jouffrow! – Wo ist die Pastorin?«

Diese hatte den Ruf schon gehört und öffnete eilig die Zimmerthür. »Was giebt's, Niels, was geschieht draußen!?«

»Erschreckt nicht, Frau! Der seelige Pastor war bereits hier, als die große Springfluth kam im Jahr fünfunddreißig. Erinneret Ihr Euch nicht, wie hoch das Wasser damals stieg und ob dies Haus sicher war vor den Wellen?«

»Es steht schon über fünfzig Jahr – aber ich erinnere mich, daß das Meer viele Fuß hoch in der Stube gestanden hat – nur das Pastorhaus auf der Werft wurde nicht überschwemmt.«

»Dann müssen wir dieses zu erreichen suchen, so schlimm auch das Wetter draußen ist. Die Leute aus dem Dorf eilen alle dahin, und die Männer sagen, es sei eine Sturmfluth, die käme – sie werde die ganze Insel unter Wasser setzen, schlimmer als vor Jahren. Gott schütze die Halligen!«

»Und das Schiff?«

»Es muß allerdings ein Fahrzeug sein draußen vor den Dünen! Aber wer kann an Hilfe denken in solchem Wetter, wo es gilt, nur das eigene Leben zu retten. Kommt Frau, daß wir die Kirche erreichen, ehe die Ueberfluthung kommt!«

Die Pastorin hatte rasch den wollenen Mantel ergriffen, dachte aber nur daran, ihren Schützling darein zu hüllen. »Wie Gott will – hier ist nicht zu retten, – wir müssen Alles lassen, wie es steht und liegt. Brennen die Feuer, Niels?«

»Sie können uns allein den Weg weisen, denn es ist so finster draußen wie im Sack, obschon es kaum sieben Uhr ist. Wenn es den Männern nur gelingt, sie bei dem Sturm in Brand zu halten, denn sie werden das einzige Merkzeichen sein für Viele! – Komm Pastorin und halte Dich fest an meinem Arm, ich bin zwar alt, aber noch kräftig genug. Halt Dich an die Meta, Jouffrow, und Du schrei nicht, Dirne! Die Deinen im Norddorf werden die Gefahr so zeitig gemerkt haben, wie wir und können sich retten.«

Die Pastorin hatte jetzt die frühere Ruhe wieder gewonnen. »Ich wußte, daß wir heute Schlimmes erleben würden – seit zwei Tagen lag es mir schwer in den Gliedern. Geh voran,

Niels und laß uns alle Thüren zuvor verschließen, das Wasser hat doch nicht die Kraft, als wenn es frei durchfluthet. Wenn nur keine Menschenleben zu Grunde gehen!«

Die drei Frauen hatten das Häuschen verlassen, draußen erst empfanden sie, wie furchtbar das Wetter tobte. Es schien, als wolle der Wind das Haus aufheben und aus seinem Grunde reißen. Es war unmöglich, eine Laterne mitzunehmen, der Wind blies sie schon in der nächsten Minute aus, sie mußten sich alle Vier dicht aneinander schließen, um nur nicht zu Boden geschleudert zu werden, und strebten so zusammen der Erhöhung zu, auf welcher die Kirche an der Ostseite der Insel mit dem Pastorhaus und dem Kirchhof liegt. Durch die Luken des niederen aber festen Thurms leuchtete Feuerschein und flog oft in Funken heraus in die Nacht, in anderen Augenblicken schien er ganz zu erlöschen, wurde aber immer wieder angefacht von den wackern Männern, die ihn zu unterhalten übernommen hatten. Wohl merkten die Flüchtlinge, daß auch von anderen Seiten Menschen dem sichernden Halt zuströmten, aber es war unmöglich sie zu erkennen, oder sich mit ihnen zu verständigen, Jeder hatte nur mit sich selbst zu thun, bis sie endlich in den Schutz der Kirche und auf deren nach der Binnensee und dem Lande hingekehrten Seite gelangten.

Hier war wenigstens einiger Schirm gegen das tobende Wetter, wenn er auch nur gering war, da Amrum die äußerste der friesischen Inseln auf der Westseite ist und eben nur durch die natürliche Sand-Düne gegen das offene Meer geschützt wird, nicht wie manche andere, wie z. B. Langeneeß, Pelworm und Nordstrand noch durch künstliche Dämme, ja indem ihre gefährdete Lage selbst noch Föhr, Langeneeß und den kleinern Halligen dahinter einen gewissen Schutz gewährt. Die dänische Regierung hat für diese gefährdeten Eilande so gut wie gar Nichts gethan – ihre Bewohner trotzten ja der Danesirung mit festem deutschen Sinn, und erst seit einem Jahrzehnt, seit der Besiegung des Danebrogk, und seit sie unter preußische Herrschaft gekommen sind, werden ernste Versuche gemacht, dem zersetzenden Element Halt zu gebieten und die Bewohner zu schützen, weil die Regierung erkennt, welches werthvolle Material grade in solchen Menschenleben liegt.

Die jammernden Frauen und Kinder waren in der Kirche untergebracht worden, der neue dänische Geistliche, der zufällig grade in seinem Sprengel anwesend war, ging blaß und hilflos umher, aber die wackeren deutschen Strandbewohner kümmerten sich nicht viel um ihn und seinen giftigen Groll, als sie, wo es galt, sich Rath und Trost holten bei der alten deutschen Pastorswittwe. Der Ruf: Ja wenn Pastor Hansen noch lebte! oder: wenn Kapitain Klaus hier wäre! klang gar manches Mal in seine Ohren und diente grade nicht sehr dazu, seine Freundschaft für die Wittwe und ihr kleines Hauswesen zu erhöhen. Nur die bekannte Thatsache, daß ihr ältester Sohn in der dänischen Regierung in Kopenhagen stand, hatte sie ohnehin bisher vor mancher Unbill geschützt, unter der die anderen deutschen Bewohner so oft zu leiden hatten.

Aber selbst ihre Beliebtheit und ihr Ansehen hatte nicht vermocht, die kühnsten, seeerfahrenen Strandbewohner zu vermögen, etwas Anderes zur Rettung des nach den gegebenen Signalen gefährdeten oder bereits in die Untiefen an der Westseite der Insel gerathenen unbekanntes Schiffes zu thun, als daß die wackern Männer mit aller Kraft das Feuersignal auf ihrem Thurm gegen Wind und Wetter flammend erhielten. Die kecksten Lootsen erklärten, daß es unmöglich sei, mit einem Rettungsboot in See zu gehen, und daß jedenfalls der nächste Morgen abgewartet werden müsse.

Dazu kam jetzt, die Schrecken der Nacht vermehrend, daß von mehreren Seiten her die Nachricht gebracht wurde, daß die Fluth nicht bloß von dem Nordweststurm gegen die Insel gepeitscht werde, sondern in wirklicher Springfluth zu steigen und auf der offenen Seite vom Binnenmeer her das Land zu übersteigen begann. Schon standen die niederern Häuser des Kirchdorfs unter Wasser, das also längst die beiden nördlich und südlich gelegenen Wootsdorfer überschwemmt haben mußte; Greise lagen auf den Knieen, den Allmächtigen, der allein den Sturmfluthen gebieten kann, um Schutz flehend.

Mit einem selbst die Männer beschämenden Muth, hatte die angebliche Muhme der Pastorswittwe außerhalb der Kirche dem Wetter und allen Gefahren Stand gehalten, der Berathung der Seeleute gehorcht und ihren Muth angefeuert. Der alte Postbote blieb an ihrer Seite und auch die Pastorswittwe war jeden Augenblick, wo es ihre körperliche Kraft erlaubte, wieder aus dem schützenden Obdach getreten. Zwar hatte keine der beiden Frauen die geringste Gewißheit, daß das an der Westseite der Insel gefährdete Schiff einen ihnen näher stehenden Mann trug, ja sie hatten es nicht einmal gewagt, eine Andeutung dahin zu machen, und dennoch hielten sie Stand. Uebrigens hatte man seit einer Stunde kein Zeichen mehr gehört, daß dieses Schiff noch gegen die Gefahren kämpfte, und immer höher und höher war die Fluth gestiegen und das Spritzwasser derselben schlug bereits bis über die Kirchhofsmauer und zu dem Gotteshause heran, als plötzlich einer der Fischer nach der Seite des Binnenmeers deutete. »Schaut dorthin – *by Good* – da ist ein Schip!«

Ueber die hoch und nieder gehenden Wogen der Innenfluth sah man es in der That wie das mühsame Licht einer Laterne schwanken – erscheinen und verschwinden. Im Augenblick hatten sich die Männer zusammengedrängt, die Pastorin war mitten unter ihnen. Alle starrten betroffen auf die merkwürdige Erscheinung.

»Das muß eine feste Hand sein, die dieses Steuer geführt,« sagte endlich ein alter Seemann, dem das weiße Haar lang unter dem Südwesther wehte. »Das kann so wahr ich Cristen Jansen heiße und ein Tydsker und kein Jyde<sup>1</sup> bin, nur ein Mann sein, der von den Inseln selber ist und ihr Fahrwasser kennt wie seine eigene Tasche. Ich glaube wahr und wahrhaftig, daß es das Schip ist, dessen Nothsignal wir vorhin gehört haben.«

Die Meinungen tauschten sich rasch und einigten sich zuletzt dahin, daß es in der That das gefährdete Schiff sein müßte, denn von einer andern Insel oder vom Festland her konnte es unmöglich sein. Aber die aufgeworfene Frage, wie es von der offenen See hier herüber kommen konnte, als habe es der Sturm über die Insel weggeblasen, da doch kein Fahrwasser hier herüberführte, beschäftigte die Gruppen, bis der alte Niels die Lösung andeutete.

»Denkt an die Sturmfluth, Leute,« sagte der Mann. Der Weg zwischen der Laurenti-Kirche auf Föhr und der Nordspitze, der bei der gewöhnlichen Fluth nur mit der Fähre zu passiren ist, muß bei diesem hohen Stande der Fluth dicht über die Sandbänke auch für ein großes Schiff fahrbar geworden sein. Freilich hat ein kühnes Herz dazu gehört, und wenn Euere Feuerbake dort oben nicht einem Landsmann geleuchtet hätte, wäre das Schiff längst gestrandet. Sie können Gott danken, daß sie das Lee der Insel erreicht haben, sei es durch Zufall, sei es durch kundige Hand, und wenn es ihnen gelingt an der richtigen Stelle Anker zu werfen, können sie in der That gerettet werden!«

Die Meinung fand raschen Beifall, und als es sich durch die Stellung kund gab, daß das fremde Fahrzeug in der That an der richtigen Stelle zu ankern versucht hatte, von der aus

---

<sup>1</sup>Jütländer.

die Fähre abgeht durch die Windungen der Sandbänke des Binnenwassers nach Langeneeß und den rechts liegenden Walligen hinüber, konnte kein Zweifel mehr sein, daß es nur eine der Bänke ganz kundige Hand gewesen sein mußte, welche das Schiff geführt und im letzten Augenblick vor dem sonst unvermeidlichen Untergang gerettet hatte.

Doch war es keineswegs damit außer Gefahr, und wenn auch die Springfluth um Mitternacht ihre höchste Höhe erreicht zu haben schien, ein Abtreiben des Ankers auf dem sandigen Grund konnte selbst unter'm Lee der Insel das Fahrzeug, das man nicht einmal sehen und nur durch dieschwankende Schiffsleuchte errathen konnte, immer noch auf eine der Untiefen werfen und sein Scheitern veranlassen. In dieser Besorgniß blieben alle Bewohner an der Kirche versammelt, da ihnen ohnedem die Dunkelheit der Nacht und der noch immer fortdauernde Sturm jede andere Thätigkeit und selbst den Versuch nach dem Zustand ihrer eigenen Häuser auszusehen versagte.

Die beiden Frauen aus dem Pastorhäuschen im Dorf hatten sich, ohne ihren Gefühlen und Gedanken mündlichen Ausdruck zu geben, stillschweigend die Hände gedrückt, aber sie waren mit dem ersten Morgengrauen im Freien, obgleich der dänische Pastor Schande halber nicht umhin gekonnt, ihnen Aufnahme in seinem Hause anzubieten. Erst jetzt, bei dem steigenden Licht des Tages ließen sich die entsetzlichen Folgen der so plötzlich hereingebrochenen Springfluth erkennen. Noch stand ringsumher die ganze Insel in ihren flacheren Theilen unter Wasser, das aber nunmehr rasch zu sinken begann. Zwei der Häuschen waren nach dem Jammergeschrei ganz verschwunden, von der Fluth mit fortgespült worden, und fast kein einziges war ohne Beschädigung geblieben. Auch in der Wohnung der Pastorswittwe mußte die Fluth wenigstens bis zu den Fenstern eingedrungen sein, aber nicht dahin hatten sich die Augen der Wittwe und ihrer Pflegebefohlenen zuerst gekehrt, sondern nach dem Binnenwasser hin, wo auf den Wellen jetzt deutlich sichtbar sich ein stattlicher Fregattschooner wiegte, von dessen Gaffel erkennbar die Hamburger Flagge wehte.

»Gott segne die deutsche Farbe,« sagte der alte Postbote, der neben der Wittwe stand. »Würde doch selbst der gestrenge Rath, Dein Herr Sohn, der mit seiner jungen Dänenfrau drüben in Kopenhagen wohnt, wie Du mir sagtest und im Rath des Königs sitzt, stolz darauf sein, daß ein deutsches Schiff es ist, das solche Gefahren durchwettert hat. Möchte nur wissen, wie es selbst und der Kapitain heißen, aber in der That ist wenig Aussicht dazu, ihm heute noch die Hand zu drücken, denn schwerlich wird vor Mittag der blanke Hans so ruhig sein, daß ein Boot hinüber oder herüber gehen kann. Der Däne da drüben scheint übrigens ebenso neugierig zu sein wie wir, denn wenn mich mein altes Auge nicht täuscht, hat er sich auf seinen Dampf verlassen und kommt hierher um zu sehen, welches Unheil Sturm und Wasser hier angerichtet haben. Wünschte fast, sie hätten ihm den schwarzen Schlot von seinem Deck geblasen, auf dem's schlimm genug ausschauen mag nach solcher Nacht!«

In der That hatten auch die beiden Frauen bemerkt, daß im Norden von Föhr aus eine Rauchsäule sich in die Luft hob, doch schien sie bei der starken Rückströmung der Wellen jetzt vom Festland her nur langsam sich zu nähern. Auch der Hamburger schien den Dampfer bemerkt zu haben und plötzlich Leben an seinem Bord zu werden. Zur Verwunderung aller um die Kirche her noch immer versammelten Seeleute und Dorfbewohner schien er sogar den sichernden Ankergrund verlassen zu wollen, denn um das Gangspill sah man plötzlich eine Anzahl Matrosen versammelt, auf der Kuppe erschien deutlich die kräftige Gestalt des Kapitäns, das Fernrohr in der Hand, das er herüber zur Insel richtete, und das Schiff selbst

schien in dem Sturm der Nacht durch seine geschickte Hand sogar nur wenig Havarie gelitten zu haben, denn Spieren und Raaen bedeckten sich trotz des noch immer starken Windes mit Segeln – einen Augenblick noch, dann kam aus einer der Luken Blitz und Dampf eines Signalschusses, es schien als ob der Mann auf dem Quarterdeck in den Wanten stehend mit der Hand grüßend und dankend für den gewährten Schutz herüberwinkte, und dann drehte sich der Schiffsschnabel gen Süden und das Fahrzeug flog im vollen Segeldruck in die offene Fahrgasse, die zwischen der Südspitze von Amrum und Hooge hinausführt in die freie Nordsee, aufs Neue beweisend, daß der Führer des Dreimasters dieser Gewässer ganz kundig sein mußte.

Die beiden Frauen lagen einander in den Armen, der alte Postbote aber schwang als das Schiff sich gedreht nun seinen Spiegel dem Ufer zukehrte, während schwerfällig der Dampfer herankam, den alten Filzhut um die weißen Locken.

»Hurrah, jetzt wissen wir, wie der nächtliche Gast hieß, der unserem Danke da drüben das Nachsehen läßt. Und ist's auch ein dänischer Name, den er trägt, – eine deutsche Hand war's offenbar, die ihn führt – und möge er deshalb glücklich den Hafen erreichen. Ein Hurrah, Ihr Männer, für die ›Edda!‹!«

---

In derselben schlimmen Nacht war es, daß weiter nach Süden hin, den Halligen und Inseln der Wesermündung gegenüber ein anderes Schiff mit weniger Glück gegen die stürmische See zu kämpfen schien, als der Fregattschooner des deutschen Kapitäns, und dennoch war es auch ein deutsches Schiff, ein Kriegsschiff sogar, mit lebensvoller jugendlicher Mannschaft, deren Gesichter bleich und abgemattet aussahen, wenn die Blitze des hier tobenden winterlichen Gewitters mit ihrem falben Schein über das Verdeck flogen.

Das Schiff schien arge Havarie bereits gelitten zu haben, denn der Fockmast war nur noch ein kurzer Stumpf, von einem Blitz getroffen, seiner Stengen und Raaen beraubt, und der Klüver fehlte, den neu an dem Rest des Bugspriets mit aller Anstrengung eine Anzahl jugendlicher Matrosen zu ersetzen versuchte. Aber die Sturzwellen, die immerwährend das Schiff trafen, verhinderten die Erneuerung des wichtigen Baums, der so nöthig war, um das Fahrzeug wieder luven zu können, damit es vor Topp und Takel liegen, das heißt mit den andern Masten vor dem Sturm laufen könnte, denn daß dies die einzige Rettung war, das hatte der Kapitain, der mit zwei Matrosen auf dem Oberdeck selbst am Steuerrad stand, längst eingesehen.

Seit fast zwei Tagen hatte jede regelmäßige Ablösung der Wachen und Vertheilung des Proviant's eingestellt werden müssen, denn Tag und Nacht waren alle Hände auf Deck gebraucht, und ein kalter Grogk mit einem Stück Zwieback war das Einzige gewesen, was zur Stärkung der Bemannung hatte gereicht werden können. Die Lage war ohnehin so gefährlich, daß wohl nur Wenige an das körperliche Bedürfniß gedacht hatten. Dennoch hatte die junge Mannschaft das Uebermenschliche gethan, und obschon nur Wenige von ihr über zwanzig Jahre zählten, mit Verachtung aller Lebensgefahr gearbeitet, als seien sie lauter wettererprobte seeerfahrene alte Matrosen voll Kraft und Uebung.

Es war die ›Amazonen‹, das preußische Uebungsschiff für den Stamm der künftigen Marine, die jetzt vor dem Winde schwankte, am 29. October von der sichern Danziger Rhede

trotz mancher Warnungen und ahnungsvoller Gegenstimmen die Uebungsfahrt nach Lissabon angetreten hatte und am 3. November aus dem Hafen von Helsingoer ausgesegelt war, ohne den deutschen Fregattschoner noch angetroffen zu haben, der von Memel kam, in Helsingborg gegenüber anlegte, und dessen Kapitain, als er von den schwedischen Lootsen von seinem früheren Nachbar auf der Vorder-Elbe vor Hamburg hörte bei dem eigenthümlichen Umschlag des Wetters und seiner genauen Kenntniß dieser Küste und ihrer Gefahren den Marineoffizier gern gewarnt hätte, jetzt aber nichts Anderes hatte thun können, als der Richtung des preußischen Kriegsschiffs eine Zeitlang zu folgen, bis die seltsamen Anzeichen der Atmosphäre und des Barometers ihn zwangen, auf die eigene Sicherheit mehr Bedacht zu nehmen.

Es war der Corvette zwar gelungen, die Insel Helgoland im Lee zu kreuzen, und die Abtriftung des Schiffes bei dem sich erhebenden Nordwest hatte wohl anfangs keine so große Besorgniß erregt, indem der Kapitain hoffte, bei erhöhtem Sturm die Jahde oder Ems erreichen zu können oder in offener See zu bleiben, als das furchtbare Wetter am 14. und 15. das Schiff traf und der Blitzstrahl es zum Wrack machte.

Schon war in dem Sturm und vom Andrang der Wellen, welche über das Verdeck stürzten, bereits ein Theil der Bollwerke und manches Mitglied der todesmuthigen Schaar der 114 Jünglinge und Männer weggeschwemmt worden, als unter'm Lee sich Griff um Griff, Hand um Hand eine elastische Gestalt vom Vorderschiff bis zum Heck schob und dicht am Kapitain sich aufrichtete.

»Herr Kommandant!«

»Lieutenant von *Dobenegk* – Gott sei Dank, daß Sie kommen, Sprachrohr und Stimme sind machtlos in diesem Brüllen des Windes. Wie steht es vorn am Schiff?«

»Schlimm Herr – alle Mühe, einen Klüver aufzurichten ist vergebens. Die Cadetten von Ising und Zirzow sind eben über Bord gespült worden!«

»Keine Hülfe, kein Tau möglich?«

»Fragen Sie sich selbst! Der Bootsmann Mitzlaff mit den ältern Matrosen arbeitet für drei – aber es ist unmöglich, den Balken anzulegen.«

»Dann wissen Sie, daß wir verloren sind! Wir hätten wenigstens stranden können und dann mit dem Kutter und der Barkasse die Rettung versucht.«

»Ich sah die Barkasse, als ich vorüber kroch, fortgespült vom Deck. Selbst das starke Kabel muß gerissen sein.«

Sie hatten Beide, der Kommandant und sein Offizier mit Aufbietung aller Kraft ihrer Lungen gesprochen, um sich nur einander verständlich zu machen und dennoch war es in dem Brausen der See und des Windes kaum möglich. »Die Masten!« sagte endlich der Offizier.

»Ich habe längst daran gedacht, sie zu kappen, aber der Besahn ist unsere ganze Hoffnung, wenn es gelingt, das Schiff vor den Sturm zu bringen. Dann fliegt es wenigstens über die leichtern Bänke hinweg, denn ich fürchte, wir treiben den Inseln im Lee unrettbar zu. Ist es möglich, ein Logg zu werfen?«

»Nicht daran zu denken, Kommandant.«

»So versuchen Sie's noch einmal am Fock mit dem Klüver, und wenn's nur ein Jagerbaum ist. – Wer hat das Kommando in der Batterie?«

»Cadett von *Zastrow!*«

»Ein braver Bursche, aber er ist kaum zwei Jahre im Dienst. Es kommt Alles darauf an, daß die Geschütze festgelegt sind und sich nicht lösen können bei Schlagseiten. Lassen Sie sie nochmals laschen.<sup>1</sup> Das Wetter ist uns zu furchtbar plötzlich über den Hals gekommen. Auf Ihren Posten Baron von Dobenegk! Wen haben Sie noch im Vorderschiff?«

»Graf Klinkowström und Matuschka, Voß und der Kadett von Kanitz sind mit in der Batterie!«

»Und wenn die Hälfte der Wackern geopfert wird, – wir müssen den Klüver haben! – Leben Sie wohl, Kamerad!«

»Auf Wiedersehen in einer andern Welt! – Sehen Sie dort!«

Es war etwas heller geworden im fahlen Licht der Blitze. Der Offizier, sich forthalfternd wies nach Westen. Wie eine dunkle schwarze hohe Mauer kam es von dort herüber, auf der Höhe derselben eine weiße helle Krone, der Gischt!

»Wir sind verloren, wenn sie uns faßt, es ist die Springfluth! Alle Mann zum Steuer – luvt, luvt um das Leben!«

Er stürzte sich selbst auf die Speichen des Rads – auch der Lieutenant sprang wieder zurück und faßte hinein.

Noch einmal war es gelungen, mit der Hilfe einer günstigen Welle das Schiff zu wenden, daß die Spitze der schrecklichen Fluth entgegen stand. Einen Blick nur hatte der tapfere Kommandant zur Höhe des Mittelmastes emporgeschlagen – es war, als wäre die weiße Linie auf der schwarzen Wassermauer bis über den Mars gestiegen, und dann stürzte sie über das Deck des in tiefer Höhlung liegenden Schiffes und begrub dasselbe unter ihrem Schaum. Einen Moment lang schien die Corvette bereits in den Abgrund hinabgedrückt, aber die rasche Wendung hatte sie noch einmal gerettet, und im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gehoben. Als der Commandant in dem fahlen elektrischen Schein um sich sah, war sein erster Lieutenant nicht mehr an seiner Seite. Der Schlag einer Stenge hatte ihn getroffen und ihn hinausgeschleudert dem wirbelnden Gischt nach – ob lebend, ob bereits todt – wer hätte es sagen können!

Aber freilich war es nur ein Augenblick der Rettung. Im nächsten schon war die Corvette abgefallen und bot ihren Backbord der tosenden See – und von dort her . . .

»Lebt wohl, Maten – laßt uns als Männer sterben, als Preußen wie in der Schlacht!«

Riesiger noch als die erste Wand der Springfluth kam die zweite daher, eine schwarze dunkle Masse nur vom phosphorischen Licht ihres Kammes glänzend; – sie hingen an den Resten der Wanten, der Regelings, an Allem, was noch einen höheren Halt bot auf Deck; sie lagen auf den Planken, knieend, die Hände der Gefahr, entgegenstreckend . . . die noch stehenden beiden Masten schwankten wie taumelnd nach der Leeseite – einen Augenblick noch, dann hatte die furchtbare Wassermasse der Springfluth die Breitseite des Schiffs erfaßt – ein Krachen, die Stengen der beiden Maste mit ihren Raaen tauchten in das Wasser im Lee, die ganze Macht der Wellen schien auf dem Schiff zu liegen – vielleicht hätte es sich noch wieder gehoben, noch einmal getrotzt – da polterte es und donnerte es in seinen Tiefen, daß es selbst den Sturm und das Wogengeheul übertönte, es war wie ein mächtiges Rollen – es krachte, als führen alle Planken aus ihren Verbindungen, aus ihren Nahten – durch die Mittelluke, während die eine Hand das Tuch zur Seite schob, tauchte ein jugendliches Haupt, die Hand an den Rand geklammert hob die schlanke Gestalt in der Kadettenuniform

---

<sup>1</sup>Festmachen.

heraus, obschon sie sich in der Lage, wo das Deck fast senkrecht nach der Windseite stand, ihr nicht weiter empor helfen konnte, – die andere Hand zog den Stock einer Standarte hinter sich her – »Hurrah für Preußen! Die Kanonen sind los – sie schlagen die Wand ein! Es lebe das Vaterland, es lebe der König!« Die jetzt frei gewordene Hand des Jünglings, des Kommandanten der Batterie hatte die gerettete Standarte befreit und schwang sie jetzt über dem Deck! – »Hurrah für Preußen – das ist der Tod!«

Die dritte Woge der Springfluth, es ist eine seltsame Regelmäßigkeit selbst in dem ruhigen Heranwogen des atlantischen Oceans, wie man es so oft an den westlichen Küsten beobachten kann, daß hier drei langgestreckte Wände hinter einander herankommen – die dritte Woge der Springfluth warf sich auf das unglückliche Schiff und drückte es nochmals in die dunkle Tiefe, ein Gurgeln, ein schriller Todesschrei aus so mancher Kehle – dann verschwand seine letzte Planke von der wildbewegten Fläche – ein Opfer der Tiefe.

---

Vier Tage später – die blasse Novembersonne ließ ihre weißen Lichter tanzen über die wieder beruhigte grün-dunkle Fläche, – nur leicht noch als sei es der Odem einer kräftigen niemals gänzlich schlummernden Brust, die nicht rastet noch ruht, rauschten die Wellen und zogen zu dem Dünenstrande der friesischen Inseln, die den Eingang zum Zuyder See decken, wie ihn nach menschlichem Ermessen auch ein Sturm oder Springfluth hineinriß durch festes Land in ein Binnenmeer, oder vor Jahrtausenden das ganze Meer ergoß in das Land – vier Tage später war es, als der Hamburger Dreimaster die ›Edda‹ Kapitain Klaus Hansen, in der Höhe der holländischen Insel Texel das deutsche Meer furchte. Das Schiff hatte nur wenig Schaden genommen in dem vorhergegangenen schlimmen Wetter und achtundvierzig Stunden unter der thätigen Sorge des jungen Kapitäns hatten genügt, an einer der Inseln ohne wirklich zu landen alle Havarie auszubessern. Jetzt eilte die ›Edda‹ mit vollen Segeln dem Kanal, der großen Wasserstraße zu, um in Håvre vielleicht weitere Instructionen zu suchen und zu finden und Proviant einzunehmen, ehe sie die Bay von Biscaya kreuzte und das Mittelmeer erreichte, wohin ihre Bestimmung lautete.

Der Kapitain des stattlichen Fahrzeugs stand auf der Campagne des Hinterdecks und mochte an die gefährliche Fahrt denken, die er zurückgelegt, und wie die Edda eine andere so waghalsig begrüßt hatte, wie kaum ein Schiff jemals an diesen Küsten. Nicht weit von ihm, ohne daß er in seinem eigenen tiefen Sinnen darauf achtete stand der Laskare Suky, der seine Genugthuung kaum bergen konnte, wieder nach dem sonnigen Süden zu kommen, wenigstens näher der tropischen Zone, und der in gewöhnlicher Weise, wenn er seinem Herrn sich näherte, Gelegenheit suchte und sei sie vom Zaune gebrochen, in irgend einem Wort von seiner verehrten Herrin, der Missis Edda, die doch der Missus Adda so zauberhaft ähnlich sei zu reden, bis ihm der Kapitain gewöhnlich den Mund verbot, um all' den phantastischen Aufstellungen nicht weiter zuhören zu dürfen. Diesmal hielt sich aber der Laskare ziemlich schweigsam, schaute auf das Meer, die Hand über das scharfe Auge breitend, und sagte dann: »Bei der großen Schlange, Massa Hansen, meine Gucker sind schlecht geworden, oder da drüben treibt ein Boot oder ein Hühnerkorb von einem Schiff. Haben Kapitain nicht das Glas zur Hand, mit dem man die Dinge sieht, als wären sie dicht bei uns, obschon sie so manche Seemeile entfernt sind in Wirklichkeit?«

»Wo meinst Du, Suky?«

»Dort drüben West zu Nord, zwischen dem Besan- und Kreuzmast – zwei Strich nach Mitternacht hin.«

»Du magst vielleicht Recht haben, aber mein Auge, so gut es auch ist, reicht doch nicht so weit als das Deine. Heda, Mars! Der Laskare hier behauptet nach Nordwest hinüber ein gekentertes Boot oder einen ähnlichen Gegenstand zu sehen. Kannst Du was bemerken?«

Der angerufene Marsgast antwortete in der gewöhnlichen schleppenden Weise der Matrosen. »Ja, ja, Herr – kann's aber nicht unterscheiden, was es ist – vielleicht ein Seehund, der bis hier herunter gekommen ist!«

»Mein Glas, Stewart – auf dem Tisch in der Kajüte!«

Suky verschwand in der Deckkajüte und kehrte gleich darauf mit dem Fernrohr des Kapitäns zurück, das dieser nach der angedeuteten Stelle richtete.

»Seltsam – in dieser Gegend kann doch unmöglich eine Boje oder Ankerboje liegen – und doch ist's offenbar wie ein Signal auf einer Tonne oder ein anderer beweglicher Gegenstand. – Holla – Anker herum und laßt das Gigg am Spiegel nieder. Es genügt, wenn Suky und der Littauer mich begleiten.«

Der Letztere war in Memel geheuert worden, der Kapitain mußte seine Absicht haben, daß er zwei Matrosen bestimmte, die nicht zu der in Hamburg fast durchgängig neu erworbenen Mannschaft gehörten.

Der Stewart hatte sich gewandt in das Boot geschwungen, das unter'm Spiegel hing, und ließ es an den Rolltauen nieder. Gleich darauf lag es an der Seite des Schiffs, nicht am Fallreep, sondern am Ende des Knotentaues, an dem der ächte Seemann sich niederläßt.

Eine halbe Stunde lang mochte das Boot, dessen Steuer der Kapitain selbst geführt hatte, auf dem Wasser gewesen sein, als es sich wie die an Bord Gebliebenen sahen, dem Gegenstand näherte, der noch immer, wenn auch unerkennbar, auf den Wellen trieb. Auch Hansen hatte ihn schon lange betrachtet, und je näher das Gigg gekommen war, desto ernster wurde sein Gesicht, desto schweigsamer sein Mund.

»Seltsam – ich kann mich nicht täuschen!« murmelte er, – »und dennoch wäre es unrecht, zu früh eine Hiobspost daraus zu machen! – die Aermsten, wenn es wirklich so wäre! Obschon kein Wunder bei dem Sturm; wird leider nicht das einzige Opfer sein!«

Ueber die beiden Seeleute hinweg, die gleichgültig mit dem Rücken nach dem Ziel der Fahrt ihre Riemen gestrichen, hatte sein Auge längst den Gegenstand erkannt. Es war eine Standarte am Stab, dessen unterer Knopf durch einen schweren Gegenstand in der Tiefe unter dem Wasserspiegel gehalten sein mußte, und der sie auf und nieder schwanken ließ im schaurigen Spiel. Die leichte Brise, die über die Wellen strich und die oberen Segel blähte, rauschte auch in den Falten der treibenden Fahne und ließ ihre Farben leicht erkennen: Schwarz Weiß – ein Kreuz – das Ehrenkreuz der Männer, die vor fast fünfzig Jahren in mancher blutigen Schlacht Deutschland vom Erbfeinde jenseits des Rheines befreien halfen – im Mittelschild der schwarze Adler der Hohenzollern!

»Großer Gott – also doch! Was soll aus dem deutschen Vaterland werden, wenn seine jüngsten Hoffnungen solchem Fatum unterliegen! – Dichter heran, Männer, daß ich es fassen kann! Noch einen Strich Backbord, Sucky!«

Der deutsche Kapitain lehnte sich weit hinaus über den Rand des kleinen Bootes – neben dem aufrecht die Standarte auf den Wellen zu schwanken schien, – seine Hand griff nach dem Stabe und faßte ihn – sein Auge suchte das trübe Wasser zu durchdringen, als wolle es

erkunden, welches Gewicht Stock und Flagge in dieser Stellung hielt, – etwas Helles, Weißes schien sich mit dem schwarzen Stabe, als er ihn an sich zog aus den Wellen zu heben, dann ihn loszulassen und in die Tiefe zu versinken, ehe es emportauchte, ehe er selbst danach greifen konnte.

»Eine Hand – sollte es eine Hand gewesen sein?« und noch weiter hinaus, soweit das Boot ihn nur tragen konnte, hatte er sich über Bord gelehnt – aber was es auch gewesen war – es war verschwunden, noch ehe er es deutlich erkennen konnte – verschwunden auf immer!

Ein Schauer ging durch die Glieder des starken Führers, des tapferen Seemanns voll Leben und Kraft. Es liegt ein tiefer Hang zum Mystischen, zu abergläubischen Träumen im Charakter der kühnen Männer, die täglich, stündlich ihr Leben einsetzen, nur durch schwache Planke geschieden von der Ewigkeit. Wer möchte sich wundern darüber, über den ahnungsvollen Glauben!

Der friesische, der deutsche Kapitain hatte fest den Stab gefaßt und schwang ihn fast triumphierend über dem Kopf. »Nein – diese Fahne wird nicht untergehen! – Wenn die Todten, die in ihrer Pflicht gestorben sind, noch die Kraft haben, aus der Tiefe des Meeres empor sie zu heben zum Lichte der Sonne – niemals wird Preußen untergehen und stets werden seine Farben wehen an Deutschlands Spitze! Wahrlich, den Hohenzollern gehört die Zukunft – ihnen schließe sich jeder deutsche Mann an mit Blut und Gut – wir wollen glauben an sie auf Land und Meer! –

»Wendet Burschen! zurück zum Schiff!« –

Als er wieder an sein Bord stieg und der Schnabel des Schiffs auf's Neue die Richtung zum Süden nahm, hatte er die der Fläche des deutschen Meeres enthobene Flagge unter seinen weiten Rock geborgen, und trug sie stumm, ohne zu sprechen davon in seine Kajüte, wo er sie sorgfältig verschloß. Aber fester und gewichtiger schien sein Fuß die Planken zu betreten, als er wieder auf Deck kam, wenn auch tiefe Falten auf seiner Stirn lagen und eine Thräne in seinen blauen Augen glänzte.

Das war die Todtenklage um hundertzweiundvierzig Leben, das war die Todtenklage um die Ritterschaft der Preußischen Amazone, die in ihrer Pflicht sank auf den Grund des Meeres, wie einst der Römer sich begrub in den feurigen Schlund zur Sühne für die künftige Größe seines Vaterlands.

#### AUS DER TERRASSE VON WINDSOR.

Es war ein heller kalter Decemberabend, und obschon das Klima von London und seiner Umgebung selbst um diese Jahreszeit viel milder zu sein pflegt als unter demselben Grad in Deutschland z. B. in Dresden, – war es doch unangenehm im Freien, denn die Kälte war seit Mittag rasch gestiegen. Dennoch harrten auf den berühmten breiten Terrassen von Windsor Castle – dem Lieblingswohnsitz der Königin des stolzen Englands – zahlreiche Gruppen oder bewegten sich still und schweigsam hin und her.

Die meisten Fenster des prächtigen Schlosses waren erleuchtet, nur an einer Stelle die Rouleaux sorgsam geschlossen – dort drinnen lag ein Mann im Sterben, der obschon ein deutscher Fürst sich doch gewisse Sympathien der hochmüthigen exklusiven Britten erworben hatte, indem er kluger Weise den Nationaldünkel geschont und eben Nichts hatte sein wollen, als der Gemahl – der – ihrer Königin, die überhaupt doch Nichts sein darf, als die konstitutionelle Königspuppe, deren Drähte die Minister ziehen, die beiden Parlamente und

die Presse der Parteien, je nachdem der Cours der Bank von London oder der Geldsack der Krämer in der City es erlaubt.

*Albert*, Prinz von Sachsen-Coburg, der Königin-Gemahl, im rüstigsten Mannesalter, kaum 44 Jahr, in seinen Jünglingsjahren einer der stattlichsten Männer seiner Zeit, lag nach kurzem Krankenlager, das mit einer einfachen Erkältung auf der Jagd begonnen, im Sterben und an seinem Bett kniete eine Königin beider Indien und eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ja die Hand Gottes ist gewaltig und daß sie auch über Nacht die Mächtigen und Reichen der Welt unversehens trifft, das ist – wie der halb blödsinnige Schäfer von Pierrefonds der Kaiserin des mit England um die Weltherrschaft ringenden Frankreichs sagen konnte, der Trost der Armen und Demüthigen!

Die Riesengestalten der schottischen Garde hielten jenen Theil der Terrasse abgesperrt, auf welchen die Zimmer des Prinzen hinausgingen, der immer Bewegung und frische Luft liebte und bis zum Morgen vor seinem Tode die regelmäßige Oeffnung der Fenster verlangte für die frische Luft, die von dem Strom herüberstrich und aus den Bäumen des prächtigen Parks emporquoll. War doch der thüringer Wald mit seinem Duft sein Lebenselement gewesen, wie nur die schottischen Hochlande in den Jagdgebieten von Balmoral sein Oberhof ihm hatten ersetzen können, wo der Auerhahn balzt und der mächtige Hirsch seine Zinken an der moosigen Rinde der Edeltanne wetzt oder an gewaltigem Felsengestein. Aus diesen Wäldern und sonnigen Bergen hatte ihn die Familienpolitik herausgedrängt auf den Thron im Nebelland, der doch keiner war, da er nur von dessen Stufen zu der obersten hinaufsehen konnte und auf hundert Augen und Rücksichten achten mußte, nicht der selbstständige freie Mann im eigenen Hause, der Herr seiner Familie, die zu ihm heraufsehen soll, nicht herab! – Ob der deutsche Mann glücklich war in dem Königsschloß der Geldsäcke, die seine Apanage mit Parlamentsreden maßen und sein Liebesglück bemäkelten – wir wissen es nimmer. Es hat schon manches gestörte Dasein auf dem englischen Königsthron gegeben, nicht bloß an blutigen Thränen der mit Diademen geschmückten Frauen! –

Durch seine Lage, 22 engl. Meilen südwestlich von London, am rechten Ufer der Themse, dem fast gegenüber liegenden und durch eine Brücke mit ihm verbundenen Eton, der berühmten Erziehungsanstalt der aristokratischen Jugend Alt-Englands, genießt *Windsor* die Vortheile einer fast unmittelbaren Zugehörigkeit zu der Hauptstadt mit den Annehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts.

Windsor Castle, der königliche Palast, wurde ursprünglich von Wilhelm, dem Eroberer, (1066–87) gebaut, von Eduard III. (1327–77), dem Vater des ›Schwarzen Prinzen und Eroberer Frankreichs‹ umgestaltet und von Georg IV. aus dem Hause Hannover verschönert und erneuert. In der prächtigen gothischen Kirche des Schlosses ruhen Eduard IV. aus dem Kriege der rothen und weißen Rose, Heinrich VIII., der seine Frauen das Schaffot besteigen ließ und zu dem Zweck England von Rom und der katholischen Kirche losriß, Carl I., der königliche Märtyrer auf dem Schaffot, und die Souveraine aus dem Hause Hannover von Georg III. (†1820) an, der Nordamerika für England verlor, für dessen Sohn, den vierten Georg, Sir Jeffrey Wiatville das Castle zu dem jetzigen prachtvollen Palast umbaute. Seine kolossale Reiterstatue steht an der drei englische Meilen langen Allee des Parks (Long Walk). In der Kapelle mit dem kupfernen Mausoleum Eduard IV. wird das Kapitel zur Aufnahme der Ritter des Hosenbandordens gehalten!

In dem von dem Krankenzimmer entfernteren Theil des Erdgeschosses hatte sich eines der bis zum Niveau der Terrasse herabgehenden Glasfenster geöffnet, die im Sommer den Austritt in's Freie direkt aus den Sälen und Zimmern überall gestatten, und zwei Männer in warme Sürtoutts und Tücher gehüllt waren herausgetreten, der Eine sich auf den Arm des Andern stützend. Es war dies offenbar trotz seiner noch immer stattlichen fast eleganten Haltung ein sehr alter Mann, denn selbst die Kunst seiner Kammerdiener hatte nicht vermocht, die Beweise davon zu vertilgen.

Ein ganz weißer Bart nach dem bekannten, englischen Cotelettschnitt umrahmte das blasse runzelvolle und doch geistreiche feine Gesicht, dem man selbst auf die Entfernung den Gentleman und den gewiegten Staatsmann von feinen aristokratischen Manieren ansah.

»So Sir,« sagte der alte Gentleman, »ich hatte nur das Bedürfniß, dem Jammer und Leid da drinnen und der Atmosphäre des Krankenzimmers gegenüber, zu der mich meine Pflicht als Minister vernrtheilt, einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen.«

»So ist also keine Hoffnung, Mylord?«

»Noch gestern hatten sie die Aerzte, wenn die sonst feste und gute Natur des Prinzen eine Nacht überstehen konnte, um ihre Kräfte zu regeneriren; doch der Anfall vom Freitag war zu stark und hat die Kräfte erschöpft, so daß sie in fortwährendem Sinken blieben. Nach dem einstimmigen Urtheil der Aerzte ist keine Hoffnung mehr, der erlauchte Kranke scheint dies selbst zu erkennen, und deswegen verlangte er die schleunige Herkunft des Prinzen von Wales von Cambridge. Doktor Conneau erklärt, daß der Prinz die Nacht nicht mehr überleben werde.«

»Ein großes Unglück, namentlich in dieser Zeit!«

»Für die Königin – ja – für den Staat hat der Einzelne keine Bedeutung! Der Prinz hat sich verständiger Weise nie in die Politik Englands gemischt, selbst nicht mit seiner napoleonischen Antipathie. Aber das natürliche Gebrochensein der Königin, diesem dritten Faktor der Regierung, das nur menschlich ist, erschwert in diesem Augenblick gegenüber den Zerwürfnissen mit Nordamerika die Entschließungen der Regierung. Die fatale Trent-Angelegenheit ist eine Sache, welche die Ehre und das Ansehen Englands tangirt. Wir müssen, auch wenn wir jede Einmischung in den amerikanischen Zwist vermeiden wollten, dem Kabinet von Washington den Krieg erklären, somit also Partei nehmen, wenn der Präsident nicht nachgiebt, und die Freilassung der von englischem Bord, also Grund und Boden, gewaltsam entführten Abgesandten der Südstaaten bewilligt.«

»Die Zustimmungserklärung des amerikanischen Congresses für die Handlung des Kapitain Wilkins giebt wenig Hoffnung darauf.«

»So müssen wir eben den Krieg erklären, so gern ich ihn bei den gegenwärtigen Zuständen auf dem Continent vermieden hätte. Der Krieg heißt eben nur ein Bündniß mit Frankreich, was schon durch die mexikanische Frage gefährlich ist. Aber das Prestige Englands, sein Recht auf die Weltherrschaft erfordert das Opfer. Außerdem der Stand unserer Baumwollen-Industrie, die schon jetzt durch den amerikanischen Zwist, der uns sonst ziemlich gleichgültig wäre, in der verhinderten Ausfuhr bedeutend leidet.«

»So haben Euer Herrlichkeit keinerlei Sympathie für die Ansprüche der Föderation und die Sclavenemancipation?«

Der alte Minister lächelte. »Lassen Sie uns hier einen Augenblick niedersetzen, lieber Kollege,« sagte er – »die frische Luft thut mir trotz der Kälte gut, aber Sie wissen, daß ich ein alter Mann bin, jetzt 78 Jahre.«

»Der trotz dieses Alters mit gewohnter Klugheit die Zeit regiert!«

»Keine Fadaisen, junger Freund. Aber lassen Sie mich die Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen einige Prinzipien unserer Politik an's Herz zu legen. Wenn auch nicht gleich nach meinem Ausscheiden – wir Alle unterliegen ja der Unabweisbarkeit der Sterblichkeit – so werden Sie doch zu irgend einer Zeit die Leitung der Regierung in der Hand haben, das heißt Premier-Minister Ihrer Majestät sein. Deshalb spreche ich mich offen gegen Sie aus. Ich bin es wiederholt gewesen, und nach meiner Erfahrung ist's ziemlich gleich, ob die Whigs, wie ich es als Schüler Cannings bin, oder die Tory's, wie es Derby ist, am Ruder sind. Die Politik Englands ist eine so bestimmte Nothwendigkeit, daß davon nicht abgewichen werden kann, gleichgültig, welches die Wege für Bewahrung des Ziels sind.«

»Ich verstehe Eure Herrlichkeit, – dieses Ziel muß immer bleiben« . . .

»Das Prestige Englands, seine Weltherrschaft, also sein überwiegender Einfluß in allen politischen und socialen Fragen der Welt. Dieses Prestige, ich darf es sagen, ist unter mir gewahrt worden, wenn ich auch gern zugeben will, daß ich in manchen Maßregeln dafür geirrt haben kann. Thatsache ist, daß der englische Einfluß, die englische Macht gegenwärtig die Welt beherrscht.«

»Das wird gefühlt – im Stillen selbst von dem steten Rival Englands, dem Kaiser Napoleon.«

»Er wird uns nur zeitweise gefährlich sein, und seine Politik ist immer durch Gegenmaßregeln zu paralyisiren. Sein Oheim, das war etwas Anderes – der war ein consequenter und gefährlicher Feind Englands und er mußte daher vernichtet, der Kampf gegen ihn bis zum Unterliegen der einen oder der andern Macht geführt werden. Ich bin allerdings fest überzeugt, daß der Kaiser Louis Napoleon England im Stillen ebenso haßt, wie es ein Oheim that, aber er fürchtet einen offenen Kampf und deshalb versucht er auf allerlei Seitenwegen uns zu schaden. Ein solches Mittel ist das Bündniß gegen Mexiko, also gegen die nordamerikanischen Staaten, denn mit diesen muß es zu einem Bruch führen, wenn England nicht bei Zeiten sich zurückzieht und diesen Bruch ihm allein auf dem Halse läßt. Ein ähnlicher Versuch ist sein Kokettiren mit Oesterreich, mit Italien, dem Papstthum und jetzt mit Preußen und Rußland, denn er denkt nicht an eine offene Unterstützung der Revolution in Ungarn oder Polen. Zahlen wir ihm also so lange es geht mit gleicher Münze und gehen wir lieber zu den wirklichen Gefahren über, welche die englische Suprematie bedrohen.«

»Eure Herrlichkeit sind ein Mentor, dessen Lehren ich mit tiefer Dankbarkeit lausche. Aber sollte Ihnen die Abendluft nicht schaden?«

»Noch thut sie mir wohl. Sie wissen, daß ich nicht gewohnt bin, mich aufzuknöpfen, weder geistig noch körperlich. Vielleicht, daß die Familien-Katastrophe da drinnen, mich mittheilsamer macht. Man muß immer an sein Testament denken, auch an das politische.«

»Also zunächst die wirklichen Gefahren für die englische Suprematie und dann die Mittel, dieselbe aufrecht zu erhalten.«

»Lassen wir also Frankreich bei Seite, das ist ein Land, das sich unter dem jetzigen Regime immer nach andern Ködern lenken und uns nutzbar machen läßt.«

»Unangenehm in diesem Augenblick ist ein Krieg mit Nordamerika, der sich doch nicht vermeiden läßt, wenn der Congreß in der Trent-Angelegenheit halsstarrig bleibt.

Noch hoffe ich, daß es nicht geschieht zum Dank, weil England die napoleonische Vermittelung in dem Conflict mit den Südstaaten abgelehnt hat. Ist man undankbar, müssen wir uns eben auf deren Seite schlagen. Unsere Kolonien in Westindien werden vielleicht in einem solchen Kriege etwas zu leiden haben, – das ist Alles, die amerikanische Flotte ist noch nicht so weit und so groß, daß sie uns wirklich schaden kann. Die Achillesferse Englands ist und bleibt Ostindien, es ist seine Kraft und sein Ruhm, aber auch seine Schwäche, darum muß grade dort unser Harnisch am Stärksten sein, oder wir müssen Ersatz an anderer Stelle, zum Beispiel am Kap suchen. Unser Feind für Ostindien ist Rußland und wird es mit seiner steigenden Civilisation immer mehr. Bis zum Krimkrieg war es ein thönerer Koloß, jetzt ist es eine bewußte Macht. Es ist eine Thorheit, Rußland in Bomarsund und Kronstadt angreifen zu wollen, man hat es im Krimkrieg gesehen, man muß es von den Dardanellen und vom Nil her angreifen. Deshalb muß unser Einfluß in Constantinopel, in Athen und Kairo der überwiegende bleiben. Das schließt nicht aus, daß es auch von der Weichsel und der Donau her geschieht. Der pariser Frieden hat das schwarze Meer für Rußland bereits zum Range des kaspischen degradirt, hüten wir uns, daß es keine Erwerbungen an seinen Ufern macht und auf der asiatischen Seite nach Constantinopel vordringt. Indem wir jede polnische Erhebung durch Noten, Waffen und Geld unterstützen, halten wir stets einen Dorn in seinem Fleisch, und zugleich Oesterreich in Athem. Indem wir den Divan beherrschen, vertheidigen wir den Euphrat und den Balkan. Indem wir Griechenland, sei es durch ein neues Königthum aus englischem Blut oder durch Revolutionen uns Unterthan machen, sichern wir uns Creta und Aegypten und stärken die Türkei am Bosphorus. Dafür können wir immerhin die Komödie des römischen Protektorats opfern, Malta ist für uns wichtiger. Menschliches Wissen kann den Naturgewalten gegenüber nicht voraussagen, ob und was aus dem von Frankreich und Holland gegen uns unternommenen Bau des Suez-Canals wird. Gelingt er, so ist er bei der steten ägyptischen Geldverlegenheit leicht gekauft und noch leichter geschlossen. Aden, also der Weg im rothen Meer gehört uns. Durch die steten Wechsel in Spanien bleibt uns Gibraltar, also das Mittelmeer gesichert, der Vertrag von Utrecht 1713, von Sevilla (1729) und von 1783 waren die klügsten Artikel, die England je geschlossen hat, um sich die Herrschaft über drei Welttheile zu verschaffen. Sie vertheidigen wir in Constantinopel, in der Kapstadt und . . . in Rom!«

»In Rom, Mylord?«

»In Rom. Hören Sie mich an. Sie selbst, lieber Gladstone, haben der Emancipation der katholischen Kirche und der Juden in England bereits so viel zu verdanken, wie der Sieg der Liberalen in Neapel. Der Vatikan wird stets ein großer Faktor in der Geschichte aller Staaten des europäischen Continents bleiben. Die weltliche Macht des Kirchenstaats wird sich nicht halten lassen und es ist auch gleichgültig, wann sie verloren geht. Aber das Papstthum ist eine zähe, immer sich erneuernde Kraft von stets berechtigter und wichtiger Einmischung in die politischen Angelegenheiten. Darum habe ich durch unsern Vertreter im Vatikan dem Kardinal Antonelli bereits wiederholt in Verlegenheiten die Uebersiedelung des Kollegiums auf englischen Boden oder den englischen Schutz anbieten lassen. Kann nicht einmal ein geborner Engländer wieder Papst werden? Wiseman hat freilich nicht das Zeug dazu, wohl aber Manning, wenn wir ihn zum Erzbischof von Westminster machen und zum Kardinal ernennen lassen. Eine Gelegenheit findet sich leicht, und er ist ein ehrgeiziger und fester Kopf. Denken Sie daran, wenn ich dann nicht mehr bin; England, der überwiegend protestantische Staat

zugleich in Besitz des Papstthumes – welche unbesiegbare Weltherrschaft, welche Macht über Italien, Spanien, Frankreich, Oesterreich, Polen, selbst Holland, Deutschland und Amerika!«

»Euer Herrlichkeit sind großartig!«

»Nur ein Staatsmann, der die wahre Aufgabe seines Landes niemals aus den Augen verliert. Grade die revolutionairen Ideen, die wir überall in politischer und socialer Beziehung verbreiten, treibt uns das Papstthum in die Arme. Glauben Sie mir, es kommt eine Zeit, wo selbst ein katholischer Bischof sagen wird: wir werden uns mit der Revolution verbinden!«

»Mylord, Sie haben aus Ihrem Calcül ganz die andern deutschen Staaten, zum Beispiel Preußen ausgelassen. Der germanische Stamm ist der unsere, selbst die königliche Familie.«

»Wozu hätten wir Prinzen und Prinzessinnen? – Hannover, Coburg, Berlin, die Mecklenburgs werden unserm Einfluß nicht entgehen. Der dänische Streit wird uns zu einer Heirath Gelegenheit geben – bereits ist eine solche, wie Sie wissen, mit den Hessen beschlossen, und das ist Sache Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin da drüben in der Cottage. Doch ich muß gestehen, die Prinzessin ist heute Abend die beste Stütze ihrer Mutter! – Ich habe keine Besorgniß vor deutscher Politik, selbst vor Herrn von Beust, der den Mund so gewaltig aufthut und gern eine Rolle spielen möchte. Die Deutschen werden immer uneinig bleiben und wir sorgen durch Graf Bernstorff dafür, daß die preußische Politik sich nie zu einer entschlossenen aufraffen kann. In diesem Augenblick ist der König von Preußen mit seinem halben Lande durch seine Soldatenschwärmerei zerfallen und der sogenannte Nationalverein macht ihm fast mehr zu schaffen, als die Eifersüchtelei der deutschen Souveraine gegen das Haus Hohenzollern; auch der Besuch in Compiegne hat ihm schlechte Früchte getragen, der Erlaß des Kaisers Louis Napoleon über den Verzicht auf das Recht der außerordentlichen Credite, dem wir den Rücktritt Walewski's und Persigni's verdanken, war offenbar eine Antwort auf die preußische Königsrede in Königsberg und die Revange für die allzu ehrliche Ablehnung der Anerbietungen in Compiegne. Uns paßte sie. Wir können weder ein allzu starkes Preußen, noch eine deutsche Flotte, noch das Erstarken des deutschen Zollvereins brauchen. – Doch – wir dürfen nicht zu lange fortbleiben, Mylord Chancelor, und ein Kaminfeuer wird uns wieder gut thun. Bitte, Ihren Arm Sir, und – erinnern Sie sich später des heutigen Abends. Man kömmt uns zu suchen – ich hoffe, es wird doch nicht . . . «

Sie traten nach einem kurzen Gang in das Innere des Palastes zurück. –

An dem andern Ende der Terrasse, da, wo sie sich dem Hofe der prächtigen Marställe nähert, ging einsam auf der hier nur von wenigen Personen belebten und berührten Stelle, wo sie nicht von dem Gaslicht erhellt oder von den auf und nieder gehenden Schildwachen abgesperrt war, ein einsamer Mann. Es war kein Engländer, das konnte man an der kleinern hagern Gestalt sehen, obschon der englische Sürtout diese erstattlichte. Die Kälte schien ihm unbehaglich und ungewohnt. Zuweilen schauderte er leicht zusammen, und dennoch wich er nicht von dem Ort und unter dem Rande des runden Hutes kehrte sich bei jeder Wendung das blitzende Auge immer wieder nach jener Richtung, wo das matte Licht der Krankenzimmer auf die Terrasse fiel.

»Es geht zu Ende mit ihm, sagt der thörichte Irländer, der mir täglich die Botschaften bringt von den Fortschritten der Krankheit,« flüsterte der Mann vor sich hin, während er wieder sich um nach jener Seite wandte. »Der Luftzug kräftigt die Nerven der Söhne der heißern Sonne und ist ihren Lungen neues Salz. Aber man sagt, daß er Gift ist in diesem Lande der Nebel und der Dünste.« Er lachte leise und bitter vor sich hin. »Die Blütenfäden des Upas, die leichter

sind wie die Luft, und die kein Auge zu sehen vermag, tragen den Tod durch den Athem in's Blut. Große Bhawanie ich danke Dir, daß ich die Schachtel davon mit mir genommen, die noch tausend Tode tragen mag in jene große Stadt, die Nichts ist als ein unerschöpfliches Meer des Elends und des Verbrechens. Seit ich sie gesehn, weiß ich, daß sie das Verderben in hundert Kanälen in sich birgt, und es der Hand des Einzelnen kaum bedarf, um zu tödten. Margarethe, der Altar, den ich Dir hier errichtet und der mit den trüben Wellen jenes Stroms zum Meer rauscht, fordert mehr Opfer als die Gewölbe von Malangher nahmen! Zweier Leben noch bedarf ich, mächtige Göttin, dann bin ich bereit zu deinen Wandlungen und kann Ring und Axt in die Hände eines Andern legen!« –

Von den Höfen her kam ein Mann in der Uniform eines der königlichen Stallmeister. Er war groß, jung, von stattlicher Figur und männlich schön. Er sah sich einige Augenblicke auf der Terrasse um, dann schritt er auf den Mann zu, der im Schatten stand und reichte ihm die Hand.

»Ich halte Ihnen mein Wort, Master Sullivan, das ich Ihnen für die vortrefflichen Mittel gegen den Spath der Pferde gab und bringe Ihnen Bericht von dem Zustand Seiner königlichen Hoheit. Sie sind wirklich einer seiner treuesten Verehrer, daß Sie so treulich ausgehalten und alle Abende gekommen sind, sich nach dem Kranken in Person zu erkundigen, statt sich mit den Berichten der Zeitungen zu begnügen. Ihre Krankenwache, Sir, ist zwar zu Ende – ich hoffe Ihnen wenigstens einen guten Platz bei den Begräbniß-Feierlichkeiten sichern zu können. Seine königliche Hoheit der Prinz ist vor zehn Minuten verschieden – die Nachricht kam so eben aus dem Krankenzimmer. Ihre Majestät soll außer sich sein – nur die Prinzessin Alice ist gefaßt. Der Hof und mehrere Minister sind im Sterbezimmer versammelt. Ich sende eben einen Noten zum Bahnhof an den Reporter der Times. Auf Wiedersehen, Master O'Sullivan. Wir verlieren auch im Marstall einen tüchtigen Sportsmann an ihm, wie der *Master of the Hoch*, der Marquis noch heute Morgen beim Rapport sagte. Wer hätte das gedacht! – So bald!« Und kalt ging der Bedienstete des Palastes zurück.

Der Mann aber, der so treu die Kranken- und Sterbewache gehalten, trat noch tiefer zurück in die Schatten und warf sich an der Balustrade nieder auf die Knie.

»Heilige Bhawani – ich danke Dir, daß das Herz der Gebieterin dieses hochmüthigen Englands schwer getroffen ist von dem Pfeile des Todes, wie das Weib des geringsten der Paria's in dem Lande, dessen Elend sie befehlen konnte. Margarethe, möge dein Schatten bei ihr sein in dieser Stunde! Meine Aufgabe in diesem Lande der Verfluchten ist zu Ende – ich kann morgen seinen Schmutz von meinen Füßen schütteln.«

#### AM JAHRESSCHLUSS!

Das Jahr 1861 ging zu Ende – ein ereignißreiches und bedeutsames für Preußen – das erste des neuen Königthums, nachdem mit seinem ersten Tage der Träger des alten zu dem von seinem Volke ihm lang ersehnten Frieden eingegangen war und jetzt in seiner Friedenskirche ruhte.

Gar manche bittere und trübe Erfahrung hatte der neue König in diesem Jahre bereits machen müssen, von der bloßen Anfeindung politischer Parteiung bis zum offenen fanatischen Mordversuch – sein redlicher, fester Manneswille mißbraucht und verkannt, – sein weitblickendes Auge von kurzsichtigen Oppositionsgelüsten mißachtet, – wachsende Feinde

ringsum, bereit dem Adler aus dem sichern Hinterhalt der Intrigue die Fittiche zu beschneiden – Zwiespalt auf allen Enden, auf allen Gebieten, – schwache oder falsche Freunde und Rather, schlaue Versuchungen, Undank und schlimme Beispiele – drohende Gewitter ringsum am politischen Horizont . . . wer hätte da nicht den Muth, den Glauben an die Zukunft verlieren sollen! **Nicht der König**, nicht der König, der sich die Krone seiner Väter von Gottes Gnaden vom christlichen Altar Gottes genommen hatte, und auf sein Volk und bessere Tage vertraute!

Zwar hatte es ihm auch nicht an glänzenden und zahlreichen Beweisen der Liebe und des Vertrauens gefehlt, so nach jenem Mordattentat, bei Gelegenheit der Krönung und des Einzugs, aber schon war durch die Schwäche jenes Ministeriums der ›neuen Aera‹ und die systematische Agitation der wiederbeginneuden, diesmal schlauderen Revolution der Boden im Lande bereits so durchwühlt, daß der königliche Aufruf zu neuen Wahlen für das Abgeordnetenhaus mit einem Wahlausfall beantwortet wurde, der – wie der König offen am 11. bei der Einweihung der Letzlinger Kirche den versammelten Geistlichen des sonst so konservativen Kreises sagen konnte:

»Die Wahlen, diese Antwort des Volkes auf die erhebenden Feierlichkeiten von Königsberg hätten nicht schlechter sein können, als sie waren, indem man Männer nach Berlin schicke, die wegen politischer Vergehen verurtheilt waren, und denen nur die Amnestie erlaubt hatte, zurückzukehren. – Er aber halte fest an seinem Königthum von Gottes Gnaden!«

Daß durch solche Erfahrungen das Herz des Monarchen tief berührt sein mußte, läßt sich denken. Waren doch selbst in den konservativsten Theilen des königsgetreuen Westfalens die Wahlen im oppositionellsten Sinne ausgefallen.

Dazu das Unglück, das die junge Marine grade in ihrem Aufblühen getroffen hatte, denn nach den Nachrichten von der holländischen Küste und der Mission des Lieutenants zur See Rubarth dahin konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dort das stattliche Schiff mit seiner hoffnungsvollen Mannschaft, 142 blühenden Männern, seinen Untergang gefunden hatte, sei es durch unglücklichen Anstoß in der Sturmnacht, sei es durch das Element selbst. Mit blutendem Herzen hatte der König seine Zustimmung zu dem Bericht geben müssen, welchen die damalige offizielle Zeitung, die Sternzeitung am 16. December über die Resultate der stattgehabten Ermittlungen gebracht – und da drüben in der Ecke des Vorgemachs, das die Fahnen und Standarten der Armee bewahrt, stand auch die Stange mit der Signalfolge des Tops in den preußischen Farben: Schwarz-Weiß! Schwarz-Weiß!

Mitternacht hatte es von den Kirchthürmen geschlagen, der König hatte kurz die Sylvesterwünsche der königlichen Familie in Empfang genommen, – jede größere Festlichkeit hatte die Hoftrauer für den nahen Verwandten ausgeschlossen, von dessen Beisetzung der Kronprinz erst in diesen Tagen wieder zurückgekehrt war – und war dann bald in sein bekanntes Eckzimmer in dem ihm als Gabe des verewigten Vaters theuren und deshalb auch nach der Krönung als Wohnung beibehaltenen Palais hinabgegangen und einige Augenblicke an das Fenster getreten, das die Aussicht hat auf das Denkmal des großen Ahnherrn. Von den Linden herauf, namentlich von der Friedrichsstraße her, klang der wüste Lärm, mit dem gröhend und pfeifend der berliner Pöbel die Neujahrsnacht durch allerlei alberne Excesse zu feiern liebt, und in diesem Jahre noch ungenirter als sonst beging, da die Energie der Polizei so

gut wie beseitigt und durch den ziemlich albernen Prozeß Patzke der Mann beseitigt und unschädlich gemacht war, vor dem sonst das Gesindel einen gehörigen Respekt hatte. Justiz und Regierung hatten sich damals vereinigt, nicht bloß die Autorität der Polizei, sondern selbst die Würde der Krone in den Staub fallen zu machen.

Nachdem der hohe Herr nachdenkend einige Augenblicke am Fenster gestanden, trat er in das Garderobezimmer, hing sich selbst den einfachen Militair-Mantel um und setzte die gleiche Mütze auf. So ging er durch das Zimmer des diensthabenden Flügeladjutanten und – mit einer Handbewegung jede Begleitung ablehnend – verließ er das Palais durch den Ausgang nach der Behrenstraße.

König Wilhelm ist niemals besorgt gewesen um seine persönliche Sicherheit und hat diese Sorglosigkeit bei hundert und aber hundert Gelegenheiten bewiesen. Der hohe Herr ging die Behrenstraße entlang bis zur Wilhelmstraße, und als er hier im Palais des Prinzen *Friedrich* von Preußen noch Licht sah, stieg er die Rampe hinauf, ging an der Schildwache, die vor dem Offiziermantel präsentirte, unerkant vorüber und setzte leise den Klopfer des Thorwegs in Bewegung. Der Jäger des Prinzen, der mit dem Portier und dem Jour habenden Lakaien der Neujahrsnacht halber noch wach in Flur und Vorzimmer saß, hatte hastig geöffnet, fuhr aber alsdann fast erschrocken zurück, als er den König erkannte, der den Finger befehlend auf den Mund legte.

»Euer . . . «

»Still – ist der Prinz noch wach?«

»Zu Befehl – Seine Königliche Hoheit haben noch nicht zur Nachtruhe geläutet!«

»Ich dachte es mir – der arme Herr schläft nur wenig. Bleiben Sie – ich melde mich selbst!« Und mit einer Handbewegung ging er durch das Vorzimmer und die von dem Jäger rasch und leise geöffnete Thür in das große, dem Leser bekannte Wohnzimmer des Prinzen und durch die Portièrè in das anstoßende Gemach, in dem sich der leidende Fürst des Abends aufzuhalten pflegte.

»Bleibe ruhig, Fritz,« sagte der König – »keine Ceremonien unter uns, ich komme nur einige Augenblicke zu Dir, weil ich wußte, daß Du doch erst gegen Morgen schläfst, um Dir als der Erste im neuen Jahr einen Gruß zu bringen.«

Er hatte sich zu dem Ruhebett seines Veters gesetzt und ihm freundlich die Hand gereicht.

»O, Majestät,« sagte der Prinz, der vergeblich eine Anstrengung gemacht hatte, sich zu erheben – »diese unverhoffte Freude – und ich kann Dich nicht empfangen, wie es doch meine Pflicht wäre . . . «

»Still, still Vetter! Wir sind ja Beide keine Jünglinge! Es drängte mich zu Dir, dem Senior unseres Hauses, meinem ersten Kriegskameraden und treuen Freunde zu gehen, wie Du der meines Bruders, des verewigten Königs warst – ich wollte der Erste sein in dem neuen Jahr und einen Menschen sehen, zu dem ich von Herzen sagen kann: Vetter Fritz, eine Krone ist sehr schwer. Ich hatte gewünscht, sie nicht noch auf mein Haupt laden zu müssen. Bei Dir wenigstens kann ich mir das Herz ausschütten, ehe ich morgen conventionelle oder heuchelnde Gesichter zur Gratulation sehen muß! Ich weiß, Vetter Friedrich, Du meinst es gut mit mir!«

»Gott weiß es – aber Du mußt Deinen Weg gehen und – Du bist der Mann dazu, der Einzige, der es tragen kann!«

»Es sieht schlimm aus um mich her, Vetter Fritz. Ich habe vorhin den Erlaß des Ministeriums wegen Einberufung des Landtags unterzeichnet. Mit Ausnahme von Roon kein einziger Name darunter, auf den ich mich vertrauend stützen könnte!«

Der Prinz sah nachdenkend vor sich nieder – dann schob er dem König ein Buch zu, in dem er gelesen hatte, ehe der Monarch eintrat.

»Kennst Du dies?«

Der König schlug den Titel auf. »Tagebücher von Varnhagen von Ense. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Ludmilla Assing. Leipzig, bei Brockhaus! – ich habe davon gehört und Einzelnes gelesen! – Pfui der Schmach! Aus dem Grabe heraus streckt der eitle Geck, der sich einen Patrioten und den Humboldt Freund nannte, eine Schmuzkralle heraus gegen Preußen! Ein lüderliches jüdisches Weibsstück, das sich dazu hergab zur Vermittlerin!«

»Friedrich Wilhelm der Vierte hat mehr ertragen müssen!«

»Wenn dies ein Vorwurf sein soll, Vetter Friedrich – mache ihn nicht mir, er trifft Auerswald und Schwerin, dessen Ahnherr, auch für einen Friedrich, bei Prag fiel! – Aber es ist traurig genug – auf wen soll ich anders bauen, wenn solche Namen unzuverlässig sind. Ich stehe allein gegen sie Alle, die Wahl für den Landtag hat es gezeigt!«

»Stehe fest, Vetter Wilhelm – Du hast die Kraft dazu. Gott gebe Dir ein langes Leben und die Kraft auszuhalten bis zum Ende. Wenn ich in der Gruft auf meinem lieben Rheinstein höre von dem Sieg Deines Königsrechts hier, wird mein Geist Wache halten, am deutschen Strom, bis Du oder Dein Sohn das Wächteramt übernehmt. Vielleicht, Vetter Wilhelm, ist der Beistand von Oben näher als Du denkst! Verzage nicht – auf Deiner Kraft, auf Deinem Entschluß ruht die Zukunft Preußens! – Wenn Du morgen zur Friedenskirche fährst, grüße Den, der das schwere Amt auf Deine Schultern gelegt, auch von mir – ich käme ihm bald nach.«

Der König hatte sich sehr ernst erhoben. »Ich wußte, daß ich bei Dir Stärkung finden würde, Vetter Fritz, und sei bedankt dafür! Vielleicht suche ich Dich bald auf! Gesegnetes Neujahr für uns Beide!«

Er reichte dem treuen Verwandten nochmals die Hand.

»Und – es ist freilich eine Geringfügigkeit in dem Schicksal der Millionen, das jetzt in Deiner Hand liegt,« sagte der Prinz, »aber nimm meinen Dank für die Freundlichkeit, mit der Du so aufmerksam meine Bitte erfüllt, – ich danke Dir für die Begnadigung eines braven Soldaten; daß ich Dich daran erinnere, wird vielleicht Dein Kissen diese Nacht leichter machen.«

Der hohe Herr sah ihn fragend an – dann entsann er sich. »Wenn Du den Unteroffizier Krause meinst,« sagte er, »so danke ich Dir, daß Du mir dazu Gelegenheit gegeben hast. Ich habe befohlen, ihn in ein anderes Regiment zu schicken – als Feldwebel! Er mag sich's bei günstiger Gelegenheit verdienen. Gute Nacht, Fritz – meine Arbeit ist für die heutige noch nicht zu Ende!«

Der König verließ das Palais so unbemerkt, als er gekommen und betrat ebenso das seine, wo er dem ängstlich harrenden Kammerdiener Mantel und Mütze reichte und in seine Arbeitsstube ging, in welcher noch die zwei Lampen wie gewöhnlich auf den Tischen standen und auf dem einen die während des Nachmittags und Abends eingegangenen Rapporte, Telegramme, Zeitungs-Exemplare und Briefe lagen.

König *Wilhelm* hat sich, wie alle mit seiner Lebensweise vertrauteren Personen melden, zur strengen Regel gemacht, nicht eher die Ruhe zu suchen, bis alle den Tag über eingegangenen wichtigern Meldungen wenigstens zu seiner Kenntniß genommen oder erledigt worden sind.

Auch jetzt trat er zu dem Tische, auf dem er am Morgen wie am Abend die eingegangenen Depeschen zu finden gewohnt ist.

»Sieh da – die Ausfertigungen von Bernstorff,« sagte er, das Portefeuille vom auswärtigen Amt herbeiziehend und es mit dem Schlüssel öffnend. »Vielleicht der Bericht von Paris? – Ich dürfte morgen, oder vielmehr heute wenig Zeit dazu haben. Erledigen wir ihn also!« Er zog mehrere Papiere aus dem Portefeuille, setzte sich und las.

»Es ist, wie ich dachte, also man wünscht Reuß zu behalten! – Später! Er wird jetzt besser in Petersburg am Platz sein. Man darf wohl erwogene Beschlüsse nicht ändern. – Ah – hier ist die Abberufungsordre – und hier die Ernennung! – Es mögen die ersten Akte im neuen Jahr sein!« und er vollzog rasch die beiden Unterschriften mit der bekannten feinen und zierlichen Unterschrift, die ihn vor allen früheren seiner Vorgänger auf dem Thron- und Kurstuhl auszeichnet.

»Einige Worte an den Kaiser Alexander!« sagte der König – einen kurzen Brief schreibend und siegelnd. Dann nahm er ein zweites Blatt, beschrieb es und legte beide in ein Couvert, das er gleichfalls verschloß und mit seinem Privatpetschaft versiegelte.

»Es soll meine erste Regierungshandlung sein im Jahre 1862,« sagte der König leise vor sich hin. »Möge sie Preußen und meinem Hause Segen bringen. Der gute Fritze wußte wohl nicht, daß seine Ahnung sich so bald erfüllen werde!« Und nachdem er selbst die Adresse geschrieben:

*Dem Preußischen Gesandten*  
*Herrn von Bismarck-Schönhausen*  
*Sofort durch Kurier!                      in Petersburg*

legte er den Brief an die Stelle, wo der diensthabende Adjutant wichtige Sachen am Morgen zu suchen und sofort zu expediren hatte.

»Herrn von Bismarck Schönhausen!«

Mit dem Wort hatte der König Preußens Zukunft entschieden! – der hohe Herr warf noch einen Blick zu dem Bilde seines Vaters und der unvergeßlichen Mutter hinüber nach der Wand am Schreibtisch, und ruhig, und mit sich selbst einig ging er nach seinem einfachen Schlafzimmer.

#### WARSCHAU.

Die unglückliche Patriotin, deren Anzeige in der Sitzung des pariser Central-Comité's den schändlichen Mord an ihrem Verlobten an einem der Mitschuldigen gerächt hatte und die mit aufrichtigem Bedauern ihrer von dem Oheim der so schmäählich einer bloßen Verdächtigung und persönlichem Haß Geopferten ihr edelmüthig vorgeschriebenen Ehrenpflicht durch die Aushändigung jenes Dokuments an die Aebtissin gefolgt war, hatte dies erst nach wiederholtem Kampf mit sich selbst gethan, da die Familie des Grafen durch die freundliche Aufnahme, welche sie in derselben während des ganzen Winters gefunden, ihr um so lieber geworden war. Obschon sie in dem fanatischen Charakter der Gräfin wenig mildere Sympathien für ihren Herzenskummer und nur Anstachelung ihrer politischen Begeisterung gefunden hatte, der selbst ihren Entschluß, wieder nach Warschau zu gehen, bestärkte, hatte die weibliche

Theilnahme ihrer jüngeren Verwandten ihr zu wohl gethan, um sich sobald dieser zu entreißen und die Herzen der beiden Mädchen hatten sich innig aneinander geschlossen. So war in der That der größere Theil des Winters vergangen, welcher dem Krönungseinzug in Berlin und der persönlichen Begegnung mit ihren Verwandten folgte, also der Winter 1861 zu 62, ehe sie den zuletzt direkten Mahnungen von Warschau her folgte und sich trotz aller Bitten des Grafen und seiner Tochter entschlossen hatte, das Asyl in Sulmercyen zu verlassen und sich wieder in all' den politischen Haß und Kampf der Parteien in ihrem Vaterlande durch ihre Rückkehr nach Warschau zu stürzen.

Dennoch war die ruhigere Pause auf dem bestrittenen Herrensitz des Magnaten nicht ohne Wirkung auf ihr Denken und Wesen geblieben. Wenn auch der rücksichtslose Fanatismus der Gräfin und ihrer Gesinnungsgenossen dafür gesorgt, ihr Nationalgefühl sich nicht vermindern zu lassen und mit reger Theilnahme nicht bloß den Ereignissen und Bestrebungen jenseits der Gränze selbst, sondern auch den Agitationen der national polnischen Partei in der Provinz Posen und Westpreußen zu folgen, so konnte sie sich der Erfahrung doch nicht verschließen, daß hier ein ganz anderer Geist herrschte und wenig Aussicht war, daß die preußischen Polen sich eben so offen einer bewaffneten Erhebung im Königreich wie bei früheren Gelegenheiten anschließen würden. Zwar wiederholte die Gräfin ihr täglich, daß die Agitation auch hier immer mehr Boden gewonnen habe und sah sie dieselbe durch die geheimen Bestrebungen der Geistlichkeit auch wirklich wachsen – aber im Ganzen konnte sie sich doch nicht verbergen, daß auch der national-polnische Adel nur zum Theil einer Erhebung wie 1848 und früher geneigt gewesen wäre, und daß die Landbevölkerung bereits zu germanisirt oder vielmehr prussisicirt war, als daß der Wunsch nach Ruhe nicht überwiegend sei. Die verständige Art und Weise, mit welcher der Graf selbst für die Vortheile der preußischen Herrschaft sprach und ohne sein Nationalgefühl als Pole zu verleugnen die preußische Regierung unterstützte, die Schwägerin und den unreifen Knaben in ihre Schranken zurückwies und jede offene Auflehnung gegen die Gesetze seinen Leuten streng verbot, der Umgang mit vielen gebildeten deutschen Nachbarn, beruhigte wenigstens ihren in dem russischen Polen fast mit der Muttermilch eingesogenen Haß auch gegen die Deutschen und ließ sie ruhiger über die Verhältnisse denken, obschon es nicht das Geringste in ihren polnischen Hoffnungen ändern konnte. Wenigstens hatten diese Anschauungen sie anders über die Neigung der Tochter des Hauses zu dem preußischen Offizier denken gelehrt und Kazimira in ihr eine Stütze ihrer wenig hoffnungsreichen Liebe statt einer offenen Feindin derselben, als welche die Tante sich bei jeder Gelegenheit zeigte, gewonnen. Der unglückliche Zufall, welcher den preußischen Soldaten damals dem jungen Fanatiker gegenüber gestellt und ihm den wohlverdienten Lohn hatte geben lassen, konnte ihr also nicht als ein berechtigter Grund zur unbedingten Trennung der beiden Herzen gelten. Schon die letzten Worte des Grafen, als er den beiden Mädchen am Abend des Einzugs in Berlin seinen Segen ertheilte, hatte auf eine gleiche Meinung hingedeutet und sobald sich das künftige Familienhaupt, der ältere Sohn des Grafen Czatanowski derselben Ansicht anschloß, war es eben nur noch der Unterschied der Confessionen, welcher bei einer offenen Bewerbung des Premierlieutenants von Möllhoff die junge Comteß hindern konnte, der Stimme ihres Herzens zu folgen.

Das mochte im Stillen wohl auch die Befürchtung der Gräfin sein, und sie suchte daher im Geheimen, den Aufenthalt der jungen Polin in Sulmierzyce abzukürzen, ohne ihre damit verbundenen Zwecke zu decouvriren.

Das Vermögen, welches der von dem Studenten bei der Demonstration in Warschau ermordete Graf in den Händen seines preußischen Verwandten deponirt und in seinem Testament an diesen seiner Verlobten hinterlassen hatte, reichte selbst nach der Theilung desselben mit der Propaganda in Paris zum Ersatz der damals in Warschau in die Hände der russischen Polizei gefallenen Summe noch aus, um sie wenigstens für längere Jahre vor Entbehrungen zu schützen und ihren Lebensunterhalt zu sichern. Der Graf war klug und vorsichtig genug, dies kleine Vermögen durch eine vierteljährliche Rente zu sichern, statt die freie Disposition in ihren Händen zu lassen und es so der Ausbeutung für die revolutionäre Agitation in Warschau preiszugeben, und das junge Mädchen hatte Einsicht genug, zu erkennen, welche Wichtigkeit diese Anordnung für sie haben mußte, obschon sie fest bei ihrem Entschluß blieb, mit ihrer Person der Sache ihres Vaterlandes zu dienen. Unter solchen Verhältnissen war es ihr gelungen, im Mai des Jahres 1862 die Gränze, ohne besonderen Verdacht zu erregen, wieder zu überschreiten und nach Warschau zu gelangen, wo sie sich als freiwillige Pflegerin in dem großem Krankenhause meldete, angebend, daß sie während ihrer Abwesenheit sich bei Verwandten im Großherzogthum aufgehalten hätte. Der Direktor der großen Anstalt erinnerte sich sehr wohl, daß die Verstümmelte unter einem gewissen Schutz des Kommissar Drosdowicz gestanden hatte, und so fand ihre Aufnahme in der gewünschten Stellung keinen Anstand, um so weniger, als sie sich bemühte, jeden Verdacht zu vermeiden und sich von den nationalen Demonstrationen ganz fern hielt, einfach der übernommenen Pflicht lebend. Selbst die Aebtissin, welche die gleiche Vorsicht beobachtete und nur dem offen betriebenen Prozeß zur Wiedererlangung der Familiengüter sich zu widmen schien, besuchte sie nur selten, ja schien sie möglichst zu vermeiden.

Der Aufenthalt der Aebtissin in Warschau blieb um so weniger beanstandet, als sie fortfuhr in den vornehmsten Kreisen beider Parteien zu verkehren, die Vorlegung des Familiendokuments aus dem Nachlaß des alten Soldaten ihr das juristische Interesse des Raths Krautowski gewonnen und ihr in den engeren Kreis seines Hauses Eintritt verschafft hatte. Selbst der am 6. Januar neu ernannte und bestätigte Erzbischof *Felinski* schien ihrer Angelegenheit und Person seinen Schutz zu gewähren. So genoß die Aebtissin weiter ein gewisses Vertrauen beider Theile, der Patrioten wie der Regierungskreise und die geschickte Maßnahme, daß sie fortfuhr, ihre Wohnung in dem Hôtel zu behalten, wo fast alle ihre Schritte und Besuche von der Polizei leicht zu controliren waren, beseitigte jeden Verdacht.

Obgleich die russische Regierung offenbar bemüht war, nach der Instruktion von Petersburg jeden Conflict mit der nationalen Partei zu vermeiden durch Maßregeln der Versöhnung und Nachsicht, die bis zur Schwäche und Nachgiebigkeit auf allen Gebieten des bürgerlichen Lebens gingen, ja immer mehr ihre Herrschaft und ihren Einfluß kompromittirten, konnte man sich doch auf keiner Seite der Ueberzeugung verschließen, daß dies nicht lange mehr fort dauern könne und es zu einem offenen Bruch kommen müsse. Warschau stand auf einem Pulverfaß, jeder Augenblick konnte die Lunte zur Explosion wieder anfachen.

Wir haben in der Unterhaltung der revolutionairen Agenten am Abend des Krönungseinzuges in Berlin die seitherigen und vorbereitenden Ereignisse in Warschau angedeutet und nur noch Weniges nachzutragen, was dort seit den Octobertagen des Jahres 1861 bis zum Frühjahr 1862 vorgekommen war.

Am 27. October waren die damaligen weltlichen und geistlichen Häupter der polnischen Bewegung verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt worden; die bereits erwähnte Ernennung des Priesters Felinski zum Erzbischof durch Papst Pius IX. war auf den Wunsch der russischen Regierung geschehen und es sollte als Akt der Versöhnung mit der Kurie die Wiederherstellung der päpstlichen Nuntiatur in Petersburg folgen. Der Papst verzichtete jedoch, offenbar in Kenntniß und Voraussicht der bevorstehenden Conflict, darauf am 28. März. General *Lüders* war in der That zum Statthalter in Polen ernannt worden und seine Energie hatte noch einmal den Ausbruch der Empörung vertagt. Graf Wielopolski als Chef der Civil-Verwaltung bemühte sich ehrlich, der übernommenen Verpflichtung der Ruhe und des Ausgleichs der Gemüther zu genügen und General Chrulew als Militär-Kommandant von Warschau hielt mit eiserner Hand den äußeren Frieden aufrecht.

Wie wenig dieser Zustand den Leitern der geheimen Agitation paßte, sollten jedoch schon die letzten Tage des Juni zeigen.

Die Aebtissin hatte das Personal ihres Hôtels an ihre täglichen Gänge am Morgen und Abend zur Beiwohnung des Gottesdienstes bald in dieser bald in jener Kirche in Gemeinschaft ihrer geistlichen Begleiterin gewöhnt und die letztere ging so offen und ungenirt aus und ein, daß die Wachsamkeit der sonst so mißtrauischen geheimen Polizei zuletzt den Wegen der beiden Frauen zu folgen unterließ.

Es war am Abend des 26. Juni, als in gleicher Weise die Aebtissin zur Vesperandacht in der Bernhardiner Kirche das Hôtel verließ, nachdem sie bereits am Nachmittag in unverdächtiger Weise in Gegenwart des Wirths angedeutet, daß sie am spätern Abend einer Einladung der Frau von Krautowska folgen und deren Gesellschaft besuchen werde. Am Nachmittag hatte sie den Besuch des Fräuleins von Marowska empfangen, deren übernommener Dienst im großen Krankenhause wie ihr eigener Wille ihr nur selten einen Besuch bei ihrer Verwandten gestatteten, und es konnte daher nicht auffallen, die drei Frauen, bei der schönen Witterung zusammen das Haus verlassen und ihren Weg zur Kirche nehmen zu sehen. Trotz des schönen und warmen Abends, welcher das Publikum ins Freie lockte, war die Kirche zahlreich besucht, da der Namenstag eines Heiligen besonderen Gottesdienst veranlaßte.

»Sie werden mich zur Krautowska begleiten, liebe Nichte,« sagte die Aebtissin, als sich Beide von den Knien erhoben – »der Rath wünscht Sie zu sprechen.«

»Muß es sein?« frug das Mädchen – »Sie wissen, daß ich stets nach dem Besuch der Bernhardiner Kirche mich gern der Einsamkeit überlasse.«

»Thorheit – die Erinnerung an Ihren Verlobten muß endlich ein Ende nehmen, die Forderungen der Gegenwart haben ihre Rechte über die Todten hinaus und es erwartet Sie dort eine Person.«

»Wer?«

»Pater Hilarius! Er verlangt ausdrücklich, Sie zu sehen.«

»So ist er wieder zurückgekehrt von Krakau?« frug das Mädchen leise erschauernd.

»Seit zwei Tagen – mit wichtigen Nachrichten, wie er mich wissen ließ.«

»Aber man wird mich vermissen im Krankenhause.«

»Es wird sich ein Grund der Entschuldigung finden. In der That liebe Wanda – die Gutgesinnten beginnen an Ihrem Eifer zu zweifeln. Seit Ihrer Rückkehr aus Sulmyerzyce haben Sie unter verschiedenen Vorwänden den Besuch der Versammlungen hinausgeschoben und selbst den Befehlen der Nationalregierung Ungehorsam gezeigt. Der russische Agent, der speciell

Ihrer Pflege im Krankenhause anvertraut wurde, lebt immer noch und soll sich sogar auf dem Wege der Besserung befinden. Es wäre dies unmöglich, wenn Sie dem Befehl gehorcht und die Tropfen unter seine Medizin gemischt hätten.«

»Ich bin keine Giftmischerin!« sagte das Mädchen leise aber unwillig: »Man fordere mein Leben für das Vaterland, und ich werde es so willig opfern, wie ich den Arm geopfert – aber nicht durch ein niederes Verbrechen mein Seelenheil gefährden – und das Andenken Hypolyts, der die arme Wanda Marowska noch seines Namens würdig hielt, soll durch mich nicht befleckt werden.«

»Eben deshalb sprechen Sie mit Pater Hilarius; die Kirche allein ist unfehlbar in ihrem Urtheil und kann Alles vergeben, nur nicht Ungehorsam und Abtrünnigkeit. Aber was reden Sie von Vergiftung, wer hat diese Ihnen zugemuthet? Nur die Genesung des russischen Spions wollte man verhindern und verzögern, damit er einer der thätigsten und gefährlichsten Helfershelfer unseres Todfeindes Drosdowicz, dieses Hauptwerkzeugs der russischen Polizei grade in dieser gefährlichen Zeit der Sache der Nation nicht schaden möge. Wenn man nicht wüßte, wie viel Polen Ihnen verdankt, wie Sie Ihren Patriotismus noch durch die Entlarvung des Verräthers Asnik und seine offene Anklage vor dem Nationalcomitk in Paris bewiesen, hätte man irre an Ihrem Eifer werden können.«

»Eben deshalb,« sagte leise das Mädchen, »setzen Sie ihn nicht unnütz auf die Probe.«

Die Aebtissin warf dem Mädchen einen falschen Blick zu, aber sie kannte zu genau und vollkommen die Aufrichtigkeit ihres politischen Fanatismus, um an die Möglichkeit einer Abtrünnigkeit auch nur zu denken und es lag zu sehr in ihrem Interesse, das Mädchen nicht mißtrauisch zu machen, um weiter auf ihrer jesuitischen Moral zu bestehen. »Es wird Sache der Kirche und des Beichtstuhls sein, liebe Wanda,« sagte sie, »Ihre Scrupel zu lösen. Vielleicht thut es schon die nächste Stunde. Was man für das Recht und den Sieg der heiligen Kirche und Polens thut, kann keine Sünde vor Gott sein, das bedenken Sie; wir haben kein Recht, an den Lehren frommer Männer zu zweifeln. – Doch hier sind wir am Hause des Geheimeraths, lassen Sie uns eintreten.«

Die Pflegerin sah sich um. – »Unsere Begleiterin hat uns verlassen!«

»Ich gab ihr schon vor der Kirche Urlaub – zu der Räthin hätte sie uns ohnehin nicht folgen können – ich bringe Sie selbst zu Wagen bis vor das Spital – wenn wir spät die Gesellschaft verlassen müßten.« –

In dem Salon der Räthin waren außer dem Bernhardiner Pater nur Damen versammelt. Eine der jugendlichen Töchter hatte die Eintretenden im Vorzimmer empfangen und schien bereits dort auf sie gewartet zu haben.

»Gut daß sie endlich da sind, Hochwürdigste,« sagte die Räthin, »und in solcher Gesellschaft. Haben Sie Fräulein Marowska bereits in Kenntniß gesetzt, um was es sich bei unserer Zusammenkunft handelt?«

»Das gute Kind,« meinte jene mit einem spöttischen Lächeln an den Priester, »fühlt noch immer Scrupel und glaubte es vor ihrem Gewissen nicht verantworten zu können, dem Schurken Mardiewicz eine andere Medizin mischen zu dürfen, als ihm von dem Arzt des Hauses verordnet war. Es kostete fast Mühe, sie zu überreden, mich hierher zu begleiten. Sie behauptet ihr Seelenheil nicht gefährden zu dürfen mit einer Todsünde, wie die Vernichtung eines russischen Spions gewesen wäre. Als ob es eine Sünde wäre, ein Gewürm zu zertreten, das uns bedroht.«

Der Priester winkte ihr zu: »Ich ehre und achte die Bedenken des Fräulein von Marowska,« sagte er gleißend, »aber sie vergißt, welche Macht die Kirche zur Vergebung jeder Sünde hat. Wenn diese zu ihrem Zwecke befiehlt, Seele und Leib zu opfern, obschon das Erstere eben nur scheinbar geschieht, würden wir gehorchen müssen. Der wahre Glauben scheint unserer jungen Freundin noch nicht gekommen, sonst könnte sie nicht gezögert haben. – Zum Glück hat unsere Sorge ihr Gelegenheit geboten, ihren Gehorsam und Patriotismus nächstens in würdigerer Weise zu bekunden, und ich hoffe bis dahin, ihre unbegründeten Bedenken vollständig zu zerstreuen.«

Das Mädchen sah ihn erschrocken und erstaunt an.

»Wie meinen Euer Hochwürden dies?«

»Sie wissen, daß die Krankenpflegerinnen des Spitals die Erlaubniß und Pflicht haben, auch außerhalb der wohlthätigen Anstalt ihr so segensvolles Amt auf den Wunsch der betroffenen Familie üben zu dürfen.«

»Aber ich habe dies Amt nicht – diese Krankenpflege ist andern Frauen übertragen.«

»Der Direktor hat in Anerkenntniß Ihres Eifers und des guten Zeugnisses, das Ihnen der Oberarzt des Hauses ertheilt, die Erlaubniß zur Ausübung dieses Amtes auf Sie ausgedehnt. Sie werden diese ehrende und wichtige Bestimmung bereits bei Ihrer Rückkehr vorfinden. Es ist ein hohes Vertrauen, das man ihnen beweist und das Sie hoffentlich zu würdigen wissen werden. Um Sie darauf vorzubereiten, wünschte ich Sie zu sprechen.«

Die junge Polin schien von diesem Vertrauen gerade nicht besonders erbaut, aber sie begnügte sich, ein Zeichen der Zustimmung zu geben. »Ich kenne die Pflicht der Aufgabe, die ich übernommen,« sagte sie, »und gedenke treu meine Pflichten gegen Gott und meine leidenden Mitmenschen zu erfüllen.«

»Und gegen Polen!«

Ihre Lippen bebten, der Blick, den sie auf den Priester heftete, war ein ernster, bedeutungsvoller.

»Ich bin eine Polin, hochwürdiger Herr,« sagte sie feierlich, »zweifeln Sie niemals daran.«

»Ich habe es nie gethan und freue mich, die Bestätigung meiner guten Meinung nochmals aus Ihrem Munde zu erhalten. Ich bin überzeugt, daß die Frauen Polens dem Enthusiasmus der Männer für die heilige Sache des Vaterlandes Nichts nachgeben.«

»Mein Blut, meine Seele, mein theuerstes Gut, das ich habe, meine Kinder, würde ich keinen Augenblick anstehen, auf dem heiligen Altar des Vaterlandes zu opfern,« rief die Rätthin.

»Ich kenne Sie dafür, gnädige Frau, und deshalb sucht die Sache der Freiheit ihre beste Stütze in dem Patriotismus der Töchter Polens. Ohne sie wäre unsre Sache eine verlorene, eine hoffnungslose. Doch wir müssen die Zeit nützen, denn der Argwohn unserer Tyrannen gönnt uns nur selten den Trost einer unbeargwohnten Berathung für die Interessen des Vaterlandes. Selbst die Augenblicke dieser Zusammenkunft unter Ihrem Schutz, gnädige Frau, sind gezählt und müssen mit Vorsicht benutzt werden, um nicht Verdacht zu erregen.«

»Wir sind sicher hier,« erklärte die Rätthin, »mein Mann wohnt in diesem Augenblick der Sitzung des Geheimen Rathes bei, meine Dienerschaft ist treu und zuverlässig, meine eigenen Töchter sichern uns vor jedem unwillkommenen Besuch. Nur geschworne Patriotinnen und treue Anhängerinnen der Sache Polens sind hier versammelt. Sprechen Sie ungescheut hochwürdiger Herr, welche Nachrichten bringen Sie von Krakau? Was hat die Natioalregierung beschlossen? was ist unsere Aufgabe?«

»Die Zeit drängt immer mehr, die Gefahr wächst mit jedem Tage,« erklärte der Priester.  
»Sind Ihnen bereits die neuesten Beschlüsse des Kaisers bekannt?«

»Was meinen Sie, die neuen Vollmachten an Lüders und den Verräther Wielopolski?«

»Ich meine Wichtigeres. Die Ernennung eines neuen Vicekönigs von Polen?«

»Eines Vicekönigs – und wer?«

»Der Großfürst Constantin, er soll bereits im nächsten Monat sein Hoflager nach Warschau verlegen!«

»Aber die Großfürstin befindet sich im letzten Monat ihrer Schwangerschaft!« bemerkte eine der Damen. »Sie wird Petersburg in diesen Umständen nicht verlassen wollen, oder vielmehr Zarskoje Selo – denn Petersburg selbst scheint bei der Thätigkeit unserer dortigen Freunde bereits ein gefährlicher Aufenthalt.«

»Sie ist eine Deutsche und soll einen entschlossenen Charakter haben, wie ihre Schwester, die Königin von Hannover, die ebenfalls mehr König ist, als ihr Gemahl, wenigstens den bedeutensten Einfluß auf diesen übt. Die Wiedererneuerung des Vicekönigthums ist offenbar nur ein Vorwand, um die russischen Truppen in Polen zu verstärken. – Die Lektion, die sein Namensvetter bei unserer großen Revolution von 1830 empfing, scheint bereits vergessen zu sem.«

»So muß sie erneuert werden,« sagte energisch eine der Frauen – eine große stattliche Gestalt von etwa 45 Jahren. »Das National-Comité versprach uns den Schlag gegen Lüders. Wie weit sind die Vorbereitungen getroffen? – Wenn keiner der Männer den Muth zur That hat, werden ihn die Frauen haben – ich selbst erbiere mich zur Ausführung.«

»Das Opfer ist unnöthig – der russische Statthalter wird morgen früh auf der Brunnenpromenade im sächsischen Garten den verdienten Lohn seiner Tyrannei erhalten.«

»Endlich! Eine solche That wird hoffentlich dem neuen Vicekönig zeigen, was er hier zu erwarten hat, und ihn unsern Gränzen fern halten. Ich will Sie nicht fragen, wer und wie die That erfolgen soll, – aber sagen Sie ungescheut, was können wir dabei thun, wie Beistand leisten?«

»Vorsichtigstes Schweigen zunächst, – das Comité der schwarzen Bruderschaft wünscht nur, daß der Besuch des Brunnengartens durch die vornehme Gesellschaft morgen ein möglichst zahlreicher sei. Je größer das Publikum und das Gedränge am Ort, desto günstiger sind die Chancen für die Sicherheit des sich dem Vaterland Opfernden.«

»Und wo soll es geschehen?«

»Halten Sie sich in der Nähe des Caffeehauses und des eisernen Thors. Einem entschlossenen Mann kann es nicht schwer werden, in dem unerwarteten Schrecken und dem Gedränge selbst für seine persönliche Sicherheit Sorge zu tragen. Doch ist es wünschenswerth, daß im Publikum sich keine zu verdächtigende Persönlichkeit der nationalen Partei, kein hervorragender Patriot befindet. Man darf nicht entfernt Veranlassung haben, die That uns in die Schuhe zu schieben, der Verdacht muß sich klar und bestimmt nach einer andern Richtung wenden können.«

»Aber nach welcher?«

»Auf das russische Militair selbst!«

»Aber wie wäre das möglich? Der Gedanke ist allerdings vortrefflich.«

»Sie scheinen das Urtheil des Kriegsgerichts in Modlin vergessen zu haben.«

»Ah, – jetzt begreift ich.«

»Aber« sagte die Rätthin, »das Urtheil bedarf so viel ich weiß noch der kaiserlichen Bestätigung.«

»Es ist heute Morgen an allen Delinquenten vollstreckt worden,« erwiderte der Priester kalt.

»Ich muß Sie bitten, die Sache noch einmal uns kurz zu recapituliren; da es sich nicht um Polen, sondern nur um Schergen der russischen Tyrannei handelte, habe ich mich weniger darum bekümmert, obschon die Sache großes Aufsehen in der Armee gemacht haben und die Meinung über den Ausgang getheilt gewesen sein soll; ich erinnere mich nur, daß ich den Fürsten Barinsky und Herrn von Atschikoff neulich in der Soirée des Markgrafen darüber streiten hörte. Und vielleicht geht es anderen unserer Freundinnen wie uns. Ich weiß nur, daß es sich um ein Disciplinarvergehen gegen unseren Feind, den General Chrulew handelte. Aber dann pflegen unsere Tyrannen gewöhnlich die Schuldigen nach dem Kaukasus zu schicken, wo so viele unserer Angehörigen schmachten.«

»Bitte, hochwürdiger Herr, erzählen Sie!«

Die Frauennatur verleugnete sich selbst in diesem Kreise nicht.

»Die Sache liegt tiefer, als in einem bloßen Disciplinarvergehen,« berichtete der Priester »und ich bitte Sie, genau auf diese wichtige Chance für unser Vaterland, den Geist zu achten, der sich auch in der russischen Armee zeigt und dessen Förderung und Verbreitung wir mit allen Mitteln zu vermehren haben. Sie kennen den heftigen und rohen Charakter Chrulew's.«

»Der Barbar! Er benimmt sich oft wie ein Troßbube, selbst gegen Damen.«

»Der General hatte vor Kurzem das untergegebene Offizierkorps seiner Division zu sich berufen und wie die Schulbuben über die Sympathien ausgescholten, die wie wir wissen, sich offen unter ihm für die Sache Polens zeigen. Er soll sie sogar *duraki* (Einfaltspinsel) genannt haben, was ihm wohl zuzutrauen ist.«

»Als ob sie etwas Anderes wären?«

»Diesmal aber war die Beleidigung auch für die Knechtsseelen russischer Schergen zu stark – oder die Verhöhnung aller anständigen Leute, wo sie sich blicken ließen, zu öffentlich und begründet. Kurz sie haben wirklich den Muth gefaßt, sich über die angethane Schmach zu beschweren und eine Deputation, bestehend aus zwei Offizieren, zwei Unteroffizieren und zwei Gemeinen zu wählen, die nach langem Zögern sich zu Chrulew begab, wie sie sagen, um Widerruf und Ehrenerklärung zu verlangen, wie Andere behaupten, um den General direkt zu fordern. Gewiß ist nur, daß der Tyrann die ganze Deputation verhaften ließ und sie wegen Insubordination vor ein Kriegsgericht stellte. Dasselbe hat sie zum Tode verurtheilt, indeß ist in den Verhandlungen doch so Viel zur Sprache gekommen, daß es der Kaiser vorzog, nicht selbst das Urtheil zu bestätigen, sondern es Lüders als dem Kommandirenden der Ersten Armee überließ. Da dieser selbst nicht viel Lust dazu zu haben schien, haben wir dafür gesorgt, daß er durch verschiedene anonyme Drohbrieife, die ihm bei einer Vollstreckung mit dem Tode drohten, in seiner Ehre gekränkt wurde. Heute Morgen ist wie gesagt, das Urtheil in der Citadelle vollstreckt worden.

»Er hat also gewagt, es dennoch zu bestätigen? – Wer war es, der dem Gericht präsidirte und das Urtheil fällte?«

»Oberst Miaskowski. Wir leben unter'm Kriegszustand, das vergessen Sie nicht.«

»Wir werden uns des Namens erinnern.<sup>1</sup> Kennen Sie die Namen der Opfer?«

»Es sind unbedeutende Personen – durch das Loos gewählt, keine Polen darunter. Dagegen sind zwei der Unseren unter den Offizieren, die nach dem Urtheil des Kriegsgerichts wegen Verbreitung der in Heidelberg gedruckten Herzen'schen Aufrufe in den Kasernen morgen erschossen werden sollen. Wir müssen Mittel finden, unsere Druckereien zu erweitern, die Nihilisten in Petersburg sind darin weiter wie wir – und ihre Sprache übertrifft die unsere; der Plan, das Volk durch Erhöhung der materiellen Noth aufzuregen, indem die Krämer und kleinen Händler mit seinen dringendsten Bedürfnissen ihres Obdachs und ihrer Vorräthe durch das Feuer beraubt werden, wie diese Instruktion Herzens hier anrath, war sehr geschickt. Es sind in Petersburg allein im vorigen Monat über zehntausend Personen durch die Brandstiftungen der Nihilisten ihres Obdachs beraubt worden. Das System muß von der Nationalregierung auch bei uns eingeführt werden.«

»Nicht, so lange wir andere Mittel haben – das Blut ist billiger und trifft nur die Schuldigen,« erklärte die Räthin. »Ich muß offen gestehen, ich wünsche nicht, daß der Haß des Pöbels sich gegen uns kehrt – ich bin keine Anhängerin der Lehren der Socialdemokratie und der Phantasien des Herrn Bakunin von einer großen panslavistischen Republik. Das niedere Volk darf nur das Mittel für den Adel und die Kirche sein, ihre Zwecke: die Wiederaufrichtung Polens zu erreichen durch die Vertreibung unserer Tyrannen. Ueberdies – was haben die Brandstiftungen in Warschau erzielt? Das gemeine Volk in die Hände der Regierung getrieben, als der Kaiser und die Kaiserin endlich den Muth gewannen, die Gefahr nicht länger zu scheuen und sich selbst auf die Brandstätten und auf die Lagerplätze der Obdachlosen zu begeben und für sie zu sorgen? – Das System taugte Nichts und hat nur materiell geschädigt, Kirche und Adel dürfen ihre Rechte und ihre Macht nicht durch eine Herrschaft des Pöbels gefährdet sehen.«

Der Pater tauschte einen raschen Blick mit der Aebtissin und lenkte geschickt ein, die Aebtissin hatte sich bisher fast schweigend verhalten.

»Der heilige Vater weiß es, gnädige Frau, daß der polnische Adel treu zur Kirche hält, deshalb unterstützt er auch die Sache der polnischen Nationalität gegen ihre Unterdrücker. Der Empfang des posener Erzbischof von Przuluski in Rom als Primas von Polen beweist dies und wird auch im Großherzogthum und den andern preußischen Landestheilen von großer Wirkung sein. Ich hoffe, daß der polnische Adel es niemals vergessen wird, daß er ohne die Stütze der Kirche keine Aussicht gegen Rußland und Preußen hätte.«

»So möge man die Wiederherstellung Polens offen als Forderung der katholischen Kirche proklamiren, so gut wie die weltliche Herrschaft des Papstes in Italien.«

»Schon die Andeutung einer solchen Forderung durch Kardinal Antonelli hat die Anerkennung des italienischen Königthums durch Preußen und Rußland zur Folge gehabt, – soll sie auch den Schutz Oesterreichs dem heiligen Stuhl noch entziehen? Sie kennen die Zahl seiner Gegner. Nur im letzten Augenblick, wenn andere Mittel nicht helfen, darf die Kirche drohen, sich mit der Revolution zu verbünden. Bis dahin brauchen wir die Regierungen und ist der Nimbus eines Märtyrerthums der Kirche von größerer Macht, als selbst ein offener Religionskrieg. Unsere Gegner sind bei dem wachsenden Unglauben der Zeit schlaue genug, einen

---

<sup>1</sup>Der Oberst wurde als eins der ersten Opfer des Systems der Morde vor der Citadelle selbst am 19. Juli erschossen, ohne daß es gelang, des Mörders habhaft zu werden.

solchen nicht zu fürchten. Die Weisheit der Kirche fordert deshalb blinden Gehorsam und Selbstverleugnung.«

»So muß es bei dem Entschluß des National-Comité's bleiben, einstweilen jede Maßregel der Tyrannen nur mit einer persönlichen Rache zu vergelten und dadurch ihre Energie zu lahmen. Wir sind zu jeder persönlichen Aufopferung bereit. Wenn es an Männern fehlt – werden Knaben und Frauen bereit sein.«

»Die Kirche verlangt wie gesagt nur Gehorsam, noch bedarf es Ihres persönlichen Opfers nicht, obschon der Augenblick kommen kann. Darf ich Sie fragen, wie es mit dem Prozeß unserer Freundin der Frau Aebtissin steht? Man verlangt in Rom Näheres darüber zu wissen.«

»Ich liege täglich meinem Mann deswegen in den Ohren, aber er behauptet, daß die preußischen Gerichte in Folge eines Gutachtens der Advokaten des Grafen Czatanowski Schwierigkeiten machen, der Gegner stützt seine Ablehnung des Anspruchs auf ein zweifelhaftes Datum jenes beigebrachten Dokuments, das uns die liebe Marowska übergab, und mein Mann rath selbst zu einem Vergleich in Folge der angeregten Zweifel der Zeitgültigkeit.«

»So müßte der Graf das Original in Händen gehabt haben?« frug die Aebtissin mit einem bösen Blick auf das Mädchen.

»Graf Czatanowski,« sagte dieses, »hat mit meiner Einwilligung eine beglaubigte Abschrift des von meinem Bräutigam mir vererbten Dokuments genommen. Es war meine Pflicht, ihm diese nicht zu weigern, wie er selbst es für meine Pflicht erklärte, das Dokument in die Hand der Frau Aebtissin niederzulegen.«

»Davon sagten Sie mir bisher Nichts,« bemerkte diese mit einer gewissen Heftigkeit. »Also hat Graf Czatanowski eher den Schuldschein in den Händen gehabt, als ich?«

»Der Graf ist ein Ehrenmann, – ich zeigte ihm das Papier bei meinem Zusammentressen im Oktober mit ihm in Berlin, und bat um seinen Rath, welchen Gebrauch ich davon machen müsse?«

»Und er hat diesen Verwandtschaftsdienst klug genug benutzt. Warum sagten Sie mir dies nicht eher – es kann meiner Sache, oder vielmehr den Interessen der Kirche, denn als Klosterfrau habe ich keine persönlichen Güter, unendlichen Schaden bringen!«

»Ich that nur meinem Gewissen genüge,« erwiederte die Marowska.

»Sie handelten nicht weise, mein Kind,« erklärte der Pater – »in zweifelhaften Fällen ist es immer die Kirche, bei welcher man sich Rath holen soll. Hätten Sie dies gethan, hätten Sie eine Pflicht gegen Ihre würdige Tante erfüllt, die Ihnen naher stand, als jene Familie, die Sie zum ersten Mal sahen. Wir sind unzufrieden mit Ihnen.«

Die Krankenpflegerin verneigte sich bescheiden, aber es lag in ihrer Haltung doch ein gewisser Stolz und Trotz. »Wenn ich gefehlt,« sagte sie ernst, »werde ich die Folgen meines Fehlers tragen, doch nie vergessen, daß ich die Verlobte eines braven Mannes und wahren Patrioten war. Graf Hypolit Oginski, mein edler Freund, starb den Opfertod für das Vaterland!«

Eine ältere Dame, die mit einer jüngeren, ihrer Tochter, in dem Kreise voll reger Aufmerksamkeit gesessen, erhob sich und reichte dem jungen Mädchen die Hand: »Ich begreife Ihre Gefühle, Fräulein von Marowska,« sagte sie, »und billige sie. Ich kenne den Grafen Czatanowski als einen Ehrenmann, wenn er auch zu den lauen Patrioten gehört, wie ich Ihren Verlobten als Knaben gekannt habe und jeden Zweifel an seiner echten Vaterlandsliebe hätte zurückweisen müssen. Ich denke an der Gesinnung der Gräfin Dembinska wird Niemand

zweifeln und meine Töchter werden es sich zur Ehre schätzen, wenn Sie dieselben Ihres nähern Umgangs würdigen, so lange und so oft wir in Warschau verweilen.«

Die junge Dame war an die Seite ihrer Mutter getreten. Sie sah etwas bleich und angegriffen aus, als litte sie noch an den Nachwehen einer schweren Krankheit. »Ich bitte Sie um die Erlaubniß, Sie in dem Krankenhause besuchen zu dürfen, ich wünschte sehr, Ihren schweren Beruf theilen zu können. Ich kannte Hypolit als Knaben, das Gut seines Vaters gränzte an das unsere und er war unser Spielgefährte und Schützer, ehe die Verbannung ihn traf.« Sie wagte es nicht, in diesem Kreise zu sagen, daß sie ihn noch einmal wiedergesehen, in der schwersten Stunde ihres Lebens, damals auf dem Rückweg von dem Schalter des Findelhause, als ihre Kraft sie verließ und sie den edelmüthigen Beistand des Genossen ihrer Jugend fand, aber sie war glücklich, auf diese Erlaubniß hin, das Krankenhaus besuchen zu dürfen und dort vielleicht Gelegenheit zu erhalten, in der damit verbundenen Anstalt das weitere Geschick des kleinen Wesens zu überwachen, über dessen Ergehen ihre strenge Schwester ihr jede Auskunft bisher verweigert hatte und an das sie Tag und Nacht dachte.

Sowohl der Geistliche als die Aebtissin hatten begriffen, daß jeder weitere Angriff auf die Marowska ihnen selbst nur schaden könne und der erstere begnügte sich, ihr zu sagen, daß das Interesse, welches eine so wohl bekannte Patriotin, wie die Gräfin Dembinska ihr eben bewiesen, ihr ein neuer Sporn sein müsse, der Sache Polens alle Kräfte zu widmen und er behalte sich vor, über Fragen des Gewissens sie bei der nächsten Beichte zu belehren, zeigte sich auch nicht empfindlich, als die Marowska durch die Theilnahme, welche sie gefunden ermuthigt, erklärte, ihr Beichtiger sei derselbe Geistliche, welcher damals ihrem verstorbenen Verlobten die Sterbesacramente gereicht habe.

»Ich erwarte die Nachricht unseres Freundes Chmelenski,« erklärte der Pater, »ob es dem National-Comité gelungen ist, für einen Patrioten zu sorgen, der bereit ist, morgen den Befehl zu vollziehen, da Oberst Dombrowski verlangt, daß nicht länger gezaudert werde. Er will verschiedene Anzeichen haben, daß er nicht mehr das ganze Vertrauen des Generals besitzt und dieser damit umgeht, ihn zu entfernen.«

»Das wäre allerdings schlimm – der zweite Adjutant, Kapitain Atschikoff ist ein starrer Russe. Er hat ja wohl Eingang bei Ihnen gesucht, gnädige Frau?«

Diese Frage war an die Dame des Hauses gerichtet.

»Fürst Barinski hatte Gelegenheit genommen, ihn mir zur Zeit Gortschakoffs vorzustellen, damals im Februar vorigen Jahres, aber da er wenig Sympathisches für uns hatte, begnügte ich mich, ihn zu empfangen und lud ihn nicht ein, seinen Besuch zu wiederholen. Er soll ein frecher Wüstling sein und ich habe die Ehre meine Töchter zu wahren.«

»Eben deshalb – möchte ich Sie bitten, ihm Zutritt zu gewähren. Bei der Gefahr mit Dombrowski dürfen wir uns nicht alle Wege auf ihn abschneiden. Der bisherige Weg in sein Bureau ist uns versperrt. Selbst Graf Zamoyski empfängt ihn.«

»Ich werde meinem Mann aufgeben, die Verbindung zu erneuern. Er mag ihn zu unserer nächsten Soirée einladen.«

»Auch die Fürsten Barinsky und Ilinski – wenn der Letztere den Großfürsten begleiten sollte. Man spricht davon, daß er wieder in activen Dienst getreten ist. Es war wohl nur eine Laune, daß er mit Gortschakoffs Tod seinen Abschied forderte und sich auf seine Güter zurückziehen wollte.«

»Er war während eines Jahres in Paris,« bemerkte die Gräfin Dembinska. »Was ist Dir, Josefa – bist Du unwohl? Die Folgen ihrer langen Krankheit machen sich noch immer bemerklich. Sie hätte in der That einer Badekur in Deutschland bedurft, – aber Sie wissen, unter welchen nichtigen Vorwänden das Mißtrauen unserer Tyrannen uns die Pässe in's Ausland erschwert.«

Die junge Comteß war in der That in ihrem Stuhl zurückgesunken, die Marowska hatte sich mit ihr beschäftigt und sie mit einem flüchtigen Salz wieder aus der leichten Ohnmacht zum Bewußtsein zurückgerufen; dankend preßte sie die Hand der Pflegerin, ohne zu bemerken, daß die Augen der Aebtissin forschend auf ihr ruhten.

»Bitte – es ist bereits vorüber, ein augenblicklicher Schwindel, dem ich seit meiner Krankheit zuweilen unterliege, er geht zum Glück rasch vorüber, und kommt nur noch selten. Dank für Ihren Beistand! Sie erlauben doch, daß ich Sie in den nächsten Tagen aufsuche?«

Der Zufall der jungen Comteß schien in der That ihrer Mutter wenig Besorgniß eingeflößt zu haben und ihr ganzes Interesse sich nur in den politischen Angelegenheiten und in der Verschwörung gegen die russische Regierung zu concentriren. Die Gräfin hatte ihre nächsten Besitzungen auf dem rechten Ufer der Weichsel in der Enclave, welche die Długa mit dieser und dem Pruth bildet und die in dem ziemlich unwirthlichen Terrain zwischen den waldigen und sumpfigen Höhenzügen liegt, welche die drei Flüsse begleiten. Die Lage und spärliche Bevölkerung machten diese Gegend für die Agitation wichtig, da sie zugleich die Eisenbahn von Petersburg und Krakau in kurzer Zeit zu erreichen erlaubte, die Verbindung mit Modlin, diesem damals stärksten militairischen Halt der russischen Herrschaft gewissermaßen beherrschte und eine rasche Flucht nach den verschiedenen Richtungen zu Wasser und zu Lande gestattete. Ihr Haus in der Stadt unfern des sächsischen Platzes wurde von ihr häufig bewohnt, aber klüglich von jeder Benutzung, die Mißtrauen erregen konnte, freigehalten. Die Gräfin galt daher dem nationalen Comité für eine wichtige Persönlichkeit und ihr leidenschaftlicher Patriotismus hatte sie an die Spitze der geheimen Frauen-Comité's gestellt, so daß ihr Wenig von den Plänen und Absichten der Verschworenen verborgen blieb.

Wir haben bei einer früheren Gelegenheit bereits erwähnt, daß ihre jüngere Tochter Lodoiska, die sich der Kirche gewidmet, die fanatische Gesinnung der Mutter theilte und nur ihre fast kindliche Liebe und Sorge für die ältere Schwester derselben die Verheimlichung des Fehltritts ermöglicht hatte. Zwei Söhne der Gräfin bewohnten, bereits selbstständig, ihre Güter im Radoms'schen Kreise und in der Gegend von Sandomierz an der oberen Weichsel. Man wollte in der Warschauer Gesellschaft wissen, daß ihre Verlobung mit den Zwillingschwestern des Hauses eine bereits beschlossene Sache sei, bei welcher jedenfalls die Befreundung der beiden Mütter den Ausschlag gegeben, da der Rath Krautowski keineswegs zu der enragirten Partei gehörte und auch nur mäßig begütert war. Der Gemahl der Gräfin war bejahrt, von einem Schlagfluß gelähmt und stand vollständig unter dem Einfluß seiner Gemahlin.

»Gedenken Sie hochwürdiger Herr,« frug die Hausfrau, »noch während unseres Verweilens hier eine bestimmte Nachricht über die Beschlüsse der Nationalregierung zu erhalten?«

»Gewiß – es wird auf die unverdächtigste Weise geschehen – ich erwarte sie jeden Augenblick. Lassen Sie uns aber deshalb unsere Zeit nicht unbenutzt lassen. Der Tod des General-Gouverneurs wird eine neue Verschärfung des Kriegszustands zur Folge haben. Sind die Listen der Zehner auch in Warschau gesichert?«

Die Rätthin lächelte hochmüthig. »Sie sahen sie selbst, als Sie hierher kamen!«

»Wieso?«

»Je die vierte Wärterbude der Krakauer Bahn ist von Grodzisk aus von vertrauten Leuten besetzt. Sie wissen freilich nicht, was sie bewachen, aber es wäre zu gefährlich, die Verzeichnisse in Warschau selbst zu verwahren. So kann im Fall eines zufälligen Unglücks oder Verraths immer nur eine Kreisorganisation gefunden werden und die Warnung würde sich auf der Eisenbahn selbst mit telegraphischer Eile verbreiten. Jeden Zug begleitet bereits ein Eingeweihter. Die Signale der Erkennung sind verabredet. Die Erhebungslisten gehen auf der Südbahn mit den Frachtscheinen selbst.«

»Und die Verbreitung im platten Lande, auf den Gütern?«

»Sie ist die Erfindung der Frau Gräfin. Das System der Steuerlisten der Regierung mit der Abschätzung der jüdischen Taxatoren hat sich trefflich bewährt! Bis jetzt mit Ausnahme von sieben Fällen ist überall williger Gehorsam geleistet.«

»Und in diesen Fällen?«

»Ist die angedrohte Strafe sofort vollzogen worden!«

»Aber in den Städten?«

»Die Hausbesitzer sind die besten Steuererheber!«

»Das Resultat?«

»Bis jetzt in fünf Bezirken nach Abzug des Decem für die Erheber und gleichen Betrages für die Kirchen und Klöster 545,000 Gulden.«

»Das ist wenig genug, noch nicht eine halbe Million Franken – wenn uns nicht englisches oder französisches Gold zu Hilfe kommt, werden wir es kaum wagen können, die neuen Waffenbestellungen zu machen.«

»Wir rechnen auf die Geldsteuer aus dem Großherzogthum. Die Bauern werden schwierig – der Schlag der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland macht sie trotzig, Es wäre die Sache der Kirche die Gemüther zu schärfen. Aber offen gesprochen, sie braucht zu viel für sich selbst.«

»Und doch ist es nur ein kleiner Theil, den man ihr widmet. Die freiwillige Steuer des Peterspfennigs reicht kaum hin, die Pensionen des Vatikans zu bezahlen.«

»So möge man sie einschränken. Mit dem Decem, den die Geistlichkeit von der Nationalsteuer fordert, würde man die große Ausgabe für die Kundschafter in Warschau bezahlen können.«

»Sie sind uns gerade am Sitz der Regierung unentbehrlich. Erinnern Sie sich, daß unsere Feinde jede Nachricht mit Gold aufwiegen müssen, während die Unseren aus Patriotismus Kundschafterdienste leisten. Aber dort kommt die Nachricht.«

»Wo – wo?«

Der Pater lächelte. »Hörten Sie nicht?«

»Was meinen Euer Hochwürden?«

»Bitte, trete Eine der Damen an das Fenster. Wen sehen Sie dort unten?«

Die Rätthin war selbst an das Fenster geeilt. »Nichts als einen der gewöhnlichen Leierkästner – einen Invaliden, von einem Kinde, einem Mädchen begleitet.«

»Und das Lied, das sie eben sang?«

»Einer der gewöhnlichsten Gassenhauer, nicht einmal einer der von der Polizei verbotenen. Euer Hochwürden kennen ihn nicht.«

»Ich bitte Sie, suchen Sie die Worte, die das Mädchen singt, zu verstehen.«

»So viel ich höre, lauten sie,« und sie wiederholte eine Zeile aus einem bekannten polnischen Volkslied: »Der Jäger ist fertig und er wartet auf das Wild.«

»Das ist das Zeichen. Halten Sie sich bereit, morgen früh in dem Sächsischen Garten zu sein, meine Freundinnen – ich denke, um diese Zeit morgen werden wir die Hierherkunft des Großfürsten kaum noch zu besorgen haben.«

Man hatte ihn von allen Seiten umringt. »Ist der richtige Mann gefunden, der sein Leben der Sache der Nation weihen will? wer ist es?«

»Ich kenne den Namen nicht – jedenfalls wird es nicht an dem rechten Manne fehlen. Doch wird es gut sein, wenn wir unsere heutige Versammlung nicht länger dauern lassen. Es wird besser sein, uns zu trennen. Die hochwürdige Aebtissin mag Fräulein von Marowska bis zum Spitalplatz mit mir begleiten.«

Es schien, dem jungen Mädchen war wenig an dieser Begleitung gelegen, doch ließ sie sich nicht ablehnen, ohne aufzufallen und Verdacht zu erregen, bereits hatte auch die Aebtissin ihre Zustimmung ausgesprochen und auf ihre Einladung folgte Wanda ihr zu dem harrenden Fiakre, wo sie auf dem Rücksitz Platz nahm, während der Pater sich neben die Aebtissin setzte. Der Kutscher – die warschauer Fiakres fahren gleich den Wienern sehr rasch – hatte den Wagen kaum in Bewegung gesetzt, als die Aebtissin sich zu dem Mädchen wandte. »Ich hätte in der That gewünscht, mein Kind, daß Sie den Umstand, den ich heute durch Zufall erfahren mußte, mir früher bereits mitgeteilt hätten, denn ich kann unmöglich annehmen, daß Sie absichtlich mein oder vielmehr der heiligen Kirche Interesse schädigen wollten. Es ist die Sache Polens, für die jenes Vermögen bestimmt ist. Wenn Graf Czatanowski keine Kenntniß von jener Urkunde gehabt hätte, wäre es leicht möglich gewesen, mit einer kleinen Aenderung des Datums jeden Zweifel über die Berechtigung unseres Anspruchs zu vermeiden. Ich fürchte, daß er sich auf die Verjährung und den versäumten Rückkauf stützen wird. Hat er in dieser Hinsicht Ihnen Andeutungen gemacht? Ich verlange jetzt ein rückhaltsloses Geständniß, Ihre Unvorsichtigkeit hat uns, wie ich Ihnen andeutete, bereits Schaden genug gebracht.«

»Zweifeln Sie an meinem Recht, meinen Verwandten das Dokument vorzulegen?« fragte die junge Polin stolz.

»Ich will dies Recht nicht gerade bestreiten, aber ich wiederhole Ihnen, es war unvorsichtig – es zu thun, ich habe Ihnen bereits gesagt, wie leicht sich jeder Einwand hätte vermeiden lassen. Sie wissen recht gut, daß das hundertjährige Recht des Rückkaufs gerade mit dem vorigen Jahre abgelaufen ist. Was hätte es geschadet, dies Recht um eine kurze Zeit hinauszuschieben?«

»Was Sie da andeuten, wäre eine Fälschung gewesen, Ihrer und meiner unwürdig, zu der ich niemals meine Hand geboten hätte. Auch dann noch wäre, wie ich annehmen darf, der Anspruch ein zweifelhafter gewesen, da die Confiscation von den damaligen Machthabern nicht zurückgenommen wurde.«

»Das Alles sind Erwägungen, die nicht Sie, sondern die heilige Kirche zu entscheiden hatte,« sagte die Aebtissin streng. »Nur in dem unbedingten Gehorsam gegen die Anordnungen des Pater Hilarius können Sie das Versehen wieder gut machen und wir Sie ferner als eine treue Tochter der Kirche und gute Patriotin anerkennen; – ich weiß, daß Graf Hypolit Ihnen ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hat, wie hoch ist der Betrag nach der Summe, welche Sie dem National-Comité in Paris als Ersatz schuldig zu sein glaubten?«

»Diese hat die Hälfte des Nachlasses betragen, es sind mir 30000 Gulden geblieben.«

»Und dieses Geld?«

»Mein Oheim, der Graf Czatanowski hat die ganze Summe vor meiner Abreise auf ein neugekauftes Grundeigenthum bei Slawice hypothekarisch eintragen lassen und wird mir vierteljährig die Zinsen senden.«

»So haben Sie, wenn ich recht verstehe, sich der freien Disposition darüber begeben?«

»Auf die nächsten fünf Jahr.«

»Sie besitzen doch das Dokument darüber?« sagte zum ersten Mal sich in das Gespräch der beiden Frauen einmischend, der Pater.

»Das Dokument blieb in Slawice zurück. Die Hypothek ist wie ich Ihnen sagte auf die nächsten fünf Jahre unkündbar.«

»Aber Sie haben das Eigenthumsrecht behalten, und es wird sich ein Weg finden, wenn auch mit Verlust, das Kapital an zuverlässige Personen übertragen zu lassen, und so es den deutschen Feinden aus den Klauen zu reißen. Ich werde mich als Ihren Vormund betrachten und für Ihr Bestes sorgen.«

»Ich sehe keinen Grund zu dieser Aenderung,« sagte das Mädchen entschlossen. »Graf Czatanowski ist mein nächster männlicher Verwandte und durch eigene Wahl für die kurze Zeit bis zu meiner Mündigkeit mein Vormund geworden.«

»Hüten Sie sich,« bemerkte der Pater finster, »durch Ihren versteckten Trotz den Argwohn herauszufordern, absichtlich und wohl überlegt in dieser Weise gehandelt zu haben und eine versteckte Feindin Polens zu sein. Man würde Sie bei der Nationalregierung anklagen müssen. Ich würde gegen Sie zeugen müssen.«

»Auch hiergegen?« — — — — —

Sie hob den verstümmelten Arm gegen den Priester.

»Auch gegen dies Zeugniß! Ihr Patriotismus kann Sie damals richtig geführt, aber seitdem eine Aenderung erfahren haben. Sie haben noch vor einer Stunde in der Versammlung wahrer Patriotinnen gehört, daß einer guten Tochter des Vaterlandes kein Opfer zu groß sein darf. An die Stelle der Kirche, deren Rath und alleinige Entscheidung Sie zu verschmähen scheinen, wird das Tribunal der Nationalregierung treten und Ihr künftiges Verhalten bestimmen.«

»Und wer würde mich bei demselben anklagen?«

»Ich selbst, wenn es sein muß.«

Die junge Polin sah ihn finster an, während sie zugleich die Schnur an dem Arm des Kut-schers zog, denn der Wagen war in der Nähe des großen Spitals angekommen.

»Wie meinen ermordeten Verlobten,« sagte sie streng — »der Verräther Prot Asnik war nicht der Einzige, den die wohlverdiente Strafe traf. Ich weiß, wer das Urtheil fällte, dessen Vollstrecker er nur war. Wenn die Oberen der Bruderschaft es für nöthig halten, daß eine verstümmelte Waise auch die geringen Zinsen jenes Vermögens auf dem Altar des Vaterlandes niederlegt, wird Wanda Marowska ihre wenigen Bedürfnisse gern noch mehr einschränken, aber die Gabe soll eine freiwillige sein, wie es mein Blut gewesen ist. Ich bin jeden Augenblick bereit, mich dem Tribunal vom Kreuz zu stellen, wie ich bereit war, vor dem Central-Comité meine Anklage zu erheben. Bis dahin lassen Sie eine unglückliche aber treue Tochter unseres unglücklichen Vaterlandes nur der Stimme ihres Gewissens folgen. Wenn Sie meiner bedürfen, hochwürdige Frau, Sie werden mich stets bereit finden — im Spital!«

Sie hatte ohne Beistand des Fiakrekutscher oder des Geistlichen den Wagen verlassen, ja den letztern mit einer Handbewegung zurückgewiesen. Der Pater Hilarius stieg nach ihr

aus, da es trotz seines kirchlichen Charakters unpassend gewesen wäre, bei der Aebtissin zurückzubleiben, aber während er dem armen Mädchen einen finstern gehässigen Blick zu dem Eingang des Spitals nachsandte, bog er sich noch einen Augenblick zurück in das Innere des Wagens.

»Fahren Sie zum Hôtel zurück, und wechseln Sie rasch das Kleid – ich erwarte Sie am Kloster, es ist nöthig, daß wir uns noch diesen Abend sprechen,« sagte er auf Italienisch.

Die Aebtissin nickte Zustimmung und der Pater ging in der Richtung des Bernhardiner Klosters mit dem gewöhnlichen Schritt der Religiösen weiter, hin und wieder einem demüthig nach seiner Kutte sich zum Kuß beugenden Frommen seinen Segen ertheilend, aber ohne sich aufzuhalten, nur mit dem fromm gesenkten Blick doch sorgsam umherspähend, daß auch von den ihm wohlbekanntem Polizeidienern an den Straßenecken sein Eintritt in das Kloster bemerkt werde.

Die Pforte des Klosters stand offen. Auf der Schwelle desselben lagerten umher jene widerwärtigen Gestalten der Bettler, welche wie in Italien so auch in Polen die Zugänge der Klöster und Kirchen zu belagern pflegen. Der Pater schien die stehenden Figuren wohl zu kennen, denn er musterte sie mit scharfem Blick, schien unter ihnen die Verdächtigen und Zweifelhafte wohl zu unterscheiden, denn er wußte sehr wohl, daß die russische Polizei grade unter diesen Leuten ihre besten Spione hat, und begnügte sich mit der Ertheilung seines Segens. Nur als an einem der Krüppel, einem Lahmen auf zwei Krücken, wie zufällig sein Auge haftete und er den halblödsinnigen Ausdruck seines Auges auf sich gerichtet sah, zuckte es wie ein leichter Spott über sein frommes und ernstes Gesicht.

»Pan Drosdowicz,« murmelte er unter dem Segen, den er der hungernden Gesellschaft erteilte, »wird noch diesen Abend seine vollständigen Berichte erhalten und ruhig zu Bette gehen können.

Ob sein erster Rapport morgen so willkommen sein wird, steht sehr zu bezweifeln. Wir müssen sehen, wie wir ihn überlisten – das Mädchen macht mir in der That Besorgniß – ich fürchte, Mutter Mathildis hat heute ihren gehässigen und habsüchtigen Charakter etwas zu unvorsichtig exponirt. Die Andeutung mit der Verurtheilung des thörichten Schwärmers, die auf ihren Betrieb erfolgte, drängt, – in einer Stunde darf ich sie erwarten.«

Als er in den nächsten Corridor trat und an der Loge des Bruder Pförtners vorüberging, blieb er an dieser stehen und wechselte mit dem Mann einige Worte.

»Ist der Pater Nepomuk zu Hause?«

»Er hat das Kloster nicht verlassen.«

»Laß ihn wissen, daß ich noch diesen Abend mit ihm sprechen werde. Ich bin für jede Nachfrage mit der übermorgenden Predigt in meiner Zelle beschäftigt. – Liegen die Kleider bereit?«

»Sie sind es, Bruder Hilarius.«

»Dann gieb das Zeichen, den Ausgang zu öffnen. Ich kann erst um die Mitternachtsmesse zurückkehren, triff Deine Anstalten. Es ist sehr möglich, daß morgen im Kloster eine neue Haussuchung stattfindet.«

»Ist Gefahr?«

»Nicht für uns – laß auf das Bereitwilligste und ohne Widerstand die vorderen Keller öffnen.«

»Und wenn Seine Hochwürden nach der Ursache fragen?«

»So weiß sie Niemand! Es ist besser, daß der Herr Prior mit Recht Alles leugnen kann und volle Unkenntniß behaupten darf. Du weißt, Bruder, – es sind einige Unzuverlässige unter uns. Doch – ich muß mich eilen – also Vorsicht und Entschiedenheit!«

Er hatte die Zelle des Pfortners verlassen und ging in das Innere des weitläufigen Klosters ohne sich mit den wenigen Begegnenden mehr aufzuhalten als durch kurze Worte. Es war offenbar, daß Pater Hilarius im Kloster großen Einfluß übte, obschon er keine der offen anerkannten obern Würden bekleidete. Die Zahl der ordinirten Mönche war nicht groß, aber wie streng und einfach eigentlich auch die Ordensregel der Bernhardiner ist, die ihnen selbst die Kirchenpracht sehr beschränkt und ihnen strenge und einfache Zucht auferlegt, die Cistercienser, wovon die Bernhardiner nur ein Abzweig sind und ihren Namen nach dem berühmten heiligen Bernhard von Clairvaux führen, haben überall verstanden durch zweckmäßige Wahl ihrer Klöster und Abteien auf ihre Umgebungen großen Einfluß zu üben, sei es durch die ländliche Lage, durch die Weitläufigkeiten und die Großartigkeiten ihrer Bauten, sei es durch Gelehrsamkeit und allerlei Industrien. Dasselbe war einst auch der Fall bei dem Bernhardiner Kloster in Warschau. Wir haben bereits früher erwähnt, daß das Kloster auch bei den neu beginnenden Unruhen seine Lage, seine Räume und seine Vorrechte sehr wohl zu Gunsten der nationalen revolutionären Agitation auszubeuten verstand und daß es mit dem auf der andern Seite der Krakowski belegenen Kreuzkloster unter den Eingeweihten für einen der Hauptheerde der Verschwörung galt. Der Pater Hilarius betrat nur kurze Zeit seine in einem der hinteren Flügel gelegene, geräumige aber klösterlich eingerichtete Zelle, legte hier Skapulier und weißes Ordensgewand ab, und verließ dieselbe in dem einfachen Chorrock der Mönche. Dann wandte er sich nach den Räumen des Laboratoriums, dessen Leitung er führte. Hier verschwand er in einer anstoßenden Zelle und als er aus dieser wieder zum Vorschein kam und seinen Weg durch einen andern Kreuzgang fortsetzte, war jede Spur eines geistlichen Abzeichens aus seinem Aeußeren verschwunden. Er trug die einfache bürgerliche Kleidung eines Handwerkers mit den gewöhnlichen Abzeichen eines Maurers, der von seiner Arbeit kommt, ja verschiedene Geräte, die auf diese Arbeit deuteten auf den Schultern. In dieser Verkleidung wandte er sich zu einem hintern Ausgang des Klosters, verließ dasselbe und ging dreist über die Straße. Er war noch nicht weit gekommen, als eine Frau in der ärmlichen und unsaubern Kleidung der untersten Arbeiterklassen sich zu ihm gesellte und nach dem Stromufer seinem Weg folgte, einen Theil der Geräthschaften ihm hilfreich tragend.

Auf einem der dort befindlichen Bauholzhöfe verschwand das Paar zwischen den aufgestapelten Holzstößen.

»Laß uns hier niedersitzen – von der Weichsel her beobachten die Flißsaken jede verdächtige Annäherung – drüben stehen die gewöhnlichen Wächter; es ist nöthig, daß wir uns über einige Punkte verständigen, ehe ich die Zusammenkunft besuche. Du bist also einverstanden mit dem Beschluß?«

»Wir haben wenig Vortheil, ihn zu verhindern, bei dem Großfürsten selbst wäre es etwas Anderes. – Der General weist jede Warnung einer persönlichen Gefahr zurück. Er mag immerhin das Opfer seiner Thorheit werden.«

»Gut – nur . . . «

»Du mißtraust der Marowska?«

»Nicht ihrer Aufrichtigkeit – aber ihrer Selbstständigkeit!«

»Ich verspreche Dir, von dem Augenblick an, daß sie die Erbschaft auf mich übertragen hat, ihr Leben Dir preiszugeben – mag sie fallen wie ihr angeblicher Bräutigam fallen mußte, der unser Geheimniß verrathen konnte.«

»Durch Deine Unvorsichtigkeit!«

»Mag sein, jetzt sind wir die Besorgniß los. Die Marowska kann keine Ahnung davon haben. Hast Du keine andere Beobachtung unter jenen albernen Weibern gemacht?«

Der verkappte Priester sah sie fragend an. »Was meinst Du?«

»Die Dembinska!«

»Thorheit – ihr Fanatismus steht über allem Zweifel! Sie ist der polnischen Sache noch fester ergeben, als die Marowska.«

»Ich meine nicht die Mutter – die jüngere! Sie verbirgt ein Geheimniß – das wahrscheinlich ihre Mutter selbst nicht ahnt. Euer Beichtstuhl, Priester, ist eine Jammeranstalt! Ich sage Dir, Hilarius, nicht Männer sollten im Beichtstuhl sitzen, sondern Weiber. Sie allein verstehen es, das Verborgenste zu ergründen.«

»Du bist und bleibst ein Satan – es ist wahr, – es giebt noch sogenannte Gewissen, deren Bekämpfung uns Schwierigkeiten genug bereitet. Welchen Verdacht hast Du gegen die Dembinska?«

»Sie hat Sympathieen für die Russen!«

»Woher schließt Du das?«

»Hat Dir ihre Ohnmacht nicht zu denken gegeben?«

»Du hast gehört, daß sie eine schwere Krankheit überstanden hat. Weibernerven sind empfindlich und schwach.«

»Nur in einem Punkt, glaube mir. Erwähne Dich, daß ihre Ohnmacht mit der Erwähnung eines Russen, des Fürsten Ilinski zusammenfiel. Kennst Du ihn?«

»Nur flüchtig – ein ächter Moskowitz und Aristokrat – aber ein schöner Mann. Er stand früher in Modlin in der Nähe der Dembinskischen Besetzung,« sagte der Pater jetzt nachdenkend.

»So verlaß Dich drauf, die kleine Dembinska kennt ihn näher, als wir ahnen. Nur die plötzliche Erwähnung seines Namens hat ihre Ohnmacht veranlaßt. Dieser Fürst ist reich?«

»Nach dem Tode seines Oheims einer der reichsten Grundbesitzer Rußlands, selbst nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Man wunderte sich längst, daß seine Familie ihm gestattete, so lange in Polen zu dienen und wird sich noch mehr wundern, daß er jetzt sein Abschiedsgesuch zurückgenommen hat.«

»Man hat niemals von einem Verhältniß des Fürsten zu der Comtesse Dembinska gehört?«

»Niemand – Mutter und Schwester sind enragirte Polinnen und hätten jede Annäherung eines Russen verhindert, obschon der Vater schwach genug gewesen wäre, denn er war ein Lauer und die ältere Comtesse sein Liebling. Ihr Haus konnte den Offizieren von der Garnison allerdings nicht verschlossen bleiben, so wenig, wie eine Begegnung in den Gesellschaften des Statthalters.«

»So verlaß Dich darauf, Hilarius, es bestand oder besteht noch ein Band zwischen dem Fürsten und der Comtesse, sei es auch nur, daß sie ihn im Stillen liebt, obschon ich an die Schwärmerei einer sogenannten unerwiderten Liebe wenig glaube.«

»Meinetwegen – aber warum erzählst Du mir dies Alles, was kümmert das uns, die wir Wichtigeres zu bedenken haben.«

»Ein Geheimniß darf sich kein kluges Weib entgehen lassen, nur im Wissen und Haben liegt die Macht. Wenn Zlinski in der That reich ist, könnte es wohl der Mühe lohnen, die Spur, die ich Dir andeutete, zu verfolgen. Laß das meine Sache sein, mir liegt es im Sinn, als könnte die Marowska dazu helfen, denn die Bitte der Comteß, sie besuchen zu dürfen, schien mir nicht ohne Bedeutung und Absicht. Vielleicht kann sie doch noch unserem Hauptzweck dienen, nachdem ihre albernen Bedenken ihn so schwer geschädigt haben.«

»Handle, wie Du willst – ich mag Dir nicht verbergen, daß mir die Marowska immer wie ein böser Geist all' unserer Pläne vorkommt, und daß ich nicht eher Ruhe haben werde, bis das bleiche Gespenst nicht mehr schaden kann. Sage mir, was Du magst, aber es ist eine Ahnung, die uns warnt. Ehe nicht der Ocean oder wenigstens der Kanal zwischen uns liegt, werde ich keine Ruhe haben. Was sagst Du zu der Einbildung dieser hochmüthigen Weiber, daß all' das Blut, das wir säen, nur für Euch Aristokraten fließen soll?«

»Oder für die Zwecke Roms? Es wäre eben so albern. Laß uns an uns allein denken. Hast Du auf Mittel gesonnen, uns ohne Gefahr unsern persönlichen Antheil an dieser angeblichen National-Besteuerung zu sichern? Wieviel sagte die Gräfin . . . fünfmalhunderttausend Gulden?«

»Noch immer keine Million und wir bedürfen dieser, um uns unsere Freiheit damit zu erkaufen. Bedenke Mathildis, daß die Hand Roms über den ganzen Erdball reicht!«

»Darum eben Kampf gegen Rom! Ich hasse seine Fesseln und es muß sich ein Mittel finden, seiner Macht zu entgehen, ohne daß unser Witz ihm mehr als einen Brocken von unserem Raube steuern muß. Laß erst Rom selbst fallen und der Unglaube allein wird die Weltherrschaft haben. Lieber will ich in das Nichts versinken, als Rom die Beute gönnen. Vor der Hand laß uns kämpfen. Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir frei sein – bis dahin lebe die Macht und der Genuß!«

»Bedenke, daß wir grade durch die Kirche herrschen könnten!«

»Ueber die Dummheit – nicht über die Geister! Laß uns das Thema nicht noch einmal abspinnen, alles Erschaffene hat seine Gränzen. Was kümmert es uns, was dahinter kommt. Bist Du ein freier Geist, daß Dich ein Weib beschämen soll? In der Macht zu vernichten liegt ein höherer Reiz, als selbst in der Macht zu herrschen und zu genießen. Die Welt ist dazu da, Beides zu prüfen. Bis dahin – warte und räche Dich und mich!«

Der Priester schüttelte den Kopf vor dieser furchtbaren Philosophie. »Du bist schlimmer als Bakunin – Dein Glaube schlimmer als der Nihilismus, der wenigstens an das Recht des Genusses glaubt!«

»Diesseits des Grabes! – Hättest Du wie ich in den Kerkern der heiligen Rosalie fünf Jahre zugebracht, – würdest Du anders denken über die Ewigkeit. Laß uns vorwärtsgehen auf dem Wege, den wir uns vorgezeichnet, bis zur Vernichtung. Daß wir ihr aber nicht trotzen können, das ist ja eben der Fluch der Geister. Sieh die Veronika an, sie ist älter als ich und macht sich das Herz nicht schwer mit Grillen, sondern genießt und – haßt, wie es der Augenblick bringt! Ich weiß, sie hat die Aufgabe sicher erfüllt, die ich ihr stellte und erwartet mich stolz darauf!«

»Und meinst Du sie mit uns zu nehmen auf unserer Flucht?«

»Thor! Wer denkt daran? Was kann sie uns nützen, wenn ich hier meine Aufgabe erfüllt habe. Sie mag die Barbara Ubryll weiter bewachen, damit ihr Geheimniß nicht vor der Zeit an's Tageslicht kommt, oder« – und über die Züge des teuflischen Geschöpfes flog etwas Lichteres, Besseres wie die furchtbaren Gedanken, als gäb es doch auch einen edleren Zweck

für sie – »hoffst Du noch auf Barbara's Geständniß? – Du warst in Krakau lange genug, um Dir zum letzten Mal Ueberzeugung zu verschaffen?«

»Man hält sie für unheilbar blödsinnig! Gieb es auf!«

Die Aebtissin hatte die Hände verschränkt, als sie der Antwort des Paters lauschte. »Es war Thorheit von uns, auch nur zu hoffen, auf das Einzige, was meine Seele als menschliches Gefühl hätte erheben und retten können. Fortan sei es Nacht – das Nichts, also die Vernichtung!« flüsterte sie. Dann wandte sie sich wieder zu ihrem Gefährten. – »Höre nicht auf mich, Hilarius – habe Dank dafür, daß Du mir den Weg nach Krakau ersparst – es wäre doch gefährlich für mich gewesen – das Beispiel Veronika's hat mir bewiesen, daß mich auch noch Andere hätten erkennen mögen. Es ist besser für mich, das Grab der Jagellonen nicht wieder zu sehen. Sagtest Du nicht, daß unsere Sache hier gefährdet sei?«

»Hauptmann Dombrowski fürchtet versetzt zu werden!«

»So laß uns eilen – wenn wir von seiner Denunciation einen Vortheil haben können. Desto rascher wird sich dann die National-Regierung entschließen müssen, loszuschlagen. Es ist Zeit, daß das Blutspiel beginnt. Bedenke, daß ein Zufall uns das Ziel aus der Hand reißen kann. Auf was wartest Du noch?«

»So willst Du Dich wirklich von der Kirche losreißen? Du glaubst nicht an sie?«

»Nur so lange der Wahnglaube an sie meinen eigenen Zwecken dient und uns nutzbar ist. Du selbst legtest die ersten Zweifel in meine Seele.«

»Es war vielleicht thöricht genug, daß ichs that, die Saat ist dem Sämann über den Kopf gewachsen – ich kann Dir nicht bergen, daß mich schon bei Deinen ersten Bekenntnissen Grauen erfaßte.«

»Und glaubst Du selbst an die Lehren Roms?«

»An Etwas muß der Mensch sich halten – so ist es Dir mit der Befreiung Polens, mit der Herstellung seiner alten Größe Ernst? Du hassest seine Unterdrücker?«

»Stehst Du noch in den Kinderschuhen, Hilarius? – was kümmert mich Polen, Preußen, Rußland – ich hasse alle Fesseln des Ich. Ich würde Rom ebensogern brennen und vernichtet sehen, wie Petersburg oder Paris. Ich wiederhole Dir zum letzten Mal, die Hoffnung zu vernichten, zu zerstören ist mein Zweck, meine Religion, die Macht dazu das Ziel, nach dem ich strebe. So lange mir Rom und der polnische Aufstand den Weg dazu zeigt und die Mittel bieten, unterstütze ich sie mit aller Schlauheit, die ein Satan in mich gelegt. Wer ist hier von den Führern der Erhebung?«

»Du hörtest es bereits – Chmelenski!«

»Ein Phantast für die Wiederherstellung Polens wie die Marowska! Ein Wegbrecher – kein selbstständiger Geist.«

»Ludwig Okuliarnik – der Brillen-Ludwig!«

»Schon besser – glaubte ich an Tugend und Wahrheit, so würde ich sagen nach dem Wenigen, was ich von ihm sah, es läge wahrhaft eine Römernatur in ihm, und er wäre ein wirklicher Republikaner, der um die Volksfreiheit und Gerechtigkeit kämpfen könne. Er wird erliegen, wie die Andern, aber er wird als freier Geist für seine Ideale zu sterben wissen. Aber noch nanntest Du Den nicht, auf den ich hoffe, – den Litthauer!«

»Traugut?«

»Ja, der ist es, – auf den ich vertraue –, der mir gleicht, der denselben Zweck hat wie ich, – das Vernichten! Ich sage Dir, Hilarius, da Du doch nicht groß genug denkst, um mich zu

begreifen, erst wenn dieser Mann an der Spitze der Revolution steht, dann bin ich zufrieden und bin bereit, in das Nichts zu gehen, oder in Amerika ein neues Leben zu suchen, denn ich werde dann gerächt sein an den Menschen.«

Der Priester sah sie spöttisch an. »Schade, daß Du nicht mehr jung genug bist, Dich ihm zur Geliebten anzubieten.«

»Ich war die Deine – und das genügte, mich zu der zu machen, die ich bin. Doch da kommt das Signal, das Dir gilt, wie ich glaube. Also Eure Zusammenkunft ist auf den Flößen?«

»Ja – gerade die Rohheit, der fast thierische Bildungsgrad dieses Volkes ist die beste Bürgerschaft für seine Treue und Verschwiegenheit. Sie wissen, daß ich ein Priester bin und gehorchen deshalb blindlings. Dazu fehlt es ihnen keineswegs an Schlaueit, wo es solcher für unsere Sicherheit bedarf. Und wohin gehst Du?«

»Zur Apotheke – dort treffe ich die Veronika wieder, – sie hat dem thörichten Knaben seine Instruction gebracht – das Spiel mit ihm mag zusammen mit dem der Marowska enden, ich bin seiner müde. Sobald Langiewicz oder Mieroslawski die Grenze überschritten haben und die Bewaffnung organisiren, sende ich ihn zu diesen.«

»Es ist das einzige Kind Deiner Schwester?«

»Ist er besser als Andere? War sie es nicht, die mich für das Kloster bestimmen half? Glaubst Du, daß der Tod seines Vaters allein genügende Sühne gewesen ist für die mir gestohlenen Jahre?«

Der Priester hatte sich von ihr gewendet, welcher Verbrechen er sich auch anzuklagen haben mochte, diesem mehr als teuflischen Haß gegenüber fühlte er doch Theilnahme für den ahnungslosen hochherzigen Knaben und Abscheu gegen das Spiel, das man mit ihm trieb.

Das Signal vom Flusse her mahnte zum zweiten Male – er begnügte sich, der Frau die Hand zu reichen. »Bleibe morgen im Hôtel« sagte er, – »es wird genügen, wenn Du die Veronika zur Vesper sendest. Die Nachricht von dem Erfolge wirst Du schon im Hôtel vor Mittag erhalten haben. Man kann nicht voraus wissen, was geschieht, und welche Maßregeln ergriffen sind. Laß die Geräthe hier, – der Maurer, dem sie gehören, holt sie morgen früh hier wieder ab.«

Er ging durch die Holzstöße zum Ufer des Flusses, wo einer der Flößer mit einem Boot seiner harrete.

Es ist ein seltsames Völkchen diese Flißsaken. Aus der holzreichen Ebene Masoviens ziehen alljährlich tausende armer, aber fleißiger Holzhauer, – theils auf eigene Hand, – theils von reichen Holzhändlern gedingt zum Fällen der Wälder am Bug, der Narew und Weichsel während der Winterzeit und zum Transport der gefällten Stämme aus den Karpathen auf dem Wasser bis zur Küste der Ostsee, namentlich Danzig. Ihr Floß, oder das leichte Schiff, das sie selbst gezimmert, ist nach der Erdhütte ihrer Heimath ihr Wohnort. Hier hausen sie, oft mit Weib und Kind, bilden eine förmliche Gilde, führen ihre geringen Bedürfnisse mit sich, oder kaufen sie billig in den Uferdörfern ein und verbringen ihre Zeit in der schweren Arbeit des Steuerns der Flöße durch die Windungen des inselreichen Flusses, in Musik und Tanz, dessen leidenschaftliche Liebhaber sie sind, in Gesang und Trinkgelagen, sind sonst äußerst sparsam und genügsam, – bis sie am Bestimmungsort, oder wo sie sonst, – wenn sie nicht eben einen stets überaus redlich gehaltenen Vertrag eingegangen, – ihre Holzvorräthe losschlagen können, die Flöße und Schiffe verkaufen, ihre alten Kleider verbrennen, sich neu versorgen, und dann getrost in lustigem, munterm Zuge, die Pfeife und Fidel voran, den Spahnkober auf den

Rücken gehängt stromaufwärts wieder zu den Wäldern ihrer Heimath zurückwandern, um von dem mühsam ersparten Verdienst einen neuen Holzschlag zu erwerben, oder sich auf's Neue an einen wohlhabenderen Unternehmer zu verdingen, den Bau ihrer Flöße und Kähne – wozu jedes Stück Eisen, jeder Nagel gespart und durch die zähe Weidenruthe ersetzt wird – wieder zu beginnen, und die alte Fahrt auf's Neue zu wiederholen. Erst im hohen Alter, oder wenn sie irgend ein Unfall erwerbsunfähig gemacht, bleiben sie in den Erdhütten der Heimath, bauen ihren Hafer und Grütze und beschäftigen sich mit ländlichen Arbeiten ihrer Nomadenbrüder, der Slovaken.

Die österreichische und russische Regierung stellen dem fleißigen, thätigen Völkchen möglichst wenige Hindernisse in den Weg – von Zeit zu Zeit findet eine sehr nachsichtige Rekrutierung aus seinen Reihen statt, und da die Erfahrung lehrt, daß das Völkchen nur sehr selten an den politischen Agitationen und Bestrebungen Theil nimmt oder wenigstens aus eigener Neigung bald wieder zur gewohnten Beschäftigung zurückkehrt, unterliegt es auch in dieser Beziehung weniger der Controle als die andere Bevölkerung.

Dennoch lieben die Flößer nicht weniger ihr Vaterland, sind zu heroischen Thaten aufopferndem Patriotismus fähig, voll Herz und Muth, vor Allem aber eifrige Katholiken. Das Wort des Priesters, der kaum auf einer höheren Stufe der Bildung steht, und den sie höchstens im Jahr drei oder vier Mal zu sehen bekommen, wenn es nicht in einer Uferstadt geschieht, deren Kirchen sie eifrig besuchen, gilt ihnen als unverbrüchlicher Befehl, die schwarze Jungfrau von Czenstochau als ihre höchste Heilige.

Als der Pater Hilarius zu dem Mann am Ufer kam, machte er das Zeichen des Kreuzes, zog unter der unscheinbaren Jacke einen Rosenkranz hervor, der neben dem Kruzifix eine silberne Medaille mit dem Conterfei der genannten Muttergottes trug und reichte ihm Kranz und Medaille zum Kuß. Der Mann prüfte die Medaille genau, was mehr durch das Gefühl als das Gesicht geschah, wozu die Dämmerung schon zu weit vorgeschritten war, und machte eilig das Pademdonec.

»Gelobt sei Jesus Christ!«

»Und die heilige unbefleckte Jungfrau – in Ewigkeit Amen! Hast Du das Floß auf die Stelle gelegt, die Dir bezeichnet wurde?«

»Wie befohlen. Man sieht und hört die Schildwachen auf dem äußeren Wall der Citadelle, Hochwürden, und mit zehn Ruderschlägen sind wir an der Sandinsel.«

»Dobre. Wenn Alles gut geht und Ihr aufpaßt, sollst Du Absolution für das ganze Jahr haben – wie viele hast Du übergeholt?«

»Sieben Herr, wie es befohlen – Ihr seid der Letzte.«

»So fahr über – und Vorsicht an der Brücke – daß wir aus dem Lichtschein bleiben.«

»Tak tak, Herr, der Wenzel ist kein Dummkopf! Die schlitzäugigen Schufte müßten bessere Augen und Ohren haben, wenn sie etwas merken sollten. Sie haben den ganzen Tag Maulaffen feil gehabt und hätten gewiß gern mitgetanzt, wenn sie nur hätten ans Ufer kommen dürfen. So tranken sie uns wenigstens zu. Morgen mit Anbruch des Tages lassen wir uns treiben und bei der zweiten Ablösung sind wir über die Rogatke hinaus.«

Er hatte das Boot gelöst und trieb, ein Lied singend den Strom hinab, an dem ersten Schlachthaus vorüber, der Citadelle zu.

Obschon es streng untersagt war, hier anzulegen, kümmerten sich doch die Flößer sehr wenig um das Verbot und wurden auch wenig belästigt, wenn sie sich nur in der gehörigen

Entfernung hielten. Grade die Oeffentlichkeit ihres Treibens beseitigte jeden Verdacht, und die sonst ziemlich strenge Strompolizei begnügte sich, von ihren Booten aus dem nächtlichen Tanz zuzuschauen, nachdem sie einmal den vorgeschriebenen Besuch abgestattet und sich überzeugt hatte, daß der Octroi nicht um seinen Zoll betrogen war. Ja in den schönen Sommernächten erhielt das Volk häufig Besuch von Gesellschaften aus den höhern Kreisen, die auf stattlichen Barken und Gondeln eine Spazierfahrt machen und sich an dem Treiben auf den Flößen ergötzen. Der Gedanke, unter dem Schirm der Oeffentlichkeit eine hochverrätherische Versammlung zu halten, war demnach ebenso kühn als schlau. Um 11 Uhr mußte den Vorschriften des Belagerungszustandes entsprechend ohnehin der Verkehr auf dem Fluß wie auf den Straßen aufhören; jetzt aber hatte es eben erst von den Thürmen 9 Uhr geschlagen.

Das Boot stieß an die breite Seite des ziemlich langen, aus großen Fichtenstämmen bestehenden Floßes, das an der Spitze wie auf dem hintern Theil die breiten langen Ruder führte, mit welchen man seinen Lauf regiert. In der Mitte des Floßes vor der zum Unterkriechen während der Nacht oder bei schlechtem Wetter aufgeschlagenen, dachartigen Kajüte war der Heerd und Tanzplatz. Zwei sehr urwüchsige Fideln und eine Schilfpfeife bildeten das Orchester und hatten eben einen Krakowiak begonnen, nach dessen wilden aber taktvollen Melodien Männer, Frauen und Kinder umher wirbelten und stampften.

Der Flößer half dem Pater aus dem Kahn, aber er preßte dabei bedeutsam seinen Arm und zugleich vernahm er eine heitere Unterhaltung in französischer Sprache, der sich russische Ausrufe beimischten. Um das Heerdfeuer, von dessen Schein geröthet sich Tänzer und Tänzerinnen in grotesken Figuren bewegten, hoben sich auch andere dunkle Schatten ab: russische Uniformen und elegante Frauen-Toiletten. Es war offenbar eine Gesellschaft von Offizieren mit ihren Damen, die auf ihrer Wasserfahrt von der Citadelle her hier angelegt hatte, um eine Weile dem Tanz und Spiel zuzusehen.

»Hab' ich Sie doch gesagt, Kapitain Durchlaucht, werden sich kein größeres Vergnügen haben, als Damen zu führen hierher, is sich hier schöner als in die Ballet und Alles Natur, veritable Natur. Sehen Sie Dirne da drüben, mit die rothe Rock und die zerrissene Hemd. Hätten lange suchen können in die große Oper oder auf die Mabelle, ehe Sie gefunden hätten ein Paar Waden, wie sie hat Dirne dort. Kamerad Atschitoff muß wissen, da er verstehn sich auf Artikel diejenigten.«

»Ich sehe Fürst, Sie Beide scheinen noch immer die alten Sünder. Aber erinnern Sie sich wenigstens, daß wir auch andere Gesellschaft bei uns haben und schweigen Sie.«

Der kleine Tatar lachte, »Thut nix, sind sich Petersburger Damen nicht so prüde, verstehen sich Spaß, wenn es sich handelt um Volk niedriges. Wenn Sie geben wollen zwei Rubel zu Wutki für die Gesellschaft, – sollen Sie sehen noch ganz andere Dinge, is sich jetzt ohnehin langweilig in Warschau, hoffen, daß bald wiederum eröffnet wird Theater, wenn Kaiserliche Hoheit kommen nach Warschau.«

»Sie sind doch ein unverbesserlicher Schwätzer, Durchlaucht, die Sache soll ja vorläufig noch Geheimniß sein.«

»*Sapristi*, wird sich nicht lange Geheimniß sein, wenn man's schreibt von Petersburg her. Versteht das Volk hier kaum seine eigene Sprake und hab ik doch gesprochen in die französische Conversation. Schauen Sie noch einmal auf die Dirn, die gezeigt ihre Waden so hoch, – muß sich sputen, zu maken ein Vergnügen ihr junges Leben.«

»Und warum sich sputen? – Man hat mir gesagt, daß dies Volk tanzt alle Tage und Nächte die ganze Weichsel hinab bis Danzig!«

»Wird sich nix kommen nach Danzig – ist Wasser schlimm, wird liegen bald auf die Grund, wo sein sehr naß. thut mir auf Ehre leid um so hübsche Dirne, sehre leid!«

»Hol sie der Teufel!« wandte sich einer der Offiziere zu ihm, – »können Sie denn diese Manier, Gespenster zu sehn, gar nicht lassen, Fürst? Es heißt Ihren Freunden jedes Vergnügen verderben. Der Kriegsminister sollte Sie wirklich wieder zum Kaukasus schicken!«

Der Fürst rieb sich vergnügt die Hände »Wer wird immer sein so heftik, Freund Atschikoff. Ist mir blos eingefallen heute Abend, weil ik gesehn Dirne da so lustik, und muß doch versaufen, noch ehe sein aufgegangen viel Mal die Mond.«

»Pah – Sie haben mir es auch prophezeit und ich lebe noch, habe auch gar keine Luft, Ihren Unkenrufen zu folgen. Nehmen Sie sich in Acht, daß General Lüders nicht hinter Ihre Tollheiten kommt, er ist nicht so nachsichtig wie Gortschakoff, der die Manie Ihnen zu Gute hielt von Sebastopol her.«

»Ist sich gewesen, Freund, General Gortschakoff ein kluger Mann, der sich nicht kefürchtet vor Tod, so wenig wie Generalgouverneur unser jetziger, obschon ich wünschen möchte, daß er sich nicht so exponirte unter Volk hiesigtes.«

»Wie, – Sie glauben doch nicht, daß die albernern Drohbriefe, die er erhielt, wegen der Execution auch nur die geringste Bedeutung haben könnten? Ich glaube, der General hat sehr wohl gethan, dies durch verdoppelte Sorglosigkeit zu zeigen!«

»Ist sich Excellenz ein sehr kluger Herr und muß sich das verstehn. Braucht auch nicht so am Leben zu hängen, wie Freund Atschikoff, der liebt so sehre die Weiber und den Wein, da er ist sich ein alter Mann, oder Durchlaucht Kamerad, der gehen sollen auf Freiern Füßen, was betrüben würden kewiß sehr kleine Comteß Dembinska, die Sie ankesehn immer so schmachtend.«

»Unsinn,« sagte ärgerlich der junge Fürst – »Salon-Geschwätz! Sie werden mich verbinden, Herr Kamerad, wenn Sie ihm in beiden Richtungen hin bei jeder Gelegenheit sehr ernstlich widersprechen. Ich habe weder daran gedacht, mich zu verloben, noch hat mir die Comteß Dembinska je Avancen gemacht. Ich halte es vorläufig mit Freund Atschikoff und liebe meine Freiheit. Seine kaiserliche Hoheit der Großfürst könnte ohnehin keinen verheiratheten Adjutanten brauchen. Ich werde übrigens morgen die Gelegenheit wahrnehmen, da ich nach der Parade zum Generalgouverneur beschieden bin, ihm die Warnungen vor Comploten zu wiederholen, die mir in Paris geworden sind. Meuchelmord liegt zwar nicht im polnischen Charakter, indeß die politische Agitation wächst überall und treibt ihre Blasen selbst in dem sonst so ruhigen Deutschland, wie im vorigen Jahr das Attentat gegen den König von Preußen bewies.«

»Sollte mir leid thun um Excellenz,« sagte der tatarische Fürst, »würde ich aber sehen ihn sicher vorher todt, wie ich gewußt hab' vorher, daß sterben wird General Gortschakoff, was kewesen mein Gönner und Freund. Wird sich sicher sterben in seinem Bett wie er.«

Fürst Ilinski wandte sich rasch zu ihm. »So erstreckt sich also Ihre Gabe des zweiten Gesichts vielleicht nur auf gewaltsame Todesarten?«

»Ist sich Gabe von meiner Großmutter seligten, die gewesen berühmt dafür – zeigen mir, wenn Jedermann sterben wird in Jahresfrist, gleichviel wie.«

»Das Geschenk ist jedenfalls unheimlich genug und wenn ich Lust habe, ein Testament zu machen, werde ich Sie zu Rathe ziehen, ob's lohnt oder nicht. Ich glaube wahrhaftig, Atschikoff hat an den schmutzigen Waden der masurischen Dirne Gefallen gefunden – er bringt das Lorgnon nicht von ihr weg.«

»Ist sich Kenner von Formen, Atschikoff, lieben sehr das Reelle. Was will sich die Kerl, kann er sich nicht nehmen in Obacht, oder ik werden ihm lassen zählen fünfundzwanzig auf den Hintern, vor den Respekt!«

Die Drohung galt einem Mann in Arbeiterkleidung, der von dem wirbelnden Tanz gedrängt, wahrscheinlich nur zufällig an den alten Oberst gestoßen hatte, jetzt aber eilig zurücktrat, eine Entschuldigung murmelnd. Der alte Flißak, der ihn hierhergeführt, stieß zugleich einen gellenden Ruf aus, der die Aufmerksamkeit seiner Kameraden auf ihn oder vielmehr auf die gefüllte Branntweinflasche lenkte, die er lustig schwang. Ohne sich viel um die vornehme Gesellschaft zu kümmern, war bald der ganze Schwarm um ihn versammelt und ließ die Flasche von Mund zu Munde gehen.

»Geseg'ns Dir die heilige Jungfrau von Czenstochau, guter Wenzel. Es war Zeit, daß Du kamst, denn wir hatten keinen Tropfen mehr, und die Kehlen waren so trocken, als hätten wir sechs Stunden hintereinander gerudert.«

»Schwämme, die Ihr seid, laßt dem Fiedler auch einen Schluck und dann mögt Ihr die Lust aufs Neue beginnen. Der gnädige Herr dort will uns gewiß zwei Silberrubel zu einem frischen Krug schenken, ich hab's mit meinen Ohren gehört. Laßt die Minka ihn an das Versprechen erinnern, sie hat ohnehin Gefallen gefunden vor seinen Augen!« Er trieb das Mädchen vorwärts nach der vornehmen Gesellschaft, der sie verschämt knixend einen Teller von Birkenrinde entgegenhielt: »Für arme Flißakenleute – eine milde Gabe! Gott und die Heiligen werden's Euch tausendfach vergelten!« Die Offiziere betrachteten mit frechen Augen die jugendlich frische Dirne – dieselbe, deren wilder Tanz und Formen vorhin bereits die Aufmerksamkeit auf sie gezogen, und die nur eines Schwamms und Kamms bedurft hätten, um sich mit den vornehmen Schönheiten vor ihnen erfolgreich messen zu können. Kenner, wie der Kapitain hätten ihr auch so den Preis gegeben und bedauerten offenbar nur, daß die Anwesenheit der vornehmen Offiziersdamen sie hinderte, der Dirne unzweideutigere Zeichen ihrer Anerkennung zu geben, als die Silbermünzen, die sie ihr auf den Holzteller warfen. Der Beifall und Lohn, den das schwarzäugige Flißakenmädchen gefunden, hatte auch ihre Gefährtinnen er-muthigt, ihr Heil im Anbetteln zu versuchen, und die Gesellschaft war bald so umlagert, daß die Damen es für geboten hielten, nach den von Pontonieren aus der Citadelle geruderten Gondeln zu rufen und ihre Cavaliere an den Aufbruch zu mahnen.

Nur der Kapitain Atschikoff zögerte absichtlich, er hatte dem Mädchen zugeflüstert, noch einmal zu ihm zurückzukehren, als der alte Flißak sie zur Seite zog.

»Wo sind die Pans?«

»Im Dunkel bei den Rudern!«

»So spül den Fiedlern die Gurgel aus, und laßt die Beine nicht steif werden. Stimmt ein Lied an und drauf los. Du verstehst es, Kind und sollst eine neue Schürze haben, wenn erst die Gränze hinter uns ist, will's auch nicht bemerkt haben, daß Du den Jaref neulich im Weidengebüsch mit dem Jäger betrogen hast, und der Moskowiter Offizier da drüben Dir nochmals winkte!«

Die Dirne war blutroth geworden, half sich aber mit gellendem Juchzer, der auf's Neue zum Tanz rief.

»Du willst mich dem Jaref nicht verrathen, wenn ich an's Ufer schwimme?«

»Was geht's mich an, wenn Du Dir Rubel holst, Ihr seid noch nicht Mann und Weib, und er mag die Andern da zur Stadt zurückrudern. Doch nimm Dich in Acht, daß er's nicht argwöhnt, denn er ist eifersüchtig und will Dich wirklich heirathen vor dem Priester, wenn wir wiederkommen.«

»Ich mag ihn nicht, und hab' ihm bereits gesagt, daß ich mich verdingen will vorher auf zwei Jahr, um mir den Brautschatz zu verdienen.«

Der Alte zuckte die Achseln. Unter dem Stampfen und Singen der Tanzlustigen und während die Flißakendirne zu dem zögernden Offizier trat und ihm nochmals den Rindenteller entgegenhielt, hatte Jener den Geistlichen zu dem entfernten Theile des Floßes geführt und deutete hier auf eine Anzahl Männer, die in der unscheinbaren Tracht der rauhen Holzarbeiter zwischen den langen Schlagrudern auf den Stämmen lagen, oder an die Ruder lehnten. Einer von ihnen trat ihnen entgegen – im Schein des entfernten Feuers schien er den verkleideten Priester genau zu prüfen und zu erkennen, dann erst zog er die Hand von dem Revolvergriff zurück, den er unter der rauhen Blouse gefaßt hatte.

»Endlich, Pater – wir warten fast seit einer Stunde auf Sie, unter den Mündungen der Kanonen unserer Feinde. Machen Sie es wie wir und legen sich zu uns auf die Balken, damit die Schildwachen auf den Wällen keinen Argwohn schöpfen und eine Kugel herüber schicken. Nachdem jene moskowitzischen Hunde fort sind, werden wir ziemlich sicher sein und brauchen andern Besuch nicht zu fürchten. Der Wenzel ist treu und ein guter Sohn der Kirche. Es ist nicht das erste Mal, daß wir bei ihm und seinen Kameraden unsere Zusammenkunft haben, den russischen Hunden vor der Nase. Doch mag er den Spiegel des Flusses im Auge und das Tau in der Hand behalten, um uns bei dem geringsten Anschein von Gefahr hinüber zum Praga-Ufer treiben zu lassen.«

Der alte Flißak folgte der Weisung und warf sich unter der Seitenplanke der Flöße nieder, welche gleichsam den Bord und Wasserschutz des primitiven Fahrzeugs bildet.

Drüben vor dem Heerdfeuer tanzte die wilde Gesellschaft weiter.

Der Mann, der sie empfangen gab dem Pater das Beispiel und ließ sich in dem Kreise der Polen auf der nächsten Planke nieder. Der Schein des Feuers reichte nicht bis hierher, um die einzelnen Physiognomien erkennen zu lassen, als der Priester ihm folgte, sie Alle rückten jetzt näher zusammen, auch die an den langen Rudern kauerten.

»Ich sehe aus Deiner Anwesenheit, Bruder Hilarius,« sagte der Unbekannte, »daß Du meine Botschaft über den Ort der Versammlung erhalten hast.«

»Ich fand sie im Kloster an der gewöhnlichen Stelle vor einer Stunde, auch die Nachricht, daß der Versuch gemacht werden soll und die Hand dazu gefunden ist. Ich bringe die Zustimmung des Frauen-Comité's. Sie werden dafür sorgen, daß es an unverdächtigem Publikum nicht fehlen wird, durch das unser Freund entkommen kann, obschon sie gern gewußt hätten, wem wir das Gelingen des Beschlossenen zu verdanken haben.«

»Weiberart, – es ist besser, daß die Hand vorläufig noch unbekannt bleibt.«

»Auch mir?«

»Auch Dir und der Aebtissin – nicht aus Mißtrauen, denn wir kennen Euch. An dem Schneider und den beiden Lithographen wäre wenig gelegen, aber wir brauchen ihren Patriotismus

und Eid für den Großfürsten und den Markgrafen, denn die Attentate müssen rasch aufeinander folgen, wenn sie Wirkung haben sollen.«

»Das meint auch die Aebtissin – ich wünsche nur, daß die erste Kugel auch wirklich richtig ihr Ziel trifft, denn ein Fehlschuß könnte großen Schaden stiften, sie warnen, und der verrückte Tatar, dessen Leichenwitterung in ganz Warschau bekannt ist, hat mich noch vor wenigen Minuten besorgt gemacht – oder seine Gabe hat ihn wirklich verlassen.«

»Unbesorgt, die Hand, die den Schuß thun wird, hat noch niemals gefehlt. Denn ich stimme Dir bei, ein Mißerfolg würde großen Schaden bringen und uns nöthigen, den Ausbruch der offenen Erhebung noch einmal zu vertagen, oder das Central-Comité zwingen, endlich seine erste Proklamation zu veröffentlichen.«

»Ganz Warschau harrt darauf!«

»Was würde sie nützen in der Hand dieser Unentschlossenen und Schwächlinge. Das ist es, weshalb wir Dich beriefen. Wir müssen klar mit Dir sein, ob Du zu uns stehn willst, oder zu den Weißen?«

»Wie – so ist es nicht das Central-Comité, das diese Berathung hält? Deine Stimme ist mir zwar bekannt, und das Zeichen war richtig, – aber noch weiß ich nicht Eure Namen und Euer Recht zum Ruf.«

»Die Schwächlinge des Central-Comité's sind abgesetzt, die Männer der Junta allein dürfen das Regiment führen.«

»Das hieße eine Revolution in der Revolution – ein Bruch mit den Weißen und Paris!«

»Kannst Du darüber zweifeln, daß es doch dazu kommen muß über kurz oder lang? Deshalb riefen wir Dich, denn wir wissen, daß Du ein Mann von Thatkraft und Entschlossenheit bist, obschon die Geistlichkeit im Allgemeinen zur Fahne der Weißen hält. Entschließe Dich kurz, ehe wir Dir Weiteres vertrauen. Willst Du Erzbischof von Warschau werden?«

»Das Ziel wäre hoch – aber nur Rom hat darüber zu entscheiden.«

»Wir bieten es Dir – die Junta des Volks von Warschau. Männer, die zu Allem entschlossen sind und nicht länger zögern wollen.«

»Eure Namen?«

»Genügt Dir der Meine?« frug eine scharfe Stimme. »Hab' ich gezögert, als Du ihn fordertest am Vorabend der Feier von Grochow für den Tod des Mannes, der vielleicht der beste Patriot Polens war, auf den bloßen Anschein hin einer Verbindung mit den Russen. Ich habe mir stets Vorwürfe gemacht zugestimmt zu haben, ohne weiter zu prüfen, auf Deine Anklage hin, Priester.«

»Du bist Lemke, der *Okuliarnik*?«

»Ich bin's! – Traust Du mir jetzt?«

Der Pater reichte ohne Antwort die Hand herüber. »Aber die Andern? Ich muß wissen, wer die Junta bilden soll?«

»Was kümmern Dich die Namen? Vorläufig Oskar Aweide, Mikoschewski, Joseph Janowski, Maikowski und Stephan Lobrowski, bis bessere sich finden.«

»Und ich denke – der meine wird Dir gleichfalls genügen: Ignaz *Chmelenski*,« sagte der Mann, der ihn empfangen. »Ich bin stolz darauf, das morgende Werk das meine zu nennen.«

»Und dennoch vermisse ich noch einen Namen, der damals zu uns stand, *Traugutt!*«

Der *Okuliarnik* lächelte bitter. »Bist Du und das Weib, das hinter Dir steht, so blutdürstig, daß Ihr es nicht erwarten könnt, bis der litthauische Wolf kommt und Euch Alle zerreißt

und Polen sein letztes Blut aussaugt? Laßt Euch begnügen bis dahin an mir! Auch bis dahin wird es an Raubthieren nicht fehlen und wenn Euch so nach Blut gelüstet, statt nach wahrer Freiheit, so macht Jan Karlowicz, oder den schwarzen Jan zum Polizeidirektor der Stadt und Liandowski mit seinen Kerjalisten zum Vollstrecker der Urtheile des Tribunals – ich dünke mich zu gut zum Henkersknecht.«<sup>1</sup>

Der Pater bedachte sich einige Augenblicke, er war klug genug, einzusehen, daß alle Pläne der revolutionären Agitation an der schon in jener Phase der Bewegung offen zu Tage tretenden Uneinigkeit scheitern mußten, – aber er verfolgte seine eigenen Zwecke und gedachte unwillkürlich der eben gehaltenen Unterredung mit seiner Vertrauten, deren wahren Zwecke das Gehörte fördern mußte.

»Habt Ihr wohl bedacht Brüder, daß ein Bruch mit dem Central-Comité hier auch ein Bruch mit dem in Paris ist und dieses die weiteren Geld-Mittel weigern wird zur Erhebung, wenn alle Gewalt allein in den Händen der Volksjunta liegen soll?«

»Wir brauchen sein englisches und französisches Geld nicht – es ist ohnehin nur der Esau-preis für die Rechte des Volkes zu Gunsten der Adelpartei! Wozu lagern in den Gewölben der Warschauer Finanzkasse in diesem Augenblick fünf Millionen Rubel polnischen Geldes in Gold und Werthen?«

Es war nicht das erste Mal, daß dem habsüchtigen Priester der Gedanke an jene Kapitalien kam, welche den Credit oder Bankerott des Landes ausmachten, ohne daß er ihn bisher näher zu verfolgen gewagt hätte. Jetzt mußte er ihn so offen von einem Andern ausgesprochen hören.«

»Wie wäre das möglich – alle Stände würden sich gegen eine Beraubung vereinigen.«

»Wer spricht von einem Raub,« bemerkte der ehrliche Patriot. »Aber wo es das Vaterland gilt ist es kein Raub oder Diebstahl, das Eigenthum des Landes und seiner Bürger in unsern Verwahr zu nehmen. Der größte Theil der polnischen Obligationen ist in den Händen der pariser, londoner und wiener Börse. Rußland hatte bis zum Krimkriege nur 150 Millionen Rubel Nationalschuld – rechnen Sie den zehnten Theil davon als die unsere – wenn wir also drei oder vier Millionen in Paris und London zur Deckung deponiren, und eine Million für die Revolution, das heißt für unsere Befreiung vom russischen Joch verwenden, kann uns

---

<sup>1</sup>Der Student Paul Liandowski trat in der That nach dem Tode des Okuliarnik im Oktober 1863 an die Spitze der sogenannten Hängendarmen, der Kerjalisten oder Dolchmänner, welche die Urtheile des Revolutionstribunals zu vollstrecken hatten. Wie die späteren Entdeckungen ergaben, bestand zu jener Zeit bereits im Geheimen die Organisation der provisorischen Volksjunta, das heißt der demokratischen Agitation, welche darauf ausging, die Leitung der ganzen Erhebung an sich zu reißen und sie der Partei der Weißen, also der Adels und kirchlichen Partei zu entziehen, die durch das sogenannte, aus fünf Mitgliedern bestehende Central-Comité geleitet wurde. Es ist längst unzweifelhaft bewiesen, daß die ganze polnische Bewegung von 1861 bis 64 in innigem Zusammenhang mit der socialistischen und republikanischen Agitation durch ganz Europa stand und weniger der staatlichen Befreiung Polens von russischer Herrschaft galt, als einem Schlag gegen das monarchische Princip überhaupt und namentlich gegen Preußen, unterstützt und gefördert dabei durch die Eifersucht der Kabinete von Wien, St. Cloud und Kopenhagen und die jesuitischen Intriguen zur Wiederherstellung der päpstlichen Oberherrschaft in Deutschland. Nur dem Widerstreit dieser revolutionären Ziele, der dynastischen Eifersucht der Kabinete und des Papstthums unterlag die wohlgeplante Bewegung, deren Unterdrückung sonst Rußland schwer genug geworden wäre. Nachdem sich das Central-Comité im August zu seiner ersten öffentlichen Proklamation hatte drängen lassen, war allerdings kein Halt mehr auf der betretenen Bahn und schon im Januar 1863 die Bewegung planlos in der Hand der Junta und ohne höheres Ziel.

Niemand vorwerfen, unsere Nationalschuld nicht zu tilgen und wir werden Kredit genug haben.«

»Aber dazu müßten wir eben Herren der Finanzkasse sein.«

»Wir werden es sein, ehe sie Sorge tragen können, das Geld zwischen die Wälle ihres verfluchten Modlin zu führen.«

Der Priester hätte gern weiter gefragt über Zeit und Mittel, aber er fürchtete sich, Argwohn zu erregen und bedachte zugleich, welche persönlichen Vortheile eine Ueberführung des Staatsvermögens in die Hände der Leiter der Revolution, also nach der Beseitigung des Centralcomité's oder der Adelspartei in die der Volksjunta, der Demokratie, selbst wenn sie größtentheils aus Männern von der persönlichen Uneigennützigkeit des Okuliarnik bestanden hätte, seinen Plänen bieten mußte.

»Es wird das Ihre Sache sein, Pan Lemke. Sie werden sich erinnern, daß unser Kloster nicht allein eine sichere Zuflucht für die Waffenvorräthe sondern in seinen verborgenen Gewölben und Gängen auch für andere Gegenstände bieten kann.«

»Eben wegen der Waffen wünsche ich mit Ihnen zu sprechen. Das Depot bei den Bernhardinern ist das bedeutendste.«

»Wir können das Zehnfache in den Grüften unterbringen, ohne daß es auffallen würde. Doch wird es gut bleiben, das Princip der Theilung der Depots festzuhalten.«

»Ich bin der gleichen Meinung, und deshalb soll allein das vordere Magazin bei den Bernhardinern der Volksbewaffnung preis gegeben werden, wenn ein Zusammenstoß mit den Truppen morgen Abend hervorgerufen werden kann, während die Vorräthe im Grabowski'schen und Eckert'schen Hause für die Bewaffnung im Lande bewahrt bleiben müssen.«

»So ist der offene Kampf beschlossen?«

Die Glocken im Bernhardiner Thurm und der Kreuzkirche sollen das Signal dazu geben – treffen Sie Ihre Vorbereitungen. Das Kloster ist bei der Nähe der Statthalterei ein wichtiger Posten in unsern Händen, den man von der Citadelle aus schonen muß, da er in der Schußlinie des Schlosses liegt. Die Kirche darf dem Eindringen des Volks kein Hinderniß bieten; selbst wenn die Ueberraschung des Schlosses nach dem Fall des Statthalters nicht gelingt, kann der Einbruch immer leichter auf einen Putsch des Pöbels geschoben werden, wie im Februar des vorigen Jahres. – Ihr Priester versteht Euch auf die Ausflüchte, – doch werden sie hoffentlich diesmal nicht nöthig sein!«

»Ein kluger General berechnet alle Fälle und hält sich einen Rückweg offen. So lange unsere Feinde im Besitz der Citadelle und Modlins sind, nützt der Tod des Einzelnen wenig.«

»Dennoch ist er ein Anfang und spart das Blut von Tausenden. Wenn die siebenzig Büchsen, die in Ihrer Gruft versteckt sind, sich in den Händen entschlossener Männer befinden, wird es gelingen, das Kloster zu halten und die Brücke nach Praga zu sperren, bis das Volk uns zu Hilfe kommt und die Revolution erklärt ist. Die Dembinska kann statt ihrer Weiberpost,<sup>1</sup> die

---

<sup>1</sup>Bereits unter der National-Regierung, also zur Zeit des Central-Comité's waren die acht Woiwodschaften in 39 Bezirke, diese in Kreise und diese wieder in Kirchspiele (Parafien oder Prichoden) getheilt. Die Beförderung der geheimen Befehle in und von Warschau aus geschah, seit dem Sommer 1862 und nach der Begründung des besondern Polizei-Departements in der Centralorganisation der Revolution hauptsächlich nur durch Weiber, die in bestimmtem geringen Solde wie etwa Botenfrauen standen, und sie an zwei Orten in Warschau: einer Apotheke in der Marschallstraße und dem Wrowlewskischen Pfefferkuchenladen in der Kapitelstraße täglich in Empfang nahmen.

gegenwärtig alle Befehle und Nachrichten überbringt, unsere Dekrete in allen Prichoden der Woiwodschaft in drei Tagen offen anschlagen lassen!«

»Auf welche Macht rechnen Sie bei dem ersten Ausbruch morgen?«

»Zweitausend entschlossene Männer – sie sind bereits in Sectionen getheilt und die Kreuzstraßen und Punkte ihnen bekannt, die sie zu besetzen haben, sobald der Glockenruf ertönt! Wenn dann der Schuß im sächsischen Garten gefallen und die Nachricht vom Tode des Generalgouverneurs bekannt ist, versammeln sich die Direktoren der sechs Wudzials und ihre Secretaire im Auditorium Dubawskis und Kapitain Galewski<sup>1</sup> übernimmt die Leitung des Kampfes, bis der General eintrifft!«

»Der General – welcher?«

»Wer anders als Miroslawski – oder glauben Sie, daß wir auf den Sendling der Aristokraten in Paris warten wollen? Wenn der Kapitain Langiewicz Muth und Patriotismus hätte, wie wir ihn brauchen, würde er längst die bewaffnete Erhebung proclamirt haben,<sup>2</sup> statt unser Geld für alte preußische Waffen in Paris und Berlin zu vergeuden und die Zeit zu verschwenden, bis die Moskowiten vom Niemen bis zur Donau gerüstet sind. Fluch über die Zeitverschwendung, die uns Alle verdirbt, und an den Strick liefern mag! – Schmach über die Söhne Polens selbst – Sie wissen jetzt, Hilarius, von welcher Seite allein her Sie die Befreiung Polens und des katholischen Glaubens zu erwarten haben und es ist Zeit, Chmelenski, daß wir die Nerven noch durch eine Stunde Schlaf für unsere Aufgabe stärken mögen, ich sehe ohnehin, daß Wenzel uns daran erinnern will, daß die Frist zu Ende ist, in der wir Sicherheit auf dem Floß genießen!«

Der alte Flißak hatte sich in der That erhoben und kam, um daran zu mahnen, daß nach der strengen Verordnung auch das Feuer der Tänzer um 11 Uhr gelöscht werden müsse und kein Boot mehr den Fluß kreuzen dürfe. –

Als vorhin das Flißakenmädchen noch einmal dem russischen Offizier sich genähert, hatte dieser ihre Hand festgehalten.

»Willst Du fünf blanke Silberrubel verdienen, Dirne?« frug er.

»Wie gerne Pan, gnädigster, die Minka ist sehr arm. Was befiehlst Du?«

»Du gefällst mir, Dirne,« sagte der Russe brutal, »und sollst mir eine Stunde verkürzen – siehst Du die Laterne dort drüben am Ufer?«

»Ja Herr!«

»Mein Jäger Iwan wird unter ihr warten und Dich zu mir führen.«

»Aber ich muß in einer Stunde zurück sein, der Jaref, mein Bräutigam rudert vor Mitternacht die fremden Männer hinüber, und dann könnte ich nicht mehr zurück zum Floß!«

»Närrin, was kümmert mich der Jaref, ich werde doch nach einem schlechten Flißakenbur-schen nicht mein Vergnügen bemessen sollen, wenn Du mir behagst. Entschließ Dich kurz

---

<sup>1</sup>Ein aus dem russischen Dienst desertirter Generalstabskapitain. Das Kriegsdepartement der geheimen revolutionären Organisation, das zuerst unter Leitung von Eugen Kaczkowski stand, befaßte sich eigentlich nur mit der obern Leitung des Kriegswesens und überließ die Details, wie z. B. die Bildung der Banden und ihre Ausrüstung der sogenannten städtischen Organisation.

<sup>2</sup>Es geschah dies erst durch das Decret der »Volksjunta« am 22. Januar 1862, worauf nach den ersten Miroslawskischen Mißerfolgen die Partei der Weißen, also das Central-Comité, Langiewicz am 16. März wieder zum Dictator erklärte, freilich ohne bessern Erfolg. Während die ursprüngliche Organisation der Erhebung in der That ausgezeichnet war, bewies der ganze Fortgang nur die völlige Unfähigkeit zu eigenem nationalen Regiment, durch die fortwährenden Parteizwiste und Intriguen.

– *shorte vos mi* – ich glaube schwerlich, daß es Deiner Toilette großen Schaden thun wird, wenn Du nöthigenfalls eine Stunde später hierher schwimmst. – Ihr Leute sollt ja ohnehin wie die Wasserratten tauchen!«

Der Rath entschied. – Fünf Silberrubel war für die Aermste ein Kapital, welcher Putz dafür zum Aerger ihrer Gefährtinnen zu kaufen, und ihre Tugend und Treue nicht sehr groß.

»Ich komme Herr« sagte die Dirne, »muß nur noch einmal zu den Andern.«

Er stieg in die noch harrende Gondel, der tartarische Fürst empfing ihn mit einem frivolen Scherz, Fürst Ilinski schwieg in tiefen Gedanken, die taktlose, voreilige Anspielung des Kosakenchefs hatte ihm gezeigt, daß sein Verhältniß mit der jungen Polin doch nicht so unbemerkt geblieben schien und zu Redereien Veranlassung gegeben hatte. Er hatte das Mädchen in der That geliebt, bei seinen selbständigen Verhältnissen auch nur vor Jahresfrist seinen Abschied genommen, um ihr aus dem Gesicht zu kommen und ihr die Trennung zu erleichtern, da bei der ausgesprochenen Antipathie der Mutter gegen seine Nationalität eine Einwilligung zu ihrer Verbindung nicht zu hoffen war und sein Oheim ohnehin ihm eine andere bestimmt und bereits eingeleitet hatte. Während des Aufenthalts in Paris hatte der Fürst sich jedoch überzeugt, daß es ihm nicht so leicht werden würde, eine Convenienzheirath zu schließen und seiner Liebe zu entsagen. Entgegen der gewöhnlichen Erfahrung in der Liebe war mit dem erlangten Sieg und der Entfernung seine Neigung für die junge Mutter nur gestiegen und er hatte allerlei Vorwände gesucht, der Verbindung, die ihm sein Oheim bestimmt, auszuweichen, und als ihm von Petersburg die Nachricht von der bevorstehenden Ernennung des Großfürsten zum Vicekönig von Polen bekannt wurde, durch die ihm zu Gebote stehenden Kanäle unter dem Vorwand der wieder gekräftigten Gesundheit und der Kenntniß der warschauer Verhältnisse seine Wiederanstellung im Stabe des Großfürsten durchgesetzt. Seither war jede Verbindung mit der Comteß abgebrochen gewesen, aber die Erinnerung des alten Offiziers an sie, hatte wie mit einem Zauberschlag auch ein anderes Gefühl in seinem Herzen wach gerufen, die Vaterliebe, und er hatte beschlossen, sobald wie möglich sich über das Schicksal des verstoßenen Kindes wie seiner Mutter Gewißheit zu verschaffen. Wer möchte es ein Spiel des Zufalls nennen, daß fast zur selben Zeit, wo die zufällige Erwähnung seines Namens, der das Herz der armen Mutter erschütterte und sie an das Kind ihrer Liebe mahnte, auch die Gefühle des Vaters für die beiden Wesen angeregt wurden und sich zu einem festen Entschluß gestählt hatten.

Während die Gondel auch ihn mit den Kameraden und den Damen zum Ufer der Citadelle zurückführte und dort ans Land setzte und Atschikoff an seinen Jäger die Instruktion gab, das Flißakenmädchen zu erwarten und mittels Droschke heimlich nach seiner Wohnung zu führen, hatte der Fürst überdacht, auf welche Weise er am andern Tage seine Erkundigungen einziehen könnte, und bald darauf, nachdem man die Damen zu ihren Wohnungen zurück geleitet hatte, trennten sich die Offiziere. –

Es war um dieselbe Zeit, als die Verschworenen von dem alten Flißaken und dem Liebsten der hübschen Minka in mehreren Gruppen nach dem rechten und linken Weichselufer zurückgerudert wurden, wobei es dem Mädchen gelang, unbemerkt zu dem verabredeten Rendezvous zu entwischen. Nach dem Gelöbniß des Paters, sich der Junta anzuschließen, hatte jedes Mißtrauen der Männer aufgehört, die ihn bisher noch immer für einen Anhänger der Weißen, also der Aristokraten gehalten, zu deren Partei sich während der ganzen Empörung die Geistlichkeit hielt, wenn sie auch keinen Anstand nahm, für die Zwecke der Revolution

oder nach den Anweisungen von Rom her, mit der Demokratie gemeinschaftliche Sache zu machen. Es war in der That ein trauriges Spiel, das mit dem Blute und dem Patriotismus eines sonst edlen Volkes gespielt wurde, nicht sowohl von dem unruhigen Geist der Revolution für Freiheit und Selbstständigkeit getrieben, als um den politischen Zwecken des Vaticans und der Kabinete von Paris, London und Wien zu dienen, oder dem Ehrgeiz des Adels und einiger Heißsporne. Erst das Jahr 1866 sollte auch den blindesten Augen das frevle Spiel vollständig aufdecken, das hier weniger gegen Rußland, als hauptsächlich gegen Preußen und das protestantische Deutschland stattfand, und das unter der Maske der Constituirung eines neuen Polen die preußische Entwicklung hindern sollte.

Als der Okuliarnik als der Letzte der Verschworenen von dem alten Flißaken schied, empfahl er ihm noch ganz besonders an, bei dem geringsten Anschein von Gefahr oder Mißtrauen der Wachen auf den Wällen, das Floß sofort treiben zu lassen bis außerhalb der Rojatke.

Es war 11 Uhr vorüber, als der Jäger Iwan das Flißakemädchen unter der Laterne traf, den Mantel über sie warf und sie in den Fiakre hob, der unfern der Stelle wartete, trotz des Widerspruchs, den sie versuchte. »Der Gospodin hat's befohlen! Also Paschol!« war seine einzige Antwort. –

In dem geräumigen Zimmer, das der Kapitain Atschikoff neben seinem Bureau im Krasinschen Palais, dem Kriegsgouvernement bewohnte, stand ein Tisch gedeckt mit kalter Küche und Champagnerflaschen in eisgekühlten Kübeln – daneben der Samowar mit Wasser zum Punsch – auf dem Divan streckte sich der Herr der Wohnung in bequem seidenen Schlafrock, als endlich der Jäger die Dirne in's Zimmer stieß, die Thür hinter ihr schloß und sich davor setzte, um jede Störung zu hindern.

Die Flißakendirne hatte noch niemals solchen Luxus gesehen, solche Delikatessen gegessen, hartes Brod, Speck und Wutki waren ihre höchsten Genüsse gewesen.

»Komm her, Dirne – hat der Iwan Dir Becken und Krug zum Waschen gegeben – ah, schau, bist sauber und schmuck geworden, wie Dir's kaum alle hohen Festtage passirt! Da setz Dich her und stoß mit mir an! Gefällst mir!«

Er zog sie zu sich auf den Divan und nöthigte ihr den Champagnerkelch auf. »Nimm, iß, trink was Du willst, Dirne, wird Dir selten so geboten werden bei Deinem Volk! Mach' keine Umstände, Fratz! Sollst Dir's zur Ehre schätzen, wenn ein Mann wie ich Gefallen an Dir findet!« Er griff in die reichen Schätze ihrer Natur und stürzte dazu den schäumenden Trank hinunter, an dem die Dirne nach den ersten Gläsern bereits Gefallen fand.

»O Herr, gnädigster, werd ich kommen zu spät auf's Floß – wird der Jaref mich schlagen halb todt und sprechen kein Wort mehr mit mir!«

»So laß den Burschen laufen und bleib hier in Warschau, ein Dienst für Leute Deines Schlag's findet sich leicht. Ich werde morgen dem Iwan Auftrag geben, einen passenden für Dich zu suchen, der Hausmeister des Palais wird Vernunft annehmen und gern beide Augen zudrücken, wenn man einen Imperial darauf legt. Was sprachst Du doch von Männern, welche Dein Liebster und der Floßherr zurückrudern sollten an's Ufer – habt Ihr noch andere Zuschauer gehabt, als uns?«

»Die Pans aus Warschau, die schon an den beiden letzten Abenden kamen, es war ein heiliger Priester darunter heute und der Wenzel, der über uns befiehlt, hat ihn selber abgeholt mit dem Kahn.«

Der Kapitain setzte das Glas, das er eben zum Munde hob, nieder und wandte sich aufmerksam zu der Dirne.

»Polen? – kanntest Du sie? Von Eurem Volke, Kaufleute, Holzhändler?«

»Weiß nicht, Herr – doch sind sie nicht von unserm Volk, scheinen vornehme Herrn, Gospodins! Wir durften sie nicht stören, und blieben um ihretwillen zwei Tage auf der Weichsel liegen, wie ich den Wenzel sagen hörte; die Herrn vom Amt durften Nichts davon wissen, daß sie des Abends zu uns kamen.«

»Aber wir waren doch eine halbe Stunde auf dem Floß, ohne daß ich Fremde sah!?!«

Die Dirne lachte. »Waren in Flißaken-Kitteln, und lagen zwischen den Rudern, wo der Feuerschein nicht hinreicht. Russen-Gospodine haben schlechte Augen, wenn es gilt Polenpans zu sehen!«

Der Kapitain war bei dem Geplauder der Dirne immer aufmerksamer geworden, noch glaubte er, es handle sich um eine der gewöhnlichen Schmuggler-Geschichten, für welche Offiziere wie Beamte gleich nachsichtig sind, wenn es nicht ihr eigenes Interesse gilt. Aber schon die nächste Antwort sollte ihn eines Andern belehren.

»Hast Du keinen der verkleideten Männer erkannt? Von was sprachen sie?«

»Ich kenne sie nicht – hab' auch Nichts verstanden, nur daß morgen geschehen soll Etwas in Warschau, hoffen großen Erfolg davon, sehr blutig morgen Abend und soll der Wenzel machen das Floß triftig, könnten schießen von der Citadelle und treffen unser Volk.«

Die Nachricht schien dem Kapitain doch bedenklich und forderte seine Aufmerksamkeit. Einige weitere geschickte Fragen, ohne auffällig zu sein und das Mißtrauen des Flißakenmädchens zu erregen, gaben ihm die Gewißheit, daß schon seit einiger Zeit die Flößer ohne selbst zu der Agitationspartei zu gehören, doch von dieser gebraucht worden waren, um Personen und Sendungen, wahrscheinlich Waffen von Krakau und Galizien her nach Warschau und den nördlichen Kreisen einzuschmuggeln, daß die Flöße bereits öfter zu geheimen Zusammenkünften verdächtiger Personen, selbst unter den Augen der russischen Militairbehörden hatten dienen müssen und daß eine strengere Ueberwachung dieser Fahrzeuge auf der Weichsel dringend nothwendig sei und vielleicht zu wichtigen Entdeckungen führen könne. Ohne dabei seine nächsten Zwecke aufgeben zu wollen, beschloß er doch, das Mädchen zu wichtigeren Ermittlungen, sei es mit, sei es gegen ihren Willen zurückzuhalten und sie am Morgen der Polizei zu übergeben, die sich von der Wahrheit oder Grundlosigkeit ihres Geschwätzes überzeugen möge. In jedem Fall war die Dirne hübsch und originell genug, ihm für einige Zeit zur Befriedigung der Sinnlichkeit zu dienen.

»Mach Dir keine Sorgen um Dich und um die Deinen, Mädchen,« sagte er, »und iß und trink, – und suche unbekümmert das Lager – am Morgen bei guter Zeit soll Iwan Dich zum Strom zurückführen und sorgen, daß Deiner Ueberfahrt Nichts in den Weg gelegt wird, wenn Du nicht lieber vorziehst, das erbärmliche Leben bei Deinem Volk ganz zu verlassen. Ueberleg Dir's reiflich, indeß ich noch einiges Dringende erledige. In einer halben Stunde bin ich bei Dir, und theile mit Dir das Lager.«

Er führte sie zum Schlafgemach, reichte ihr eine Kerze und kehrte dann rasch zum Schreibtisch zurück, überzeugt, daß der Wein und die Verlockungen, die er ihr in Aussicht gestellt, genügen würden, sie zu betäuben und zu seinem willenslosen Werkzeug zu machen.

Aber er sollte sich dennoch getäuscht haben.

Die Dirne, wenn auch leichtfertig und habsüchtig war ebenso schlau als entschlossen, und die beharrlichen Fragen hatten sie mißtrauisch gemacht. Wenn auch der Geliebte, oder vielmehr der Bursche, der sie zu seinem Schatz gewählt, wenig auf ihre Treue zu zählen hatte, hing sie doch an ihrer Horde und fürchtete, dieser durch ihre achtlose Offenherzigkeit Gefahr gebracht zu haben. Der Kapitain hatte sie daher kaum allein gelassen, als sie statt das üppige Lager, das er ihr gezeigt zu suchen, zu der von ihm geschlossenen Thür zurückschlich, das Auge an das Schlüsselloch legte und abwechselnd das Ohr an dasselbe preßte. Was sie sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht, daß man eine besondere Absicht mit ihr hegte, weit über die hinaus gehend, zu der man sie hierher gebracht hatte.

Der Kapitain hatte einige Zeilen geschrieben und das Blatt geschlossen und versiegelt, dann rief er den im Vorzimmer auf einem Feldbett gelagerten Jäger.

»Iwan – komm hierher – aber still, ohne Geräusch!«

Der Russe war sogleich bei der Hand.

»Was befehlst du Väterchen?«

»Du weißt die Polizeiwache am Schloß?«

»Gewiß, Gospodin!«

»Verlaß leise das Zimmer und den Palast. Die Dirne da drinnen darf Nichts merken von dem Auftrage, den ich Dir gebe!«

»Wie Du befiehlst – ich dachte, Iwan sollte sie vor dem Sonnenaufgang zurück bringen zum Strom.«

»Ich habe es anders beschlossen. Dieses Billet bringst Du zur Polizeiwache am Schloß und fragst, ob zufällig Pan Drosdowicz der Kommissar dort ist, andernfalls muß es ihm sofort von dort bestellt werden – er ist der Klügste von Allen und wird seine Maßregeln treffen. Morgen früh wird er wahrscheinlich selbst hierher kommen und Du meldest ihn sogleich. Auf keinen Fall darf das Mädchen eher das Palais verlassen, bis er sie gesprochen hat. Dieses zweite Billet gib an den kommandirenden Offizier der Wache am Thor der Alexander-Citadelle und sage ihm, es käme von mir. Dann kehre zurück und störe mich nicht weiter bis zum Morgen. Du hast doch ein Karteczka, daß Du durch die Posten und Patrouillen nicht aufgehalten wirst? – sonst, hier in dem Fach liegen sie.«

Das Auge der Flißakin sah, wohin die Hand des Kapitains wies, und wie der Diener eine Passirkarte heraus nahm, ehe er das Zimmer verließ. Sie hatte Verstand genug, um zu begreifen, daß nur im Besitz einer solchen, sie ohne Begleitung durch die Straßen kommen könne, ohne angehalten und festgenommen zu werden.

Aber wie Gelegenheit finden, die Wohnung des Kapitains und den Palast gegen seinen Willen zu verlassen, und doch mußte es geschehn, wenn ihre Landsleute gewarnt werden sollten?

Sie war zu einem Fenster geschlichen. Die Zimmer, welche der Kapitain in dem Amtsgebäude des Kriegsgouvernements, dem Krasinskischen Palast bewohnte, gingen allerdings nach dem Garten hinaus, aber sie lagen, wie sie sich aus dem bei der Sommerhitze geöffneten Fenster leicht überzeugte, im zweiten Stockwerk, und überdies war die innere Einrichtung des Gebäudes ihr ganz fremd – Iwan der Jäger hatte sie auf einer Seitentreppe herauf geführt. Sie begriff sofort, daß sie nur durch das Fenster entkommen könne und während der Kapitain schlief.

Es liegt in jedem Weibe etwas von der Judith – und ihrem Kampf mit der Brutalität des Holofernes, wenn auch deren heroische That nicht erforderlich ist – das Flißakenmädchen sah mit Befriedigung, wie der Russe fortfuhr sich in dem starken Punsch zu berauschen, während er weiter schrieb. Erst als er sich erhob und den Gashahn herab schraubte und sich zu entkleiden begann, warf sie ihre dürftigen Gewänder ab und schlüpfte auf das Lager, als hätte sie es sofort gesucht.

Sie hörte, wie der Adjutant die Thür mit dem innern Riegel schloß und dann die zum Schlafzimmer aufriß.

»So Täubchen, nun gehört die Nacht uns und Du bleibst hier, bis ich Dir den Käfig öffne. Thu Dein Bestes und Du sollst mit mir zufrieden sein!«

Er taumelte zu dem Lager und langte nach ihr, die Dirne hütete sich, ihm zu widerstreben, umschlang ihn mit den runden Armen und drängte ihm den vollen üppigen Busen entgegen.

Eine Stunde nachher lag der russische Offizier im festen willenslosen Schlaf, das tiefe Schnarchen verkündete seine völlige Betäubung, der er nur schwer zu entreißen gewesen wäre. Diesen Augenblick schien die Flißakin abgewartet zu haben, denn leise sich auf ihren Elbogen über ihn stützend, erhob sie sich halb und lauschte sorgfältig, ob ihre ersten Bewegungen ihn aufmerksam machen würden.

Sie hatte sorgsam, mit Gewalt die eigene Betäubung und alle Müdigkeit zurückdrängend auf den Schlag der Uhren von den naheliegenden Kirchen gelauscht und sich überzeugt, daß dieselben zuletzt die erste Stunde nach Mitternacht verkündet hatten. In der Nacht des Hochsommers, obschon der Mond bereits bald nach 11 Uhr untergegangen war, mußte schon nach zwei Stunden die erste Dämmerung beginnen und ihre Flucht erschweren, wo nicht unmöglich machen.

Aber der Kapitain rührte sich nicht, er lag so hilflos wie ein Todter da.

Das Mädchen stieg über ihn weg und ließ sich vorsichtig von dem Lager niedergleiten, zog ihre ärmlichen Kleidungsstücke an und öffnete die Thür des Nebengemachs, das noch matt erleuchtet war von der herabgeschraubten Gasflamme – immer sorgfältig zurücklauschend, ob auch der Offizier nicht erwache, – aber weder das Geräusch noch der Lichtschein störten seinen tiefen Schlaf.

Sie untersuchte jetzt den andern Ausgang, er war in der That von Innen verschlossen.

So gesichert vollendete sie ihre Kleidung, schlich zu dem Arbeitstisch, aus dessen Fächern sie den Jäger hatte die Paßkarte nehmen sehen, suchte nach gleichen und steckte zwei derselben zu sich. Die goldene Uhr des Kapitains hing an seinem Schreibtisch, seine Börse lag achtlos offen auf dem Tisch, lüstern blickte sie auf Beide, aber sie unterdrückte jede Versuchung und nahm nichts als die fünf Silberrubel, die er ihr verheißen, den grauen Militairmantel, welchen ihr Iwan umgeworfen, als er sie vom Stromufer hierhergeführt, und die gleiche Mütze, mit der sie ihr Haar bedeckt hatte, alles Andere ließ sie unberührt liegen – man durfte sie nach ihrem Entweichen nicht für eine Diebin halten. Dann ging sie nach dem Schlafzimmer zurück, überzeugte sich nochmals, daß der Mann, der sie ihrer Freiheit berauben wollte, ungestört und fest weiter schlief und trat zu dem halbgeöffneten Fenster. So gut es in dem Halbdunkel ging, prüfte sie den Weg, der ihr zur Flucht blieb, dann schwang sie sich aus dem Fenster auf den breiten unter ihm an der Front des Gebäudes hinlaufenden Steinsims, kroch wie eine Katze auf demselben hin bis zum nächsten Vorsprung, der eine Regenröhre bildete und ließ sich an dieser nieder.

Der Krasinskische Palast, das damalige Kriegs-Gouvernement, stammt wie viele gleiche Bauten, aus der Zeit des König August und ist in italienischem Styl gebaut, also reich mit Stuckaturen geziert, für einen im Klettern gewandten Fuß und eine sichere kräftige Hand das Abklettern an der Mauer daher keine so schwierige Sache. Das Naturkind, das in den Wäldern ihrer Heimath mit der Gewandtheit ihrer Kindheit gewöhnt war, die höchsten Fichten auf und nieder zu steigen, gelangte in wenigen Minuten bis zum Erdboden, da hier keine der Schildwachen stand und durch die zahlreichen Vorsprünge Schatten genug vorhanden war, ihre katzenähnlichen Bewegungen fremden Augen zu verbergen. Glücklicherweise auf dem Erdboden angekommen hüllte sie sich in den Soldatenmantel, drückte die flache Mütze auf das Haar und nachdem sie sorgfältig umhergelauscht, um nicht auf Posten oder Patrouillen zu stoßen, schritt sie im Schatten der jetzt laubreichen, parkähnlichen großen Gärten der Seite zu, wo diese an die St. Ferska stoßen. Sie war diesmal und schon früher oft genug in den Straßen von Warschau gewesen, um auf der Fahrt vom Strom mit dem russischen Diener wenigstens im Allgemeinen erkennen zu können, wo sie sich befand und zu wissen, nach welcher Richtung sie sich zu wenden habe, um das Weichselufer zu erreichen, wo sie sich leichter orientiren konnte.

Plötzlich versperrte ihren weitem Weg ein eisernes Gitter, und an ihm entlang schleichend vernahm sie in der nächtlichen Stille das Flüstern zweier Stimmen, als komme es dicht vor ihr aus dem Schatten eines Boskets, und zugleich sah sie von dem nächtlichen Dunkel sich abzeichnend eine hohe männliche Gestalt an dem Gitter hängen, mit der Hand sich festhaltend, daß es schien, als schwebte sie über ihr in der Luft zwischen den Blumen und Büschen. Erst die Gewöhnung des Auges an das Halbdunkel belehrte sie, daß es ein Balkon war, unter dem sie kauerte, und daß dieser zu einem Nachbargrundstück gehörte, von dem her aus der geöffneten Glathür des Salons oder Balkonzimmers ein gedämpftes Lampenlicht herüberstrahlte und den Schatten des Mannes, der am Gitter hing und zugleich eine weibliche Gestalt im weißen weiten Nachtgewand abzeichnete, die auf dem blumenbesetzten Balkon stand und herablehnte.

Das leise Flüstern der Beiden bewies ihr zugleich, daß von einem Einbruch oder anderer Gefahr nicht die Rede, sondern sie nur von einem nächtlichen Liebesrendezvous hier zufällig Zeugin geworden war. Und seltsamer Weise schien die Stimme des Paares, wenigstens der Dame ihr nicht ganz unbekannt.

»Theure Josefa, welches Glück, daß Dein Spiel und Lied mich hier fesselte, als mich das Herz trieb, wenigstens in der Nähe Eures Hauses zu sein und dessen finstere Fenster anzuschauen. Ich hatte keine Ahnung, daß Du mit Deiner Mutter in Warschau weiltest, als ich heute Mittag mit der Base von Petersburg kam, und glaubte Dich in dieser Jahreszeit noch auf dem Gut.«

»Still, Constantin, daß die Mutter uns nicht hören kann, Du weißt, daß sie jetzt häufig in Warschau ist, ja fast die Hälfte der Zeit hier zubringt, obschon ich am Liebsten in der Einsamkeit unseres Waldes bliebe, wo Alles mir mein Glück und Unglück mit tausend Erinnerungen zurückruft und der Arzt mir auch das Verweilen verordnet. Denn ich lag lange schwer krank nach unserer Trennung und erhoffte den Tod, während Du, wie ich hörte, alle Freuden des Lebens in Paris genössest. Du weißt, was allein mich an's Leben fesselte!«

»So lebt es?«

»Ich hoffe es – morgen erst denke ich die süße Gewißheit zu erhalten, ohne daß Lodoiska meine Nachforschung verhindern oder sie erfahren kann. Die Mutter selbst wünscht, daß ich das Spital besuche, oder vielmehr ein unglückliches Mädchen, das dort lebt und mit dem ich ohne Verdacht die Anstalt besuchen darf. In seiner Gesellschaft hörte ich heute Abend bereits, daß Du vielleicht nach Warschau zurückkehren würdest und es leistete mir Beistand, als mein Gefühl mich überwältigte, daß ich in Ohnmacht fiel. Ich bin noch schwach, Constantin, in Folge meiner Krankheit!«

»Seltsam – auch ich wurde heute Abend an Dich und das Band, das uns verknüpft erinnert, und es war die Ursach', die mich hierher trieb, ohne daß ich von Deiner Nähe wußte.«

»So bedurfte es erst einer fremden Erinnerung, o Constantin. Wenn Du wüßtest, wie all meine Gedanken nur bei Dir gewesen sind, selbst in meinen Fieberträumen, und wie schwer ich endlich überwunden und mich dem harten Willen Lodoiskas gefügt hatte. Männer wissen nicht, was lieben heißt und wie schwer es einem Frauenherzen wird, selbst die natürlichen Gefühle der Mutter und Gattin zu unterdrücken. Dennoch bezwang ich mich, selbst als ich zufällig von der Mutter vernahm, daß Du einer Andern gehören solltest und Dich um ihre Hand in Paris bewürbest – ich traute ja noch immer auf Dein Gelöbniß und daß es unmöglich wäre, daß Du mein allzuvertrauendes Herz getäuscht hättest, und dabei jeden Trost, selbst den der Schwester entbehren zu müssen, kein Wesen zu haben, in dessen Busen man seinen Schmerz, sein Leid ausschütten darf – nicht einmal dem Ohr des geheiligten Priesters, denn die Kirche würde die ungetreue Tochter Polens und seines Glaubens nicht weniger verfluchen, wie die leibliche Mutter, wenn sie wüßte, daß ihr Herz noch immer an dem Feinde ihres Landes und ihres Glaubens hängt!«

Der russische Offizier murmelte einen Fluch. »Armes Kind, so ist das Gerücht auch zu Dir gedrungen? Aber fürchte Nichts Josefa, es ist eitel Geschwätz. Mein Oheim, von dem unsere ganze Zukunft abhängt, wollte mich zwar seinem Willen zwingen und mich einer Andern verloben. Aber ich habe gefühlt, daß ich nicht von Dir lassen kann und will, und im letzten Augenblick alle Fesseln gesprengt. Deshalb suchte ich wieder Dienste nach und kehrte nach Petersburg zurück, wo ich dem Oheim offen meine Weigerung und meine Liebe zu Dir erklärte, und daß ich lieber auf seine Güter verzichten als eine Andere heirathen will. Er ist ein seltsamer, eitler und starrer Charakter, da es ihm aber nur darauf ankommt, einen Erben seines Stammes und Namens zu haben, und da er hörte, daß ein solcher vielleicht vorhanden wäre, zog er andere Saiten auf und gab seine Einwilligung, daß ich wieder hierher nach Warschau ginge und meine Bewerbung um Dich offen erneuerte. Wenn es mir gelingt, mich auszuzeichnen und seinen Stolz auf mich zu erregen, oder die Großfürstin für unsere Liebe zu interessiren, wird er unserm Glück nicht im Wege stehn. Du siehst also, daß unsere Hoffnungen nicht so haltlos sind!«

»Du vergissest das schlimmere Hinderniß, das ihnen im Wege steht, den Widerwillen meiner Mutter gegen die Unterdrücker Polens!«

»Hole der Henker ihren Starrsinn! Es wird sich wohl noch ein Priester Eures Glaubens für Geld finden, der die Todsünde vergiebt, einen Russen zum Schwiegersohn zu haben, um so leichter, wenn sie die andere Tochter der heiligen Kirche opfert. Habe ich die Einwilligung meines Oheims und des Kaisers, so entführe ich Dich nöthigenfalls mit Gewalt allen fanatischen Weibern, selbst Deiner eigenen Mutter und Schwester zum Trotz! Wann gehst Du morgen zum Spital und wer ist die Freundin, die Du dort gefunden?«

»Die Braut des Mannes, den Du selbst an jenem traurigen Abend kennen und achten lernst, obschon er Dein politischer Feind war, des Grafen Oginski, der so unglücklich in dem Februar-Conflict endete, – ein Fräulein Marowska!«

»Die Schwärmerin, ich habe von ihr gehört, – wenn ich mich recht erinnere durch einen unserer Spione im polnischen Central-Comité. Hüte Dich, Dich von ihrem Fanatismus anstecken zu lassen und erinnere Dich, daß Du einem Russen gehörst und das Weib ihrem Manne folgen muß, wie Ruth in der Bibel sagt, soviel ich mich deren noch erinnere. Sei vorsichtig in Deinen Nachforschungen nach dem Kinde, oder überlasse sie besser mir.«

»Das Herz einer Mutter wird es leichter finden und zu lange ist es feig ihm fern geblieben – jetzt da ich weiß, daß auch das Deine für das unglückliche Wesen schlägt, werd' ich vor Nichts mehr zagen. Eine Stunde vor Mittag fahre ich zum Spital – vielleicht ist es Dir möglich, mich dort zu treffen, der Zutritt steht allen Fremden offen und mein Auge würde ohne Worte Dich wissen lassen, ob mein Besuch von Erfolg gewesen ist, oder nicht. Doch jetzt gehe, ich darf nicht länger mehr zögern. Die heilige Jungfrau sei gebenedeiet für das Glück, daß sie mich Dich sehen ließ!«

Er haschte nach ihrer Hand, und das vergebliche Bemühen war die Ursach', daß seine andere die Gitterstäbe des Balkons fahren ließ und er zu Boden springen mußte, um nicht zu fallen, zugleich auch, daß er dicht vor dem Flißakendmädchen stand, bevor dieses sich seinem Blick entziehen konnte.

»*Shorte vos mi* – wer lauscht hier? ein Soldat – wer bist Du Kerl und wo kommst Du her?«

»Erbarmen, gnädigster Herr – ich bin kein Soldat, bin arme Flißakendirn, aus dem Radomer Gouvernement, von den Sümpfen des Son her, wo die gnädigste Gräfin im Kreise zu Hause ist, war die Milchschwester von Liebsten Ihrigten.« Sie hatte den Militärmantel fallen lassen, die Hand des Offiziers zerrte sie aus der gefährlichen Nähe des Hauses bis in den Schein der nächsten Laterne.

»Was zum Henker, ist das am Ende gar die Flißakendirne, die heute Abend auf dem Floß an der Citadelle tanzte! Wie kommst Du hierher und ist es wahr, daß Du eine Milchschwester der Comteß Dembinska bist?«

»Ist sich gewiß wahr, von Comteß Lodoiska, die eine fromme Klosterfrau werden wird in Sandomierce im nächsten Jahr.«

»Aber wie kommst Du hierher?«

»Vom großen Haus drüben jenseits des Gartens, wo die vielen Soldaten stehn auf dem Platz. Bin ich eine arme Dirn und hat der Gospodin, der gewesen ist mit Ihnen auf unserem Floß diesen Abend, mir befohlen zu kommen an's Ufer, weil ich ihm hab' gefallen und hat mir versprochen, mich wieder führen zu lassen zu unserm Floß zu rechter Zeit durch seinen Jäger, aber hat nicht gehalten Wort und mich zwingen wollen, bei ihm zu bleiben und hab' ich nicht bleiben dürfen, ohn Erlaubniß von Meinigten. Bin ich entsprungen aus großem Schloß und gelaufen bis hierher, um zu kommen zum Strom!«

Es zuckte ein schadenfrohes Hohnlachen über das Gesicht des Fürsten. »Was – sprichst Du vom Kapitain Atschikoff, und hast Du da drüben bei ihm im Gouvernements-Gebäude die Nacht zugebracht!«

»Ist sich Unrecht von mir an Jaref meinen Schatz, aber bin ich ein armes Mädchen, und hab ich Gospodin Nichts gestohlen, als ich bin entwischt, als die Rubel, die er mir hat versprochen.«

Der Fürst lachte auf. »Und wie bist Du dem Kapitain entwischt?«

»Ist Gospodin Kapitain ein sehr grausamer Herr, der es schlimm macht mit den Weibern. Schläft so fest, wie ein Hamster oder der Bär im Winter. Bin ich gestiegen aus Fenster und gestiegen an die Wand herab, da er gar so böser Mann und hält nicht armen Flißakenmädchen sein Wort. Will sie morgen stecken lassen in's finstere Loch, damit sie nicht haben will, was er ihr versprochen und verrathen ihre Freunde und Landsleute. Ist sich nicht wie gnädiger Herr, der liebt und halten will sein Versprechen an gnädigste junge Grafin, die doch ist die Milchschwester von armer Minka, die sie liebt über Alles und ihr gern leisten möcht einen Dienst und koste es ihr Leben.«

Der Fürst sann nach – die Andeutung der rohen Dirne hatte ihm gezeigt, daß sie doch mehr gehört und verstanden hatte, als ihm lieb sein konnte. Zugleich juckte es ihn, dem Kameraden einen Streich spielen zu können, mit dem er ihn später aufziehen konnte. Das Mädchen schaute ihn furchtsam an und dachte nach, wie es das Erlauschte zu seinen Gunsten benutzen könne; daß er der gewöhnlichen Verführung nicht zugänglich und ein anderer Mann war als der brutale Wüstling, dessen Händen sie eben entkommen war, begriff sie wohl, auch empfand sie wirklich aufrichtige Neigung für ihre Milchschwester und Theilnahme an deren Liebe – hilft doch ein Weib gern dem andern, wo es auf Herzenssachen oder deren Förderung ankommt gegenüber dem Druck feindlicher Verhältnisse oder Personen.

Der Fürst hatte ihr befohlen, Mantel und Mütze wieder anzulegen und ihm zur Seite zu bleiben.

»So willst Du wirklich nur zur Weichsel und den Deinen zurückkehren und Warschau sobald als möglich verlassen?«

»Gott und die Heiligen mögen mir dazuhelfen – und werde ich leicht mein Floß finden, wenn ich nur fort bin von hier und gnädigster Herr mir helfen wollen vor schlimmem Gospodin. Könnt armes Flißakenmädchen vielleicht auch helfen dem hohen Herrn zu seinem Ziel mit einem Dienst. Ist kein Mäuslein so klein, daß sein Zahn nicht durchnagen könnte das Netz für großen Edelhirsch. Wenn mich nehmen wollte Gräfin Josefa in Herrendienst ihrigten, könnte die Minka vielleicht nützen gar viel, da sie jetzt weiß, woran ihr Herz hängt. Der Jaref kann warten noch ein oder zwei Jahr, gnädiger Gospodin giebt ihm dann vielleicht einen besseren Dienst, wenn erst wieder Ruhe im Lande und sie nicht mehr erschlagen wollen die großen Herren, die doch haben das Regiment in Polen, denn mein Liebster ist ein guter Jäger, der nicht fürchtet Wolf oder Bär, und das Holzhauen im Walde und Flößen auf dem Wasser ist ein schlimmes Brod und bringt wenig Geld. Der Jaref und die Minka kennen die besten Plätze auf dem Strom durch ganz Masovien von der Gränze her, wo das Wild in den Bergen steht und die vielen Fremden auf den Ruf von Warschau herkommen, um wieder Krieg zu machen gegen die Russen Gospodine, wie zur Zeit, als meine Mutter jung war und gedient hat in Krakau und bei gnädiger Gräfin in Jablona.«

Dem Fürsten fiel der Name auf, Jablona war das einsame Gut in den Wäldern und Sümpfen an der Długa, welches die Gräfin Dembinska wegen der Nähe Warschau's bewohnte, zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt und in gleicher Entfernung von Modlin, und wo er nach der ersten Bekanntschaft in Warschau bei dem aufgedrungenen Besuch zur Jagdzeit das Verhältniß mit der Geliebten angeknüpft hatte, während die Mutter auf den andern Gütern der Familie an der obern Weichsel an der galizischen Grenze weilte.

Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. »Bist Du selbst in Jablona bekannt?«

»Nein Gospodin – bin aus Masovien, aber kommt unser Volk weit herum am Strom und war schon drei Mal in Warschau auf der Weichsel, mit Wenzel dem Floßherrn. Denn Jaref und ich sind verdingt bei ihm für die Fahrt und halb verwandt mit ihm, wenigstens ich, da er mich über die heilige Taufe gehalten hat. Deshalb hat er mich lieb und muß ich zurück zu ihm, damit er gewarnt wird vor dem schlimmen Gospodin, der es böse meint mit uns. Vielleicht, daß ich jenseits der Gränze in Herrendienst treten kann, bis der Jaref mit ihm eine neue Fahrt macht.«

»Und hast Du niemals daran gedacht, in Dienst Deiner Milchschwester selbst zu treten, bis der Jaref Dich zum Weibe nehmen kann?«

»Wäre zu großes Glück für armes Flißakenmädchen! Wollt ich gar zu gern dienen, ihr und Dir Gospodin!«

»Daran dachte ich eben – vielleicht gelingt es mir, Comteß Josefa noch während Eurer Anwesenheit vor Warschau zu sprechen – Dein Verhältniß zur Familie Dembinska ließe sich leicht zur Grundlage eines Dienstgesuchs machen, wenn Du den Flößer bewegen kannst, Dich freizugeben – vielleicht fände sich auf dem Gut auch ein Dienst für den Jaref, Deinen Liebsten – wenn er es nicht vorzieht, in den meinen zu treten. Versteht er mit Pferden umzugehen, ich habe einen Stallknecht in Petersburg zurück gelassen?«

»Ist der Jaref ein Krakuse und versteht Alles! Kann auch verstehn Russisch und Deutsch, ist gewesen ein Jahr über der Grenze und wäre ausgehoben sicher unter das Soldatenvolk, wenn er nicht wäre ein Flißak und liebte zu sein ein freier Mann.«

»Nun aus Liebe zu Dir, Dirne, obschon Du ihm wenig treu zu sein scheinst, könnte er's vielleicht versuchen, vielleicht auch kann er uns bessere Dienste leisten auf dem Strom in seinem Metier, da er gewiß viele Deiner Landsleute kennt. Vor Allem seh ich ein, daß Du zurück zu ihm mußt, um Abrede mit ihm und dem Flößer zu nehmen. An Geld, Euern Dienst zu lösen oder Andere in Eure Stelle zu bringen, soll es nicht fehlen, da nimm das zu den Rubeln, die Du von dem Kapitain diese Nacht verdient. Aber merke Dir's, ob aus unserm Handel etwas wird oder nicht, niemals darf die Comteß Josefa wissen, was Du diese Nacht getrieben, so wenig wie der Jaref, Dein Liebster, höchstens der Flößer selbst, – er mag Dir helfen, eine Lüge zu ersinnen, wie Du mich gefunden. Aber wie und wo soll ich Dir zu wissen thun, ob ich die Comteß gesprochen und ob sie einverstanden ist mit meinem Plan?«

Das Mädchen sann einen Augenblick nach, dann sah sie ihn halb schlau, halb furchtsam an.

»Wird der gnädige Herr nicht um Mittag an der Spitalka sein, oder hat arme Flißakendirne falsch gehört?«

»Ich fürchte, Dirne, Deine Ohren waren nur zu gut. Um so nöthiger ist, daß sie gestopft oder so weit entfernt werden, daß sie keinen Schaden mehr thun. Hier nimm dies Geld noch, schweige jedenfalls dafür; ob Du kommst oder nichts ich werde zwei Stunden nach Mittag auf der Spitalka sein und muß Dich jetzt verlassen, denn es ist die höchste Zeit, daß auch ich zur Ruhe komme. Wenn Du diese Straße hinab gehst, gelangst Du zum Ufer der Weichsel und in die Nähe der Citadelle, wo Dein Floß lag.« Damit und ohne sich weiter um das Schicksal des niedrig geborenen Mädchens zu kümmern, verließ er sie und wandte sich dem Schloß zu, wo er bei seiner Ankunft von Petersburg vorläufig Wohnung genommen hatte.

Kaum hatte er sie verlassen, als die Flißanka in Angst, nochmals aufgehalten zu werden, in der Richtung des Stromufers davon rannte.

Unterhalb des Schlachthauses, in dem bereits das allnächtliche Leben begann, schlich sie bis zum Strande des hohen Ufers und spähte auf die Wasserfläche, eine Spur des Floßes zu sehen – aber die Dämmerung war noch zu schwer, als daß sie es in dieser Entfernung hätte entdecken können. Nur der Richtung im Allgemeinen konnte sie sich versichern.

»Stoi! gieb Antwort!«

Sie hörte das Klirren der Gewehre einer nahenden Patrouille, zugleich von der Praga-Brücke her den Ruderschlag eines großen Bootes – es war das Fahrzeug der Strompolizei, die ihre Morgenrunde begann.

Einen gellenden Pfiff ließ sie zwischen den Zähnen weit über die Wasserfläche erschallen, das Signal, auf das die Wache der Flißaken zu achten gewohnt war, dann ließ sie Mantel und Mütze fallen und schlug ein Kreuz.

»Heilige Mutter Gottes von Czenstochau, stehe mir bei!« und ohne zu wissen, ob sie das Floß erreichen könne oder nicht, glitt sie in die trüben Wellen des Stromes in den Morgen-  
nebel hinein. – »Komm zurück, Hund, Ausreißer, oder ich schieße! – Richtig, da liegen ein Mantel und Mütze, wieder einer der verdammten Deserteurs, der von seinem Wachposten entsprungen ist und hinüber schwimmt an's andere Ufer. Vergebne Müß', da drüben kommt er schwerlich durch, wenn er nicht vorher schon im Treibsand der Insel stecken bleibt! Rudert Leute, es ist strenger Befehl gekommen, die Flöße nach Verdächtigen zu untersuchen und die Flößer selbst zu verhaften!«

Es waren die letzten Worte, die sie hörte, hinterdrein das Klatschen einer Kugel auf dem Wasserspiegel. Dann tauchte sie tief unter die Oberfläche nieder. –

Wenzel, der alte Flißak hatte die Polen, die sein Floß zu ihrer Zusammenkunft benutzt, zurück zum Ufer bringen lassen, wobei er das Verschwinden des Mädchens wohl bemerkt hatte, und von dem Letzten die Mahnung erhalten, bei dem geringsten verdächtigen Umstand noch die Stunden der Nacht zu benutzen, die Stellung des Floßes zu ändern und es Strom ab treiben zu lassen. Den Baststrick in der Hand, welcher das Floß festhielt, war er eingeschlummert, als er den Warnungspfiff vom Ufer hörte und mechanisch fast die Verbindung löste. Sofort entfernte sich das Fahrzeug vom Ufer, schwenkte in den Strom und trieb im Nebel langsam auf der trägen Fluth davon. Aber zugleich rüttelte eine Hand den Alten vollends wach.

Es war Jaref, der zu ihm getreten war. »Es muß da drüben etwas passirt sein, was die Warnung verursacht hat. Das Floß ist jetzt triftig und ich werde das Steuer nehmen. Kriecht unter, Wenzel, – meine Hand genügt und ich habe scharfe Augen und Ohren, wenn die Minka etwa ans Floß will, denn die Dirne fehlt unter den schlafenden Weibern. Wenn Euer Rath oder Hilfe noch nöthig, werd' ich Euch rufen!«

Der Alte schüttelte das Haupt, die Stimme des Burschen klang ihm gar so heiser, aber er tappte ohne weitere Antwort zu der Lagerstätte, warf sich darauf nieder und versank bald in Schlaf, ohne sich weiter um den Groll des Eifersüchtigen zu kümmern. War er doch jetzt sicher, daß wenn man ihr Floß suchte, man es nicht mehr an der früheren Stelle fand, und auf der Strecke bis zur Rogatke jenseits der Citadelle lagen oder trieben der Flöße noch mehrere!

---

Der Kommissar Drosdowicz pflegte zeitig im Dienst zu sein, er fand auf dem Bureau des Ober-Polizeimeisters die während der Nacht dort abgegebene Anzeige des Stabskapitain und

ordnete sofort eine strenge Untersuchung und Ueberwachung der auf dem Strom ankernden Fahrzeuge nach verdächtigen Persönlichkeiten oder den Spuren geheimer Zusammenkünfte an, ehe er sich nach dem Kriegsgouvernement begab, um von dem Offizier, der, wie er wußte, lange schlief und erst spät in den Bureaux erschien, weitere Mittheilungen einzuholen.

Es war bereits 7 Uhr, aber er fand, wie er vermuthet, daß der Kapitain noch nicht sichtbar war und den Jäger Iwan noch auf die Oeffnung der Thür des Arbeits- und Schlafzimmers seines Herrn harrend. Mit dem Instinkt eines guten Polizeibeamten wandte er sich zunächst an den Diener und suchte diesen auszuforschen.

Iwan wußte Nichts, als daß er gegen Mitternacht noch von seinem Herrn Befehl erhalten habe, zwei Briefe nach der Polizeimeisterei und der Citadellwache zu bringen und daß sein Herr noch schlafen müsse und vielleicht noch ungestört bleiben wolle, denn die Thür sei von Innen geschlossen, obschon wie er bemerkt habe, das Fenster des Schlafzimmers weit geöffnet sei, wie der Kapitain in den warmen Sommernächten zu thun pflege. Doch habe dieser ihm streng befohlen, ihn zu wecken, sobald der Polizeibeamte erschiene und deshalb wolle er es aus sich nehmen, den Herrn zu rufen, selbst auf die Gefahr hin, sich seinen Unwillen zuzuziehen. Ein schlaues Augenzwinkern belehrte den Beamten, warum er solchen Unwillen besorge. Der Kommissar kümmerte sich wenig um die Ursach und half dem Jäger an der äußern Thür klopfen, als diese nicht sofort geöffnet wurde, dennoch blieb eine Weile lang Alles still – keine Bewegung war im Innern hörbar.

»Hast Du keinen andern Weg zu Deinem Herrn zu gelangen?« frug endlich ungeduldig der Kommissar, der am Fenster des Vorzimmers stand und hinunter auf den Platz vor dem Palais sah, wo ein außergewöhnliches Menschengewühl stattfand und namentlich viele Offiziere und Militairs zum Eingang des Gouvernements eilten.

»Es muß etwas Besonderes dort unten geschehen sein, geh hinunter und frage bei der Wache, indeß ich hier Deinen Herrn erwarte, er muß doch endlich öffnen, oder ich werde später wiederkommen, wenn er ausgeschlafen hat.«

Der Jäger eilte die Stiegen hinab, der Weisung zu gehorchen; zugleich hörte der Kommissar im Innern der Wohnung endlich das Schlürfen herannahender Schritte und eine schläfrige Verwünschung – dann wurde der Riegel zurückgeschoben. »Kapitain Atschikoff – ich bin es, der Kommissar Drosdowicz, und auf Ihren ausdrücklichen Wunsch komme ich Sie zu stören!«

»Ach Sie, – der Schurke Iwan hätte mich nicht so lange schlafen lassen sollen! Einen Augenblick, Pan, ich stehe Ihnen sogleich zu Diensten! Zum Henker, der verfluchte Punsch hat mich ganz betäubt!« Und jener vernahm, wie der Schritt nach der Thüre des Schlafzimmers zurückging und der Kapitain diese wieder schloß, nachdem er einige Worte hineingerufen hatte.

Der Kommissar nahm keinen Anstand, sofort einzutreten, der wachsende Lärmen auf dem Platz vor dem Palais hatte ihn besorgt gemacht, zugleich hörte er Rennen und Ausrufungen in den Corridors des Innern, die zu den Bureaux führten. Ein Blick bei dem Eintritt in das Wohn- und Arbeitszimmer des Kapitains belehrte den Beamten, daß hier am Abend vorher eines der gewöhnlichen Gelage oder Soupers wahrscheinlich in Weibergesellschaft statt gehabt haben mußte, als deren Liebhaber der Kapitain bekannt war. Uniformstücke lagen noch unordentlich auf den Möbeln umher, – geöffnete und halb geleerte Champagnerflaschen standen zwischen den Resten kalter Speisen auf dem Tisch in der Mitte, der Dunst einer Punschbowl und der unangenehme Geruch einer niedergeschraubten aber noch brennenden Gasflamme

vor dem offenbar noch in der Nacht benutzten Arbeitstisch erfüllte das geräumige Gemach – auf der offenen Klappe des Schreibtisches lag eine kostbare goldene Uhr und eine offene Börse mit Gold- und Silbermünzen.

Von der Portière des Schlafzimmers her trat ihm der Stabskapitain in seidnem orientalischen Schlafrock entgegen, zugleich aber stürzte von der anderen Seite athemlos der Jäger Iwan herein.

»Gospodin –« keuchte er ganz außer sich – »Gott und die Heiligen mögen sich's erbarmen – wissen Sie schon das Unglück – . . .«

»Was für ein Unglück, Tölpel?«

»O Jammer, Jammer – O Matuschka – was wird der Czar sagen, wenn er's hört!«

Der Kommissar hatte den Verwirrten, Jammernden am Arm gefaßt. »Sprich Kerl – was ist geschehen?«

Der Jäger, immer noch wehklagend, zog ihn und seinen Herrn in's Vorzimmer zum offenen Fenster, das auf den großen Platz vor dem Palast hinaussah. Die Menge füllte ihn jetzt dicht gedrängt Kopf an Kopf, darunter zahlreiche Offiziere, an allen Thüren und Fenstern erschienen Menschengruppen – von der Długa her sprengten Reiter, einen offenen Wagen umgebend, um den sich die Menge drängte, ein Mann saß im Wagen und hielt einen andern im Arm.

»Jesus, Maria! Das verfluchte Polakenvolk! sie haben ihn erschossen – dort bringen sie seine Leiche!«

»Esel! Wen?«

Eine derbe Ohrfeige schien ihm endlich die Zunge zu lösen.

»Wen anders als Seine Excellenz den gnädigen Herrn General-Gouverneur. Drüben im Sächsischen Garten vor einer halben Stunde!«

»General Lüders?«

»Wen sonst, einen so vornehmen und tapfern Mann! O, das verfluchte polnische Gesindel – die Soldaten zünden die Stadt an allen Ecken an, daß die Meuchelmörder verbrennen mögen in ihren Sünden.«

Der Kommissar war bereits an der Thür, aber noch eilfertiger als er, war der Kapitain hinter ihm und erwischte ihn.

»Halt Kommissar – wenn das Unglück wirklich geschehn und dieser Tölpel uns nicht unnütz in Schrecken jagt – nehmen Sie die Dirne da drinnen fest, – sie muß mehr wissen und kann uns auf die Spur des Mörders bringen. Niemand darf aus dem Zimmer, bis sie in Fesseln liegt. Gott sei Dank – da heben sie den General-Gouverneur aus dem Wagen, – er scheint nur verwundet – Chrulef selbst ist bei ihm! So hat man es wirklich gewagt! Ich eile hinunter, um Näheres zu erfahren.«

»Halt da, Herr« – der Polizeikommissar hatte bereits ohne Weiteres die Thür des Schlafzimmers aufgerissen und schaute in allen Winkeln umher, selbst unter den Möbeln und in die Schränke. »Hier ist Niemand – was reden Sie da von den Mördern und von einer Dirne, die sich hier befinden soll. Wer ist sie, wo ist sie?«

Der Offizier, der Beamte, Iwan der Jäger durchsuchten vergeblich die beiden Zimmer, – Niemand war da – der Kommissar hatte selbst den innern Riegel zurückschieben hören und den Kapitain öffnen sehen, – einen andern Ausgang gab es nicht – Iwan hatte seit er die Wohnung wieder betreten auf dem Feldbett im Vorzimmer bis zum Morgen zugebracht und

schwor bei allen Heiligen, daß Niemand dasselbe passirt habe, ja daß er sich bei seiner Rückkehr überzeugt hatte, daß die Thür von Innen verschlossen gewesen sei. Man konnte keine Zweifel in seine Aussagen setzen.

»Dann ist die verfluchte Flißakendirne während meines Schlafs durch das Fenster entwischt, aber diese Gemächer liegen im zweiten Stock und die Fenster gehen nach den Gärten hinaus!« Der Kapitain schlug sich selbst vor den Kopf, während er sich rasch in Uniform warf, um hinunter zu eilen.

Der Gang wurde ihm durch den Eintritt eines der Feldwebel aus dem Bureau erspart, der auf dem Wege dahin kam, seinen Chef zu fragen, ob er bereits die nähern Umstände des Attentats vernommen habe.

Als er diesen Bericht mit angehört und daraus ersehen hatte, daß es sich nur um eine schwere Verwundung des Generalgouverneurs handle und dieser sich bereits in den Händen der Militärärzte und in der Wohnung Chrulefs im Gouvernement befinde, der Thäter aber, obschon Hunderte die That mit angesehen hatten, vorläufig unbekannt und in dem Gedränge, das sofort an Ort und Stelle entstanden war, entkommen sei, hielt es der Kommissar für verständiger, die Spur zu verfolgen, die ihm hier so unerwartet geworden und auf der Stelle zu ermitteln, ob sie in der That mit dem verübten Verbrechen in Verbindung stehen und auf welche Mitschuldigen sie leiten könne.

»Was veranlaßt Sie zu der Behauptung Herr Kapitain, daß Sie damit den Urhebern auf der Spur sind? Ich weiß zwar, daß ich kein Recht habe, Sie zu befragen und Sie nur dem Militairgerichte Aussage zu machen brauchen; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es in Ihrem eigenen Interesse liegen dürfte, mir zuerst Mittheilung zu machen, um beurtheilen zu können, ob sich begründete Ursachen finden, Ihre Anzeige von dieser Nacht, die ich leider erst diesen Morgen erhielt und deren Ergebnis ich noch nicht kenne, mit diesem verdamnten Mordversuch in Zusammenhang zu bringen? Also berichten Sie Kapitain ohne Rückhalt, wen hatten Sie die Nacht bei sich und wie kommen Sie überhaupt zu dem Verdacht? Sie ersparen sich vielleicht eine unnütze Compromittirung, wenn Sie die Sache in meine Hände legen.«

Der Stabskapitain schien dasselbe zu denken und während er den Kopf sich mit Eiswasser übergoß, seine gewöhnliche Kur nach einer Schwelgerei, und seine Gedanken und Erinnerungen sammelte, haben wir Gelegenheit, das Ereigniß des Tages oder vielmehr des Morgens zu erzählen, mit dem die Reihe von Mordversuchen und Meuchelmorden begonnen, welche den neuen polnischen Aufstand so sehr schändeten und ihm die Sympathieen aller wahren Freunde der Nation raubten.

Wir haben bereits mitgetheilt, daß der Kaiser Alexander nach dem Rücktritt und Tode Gortschakoffs im Herbst und kurzem Interimisticum im Spätherbst des Jahres vorher den General Lüders zum Chef des I. (polnischen) Armeecorps und Generalstatthalter von Polen ernannt und ihm die Beruhigung und Verwaltung des bereits hochbewegten Königreichs übertragen hatte.

Alexander Nicolajewitsch von Lüders, aus einer ursprünglich deutschen, seit Generationen aber in der russischen Armee dienenden Familie war 1790 geboren, zur Zeit des Mordversuchs also bereits über 71 Jahre alt. Er trat 1807 in die Armee, machte schon den Krieg in Finnland und 1812 bis 1814 gegen Napoleon und bereits 1831 als Generalmajor, an der Spitze seiner Infanterie-Brigade den Sturm auf Warschau mit, focht 1843 im Kaukasus gegen Schamyl, erstürmte dessen für uneinnehmbar gehaltene Felsenfeste Dargo, schlug 1848 und

1849 in Ungarn und Siebenbürgen gegen Bem und Kiß, wurde für den glänzenden Sieg von Groß-Scheuern zum General-Adjutanten ernannt, focht 1853 an der Donau bei Kalafat und Silistria und ermöglichte die Erhaltung der Krim, auch nach dem Fall von Sebastopol. Ein hartnäckiges Augenleiden nöthigte ihn sich lange im Ausland aufzuhalten, bis ihm der Kaiser 1859 wieder den Oberbefehl in Beßarabien übertrug und ihn zwei Jahre nachher nach Polen rief. Er galt als genialer Heerführer, strenger und furchtloser Soldat und wurde selbst von den bessern Führern der polnischen Agitation wegen seines biedern und gerechten Charakters hochgeachtet.

Warschau hat den großen Vorzug in Mitten seiner Straßen so zahlreiche Plätze, Gärten und öffentliche Parks und Alleen zu besitzen, wie kaum eine andere große Stadt. Eine der beliebtesten derartigen Anlagen war von jeher der »Sächsische Garten«, der im nordwestlichen Theile der Altstadt – zwischen der Königstraße und der Senatorska hinter dem sächsischen Palast liegt, wo die beiden Auguste residirten, und der auf der Nordseite nur durch ein großes eisernes Gitter von dem Markt getrennt ist, welcher an bestimmten Tagen gewöhnlich sehr zahlreich besucht wird. Ein Theil des Sächsischen Gartens, der dem Publikum zur allgemeinen Benutzung offen steht und als Promenade viel besucht wird, ist zum sogenannten Brunnen- und Milchgarten bestimmt, da an der nördlichen Seite die Meierei oder Molkerei liegt und bei dem angränzenden Kaffeehause der Ausschank des Mineralbrunnens ist. In diesem Theile des Gartens pflegte auch der General-Gouverneur Graf Lüders schon während des ganzen Monats früh, kurz vor 7 Uhr, zu erscheinen und den ihm verordneten Brunnen zu trinken. Er bewegte sich höchstens in Begleitung eines Adjutanten in seinem gewöhnlichen Uniformrock mit dem oder jenem seiner Bekannten plaudernd ungenirt in der Menge auf und ab. An dem betreffenden Tage, Freitag den 27. Juni, war der Garten am frühen Morgen sehr zahlreich besucht. Man bemerkte eine Menge polnischer Familien, die in der Nähe der Conditorei Platz genommen hatten oder promenirten. Spätere Ermittlungen haben ergeben, daß, als der Graf von dem Sächsischen Platz her wie gewöhnlich eintrat, zwei gutgekleidete Männer, die den Meisten wohl unbekannt blieben, diesen Eintritt beobachteten und dem Eintretenden in einiger Entfernung folgten. Gartenarbeiter erklärten später ausdrücklich, daß sie die Männer mit einander polnisch sprechen hörten, wodurch sich also der Verdacht, daß die That von National-Russen ausgeführt sei, widerlegt.

Wir haben bereits erwähnt, daß General Lüders damals 71 Jahr alt, aber noch sehr rüstig war. Sich unterhaltend ging er nach dem Brunnengarten vor, wechselte hier mit mehreren Offizieren Fragen und Antworten und hatte bereits zwei Glas seines Brunnens getrunken, als er sich, durch das Gedränge der Promenirenden windend, die ihm ehrerbietig Platz machten, in der Nähe des Caffeehauses zwei Männern gegenüber sah. Wie sich nachher ergeben hat und die Aussage des General Lüders bestätigte, waren es zwei in Civil gekleidete Personen, die eine im Alter von etwa 40 Jahren, wahrscheinlich dieselben, die ihn am Eingang des Gartens erwartet hatten. Der General sah die eine Person eine Pistole gegen ihn erheben und sich von der Mündung bedroht. Kurz entschlossen als alter Soldat warf er sich schnell zur Seite und entging so der tödtlichen Richtung des Schusses, der zu gleicher Zeit krachte. Das Pistol war mit drei Kugeln geladen, von denen die eine eine Frau, die hinter dem General gerade vorüberging, in die Schulter verwundete, die andere aber den Grafen durch seine rasche Wendung nicht vollständig in den Kopf, sondern nur in den Mund traf und über dem

Kinnbacken durch die Wange hinausschlug. Die Spuren der dritten Kugel hat man später gefunden.

Der Schuß machte im Augenblick solch allgemeines Aufsehen und erregte soviel Entsetzen, daß es dem Mörder, welcher gleich nach Abgabe des Schusses sich umdrehte und in der Menge zu verschwinden suchte, in der That gelang, sich der Verfolgung zu entziehen. Man nimmt an, daß er dabei der wohl überlegten Richtung folgte, die sein Begleiter einschlug und die durch das Caffeehaus ging und nach dem nahen Markte führte. Kurzum Thatsache war es, daß der Attentäter unverfolgt und unergriffen entkommen war und auch nicht ermittelt werden konnte, da die russischen Offiziere und alle Bessergesinnten sofort sich um den General sammelten, und die Verwirrung eine große war. Graf Lüders selbst hatte seine Fassung behalten. Ein Tuch auf die Wunde gedrückt, aus der Blut und Knochensplitter drangen, ließ er sich von seinem Adjutanten nach dem Kriegs-Gouvernement bringen, woselbst die erste Verbandanlegung erfolgte.

Dies war die Nachricht, die Kapitain Atschikoff dem Commissar Drosdowicz brachte mit der beruhigenden, von den rasch herbeigeeilten Aerzten ertheilten Versicherung, daß die Verwundung, wenn auch schmerzhaft und langwierig in ihrer Heilung, doch keine unmittelbare Lebensgefahr involvire. General Chrulef und der Militair-Gouverneur waren sofort um den Verwundeten beschäftigt, der alle zu treffenden Maßregeln beaufsichtigte und sich alsdann erst in den Gouvernements-Palast bringen ließ. Dieser Ruhe und Umsicht allein war es zu danken, daß das mißlungene Attentat keinerlei Folgen weiter hatte. Der General-Gouverneur sorgte sofort dafür, daß der Kaiser durch den Telegraph benachrichtigt und beruhigt wurde und daß alle Anstalten getroffen würden, um jeden Ausbruch einer Revolte im Keime zu ersticken. Aber zu einem solchen Versuch kam es auch nicht, da die Nachricht von dem mißglückten Versuch sich rasch in allen Kreisen verbreitete und man fand, daß das Militair gegen jeden beabsichtigten Putsch Vorkehrungen getroffen hatte. Ohnehin sprach sich die allgemeine Entrüstung gegen den nicht im polnischen Charakter liegenden Meuchelmord aus. Noch war es nicht 8 Uhr, als schon der Chef der Civilverwaltung, Graf Wielopolski und die Spitzen der städtischen Behörden zum Schloß eilten, ihre Theilnahme an dem Attentat und die glückliche Rettung zu bekunden, die Partei der Schwarzen, von welcher es geplant worden, mußte also erkennen lernen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen und das Volk zur bewaffneten Erhebung noch nicht reif sei.

Drosdowicz hatte den Stabskapitain bedrängt, ihm ehrlich die Wahrheit zu sagen und dieser hatte denn auch berichtet, wie und wo er die Flißakin getroffen und daß er nicht wisse, wo dieselbe geblieben sei. Der Commissar konnte ihm später nur mittheilen, daß auch ihm jede Spur von ihr verloren gegangen und er die des Floßes an der angegebenen Stelle nicht gefunden habe. Bei den zahlreichen Fahrzeugen, welche damals den Fluß bedeckten, war es nicht möglich, das richtige zu ermitteln und er konnte also nur eine strengere Aufsicht auf das bisher für unschuldig gehaltene Verkehrsmittel anordnen und die Controle auf dem Strom vermehren. —

Es war am Nachmittag als der Fürst Ilinski, dessen Uebersiedlung nach dem Belvedere durch das Ereigniß des Tages verzögert worden war, nach dem Bericht an den Großfürsten zur Spitalka sich begab, um dort, wie er versprochen, seine Geliebte zu treffen und womöglich auch die Nachricht der Flißakin in Empfang zu nehmen. Sehr leicht gelang es ihm, bei dem Direktor des Spitals Eingang zu finden, und die Versicherung, daß die Großfürstin bei

dem Besuch Warschau's auch die Krankenanstalt und das Findelhaus in Augenschein nehmen werde, ja besonders ihren persönlichen Schutz ihm zusichere, veranlaßte den Beamten sich ihm zur Besichtigung der Einrichtungen und Räume zur Disposition zu stellen. In dem Bureau der Findelanstalt gelang es dem Fürsten leicht eine Vorlegung der Bücher und Listen der Aufgenommenen sich zu verschaffen.

»Durchlaucht wissen, daß unsere Damen der Anstalt ihr besonderes Interesse widmen. Ihrer Kaiserlichen Hoheit Gnade für dieselbe wird also mit besonderem Dank anerkannt werden,« berichtete der Beamte. »Es geschieht täglich, daß die vornehmsten Frauen mit dem Schicksal der armen Unmündigen sich beschäftigen und für sie sorgen. Noch heute haben wir der Gräfin Dembinska die Einsicht in das Aufnahmejournal gestatten müssen, und sie hat versprochen, sich eines der Pfleglinge besonders anzunehmen.«

Den Fürsten, so materiell er auch sonst war, durchbebte doch bei dieser Nachricht ein eigenes Gefühl.

»Ich habe die Ehre, die Gräfin Dembinska früher gekannt zu haben, wenigstens erinnere ich mich ihrer aus den Soiréen des Fürsten Gortschakoff. Obgleich ihre Familie keineswegs zur Regierungspartei gehört, ist es mir doch lieb, von ihrer humanen Gesinnung für das Volk solche Beweise zu erhalten, um so mehr, als ich beauftragt bin, mich zu erkundigen, welche von den unabhängigen polnischen Damen sich wohl eigen würde, zum Eintritt in den Hofstaat Ihrer Kaiserlichen Hoheit aufgefordert zu werden, wenn es nach dem heutigen Vorgang noch zu der beabsichtigten Statthalterschaft Seiner Kaiserlichen Hoheit kommen sollte.«

Der Director zuckte die Achseln. Die Gesinnung der Gräfin Dembinska als fanatische Polin war ihm wohlbekannt; dennoch wollte er dem Offizier nicht gern eine nicht zufriedenstellende Antwort geben und begnügte sich, ihm mitzutheilen, daß die Comteß seines Wissens in der Anstalt noch anwesend und bei einer der angestellten Pflegerinnen, einem Fräulein von Marowska zum Besuch sei.

»Würden Sie wohl vermitteln, daß ich der Dame meine persönliche Hochachtung bezeugen darf?«

Der Director fand hierin einen guten Ausweg sich selbst einer ihm unliebsamen Meinungsäußerung zu entziehen und erbot sich, um die Erlaubniß anzufragen.

In der Zeit seiner Abwesenheit durchblätterte der Fürst das vorgelegte Register. Das Datum war ihm genau rememberlich und eine Röthe aufrichtiger Freude übergießte sein Gesicht, als er an ihm zwei Kinder eingetragen bemerkte, einen Knaben und ein Mädchen, deren Angabe mehrere Notizen beigefügt waren. Er hatte eben Zeit gehabt diese Wahrnehmungen zu machen, als der Director schon zurückkehrte und ihm mittheilte, daß Comteß Dembinska bereit sei, ihn im Sprechsaal zu empfangen, wohin er dem Offizier voranging. Als der Fürst kaum eingetreten, öffnete sich die Thür gegenüber und die junge Gräfin erschien in Begleitung einer andern Dame, die das Schwester-Habit des Hauses trug. Ein Blick genügte dem Fürsten um zu erkennen, daß er in ein Gesicht voll Befriedigung schaute, und die leuchtenden Augen seiner Geliebten verkündeten ihm ihr volles Glück. Ein weiterer Blick zeigte ihm, daß das junge Mädchen, das sie begleitete, das Fräulein von Marowska war, von deren eigenthümlichem Schicksal er gehört hatte. Er erkannte, daß die Gräfin mit Gewalt ihre Gefühle unterdrückte, um ihm nicht mit Jubel in Gegenwart der Fremden entgegen zu eilen und suchte ihr die Situation zu erleichtern, indem er sie kalt und ceremoniell begrüßte.

»Verzeihen Sie, gnädigste Comteß, daß ich mir erlaubt habe von Ihrer Anwesenheit Kenntniß zu nehmen und die Gelegenheit zu benutzen um Sie zu fragen, wann ich Ihrer Frau Mutter und dem Herrn Grafen meine Aufwartung machen darf. Es ist eine eigenthümliche Bitte, die ich Beiden vorzutragen habe. Sie werden vielleicht bereits wissen, daß Großfürst Constantin den Befehl von Seiner Majestät erhalten hat, so bald als möglich das Amt des Vizekönigthums zu übernehmen. Er hat geruht, mich zu seinem persönlichen Adjutanten zu ernennen, und ich hoffe, daß das Ereigniß dieses Morgens nichts in den Dispositionen ändern wird. Die Großfürstin will den Gemahl trotz der interessanten Umstände, in denen sie sich befindet, nach Warschau begleiten und ich habe den Auftrag, mich unter den polnischen Damen umzusehen, ob eine von Rang und Namen geneigt ist, ein Hofamt während der Anwesenheit Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu übernehmen. Es ist der lebhafteste Wunsch des Kaisers, daß wenn die Großfürstin seinen erlauchten Bruder mit einem Sohn beschenkt, dieser als geborner Pole das Licht der Welt erblicke. Die Frau Großfürstin wird gewiß nicht ermangeln, dies wohlthätige Institut zur Feier des freudigen Ereignisses mit ihrem Wohlwollen zu bedenken und die betreffende Dame wird es in der Hand haben, die Richtung ihrer Wohlthaten zu bestimmen. Der Kaiser ist von der väterlichsten Gesinnung für Warschau erfüllt und es ist eine Mission der Versöhnung, in welcher der Großfürst hierherkommt. Ich würde Sie um Erlaubniß bitten, diesen Wunsch an Ihren Herrn Vater und Ihre Frau Mutter zu richten, gerade weil es in Petersburg bekannt ist, daß Beide zu den Patrioten von Gesinnung gehören.«

Er hatte während er sprach, die junge Comteß scharf im Auge behalten und bemerkt, wie eine tiefe, freudige Röthe ihr Antlitz überzog und sie wiederholt ihm einen fragenden Blick zuwarf; aber er hütete sich sorgfältig ihn zu erwidern, da er sie keinem Vorwurf der Ueberredung aussetzen, sondern sie selbst den Entschluß fassen lassen wollte. Auch das junge Mädchen, obgleich zurückstehend, hielt ihr Auge aufmerksam auf die Comteß gerichtet. Diese war offenbar in Verlegenheit und wußte nicht, was sie antworten sollte. Der Fürst sah ihr an, wie gern sie auf den Vorschlag eingehen wollte und daß sie besondere Hoffnungen daran knüpfte, aber die Kenntniß ihrer Familie und namentlich der Gesinnung ihrer Mutter ließ sie an der Erfüllung ihrer Wünsche zweifeln.

»Euer Durchlaucht sind sehr freundlich und ich bezweifle nicht, daß die wohlwollende Gesinnung Ihrer Kaiserlichen Hoheit den besten Eindruck machen wird, dennoch kann ich Ihnen nicht sofort Bescheid geben, da ich von der Bestimmung meiner Eltern abhängen und mit meinen Freunden mich zu berathen wünsche.«

Ihr Blick suchte hülfeflehend das Auge der Marowska, die zu ihrem besonderen Erstaunen ihr zunickte.

»Das Fräulein ist wie ich weiß eine gute Patriotin Polens, sie wird es als mit den hiesigen Verhältnissen näher bekannt vielleicht nicht verschmähen, eines der unglücklichen Kinder dieses Hauses zu wählen, dem die Frau Großfürstin ihre besondere Gunst zu Theil lassen werden kann, zu Ehren des versöhnenden Eintretens der gnädigen Comteß in Ihre Stellung. Ich übernehme es den Namen des Kindes vorzuschlagen.«

Die Pflegerin antwortete dem indirect an sie ausgesprochenen Wunsch. »Wie gern würde ich dem Institut meinen Dank für den Tag darbringen, da ich zum ersten Mal nach der mir geleistetem Hilfe aus seinen Räumen entlassen wurde. Das Datum steht mit festen Zügen in meiner Erinnerung und ist es zufällig dasselbe, das vorhin die gnädige Comteß aufschlugen. Sie erlauben, daß ich das Register herbeihole.«

Der Direktor erbot sich dafür zu sorgen und kehrte nach wenigen Minuten mit demselben zurück. Der Fürst wußte sehr wohl, welche Antwort er erhalten würde und überließ die Wahl unbesorgt der Dame. Die Marowska schlug den traurigen Tag des Februar auf und zeigte ihn der Comteß.

»Zwei Kinder sind an jenem Tage eingetragen, ein Knabe und ein Mädchen, es ist wohl nicht mehr als billig, daß wir die Wohlthat einem Sohne Polens zu Theil werden lassen.«

»Und darf ich Sie fragen, wie das Kind bezeichnet ist?«

Die Marowska sah nach: »Es ist ein hübsches Kind, ich erinnere mich seiner wohl! Wie Sie wissen, bleiben die Kinder achtzehn Monat im Hause, bis sie in auswärtige Pflege gegeben werden können. Der Knabe ist vor etwa vier Wochen dem Hause zurückgebracht worden, da seine erste Pflegemutter gestorben ist, deshalb erinnere ich mich auch seiner Persönlichkeit. Hier würde sich also eine gute Gelegenheit finden, ihn aufs Neue glücklich unterzubringen. Er ist nach einem dem Kinde beigefügten Zettel auf den Namen Constantin getauft, hatte in der Wäsche kein erkennbares Zeichen und nur eine seidene Schnur um seinen Hals enthielt ein *agnus dei* von *lapis lazuli*, was auf wohlhabendere Abkunft schließen läßt. Sonst fehlten jede Zeichen!«

»Das genügt. Wir haben also eine Wiederforderung nicht zu erwarten. Gnädige Comteß darf ich die Ehre haben, Sie zum Wagen zu geleiten, oder verweilen Sie noch hier?«

Die Comteß reichte der Marowska die Hand. »Es bleibt also bei dem, was wir verabredet, und daß ich die Sorge für einige der Kranken und Findlinge besonders übernehme. Sobald wir wieder nach Warschau zurückkehren, werde ich Sie aufsuchen. Durchlaucht, ich werde sogleich die Ehre haben, Ihnen zum Wagen zu folgen.« Sie hielt die Hand der Marowska in der ihren, während sie dem Fürsten zum Portal folgte und dieser den Wagen herbeirief.

»Was sagen Sie zu dem Antrag des Fürsten? Meine Mutter wird unmöglich ihre Zustimmung geben und ebensowenig meine Schwester, selbst wenn ich mich dazu entschließen könnte.«

Die Marowska sah sie nachdenkend an. »Dennoch könnten Sie Polen damit einen großen Dienst erweisen. Denken Sie an unser Gespräch von gestern bei der Rätthin und daß keiner polnischen Dame ein Opfer zu groß sein sollte, welches sie der Sache des Vaterlands bringt. Es ist noch nicht so unmöglich, daß die Gräfin Ihnen die Erlaubniß ertheilen würde, wenn sie weiß, daß sie damit im feindlichen Lager einen Halt gewinnt. Vergessen Sie nicht, daß man damit die sichersten Nachrichten erhalten würde von Allem, was Polen bedroht. Ich würde an Ihrer Stelle die Aebtissin auf dem Rückwege besuchen und die Frage ihr zur Entscheidung vorlegen. Da sie doch in Allem das Recht der Einmischung der Kirche verlangt, möge sie auch darin bestimmen.«

Der Wagen war vorgefahren, der Fürst erwartete sie am Schlage und hob sie hinein; da die Marowska auf den Stufen stehen blieb, hatte er kaum Gelegenheit ihr zuzuflüstern; »Ich muß Dich sprechen, um Mitternacht treffe ich Dich auf derselben Stelle wie gestern.«

Als der Fürst den Wagen seine Richtung nach dem *Hôtel d'Angleterre* nehmen sah, empfahl er sich dem Direktor und der Pflegerin und nahm den Weg über den Platz unwillkürlich an jene Scene des Abends denkend, als er die Geliebte zu jenem Gange geleitete, dessen Ausfall jetzt wieder Erwarten ein so glücklicher zu werden schien und wandte sich dann nach der

*Warecka*, um womöglich noch einige Nachrichten über das Befinden des Generals einzuziehen, eigentlich aber um zu sehen, ob die Flißakin Wort halten würde, oder ihr Gelegenheit dazu zu geben.

Er war noch nicht an der Ecke der *Mazowiecka* angelangt, als ihn ein ehrerbietiger Gruß des *pademdonec* anzeigte, daß er erkannt worden sei. Zugleich bemerkte er auf der gegenüberliegenden Seite der Straße die Flißakin. Es war ihm natürlich nicht gleichgültig, jetzt, wo es noch hell war, mit den gemeinen Leuten sich in Verbindung zu sehen, er gab ihnen daher hastig den Wink, ihm zu folgen und schritt ihnen voran nach der Allee, die zum Belvedere führt. Hier bog er in den nächsten Gang und erwartete, daß die Nachfolgenden ihn ansprechen würden.

»O Gospodin,« sagte das Mädchen, das, obschon sie sich in ihren besten, ihren Staatsrock geworfen hatte, doch noch immer schäbig genug aussah, »das ist der Jaref, mein Bräutigam; er ist bereit, in Deinen Dienst zutreten und wir haben das Floß verlassen unter dem Vorwand, in Warschau ein Unterkommen gefunden zu haben. Der Wenzel hat uns ungern vermißt, aber es fehlt jetzt nicht an Volk und er will nach uns fragen, wenn er von Danzig zurückkehrt. Hoher Herr, wie glücklich würden wir sein, wenn die Jungfrau es fügen, daß wir durch Deine Gnade einen Dienst bekämen.«

Der Fürst, welcher wohl wußte, daß er sich erst am Abend entscheiden konnte, wies das Mädchen an, auf einer Bank Platz zu nehmen und befahl ihr zu warten, indem er den Bur-schen ihn begleiten hieß.

»Verstehst Du russisch?«

»Ja, Herr, russisch, polnisch und deutsch!«

»Bist Du ein Pole?

»Tak, Herr, ein geborener Krakuse, aus der Gegend von Krakau zu Hause. Ich bin besser wie die polnischen Schweine!«

»Verstehst Du mit Pferden umzugehen?«

»Tak, Herr, ich bin mein lebelang dabei aufgewachsen, ehe ich Flißak wurde und habe drüben über der Grenze gedient.«

»So weißt Du, was jetzt in Krakau vorgeht?«

»Tak, Herr, sie erwarten die Hülfe aus Frankreich und es sammelt sich sehr viel Volk aus den Karpathen da!«

»K'tschortu, das wäre, also Krakau ist der Sammelplatz für die Rebellen, das ist ja ganz was Neues, was wir nicht wissen. Erzähle mir Alles, was Du davon gehört hast.«

»Die Priester sagen, der weiße Czaar in Moskau wolle die heilige Kirche unterdrücken, aber die Oesterreicher werden es nicht leiden und die Ungarn von den Karpathen her. Es ist jetzt viel Leben in Krakau und sie erwarten Zuzug aus Frankreich und Oberschlesien her. Sie erwarten wieder den großen General Miroslawski, der schon die Prussaki schlug in Preußen.«

»Schau, schau, das sind Alles wichtige Neuigkeiten! Wenn Du bei mir als Pferdeknecht eintreten willst, so sollst Du es gut haben. Nur wenn Du in Warschau bist, hast Du Dienst bei mir, fünf Rubel monatlich und die Kleidung, Essen erhältst Du mit den Andern. Komme morgen früh um 9 Uhr zu mir und dann wollen wir das Weitere abmachen. Einstweilen nimm diese zwei Rubel und logire Dich mit Deinem Mädchen ein, bis ich auch ihr morgen näheren Bescheid ertheilen kann.«

Der Flißsack dankte demüthig dem Herrn und entfernte sich. Der Fürst aber beschloß noch an demselben Abend von seiner Entdeckung Gebrauch zu machen. —

Die Comteß hatte in der That den Rath der Marowska befolgt und sich auf dem Heimweg zur Aebtissin begeben. Unter dem Vorwande eines Besuchs, den sie ihr ohnedem schuldete, hatte sie Gelegenheit genommen, der Dame das seltsame Anerbieten mitzutheilen, welches ihr soeben in der Spitalka gemacht worden war und es konnte nichts Unerwarteteres und Willkommneres der geistlichen Dame widerfahren, die den ganzen Tag den Ausbruch der Revolution erwartet hatte, bis ihr Neffe sie von dem Ausgang des Attentats und der Verschiebung der Revolte benachrichtigte. Zugleich brachte er ihr Botschaft von dem Pater, welcher sie noch an demselben Abend zu sprechen wünschte, da im Laufe des Tages verschiedene Nachrichten eingegangen waren. Die Aebtissin rieth der jungen Gräfin das Anerbieten nicht von der Hand zu weisen und versprach, noch im Laufe des Abends bei der Gräfin, ihrer Mutter, vorzufahren und diese und die Familie, zur Annahme desselben zu bestimmen. Nachdem sie vorsorglich ihre Karte mit der Erkundigung nach dem Befinden des Generals im Schlosse abgegeben hatte, fuhr sie wirklich nach dem Hause der Gräfin und war die Erste, die die überraschende Nachricht von der Aufforderung an die Comteß überbrachte. Bei dem Charakter der Gräfin Dembinska bedurfte es jedoch alles Zuredens und der Erinnerung an die politischen Vortheile, die es ihrer Sache bringen mußte, in der unmittelbaren Nähe der Großfürstlichen Personen eine Vertraute zu haben, um sie zu vermögen, ihren Stolz zu beugen und die Erlaubniß zur Annahme der Einladung zu ertheilen, wenn die Großfürstin sie an die Comteß richten sollte. Erst als dies in allgemeinen Zügen verabredet war und die Aebtissin versprochen hatte, alle Einleitungen bei den vornehmen polnischen Familien selbst zu treffen, daß auch von diesen die nicht abzulehnende Wahl der Comteß angerathen werden sollte, verließ die intrigante Kirchenfrau das Haus. Wie verabredet traf sie mit dem Pater in jenem Schlupfwinkel zusammen, in dem zu jener Zeit die Zusammenkünfte der Verschworenen stattfanden, wohin der Pater sich durch den geheimen Ausgang des Klosters unbemerkt begeben hatte. — Es erlaubt weder der Raum unserer Blätter, noch die Masse von wichtigen Begebenheiten, welche im Schicksale Europas sich um diese Jahre gruppiren, die Phasen der polnischen Revolution anders als in flüchtigen und kurzen Zügen zu scizziren, wie sie sich an die Personen drängen, an die wir unsere Darstellungen geknüpft. Es ist Thatsache, daß zum ersten Male in dieser Zeit die deutsche Socialdemokratie an die politischen Ereignisse herantritt. Obschon wir nur in einzelnen Bildern das Eingreifen der Socialdemokratie, wie sie im Jahre 1848 namentlich in Frankreich auftrat, erwähnen konnten, hatte die blutige Unterdrückung der giftigen, schon Jahrhunderte wuchernden Saat doch nur den Ausbruch vertagt. Namentlich in England, diesem ewigen Herde der socialen Agitationen, hatte der Gedanke an eine Gemeinsamkeit des Kampfes aller arbeitenden Klassen nicht geschlummert und unter der Form und den Fragen der National-Oeconomie war mehrfach von ausgezeichneten Schriftstellern wie Stuart Mills und Smith der Klassenkampf angeregt worden. Der praktische Sinn der Engländer und ihr unläugbarer Patriotismus hatten jedoch immer die heikle Frage von England und seinen politischen Intressen abzudrängen und auf den Continent zurück zu werfen verstanden.

In neuerer Zeit war es Karl Marx, ein geborener Preuße, der es unternommen hatte, diese ewige Frage der Zeit, den Kampf zwischen Arbeit und Kapital, zu einer politischen Agitation zu benutzen, und zu dieser die Kräfte heranzuziehen, welche die Vorgänge des Jahres

1848 an die Ufer von England geworfen hatten. Mazzini, Engels, Wolf, Freiligrath u. A. waren seine Partisanen, die er dazu benutzte. Das Wort: »Proletarier aller Länder, sammelt euch um meine Fahnen« war das Motto, unter welchem er seine gehässigen Pläne gegen Preußen, sein Vaterland, verdeckte. Schon als im Jahre 1848 die Neue Rheinische Zeitung unter seiner Redaktion offenbar diese Absicht verfolgte und dies so kräftig hervortrat, daß sie an dem nationalen Sinn der Bevölkerung scheiterte, seine Zeitung eingehen mußte und selbst in ihrem Wiedererscheinen als Monatsschrift in Hamburg keine Sympathien fand, war es doch sein stiller Plan gewesen, seine Absicht nicht aufzugeben, sondern bei günstigerer Gelegenheit sie zu verwirklichen. Ehrgeizig und eitel wie alle Juden sind, dazu von jener Zähigkeit des Strebens, die jener Race eigen ist und von großer Arbeitskraft, hatte er seine Zwecke nach dem ersten Mißerfolge der Blanc'schen socialen Werkstätten in Paris mit dem theoretischen Versuch in der Neuen Rheinischen Zeitung noch nicht aufgegeben und trat bei erster Gelegenheit damit wieder an's Tageslicht, als eine Deputation der Arbeiter aus Paris mit den Arbeitern Londons fraternisirte und in dem Bunde des Schusters Odger eine Zusammengehörigkeit aller Arbeiter herbeizuführen suchte. Er war es, der in einer besonderen Deputation der Londoner Arbeiter an Lord Palmerston die Sympathien der englischen und französischen Bevölkerung für Polen auf das sociale Gebiet zu lenken und sie damit zu fördern suchte. Als dies sich unnöthig erwies, da in England durch die polnische Agitation unter Palmerston die russischen Antipathien genugsam rege geworden, vorerst aber die italienische Frage den Beistand der Regierung mehr in Anspruch nahm, die französische Haltung auch eine so zweifelhafte blieb, also der Beobachtung selbst benöthigte und Palmerston die polnischen Agitatoren auf Wien verwies, zu gleicher Zeit aber Bakunin in der Schweiz mit seinem Nihilismus und seiner panslavistischen Richtung auftrat, war es Marx, der seine Utopien einer allgemeinen Arbeiter-Republic vertagte und erst dann wieder zur Sprache brachte, als die Berufung des allgemeinen Congresses nach Gent ihm Gelegenheit gab, mit der Gründung seiner Internationalen vorzutreten. Er hoffte schon damals die Leitung selbst zu übernehmen und die Statuten zu entwerfen. Doch die Herbeiziehung der Italiener gab sie Mazzini in die Hände, der bekanntlich niemals den Klassenkampf, sondern blos politische Zwecke, d. h. die Einigung Italiens verfolgte, sonst sich aber herzlich wenig um das Wohl und Wehe der arbeitenden Klassen bekümmerte. Zu jener Zeit war es auch, wo Marx, der unterdeß für die nordamerikanischen Zeitungen arbeitete und als der Faiseur der dortigen deutschen Politik auftrat, die Bekanntschaft eines Mannes machte, der in vielen Beziehungen ihm ähnlich war, in Manchem ihm aber gegenübertrat und der deshalb auch nur ein äußerlich kurzes und nie vertrautes Verhältniß mit ihm unterhielt. Es ist dies der unbedingt sehr begabte Geist, der in jener Zeit in das öffentliche Leben tretend, bisher in kurzen Zügen von uns nur angedeutet werden konnte und der, weil er der Vater der deutschen Socialdemokratie geworden ist, in dem Rahmen, den unser Buch aus jener Zeitgeschichte in der Form eines Romans entwirft, jetzt wohl ein besonderes Kapitel erfordert, um so mehr, als in neuerer Zeit wieder viel Mißbrauch mit seinem Andenken getrieben worden ist.

FERDINAND LASSALLE.

Ein Name, der jetzt wieder in Aller Munde ist und den insbesondere die Worte unsers großen Kanzlers in der Beurtheilung und dem Referat über die einzige Zusammenkunft, die

er mit ihm hatte: ›daß nämlich die Dynastie ihm zu wählen blieb Hohenzollern oder Lassalle in Erinnerung gebracht hat, verdient wohl einer ausführlichen Erwähnung.

Wie Marx aus semitischem Stamme entsprossen, vereinigte er alle dessen Eigenschaften, die Kühnheit und den Ehrgeiz mit großem Scharfsinn und einer enormen Arbeitskraft. Seine persönlichen Schwächen und Leidenschaften aber, an denen er schließlich zu Grunde ging, und die namentlich auf einer großen Eitelkeit und starrem Eigensinn basirten, verhinderten es, daß er je ein großer, in das Leben der Staaten eingreifender Politiker geworden wäre, und machten, daß er eben nur in dem Lichte eines kurzen Phänomens betrachtet werden kann.

In Breslau geboren, genoß er seine erste Bildung auf dem Friedrich Wilhelm Gymnasium daselbst, unter der Leitung des bekannten Uebersetzers Dantes, des Direktor Kannegießer, dessen sich nach seiner Uebersiedlung nach Berlin wohl Viele dort noch erinnern werden. – Es ist unzweifelhaft, daß Ferdinand Lassalle an Scharfsinn und Gelehrsamkeit Marx bedeutend übertroffen hat, aber seine Speculation ihn einen ganz anderen Weg einschlagen ließ, wenn auch sonst in vieler Beziehung sie einander ähnlich gewesen sind. Gewiß ist, daß wenn Lassalle die erste Bahn, die er beabsichtigte, eingeschlagen hätte: der Katheder und die Gelehrsamkeit ihn zu einer bedeutenden Erscheinung gemacht hätten, so ist er aber in der Anwendung alles Scharfsinnes seiner Raçe für den Kampf mit der Justiz zu frivolen Zwecken und in der ehrgeizigen Speculation mit dem Loose der arbeitenden Klassen ohne den innern und hehren Halt der Religion nur irrlichtartig, als Meteor untergegangen. Unrecht ist es, seine hohe geistige Begabung zu unterschätzen wie so zu überschätzen, daß seine Bewunderer ihn selbst mit dem erhabenen Stifter unserer Religion in Vergleich bringen konnten.

Schon seine ersten Studien, die Vorliebe und die Untersuchungen für Heraklit, den Epheser, bewiesen die Richtung, die sein Geist von Jugend aufnahm: ungläubig und jedes höheren Halts entbehrend, wie die Zweifler seiner Religion, die Sadduzäer, die nicht an Gott und Bestimmung der Schöpfung glaubten, suchte er in der Erforschung der Lehre des Heraklit seine Befriedigung, jenes furchtbaren Philosophen des griechischen Alterthums, der nur an das bloße Werden und Vergehen des Lebenden glaubte, ohne eine Tendenz des Schöpfers mit dem Ich damit zu verbinden, sei es in der Lehre von Brahma, Mahomed, Moses, Christus und anderen Religionen des Weltalls, an welche der menschliche Geist sein eigenes Nichts klammert.

Das augenblickliche, diesseitige Existiren war also seine Tendenz und die beste Ausnutzung dieses Zustandes seine Lehre. Als solche fand er die möglichste Zusammenhäufung der Mittel dazu und, schon von Geburt aus wohlhabend, ist von diesem Standpunkt sein Kampf mit der Justiz in der Verbindung mit der Gräfin Hatzfeld, wie später sein Auftreten für das Proletariat zu beurtheilen, nicht in irgend wie angeregten, ritterlichen, hohen und menschenfreundlichen Gefühlen.

In Breslau und Berlin Philosophie studirend, und ohne ein wirkliches Fachstudium wählend, seinen Liebhabereien folgend, machte er die Bekanntschaft der Gräfin Sophie Hatzfeld, damals im Hôtel de Rome wohnend. Es soll keineswegs geleugnet werden, daß die damals bereits ältere, aber immer noch sehr interessante Dame ein Opfer ihres Standes geworden war. Eine geborne Comtesse Hatzfeld, eines der Kinder, mit welchen ihre Mutter geborene Gräfin Schulenburg damals den bekannten Fußfall vor dem ersten Napoleon that, um ihren Mann zu retten, dessen Correspondenz nach Königsberg an Friedrich Wilhelm III. dem

Kaiser zu Händen gekommen war, wurde sie als älteste Tochter dem Familien-Interesse geopfert, und mußte den rheinischen Grafen Hatzfeld-Weißweiler heirathen, um der Familie Hatzfeld-Schönstein das Vorrecht an der Herrschaft Trachenberg nach dem Aussterben der Linie Gleichen zu sichern. Schön, jung, feurig und lebenslustig wurde sie bald das Opfer dieser erzwungenen Ehe mit dem alten Roué und suchte in zahlreichen Verbindungen Ersatz für das Glück ihres Herzens. Düsseldorf, in dessen Nähe die Besitzung des Grafen, unter dessen Mamen sein altes Feudalhaus liegt, erzählt viel Geschichten darüber. Später und abweichend von vielen ähnlichen unnatürlichen Verhältnissen ihrer Kreise, brach die offene Trennung zwischen Graf und Gräfin aus, die sich beiderseits nicht Viel schuldig geblieben waren, und die Gräfin Sophie suchte damals eine Menge Mittel und Wege hervor, um die gerichtliche Ehescheidung und die Schuldig-Erklärung des Grafen, und damit eine bedeutende Abfindungssumme zu erzwingen. Von Scham und Rücksicht war bereits nicht mehr die Rede. In diesem Kampf machte Sophie Hatzfeld auch die Bekanntschaft des jungen Lassalle, der es mit zwei Bekannten, dem Sohne eines jüdischen Banquiers in Königsberg und einem andern Studirenden, dem Sohne eines ehrenwerthen berliner Beamten unternahm, ihr für die Schuldbefindung des Grafen die nöthigen Documente, einen angeblichen Liebesbriefwechsel mit einer russischen Dame zu verschaffen, überhaupt ihren Prozeß vor den Gerichten zu führen und den Grafen zur Scheidung und einer bedeutenden Abfindungssumme zu nöthigen, wofür ihm bei günstigem Erfolg eine beträchtliche Summe zugesichert wurde. Dies ist die Entstehung des bekannten und seiner Zeit eine bedeutende Rolle spielenden Schatullen-Prozesses. Wir übergehen hier alle andere Allotria, als nicht hierher gehörig. Lassalle ließ seine ganze Carrière fallen, widmete sich, damals etwa 21 Jahre, den alleinigen Interessen der Gräfin und zeigte sich bereits bei der Verhandlung des Schatullen-Prozesses als ein so gewandter Redner und Geschäftsmann, daß er, indem er die Mithelfer blos vorschob, immer aber in der Person hinter den Coulissen blieb, der ganzen rheinischen Justiz bedeutend zu rathen gab und eine enorme Kenntniß der Gesetze bewies. Obgleich der erste Prozeß damals verunglückte, setzte Lassalle sein Verhältniß zu der Gräfin und den Kampf für dieselbe unbehindert fort. Das unglückliche Jahr 1848 mit seinen politischen Ereignissen trat damals dazwischen. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Interessen der Gräfin Hatzfeld und seines persönlichen Vortheils einem Geist, wie dem Lassalles, nicht genügen konnten, und er, wo Alles drunter und drüber ging, und namentlich die Geister am Rhein auf einander platzten, vielleicht Gelegenheit suchte und fand, sich in politischer Beziehung bemerklich zu machen. Wir haben seinen Charakter genügend geschildert, um darzuthun, daß Ehrgeiz, persönliche Eitelkeit und Interesse, sagen wir auch Selbstgefühl ihn anreizten, in der allgemeinen Bewegung eine hervorragende Rolle zu spielen. Sein scharfer Verstand sagte ihm, daß es ihm schwer sein würde, auf der gewöhnlichen Bahn der Politik, eine seine Eitelkeit befriedigende Rolle zu spielen, da zahllose Mitbewerber ihm dies erschwerten, ja selbst die scharfe Speculation seiner Raçe mit ihm dabei concurrirte. Die Bekanntschaft mit Marx, die Bekanntschaft mit den rheinischen Demokraten und Advokaten, der persönliche Ehrgeiz der Gräfin, die gern auch eine Rolle spielen wollte, nachdem ihre gesellschaftliche ausgespielt und ihre Jugend dahin war, bewogen ihn, sich damals in das rheinische Treiben zu stürzen und an jenem Aufstandsversuche gegen das Königthum sich zu betheiligen, welcher später die Flucht Wesendonk's und Contadors veranlaßte und schließlich das Verlassen des Rheinlands durch den Gouverneur Prinzen Friedrich von Preußen herbeiführte, welcher Düsseldorf

mit Berlin nach jenem empörenden Angriff des Pöbels bei dem Besuch des Königs Friedrich Wilhelm IV. vertauschte, einem Exceß, dem weder die Gräfin noch Lassalle fern gestanden haben sollen. Nach einer Reihe von Reisen, Prozessen und Intriguen bemühte sich Lassalle in der Hauptstadt des Landes festen Fuß zu fassen, und obgleich ihm dies damals bei dem Hinkeldey'schen System ziemlich schwer wurde, gelang es ihm endlich durch die Gutmüthigkeit des verstorbenen Königs und die Unterstützung Humboldt's und Böckh's, denen er sich durch seine Forschungen über Heraklit und seine sonstige Gelehrsamkeit bekannt gemacht hatte, sein Ziel zu erreichen, obgleich manche Anklagen gegen ihn noch von rheinischen Gerichten her schwebten, und dort Scenen vorgekommen waren, die auch in politischer Beziehung nicht zu seiner Empfehlung gereichten.

Es ist eigenthümlich, welchen wunderbaren Reiz für bürgerliche Aventuriers, seien sie geistig auch noch so hoch begabt, die Bekanntschaft und Verbindung mit Aristokratinnen hat, genug, Lassalle ist nie den Einfluß der Gräfin Hatzfeldt los geworden. Sophie Hatzfeldt mochte wohl fühlen, daß alle körperlichen Eroberungen für sie zu Ende waren, und klammerte sich geistig und körperlich an den geistreichen Juden an, dessen Bedeutung sie wohl begriff, den sie, wie viele andere Frauen, wie ein jüngst vorgekommenes Beispiel beweist, noch in ihrem Alter und aus dem Grabe heraus zum Zweck ihrer Eitelkeit zu benutzen hoffte; sie war bald vor ihm oder nach ihm in Berlin, nachdem er ihr ihren Ehescheidungs-Prozeß gewonnen und die bedeutende Abfindungssumme erhalten hatte und, ohne die Eifersüchtige zu spielen, verstand sie doch ihn so zu umschmeicheln und zu umgarnen, daß er sich nicht mehr von ihren Fesseln zu trennen vermochte, sie bei den zahlreichen Intriguen, die er auch hier als Lebemann hatte, zu seiner Vertrauten machte und sie an dem Aufschwung Theil nehmen ließ, den er mit der Arbeiterfrage nahm. Lassalle unterscheidet sich auch in vielen Beziehungen dadurch vortheilhaft von Marx, daß er bei häufigen Gelegenheiten sein angestammtes preußisches Blut nicht verleugnet und nie an der national-revolutionären Bestrebung theilgenommen hat.

Innerhalb der sich vorgesteckten Ziele und Aufgaben hielt er doch immer sein Preußenthum fest und bekundete damit seinen schlesischen Charakter. Selbst als 1859 der italienisch-französische Krieg eintrat, war es Lassalle der kühn mit der Partei des sogenannten Fortschritts brach, indem er zur Zeit der sogenannten neuen Aera die deutsche Aufgabe Preußens für die Spitze und Zukunft Deutschlands in einem offenen Bruch mit Oesterreich und im Anschluß an Italien suchte.

Wir glauben nicht, daß er eine außerdeutsche socialdemokratische Bewegung unterstützt hätte; die sogenannte National-Versammlung hätte selbst, wenn er nicht vor der Zeit der preußischen Bewegung sein Leben beschlossen hätte, an ihm schwerlich einen bedeutenden Förderer gefunden – außerdem wäre sie ihm viel zu kostspielig geworden, ohne reelle Vortheile ihm zu bieten. Thatsache ist es, daß er die sogenannte Fortschrittspartei, die sich echt bourgeoismäßig in Berlin zur Confliktszeit herausbildete, nie sehr unterstützt, weil sie seinen Meinungen sich nicht fügen wollte.

Lassalle hatte sehr wohl erkannt, daß in dem politischen Kampf der Parteien das Wirken eines geistreichen und scharfsinnigen Mannes für die Interessen des Arbeiterstandes diesem eine bedeutende Macht zuweisen würde, auf deren Basis er jede andere politische Stellung einnehmen könne. Er war genug scharfsichtiger Politiker und Geschichtskenner, genug Philosoph, zu wissen, daß dieser Kampf ein ewiger sein und bleiben wird, daß die Interessen

des Kapitals und der Arbeit, des Besitzes und der Faust ewig die bleiben werden, welche die Welt bewegen. Als überlegender Geist mußte es ihm klar sein, daß wenn er, grade abstammend von dem Volke, das gewöhnlich als der Vertreter des Kapitals gilt, seine Studien des Rechts auch auf philosophischem Wege benutzte, um das Massenproletariat zu unterstützen, er damit großen Erfolg haben, und dadurch gleich jene Machtstellung gewinnen würde, die er so sehnlich erstrebte. Er schuf deshalb die deutsche Social-Demokratie, indem er sich anschließend an die Versuche der französischen Socialisten mit den verunglückten National-Werkstätten, die Productiv-Association predigte, wozu der Staat das Geld hergeben sollte. Es ist charakteristisch, daß Lassalle, obschon er die Mittel dazu hatte, doch nie eine solche Association aus eigenen Mitteln geschaffen hat, sondern immer andere Leute das Geld dazu hergeben ließ, also nur in unbedeutende Verluste kommen konnte, wie er sie für den Zweck seiner persönlichen Eitelkeit hergeben wollte. Das Ich blieb ihm der leitende Sporn, der persönliche Genuß das Motiv, und wir glauben schwerlich, daß er, der so leicht an dem Widerstand der persönlichen Meinung scheiterte, je dieses Ich für den allgemeinen Zweck geopfert haben würde.

Persönliche Berührungen nach jenen Auftritten in Düsseldorf mit einem Prinzen des Königlichen Hauses Hohenzollern hat Lassalle unseres Wissens nie gehabt und es ist, soviel uns bekannt, auch der Behaupter einer solchen, jeden Beweis dafür schuldig geblieben. —

Dies ist die Entstehung der deutschen, der preußischen Social-Demokratie im Jahre 1862, und wir konnten den ursprünglichen Gründer derselben in unserem alle die Zeit bewegenden Kräfte erwähnenden Rahmen unmöglich übergehen, — ohne ihn einzuführen, haben ihn aber künftig nur vorübergehend, wenn der Name vorkommt, zu erwähnen.

#### AM BLAUEN GOLF.

Wir haben den Grafen v. Lerida am Golf von Tarent verlassen, als sich der tapfere Ionier und die Spanier von ihm getrennt hatten und das letzte Gespräch mit dem kühnen Carlisten-Offizier seinen Launen plötzlich den Impuls einer andern Richtung gab; wir wissen auch bereits aus dem Bericht des französischen Husaren-Offiziers nach seinem überstandenen Festungsarrest, daß die tolle Streiferei durch die Wüste und das Erscheinen des französischen Legitimisten, dem der Graf sein Wort gehalten und die beiden an einen Punkt der ligurischen Küste ans Land gesetzt hatte, von wo sie mit der Eisenbahn nach kurzem Verweilen auf dem Felsen und Meerschloß des abenteuerlichen Spaniers ihren Weg nach Paris fortsetzen konnten. In Neapel, bei dem kurzen Aufenthalt, den die Victory dort machte, hatte auch Dr. Walding die Reisegesellschaft verlassen und nur versprochen, später auf dem Wege nach Paris, wenn er erst über seine Bestimmung einen Beschluß gefaßt hätte, den Spanier wieder aufzusuchen.

Welches sonst die Absicht des ernstesten Mannes auch sein mochte, er verhehlte sich selbst nicht ein gewisses Interesse, das er an dem Schicksal seiner Gefährten vom Arkiko bis zum Nil genommen und das sich auch auf das chinesische Mädchen erstreckte; er wollte jedenfalls nicht eher nach seinem Geburtslande zurückkehren, ehe er sich nicht von ihrer Aller Ergehen überzeugt hätte. War ihm doch der Abschied von Grimaldi schon schwer genug geworden und er in Versuchung gewesen, diesen an die Küsten des Ionischen Meeres zu begleiten. In Neapel oder Rom hatte er versprochen, weitere Nachrichten von ihm zu erwarten, ehe er die Alpen zwischen ihn und sich legte. Schon jetzt empfand er eine gewisse Sehnsucht

nach dem Orient, und nach Allem, was er dort erlebt, und er betrachtete daher seinen Aufenthalt in Italien als eine Zwischenstation für sich und seine Erinnerungen, die er sich und seiner Vergangenheit schuldig sei.

Außerdem wünschte er erst über die ihm ganz fremd gewordenen Verhältnisse in der Heimath sich zu informiren und fühlte, daß dies am Besten in der Schweiz oder in den Alpen geschehen könne. So entschloß er sich, einstweilen zu bleiben wo er war, und da ihm die reiche Besoldung des Negus, nebst dem Verkauf der beiden kostbaren Ringe aus Indien und sonstigen Kleinodien eine gewisse Selbstständigkeit gab, und seine und Kumeo's Bedürfnisse ohnedies gering waren, so wollte er sich der Heimath nur langsam nähern, bis dahin aber dem Zufall seine Zukunft überlassen.

Ein unerwartetes Ereigniß eröffnete ihm überdies einen neuen Wirkungskreis.

Wenn der Leser die Daten der europäischen Ereignisse zusammenstellt, wird er sich erinnern, daß die Rückkehr des Dr. Walding und des Grafen von Lerida von der abenteuerlichen Reise durch die Nil-Lande und dem Zug durch die Wüste, auf welcher er mit dem Jugendfreunde des Majors Maldigri im Golf von Tarent zusammen traf, Ende August 1861 stattfand, Dr. Walding also Ende September in Neapel zurückblieb. Wenn auch die Neger-Physiognomie in Neapel nichts Seltenes ist, so war es doch dem zuthunlichen Benehmen Kumur's, des einzigen Begleiter und Diener des Arztes leicht geworden, in dem kleinen Quartier, das sie bezogen, sich eine große Bekanntschaft und sehr beliebt zu machen. Die Mittheilung an seine Nachbarn, daß sein Herr ein sehr geschickter Arzt aus dem Orient sei und einige ausgezeichnete Kuren, die Dr. Walding ohne Absicht des Entgelds unter den ärmeren Bewohnern ausführte, hatten dazu beigetragen, ihm rasch einen besonderen Ruf zu verschaffen und da grade deutsche und verständige Aerzte fehlten, hatte es nicht lange gedauert, bis ihm von Seiten der Stadtbehörden und der neuen Regierung angetragen worden war, die Stelle eines Oberarztes in einem städtischen Hospital zu übernehmen. Bei der Mannigfaltigkeit der Fälle, die aus den Zeitverhältnissen herkamen, seiner Kenntniß der Mittelmeersprachen und seinen sonstigen guten Verhältnissen war es dem deutschen Arzt nicht schwer geworden, sich hier bald eine Stellung zu verschaffen, welche allen seinen Wünschen entsprach, und vielfache Gelegenheit bot, seine Kenntnisse zu verwerthen. Einige vorzügliche Kuren, die er machte, zogen bald die Aufmerksamkeit des Militair-Chefs auf ihn, und es hätte nur an ihm gelegen, sich eine sehr lukrative und dauernde Oberstelle zu sichern. Dr. Walding zog es jedoch vor, ein freier Mann zu sein und seine Muße der Bereicherung seiner Kenntnisse und den in diesem Lande grade so reich sich bietenden Forschungen der Natur und Kunst zu widmen. Dennoch war sein Einfluß in der Stellung, die er sich gewählt, nicht unbedeutend, von vielen Seiten her wurde seine Wissenschaft in Anspruch genommen, und er war bald geschützt und beliebt. Dazu kam sein stilles und ernstes Wesen, das ihn von allen Vergnügungen fern hielt und selbst seinen Umgang sehr beschränkte. Das Klima von Neapel, obgleich bereits weit nach dem Süden herunterreichend, ist doch eines der angenehmsten und erträglichsten, die es giebt. Die Nähe der Berge, und die unmittelbare Lage am Golf schützt es selbst während des Sommers vor übermäßiger Hitze, und wer in Indien und in der Nähe des Wendekreises gelebt hat, wie der deutsche Arzt, wird sich hier leicht behaglich fühlen.

Es giebt Orte und Zeiten, in denen sich die halbe Welt zusammen zu drängen scheint und zu diesen Sammelpunkten gehörten im Jahre 1861 und 1862 sicher Rom und Neapel, obgleich seit der Besetzung durch die Sardinier das Leben der letzteren Stadt ein ganz anderes

als das frühere geworden war. Das Bummeltreiben der Lazaroni und der Hang zum ewigen Müßiggang unter dem prachtvollen Himmel bei den geringen Bedürfnissen des Volks war freilich schon durch die politische Lage einer ernstern Auffassung des Lebens gewichen. Den Lazaronis, dieser ewigen Quelle politischer Unruhen wurde sehr bald durch die Alternative der neuen Regierung, zu arbeiten und einen ehrlichen Lebenserwerb aufzuweisen, oder nach Sardinien auszuwandern, ein Ende gemacht, und so dem größten Uebel des schönen Landes die Axt an die Wurzel gelegt, aber noch währte die Herrschaft der Sarden zu kurze Zeit, um allen mit dem Klima und den Eigenschaften des Volkes verbundenen schlechten Gewohnheiten ein Ende zu machen. So war denn auch heute bei dem prächtigen Abend des August, der gewöhnlich in Italien die Nacht zum Tage macht, das Leben und Treiben auf der Chiaja ein überaus belebtes. Männer und Frauen aller Stände der Bevölkerung und der zahlreichen Garnison bewegten sich am Strande des Meeres, auf dem *Largo del Palazzo* und über die Toledostraße hinaus. Ganz Italien, Griechenland, Frankreich und selbst die Barbaresken-Staaten, wie die Inseln des schönen Golfs hatten ihr Kontingent beigesteuert. Die größere Sicherheit des Landes begann sich wieder in dem Fremdenverkehr zu zeigen und der Hafen wimmelte von Kriegs- und Kauffartheschiffen, die Dampfer von Genua, Marseille und Palermo zogen wieder ihre dunkle Dampfwolke über das blaue tyrrhenische Meer und das leichtlebige Volk schien bereits all das Blut und Elend vergessen zu haben, das die letzten Jahre über es gebracht. Viele, die Neapel besucht haben, werden sich des Kaffeehauses erinnern, das nicht weit von der Taledostraße nach der Chiaja hin am Ufer des Golfes liegt und viel von Einheimischen und Fremden besucht wird. Auch am heutigen Abend war der Verkehr dort ein sehr lebhafter. Neben einem Tisch mit verschiedenen Offizieren der Garnison und einigen Fremden besetzt, befand sich auch ein solcher mit einer sehr gemischten Gesellschaft. An einem Ende desselben saß ein Mann, der den blauen Rock eines deutschen Seekapitains trug, neben einem andern Seemann von martialischem Ansehen, dem er großen Respekt zu erweisen schien. Weiterhin am Tisch war ein Mann in mittleren Jahren, der die Halb-Uniform eines sardinischen Militair-Arztes trug, im Ganzen sich wenig um die Gruppen bekümmerte, eine Zeitung las und nur als er zufällig einen Ausruf des deutschen Kapitains in der Sprache seiner Heimat gehört hatte, näher zu diesem gerückt war. Das Gesumme der vielen Stimmen und verschiedenen Mundarten war betäubend, französisch, italienisch, englisch, selbst griechisch schwirrte hin und her, ohne daß der Fremde darauf achtete. —

»Wie ist es Ihnen also gelungen, Kapitain, mich aufzufinden in all dem Treiben unter Tausenden von Fremden? Mein rastlos Suchen zeigt am besten, wie schwer es ist, eine Spur in diesem gottvergessenen schönen Lande zu finden, und hätten Sie mich nicht heute im Hôtel d'Angleterre erwischt, ich wäre morgen nach Rom wieder aufgebrochen, um noch einmal meine Nachforschungen zu beginnen, da von dort der letzte Fingerzeig mir wurde, den ich erhielt. Ich bin, weiß Gott, kein Freund der Bourbonen, ob es französische oder italienische sind, aber diesmal schulde ich ihnen Dank und Kapitain Lautrec ist nicht der Mann, damit hinterm Berge zu halten.«

»Der Wunsch, Mademoiselle sobald als möglich einen Aufenthalt am Lande zu gewähren, ließ mich im Hôtel nach Ihnen fragen und Sie so glücklich finden. Sie wissen, daß Sie versprochen haben, noch diesen Abend wieder zurückzukehren.«

»*Pardioux*, hat mich die Kleine zwei Jahre fast entbehrt und die Reise durch halb Frankreich allein in Gesellschaft eines windigen Marquis gemacht, um Sie und mich zu treffen, wird

sie wohl auch die paar Stunden warten können. Die Bekanntschaft mit dem Marquis scheint ohnedem wichtiger zu sein, als Sie meinen, und wenn mich nicht noch die Hoffnung mit Rom wach hielte, packte ich sie auf der Stelle morgen in Ihr Schiff und kehrte nach Guadeloupe zurück, ohne Paris wiedergesehen zu haben.«

»Sie wissen, Kapitain, daß grade der Graf von St. Brie einer derjenigen ist, welcher ihren Neffen zuletzt gesehen und der Mademoiselle Josephine ausdrücklich nach Neapel begleitet hat, selbst auf die Gefahr von Unannehmlichkeiten, um Ihnen bei den Nachforschungen beizustehen.«

»Ich weiß und es ist brav von dem jungen Mann, daß er die Meldung bei Lamarmora nicht gescheut und sich unter den Schutz des französischen Consuls gestellt hat. Gentleman bleibt immer Gentleman. Dennoch, wenn ich nicht mit den Herren Jesuiten und den Damen vom *Sacré cœur* mir vorgenommen hätte, ein andres Wort zu sprechen und der russischen Fürstin meinen Dank zu sagen für den Schutz, den sie Josephinen gewährt, brächten mich vier Pferde nicht nach Paris und ich begleitete Sie direkt nach Hâvre und den Antillen, da Sie nun einmal Ihr Wort gegeben haben, dahin zurückzukehren. Ihre hübsche Cousine, die fromme Herrnhuterin, würde wohl auch sonst selbst den Weg von St. Thomas nach Deutschland gefunden haben.«

»Der General hatte es zugesagt, nochmals in allen Militair-Lazarethen die genauesten Nachforschungen halten zu lassen, um sich wenigstens die Gewißheit seines Todes zu verschaffen. Ich finde das Benehmen des Marquis von St. Brie sehr edel und chevaleresk,« bemerkte der Kapitain.

»Meinetwegen, wenn er auch seine besondere Absicht dabei hat. Wenn nun einmal mein Lieblingswunsch nicht erfüllt werden soll, und Sie die Josephine nicht mögen, was ehrlich gesagt, mir sonst das Liebste wäre, weil ich weiß, daß sie dann einen braven Seemann zum Manne kriegte, so mag es immerhin der windige Marquis sein. Es ist dann doch wenigstens echtes französisches Blut, wenn er auch ein Bourbon ist.«

»Und brav ist der junge Mann, das hat er bewiesen bei der Vertheidigung von Gaëta. Ich weiß, welchen Dank ich Ihnen schuldig bin und wenn mein Leben und meine Zukunft nicht meinem deutschen Vaterlande gehörten, möchte ich sie Niemand lieber danken, als Ihnen.« Der Kapitain reichte ihm über den Tisch die Hand und schüttelte sie kräftig.

»Ich glaubte schon, Sie hätten eine gewisse Neigung für die schöne Braut Ihres Bruders, und das wäre die Ursache, die ihr Herz stahlte vor jeder anderen Neigung. Indeß so oder so, Sie sind ein tüchtiger Mann und was geht's den alten Lautrec an. Nehmen Sie mein Wort, wenn die Nachricht von Rom wieder mißglückt, führen Sie mich und die Josephine von Hâvre nach Guadeloupe, und meinerwegen auch den Marquis, dann sind Sie frei, und wir können weiter über die Schiffsangelegenheit reden.«

Der Fremde war nicht ohne Interesse dem größten Theil der Unterredung gefolgt, da verschiedene Personen erwähnt wurden, die er zu kennen glaubte. Jetzt wandte er sich zu einem schwarzen Diener, der eben zu ihm trat, ihm eine Meldung zu machen.

»Was willst du Kumur, Du hast einen Brief?«

»Ja, Sidi, schon vor mehreren Tagen ist ein solcher beim Albergo abgegeben worden, aber man hat Ihre Adresse vergessen; möge er Ihnen Glück bringen, Sidi.«

»Er muß einen Umweg gemacht haben, denn er kommt von Brindisi. Der Stempel zeigt, daß er schon vor mehreren Tagen aufgegeben ist.« Er öffnete den Brief. »Erinnerst Du Dich des Griechen, den wir im Golf von Tarent verließen bei den unglücklichen Spaniern?«

»Ja, Herr.«

»Wir dürfen ihn erwarten, noch in diesen Tagen will unser Gastfreund nach Neapel kommen. Gieb dem Albergo genau unsere Adresse, daß er ihn zu uns sendet, sobald er nach mir fragt.«

Der Fremde hatte sich in den Brief vertieft.

»Schade,« bemerkte er, »daß es keine deutsche Zeitungen im Albergo giebt, es fehlt doch wahrhaftig nicht an deutschen Landsleuten hier.«

Ein Fremder, der an demselben Tisch saß, wandte sich zu ihm. »Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen aufdränge, ich höre soeben, daß Sie über Mangel an deutschen Zeitungen klagten. Ich komme direkt aus Deutschland, machte eben nur in Neapel Station auf dem Wege nach dem Orient und es wird mich freuen, Ihnen Mittheilungen über deutsche Verhältnisse machen zu können, da ich erst im vorigen Monat Berlin verlassen habe.«

Der friesische Kapitain wandte sich ebenfalls dem neuen Sprecher zu. »Verzeihen Sie,« sagte er in deutscher Sprache, »wenn ich mich gleichfalls an dem Bericht betheilige. Mein Name ist Claus Hansen und seit dem vorigen November, wo ich die friesische Küste verlassen, habe ich Deutschland nicht wieder betreten und bin jetzt auf den Ruf meines Freundes und Rheders, des ehrenwerthen Kapitain Lautrec, aus Guadeloupe mit seiner Tochter, und ihrem Bräutigam von Marseille herübergekommen um ihn heim zu holen. Seit Juni vorigen Jahres habe ich nur wenig von Deutschland gehört und noch weniger gesehen. Ihr Bericht würde für mich also gleiches Interesse haben und mein Freund erlaubt gewiß, daß ich einige Augenblicke Ihnen widme.«

Der Arzt, der unterdeß die Lektüre seines Briefes beendet, verbeugte sich zustimmend.

»Es ist allerdings etwas länger, daß ich deutsche Laute nicht gehört, denn ich war vor wenig Jahren noch in Indien und in der letzten Zeit Leibarzt des Negus Theodor von Abbessinien, von dem ich im vorigen Sommer durch die Wüste zum Nil kam. Jetzt bin ich vertretender Oberarzt in dem großen Militair-Lazareth der Regierung. Es sollte mich freuen, wenn ich Ihre Mittheilung mit einer Neuigkeit aus Griechenland erwidern könnte. Wenn ich recht verstanden, gehen Sie ja nach dem Orient.«

»Nach Smyrna,« erwiederte der Fremde, »wo ich lange und während des orientalischen Krieges General-Consul war, und von wo ich meine Familie nach Deutschland zurückhole.«

Die kurze Vorstellung der drei Fremden genügte, um sie wenigstens äußerlich mit einander bekannt zu machen. »Nach Ihrem Rock zu urtheilen,« sagte der General-Consul, »sind Sie Seemann und gehören zur deutschen Flotte?«

Der Kapitain lächelte spöttisch. »Zur deutschen Flotte! die existirt meines Wissens nicht mehr, sie müßte denn unter Hamburger Flagge segeln, und eigentlich einen französischen Rheder haben, wenn Sie mich, obgleich ich ein freier Friese bin, einmal zur deutschen Flotte zählen wollen. Die Aussichten für eine solche wären schlecht genug, ohne Preußen an ihrer Spitze wird nie was Großes hergestellt werden, und ich erinnere mich, daß die ewigen Nörgeleien des Bundestages wenig Aussicht dazu lassen. Alle Sammlungen des National-Vereins vermögen keine deutsche Flagge zu schaffen, so lange ein Großstaat mit Mitteln und Küsten sich nicht an die Spitze stellt und leider kann ich Ihnen die Gewißheit geben, daß meine

letzte Erfahrung in deutschen Wässern die Ueberzeugung war, daß Preußen sein schönes Schiff, ›die Amazone‹ unwiederbringlich verloren hat. Das ist das zweite Unglück, das die junge preußische Flotte trifft, möge es den neuen und wie ich höre, so kräftigen, wie thätigen König nicht abschrecken, an dem Werke fort zu arbeiten. Erlauben Sie meine Herrn, daß ich zu Ehren des eben so seltsam gefügten Zusammentreffens mit Landsleuten eine Flasche von dem köstlichen Wein dieser Küste kommen lasse, um auf die ferne Heimath anzustoßen?«

Der General-Consul verneigte sich. »Ich muß Sie bitten, mir wenigstens die Wahl des Weines zu überlassen, da ich mehr als einmal in Neapel gewesen bin. Ich halte das rothe Blut von Salerno für das kostbarste Naß und weiß, daß der Wirth es führt!« Er bestellte rasch bei dem aufwartenden Kellner eine Flasche mit vier Gläsern. »Zum Dank für Ihre Freundlichkeit sollen Sie gleich eine Nachricht hören, die Ihr deutsches und seemännisches Herz hoffentlich erfreuen wird. Am Bundestag, der sich noch immer in Einzelheiten um den dänischen Streit verliert, obgleich er endlich einmal ein energisches Ende machen und eine bestimmte Erklärung abgeben sollte, hat der Antrag Preußens und Hamburgs auf sofortige Herstellung einer geeigneten Flottille zum Schutz der Küsten alle Aussicht, zum Beschluß erhoben zu werden; daß der König von Preußen im März bereits den liberalen Theil seines Ministeriums entlassen hat, werden Sie wissen.«

»Was ich aus den französischen Zeitungen davon gelesen, ist Alles, was ich weiß und ich glaube, Sie werden sich auch den Dank unseres neuen Freundes, des Arztes, erwerben, wenn ein so informirter Mann wie Sie, über den Gang der Ereignisse seit der neuen Regierung uns kurz unterrichten will.«

Der General-Consul nahm sofort das Wort, denn er sprach gern und geschickt.

Der französische Kapitain, obgleich er kein Deutsch verstand, fand genug Unterhaltung in der Beobachtung der Scenen umher, und der wunderbaren Beleuchtung des Golfs, obschon der Höflichkeit halber der Consul den Vorschlag machte, ihn durch die französische Sprache in die Unterhaltung zu ziehen, aber der Klang der deutschen Laute hatte für den Friesen und den Thüringer doch einen viel zu unwiderstehlichen Reiz, um nicht diese Sprache vorzuziehen.

»Da es Ihnen wohl zuerst darauf ankommt,« berichtete der General-Consul, »was in Schleswig und Preußen geschehen, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Dänemark mehrfach versucht hat, den Forderungen des deutschen Bundes und der Einführung der Selbstständigkeit der Herzogthümer sich zu entziehen, daß man aber eifrig bestrebt ist, es zu seinen Pflichten anzuhalten. Der sogenannte Nationalverein, der sich für die Einigung Deutschlands gebildet hat, an dessen Spitze die Parlaments-Männer von 1848 stehen, ist streng dahinter her; doch scheint mir im Hintergrund ein Theil der Regierung zu stehen. Im Ganzen scheint man über die Form des Bundes und über das Recht des Volkes, über seine Angelegenheit im Parlament mitzusprechen, einig zu sein. Es kommt nur darauf an, wer an der Spitze stehen soll, Oesterreich oder Preußen? Preußen hat viele Gegner, da die Welfen, die Sachsen und Wittelsbacher sich für gleich berechtigt halten. Hieraus erklären sich all die Intriguen, die gegenseitig gesponnen werden. Die südlichen Staaten halten sich größtentheils zu den Oesterreichern und bilden eine Art Rheinbund. Einer der energischsten Gegner, den Preußen findet, ist der sächsische Minister v. Beust. Die zweite preußische Kammer steht noch immer im vollen Conflict mit der Regierung über die Armee-Reorganisation und benutzt die Gelegenheit, um der Krone soviel als möglich Rechte zu entziehen und sie unter die Herrschaft

der demokratischen Partei zu stellen, die offenbar jetzt das Uebergewicht hat in Berlin wie im Lande. Die Kammer wurde deshalb im März 1861 aufgelöst, aber die Neuwahlen haben kein anderes Resultat ergeben, dagegen regt sich die konservative Partei, die alten Königstreuen, mächtig in den verschiedenen Provinzen.

Von allen Seiten kommen Deputationen und Petitionen an den König mit der Bitte um ein festes Regiment. In dem Bundestag haben Preußen und Oesterreich das Verlangen an Kurhessen gestellt, die Verfassung von 1831, als die einzige rechtsgültige, wiederherzustellen, der Kurfürst besteht jedoch eigensinnig auf der von ihm 1852 gegebenen, und will nur nach ihr die Wahl seiner Kammer gestatten. Er hat bereits zweimal die Wahlen auf Grund derselben ausschreiben lassen, die Deputirten weigern sich zu gehorchen und er hat den preußischen General, der ihn an die Ausführung des Bundesbeschlusses mahnen sollte, schlecht empfangen, worauf Preußen militairische Beschlagnahme androhte. Unter den Staaten zweiten Ranges scheint mir eine besondere Coalition sich gebildet zu haben; man will zwar die holsteinschen und schleswigschen Ansprüche gegen Dänemark unterstützen, hofft aber damit nur einen neuen Kleinstaat zu etabliren, der Preußen majorisiren hilft, so daß die Einigung Deutschlands noch weit im Felde steht, wie sehr sich auch der National-Verein dafür bemüht, dessen Mitglieder wahrscheinlich im Trüben fischen wollen. Man kann die Träumereien des Wartburg-Festes und den Machtkitzel, den man 1849 fühlte, nicht unterdrücken. Von Wien aus ist der neue Versuch gemacht worden, die Trias-Idee, also die der dreifachen Herrschaft, im Bunde einzuführen, Preußen verlangt aber Selbstständigkeit. Der National-Verein hat in Weimar, Berlin und Heidelberg getagt und noch kürzlich in Frankfurt a. M. nach verschiedenen anderen gemeinsamen Volksfesten, womit er die deutsche Einigkeit zu Wege zu bringen gedenkt, unter dem Herzog von Coburg ein großes Schützenfest gehalten.

Diesen scheint es zu gelüsten, eine Rolle in der deutschen Einigkeit zu spielen und er hat sich an die Spitze gestellt. Daß der König von Preußen die Regierung von Italien anerkannt hat, wissen Sie wohl bereits, ebenso daß er das liberale Ministerium entlassen hat, er scheint aber noch immer nicht die Männer gefunden zu haben, welche mit ihm die Militair-Reorganisation durchführen, und den Widerstand der Kammern beseitigen können. Ich bin überzeugt, daß er seinem Lande nur Nützlichendes geben will und schwer von seiner Militair-Einrichtung, die so zweckmäßig wie nothwendig ist, abzubringen ist. Der Zwiespalt mit Dänemark über die Herzogthümer wird früher oder später die beste Gelegenheit sein, ihren Werth zu erproben. Einstweilen ergeht sich der Landtag in Verweigerung der Mittel dazu und in Angriffen gegen das alte Beamtenthum, das die liberale Regierung ihm leichtfertig preisgiebt; wenn es nur nicht zum Schaden geschieht für den Staat. Vorläufig hat Preußen einen guten Schachzug gethan in einem neuen Handelsvertrage mit Frankreich, mit dem man Oesterreich aus dem alten Zollverein zu drängen sucht, und dem das Volk zustimmt.

Oesterreich, Württemberg, Sachsen, Hannover, Baiern wenden sich gegen die preußische Oberherrschaft, und es ist sehr möglich, daß dadurch die deutsche Einigkeit wieder in die Brüche geht, und ein Bund zusammentritt, welcher das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland verhindert.«

»Es ist vieles von dem,« sagte der Arzt, »was Sie uns mitgetheilt, mir unverständlich, weil ich in der Zeit nicht fortgeschritten bin, aber soviel scheint mir jedenfalls festzustehen, daß es mit der Herstellung einer deutschen Einigkeit noch gute Wege hat, und sie schwieriger ist, als die italienische.«

»Rußland hat am 10. Juli Italien anerkannt, wahrscheinlich als Gegenschlag wegen der Weigerung der Kurie, bei der Unterdrückung des polnischen Aufstandes durch die Geistlichkeit zu helfen; seitdem macht Rußland die Bakunin'sche Agitation viel zu schaffen und die Verhältnisse scheinen nicht besonders glücklich in dem großen Reich der Romanows. In Petersburg jagen sich die Feuersbrünste untereinander, die offenbar von aufrührerischer Seite veranlaßt werden. Zum Glück läßt sich der Kaiser in dem großen Werk der Bauern-Emancipation nicht stören und es ist vielleicht günstig für ihn, daß er auch die der Juden in Polen ausgesprochen hat.«

»Sie haben Frankreich und England noch nicht erwähnt!«

»Frankreich hat einstweilen mit Mexiko sich eine neue Ruthe aufgeladen, weil es doch nicht stillsitzen kann. Es fängt den Krieg auf eigene Hand mit Mexiko an, indem es sich von Spanien und England trennt, weil diese nicht auf den Zopf anbeißen wollen, den es ihnen in den Kriegen der nordamerikanischen Nord- und Südstaaten hingeworfen hat. Die Einigung Italiens scheint nicht lange mehr auf sich warten zu lassen und wie aus den Zeitungen zu ersehen, hat schon der Besuch Victor Emanuels und des Prinzen Napoleon in Neapel im April und Mai den allgemeinen Ruf ›Nach Rom‹ veranlaßt.«

»Obgleich der Kaiser Napoleon unbedingt durch die Besetzung Roms ein festes Pfand für den guten Willen in der Tasche hat, sollte es mich doch wundern, wenn Mazzini und Garibaldi ruhten, ehe nicht Rom in ihrer Hand ist.«

»Es bedurfte dazu in der That der Brandrede des Prinzen Napoleon gegen die weltliche Herrschaft des Papstes nicht; wenn auch die Curie durch die Berufung der Bischöfe nach Rom unter dem Vorwande der japanischen Heiligsprechung ein neues Mittel gefunden hat, die Herrschaft der katholischen Kirche zu erneuern, wird sie doch über kurz oder lang noch ganz andere Wege nöthig haben, um sich auch nur noch einen Schatten der alten Macht zu erhalten. Die Revolution ist jetzt in Italien für sie zu mächtig, sie wird nach Oesterreich oder Malta auswandern müssen.«

»Es scheint mir, daß wenn das Anerbieten von Malta Alles ist, was Sie über England zu sagen haben, Sie wenig seinen eigennützigem und zähen Charakter kennen, ich glaube nicht, daß, soviel ich selbst gesehen, es seinen Weg nach Indien aus den Augen gelassen hat, und daß es vielmehr neue Stationen sucht, um sich ihn auf dem Wege durch das Mittelmeer nach Aegypten zu sichern, nachdem es die Idee des Suezkanals versäumt hat. Sollte es nicht auch in der Angelegenheit der Herzogthümer und Dänemark seine Hand im Spiel haben?«

»Gewiß,« sagte der friesische Kapitain, »die Angelegenheit wegen des Ankaufs von St. Thomas scheint sich zwar aus unbekanntem Gründen zerschlagen zu haben; man glaubt billiger dazu zu kommen, oder die alte Flibustier-Insel hat keinen reellen Werth für Großbritannien; Helgoland am Eingang der Elbe ist ihm wichtiger.«

»Sie wissen wahrscheinlich aus den Zeitungen, daß davon die Rede ist, es wolle sich anstatt in Korfu in einem günstigeren Punkte im Mittelmeer festsetzen?«

Der Arzt hatte einige Augenblicke wie überlegend geschwiegen, dann zog er rasch entschlossen den Brief, den er soeben empfangen, aus der Tasche und drehte ihn zwischen den Fingern.

»Ich glaube in der That,« sagte er zu dem Consul, »daß es in diesem Augenblick mit anderen Plänen umgeht. Kennen Sie den Charakter Englands von seinem ersten Staatsmann bis zu seinem letzten Gliede?«

»Wie sollte ich nicht, habe ich doch schon vor dem orientalischen Kriege Gelegenheit genug gehabt, ihn kennen zu lernen und nun in Italien meine alte Meinung bestätigt gefunden: Zäh, gewissenlos, wo es seine eigenen Interessen gilt und nie seine Pläne aus den Augen verlierend! Erlaubt es Ihre Zeit, eine kurze Geschichte anzuhören, die ich aus meinem früheren Beamtenleben mittheilen kann und die so recht in der That den englischen Charakter zeigt?«

Der Arzt sah finster vor sich hin. »Ich könnte Ihnen wohl einige Pendants dazu geben. Vielleicht thut es der Mann, den Sie wohl noch hier kennen lernen werden, da er mir seine Ankunft verkündet. Bitte erzählen Sie.«

»Es ist eine einfache Geschichte,« sagte der Consul, »wie sie oft im Orient den besten Aufschluß über die Charaktere giebt, ich nenne sie, die sich kurz vor dem orientalischen Krieg ereignet:

### Un cadavre.

Die Consulate in Smyrna lagen und liegen am Quai wenn man die einzelnen Ausladestellen des prächtigen Hafens so nennen will, denn einen fortlaufenden gangbaren Hafendamm gab es damals noch nicht, und die Promenade beschränkte sich vom *Café Anglais* aus auf eine sehr kurze Strecke, die trotzdem schon sehr oft der Schauplatz von Raub und Mord gewesen ist und es namentlich in jener Zeit

kurz vor Beginn des großen orientalischen Krieges war. Die Consulate sind sämmtlich massiv, die Zugänge fest, die untern Fenster vergittert, das Dienstpersonal außerdem durch die Khawassen des Consulats vermehrt, und so bieten sie eine verhältnißmäßig weit größere Sicherheit, als alle anderen Gebäude der Stadt, selbst die wenigen Amtsgebäude nicht ausgenommen.

Aus diesen Gründen geschieht es gewöhnlich, daß die Kaufleute, wenn sie bedeutende Geldsummen eingenommen haben, dieselben auf einem Consulate zur Aufbewahrung deponiren. Selbst die Türken und Juden folgen dieser Nothwendigkeit.

Die blutige Anekdote, die ich hier erzählen will, ist während meiner Amtsführung passirt, Jedermann bekannt und sehr geeignet, das Treiben der englischen Verwaltung wie das der öffentlichen Sicherheitspflege zu charakterisiren; dieselbe ist auch jetzt nach der englisch-französischen Alliance und dem Sieg über Sebastopol keine andere geworden. Der Vorgänger des jetzigen Consuls im österreichischen Consulat, Herr v. W. hatte unter seinem Dienerpersonal seit längerer Zeit einen jungen Griechen, den er mit großer Vorliebe und Nachsicht behandelt und stets mit Wohlthaten überhäuft hatte. Sei es das Gefühl dieser und das sich regende Gewissen, sei es – und das ist dem griechischen Charakter entsprechender – die Erwartung eines weniger gefährdeten Verdienstes und einer besseren Belohnung, – als Herr v. W. eines Tages nach Hause kommt, nachdem bei ihm kurz vorher eine Summe von einer halben Million Piaster deponirt worden war, folgt der Diener ihm in sein Zimmer, wirft sich ihm zu Füßen und gesteht ihm, daß er an dem Anschlag einer berüchtigten Räuber- und Mörderbande theilgenommen, die in der bevorstehenden Nacht in das Consulat eindringen und den Consul ermorden wolle. Herr v. W. zuerst von Schrecken ergriffen, faßt sich bald. Er erklärt dem Diener, daß wenn die Entdeckung wahr sei, er sich einer großen Belohnung sicher halten könne, von diesem Augenblick an aber das Zimmer nicht mehr verlassen dürfe. Auf sein weiteres Befragen erfährt er Folgendes: Die Bande hatte schon lange auf eine günstige Gelegenheit zu dem Fange gelauert. Durch ihre Spione von der Deponirung der bedeutenden

Geldsumme, circa 28,000 Thalern, in Kenntniß gesetzt, hatte sie den griechischen Diener durch das Versprechen eines bedeutenden Antheils gewonnen, in der Nacht den Riegel der Thür des Hauses nach dem inneren Hofraume zu öffnen. Sieben der verwegsten Räuber Smyrnas würden in der Nacht von der Meereseite her in den inneren Hof des Consulats einsteigen, durch die geöffnete Thür in das Haus dringen, die beiden in einer Kammer schlafenden Khawassen überfallen und den Consul mit seiner Familie ermorden, um vor jedem Verrath und jeder Verfolgung bei ihrem Raube sicher zu sein.

Man denke sich die Lage des Vaters und Gatten. Jeder offene Schritt zu seiner Sicherheit hätte diese nur auf kurze Zeit gewährt und ihn und den Diener der Rache und dem Dolche der Mörder preisgegeben, deren kurze Verhaftung kaum auf die wahre Aussage des Griechen hin zu ermöglichen gewesen wäre. Herr v. W. war ein entschlossener Mann, er kannte vollkommen die herrschenden Zustände und nach kurzer Ueberlegung hatte er sich über sein Verfahren bestimmt. Er wiederholte dem Diener seine Versprechungen, schloß ihn in ein inneres Zimmer des Hauses, und steckte den Schlüssel zu sich. Dann machte er dem Khawassbaschi, d. h. dem türkischen Polizeimeister oder Anführer der Khawassen einen Besuch, rauchte mit diesem den Schibuck und brachte das Gespräch auf die herrschende Unsicherheit.

»Ich habe viel Geld in meinem Hause und bin besorgt deshalb,« sagte der Consul. »Ich möchte Dich fragen, ob Du wohl einige Leute hast, auf die man sich verlassen kann?«

Der Türke schluckte bedächtig seinen Rauch, sah mit klugen Augen den Consul an und erwiderte: »Du hast etwas vor, Freund? Du glaubst, daß man Dich berauben wird?«

Der Consul wich der Frage aus und erklärte, daß nichts Bestimmtes vorläge, daß die große Summe Geldes, die sich in seinem Hause befände, ihn jedoch besorgt mache, und wiederholte seine Frage, ob er eine Anzahl Khawassen für diese Nacht zur Bewachung gegen Belohnung erhalten könne, die gut bewaffnet wären und auf die man sich in jedem Falle verlassen könne.

Der Baschi küßte die Spitzen seiner Finger. »Sie trinken Frankenblut!« sagte er in der bilderreichen Sprache des Orients, um den Haß seiner Leute gegen die Rajahs auszudrücken. »Wie viel brauchst Du?«

»Acht bis neun.«

»Es ist gut. Du verschweigst mir die Wahrheit, aber das ist Deine Sache. Ich werde die Leute auswählen und ihnen nur ihre Pistolen geben. Das knallt ein Mal, aber es ist sicher und macht keinen langen Lärm. Verlaß Dich auf mich.«

Nachdem Herr v. W. noch mit dem Baschi verabredet, daß die Khawassen einzeln am Abend und statt in ihren weißen kennbaren Mänteln in dunkler Kleidung kommen sollten, ließ er auf seinem Sitz einen Beutel mit Piastern zurück und ging nach Hause.

Hier schickte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Familie und das Dienstpersonal bei Zeiten zur Ruhe, und als es Nacht wurde, stellte er sich selbst an die Thür und ließ die Khawassen, wie sie ankamen, ein.

Wer dieses Corps in Smyrna gesehen hat, weiß wessen er sich von ihnen versehen kann. Wildblickende trotzig Gestalten, früher auf den Bergen Anatoliens oder in den syrischen Wüsten vielleicht selbst kühne Räuber, die durch ihren Eintritt in jenes Corps ihre Begnadigung erkaufte, ist ihre orientalische Gleichgültigkeit gegen das eigne und Anderer Leben nothwendig in solchen Scenen, wie sie hier sich täglich bieten.

Das österreichische Consulat hat wie die meisten anderen größeren Häuser des Orients zwei hohe, mit Mauern umgebene Höfe. Der äußere geht, wie bereits erwähnt, nach dem

Hafen; nach dem inneren, der durch eine Pforte in der Zwischenmauer von dem äußeren zugänglich ist, gelangt man aus dem Hause. Als die neun Khawassen versammelt waren, führte sie Herr v. W. in den äußeren Hof und postirte sie in verschiedene Winkel und Verstecke. Das Ganze ging stillschweigend ab ohne weitere Verhandlung und Instruktion – der Khawassbaschi hatte sie ihnen zur Genüge gegeben.

Dann kehrte der General-Consul in sein Haus zurück, verschloß selbst die Thür und setzte sich mit einer Doppelflinte und seinen Pistolen bewaffnet, in einem dunklen Zimmer des oberen Stockwerks nieder, nachdem er sich nochmals überzeugt hatte, daß der griechische Diener in fester Verwahrung war, – das Weitere dem Himmel und den Khawassen überlassend.

Es war Neumond, und dieser bereits vor 10 Uhr untergegangen. Der glänzende Sternenhimmel des Orients ließ jedoch die äußeren Mauern ziemlich klar überschauen; was darunter war, lag im tiefen Schatten.

Die Uhr im Zimmer schlug Mitternacht, endlich die erste Stunde. Gleich darauf sah Herr v. W. eine dunkle Gestalt sich über den Rand der äußeren Mauer heben und im ersten Hofe verschwinden. Eine *zweite* folgte, so noch *fünf* andere. Der letzte Mann zog die Leiter nach sich, ließ sie in den Hof hinab und stieg hinunter. Das Alles geschah in größter Stille, das Hinabgleiten an einem Strick, – kein Laut ließ sich hören.

Nach wenigen Minuten hob sich ein Mann auf der an die zweite, zum inneren Hofraume führenden Mauer gelehnten Leiter empor und warf das Seil in den Hof.

In diesem Augenblick fiel der erste Schuß – die dunkle Gestalt breitete die Arme aus und stürzte in den äußeren Hof zurück. Zehn bis fünfzehn Pistolenschüsse knallten hinter- und durcheinander; man vernahm unterdrückte Flüche – dann das wüthende Klingen von Streichen, zuletzt nochmals drei Schüsse – dann Grabesstille, – das ängstliche Lauschen des Consuls vernahm kein anderes Geräusch, als das regelmäßige Aufschlagen der Wogen vom Hafen her, nichts gab ihm Auskunft über den Ausgang des Kampfes.

Er beruhigte die erwachte Familie und die Dienerschaft und legte sich nieder. Ob er geschlafen – ich bezweifle es!

Am Morgen kamen von allen Seiten die Nachbarn und erkundigten sich, was die Ursache des nächtlichen Schießens gewesen. Dergleichen gehört in Smyrna nicht zu den Seltenheiten, aber es fällt Niemandem ein, deshalb bei Nacht sein sicheres Haus zu verlassen, um etwa Gefährdeten zu Hilfe zu kommen. Man ist ja gewiß, am Morgen die Neuigkeit zu hören.

Herr v. W. wich einige Zeit den Fragen der untergeordneten Personen aus. Als aber die benachbarten Consuln schickten oder selbst kamen, und sich eine Menge Neugieriger um sein Haus versammelt hatte, erklärte er, daß wahrscheinlich in der Nacht von Dieben ein Ueberfall gegen das Consulat versucht und zurückgewiesen sein müsse, denn man habe zu seiner Sicherheit am Abend einige Khawassen in den äußeren Hof postirt. Dabei zog er den Schlüssel aus der Tasche und lud die Anwesenden, unter denen sich der englische Vice-Consul befand, ein, mit ihm in den Hof zu gehen, den er nicht allein habe betreten wollen.

Die Thür wurde geöffnet – der Anblick, der sich der andrängenden Menge bot, war ein grauenvoller.

Auf den Marmorfliesen des Hofes lagen sieben Leichen in den furchtbarsten Verzerrungen des Todeskampfes, bewegungslos gleich Statuen lehnten an den Wänden umher die Khawassen, zwei verwundet, der eine durch einen Stich in den Arm und den schrecklichen Hieb

eines Yatagan über die Brust. Einer der Banditen, ein französischer Fechtmeister, hatte sich mit rasender Anstrengung gewehrt, als er sich überfallen und seine Gefährten fast ohne Gegenwehr unter den Kugeln der Khawassen stürzen sah. Erst bei der fünften Kugel, die er empfing, war er selbst gefallen. Während ein Theil der Khawassen mit den abgeschossenen Pistolen die Hiebe des Wüthenden parirte, hatten die Anderen wieder geladen und ihn so niedergestreckt. Die Steine des Hofes schwammen in Blutpfützen.

Ein Schrei des Grauens und Entsetzens erhob sich aus der versammelten Menge. Ein griechisches Weib mit fliegenden Haaren brach sich Bahn und warf sich heulend und wehklagend auf einen der blutigen Leichname, vergeblich eine letzte Lebensspur zu finden. Dann streckte sie die geballten Hände drohend gegen den englischen Vice-Consul. »Sieh diesen Todten,« lautete ihre Verwünschung, »hättest Du vor zwei Tagen nicht fünfzig Kolonate von mir genommen, um ihn aus seinem Gefängniß loszumachen, dann wäre er noch dort, und ich nicht eine Wittwe!«

Herr v. W. drehte mit dem Fuße den nächsten auf dem Gesicht liegenden Körper um. Ein verzerrtes, aber in ganz Smyrna wohlbekanntes Antlitz starrte zum Himmel empor.

Der österreichische Beamte faßte den Arm des Vertreters englischer Gerechtigkeit und Humanität und wies auf die Leiche: »Wie ist mir denn, Mr. H., das Gesicht müssen Sie kennen, das ist ja einer Ihrer Agenten und Schutzbefohlenen, den Sie so häufig gegen die türkische Polizei in Protektion genommen haben?«

Mr. H. sah mit großer Gleichgültigkeit auf den Todten: »*C'est un cadavre, je ne connais pas un cadavre!*« Damit ging er, verfolgt von den Verwünschungen der Wittwe.

Smyrna war von einer seiner gefährlichsten Banden befreit, aber Herr v. W. beeilte seine Versetzung.« –

Der Consul hatte, um die Geschichte für den französischen Kapitain nicht verloren gehen zu lassen, sie in französischer Sprache erzählt, dieser hatte sich deshalb der Gesellschaft wieder zugewandt.

»Es zeigt das ganz, wie sie sind! – Hören Sie jetzt und ich denke, es wird auch Sie interessieren, was ich Ihnen zum Dank für Ihre geistvolle Darstellung mittheilen kann. England sinnt allerdings darauf, die Ionischen Inseln aufzugeben, aber nur, weil sie nicht den geglaubten Vortheil gewähren und es dem Drängen eines Volkes nicht länger widerstreben kann, überdies sich eine bessere Gelegenheit für seine Zwecke bietet. Was meinen Sie zu Griechenland, Kreta oder Cypem als Station für Aegypten und gegen Syrien, wo es lange den französischen Einfluß dulden mußte?«

Der Consul und die beiden Männer sahen sich fragend an. »Unmöglich! Ich habe mich zwar lange gewundert, daß man sich nicht aus der östlichsten Insel ein neues Malta machte, aber ich bin gewohnt zu sehen, wie England nur mit großer Vorsicht vorwärts geht, und ich weiß, daß jede Annexion in diesem Augenblick Rußland, Frankreich und den kranken Mann ihm auf den Hals hetzen würde. England ist in diesem Augenblick durch den russischen und indischen Krieg noch zu sehr geschwächt, um es auf einen Zusammenstoß mit so Vielen ankommen zu lassen.«

»Und dennoch muß es jetzt die Gelegenheit für gekommen halten. – Wollen Sie mir ein wenig Gehör schenken,« der Arzt entfaltete den Brief, den er bisher in der Hand gehalten und sah einige Augenblicke hinein. »Sie wissen,« sagte er, »daß im vorigen Jahre von dem

Studenten Dosios auf die Königin geschossen, und dieser deshalb zur Einsperrung in Nauplia begnadigt wurde. Der revolutionaire Gang scheint auch durch Griechenland sich zu erstrecken, im Februar dieses Jahres ist eine neue Revolution in Griechenland ausgebrochen, man hat sie zwar unterdrückt, aber Dosios ist in Nauplia befreit worden. England fühlt, daß es das Protektorat über Ionien, das es ohnehin zu Unrecht besitzt, aufgeben muß, aber es wird eine bessere Station dafür nach dem Orient erwerben. Bereits hat das Parlament in Corfu mehrfache Anträge auf Selbständigkeit gestellt, welche man bisher immer, sowie den freiwilligen Anschluß an Griechenland, mit Gewalt und Strenge unterdrückt hat. Man unterstützt im Stillen die Bewegung Griechenlands, hofft die Vertreibung des jetzigen deutschen Königs und die Wahl eines neuen. Für das Geschenk Ioniens an Griechenland aber erwartet man die Wahl des Prinzen Alfred zum griechischen König; man beabsichtigt sodann den Pyräus oder eine der griechischen Inseln, vielleicht auch Cypern, zum englischen Hafen und Station nach Syrien und Aegypten zu machen. Das hieße aber für die türkische Herrschaft ein noch schlimmeres Joch eintauschen. Grimaldi oder Maldigri Khan, der Schreiber dieses Briefes, mein Freund, ist ein eifriger Patriot und ein entschiedener Gegner der englischen Herrschaft. Grimaldi wird in diesen Tagen hier eintreffen. Er kommt mit seinem Freunde Danilos, der ein Seemann ist und der damals die armen Spanier des General Borries zu ihrem Unglück übersetzte vom Golf von Patras, ist also mit allen Vorgängen aufs Genaueste bekannt, und will mich sprechen. Frankreich wie Italien, Oesterreich wie die Türkei und Rußland können unmöglich wünschen, daß England diese neue Station gewinnt, aber was thun, Sie sehen, daß diese Weltherrschaft fortschreitet, und langsam, aber sicher geht.«

Er hatte dabei nicht bemerkt, daß während seiner Rede ein Fremder am nächsten Tische sich umgewendet und ihn scharf ins Auge gefaßt hatte, es war ein tunesischer Jude, in den weiten faltenreichen Gewändern seines Landes, den Fez tief in die Augen gezogen, das Gesicht von einem dichten schwarzen Bart umgeben. Der Fremde hielt sich etwas im Schatten, aber er verlor die Männer, die bisher gesprochen, nicht aus den Augen.

»Die Nachricht, die Sie mir gegeben, war mir bisher unbekannt,« sagte der Consul, »aber es ist von hohem Interesse für mich, wenn Sie es erlauben, soll sie nicht ohne Verwerthung bleiben.«

Der Arzt lächelte. »Ich habe keine Ursache ein Freund der Engländer zu sein und ihre eigennütigen Pläne zu unterstützen, vielleicht lernen Sie meinen Freund noch kennen, der ein ebenso großer Gegner dieses Inselvolkes ist, wie ich. Nur wünsche ich, daß er sich nicht zu Intriguen gegen England brauchen läßt, denn er hat bereits ihre Feindschaft genugsam auf dem Halse. Wer mag jener Mann dort sein?« er wies nach einem ältern wohlbeleibten Herrn mit Krauskopf und grauer Reisebekleidung, der an dem anderen Tisch aufgestanden war und eben die Hand einer fahrenden Sängerin festhielt, die beschäftigt war, nach dem Vortrag einer Canzonette mit dem Notenblatt eine Gabe der Umsitzenden einzusammeln. Es war dies ein einfach und dunkel gekleidetes Weib, dessen leichter Strohhut mit einem Halbschleier das anscheinend nicht mehr ganz junge Gesicht verhüllte. »Das ist Teresella, – so war ich Alexander heiße, halt da, Du entgehst mir nicht, wir haben Dich alle längst untergegangen geglaubt und ich Dich nicht wiedergesehen, seit Du der Armee damals nach Italien gefolgt bist.«

Die fremde Frau schien sich mit Gewalt losreißen und lieber die Einnahme im Stich lassen zu wollen, als Rede zu stehen, aber mit dem berühmten Pariser Schriftsteller hatten sich

zugleich auch andere Personen erhoben und um die Flüchtende gedrängt. Darunter befanden sich auffallender Weise der deutsche See-Kapitain und der sardinische Militair-Arzt.

»Kapitain Lautrec,« sagte der Erstere, »hier ist zufällig eine Spur, die vielleicht zur Auf-  
findung Ihres Neffen führt. Erinnern Sie sich, daß der Marquis diese Person als die einzige  
bezeichnete, welche über den Kapitain Gauthier sichere Kunde geben könne. Eilen Sie nach  
dem Hôtel, um ihn hierher zu holen, ich lasse sie unterdeß nicht aus den Augen.« Auch der  
sardinische Arzt war mit hervorgetreten, aber er schien sich mehr als Beschützer und Helfer  
zu zeigen und er reichte der Frau sofort den Arm, an den sie sich zitternd und erschreckt  
hing.

»Ich wußte nicht, Mademoiselle, daß ich Sie hier wieder finden würde,« sagte er men-  
schenfreundlich, »aber das seltsame Incognito erklärte mir manches. Warum wenden Sie sich  
nicht offen an mich, wenn Sie des Beistands bedürfen, statt zu diesen Mitteln zu greifen?  
Meine Herren, ich bin der piemontesische Militair-Arzt Dr. Walding, vertrete den Chef vom  
großen Garnison-Lazareth, und wenn sie meiner bedürfen, können Sie dort meine Adresse  
hören. Diese Frau kenne ich und achte sie für ihre menschenfreundliche Hülfe bei einem  
unheilbaren Unglücklichen. Sie erlauben, daß ich sie in meinen Schutz nehme.«

Er wollte sie fortführen, aber der berühmte Schriftsteller hielt ihren Arm fest. »Es ist un-  
möglich Herr, daß ich mich irre,« sagte er, »ich bin Dumas, dessen Namen Sie kennen werden,  
und das ist die Chansonniere Therese, die sich meiner aus Paris erinnern muß und die ich  
mehr als hundertmal im Alcazar gesehen, bis sie uns plötzlich aus den Augen verschwand;  
Sie werden erlauben, daß ich ihre Bekanntschaft erneuere, um in der traurigen Lage, in der  
sie sich zu befinden scheint, ihr beizustehen.«

Der Arzt hatte ihn zur Seite geführt, das Frauenzimmer noch an seinem Arme.

»Ich bin nicht so unbekannt in der französischen Literatur, mein Herr, als daß ich Ihren  
Namen nicht kennen und achten sollte, aber wenn dem auch so ist, sollte es nicht mehr im  
französischen Charakter liegen, eine Unglückliche, die Sie früher gekannt, und die sich dem  
öffentlichen Mitleid entziehen will, lieber nicht wiederzukennen, als ihre Lage zu erschwe-  
ren? Auch wissen Sie, wo Sie morgen meinen Namen erfahren können, und wo ich Ihnen  
Rede stehen werde.«

Der bekannte Schriftsteller verbeugte sich, er sah ein, daß er zu hastig verfahren war,  
suchte nur noch Gelegenheit, ein Tausend-Frankbillet zwischen das Notenblatt zu schieben  
und trat zurück.

Das edelmüthige Eintreten des Arztes sollte aber noch eine andere Frage veranlassen, denn  
von der anderen Seite trat der friesische Kapitain zu ihm.

»Verzeihen Sie, daß ich Sie aufhalte, aber es geschieht im Interesse meines Freundes und  
Rheders, der eben nach dem Hôtel gegangen ist, um einen unverdächtigen Zeugen zu holen.  
Ich bitte Sie als Mann von Ehre, fragen Sie diese Sängerin, ob sie den Namen Theresa in Paris  
geführt hat, und ob sie uns eine Auskunft über den französischen Kapitain Gauthier geben  
kann, der bei dem Ueberfall von St. Agata vor Gaëta in die Hände der Sardinier fiel und seit  
zwei Jahren spurlos verschwunden ist. Man sucht ihn in seinem eigenen Interesse.«

Diesmal war es der sardinische Arzt, dem kein Zweifel über die Person bleiben konnte,  
denn ein Blick zur Seite belehrte ihn, daß die Frau, die er in Schutz genommen, die Namen,  
die genannt worden, wohl kannte, und bitterlich hinter ihrem Tuche schluchzte. »Diese Frau,«  
sagte er zum Kapitain, »ist mir unbekannt, ich weiß nur, daß sie ein Gartenhaus mit ihrem

schwer erkrankten Mann oder Verwandten an dem Ort bewohnt, wo auch ich Aufnahme gefunden, zweimal bereits hat sie meinen ärztlichen Beistand in Anspruch genommen, aber ich konnte ihr leider wenig Aussicht machen, daß der Kranke, den sie so sorgfältig pflegte, Genesung finden werde.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß ihre Mittel so gering sind, daß sie das Brot für sich und ihren Kranken des Abends ersingen muß. – O, Frauenliebe, Frauenliebe, das Herz bleibt sich unter allen Zonen gleich! Lassen Sie mich die Unglückliche nach Hause bringen und beruhigen, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie noch heut Abend an dem Tisch, wo wir sahen, aufsuchen werde.«

Der Friese reichte ehrerbietig der armen fremden Sängerin die Hand. »Wenn es sich bestätigt, was Sie mich hoffen lassen, können Sie meinem Freunde, dem Kapitain Lautrec keinen größern Dienst erweisen. Der Unglückliche ist sein Neffe und nichts darf ihm oder denen, die sich seiner angenommen, fehlen, ich bitte Sie, disponiren Sie einstweilen über meine Börse und kehren Sie bald zu uns zurück.«

Er verbeugte sich vor ihm und der Frau und ging wieder eilig zu dem Café, wo er noch den General-Consul fand im eifrigen Gespräch mit dem tunesischen Juden, der sich ihm als ein Korallenhändler vorgestellt, aber, sowie der Kapitain sich nahte, ihn verließ, da er seine Neugierde befriedigt zu haben schien.

Es war länger, als eine Stunde später, als der erwartete Arzt wieder zu dem Tische trat, schon machte sich der friesische Kapitain Vorwürfe, daß er nicht sogleich ihm nachgegangen, um sich zu überzeugen, wo er wohnte, aber sie hatten ja Alle seine Angaben über das Lazareth mit angehört und der General-Consul, der aus Theilnahme geblieben, beruhigte ihn, daß er jedenfalls eine dem Albergo bekannte Persönlichkeit sein werde.

Die Gesellschaft hatte sich um eine Person vermehrt, denn mit Kapitain Lautrec war der junge Marquis gekommen, um sich von der Person der Cantatrice zu überzeugen und die Angaben, die er über sein letztes Zusammentreffen mit Gauthier machen konnte, zu wiederholen.

Von dem alten französischen Kapitain befragt, theilte er, was er wußte, mit. Von dem Augenblicke an, wo Kapitain Gauthier mit der Leitung des Unternehmens gegen die Sardinier betraut, den armen Schiffer geopfert hatte, war er noch stiller und in sich gekehrter gewesen, als gewöhnlich.<sup>1</sup>

Als die Geistesgegenwart des bretonischen Matrosen den Opfertod des Schiffers unnöthig gemacht, konnte der Marquis wohl erkennen, daß, obgleich der Kapitain nur seine Pflicht erfüllt, der Tod des Schiffers schwer auf ihm lastete, und er nur mit Gewalt die Fassung zu der weiteren Leitung des Unternehmens gewinnen konnte. Er wiederholte, so gut er sich des Wortlautes erinnerte, die Unterredung, die er mit Gauthier vor dem Angriff auf die Batterie gehabt, und wie dieser ihm vertrauensvoll den Auftrag an seinen fernen Verwandten ertheilt.

Es war, wie eine Ahnung gewesen, daß er den Angriff nicht zu Ende führen werde und das Kommando an Lieutenant Chesnaige überlassen müsse. Als er ihm darauf das Geständniß gemacht, daß sein Kamerad Kastellan nicht von der Hand eines Oesterreichers, sondern auf den Befehl des Kaisers von seinem eignen Degen im Zweikampf gefallen sei, ohne daß er Näheres darüber mitzutheilen Zeit hatte, folgte gleich nachher der Angriff der Krieger des

---

<sup>1</sup>Biarritz Bd. V. (Die Tauben der Königin.) S. 142.

Königs Franz im Refektorium auf die leichtfertige Gesellschaft. Wir erinnern uns jener Scene, wo der Succurs, den die Sardinier erhielten, den kühnen Ueberfall der Legionäre vergeblich machte, und die Hand der Kantatrice selbst es gewesen war, welche den furchtbaren Vorwurf, den ihr Gauthier ins Gesicht geschleudert hatte, gerächt hatte. Von dem Augenblick an hatte man weder von Theresa, noch von dem Kapitain etwas gehört, man wollte nur wissen, daß er als Gefangener und Schwerverwundeter nach Neapel gebracht und von ihr begleitet worden war. Sicher war, daß er bei dem Rückzug der Bourbonisten nach der Festung nicht dorthin zurückgekommen und daß unter den gefangenen Offizieren aus Gaëta einer nach Neapel überführt worden sei, aber weder die Listen der Gefangenen und der Lazarethe, noch eine sonstige Mittheilung gab einen sicheren Aufschluß über ihn. Das war Alles, was man von dem Verbleiben des Kapitains und der Sängerin erfahren, und da bald darauf die Festung in die Hände der Sardinier gefallen war, so blieb dies allein für Kapitain Lautrec der einzige Fingerzeig. Um so willkommener mußten die merkwürdigen Nachrichten sein, die der sardinische Arzt jetzt brachte.

Es war in der That die Chanteuse Theresa, die eine so glänzende und leichtfertige Rolle in Paris gespielt hatte, und die man seit ihrem Verschwinden von der pariser Schaubühne untergegangen geglaubt hatte. Erst jetzt nach der Rückkehr des Kaisers von Villafranca vernahm man, daß sie ihn oder einen andern der Generäle bei dem Feldzug in der Lombardei begleitet hatte und dort verschwunden sein sollte. Der Kaiser erwähnte ihrer nie und die schroffe Art und Weise, in der er eine zufällige Erwähnung ihrer Person zurückgewiesen, machte sie ganz verschwinden. Jetzt brachte der deutsche Arzt neues Licht in jene Angelegenheit. Wir werden uns jener zügel- und zuchtlosen Art erinnern, in welcher die Kantatrice auf's Neue in's Leben getreten war und die Zeit nachzuholen suchte, die sie in so tiefer Abgeschlossenheit hatte zubringen müssen. Es ist nicht selten, daß Personen von ihrer Art bei einem Leben voll Schmach und Uebermuth plötzlich von einem rächenden Strahl des Himmels getroffen und so zur gänzlichen Umkehr gebracht werden. Die Verwünschung, die ihr Gauthier als Donnerwort zugeschleudert bei jenem Sieg der Sardinier und die sie mitten im tollsten Taumel ihrer Sünden getroffen, hatte sie völlig gebrochen und ihr ganzes Sein und Denken geändert. Die übermüthige Phryne, die selbst in ihrem Kerker den sprudelnden Lebensmuth bewahrte, hatte die Verachtung des Kapitains wie ein Donnerschlag getroffen, des einzigen Mannes, für den sie je wahres Interesse gefunden und den sie in dem wüsten Treiben ihres Lebens wirklich geliebt hatte. Wenn auch nur aus den kurzen Mittheilungen des Marquis sich die Ursache jenes Duells entnehmen ließ, da die Sängerin selbst jede Auskunft verweigerte, ließ sich doch genau daraus schließen, daß der Degen des ehemaligen Zuaven-Offiziers einen Andern nur vertreten, und er die Beleidigung einer höher gestellten Person, die sich dem Zweikampf nicht preisgeben durfte, gerächt hatte.

Unter diesen Umständen erschien es fast wie ein Trost, als der Arzt erzählte, es könne kein Zweifel darüber walten, daß der Kranke, den Theresa bei sich beherbergte und pflegte, der Kapitain Gauthier sei. Er war vorerst nach Neapel gebracht, und als Gefangener ins Militair-Lazareth abgeliefert worden, wo auch Theresa Zutritt gefunden. Bei der großen Zahl der Personen, vielleicht auch war sein Name unbekannt geblieben, war es nicht möglich gewesen, nähere Auskunft über ihn zu erhalten. Sicher war es, daß vor länger als Jahresfrist es der Sängerin gelungen war, ihn aus dem Lazareth zu entfernen und ihn in Privatpflege zu bringen, der sie sich dann treulich gewidmet hatte.

Wie sie sich dazu die Mittel geschafft, vermochte man nicht zu erfahren, genug, es zeigten sich jene nicht seltenen Erscheinungen des Frauenherzens, das oft alles zu opfern versteht, um seine Reue zu bekunden. Der Arzt konnte nur bezeugen, daß sie nur selten von dem Bette des Kranken gewichen war, und daß sie Alles aufgeboten und die niedrigsten Dienste geleistet hatte, um ihn dem Leben zu erhalten, ja ihre Worte ließen durchschimmern, daß sie die bittersten Aufgaben für seine Erhaltung nicht gescheut. Sein schwarzer Diener war es gewesen, der ihn auf diese Selbstaufopferung aufmerksam gemacht und ihn zu dem Kranken geführt hatte. Obgleich nie ein Wort der Klage, nie ein Name über seine Lippen kam, konnte es dem kundigen Arzt doch nicht entgehen, daß von diesem schwindenden Leben nichts mehr zu bewahren war, und daß es sich hier nur um eine Verlängerung von Stunden handeln konnte. Er hatte dem Kranken den Namen seines Oheims genannt, und ihm Kunde der von diesem und einem Freunde angestellten Nachforschungen gegeben, auch Erlaubniß erhalten, Beide am andern Morgen an sein Sterbebett zu führen.

Eine andre Frage war es, ob und wie Kapitain Lautrec die treue Pflege und Aufopferung, welche die Sängerin dem Kranken gewidmet, vergelten könne. Auch hier wußte der Arzt Rath. Theresa, die sich dem unvermeidlichen Verlust gefügt, bestand darauf, niemals unter dem Namen mehr, den sie während ihres Lebens geführt, in die Welt zurückzukehren, der Rest ihres Daseins sollte in Reue dem Andenken des Verstorbenen geweiht sein. Auf der Erde, die ihn deckte, wollte sie bleiben, und wenn ihr der Kapitain die Mittel gewähren wollte, diesen Rest unbemerkt in einem nahe gelegenen Kloster zu verbringen, wollte sie ihn segnen und mit dem letzten Hauch sein und seiner Tochter Glück erstehen. Lange Stunden dauerte es, ehe der französische Kapitain diese Mittheilung überwinden konnte und Kraft genug gewann von seinen Hoffnungen zu scheiden und spät in der Nacht war es, als Alle sich trennten und jene nach dem Hôtel zu dem jungen Mädchen zurückkehrte.

Am andern Morgen saß Kapitain Lautrec mit dem Grafen in dem einsamen Hause, das der sardinische Arzt mit der Chanteuse und dem Kranken bewohnte, in der Nähe des Largo del Merkato und am Bett des Leidenden. Obschon Kapitain Lautrec Mannes genug war, den Bruch seiner Hoffnungen zu ertragen, änderte das Wiederfinden des Kapitains doch seinen früheren Reiseplan und er beschloß, Neapel unter keinen Umständen eher zu verlassen, ehe nicht das Schicksal seines Neffen sich auf die eine oder andere Weise entschieden hätte. Die Bekanntschaft des Consuls verschaffte ihm bald, da es damals in Neapel an Wohnungen in Folge der zahlreichen Auswanderungen nicht mangelte, eine geräumige Villa in der Nähe des Meeres und auf den Rath des Arztes beschloß er, den Kranken nicht von Theresa zu trennen, und übersiedelte diese mit nach dem geräumigen Hause. Was irgend Wissenschaft und Reichthum aufbieten konnten, geschah, um dem Kranken noch seine letzten Tage zu erleichtern, aber selbst alle Wissenschaften konnten hier nichts mehr helfen, man fühlte, daß Gauthier in seinem Innern gebrochen war und sterben wollte. —

Es war eines Abends, als Kapitain Gauthier ihn und den Grafen an sein Lager rufen ließ, auch die Anwesenheit seiner schönen Cousine verlangte, und mit einem bittenden Blick auf seine Verwandten die Hände der jungen Leute in einander legte.

»Du weißt, daß es anders sein sollte,« sagte der reiche Plantagenbesitzer, »aber wenn Du es wünschst, so mag es darum sein. Kann ich Dir noch einen andern Wunsch erfüllen, so sprich, denn Du weißt, daß der Sohn meiner Schwester nicht als Schuldner von dieser Welt scheiden darf.«

Das Auge des Sterbenden traf ihn und wandte sich dann bittend von ihm zur Sängerin; der Kapitain hatte ihn verstanden.

»Magdalena die Büßerin, hatte auch Vergebung gefunden, und möge, was Du mir thun wolltest, ihr zum Beistand werden, daß sie nicht wieder in die Vergangenheit zurücksinkt.«

Der Kapitain reichte ihm die Hand. »Es ist gesorgt für sie,« sagte er, »ich habe es Deiner treuen Dienerin frei gestellt, uns nach der fernen Heimath zu begleiten, wo Niemand sie kennt, aber sie zieht es vor an dem Ort zu bleiben, wo Du ruhen wirst. Ich werde dafür sorgen, daß keine Gewalt der Kirche sie davon entfernen kann. Die Macht Roms und der Jesuiten, die ihr Leben beherrschen könnten, hat aufgehört in diesem Lande. Ehe Du denkst, wird Rom vielleicht unter der Herrschaft des Königs von Italien stehen, und Dein alter König ihm weichen müssen aus dem Quirinal. Ein edler Grieche, der gestern von Sardinien kam, bringt die Nachricht mit, daß unter Garibaldi sich ein Zug nach Rom vorbereitet.«

Der Sterbende sah mit weit geöffneten Augen hinaus, als könne er die Zukunft durchschauen.

»Noch ist es nicht Zeit, aber es wird kommen, was kommen muß. Der Fortschritt der Völker läßt sich nicht halten in seiner Bahn, und auch dies wird kommen. Viel Blut sehe ich fließen bis dahin, dann aber wird Frankreich gesühnt und groß sein und nicht mehr leiden an den Schwächen der Einzelnen. Wenn die Zeit anderer Herrscher gekommen und das Blut, das dafür verspritzt wird, erst seinen vollen Werth gewonnen hat, dann mögest auch Du mit Deinen Kindern zur Heimath zurückkehren, und dessen gedenken, der sich der Größe Frankreich's geopfert hat. Vielleicht, daß ihr in einem freien Lande noch einmal sein Grab aufsucht, und die Schuld vergebt, wie er sie vergeben hat.«

Der Arzt, der schweigend eingetreten, gab den beiden Männern einen Wink, und machte Zeichen des Kreuzes über den Sterbenden. Sie begriffen ihn und sie knieten an dem Lager, an dessen Fußende die Sängerin schluchzte; so fand sie die sinkende Sonne zu den Füßen eines Todten.

»An dem Lager des letzten Gauthier,« sagte der alte Kapitain, dem jungen Grafen die Hand reichend.

»Nehmen Sie sie, wenn es ihr ernst ist, jedem alten Vorurtheil zu trotzen. Möge für Frankreich eine bessere Zeit kommen, in welcher das alte bourbonische Blut sich mit den Erinnerungen des großen Kaisers ohne Scheu verbindet.«

Der Graf mit dem alten Namen, legte die Hand auf die Brust des Todten.

»Ich habe den Ahnen geopfert, was ihnen gebührt. Die Zukunft gehört mir und meinem Glück – wenn Sie mir Josephinens Schicksal anvertrauen wollen, werde ich für ihr Glück sorgen; ich bin ein freier Mann und meine Verwandten sollen mir nicht im Wege stehen. Ich begleite Sie nach Guadelup, nachdem wir einen Tapfern, der die Treue bewahrt, zur letzten Ruhestätte gebracht haben.«

Der alte Seemann schloß ihn zum ersten Male als Sohn in seine Arme.

Der Arzt versprach alles Nöthige zu veranlassen, und da die ehemalige Sängerin den Todten nicht verlassen wollte, für einen Wächter desselben zu sorgen. Nach seinem Vorschlag sollte die Beerdigung von dem nahen Militairhospital aus erfolgen, damit dem Todten auch die kriegerischen Ehren zu Theil würden. Dann nahm er den Kapitain und das junge Paar und führte sie hinweg zu den Freunden, die er bei dem bereits als Sammelplatz bestimmten Alberge fand.

Hier traf er auch den Freund aus Griechenland, der bereits am Tage vorher angekommen war.

Es konnte jetzt kein Geheimniß mehr sein, daß von Seiten der revolutionären Partei ein weiterer Schlag gegen Rom vorbereitet wurde, obgleich die Regierung des Königs sich öffentlich gegen jede revolutionaire Demonstration ausgesprochen und sie mit einem Verbot bedroht hatte. Betrieb man doch ganz offen die Vorbereitungen, den Zuzug nach Sicilien zu dem Garibaldischen Unternehmen zu unterstützen. Ja die Sache hatte mehr einen Akt komödienhaften Widerstandes an sich und nur die energischsten Proteste der französischen Regierung waren es, welche die offene Zustimmung verhinderten.

An dem Tisch, an dem sie den friesischen Kapitain und den General-Consul fanden, trafen sie auch den Ionier, von welchem der alte Franzose von der Heerschau gehört hatte, die Garibaldi am 1. August im Walde von Fikuzza über 800 Freischärler abgenommen hatte. Noch konnte es Kapitain Lautrec nicht begreifen, daß der Zug gegen Rom und die französische Besatzung ohne vorherige Bewilligung des Kaisers Napoleon geschehen sollte, der General-Consul machte ihn aber darauf aufmerksam, daß bereits der Politik Frankreichs genügt worden wäre durch die Verhinderung des Freischärler-Zuges gegen Wälsch-Tyrol in seiner Verhaftung in Palazzolo und Maggiera, und man also die Hoffnung hege, Frankreich werde sich zu Gunsten des Papstes nicht mehr einmischen. Wußte man doch, daß man England auf seiner Seite haben würde.

Von dieser Mittheilung drehte sich das Gespräch bald auf die griechischen Verhältnisse. Während der alte Kapitain den Fliesen von dem Geschehenen und Beschlossenen unterrichtete, hatte Grimaldi den Arzt am Arm genommen und führte ihn am Strande entlang, um so allein mit ihm zu sich besprechen zu können.

»Ich will es Ihnen nicht verschweigen,« sagte er, »daß man in Paris Nachricht erhalten zu haben scheint von meiner Anwesenheit an der griechischen Küste, wenigstens sind mir Andeutungen gemacht worden, mich an die Spitze der jonischen und griechischen Bewegung zu stellen und gegen die englischen Absichten aufzutreten. Man weiß sehr wohl, daß ich ein Gegner der Engländer bin. So sehr ich auch meinem Volke Freiheit und Selbständigkeit wünsche, so kann ich doch kein Unglück unter dem bairischen König erkennen, der es jedenfalls ehrlich mit dem Volke meint und wahre Bildung und Freiheit fördert. Schon einmal ist es geschehen, daß der Kaiser Napoleon mich zu dem Dienst gegen England in Indien bewog. Ich widmete damals mein Schwert der Freiheit eines unterdrückten Volkes. Darf ich es jetzt, wo es der Freiheit meiner eignen Landsleute gilt, zurück in der Scheide halten?«

»Und welchen Nutzen haben Sie damals davon gehabt?« frug der Arzt, »haben Sie Ihren Zweck erreicht?«

»Ist damals weniger ein Unrecht geschehen, wenn auch Indien nicht zu seinem Rechte kam,« entgegnete der Grieche, »Sie wissen, daß ich aushielt bis zum letzten Mann, daß ich freiwillig in die Dienste der Rhani von Ihansi trat und so lange sie diese wollte, bei ihr blieb. Sie kennen meine Schicksale bis zu dem Augenblicke, als wir uns im Golf von Tarent trennten. Sie waren der einzige Mann, zu dem ich Zertrauen hatte aus jener blutigen Zeit. Deshalb versprach ich Ihnen, nichts ohne Ihren Rath zu thun, ehe ich den Rest meines Lebens an eine andere, als an die Sache meines Vaterlandes setze. Jetzt bietet sich mir eine solche Gelegenheit und zwar für mein Vaterland; soll ich feig zurückstehen, um friedlich die wenigen Jahre zu sichern, die mir noch bestimmt sind? Sie, wie ich hoffen nicht mehr auf Frauenliebe

und irdisches Glück. Es fragt sich also nur, dürfen wir dann feige das bloße Leben für der Güter Höchstes halten?«

Der Arzt blickte ihn ernst an. »Sie haben gesehen, daß ich mir bereits eine neue Existenz zu schaffen gesucht, um nicht unthätig für die Menschheit zu leben. Was ich mit England abzurechnen habe, gehört dem persönlichen Leid an dem Unrecht, was mir gethan worden ist. Dies trieb mich in die Reihe der aufständischen Indier. Ich kann vergeben, alles Leid ist mein persönliches. Ich begreife sehr wohl, daß Sie für die Schmach einstehen, die man Ihrem Lande angethan hat, unser Kampf und unsere Pflicht sind daher andere. Sprechen Sie und ich will Ihnen rathen, was ich dann für das Richtige halte.«

»Als ich mich dem abenteuerlichen Zuge des Comte Lerida nach Aegypten anschloß, war es, ich sage es Ihnen offen, der Wunsch, Sie wieder zu sehen, von dessen Existenz mir zufällig durch den jungen französischen Offizier Mittheilung geworden war. Ich schloß mich ihm in Rom an und Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich vorher geschwankt habe, ob ich mich dem Kampf für die neue italienische Einheit, oder für das unterdrückte junge Königspaar anschließen sollte, gegen das ja auch England in die Schranken trat. Die Begegnung im Golf von Tarent entschied über meine letzte Aufgabe. Denn Freund, ich will es mir und Ihnen nicht verhehlen, ich glaube in der That, daß es mein letzter Kampf ist, und deshalb habe ich den Weg nach Neapel genommen, um mit Ihnen das Wenige zu ordnen, was ich noch zu ordnen habe. Sie wissen, daß ich an Jahren älter bin wie Sie, und das Ende der Laufbahn daher eher zu erwarten habe.«

»Sie versprachen mir Näheres über Alles, was Sie damals im Golf von Tarent von uns schied.«

»So hören Sie denn. Daß ich damals den Uskokon Danilos, meinen Milchbruder, in dem Führer der Felucke wiederfand, welcher die unglücklichen Spanier von Malta nach der Brasilikata brachte, wissen Sie. Ihr Schicksal ist es, was mir zum Theil auch den Anschluß an die neue italienische Regierung verleidet hat. Danilos, dem es nach der Flucht aus Indien und mancherlei Fährlichkeiten wieder gelang, Griechenland zu erreichen, hat am Golf von Patras eine neue Heimath gefunden, dahin begleitete ich ihn und habe bereits, da er in der alten Rastlosigkeit das Meer durchstreift, zwei Fahrten mit ihm gemacht. Aber was Sie nicht wissen, oder wozu damals nicht die Zeit blieb, es Ihnen mitzutheilen, ist, daß ich bei ihm noch eine andere Erinnerung wiederfand, einen Unglücklichen, den er als lebende Mahnung an jene Furchtbaren mitgebracht, in dem sich alle unsere Erinnerungen an Indien vereinigen; ich traf auf der Klippe, die Danilos sein Eigen nennt und die er mit seiner Familie bewohnt, und die seitdem auch meine Heimath geworden ist, das unglückliche Opfer des Schurken Riwers, den verstümmelten Eduard O’Sulliwan.«

»Den Schwager des Nena?«

»Ihn selbst und, was Sie nach ihren eignen Mittheilungen kaum noch wundern wird, die Spuren, daß der Nena nach Europa und nach Frankreich gekommen ist.«

Der Arzt schwieg finster. »Also auch Sie spüren seine Anwesenheit? Ich hoffte niemals mehr von ihm zu hören, aber es ist, als wenn ein Fluch sich an diesen Namen knüpfte, bis alle Schuld gerächt ist.« Er versank in düsteres Schweigen. —

»Die Erwähnung seiner Person erklärt mir auch, wodurch man sich meines Namens und meiner Rückkehr nach Griechenland erinnert hat. Ich erzählte Ihnen bereits, daß man Versuche gemacht hat, meinen Namen und mein Interesse für Griechenland zu benutzen. Sie

erinnern sich, daß ich ein Sohn Ioniens bin und meine Familie aus Corfu und Zante stammt, und daß die englische Verfolgung und die österreichische Verurtheilung mich in Italien nicht länger duldeten. Jene Zeit ist zwar längst vorüber und kaum sollte sich noch Jemand meiner, nach all dem Blut, das seitdem vergossen wurde, erinnern. Die Thatsache ist wahr, daß eine geheime Macht, die mit England in Unfrieden lebt, einen Führer sucht, um ihn an die Spitze gegen die Intriguen zu stellen, die England in diesem Augenblick anzettelt, um in Griechenland eine Revolution hervorzurufen und einen englischen Prinzen bei einer Umwälzung auf den griechischen Thron zu bringen. Ja, ich glaube, daß man in mir, ohne mich näher zu kennen, die Ursache der Bewegung sucht, welche die Erhebung des Ionischen Parlaments seit zwei Jahren betreibt, für die Selbstständigkeit des ursprünglich freien Landes und den Anschluß an Griechenland. Sie wissen, und sonst kann ich Ihnen die nöthigen Aktenstücke darüber vorlegen, daß die Ionischen Inseln im Traktat von Paris 1815 nach der Gründung als Republik durch Kaiser Paul von Rußland 1800 nur unter eine allgemeine Protektion Englands gestellt wurden, als freier und selbstständiger Staat *›libre et indépendant,‹* und daß England die Herrschaft darüber an sich gerissen hat, wie es mit so vielen fremden, ihm nicht gehörigen Ländern gethan hat. Jetzt, nachdem der hingeworfene Gedanke des Kaisers Napoleon von der Berechtigung der einzelnen Nationalitäten so viel Unheil und Bewegung in den Köpfen verursacht hat, daß er schließlich seinen eignen Erfinder erschrecken wird, fängt er an, auch England unheimlich zu werden. Griechenland besteht freilich erst durch den Willen Englands, Frankreichs und Rußlands seit der Schlacht von Navarin, aber es ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen und ein selbstständiges Reich, mit dem man nicht willkürlich nach bloßen Interessen rechnen kann. Selbst, wenn es sich zeigen sollte, daß England beabsichtigte, Ionien aufzugeben, um seine Vereinigung mit Griechenland in gestatten, werden die andern Mächte es nicht so geduldig zugeben, daß es dies auf Kosten des Erwerbs einer neuen Station nach dem Orient thun darf. Ich liebe mein Vaterland, ich liebe Ionien. Darf ich zu Gunsten seiner Befreiung vom englischen Joch helfen, es frei zu machen, indem ich Griechenland unter englische Herrschaft bringe und es zur Station nach Indien mache?« –

Der Arzt blieb nachsinnend stehen. »Sie haben mir viel zu denken gegeben mit Ihrer Frage,« sagte er, »es läßt sich nicht läugnen, daß der Kaiser Napoleon mit dem Gedanken der Nationalitäten ein bedeutendes Schisma auch in der griechischen Angelegenheit hervorgerufen hat. Zu den Mächten, die Sie eben genannt, gesellt sich noch eine neue – Italien. – Es ist zwar richtig, daß Ionien der Sprache nach und soviel ich weiß, selbst dem Glauben nach zu Griechenland gehört, indeß die politischen Gränzen sind durch die neue Stellung der Staaten zu ganz andern, als durch die nationalen geworden, so daß auch darauf Rücksicht genommen werden muß, und es muß wohl gefragt werden, kann es dem neuen Italien gleichgültig sein, einen Nachbar wie England künftig zu gewinnen? Es läßt sich nicht leugnen, der germanische Stamm ist ein zäher und mächtiger und über kurz oder lang wird er mit dem romanischen zusammenstoßen. Folgen Sie Ihrem vaterländischen Gefühl. Sie und ich können es nicht hindern, wenn England seinen Einfluß über Griechenland zu gewinnen sucht. Ihre Aufgabe als geborner Ionier ist es, das Land zunächst von dem englischen Joch befreien zu helfen und wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu bietet, wären Sie ein schlechter Sohn Ihres Vaterlandes, wenn Sie nicht nach Kräften dazu helfen. Die Bestimmung, was aus dem Lande werden soll, ist dann die Sache seiner Söhne selbst.«

»Sie haben Recht und in diesem Sinne will ich handeln, doch giebt es einen zweiten Punkt, weswegen ich Ihren Rath wünschte. Ich möchte über das Wenige, was ich besitze, verfügen.«

Der Arzt sah ihn an. »Sie denken doch nicht zu sterben, ein Mann wie Sie, der seinem Vaterlande noch so große Dienste leisten kann?«

»Ich weiß nicht, es will mich oft überkommen, als würde meine Zeit nicht mehr lang sein und ich wünsche jedenfalls meine irdischen Angelegenheiten vorher geordnet. Ich besitze, wie ich bereits dem Grafen von Laforta anzudeuten die Ehre hatte, aus der Erbschaft der Rhani ein Vermögen von fast 400.000 Livres, die Hälfte davon wünsche ich meinem Milchbruder Danilos und dem Aermsten, den er pflegt, zu hinterlassen, obgleich seine Thätigkeit ihm bereits Selbstständigkeit gesichert hat. Den Rest will ich zur Begründung von Stipendien für talentvolle Söhne Ioniens auf den Universitäten von Neapel oder Athen verwenden. Das Vermögen ist in Staatspapieren an den Banken von Paris und Wien hinterlegt, dort können die Zinsen erhoben werden. Sie habe ich ausersehen, wenn Gott über mich anders bestimmt, die Stiftung zu verwalten und dafür mit meinem Dank als Andenken jenen Dolch an sich zu nehmen, den die Rhani mir zum Gedächniß hinterlassen hat.«

»Thorheit, Freund! Ich hoffe, Sie werden selbst am Besten über Ihr Geld verfügen, doch wenn es Sie beruhigen kann, so seien Sie überzeugt, daß nach Ihrem Willen verfahren werden wird. Nun aber lassen Sie uns zu den Unsern zurückkehren, die sich bereits über die Dauer unseres Gesprächs gewundert haben werden. Außerdem scheinen mir dort neue Nachrichten angekommen zu sein.« –

Er reichte ihm die Hand und führte ihn nach dem Alberge zurück.

Wir haben bereits bemerkt, daß es Zeiten und Orte giebt, an denen sich alle Welt zu treffen scheint und so durfte es die Beiden nicht wundern in der Gesellschaft des Consuls zwei andere Personen zu finden, die zwar nicht allen, aber doch Mehreren von ihnen bereits bekannt waren und die der Arzt und der Ionier sogleich wiedererkannten. Es waren der Graf von Lerida und der Abbé Calvati, der, in bürgerlicher Kleidung, durch ein flüchtiges Zeichen zu erkennen gab, daß er seinen Namen nicht genannt wissen, sondern bloß als Begleiter des Spaniers gelten wollte. Beide waren offenbar nicht ohne Absicht und Zweck nach Neapel gekommen, es zeigte sich auch bald, daß die Ankunft des Abbé mit der Neuigkeit des Tages in Bezug stand, denn er war der Erste, der Maldigri über die neusten Nachrichten aus Sicilien befragte.

Die Abendblätter brachten die Nachricht, daß auf strengen Befehl von Turin her von dem Gouvernement Anstalten getroffen seien, den Marsch Garibaldi's, wenn er auf seinem Vorhaben bestehen sollte, mit Waffen-Gewalt zu verhindern, daß trotzdem aber die Freischärler Miene machten, nach Calabrien überzusetzen. Admiral Persano hatte die königlichen Schiffe vor Catania gelegt. Mit jedem Augenblick erwartete man neue Nachrichten und es läßt sich denken, welche allgemeine Aufregung die schon eingegangenen verursachten. Die Sardinier machten gar keinen Hehl daraus, daß sie auf der Seite Garibaldi's standen und als Soldaten nur nothgedrungen den Befehlen des Königs Folge leisteten, die offenbar von dem Willen in Paris dictirt waren. Dazu hatte das Manifest der römischen Emigration an die Römer neuen Zündstoff in den Brand geworfen. Kühn sagte dasselbe: »Frankreich wird nicht wagen mit offener Gewalt die Pfaffentyrannei gegen das römische Volk zu beschützen, sobald dieses wahrhaft entschlossen ist. Zwischen dem Frankreich von 1849 und 1862 liegt ein Abgrund, liegt die Schlacht von Solferino und die Proklamation von Mailand. Mögen die Franzosen

in Rom bleiben, wenn es ihnen gefällt; wenn sie bleiben, wird dies geschehen, um an unserer Seite gegen den Despotismus des alten Europa zu streiten. Frankreich ohne Bourbonen bedeutet immer Revolution.«

Der Graf von St. Brie hatte neben dem Abbé Platz genommen.

»Sie sehen, daß Sie zu einer unglücklichen Zeit gekommen sind,« sagte er leise, »man würde Sie in Stücke reißen, selbst der erzbischöfliche Palast würde Sie nicht schützen können, wenn man wüßte, daß Sie aus dem Vatikan kommen. Wie konnten Sie sich unvorsichtiger Weise hierher wagen, wissen Sie denn auch, daß morgen ein Zufall bei dem Begräbniß Sie eine alte Bekannte finden und Sie erkennen lassen kann?«

»Still,« flüsterte der Abbé, »ich verlasse mich natürlich auf Ihre Discretion und fühle mich sicher, da Sie es sind. Ich verstehe Ihre Andeutung nicht, aber wer sagt Ihnen denn, daß ich ohne Auftrag hier bin? Die zufällige Anwesenheit des Grafen von Lerida in Rom gab mir Gelegenheit, mich unter seinen Schutz zu stellen und ihn nach Neapel zu begleiten. Sie erinnern sich des Oberst oder Generals Maldigri, der uns in der Colombaia die interessanten Geschichten aus Indien erzählte und dem ein Theil unsers Auftrags gilt, Sie müssen nachher helfen uns mit ihm in Berührung zu bringen. Wen meinen Sie mit der Bekannten, die ich hier treffen soll?«

Der Marquis sah ihn verwundert an. »Sie versuchten damals auf der Fahrt von Compiegne nach Paris zwar die Bekanntschaft zu läugnen,« sagte er, »aber ich habe ein gutes Gedächtniß, und die Anwesenheit des Fräulein von Lautrec wird Ihnen zeigen, daß wir die Zeit zu benutzen verstanden und daß für die Kirche nichts mehr von der Pensionairin der Schwester vom *sacre cœur* zu hoffen ist.«

Der Abbé verschluckte die Pille, aber er war gewandt genug, um sich keine Blöße zu geben. »Sie haben noch immer nicht den Namen genannt, nach dem ich Sie frug?«

»Sie werden sich der Französin erinnern, einer pariser Sängerin, die Sie Gott weiß woher unter die Gesellschaft aufgenommen, mit der Sie die Aufmerksamkeit der piemontesischen Offiziere zu beschäftigen wußten, während wir den Ueberfall von San Agata versuchten. Theresella nannte man sie ja wohl?«

Der Abbé sah ihn bestürzt an.

»Theresella,« sagte er erschrocken, »soviel ich gehört hat sie sich nicht wieder zu ihren Gefährtinnen gefunden, sondern ist seitdem verschwunden geblieben.«

»Sie irren auch darin, Theresella war es, die den Schuß auf den Kapitain Gauthier abfeuerte und ihn verwundete, damit scheint sich ihre Gesinnung gegen ihn jedoch geändert zu haben, denn sie hat den Verwundeten und Gefangenen nach Neapel begleitet, ist seitdem seine treue Pflegerin gewesen und hat Mittel und Wege gefunden, ihm diese Wohlthat zu erzeigen, ohne daß Freund oder Feind eine Ahnung von dem Verbleib des Kapitains erhielten, bis es uns endlich gelungen ist, beide hier aufzufinden, denn Sie müssen wissen, daß Gauthier ein Neffe des Kapitain Lautrec ist und eigentlich zum Gatten der schönen Pensionärin von Guadelup bestimmt war, an dessen Stelle bei seinem Tode ich mit Bewilligung des Kapitains und der schönen Braut getreten bin. Er ist es, der morgen von dem Lazareth der Sardinier aus beerdigt wird.«

Der Abbé hatte ihm mit Erstaunen zugehört, aber er war klug genug seine gänzliche Unkenntniß der Umstände nicht merken zu lassen.

»Es wird gut sein, wenn ich morgen vorher die Französin sprechen kann.«

»Das dürfte nicht nöthig sein,« erwiderte der Marquis, der offenbar ein Vergnügen darin fand, dem Abbé seine damalige Abweisung zu vergelten.

»Die heilige Kirche wird gut thun, auch hier ihre Finger davon zu lassen, wie bei der Pensionärin vom *Sacre Cœur*. Madame Theresa wird hier zurückbleiben als Pflegerin des Grabes des Verstorbenen, es ist genügende Anstalt getroffen, ihr den Schutz zu sichern gegen jede Einmischung von Rom.«

»Sie scheinen eine falsche Meinung von der Aufgabe der Kirche zu haben und ihrem Beruf, was kümmert im Ganzen es mich, wo und wie dieses Frauenzimmer endet. Sie werden als guter Katholik es gleich begriffen haben, daß die Curie diesem öffentlichen Zuge Garibaldi's gegen Rom nicht geduldig zusehen konnte und ich bin daher hier, um den Vorstellungen des Generals Gemeau bei dem sardinischen Gouvernement gegen den Angriff auf Rom Ausdruck zu geben. Was wir mit dem Major Grimaldi zu verhandeln haben, betrifft einen andern Gegenstand, und dazu nehme ich eben Ihre Bekanntschaft mit ihm in Anspruch.«

Er wandte sich dem allgemeinen Gespräch zu und auch der Graf von St. Brie suchte und fand nicht Gelegenheit, ihn näher zu befragen.

In tiefem Nachdenken folgte Grimaldi dem Gespräch, es war leicht zu bemerken, daß er mit einem Entschlusse rang und erstmals der Uskoke herbeitrat, und Walding die Nachricht gebracht hatte, daß in der That bereits Garibaldi mit seinen Freischärlern in der Nähe von Reggio in Calabrien gelandet und sich in das Gebirge bei Aspromonte zurückgezogen habe, um einen Zusammenstoß mit den ihm bereits entgegengesandten Truppen der Regierung zu vermeiden, schien er diesen Entschluß gefaßt zu haben. Er versprach am andern Tage dem Begräbniß des Kapitäns beizuwohnen, wie auch der Graf von Lerida sich dazu erboten. Man verabredete, sich zur bestimmten Stunde am andern Tage in dem Krankenhaus zu treffen, von wo aus die Beerdigung des Kapitäin Gauthier stattfinden sollte und erst jetzt erfuhr der Arzt den Beschluß Grimaldis, sobald in Betreff des Zuges gegen Rom etwas Entscheidendes erfolgt sei, seinen Milchbruder nach der griechischen Küste zurück zu begleiten.

Während die Männer das politische Gespräch fortsetzten, hatte der Abbé Gelegenheit gefunden, sich zu Grimaldi zu gesellen.

»Sie werden sich meiner von Rom her erinnern, und ich danke für die beobachtete Discretion. Ich weiß, daß Ihre Familie aus Venedig stammt, und der Kirche auch in ihrem griechischen Zweige treu geblieben ist und möchte darauf fußend, einige Fragen an Sie richten, deren aufrichtige Beantwortung ich Ihnen natürlich anheimstelle, doch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß eine aufrichtige Antwort auch dem Kardinal-Staats-Secretair von Wichtigkeit sein dürfte.«

Der General sah ihn aufmerksam an. »Unsere Bekanntschaft war zwar nur kurz, aber Sie wissen, daß meine Meinung offenherzig gegeben wird, was wünschen Sie zu erfahren?

»Glauben Sie, daß England Aussicht hat, wenn eine Veränderung in Griechenland eintreten sollte, Einfluß dort zu finden? und halten Sie dies für günstig oder schlimm für den katholischen Glauben, da der jetzige König als Prinz von Baiern ein geborner Katholik ist. Ich will keineswegs eine Heimlichkeit daraus machen, daß nach der Meinung Roms das griechische Schisma fast gefährlicher ist, als die offenbare Ketzerei.«

»Es ist eine seltsame Frage, die Sie in Ihrer Stellung an mich richten,« sagte Grimaldi, »da Sie aber offen fragen, will ich auch ebenso offen antworten – ist doch diese Frage in denselben Worten schon zum zweitemmale heute an mich gerichtet worden. Mein Entschluß

steht deshalb fest. Ich betrachte nicht blos Ionien, sondern auch Griechenland als mein Vaterland, wenn auch dem ersteren meine näheren Gefühle gehören. Ich bin daher entschlossen zunächst für die Befreiung Ioniens von dem englischen Joch und seinen Anschluß an Griechenland zu sorgen und zu thun, was ich kann. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß an dem Horizont der gegenwärtigen Regierung von Griechenland bedrohliche Wolken stehen und ein Theil des Volkes revolutionäre Gesinnungen hegt, mögen sie von Italien eingeschleppt sein, möge die friedliche Stellung gegen die Türkei den Erwartungen des Volkes nicht entsprechen, möge die Aufreizung von anderer Seite kommen – ich will hoffen, daß es König Otto und seiner Regierung gelingen möge, den Sturm zu beschwören, Thatsache ist, daß für eine englische Nachfolge, da er selbst keine Nachkommenschaft hat, sich viele Stimmen im Lande erheben, und wenn es vor eine solche Wahl gestellt werden sollte, das Volk sehr dazu neigen würde. Ich selbst halte englische Oberherrschaft oder auch nur Protektion für ein Unglück, denn wie Sie wissen, kenne ich den englischen Schutz zur Genüge. Ob die römische Kirche durch die Oberherrschaft Englands, das jetzt offenbar sehr zum Katholicismus neigt, gewinnen würde, oder unter der russisch-griechischen Kirche, wage ich nicht zu entscheiden. Sagen Sie dies Denen, die Sie gesandt haben und bei denen ich dasselbe Interesse vermuthete, das schon einmal gleiche Frage an mich richten ließ. Ich bin ein Sohn Ioniens und will zunächst mein Vaterland vom englischen Joche befreien. Das Weitere ist Gottes Sache, und ich kehre zu diesem Zweck zunächst mit meinem Milchbruder an die Mündung des Aspropotamos zurück.«

Der Abbé schien genug gehört zu haben und schloß sich wieder den Andern an. Als er später mit dem Grafen von Lerida in das Hôtel zurückgekehrt war, in dem sie Beide Unterkommen gefunden hatten, begleitete er ihn noch nach seinem Zimmer

»Es war doch gut, daß Sie mich aufsuchten, als Sie von Luzern zurückkamen. Seine Eminenz ist es nicht allein von Interesse gewesen, zu erfahren, was Sie von der Zusammenkunft der Legitimisten mittheilten, sondern auch von der Spanierin und ihrer Tochter zu hören, die Sie uns so geschickt entführt haben und auf Ihrer Felsenburg, ich weiß nicht zu welchem Zweck, verborgen halten.«

»Es machte mir Mühe genug, das Vöglein im Käfig zu halten, Mutter und Tochter wollen gar zu gerne ausschwärmen, und es war schwierig ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei. Ich hoffte dies einen Augenblick, als ich von Prim las und seiner Expedition nach Mexico, nachdem ich aber erfahren, daß er und die Engländer sich von den Franzosen getrennt haben, und nicht blindlings die napoleonschen Pläne verfolgen wollen, hielt ich die Gelegenheit für ungünstig. Almonte ist verhaßt und kann sich nicht halten. Wie ich höre, will man einen deutschen Prinzen vorschieben, und hofft durch diesen die Herrschaft der Kirche in Mexiko wieder herzustellen. Es scheint mir, als ob in diesem Augenblick der Einfluß Roms in Spanien überhaupt schwankend wäre und die Königin Isabella eine starke Partei gegen sich hätte. Sagen Sie dem Kardinal, daß sich die beiden Frauen bei mir in Sicherheit befinden und er erst wenn die Zeit gekommen, über sie verfügen mag. Einsperren lasse ich sie nicht mehr, da sie meine Verwandten sind, vielleicht aber, daß wir einen Tausch machen. Sie wissen, ich bin ein curioser Gesell und halte den Fuß in zwei Lagern. Haben Sie den General gesprochen? Ich weiß; er ist ein Feind der Engländer, aber ich habe Sympathien für ihn. Wissen Sie, daß ich vorhabe, diesen Winter in Paris zuzubringen? Ich weiß nicht, was mich treibt, dahin zu gehen, aber es ist so und die Einladung des Kaisers und der Kaiserin war

eine aufrichtige. Vielleicht kann ich Ihnen oder Sie können mir dort nützen, ich bin zu lange von dem politischen Schauplatz entfernt gewesen, um nicht lange Weile zu empfinden.«

»Sie sind ein seltsamer Charakter, ein würdiger Neffe Ihres Oheims, ich sollte meinen, die Verhältnisse in Italien geben Ihrem unruhigen Geist jetzt Stoff genug; haben Sie gehört, daß man auch in Griechenland revolutionäre Bewegungen fürchtet?«

»Daher das Auftauchen Grimaldis; nehmen Sie sich in Acht, Rom hat seinen besten Halt an der Kaiserin, verlassen Sie die Stadt nicht, denn wenn Sie,« er sah ihn scharf an »den Antrag Russel's mit Malta annehmen sollten, würde wie der Riese Anthäus, das Papstthum seinen besten Anhalt verlieren. Nur in Rom herrscht Rom ewig!«

Der Abbé sagte erstaunt: »Also auch das wissen Sie?« Es scheint, es bleibt Ihnen nichts verborgen. Fürchten Sie nichts, wir wissen sehr wohl, daß nur von Rom aus die Kirche herrscht, aber an jedem andern Ort ihre wahre Macht verlieren würde. Deshalb müssen die Ungewitter, die sie bedrohen, jetzt getragen werden, das Anerbieten Englands bleibt deshalb nicht weniger ein guter Wink für Paris. Aber haben Sie Dank, ich sehe, daß Sie doch ein guter Sohn der Kirche sind, wenn auch etwas schwer lenkbar und ich werde nicht verfehlen, dem Kardinal Ihre wahre Gesinnung zu rühmen. Schlafen Sie wohl, bis morgen.« Er reichte ihm die Hand und ging nach dem ihm angewiesenen Zimmer, aber ehe er es erreichte, sollte er noch eine andere Begegnung haben. Es war der tunesische Jude, der ihn an einer der geöffneten Thüren zu erwarten schien.

»Verzeihen Sie, Signor, wenn ich mich in der Person irre! Erwarten Sie den Schreiber eines Briefes noch Rom?«

Der Abbé trat aufmerksam zu ihm in das Zimmer. »Wenn Sie der richtige sind – ja.«

»Dann werden wir uns verständigen, kennen Sie den Rektor Corpasini?«

»Ich kenne den Mann.«

»Ich habe ihn zufällig auf der Mission in der Bay von Arkiko kennen lernen, er war es, der mir empfahl, in Europa, wenn ich Rath und Beistand brauchen sollte, mich an Ihre Kongregation in Rom zu wenden; hier ist die Karte, die er mir gab zu meiner Legitimation,« er reichte ihm ein dreieckiges Stück Papier, das der Abbé aufmerksam prüfte.

»Ich kenne den Namen des Rektor Korpasini allerdings und sehe, daß er Sie als vertrauenswürdig empfiehlt. Wer sind Sie und womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ein tunesischer Kaufmann, wie Sie sehen, ein Moslem, erlauben Sie mir auf das Weitere nicht einzugehen, aber wir können einander vielleicht gegenseitig in unserm Zweck dienen; vorerst, wenn das Ihnen Vertrauen geben kann – ich bin ein Feind der Engländer, ein Diener der grünen Schlange.«

Der Abbé starrte ihn an. »Sie haben entweder zu wenig oder zu viel gesagt, Herr; was meinen Sie mit dieser Andeutung?«

»Ich will offener sein als Sie und ich kann es, da ich in diesem Lande ein Fremdling bin. Ich stamme vom Indus, von dem alle Nationen und Religionen stammen, und es geht die Sage unter uns, daß als Brahma, Gott oder Allah die Welt erschaffen, er an die Weisen aller Nationen drei Ringe vertheilt habe, in welchem Zeichen sich alle Macht vereinigen soll. Die Weisheit soll herrschen durch die Auserwählten, die Menge ist zum Gehorsam da und um beherrscht zu werden. Man sagt, daß auch an die weißen Völker ein solcher Ring gekommen sei und daß Rom ihn bewahre. Was kümmert es mich, ob Sie Christ oder Hindu sind, ich denke nur, daß Rom der Ort ist, wo sich die weisen Männer der Christen vereinigen, die

wahre Aufgabe des Lebens verfolgen: zu herrschen; das Zeichen der Herrschaft aber ist die Schlange.«

»Sagte der Rektor Corpasini, an welche Kongregation Sie sich wenden sollten?«

»An das Kollegium der Jesuiten, dem er selbst angehörte; dieselben besitzen verschiedene Missionen, auch in Indien. Ich habe schon früher von der Macht ihres Ordens und seiner Aufgabe sprechen hören. Sie sind ein Mitglied desselben?«

Der Abbé übergang die direkte Antwort. »Ich bin hier im Dienst der heiligen Kirche. Wenn Sie Weiteres über die Gesellschaft Jesu wissen wollen, muß ich Ihnen überlassen, sich an das Kollegium des Ordens selbst in Rom zu wenden. Es muß natürlich der heiligen katholischen Kirche daran liegen, ihre allein selig machende Lehre über den ganzen Erdball zu verbreiten. Sie werden allen Menschen eine Wohlthat erweisen, wenn Sie dazu helfen, da die Gesellschaft Jesu, so viel ich weiß, die mächtigste und den Christenglauben am reinsten predigende ist, Sie werden das Kreuz am meisten fördern, wenn Sie ihm jeden Beistand leisten, den Sie können, zum Beispiel bei der Anlegung von Missions-Stationen, zu der Rektor Corpasini den Auftrag hat.«

Der Tunese stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden. »Was kümmert es mich, ob Christ oder Heide, ich sagte es Ihnen bereits. Die Engländer wollen überall herrschen, wie sie in Indien herrschen, über das Volk, über die Masse. Stimmt es mit ihrer Lehre überein, daß Sie einen Herrscher neben sich dulden?«

Der Abbé sah ihn mit einem stillen Lächeln an. »Ich glaube nicht, die Kirche soll überall gebieten und die erste sein.«

»Also herrschen!?«

»Wenn Sie es so nennen – ja.«

»Wir sind also einig in der Bekämpfung der englischen Obermacht. Ich werde Ihnen Mittel und Wege angeben, wie Sie ihr am leichtesten Hindernisse in den Weg legen können, durch Hindus und Moslemes, gleich viel, mich kümmert die Sekte nicht. Mein Glaube sieht die Herrschaft in dem Gebot der Vernichtung, das ist Macht.«

»Wir erblicken die Macht in dem Gebot über alles Lebendige, über die Geister. Wir üben die Herrschaft über Leben und Tod, indeß, ich zweifle nicht, daß Sie sich über den Grundgedanken des Herrschens leicht verständigen werden, aber dazu ist Ihre Reise nach Rom notwendig; kann ich Ihren Zwecken hier mit etwas dienen?«

»Ich sah, daß Sie mit General Maldigri oder Grimaldi, wie er sich hier nennt, sprachen, wo treffe ich ihn?«

»Er wohnt, wie er mir sagte, mit seinem Milchbruder Danilos Petrowitsch an der Mündung des Aspropotamos und kehrt dahin zurück – wenn die Engländer es ihm gestatten; denn, wie ich höre, wird eine große Versammlung der antienglisch gesinnten Mitglieder des Ionischen Parlaments auf Zante stattfinden und er derselben beiwohnen.«

»Gut, ich danke Ihnen, kann es England schaden, wenn es sich dieser Versammlung feindlich zeigt und an der Person Grimaldis Rache übt, zum Beispiel für den indischen Aufstand?«

»Gewiß, es würde seine Sympathien unter dem griechischen Volke vernichten.«

»Wann soll diese Versammlung stattfinden, und wer residirt jetzt in Zante?«

»Oberst Wodehuse, ein strenger Soldat, wie der Oberbefehlshaber der britischen Truppen, General Sir Buller.«

»Noch eine Frage an Sie. Wer ist der Mann, mit dem Sie gekommen, Comte Lerida nannte man ihn?«

»Ein abenteuerlicher Mann, aber in vieler Beziehung zu brauchen, namentlich, wenn es ein Abenteuer gilt.«

»Nehmen Sie meinen Dank für die Auskunft und die Versicherung, daß ich Sie in Rom aufsuchen werde. Es wäre mir lieb, einen Beweis zu erhalten, daß ich Sie gesprochen.«

Der Abbé nahm aus einer Tasche, die er an einem Kettchen unter dem Rock trug, eine dreieckige Karte. »Wenn Sie nach Rom kommen, suchen Sie die *Sapiencia* auf und zeigen Sie dies, dann man wird Sie an den richtigen Ort weisen. Wünschen Sie noch weitere Auskunft?«

»Nein, Sie finden mich in demselben Hôtel und brauchen nur nach dem tunesischen Kaufmann Hassun zu fragen, wenn Sie mich brauchen. Leben Sie wohl!«

Jetzt erst konnte der Abbé sein Zimmer erreichen, aber mit der Nachtruhe der Meisten, denen wir an diesem Abend begegnet sind, schien es schlecht bestellt, denn die aufgehende Sonne fand sie alle mit Briefschreiben beschäftigt. Grimaldi richtete einen Brief an dieselbe Adresse, an die der tunesische Kaufmann geschrieben hatte, es war die des Kaisers Napoleon in Paris. Der des tunesischen Kaufmanns enthielt nur wenige Worte:

»Sire, der Mann, der sich Palican unterzeichnet, macht Sie darauf aufmerksam, daß England damit umgeht, Griechenland und Cypern zu einer Station nach Indien für einen englischen Prinzen zu erwerben. Werden Sie, Rußland und das neue Italien dies dulden?«

Ausführlicher war der Brief Grimaldis unter der Adresse des französischen Gesandten in Rom. Er lehnte den Auftrag, an die Spitze der griechischen Bewegung zu treten, ab, aber er machte darauf aufmerksam, welche Gefahr es für die Uferstaaten des mittelländischen Meeres haben würde, die englischen Interessen in Griechenland Herr werden zu lassen und machte auf das Verlangen des Ionischen Parlaments nach Selbstständigkeit aufmerksam.

Der ausführlichste Brief war der Bericht des Abbé Calvati an den Kardinal-Staats-Secretair. Er theilte mit, was bis jetzt geschehen und welche Stimmung in Neapel herrschte. Dann ging er auf die griechische Frage über und deutete damit an, welche Vortheile es für die Kirche haben würde, Monsignore Maddelena, den katholischen Erzbischof von Corfu für eine Trennung der Inseln von England zu interessiren. Ein besonderer in Chiffren geschriebener Brief an den Superior des Jesuiten-Kollegiums machte von der bevorstehenden Ankunft des tunesischen Kaufmanns Anzeige und schloß mit den Worten:

»— — — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in ihm eines der Häupter des indischen Aufstandes vermuthete. Vielleicht einen Thug. Suchen Sie sein Vertrauen zu gewinnen. Er trägt den Ring mit der grünen Schlange. So lange ich hier bin, werde ich ihn nicht aus den Augen verlieren. Eine der Frauen von der Santa Clara traf ich hier wieder. Es droht hier keine Gefahr — — —«

An demselben Vormittag fand von dem Lazareth der sardinischen Garnison aus die Beerdigung des französischen Kapitäns statt. Der General-Gouverneur hatte ausdrücklich Befehl gegeben, sie mit allen militairischen Ehren zu vollziehen. Das zahlreiche Gefolge von Franzosen und Fremden genügte, um den Conduct zu einem der feierlichsten zu gestalten, welche seit langer Zeit die Strada del Campa passirt war.

Wer sich erinnert, mit welchen eigenthümlichen Ceremonien die Leichenbestattung im südlichen Italien und in Griechenland vollzogen wird, wird sich nicht wundern, wie der lange

Zug der verhüllten und unkennbaren Kreuzträger eine Menge Volkes an sich lockte, namentlich da unter der Hand bekannt geworden war, daß es sich nicht um das Begräbniß eines piemontesischen Soldaten, sondern um einen Krieger des Königs Franz und einen Vertheidiger von Gaëta handle. Dennoch wäre die Masse des Publikums kaum erklärlich gewesen, wenn nicht noch andere Ursachen hinzugekommen wären. Welch trauriger Natur diese waren, sollte sich bald zeigen, als unter die militairische Salve, welche die kommandirte Truppe in das Grab des Tapfern hineingab, eine andere militairische Charge sich mischte und sich bald unter den Anwesenden die Nachricht verbreitete, daß auf ausdrücklichen Befehl des General-Gouverneurs hinter der Mauer des Campo zur selben Zeit die Füsilirung einer Anzahl von Royalisten aus der Provinz, die am Tage vorher zum Tode verurtheilt worden waren, stattgefunden hätte. Es schien, daß General Lamarmora mit dieser Expedition die Höflichkeit an die Franzosen und die Hoffnungen, die man an den Zug Garibaldi's knüpfte, ausgleichen wollte.

Unter den verhüllten Kuttenträgern, welche die Leiche des Capitain Gauthier zur letzten Ruhe geleiteten, schritt eine Figur, die sich ihrem Gewande nach als ein Angehöriger der sogenannten »Blauen Bruderschaft« kennzeichnete. Niemand beachtete weiter den Blauen mitten in dem langen paarweise geordneten Zug der seltsam ver mummten Gestalten, denen ihre langen verschiedenfarbigen Kutten mit spitz zulaufenden Kapuzen, die tief über das Gesicht herabgezogen und in welche zwei runde Augenlöcher geschnitten waren – das Aussehen einer Gespensterprocession gaben. Voraus trug Einer ein florumwundenes Kreuz mit dem fast lebensgroßen Christusbilde, links und rechts von dem Crucifix rauschten in der Briefe, die vom Golfe herüberstrich, zwei Kirchenbanner. Nichts kann für den Ausländer, der diesem Schauspiel zum ersten Mal begegnet, schauerlicher sein, als der Anblick dieses ver mummten Trauergeleites! Aus den Löchern der Kapuzen glühen wie Phosphorfunken die Augen hervor, im Windzug flackern die Kerzen, deren jeder Bruder eine in der Hand trägt und dazu ertönt ein Chorgesang, dumpf und hohl wie ein Geisterruf aus bodenloser Tiefe . . .

Für den deutschen und besonders nicht katholischen Leser dürfte es wohl zum bessern Verständniß dienen, wenn wir hier eine kurze Notiz einschalten über das Wesen und Wirken dieser Bruderschaften, die unter den verschiedensten Namen und Abzeichen in Italien, Spanien und den sonstigen romanischen Ländern bis zum heutigen Tage eine so charakteristische Rolle spielen.

Das Entstehen der Bruderschaften greift weit in das Mittelalter zurück und bezeichnete man mit dieser Benennung gewisse Verbindungen von Laien, die, ohne aus dem Weltleben gänzlich her auszutreten, dennoch zeitweise sich bestimmten kirchlich-religiösen Uebungen und Funktionen unterzogen. Sie legten weder ein Klostersgelübde ab, noch war ihnen irgendwelche priesterliche Autorität verliehen, weshalb man sie von den eigentlichen geistlichen Orden wohl unterscheiden muß. Sie entstanden und verbreiteten sich hauptsächlich seit dem zwölften Jahrhundert – wie schon bemerkt, unter den verschiedensten Benennungen und Verpflichtungen. Es gab, um hier nur die hervorragendsten dieser Congregationen zu bezeichnen, die sogenannten »Apostelbrüder«, ferner die »Beguinen« und »Begharden«. Die »Brückenbrüder« (*frères pontifes*) entstanden in Frankreich aus dem Bedürfniß, den Pilgern den Weg nach den verschiedenen Wallfahrtsorten zu erleichtern; die im Jahr 1185 zu Avignon erbaute Brücke über die Rhone ist eines der Denkmale dieser Bruderschaft. Wieder andere Congregationen, wie z. B. die »zur heiligen Dreieinigkeit«, beschäftigten sich mit der Pflege

und Unterstützung ertränkter und armer Wallfahrer und Pilger, oder stifteten und leiteten Freischulen für arme Kinder. Die »Brüder des Todes« besorgten die Begräbnisse des Proletariats; die »Alexianer« und ihr weiblicher Zweig die »schwarzen Schwestern« wirkten hauptsächlich in den Gefängnissen, begleiteten die Armsünder nach dem Richtplatz und ließen für deren Seelenheil Messen lesen. Die »Büßer« endlich – mit denen wir es bei der Beerdigung des Capitain Gauthier zunächst zu thun haben – bilden verschiedene, wenn auch organisch zusammenhängende Bruderschaften, die sich durch die Farben ihrer Kutten in schwarze, graue, rothe, blaue, grüne &c. theilen. Sie nennen sich »Büßer«, weil sie ihre Liebeswerke als reinigende Büßungen ihrer eigenen Sünden und Vergehen betrachten und vereinigen in ihren Congregationen Personen aus allen, selbst den höchsten Ständen. In allen Städten Italiens findet man die Bruderschaften der »Büßer« und der Mangel an staatlichen Wohlfahrtsanstalten macht diese Congregationen heute noch unentbehrlich. Die Ausstattung armer würdiger Mädchen, die Bekehrung der Prostituirten, die Pflege hilfloser Kranken und Verlassenen, das ehrende Trauergefolge beim Begräbniß eines Fremden sind die Hauptzweige ihrer humanen Wirksamkeit.

---

Nach dieser nicht überflüssigen Erklärung nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf.

Auch beim Kriegshandwerk endigt mit dem Tode jede Gegnerschaft, welche die Lebenden trennt und so war ein Zug sardinischer Jäger ausgerückt, um mit gedämpftem Hörnerschall dem tapfern Paladin eines entthronten Königs die huldigende Grab-Escorte zu geben. Hinter dem blumenbekränzten Sarge folgten in verschlossenen Kutschen Capitain Lautrec, als Oheim des Verstorbenen, der junge Marquis von Saint-Brie, als vormaliger Freund und Waffenbruder des Todten, dann der Graf von Lerida, Dr. Walding, der Ionier Grimaldi, der friesische Schiffscapitain und der General-Consul.

Unter den Trauerfanfaren der Jägerhörner und den düstern Litaneien der Büßer bewegte sich der Conduct die Riviera di Chiaja entlang – dem Friedhof von Santa Maria del Carmine entgegen, unter dessen dunkeln Cypressen der Todte von seinem wildbewegten Leben ausruhen sollte.

Schon dämmerte der Abend, als der Zug das Ende seiner melancholischen Wanderung erreichte. Ein letzter verglühender Sonnenstrahl verklärte den langsam in die Tiefe hinabschwebenden Sarg. »*Requiescat in pace!*« murmelte der Priester und ließ eine Scholle Erde in das Grab niederfallen. »*Et lux perpetua luceat tibi,*« klang's aus dem Kreise der verummten Büßer her. Es war der *Blaue*, der diesen Todesgruß gesprochen hatte. »Amen,« respondirte feierlich am Grabe der Priester und »Amen« gab die Schaar der Büßer zurück wie ein verhallendes Echo. Im selben Moment krachte die Ehrensalve der Jäger und wie ein Schleier wogte der weißgraue Pulverdampf über das stille Soldatengrab hin. Mit einem krampfhaften Druck preßte Capitain Lautrec die Hand des neben ihm stehenden deutschen Arztes. Dem alten Seebären tropften die hellen Thränen in den grauen Bart.

»Muth, mein alter Freund!« flüsterte, selber tief erschüttert, Dr. Walding; dann bückte er sich, um, wie die Uebrigen, dem Todten eine Hand voll Erde als letzten Tribut zu weihen. Der Zug wandte sich, um nach der lärmenden Stadt zurückzukehren – nur Einer blieb da:

der ritterliche Sohn des schönen Frankreichs, dem jetzt der Nachtwind zum ersten Male sein geisterhaftes Schlummerlied rauschte.

Wie läßt doch Platen in seinem melancholischen Gedichte »Der Pilgrim von St. Just« den lebensmüden kaiserlichen Büsser sagen:

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich  
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

---

Eine milde Frühlingsnacht, wie sie nur dem ewig blühenden Hesperidengarten Italiens beschieden ist, umhüllte mit ihrem Sternenmantel Land und Meer. Der Friedhof Santa Maria del Carmine, den Gipfel eines Hügels krönend, hat eine entzückende Lage und doppelt süß mag es sich hier auf diesem Saatfeld der Ewigkeit träumen lassen.

Ueber die Vorstädte Pietra Bianca und Chiaja hinwegragend, eröffnet das Campo Santo von Maria del Carmine einen magischen Rundblick auf den weiten Golf und den im Osten dampfenden Vesuv, der dem leichtlebigen Volke ein beständiges Memento mori zuwinkt.

An die Brüstung der Friedhofmauer gelehnt, von dem Gezweig eines Feigenbaumes überschattet, stand regungslos eine Mannesgestalt, offenbar in einer Art von Traumwachen in den Anblick des imposanten Nachtbildes versunken, das sich im Mondschein vor seinen Augen entrollte.

Obwohl noch früh in der Jahreszeit, prangten doch schon Garten und Flur im Blätter- und Blüthenschmuck einer üppigen Vegetation. Hier in der Natur ein tiefer Gottesfrieden – dort in der von tausend und abermals tausend Lichtern durchblitzten Stadt Neapel das Lärmen und Schwärmen eines heißblütigen, lusttrunkenen Menschengeschlechtes. Bis in das stille Reich der Todten herauf klangen die Töne von Gitarre und Tamburin, in die sich das Lachen und Scherzen der sonnenbraunen Fischerdirnen und ihrer barfüßigen Ritter und Tänzer mischte.

Draußen im sanft wogenden Golf schwirrten wie gaukelnde Glühkäfer kleine Lichter hin und her: die Barken der Schiffer von Posilippo, die mit einbrechender Nacht in See stechen, um unter den zerklüfteten Klippenhängen von Capri, Procida und Ischia, bis in den Golf von Gaëta hinaus, die schuppigen Bewohner der feuchten Tiefe zu erjagen. Ein Vogel, der aus dem Gebüsch aufschwirrte, riß den einsamen Beschauer aus seinen tiefen Träumen. »Ja, ja,« murmelte er vor sich hin: »Das alte Volkswort hat Recht – *vedere Napoli e poi morire!*«<sup>1</sup>

Seine sentimentale Stimmung schien übrigens damit ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, denn ungleich prosaischer lautete es, als er an den so pathetischen Spruch unmittelbar den recht nüchternen Nachsatz reihte:

»Einstweilen wollen wir uns mit dem Sehen begnügen und das Sterben andern Leuten überlassen! Ich habe noch viel zu viel abzuwickeln und der Knochenmann würde mir mit seiner Sense einen recht täppischen Strich durch die Rechnung machen.«

Mit ein paar Schritten aus seinem Versteck hervortretend, zog er seine Uhr und hielt sie prüfend in den Mondschein. »Sollte ich mich trotzdem in meiner Erwartung getäuscht haben?« Er ließ seinen scharfen Blick über den Friedhof hinschweifen – mit einem Mal zuckte er zusammen! Noch eine Weile lauschte er gespannt: dann glitt er leisen Fußes durch das Buschwerk, das die Gräberreihen überschattete. Man hätte an eine Katze denken können, die auf ihre nächtliche Jagd auszieht . . .

---

<sup>1</sup>Sieh' Neapel und stirb!

An dem kaum geschlossenen Grabhügel des französischen Capitains kniete eine schwarz gekleidete Frauengestalt – eine in Fleisch und Blut modellirte Statue des Schmerzes und der Trauer. Das lange blonde Haupthaar war aufgelöst und rieselte im Mondlicht wie ein goldener Regen über die schwarze spanische Mantille hin. Das Antlitz in die beiden Hände gepreßt, ließ sie keinen Laut hören, aber es giebt auch ein stummes und thränenloses Weinen und das ist das qualvollste, denn es bietet keine Linderung. Ohne das convulsivische Zittern, das zeitweise den gebrochenen Frauenleib schüttelte, hätte man glauben können, der Lebensfunken sei erloschen.

Eine Hand legte sich leicht auf die Schulter des trauernden Weibes.

Mit jenem müden, starren Ausdruck, der uns im Blick der Irrsinnigen begegnet, schlug die Nachtwandlerin die glanzlosen Augen empor, dann aber, von einem plötzlichen Entsetzen gepackt, streckte sie mit einem halblauten Schrei die beiden Arme aus, als wolle sie ein Wesen aus anderer Welt abwehren. Und wohl durfte die bebende Frau an das Erscheinen eines überirdischen Sendboten glauben, denn vor ihr stand regungslos, die Arme über die Brust gekreuzt, eine Gestalt in wallender blauer Kutte. Die Kapuze war tief über das Gesicht herabgezogen, aus den zwei hineingeschnittenen Sehlöchern blitzten die Augen hervor kalt und scharf wie ein Paar Dolchklingen.

»Bist Du Mensch oder Gespenst?« stöhnte das Weib in namenlosem Grausen.

»Ich bin Mensch wie Du!« scholl's zurück und mit einem raschen Griff streifte die Gestalt die verhüllende Kapuze zurück.

»Sie, Abbé Calvati?!« flog's über die Lippen des Weibes.

»Ich, Therese!« antwortete mit einer leichten Verbeugung der Jesuit.

»Und dieses seltsame Kleid?« Die Sängerin deutete nach seinem Gewand.

»Es ist die Kutte der blauen Büsser,« entgegnete er leichthin; »unter ihrem Schutze hab' ich unserm gemeinsamen Freunde – er wies nach dem Grabe des Capitain Gauthier – die letzte Ehre erwiesen. Ich befinde mich überhaupt incognito in Neapel, denn Sie wissen ja – ein flüchtiges Lächeln enthüllte seine kleinen schneeweißen Zähne – für uns arme Jünger Christi weht eben ein recht ungemüthlicher Wind. Doch, kommen Sie, Mademoiselle, ich habe dort unter jener Cypresse eine Bank entdeckt, die Ihrem erschöpften Zustande wohl thun wird.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, bot er mit einer galanten Verbeugung der Sängerin seinen Arm. Sie setzten sich nieder.

»Ich wußte,« begann er nach kurzem Sinnen, »daß Sie noch heute auf den Friedhof kommen würden, um Ihre melancholische Liebesidylle für dieses Leben abzuschließen.«

In einem krampfhaften Schluchzen löste sich der Sturm in der Brust der Sängerin. Geduldig ließ der Jesuit die bis in's Innerste zerwühlte Frauennatur sich müde ringen, dann erst sprach er weiter: »Ich wußte, daß Sie kommen würden und darum hab' ich Sie erwartet.«

»Ich hätte Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen können, aber ich wäre dort vielleicht zu keinem ungestörten Moment gekommen und außerdem ist mir ja auch der alte Capitain Lautrec, Ihr gegenwärtiger Schirmherr, im Herzen nicht allzu hold.«

Die Sängerin wollte eine Entgegnung machen, aber mit einer gelassenen Handbewegung schnitt ihr der Abbé das Wort ab. »Keine weitere Entschuldigung, liebe Therese! Halten Sie mich für so naiv, daß ich von Jedermann eine schwärmerische Begeisterung für uns Jesuiten verlangen sollte? Der Eine liebt uns, weil er uns braucht, der Andere haßt uns, weil er uns fürchtet, der Dritte endlich will uns aus dem Wege gehen, weil . . . «

Ohne den Satz zu vollenden, fixirte er die Sängerin mit dem fascinirenden Blick, den man der Klapperschlange zuschreibt.

»Sie wollen sich hier in ein Koster zurückziehen,« sprang er mit einem Mal kurz über; »der Marquis von Saint-Brie hat mir wenigstens so gesagt. Sie wollen hier in Neapel Ihr Leben beschließen, um dem Grabe Ihrer einzigen Liebe nahe zu bleiben?«

»Ja,« flüsterte sie und der Abglanz einer anderen Welt verklärte ihr thranenverschleiertes Auge: »die einzige wahre Liebe in meinem wilden, sundenvollen Leben.«

»Der Entschluß ehrt Sie, Madame,« warf der Jesuit kalt hin; »es bleibt aber noch eine andere Frage übrig.«

Die Sängerin ließ einen scheuen Blick nach ihm hinübergleiten.

»Die Frage nämlich,« sprach er ruhig weiter, »ob Ihr Entschluß den Interessen meines Ordens entspricht? Sie wissen, Therese, daß unsre wichtigsten Operationen auf weiblichen Beistand berechnet und daß wir demzufolge darauf angewiesen sind, stets eine genügende Stammtruppe von Mitarbeiterinnen zu unterhalten. Hinter den Klostermauern, Therese, gehen Sie uns verloren, während wir Sie im Salon sehr nöthig brauchen können.«

»Im Salon?« lächelte die Sängerin schmerzlich: »mein Fuß wird diese Stätte der eiteln Weltlust nie wieder betreten.«

»*Qui vivra verra*,« bemerkte kaltblütig der Jesuit. »Vorläufig ist allerdings mein Orden nicht in der Lage, Ihrem Vorhaben zu begegnen und wenn der Marquis von Saint-Brie, wie er mir selber sagte, der Meinung ist, die Gesellschaft Jesu werde wohl daran thun, von Ihren Klostersgelusten die Finger wegzulassen, so mag dieser junge Windbeutel bis auf Weiteres Recht haben. Sie sehen, Therese, ich rede ganz offen.«

»So offen wie immer,« bestätigte die Sängerin mit zermalmendem Spott.

»So offen wie immer,« wiederholte der Abbé, ohne die geringste Notiz von der ironischen Einschaltung zu nehmen. »Ich verlasse morgen Neapel, wahrscheinlich auch Italien und weiß nicht, wann ich zurückkehren werde! Erlauben Sie mir also zum Abschied Ihnen einen wohlgemeinten Rath zu geben. Schlagen Sie sich Ihre Kloster-Pläne aus dem Sinn, auch mitten im Treiben der Welt finden sich Zeit und Gelegenheit, heilige Erinnerungen zu pflegen. In allen Fällen aber, Therese, vergessen Sie das Eine nicht: die Hand des Consilio di Tre ist mächtig genug, die dicksten Klostermauern zu sprengen und wenn die Gesellschaft Jesu Ihrer bedarf, so wird dieselbe Sie zu finden wissen und – von Ihnen Gehorsam erwarten, wie ich einstweilen im Namen des Consilio das unverbruchlichste Schweigen über unsre Begegnung von Ihnen fordere.«

Wie eine unheimliche Drohung bohrte sich das Auge des Jesuiten auf die vor innerer Erregung zitternde Frauengestalt – dann aber war wie auf einen Schlag der finstere Priester zum galanten Weltmann geworden, als er sagte: »Kommen Sie, Madame, die Runde der Friedhofswachter kann uns jeden Moment überraschen und dies würde zu allerlei Unannehmlichkeiten führen. Auch dürften Sie sich in Ihrer leichten Kleidung bei längerem Verweilen erkälten.« Er deutete nach dem Grabe Gauthier's hin. »Lassen Sie ihn ruhen, er war müde.«

»Bin ich es vielleicht nicht?« frug die Sängerin mit einem geisterhaften Lächeln unter Thränen zurück.

Schweigend bot ihr der Abbé seinen Arm an und wie unter einem übermächtigen Bann leistete die Sängerin der stummen Aufforderung Gehorsam. Noch einen letzten thranendunkeln Blick sandte sie nach dem Grabhügel des Geliebten hin, dann verschwand das Paar unter den

Platanen, die den Weg überschatteten. Unbehelligt verließen sie den Friedhof, dessen Thor nach neapolitanischer Sitte auch bei Nacht weit offen stand. Unten in der Vorstadt begegnete ihnen eine leer nach Neapel zurückkehrende Miethkutsche. Sie stiegen ein und der Abbé geleitete die Sängerin bis zur Villa, die Capitain Lautrec bewohnte. Unterwegs sprachen Sie nur wenige Worte miteinander, jedes hing seinen eigenen Gedanken nach. Die Kutsche hielt und die Sängerin stieg aus. Der Jesuit ergriff ihre kleine fieberheiße Hand. »Vergessen Sie nicht, Therese, was ich Ihnen gesagt habe! Das Auge des Consilio di Tre folgt Ihnen auf Schritt und Tritt: also Gehorsam, Schweigen und – auf Wiedersehen!« Sinnend blickte er der enteilen- den Frauengestalt nach, bis sie zwischen den Lorbeer- und Citronenbäumen des Vorgartens entschwunden war.

»Wohin, Padrone?« Mit dieser Frage wandte sich der Kutscher nach seinem Fahrgaste um.

»Largo del Castello,« lautete die kurze Antwort.

Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen an seinem Ziele – auf dem Platz vor dem königlichen Palaste. Bei'm Aussteigen streifte der Jesuit seine Kapuze über das Gesicht herunter, er drückte dem Kutscher einige kleine Silbermünzen in die Hand und dann verlor er sich in dem buntfarbigen Gedränge der bis tief in die Nacht hinein lustwandelnden Menge.

---

In einem Hause unweit der Kirche *Gesu nuovo*, in einem bescheiden ausgestatteten Gemach saß ein Mann, der eifrig mit der Durchsicht verschiedener Papiere beschäftigt war. Der milde Schein zweier Wachskerzen erhellte das Zimmer, dessen einziger Schmuck in einem kunstvoll geschnitzten Crucifix von Elfenbein bestand.

Die etwas derangirte Reisekleidung, die der Herr trug, ließ darauf schließen, daß er soeben erst angekommen war. Er mochte etwa vierzig Jahre zählen und der flüchtigste Blick genügte, um in ihm den Südländer zu erkennen. Kurzgeschnittenes, pechschwarzes Haar umrahmte die massiv gewölbte Stirn, über die sich eine leicht geröthete, fast fingerbreite Narbe quer hinzog. Unter buschigen Brauen bargen sich ein Paar Augen, die in ihrem jähen Aufschlag die kalte durchbohrende Schärfe hatten, die dem Blick der Raubvögel eigen ist. Die schmale, schnabelartig gebogene Nase vervollständigte noch diesen Effekt. Mit dem hagern gelben Gesicht harmonirte der starke schwarze Schnauzbart, den der Kaiser Louis Napoleon so zu sagen zum nationalen Wahrzeichen der lateinischen Race erhoben hat. Obwohl nur von mittlerer Größe und jeder Formenfülle entbehrend, pulsirte gewiß in diesem Mann eine ganz enorme Kraft, die desto gewaltigerer Leistungen fähig sein mochte, als sich offenbar die Behendigkeit einer Wildkatze damit verband. Alles in Allem genommen, war er eine charakteristische, aber auch unheimliche Erscheinung . . .

Entweder war er mit dem Durchblättern seiner Papiere fertig, oder aber begann diese Beschäftigung ihn zu langweilen – genug, er faltete die Schriften zusammen und schob sie in ein Portefeuille von dunkelbraunem Leder. Eine Weile blickte er sinnend vor sich hin, dann griff er in die andere Briefftasche seines Reisepaletots und zog einen sechsläufigen Revolver hervor; es war eine ungewöhnlich solid gearbeitete Waffe und schon die Art, womit der Mann sie handhabte, ließ ein routinirtes Vertrautsein mit dem todbringenden Feuerrohr erkennen. Jedenfalls hatte er aber keinen weiteren Gedanken dabei, als sich irgendwie über eine müßige Zeitpause hinauszuhoben, denn gleich darauf schob er den Revolver wieder in seine Tasche zurück und brachte dafür eines jener schmalen, langen Stilete zum Vorschein, wie sie

in dieser Form besonders von den Eingeborenen der Inseln Corsika und Sardinien getragen und mit furchtbarer Geschicklichkeit gehandhabt werden. Den Dolch aus seiner Scheide ziehend, ließ der Mann mit einer Art von wilder Lust die mörderische Klinge im Kerzenlichte spielen, seine Augen funkelten und eine Blutwelle schoß in sein gelbes Gesicht. Unbewußt schnellte er vom Stuhle empor und rasch, wie der Blitz, der aus der Wetterwolke zuckt, führte er einen Luftstoß. Es war nur ein phantastisches Spiel, aber es genügte vollkommen, um darnach den Ernstfall bemessen zu können. Ein solcher Stoß ging niemals fehl und in der nächsten Secunde mußte der Gegner ein stiller Mann sein!

---

Auch das Stilet wanderte in sein Versteck zurück und die Uhr kam an die Reihe. »Maladetto!« murrte er vor sich hin: »jetzt wart' ich schon über eine Stunde und immer noch will er nicht kommen . . . Und um Mitternacht geht der Dampfer nach Palermo ab.« Mit der nervösen Ungeduld eines hinter seinen Gitterstäben festgehaltenen Tigers schritt er in dem Zimmer auf und nieder. Leise fast geräuschlos öffnete sich eine Tapetenthüre – das scharfe Ohr des Mannes hatte es aber dennoch vernommen und rasch fuhr er herum.

»Ah, buona sera, Abbate,« rief er und streckte dem Eingetretenen halb vertraulich, halb respektvoll die Hand entgegen.

»Benvenuto, caro mio, benvenuto à Napoli!« grüßte der Ankömmling zurück und erwiderte den Händedruck des Revolvermannes.

Der Ankömmling war der Abbé Calvati und, um es gleich zu bemerken, das Zimmer, worin ihn der Andere so ungeduldig erwartet hatte, gehörte zu dem bescheidenen Logis, das der Jesuit, während seines Aufenthaltes zu Neapel, im Hause eines weltlichen Mitgliedes seines Ordens bewohnte.

Die blaue Büsserkutte war verschwunden und hatte dem Interimsgewand der Jesuiten, der knapp anliegenden schwarzen Soutane, Platz gemacht.

»Mein Hauswirth,« begann Calvati in italienischer Sprache, »hat mir bereits Ihren Besuch angekündigt und aus dem Signalement, das er mir gab, hab' ich auch sofort Ihre Person errathen.«

Beide setzten sich und der Abbé präsentirte seinem Gaste eine Schachtel voll Cigaretten: auch er selber brannte sich eine an.

»Was führt Sie so unerwartet nach Neapel, lieber Griscelli?« leitete der Jesuit das Gespräch ein, indem er eine zierliche Rauchguirlande seinen Lippen entringein ließ.

»Ich bin auf dem Wege nach Palermo,« antwortete der Gast.

»Cospetto!« lachte der Pater: »ich errathe den Rest! Sie sollen wieder einmal als geheimer Schatten den Signor Garibaldi auf Schritt und Tritt begleiten – ihn, den Mann mit dem Herzen eines Löwen und dem Kopfe eines Esels.«

Das finstere Gesicht des Gastes verzog sich zu einem flüchtigen Lächeln, dann aber sprach er mit einer bei ihm überraschenden Gefühlswärme: »Sie wissen, Abbate, bei mir heißt es: Wess' Brod ich eß', dess' Lied ich sing'. Ich habe nacheinander dem Kaiser Louis Napoleon und dem Minister Cavour gedient, jetzt hab' ich meine Knochen und mein Bischen Witz an den Cardinal Antonelli vermiethet. Ist es auch da herum, nun, dann *vivat sequens!*« Er blies rasch einige Rauchwolken von sich, dann sprach er weiter: »Eine tiefe Kluft scheidet mich

von Garibaldi, dennoch aber giebt es eine Brücke, auf der ich ihm begegnen und ihm die Bruderhand reichen kann.«

Der Jesuit fixirte seinen Gast. Der fuhr fort: »Garibaldi ist Italiener wie ich und er will ein einiges Italien wie ich!«

Leise mit den Fingern auf der Tischplatte trommelnd, blickte der Abbé vor sich hin. Grünte ja selbst auch in seinem sonst so verknöcherten Herzen eine kleine Oase, auf welcher der Patriot dem Jesuiten den Vorrang streitig machte! Das ist es ja eben, was die italienischen und überhaupt romanischen Clerikalen so rühmlich über unsere deutschen Ultramontanen und Centrumsmänner erhebt . . .

Calvati schien übrigens keine Lust zu haben, das angeschlagene politische Thema weiter zu verfolgen, denn kurz überspringend stellte er die Frage: »Was giebt es sonst Neues in Rom?«

»Mancherlei,« antwortete der Gast. »Zunächst sucht die liberale Partei mit allen Mitteln das Projekt des Abbé Michon frisch aufzuwärmen.«

»Die Uebersiedelung des heiligen Vaters nach Jerusalem?« lachte Calvati. Der Andere nickte. »Um dem Statthalter Christi den Umzug zu erleichtern, will ihm eine Aktiengesellschaft eine Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem bauen.«

Der Jesuit lachte abermals herzlich auf. »Um noch sicherer zu gehen, könnte sich ja der heilige Vater gleich selber mit so und soviel Stück Aktien an dieser apostolischen Eisenbahn betheiligen . . . Was haben Sie mir sonst noch von Rom zu erzählen?«

Der Gast blickte auf seine Uhr. »Um Mitternacht geht der Dampfer nach Palermo ab,« bemerkte er.

»Es ist jetzt elf Uhr,« sagte der Abbé; »Sie haben also noch eine volle Stunde vor sich. Wo haben Sie Ihr Gepäck?«

»Es ist bereits an Bord des Dampfers.«

»Nun desto besser! Von hier nach der Riviera, wo der Dampfer ankert, ist es kaum ein halbes Stündchen. Sie können mir also noch ganz gut ein paar Pikanterien aus der frommen Tiberstadt auftischen.«

»Kennen Sie die regierende Fürstin von X. . . ?« begann nach einigem Sinnen der Gast.

»Ich habe sie vor zwei oder drei Jahren im Bad Sanct Moritz gesehen,« antwortete der Abbé, »eine geistreiche, energische Dame, der, wie man mir sagte, das Stückchen Erde, auf dem ihr gutmüthiger Herr und Gemahl regiert, manchmal zu eng sein soll.«

»Von ihrer Heimath her mag sie allerdings großartigere Verhältnisse gewohnt sein,« meinte der Gast, »vorige Woche ist sie in Rom gewesen.«

»In Rom?« rief der Abbé erstaunt, »ich habe nichts davon gehört noch gelesen.«

»Glaub's wohl, Abbate,« lächelte der Andere, »es war ein Abstecher im allerstrengsten Incognito, der den indiscreten Laternenstrahl einer Zeitung kaum ertragen dürfte.«

»Sie kitzeln meine Neugierde, lieber Griscelli,« sagte der Jesuit, indem er unwillkürlich seinen Sessel näher rückte. »Heraus mit Ihrer geheimnißvollen Geschichte, die, wie Sie wissen, bei mir einen verschwiegenen Mann findet.«

Der Gast nickte. »Ich weiß, Abbate, daß Discretion eine Ihrer Haupttugenden ist, sonst würde ich mich hüten, Ihnen eine Sache auszuplaudern, die mich soweit gar nichts angeht und zu den delicatesten Capiteln der römischen Geheimpolizei gehört.«

»Es scheint, Sie wollen mich mit Ihrer Einleitung über einem langsamen Kohlenfeuer zollweise rösten,« lachte halb ärgerlich der Abbé.

»Bedenken Sie, hochwürdiger Pater,« lachte auch seinerseits der Gast, »der heilige Märtyrer Laurentius ist auf seinem Rost von Kopf bis zu Fuß gebraten worden, ohne daß er zum Lohn meine Geschichte zu hören bekam.« Und nun begann er dem hochaufhorchenden Abbé zu berichten was folgt. Um aber dem Leser jede effektschwächende Unterbrechung zu ersparen, wollen wir die bisherige Gesprächsform fallen lassen und die Erzählung Griscelli's in das Gewand feulletonistischer Objektivität kleiden. Zuvor noch eine weitere Bemerkung.

Der nachfolgende Beitrag zur höfischen *Chronique scandaleuse* unserer Zeit mag dem Leser als die Ausgeburt eines tollen Romanschreiber-Gehirns vorkommen; dem gegenüber können wir nur die bestimmteste Erklärung abgeben, daß der ganze Vorfall auf strengster Wahrheit beruht, und daß wir in der Lage sind, aus durchaus authentischen Quellen, zum Theil aus *gerichtlichen Aktenstücken*, zu schöpfen. Daran knüpft sich für uns das naheliegende und leicht erklärliche Gebot, mit der nöthigen Behutsamkeit zu Werke zu gehen, denn noch leben die Fürstin und die übrigen Hauptpersonen des düstern Dramas. Wir lassen demzufolge sämtliche Figuren *unter anderen* Namen auftreten – zugleich aber mit der nochmaligen Erklärung, daß wir an dem übrigen Hergang kein Wort ändern oder verschweigen werden.

---

Verschiedene Jahre sind es her, als der (seitdem verstorbene) alte Fürst Gerhard sein Residenzschloß in den Haupt-Theilen renoviren und neu dekoriren ließ. Es ging dort damals drunter und drüber; Künstler und Handwerker aus aller Herren Länder klopfen und hämmerten da herum. Der große Thronsaal besonders sollte ein Meisterstück moderner Dekorationskunst werden und ein berühmter Dekorateur aus Paris war verschrieben worden, der seine Virtuosität hier bewähren sollte.

Der Hofmarschall und seine Beamten und Vertrauensmänner hatten sich in dem Saale versammelt, um die Projekte und Ideen des Franzosen zu vernehmen. Der Mann explizirte denn auch seine Pläne haarklein und legte seine Kosten-Voranschläge mit gleicher Akkuratess bis auf Heller und Pfennig vor. Mit den Plänen war der Hofmarschall vollkommen einverstanden – weniger dagegen behagte ihm die Rückseite der Medaille: der Kostenpunkt.

Der Pariser aber erklärte steif und fest, billiger zu arbeiten sei ihm unmöglich und er könne nicht einen Sou ablassen, denn der neu von ihm erfundene »Goldfirniß«, der bei dieser Dekorirung eine große Rolle spielen sollte, koste in seiner Herstellung ein Heidengeld. Bei der bekannten Sparsamkeit des alten Landesherrn wollte der Hofmarschall diese Ausgabe nicht so ohne Weiteres wagen und demzufolge beschied er den Künstler von der Seine auf den folgenden Tag. Kaum war der Franzmann fort, so kletterte von einer im Saal stehenden Doppelleiter ein kleiner rothbackiger, weißbestaubter Junge – der mit dem Wegkratzen der alten Plafond-Stukkatur beschäftigt war – herunter und vor dem Hofmarschall sich stramm aufpflanzend, sprach er im ächten Dialekt der Obermosel: »Herr Excellenz, halten zu Gnaden, was der Kerl da gesagt hat, ist heller Schwindel! Ich bin zwei Jahre bei ihm in der Lehre gewesen und kann den Goldfirniß gerade so gut machen, wie er selber.«

Ungläubig schüttelte zwar der Marschall den Kopf, aber die Gewißheit des kecken Bengels imponirte ihm. Er ließ also den Jungen eine Probe machen und siehe! das Experiment gelang vollkommen. Nun hatte man einen ebenso brillanten Goldfirniß, wie der von dem Pariser erzeugte, man konnte den Thronsaal ohne dessen Hilfe dekoriren und was dabei die Hauptsache war: man ersparte eine ganz erkleckliche Summe Geld.

Als der Saal fertig war, wurde der kleine Stukkateur zum Fürsten beschieden. »Na, du kleiner Hexenmeister wie heißt Du denn?« frug ihn gütig der alte Monarch, der Niemandem so gewogen war wie dem, der ihm sparen half.

»Ich heiße Hirt,« antwortete keck der Knirps.

»Du hast mir mit Deinem Firniß ein schönes Sümmchen erspart,« bemerkte der hohe Herr, »bitte Dir dafür eine Gnade aus.«

Sinnend drehte der Junge seine Mütze zwischen den Fingern, dann antwortete er: »Wenn ich mir etwas ausbitten soll, so möcht' ich am liebsten auf die Akademie kommen, damit ich Künstler werden kann.«

»Bravo, mein Sohn,« nickte der alte Fürst, »die Bitte gefällt mir! So lange Du Dich talentirt zeigst und dabei fleißig und brav bleibst, sollst Du auf meine Kosten studiren und ein Jahresstipendium von Fünfhundert Thalern aus meiner Chatouille erhalten.«

So geschah's. Sieben Jahre studirte Hirt auf des Fürsten Kosten; jedes Semester mußte er vor dem gestrengen Herrn antreten, seine Zeugnisse vorlegen und über seine Fortschritte genaueste Auskunft ertheilen. Dann sandte ihn sein hoher Gönner nach Rom und aus dem kleinen Gypsarbeiter ward ein genialer Bildhauer, dem die Protektion des Fürsten schöne Aufträge zuführte und der zugleich auch als Archäologe sich durch die berühmt gewordenen »Nenniger Ausgrabungen« einen geachteten Namen machte.

Es geschah noch Weiteres: Fürst Gerhard, der an dem geweckten und findigen Wesen seines Schützlings Gefallen fand, machte ihn zu seinem Vertrauten und benutzte ihn zu allerlei delikaten und heiklen Privatmissionen nach verschiedenen europäischen Hauptstädten. Auch eine nordische Residenz besuchte der Geheimcourier, um hier, im Auftrag seines Gebieters, einen gewissen *dunkeln Punkt* in dem jungfräulichen Vorleben der Prinzessin Eleonore (der heute regierenden Fürstin von X. . .) aufzuhellen.

Die Aufklärungen, die Hirt zurückbrachte, schienen auf das von jeher nicht allzu freundlich gewesene Verhältniß zwischen dem alten Monarchen und seiner erlauchten Schwiegertochter sehr ungünstig einzuwirken, und die Prinzessin, die bald durch ihre Spione erfuhr, wer der Ueberbringer der verhängnißvollen Kundschaft sei, ließ den jungen Bildhauer zu sich bescheiden und nahm ihn unter vier Augen in's Verhör. Etwa eine Viertelstunde waren die Beiden zusammen gewesen, als mit einem Mal die Thür heftig aufgerissen ward und Hirt in höchster Erregung herausstürzte. Die Fama will wissen, im Verlauf des sehr animirten *Tête-à-tête* sei in's *Gesicht gespuckt worden* und daraufhin *sei eine Hand mit einer Wange in unsanfte Berührung* gekommen.

Sei dem, wie da wolle – soviel bleibt gewiß, daß Hirt schnurstracks zu seinem Gönner lief und ihm Alles haarklein rapportirte. Der alte Herr, so tuschelte man damals im Schloß, soll herzlich gelacht und dabei gesagt haben: »Hirt, dafür bring' ich Dich in mein Testament!«

In ihrem Boudoir aber soll die Prinzessin Eleonore in heller Raserei geknirscht haben: »Hirt, dafür bring' ich Dich in's Grab!«

Nicht lange darauf ward bei dem fürstlichen Criminalgericht gegen Hirt eine Fälschungsklage eingereicht, die aber die Reichskammer als nichtig abwies. Als Kläger figurirte der Onkel einer gewissen Marie Tony, die als Kammerfrau in Diensten der Prinzessin Eleonore stand.

Hirt, der den Ursprung dieser Klage weiter und höher suchte, blieb dann vorläufig unbehelligt. Erst der im Sommer 18\*\* erfolgte Tod des Fürsten Gerhard, seines Wohlthäters und

Schirmherrn, schien wieder eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Person des Bildhauers zu lenken, denn kaum 14 Tage nach dem Ableben des Fürsten Gerhard erschien eines Morgens bei Hirt der Stadtdirektor M. und ertheilte ihm den vertraulichen Rath – auszuwandern. Der junge Künstler bedauerte, gar keine Europamüdigkeit oder sonstige Wanderlust zu verspüren, und blieb.

Unmittelbar darauf lief bei'm Criminalsenat eine Anzeige ein, die, im Hinweis auf die kurz zuvor stattgehabte Feuerbrunst im fürstlichen Residenztheater, den Bildhauer als Brandstifter denuncirte.

Doch auch dieser tückische Anschlag, dessen Urheberin nicht näher bezeichnet zu werden braucht, mißlang.

---

Fürst Gerhard war im Monat Juni verstorben; im August stellte Hirt die von ihm gemeißelten Büsten des neuen Herrscherpaares aus. Hierbei kann er von dem Vorwurf großer Taktlosigkeit nicht gereinigt werden, denn seine obenerwähnte unerquickliche Begegnung mit der jetzt zur Landesfürstin erhobenen Prinzessin Eleonore mußte ihm nicht nur Ehren-, sondern auch schon Anstands halber ein für allemal verbieten, seiner Feindin eine derartige Ovation zu bereiten. Ob er vielleicht damit eine Versöhnung anbahnen wollte, mit seinem Meißel also den reuevollen Gang nach Canossa angetreten hatte – es läßt sich darüber nichts Bestimmtes sagen, jedenfalls aber, wenn wir ihm einen derartigen Beweggrund imputiren wollen, ist sein Mühen ein fruchtloses geblieben, denn schon Tags darauf erging ein Ministerialbefehl, der den fürstlichen Aemtern verbot, die von Hirt modellirten Büsten des Herrscherpaares als officiellen Saalschmuck anzuschaffen; dagegen empfahl der Erlaß eine Concurrzarbeit des Bildhauers Haupt. Dieser Ukas wurde von dem liberalen Theil der Residenzpresse derb genug glossirt, um so mehr zwar, als das Werk Hirt's das seines Nebenbuhlers an künstlerischem Werth weit überragte.

Ein paar Wochen später konnte man in der Fremdenliste die Ankunft eines russischen Staatssecretairs Graf von Sch. lesen. Er mochte wohl einen längeren Urlaub haben, denn er bezog vor den Thoren der fürstlichen Residenz eine Villa, in der er sich auf großem Fuße einrichtete.

Eines Tages erschien der Graf im Atelier Hirt's und bestellte bei diesem unter allerlei schmeichelhaften Complimenten eine Marmorbüste seiner Gemahlin. Als die Büste fertig, abgeliefert und splendid honorirt war, lud der freundliche Herr Graf den Künstler zur Tafel; er unterhielt ihn da lang und breit von seinen Landgütern und industriellen Etablissements im Gouvernement Tula und erzählte, wie er gerade eben eine Vertrauensperson brauchen könnte, um dort verschiedene verwickelte Angelegentzeiten zu schlichten. »Würde es,« schloß er seine Rede, »Sie als Künstler nicht interessiren, Rußland kennen zu lernen? Sie hätten, falls Sie in meinen Geschäften dorthin gehen wollten, die schönste Gelegenheit, ohne Kosten und mit voller Vergütung Ihres Zeitverlustes bis an die Wolga zu kommen.«

Hirt acceptirte den verlockenden Antrag.

»Wenn Sie,« bemerkte Graf Sch., nachdem er seinem Mandatar das reich bemessene Reisegeld eingehändigt hatte, »wenn Sie nach Tula kommen, so begeben Sie sich zu dem Herrn, den Sie auf dieser Karte da genannt finden und er wird Ihnen die nöthigen Papiere, die ich ihm mittlerweile übersenden werde, einhändigen.«

Ahnungslos reiste der junge Künstler ab und erreichte auch unbehelligt Tula; noch immer dachte er an keinen hinterlistigen Fallstrick, als er erfuhr, der Herr, an den er sich wenden sollte, sei der Polizeidirektor der Stadt: er stellte sich vor und verlangte, seinem Auftrage gemäß, die ihm vom Graf Sch. nachgeschickten Papiere. Ein unheimliches Lächeln zuckte über das Gesicht des Direktors, als er von seinem Tische einen Bogen Papier aufnahm und denselben rasch durchflog. »Graf Sch. hat Sie mir unter den schwersten Indizien als einen Emissär des polnischen Revolutions-Comité signalisirt,« sagte kalt der Polizeibeamte, »Sie sind also bei mir an die beste Adresse gerathen.« Ehe der vor Staunen und Schrecken erstarrte Künstler die Lippen öffnen konnte, hatte schon der Direktor eine Klingel in Bewegung gesetzt, ein Paar Polizei-Soldaten stürzten herein, denen ihr Vorgesetzter einen Wink gab. Von wuchtigen Fäusten gepackt, ward der Unglückliche aus dem Bureau gestoßen und in eine Kerkerzelle geworfen. Dem so treulos Verrathenen dämmerte jetzt die grausige Gewißheit, daß er, als das Opfer einer satanisch geplanten Intrigue, lebendigen Leibes in den sibirischen Bergwerken begraben werden solle. Auf faulem Stroh, von den Ratten gequält, verbrachte der Gefangene in seiner Zelle unbeschreibliche Wochen, bis allerlei Versprechungen, die er seinem ein wenig deutsch redenden Kerkermeister machte und eine mitleidige Regung, die dessen Weib für den hinsiechenden Fremdling empfand, ihm in einer dunkeln Regennacht zur Flucht verhalfen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten erreichte der Arme die Grenzen des heiligen Rußlands und eine Pistolenkugel, die dem Flüchtling ein patrouillirender Kosak nachschickte, war der letzte Scheidegruß. In der fürstlichen Residenz angelangt, machte Hirt von dem Geschehenen amtliche Anzeige und das dortige Kriminalgericht erließ wider den Grafen Sch., der mittlerweile unbekannt wohin verzogen war, einen Steckbrief. In Bonn wurde der adelige Wicht verhaftet und wegen eines andern concurrirenden Verbrechens vor das Schwurgericht in Mannheim gestellt, das ihn am 27. Juni 18\*\* zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilte. Hirt aber, der seit seiner unerwarteten Rückkunft in die Residenz der Fürstin Eleonore der Gegenstand unausgesetzter, wenn auch zumeist kleinlicher Vexationen geworden war, schnürte sein Bündel und ging, um Ruhe zu finden, nach Amerika.

Aber auch das Land der Freiheit konnte ihn nicht schirmen: seine ebenso mächtige wie unversöhnliche Todfeindin ließ das Verfolgungswerk nicht stille stehen. Das Schrecklichste sollte nun aber erst kommen!

---

Kaum war der gehetzte Künstler in Amerika angelangt, als bei dem Strafgerichte der fürstlichen Residenz eine Anzeige eingereicht wurde, worin Hirt beschuldigt war, der Anzeigerin eine Staats-Obligation und eine größere Summe baaren Geldes gestohlen zu haben. Die angeblich Bestohlene war aber ... die Hofgarderobe-Verwalterin der Fürstin Eleonore, eine gewisse Frau Mathilde von Hodeleiff, zugleich Tante der schon erwähnten fürstlichen Kammerfrau Marie Tony.

Das Criminalgericht der Residenz erließ infolge dessen gegen Hirt einen Steckbrief, worin er mit der Contumacialbehandlung des Falles bedroht wurde. Eine Zeitung in Philadelphia nahm von diesem Steckbriefe Notiz und dergestalt kam er zu Hirt's Kenntniß. Tags darauf dampfte er schon nach Europa zurück, um sich der fürstlichen Justiz freiwillig zur Verfügung zu stellen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Residenz die Kunde, der vermeintliche Ausreißer habe sich freiwillig gestellt! Die Hofgarderobe-Verwalterin aber riß nun selber aus

und in einem Landstädtchen starb sie schon wenige Tage darauf. Allerdings war die Person schon zuvor kränklich gewesen, aber keinem Zweifel kann es unterliegen, daß der Schrecken über die ganz und gar unverhoffte Rückkehr des so grob verleumdeten Künstlers ihr den Garaus gemacht hatte. Rühmenswerth bleibt, diesen von so hoher Hand angezettelten Intriguen gegenüber, die strenge Pflichttreue und unnahbare Gewissenhaftigkeit des fürstlichen Justizpersonals. Nach genauester Untersuchung erfolgte auch diesmal der ehrenrettende Freispruch für den so schwer geprüften Künstler.

Doch damit gaben sich die Rachegeleüste eines erlauchten Frauenherzens noch lange nicht zufrieden. Eine Anklage reihte sich an die andere: ein Finanzbeamter, ein Gendarm, obscure Künstler und sonstige Leute beschuldigten den Bildhauer aller erdenklichen Verbrechen – u. a. auch der Knabenliebe. *Siebenmal* ging das Gericht in eine Untersuchung ein und *siebenmal* wurde die vollkommene Schuldlosigkeit des ruhelos gehetzten Mannes festgestellt. Neuerdings verließ er den ihm so verbitterten deutschen Boden und ging nach Rom.

Etwa ein halbes Jahr mochte er, bis dahin unbehelligt, in der ewigen Stadt weilen, als er eines schönen Maimorgens im »Café greco«, wo er zu frühstücken pflegte, verhaftet und dem päpstlichen Militärgericht zur Untersuchung überliefert wurde, denn – wie er zu seiner nicht geringen Verwunderung vernahm – er war beschuldigt, ein Agent Garibaldi's zu sein und als solcher päpstliche Soldaten zur Desertion verleitet zu haben. Der Anzeiger in diesem Falle war ein Deutscher, ein Unterthan der Fürstin Eleonore – ein notorischer Vagabund, der zuletzt dem heiligen Vater seine schmutzige Haut verkauft hatte und jetzt bei den Schlüsselsoldaten als Corporal diente.

Nach siebzehntägiger schwerer Haft ward der Bildhauer als durchaus schuldlos entlassen und an seiner Stelle wanderte wegen wissentlich falscher Denunciation der Corporal auf fünf Monate nach dem Bagno von Termini. Von hier aus schrieb der Züchtling an Hirt einen Brief, worin er den Bildhauer Haupt – der vor einigen Wochen in Rom angekommen war und dessen wir uns noch erinnern von jenem Ministerialerlaß her, der den fürstlichen Aemtern die von Haupt modellirten Büsten des neuen Herrscherpaares so zu sagen zur zwangsweisen Beschaffung anempfohlen hatte – als den Urheber seines jetzigen Unglücks bezeichnete, denn Haupt hätte ihn (den Corporal) durch Bestechen und Versprechen zur Denunciation wider den ihm total unbekanntem Hirt verleitet!! Diesem merkwürdigen Brief folgte in den nächsten Tagen ein zweiter, der den Hergang der Sache in allen Details schilderte.

Hirt überreichte diese Briefe dem Tribunal; ein Untersuchungsrichter begab sich nach dem Bagno von Termini und verhörte den Corporal, dessen Aussagen unverkennbar den Stempel der Wahrheit trugen, auch mit den Angaben weiter vernommener Zeugen durchaus übereinstimmten. Demzufolge verfügte das Tribunal die Verhaftung des Bildhauers Haupt. Nun aber lief der diplomatische Vertreter des Ländchens, dem durch die Gnade Gottes die Fürstin Eleonore als Landesmutter bescheert worden war, von Pontius zu Pilatus, um Haupt's Freilassung zu erwirken; mit allen Mitteln und auf allen Wegen ward bei den in Rom lebenden Deutschen eine Adresse an den beim heiligen Stuhl accreditirten preußischen Gesandten – als den geeignetsten Repräsentanten des damals noch ungeborenen deutschen Reiches – zusammengetrommelt, die denn auch zur Folge hatte, daß der gedrängelte Preuße wenigstens die *provisorische* Freilassung Haupt's durchsetzte.

Dafür wurde aber einige Tage darauf Hirt von dem Polizeidirektor Marchese Capranica in Haft gebracht – infolge eines Steckbriefes aus Trier, worin Hirt beschuldigt war, »einen Landrath beleidigt zu haben!« Die römische Polizei wollte den Malefikanten kurzweg an Preußen ausliefern, die dortige Regierung dankte aber für diese Gefälligkeit und der preußische Justizminister nahm sogar Veranlassung, den so plötzlich und geheimnißvoll aufgetauchten Steckbrief offiziell zu desavouiren . . .

Bald darauf, im Dezember, erscheint bei dem mittlerweile wieder freigegebenen Hirt ein Soldat der päpstlichen Artillerie; der Mann, ein Deutscher, nannte sich Heß und erklärte, er habe hochwichtige Geheimnisse bezüglich des Complottes des Bildhauers Haupt mit dem Corporal zu enthüllen. Der mißtrauisch gewordene Hirt lehnte jedoch jede Enthüllung ab und wies dem Kanonier kurz die Thür.

Am 21. Jan. in aller Frühe empfing er folgenden Brief:

Herr Hirt!

Ich muß Sie benachrichtigen, daß unser schlauer General möcht' Sie in's Unglück bringen durch den Kanonier Heß. Der Heß war gestern Abend noch spät in der Cantine (Kasernenschenke) auf'm Fort. In seinem Rausch hat er Alles babbelt (ausgeplaudert). Er soll in einem Prozeß Zeuge sein, der General Zappi hat ihm geheißten, er soll nix zeugen, sonst käm' sein bester Freund in's Pech. Sie haben verabredet, daß der Heß heut' Morgen mit ein falschen Vorladschein zu Ihnen gehe, er soll glauben machen, daß er als Zeuge verhört werden muß. Der Heß verlangt von Ihnen für gefälligst, daß Sie ihm ein Rock, Hos und West' leihen für sein Freund, ein Schuster, der in eine Audienz zum Cardinal Merode gehen soll. Er hat eine Empfehlungskart', die er Ihnen zeigt, Alles ist falsch, die Kart' ist vom General geschrieben. Die Vorladung ist vom Sergeant-Major geschrieben. Wenn Sie so ein Vieh wären und geben ihm die Kleider, gänge Sie in die Galeere. Das möcht' ja der Schuft Zappi. Gehen Sie gleich zum Kanzler, der Saukerl darf nit mehr General sein, das ist ja eine helle Affenschand'. Der Heß ist mit zwölf Napoleonsd'or geschmiert, um den Schlechten zu machen. Der Herr, von dem er das Geld gekriegt hat, wohnt bei der Post. Heß hat gestern gesagt, daß er bezeuge, er habe zwei Napoleon von Ihnen erhalten. Fünf Spion' sind bereit, Sie zu verhaften, wenn der Heß die Kleider bekommen hat. Der General hat zum Schein den Heß schon Sonntag zu sich kommen lassen, für ein falschen Rapport zu machen. Heß hat Briefe, die Ihnen gestohlen worden sind. Ihr Hausherr spielt auch den Schlechten.

*Fort San Angelo, 21. Januar 18\*\**

Morgens sechs Uhr.

C. Bernhard Ney.

Kanonier aus München.

*Nachschrift:* Heß sagt, der Corporal, der im Bagno zu Termini sitzt, sei unterrichtet, sein Zeugniß zurückzunehmen. Der General Zappi war bei ihm in Termini. Lassen Sie nur den Zeugen Carl Wiesner vorladen, der weiß Alles und kann Alles erklären.

Man kann sich leicht den Eindruck vergegenwärtigen, den dieses unorthographische, aber desto inhaltsschwerere Schreiben auf den armen, so grausam verfolgten Künstler machte. Wenn er bisher sich manchmal hatte fragen wollen, ob denn auch wirklich die Denunciation des Corporals und der mysteriöse Steckbrief aus Trier *derselben* Hand ihren Ursprung verdankten, deren verborgener Wink ihn damals in den Schreckenskerker von Tula geworfen und seitdem mit einem wahren Hagel von Criminalklagen überschüttet hatte . . . die Kunde von dem neuen satanischen Attentat, daß sich gegen seine Freiheit und Ehre vorbereitete, mußte ihm jetzt den allerletzten Zweifel benehmen. Und das ließ sich jetzt schon erkennen: das heranziehende Gewitter war furchtbarer, als all die anderen, die sich bisher über seinem Haupte entladen hatten! Dafür bürgte der Name des General Zappi, der jetzt dem bedrohten Künstler als das erkaufte Werkzeug fürstlicher Weiberrache in den Weg trat. Unter all' den höheren Offizieren der Schlüsselarmee (die doch so wie so sich nicht des besten Leumundes zu erfreuen hatten) war keiner berüchtigt als gerade dieser General Marchese Johann Baptist Zappi, Brigadier und Platzcommandant von Rom. Wegen seines grausamen und launischen Despotismus war er – wie wir dies aus den ungeschminkten Kraftausdrücken in dem Schreiben des Kanoniers Ney entnehmen können – von den Soldaten bitter gehaßt, das Bürgerthum verachtete ihn wegen seines pöbelhaften Benehmens. Der Volkswitz in ganz Italien hatte sich eines Ausspruches bemächtigt, den Zappi im Jahre 1860 gethan haben sollte und dem er seitdem als Eisenfresser eine gewisse, wenn auch lächerliche Berühmtheit verdankte. Er soll sich nämlich damals hoch und theuer verschworen haben, er würde »mit der Reitpeitsche die Romagna von den Piemontesen säubern.« Aus Vorsicht vermuthlich, damit er diese furchtbare Drohung nicht verwirklichen könne, ließ sich unser Bramarbas später von den Piemontesen in einem bombenfesten Weinkeller der Citadelle von Pesaro abfangen, den er stramm bis auf die allerletzte Flasche »vertheidigt« hatte. Die piemontesischen Offiziere aber übersandten ihm am folgenden Tage eine Pracht-Reitpeitsche mit vergoldetem Knopfe. – – Das also war der saubere »General«, der den Kanonier Heß zu Hirt schicken wollte, damit dieser in den Verdacht der Desertionsverleitung gebracht werden könne.

Wer aber war der »Herr«, der – wie der Kanonier schrieb – mit zwölf Napoleonsd'or sich an dem schmutzigen Geschäft betheiligte und »bei der Post« wohnen sollte?

Halt! Neben dem Ober-Postamt wohnte . . . der diplomatische Vertreter des Landes, in dem jetzt die Fürstin Eleonore als wohlbestallte Landesmutter conditionirte –

Kaum hatte der aufgeregte Künstler Zeit und Besinnung gefunden, sich das Alles klar zu machen, als auch schon die Thür aufging. Herein trat – der Kanonier Heß. Ohne den Judas zu Wort kommen zu lassen, drängte ihn Hirt mit derbem Ruck über die Schwelle zurück: im selben Moment aber stürzten sich auch schon fünf Sbirren (päpstliche Polizeidiener) auf den Bildhauer, packten ihn trotz all' seines Protestirens mit ihren herkulischen Fäusten fest, schlossen ihm mit einer starken Stahlkette die Hände auf den Rücken, nieteten ihm an die Beine wuchtige »Springer« und schleppten ihn so barhäuptig, nur halb bekleidet, durch die ganze Stadt nach der Engelsburg. Dort empfing ihn ein Kerkerknecht, der ihm zunächst die Taschen leerte und ihn dann Trepp' auf, Trepp' ab nach einem grausigen Kellerarrest brachte. Es war ein dreieckiges, niederes Loch, worin sich kaum ein Schritt thun ließ und worin fast ewige Nacht herrschte.

Eine Schütte halb verfaulten Strohs, in dem die Ratten quieckend herumraschelten, bildete das Lager des Gefangenen, ein Krug voll abgestandenen Wassers und eine Schmitze Schwarzbrot, die ihm täglich hineingereicht wurden, waren seine einzige Nahrung. Eine entsetzliche mephetische Lust schwängerte das enge, dunkle Verließ, das außer den Ratten, diesen langgeschwänzten Plagegeistern, noch eine ganze Unzahl jenes ekelhaften kriechenden und springenden Gewürmes und Geziefers beherbergte, das in dem südlichen Boden so üppig gedeiht . . .

Tag um Tag verstrich, es wurden Wochen daraus, die sich zu Monden aneinanderreichten. Umsonst klagte der Gefangene in herzzerreißenden Tönen seinem Wärter sein grenzenloses Leid: der abgestumpfte Sklave einer erbarmungslosen Disciplin blieb so kalt und stumm wie die Kerkermauern und außer ihm erblickte der Dulder keinen andern Menschen. Die einzige Gnade, die der finstere Alte seinem Pflegebefohlenen gewährte, war ein dünner Stock, womit Hirt sich der quälenden Ratten einigermaßen erwehren konnte. Gelang es ihm, eine der unsauberen Creaturen zu tödten, so war sie schon nach wenigen Minuten von ihren Stammesgenossen mit Haut und Haar aufgefressen.

Welche Feder könnte diese Tage und Nächte in ihrem namenlosen Grauen schildern!! Kein Untersuchungsrichter ließ sich den Gefangenen vorführen – kein Arzt sah nach seinem leiblichen – kein Priester nach seinem seelischen Zustande: er war nicht eingekerkert, nein, er war *lebendig begraben*. Mehr und mehr wich seine anfänglich fieberhafte Spannung einer dumpfen und stumpfen Apathie, eiternde Wunden bedeckten seinen zum Skelett abgemagerten Leib, den ein zeitweises Blutspeien nur noch mehr erschöpfte . . .

Da, eines Tages, öffnet sich zu ungewohnter Stunde kreischend die Eisenpforte! Zwei Kerkerknechte treten ein, greifen, ohne ein Wort zu reden, dem halbgelähmten Dulder stützend unter die Arme und schleppen ihn über Treppen und Corridore in eine Zelle *über* der Erde.

Ein scheibenloses Gitterfenster reichte nahe an den Boden der ziemlich geräumigen Zelle und gewährte den Ausblick in einen großen schönen Garten, den der nahende Lenz mit seinen ersten Knospen schmückte.

Mit thränendunkeln Augen preßte der Unglückliche seine Stirn an die Eisenstäbe des Gitters, um die, ach! so lange – so lange entbehrte balsamische Luft einzuathmen. Doch nicht lange sollte ihm dieser Genuß unvergällt gestattet sein, denn mit einem Mal hörte er draußen im Garten Stimmen reden und im nächsten Moment zeigte sich vor dem Gitter der General Zappi!

Er war in voller Uniform, an seinem Arm tänzelte die dem Gefangenen wohlbekannte Baronesse Emma von Lindenthal – eine Hofdame und Vertraute der Fürstin Eleonore! Beide postirten sich vor das Gitterfenster und beguckten sich per Pincenez und Lorgnon die Jammergestalt, die bleich und matt an der Wand lehnte. So entkräftet und abgestumpft der Gefangene auch sein mochte die vier frechen Augen, die sich an seinem Leidensbild ergötzen, wie an den Capriolen eines Affen, reizten den Armen nach und nach zu einem Ausbruch von Raserei und mit rollenden Augen und geballten Fäusten schleuderte er aus heiserer Kehle seinen Verderbern Flüche und Verwünschungen entgegen.

Der biedere Kriegsmann und seine Begleiterin wollten sich darob vor Lachen ausschütten. Endlich mochten sich die Herrschaften sattam amüsirt haben, mit einer spöttischen Verbeugung verschwanden sie und gleich darauf traten die zwei Kerkerknechte in die Zelle, um den

halbtodten Märtyrer – – in sein altes Rattennest zurückzuschleppen. Er war also nur zu einer bequemen Revue in jene Zelle gebracht worden . . .

Wieder vergingen Wochen, die die Phantasie des Lesers sich ausmalen mag, als die Kerkerpforte sich abermals erschloß. Diesmal erschien ein freundlicher, älterer Herr – um es gleich zu sagen: ein Arzt, der im amtlichen Auftrag die Kerkerzellen der Engelsburg<sup>1</sup> visitirte. Der wackere Mann schauderte, als er vor sich ein zuckendes Gerippe

liegen sah; er ging nicht von der Stelle, bis der Unglückliche in das Gefängniß-Hospital gebracht war.

O, unsagbare Wonne und Seligkeit! Nach Monden lag der Dulder in einem sauberen Bette, zum ersten Mal wieder schlürfte er eine warme Suppe. Er glaubte, vor Dank all das überstandene Weh vergessen zu müssen. Doch es war nur ein trügerisches Glück! Schon nach wenigen Tagen riß man ihn wieder aus seinem Bette, steckte ihn in Züchtlingskleider und warf ihn in die Detentionszelle der zum Tod verurtheilten Armsünder. Hier theilte er die Gesellschaft des berühmten Brigantenhäuptlings Viola der für sechsunddreißig Mordthaten büßen sollte, und noch zweier anderer Galgencandidaten aus Subiaco.

Immerhin aber durfte er sich noch glücklich preisen, denn er war doch wenigstens unter Menschen, denen er sein namenloses Leid klagen konnte. Und bald sollte er auch gewahr werden, daß diese verworfenen, dem Henkertod geweihten Verbrecher sich mitten in ihrem blutigen Handwerk ein Gefühl von Erbarmen reservirt hatten, das sie, die Mörder und Räuber, himmelhoch über eine Fürstin von Gottes Gnaden erhob . . .

Am folgenden Morgen erschien in der Armsünderzelle ein Mönch, um einem der drei Todescandidaten die letzte Beichte abzunehmen.

»Ehrwürdiger Vater,« meinte mit philosophischer Ruhe der Delinquent: »was soll ich Euch mit meinem Sündenbekenntniß langweilen? Ihr könnt ja viel besser aus den Gerichtsakten ersehen, was Alles ich auf dem Kerbholze habe und wenn Ihr dann ein Gebet für das Heil meiner armen Seele thun wollt, so soll's mir recht sein.« Er deutete nach seinem deutschen Zellenkameraden. »Seht, ehrwürdiger Vater, dort ist ein armer Teufel, der Euern Trost und Beistand nöthiger brauchen kann, wie ich.«

In kurzen Worten berichtete der Bandit, was ihm der Künstler geklagt hatte. Kopfschüttelnd hörte der Mönch zu, dann wandte er sich an den Deutschen, um sich aus dessen eigenem Munde den Bericht bestätigen zu lassen.

Noch am gleichen Tage trat der Sachverwalter Hirt's den Gang nach dem Galgen an. Mit einem kräftigen Händedruck verabschiedete sich der Armsünder – ein schöner, herkulisch gebauter Mann von kaum dreißig Jahren – von seinen beiden Schicksalsgenossen, die ihm bald nachfolgen sollten, dann von dem Deutschen, zu dem er tröstend sagte: »Faßt Muth, lieber Freund, der Pater Cyrillo ist ein braver Kerl, der für Euch das Möglichste thun wird.« Und mit diesem Gedanken an die Wohlfahrt eines Andern, eines Fremdlings, ging der Mörder in den Tod. Vielleicht hat seine Seele, als sie zwischen der HanfSchlinge des Henkers hindurchschlüpfte, doch noch ein bescheidenes Winkelchen im Himmel gefunden . . .

Und der Trostspruch des Banditen war kein leeres Wort gewesen, denn wirklich that der brave Pater sein Möglichstes. Ungesäumt setzte er das Tribunal in Kenntniß und der Präsident beauftragte den wegen seiner Pflichttreue und Unparteilichkeit in ganz Rom beliebten Richter Ciaroni mit der Untersuchung dieses himmelschreienden Falles.

---

<sup>1</sup>»Engelsburg« – warum nicht richtiger Teufelsburg!

Gleich nach dem ersten Verhör verfügte Ciardoni die provisorische Demission des Inhaftirten. Am 13. Mai – also nach einer Einkerkering von hundertundzwoölf Tagen, die weniger nach der Zeit, als nach ihrer grauenvollen Qual bemessen werden müssen! – wankte, gebrochen an Leib und Seele, der Dulder aus dem Höllenthor der Engelsburg. Das Tribunal, das die Freilassung des Künstlers bestätigte, leitete nun gegen den General Zappi die Untersuchung »wegen Menschenraubes« ein. Vergebens bot der Elende seine ganze Protektion auf, um den schwebenden Prozeß zu hintertreiben, denn das bleiche Leidensbild des Deutschen zeugte ja am besten für die erlittene Pein. Wenn General Zappi sich und seine Stellung retten wollte, so blieben ihm nur noch zwei Auswege: er mußte den Versuch machen, den Prozeß von dem Civilforum auf das des Militärgerichts hinüberzuspielen, denn hier lag ja der Ausgang in *seinen* Händen. Die zweite Aufgabe war, das Opfer seiner Bestialität im richtigen Moment mundtot zu machen.

Wegen des ersteren Punktes erhob sich zwischen den beiden competirenden Gerichten ein weitläufiger Streit, das Civiltribunal ließ sich nicht in's Bockshorn jagen und machte in energischster Weise seine Rechtsbefugniß geltend. Die bedrohliche Situation ließ den General nicht länger mehr mit dem zweiten Gewaltakt zögern. Am *hell lichten Tag und auf belebter Straße* ward der Künstler von Domenico Zauli, einem in Rom wohlbekannten Bravo, angepöbele und dadurch zu einem Wortwechsel provocirt, der damit endete, daß der Bandit sein ihm überwiesenes Opfer mit einem Knittel zu Boden schlug und mit drei Dolchstichen in der Herzgegend verwundete.

Zweifellos hätte der Meuchelmörder dem Unglücklichen den Rest gegeben, wenn nicht noch zeitig ein paar Soldaten herbeigeeilt wären, bei deren Annäherung der Blutmensch die Flucht ergriff. Bewußtlos ward der Gemeuchelte in das Spital geschafft, das er, zwischen Tod und Leben schwebend, erst nach Wochen als genesen verlassen konnte. Kaum in seine Wohnung zurückgekehrt, erwartete ihn eine unheimliche, neues Uebel kündende Entdeckung: in der unmittelbar über seiner Wohnung belegenen Etage hatte sich nämlich mittlerweile Niemand anderes eingemietet, als – die Baronesse Lindenthal, die Hofdame der Fürstin Eleonore! –

Das Mordattentat Domenico Zauli's blieb ungesühnt, denn der Bandit war seitdem spurlos verschwunden und wenn auch ganz Rom mit dem Finger auf den General Zappi, als den eigentlichen Urheber der Blutthat, deutete, so bot dieser Verdacht doch noch keinen Halt- punkt zu weiterm Eingreifen. Der wider Zappi eingeleitete Prozeß »wegen Menschenraubes« schritt dagegen unter der Ohhut des wackern und unbeugsamen Richters Ciardoni langsam, aber stetig bei dem Tribunal fort; immer enger und enger zog die Justiz um den Menschenräuber ihren erdrückenden Ring, alle Lügen und erkaufte Advokatenkünste konnten, den klaren und bestimmten Aussagen Hirt's gegenüber, dem Schänder des militärischen Ehrenkleides nicht mehr helfen . . . da, gerade am Tage einer neuen Gerichts-Citation, erkrankte der so vielgeprüfte Künstler abermals und zwar unter allen Symptomen einer *Vergiftung*. Wie der Generalarzt Doktor Branco constatirte, war Hirt in der That das Opfer einer starken Quecksilbervergiftung. Die nähere gerichtliche Untersuchung, die wiederum der vortreffliche Ciardoni leitete, ergab, daß in Hirt's Zuckerdose von verbrecherischer Hand ein Quecksilberpräparat gemischt worden war. Anfänglich war von einigen Hausgenossen die Aussage gemacht worden, sie hätten die Baronesse Lindenthal – jedenfalls mit falschen Schlüsseln – in die Wohnung des Bildhauers schleichen sehen; mit einem Mal aber hatten sich die guten

Leute eines anderen besonnen, nun wollten sie gar nichts gesehen haben und die Baroness selber, von dem Untersuchungsrichter in diskreter Weise interpellirt, warf mit dem majestätischen Air einer olympischen Göttin den blonden Lockenkopf zurück und meinte, sie könne in diesem Falle nichts thun, als – lachen. Und munter zeigte sie denn auch dem Repräsentanten der Themis ihre weißen Perlenzähne . . .

Um es kurz zu sagen: ganz wie jenes Mordattentat, verlief auch diese Vergiftungsgeschichte im Sande, das in die Zuckerdose gelegte Kukursei war und blieb ein Räthsel und der nur durch ein Wunder abermals dem Tod entronnene Unglückliche konnte nichts thun, als sein Bündel schnüren, um wenigstens aus dem gespenstischen Hause wegzukommen, unter dessen Dach sich die *lachende* Baroness eingenistet hatte.

Inzwischen war der leidensreiche Dulder zu einem vollständigen und voraussichtlich auch unheilbaren Krüppel geworden, der sich nur noch auf Krücken mühsam fortbewegen konnte! Sein Gesicht und sein ganzer Leib waren mit Narben und Pusteln bedeckt: der einst so blühende Jüngling und Mann war zu einem gräßlichen Zerrbild der Menschheit geworden. Mittellos stand er auf dem Pflaster der ewigen Stadt und dem Hungertode wär' er verfallen, wenn nicht barmherzige Landsleute eine Collekte veranstaltet hätten, die wenigstens seine nächste Existenz sicher stellte. Und so saß er eines Tages in seinem Stübchen am Fenster und ließ vor seinen müden, gramverdunkelten Augen die Erinnerungen eines mit diabolischer Erbarmungslosigkeit zerstörten Lebens vorüberziehen. Aus dem hochbegabten, göttliche Ideale verfolgenden Kunstjünger war nun ein elender Krüppel geworden, der von Almosen sein armseliges Dasein fristete. Von seinem brennenden Seelenschmerz übermannt, stützte der Dulder die Stirn in die zitternde Hand und begann bitterlich zu weinen. Mit einem Mal war es, als müsse er einem magischen Bann gehorchen und langsam hob er seinen thränenumflorten Blick.

Und siehe! War es wüster Traum oder schreckensvolle Wirklichkeit??

Gerade in dem Hause gegenüber stand hinter einem Fenster eine hohe, dunkelgekleidete Frauengestalt, regungslos, wie aus schwarzem Marmor gemeißelt. Nur die meerblauen Augen lebten – im zuckenden Blitz eines dämonischen Triumphes. Und nicht länger wie das blendende, unheimliche Aufleuchten eines Wetterstrahles zeigte sich die Vision dort an jenem Fenster . . . dann rauschten die Vorhänge wieder zusammen . . .

O, fürstliches Weib, Rachegöttin im Hermelin – du durftest triumphiren, dein finsterer Schwur war erfüllt! Dort der Krüppel war *dein* Opfer!!

---

Und jetzt noch das Finale dieses gespenstigen Drama's.

Der Prozeß gegen den Menschenräuber und Menschenquäler Zappi – Du möchtest wohl den Ausgang wissen, lieber Leser?

Ja, es giebt keinen Ausgang, wenigstens keinen solchen, wie Du ihn erwarten möchtest. Der Prozeß ist auf Einmal sanft und selig eingeschlafen und selbst der brave Richter Ciardoni konnte ihn nicht wieder wach rütteln. Von woher das Narcotikum so plötzlich gekommen ist?

Ja, das ist auch so eine Frage! Vielleicht von jenem Fenster her, hinter dem wir wie im Aufleuchten eines Blitzes die »Rachegöttin im Hermelin« gesehen haben. Eines aber bleibt *keine* Frage! Gleich nach jener Incognito-Visite der Hermelindame dampfte der biedere Kriegsmann

Zappi – natürlich in tiefstes »Civil« gekleidet – nach Neapel, um dort bei dem Bankhaus Levi eine Tratte von Vierzigtausend Francs einzukassiren.

Und damit: Ende gut, Alles gut . . .

Hier bricht die Hof- und Künstlergeschichte ab, die wir, zum klarern Verständniß des Lesers, ihrer Gesprächsform, wie sie zwischen dem Abbé Calvati und seinem vielwissenden Gaste hin- und herging, entkleidet, im Uebrigen aber wahrheitsgetreu berichtet haben.

---

Der Abbé, der gespannt seinem Gaste gefolgt war, hauchte aus seiner Cigarette eine zierliche Ringelgürlende vor sich hin. Ein ungewohnter Ernst lag auf seinem sonst so kaltironischen Gesichte, als er sagte:

»Wir sind unter uns und sprechen mit aufgeknöpftem Rock – hören Sie, lieber Griscelli, im heiligen Rom ist doch sehr Vieles möglich!«

Gleichmüthig zuckte der Gast die Achsel. »In Rom, Abbate, ist *Alles* möglich, wenn man Zweierlei besitzt: Geld, oder einen Titel – noch besser Beides zusammen.«

»Ganz wie in Rußland, das ja auch heilig sein will,« lachte der Abbé schon wieder in seiner sardonischen Manier.

Griscelli nickte. »Was geht's eigentlich mich an, Abbate? Ich diene dem Cardinal Antonelli, er bezahlt mich und damit basta.«

»Seine Geheimpolizei dürfte wohl zu den bestorganisirten Instituten dieser Art gehören,« warf der Jesuit hin. –

Ein flüchtiges, spöttisches Lächeln enthüllte das starke, weiße Wolfsgebitz Griscelli's, gleich darauf entgegnete er ruhig: »Seitdem die italienische Einheitspartei auch in Rom Wurzel gefaßt hat, mangelt es uns nicht an Arbeit. Die päpstliche geheime Polizei ist die Contreguerilla gegen diese liberalen Sprudelköpfe, die, wie sie sagen, dem heiligen Vater nichts übrig lassen wollen, als den Vatikan und einen Gemüsegarten.«

Der Jesuit lachte herzlich auf, dann griff er nach einem auf dem Kaminsims liegenden Zeitungsblatte, in dem verschiedene Stellen blau und roth angestrichen waren.

Mit dem Finger auf eine dieser Stellen deutend, sagte er: »Auch in den auswärtigen Journalen wird jetzt weidlich die Lärmtrommel gerührt, um die Sturmbataillone gegen den heiligen Vater zu sammeln und ihm in möglichster Kürze zu dem bewußten Gemüsegarten zu verhelfen. Gerade die päpstliche Geheimpolizei muß der Firma Mazzini, Garibaldi & Co. ein ganz besonderer Stein des Anstoßes sein, denn schon seit einiger Zeit finde ich in der liberalen Presse des Auslandes Correspondenzen aus Rom, die, in Gift und Galle getaucht, die haarsträubendsten Schilderungen vom Thun und Treiben der päpstlichen Polizei bringen.«

Ein trockenes Lächeln flog über das gelbe Gesicht Griscelli's. Nach dem Zeitungsblatte hinüberweisend, sagte er: »Bitte, Abbate, lassen Sie mich einmal den Gallapfel da schmecken, Sie wissen, als Mann vom Fach kann es mich interessiren, was man über uns Sündenböcke von der Polizei denkt und schreibt.«

Der Abbé las: »Nieder mit der Geheimpolizei des Vatikans, die selbst noch in den engsten Familienkreis den Keim giftigen Mißtrauens pflanzt. Die Spionage hüllt sich nicht bloß in das geistliche Gewand, sondern verbirgt sich auch hinter der Blutsfreundschaft. Der Spion hat einen Freibrief . . .«

»*Ma bene*,« schaltete Griscelli gleichmüthig ein: »was soll der arme Teufel anfangen, wenn er diesen Freibrief nicht in der Tasche hat!«

»Die Zeiten Gregor's mit ihrer Despotie,« las der Abbé weiter: »erscheinen jetzt den Römern als ein Zustand paradiesischer Unschuld. Die Gesandten und die Consulen der fremden Mächte nehmen in der ewigen Stadt eine Stellung ein, wie vordem in den nordafrikamschen Raubstaaten; sie thun das Möglichste, um ihre Landsleute aus den Klauen der jesuitisch geleiteten Geheimpolizei zu retten, dennoch aber liegen nicht selten Fremde wochenlang unverhört und sehr oft unschuldig, aus Privathaß denuncirt, mit den gemeinsten Verbrechern in einem und demselben Kerkerloch.«

Der Abbé blickte von dem Blatte auf; sein Gast nickte leicht mit dem Kopfe.

»Lieber Abbate,« bemerkte er gleichmüthig: »der Mann hat keineswegs übertrieben – er hat sogar das Beste verschwiegen, allerdings aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht weiß.« Mit einem ironischen Blick fixirte Griscelli für einen Moment den Jesuiten. »Ich selber, Abbate,« sprach er weiter: »habe zu Rom, als ich in die Dienste Antonelli's und seiner Geheimpolizei trat, noch Manches lernen müssen, was mir weder bei Louis Napoleon noch bei Cavour in der Praxis vorgekommen ist. Was meinen Sie, Abbate, mit wie viel Goldstücken pro Zeile die liberale Presse die Correspondenzen honoriren würde, die ihr ein römischer Geheimpolizist schreiben könnte?!« Er lachte unheimlich auf. »Zum Beispiel so eine Piquanterie wie die da: kurz, nachdem ich meinen neuen Dienst bei dem Cardinal angetreten hatte, controlirte ich eines Tages die Zellenregister der *Carceri nuovi*, die damals mit politisch Verdächtigen und Verurtheilten vom Keller bis zum Dach hinauf vollgepfropft waren. In der Wachtstube bemerkte ich eine junge bildschöne Dame mit einem Körbchen voll Confekt und Früchten, dazwischen lugte der Hals einer Weinflasche hervor. Ich befragte einen der Schließer, was die Dame mit ihrem Körbchen da wolle. Der Mann verzog sein Gesicht zu einem lustigen Grinsen, dann tuschelte er mir zu, die Dame erscheine täglich, um ihrem eingekerkerten, kränklichen Vater eine Erquickung zu bringen. Auf weiteres Befragen nannte mir der Schließer den Namen des Gefangenen. Erstaunt bemerkte ich ihm, daß ich einen derartigen Namen in dem Register gar nicht gefunden hätte.

»Glaub's gern, Signor,« lachte der Schließer: »daß Sie den Namen nicht gefunden haben! Noch schwerer sollt' es Ihnen werden, wenn Sie den Gefangenen selber suchen wollten.«

»Der Mann war wohl aus seiner Haft entflohen?« warf der Abbé ein, indem er seinen Gast fragend anblickte.

Griscelli machte eine kleine Pause, dann antwortete er ruhig: »Nein, Abbate, der Alte, den man als glühenden Schwärmer für ein einiges und freies Italien hinter Schloß und Riegel gebracht hatte, war nicht entflohen, sondern er war ohne jeden weitem Prozeß bei *Nacht und Nebel in seiner Zelle erdrosselt worden*.«

»Und die Tochter mit ihrem Körbchen?« Der Jesuit frug's in Ton und Miene einer unwillkürlichen Rührung.

»Die Tochter mit ihrem Körbchen?« gegenfrug Griscelli und auch seine ehernen Gesichtszüge waren für einen Moment weicher geworden: *Cospetto!* Das arme Ding kam bei Regen und Sonnenschein Tag um Tag herbeigetrippelt, ohne auch nur zu ahnen, daß seinem alten Vater schon *seit drei Jahren* durch den Henker der Kragen umgedreht worden war.«

Der Abbé hatte sich in ein tiefes Sinnen verloren, aus dem er ordentlich aufschrak, als der Andere seine Schulter berührte.

»Abbate,« sagte der Gast und hielt seine Taschenuhr hin: »ich habe keine Sekunde mehr zu verlieren, wenn ich den Dampfer noch rechtzeitig erreichen will . . . Sie begleiten mich wohl zum Hafen? Unterwegs können wir noch über dies und jenes sprechen.«

Der Priester machte eine zustimmende Bewegung und griff nach Hut und Mantel. Von seinem Gaste unbemerkt, ließ er noch flink ein Stilet in seine Rocktasche gleiten. Dann wanderten Beide dem Hafen entgegen. —

Griscelli wird uns noch öfters begegnen, in der einen oder anderen Rolle, und so mag es als eine Pflicht erscheinen, wenn wir diese Zwischenpause benutzen, um den Leser mit der Lebensgeschichte dieser merkwürdigen, keineswegs der Dichterphantasie entsprungenen Figur näher bekannt zu machen. Ein Roman im Roman!

---

Jacopo Francesco *Griscelli* – corsikanischer Ziegenhirt, halbwild aufgewachsen in der Bergsamkeit seiner heimatlichen Insel, dann in aufsteigender Reihenfolge französischer Soldat, Unteroffizier, Fechtmeister, »Sitzredakteur« eines Lyoner Oppositionsblattes, Zuchthäusler wegen Bigamie, Schlepper beim Staatsstreich-Bauernfang am 2. Dezember, Mouchard bei der Pariser Polizeipräfektur und in weiterm Avancement specieller Leib-Spitzel des Kaisers Louis Napoleon . . . Das sind so ungefähr die Capitelüberschriften für den ersten Theil dieses tollen Lebensromanes. Der zweite Theil entrollt eine wo möglich noch buntere Musterkarte. In Folge des Orsini-Attentates hat der Polizeipräfekt Pietri Knall und Fall seine Demission erhalten und gleichzeitig scheidet auch Griscelli aus dem kaiserlichen Geheimdienst. Ob freiwillig oder gezwungen – das bleibt eine offene Frage. Später hat er sich über diesen Punkt kurz dahin geäußert: »Pietri war Corsikaner wie ich, dazu war er noch mein Wohlthäter und Freund, ich mußte ihm also folgen.«

Durch diesen seinen »Wohlthäter und Freund« mit den besten Referenzen und Zeugnissen versehen, wendet sich Griscelli zunächst nach Turin und hier begegnete er uns bald darauf im Dienste des Grafen Cavour, um als politischer Geheimagent des piemontesischen Ministers die Schritte und Tritte Rattazzi's, Brofferio's und Solar's zu überwachen, gelegentlich auch allerlei mehr oder minder heikele Missionen zu Genua, Florenz, Bologna, Modena, Verona und Rom zu erledigen. Von Rom aus wendet sich der einstige corsische Ziegentreiber nach Sicilien, um immer im Auftrage Cavour's, das Thun und Treiben Garibaldi's zu überwachen – dieses Mannes, der, wie Abbé Calvati ebenso witzig als treffend bemerkt hatte, in seiner Brust ein *Löwenherz* und auf seinen Schultern einen *Eselskopf* trug . . . Von Palermo instradirt ein Wink Cavour's den Agenten nach Neapel, wo er sich bei der bourbonischen Königsfamilie Eingang verschafft und dann zur Berichterstattung nach Turin zurückkehrt.

Gleich darauf stirbt Cavour (6. Juni 1861). Griscelli war Zeuge des Todeskampfes; zu Füßen des scheidenden Staatsmannes stehend, verfolgt der Agent den Auflösungsproceß seines Herrn und Meisters, er hört, wie der gewaltige Geist mit den Schauern des Todes ringt und seine morsche Hülle nicht verlassen will, weil so viele Aufgaben ihn noch an das Leben, an den so heißgeliebten italienischen Boden fesseln. Leise schluchzend kniete vor dem Bette die Gräfin Alfieri, die Nichte und treue Pflegerin des sterbenden Patrioten, auf der andern Seite stand in stillem Gebet ein würdiger alter Mönch, Pater Jacob, der auf den ausdrücklichen Wunsch des Kranken herbeigekommen war, um ihn zum geheimnißvollen Gang in die Ewigkeit vorzubereiten. Mit einem Mal erschien ganz unerwartet in dem Sterbegemach der König

Viktor Emanuel. Achtungsvoll wichen die Anwesenden in den Hintergrund des Zimmers zurück. Dem König tropften die hellen Thränen in den martialischen Schnurrbart, wortlos preßte er die fieberheiße Hand seines treuen Berathers, der mit einem geisterhaften Lächeln zu seinem königlichen Herrn emporblickte. »Sire,« murmelte er: »Norditalien ist fertig! Es giebt keine Lombarden, keine Piemontesen, keine Toskaner, keine Romagnolen mehr, wir sind alle Italiener!«

Schweremüthig nickte er vor sich hin. »Aber, Sire, es giebt leider noch Neapolitaner! O, in ihrem schönen Lande ist viel Corruption, aber es ist nicht ihr Fehler, die armen Kerle sind so miserabel regiert worden! Das ist der Schelm Ferdinand!« Seine bleiche Wange röthete sich, seine magere Hand ballte sich wie zu einem letzten Schlag. »Nein, nein, nein! eine solche Schandwirthschaft darf nicht restaurirt werden, das kann Gott nicht zulassen!« Erschöpft sank er in die Kissen zurück. Die heftige Aufregung schien ihm Schmerzen zu verursachen, aber auch der König vermochte sein eigenes Weh nicht länger mehr zu bemeistern. Wie in stummem Dank für all' die Dienste, die ihm dieser geniale Kopf geleistet hatte, legte er seine Hand auf die gedankenreiche Stirn des sterbenden Staatslenkers, noch einmal heftete er seinen thränenfeuchten Blick auf die irdische Hülle, die in der nächsten Spanne Zeit für immer erkalten sollte – – dann trat er leise zurück und verließ, sein Gesicht in die beiden Hände gedrückt, das Gemach. Der Sterbende hatte nichts davon bemerkt, er war in ein Delirium versunken und phantasirte leise vor sich hin. Die Anwesenden verstanden die einzelnen Sätze: »Mit Istrien und Tyrol ist's etwas Anderes, das bleibt für eine andere Generation übrig . . . Wir haben genug gethan . . . Der deutsche Bund zu Frankfurt am Main – diese Anomalie! . . . Er muß sich auflösen . . . Die deutsche Einheit wird gegründet werden . . . Aber das Haus Habsburg kann sich nicht modifiziren . . .« Seine Lippen bewegten sich eine Weile wortlos; mit einem Mal begann er wieder in einer Art von nervöser Hast: »Was werden die Preußen thun? Sie sind so langsam, ihren Entschluß zu fassen . . . Sie werden am Ende fünfzig Jahre dazu brauchen, um zu erreichen, was Wir in sechsunddreißig Monaten gemacht haben . . .

Einige Minuten lag er still da, dann öffnete er plötzlich die Augen und ließ sie durch das Gemach irren. Sein Blick traf den alten Mönch und gleichzeitig schien der erlöschende Geist noch ein Mal aufzuflammen, denn mühsam murmelte er gegen seinen Beichtvater die letzten Worte hin:

»*Frate, frate – – libera chiesa in libero stato!*«<sup>1</sup>

Noch zwei schwache Bewegungen und . . . die Seele flog, um mit Rabelais zu reden, dem »großen Vielleicht« entgegen.

Es war der 6. Juni 1861, Donnerstag Morgen gegen sieben Uhr.

---

Tiefe Trauer erfüllte Turin, Piemont, ganz Italien, wo ein italienisches Herz schlug. Die Städte, Männer und Frauen legten Trauergewänder an; d'Azeglio, im Leben der so eifersüchtige Gegner Cavour's, hatte für die Leiche die sorgenvollen Worte: »Ein Blitzstrahl hat uns getroffen, dessen Sinn und Tragweite noch gar nicht zu ermessen ist! Für ihn, den Todten, ist es vielleicht ein Glück: er durfte verschwinden, ehe er herabzusteigen brauchte. Für uns ist es eine schreckliche Prüfung und wir alle wollen über ihn weinen wie über einen Bruder.«

---

<sup>1</sup>Bruder, Bruder . . . freie Kirche im freien Staate!

Auch der Cäsar in den Tuileries hätte weinen dürfen, und neun Jahr später, am blutigen Gerichtstag von Sedan, mag in furchtbarer Klarheit der Gedanken an ihn herangetreten sein, was Alles ihm in dem piemontesischen Denker und Patrioten verloren gegangen war. Mit dem Tode Cavour's sollte ja Napoleon sichtlich mehr und mehr sinken, der ihn aufwärts leitende Genius war von ihm gewichen und er wurde wieder, was er vorher gewesen war – ein Abenteurer . . .

Aber auch noch Einer durfte den Tod des Ministers als einen harten Schlag in's Comptoir empfinden: Griscelli. Hatte er ja einen Brodherrn verloren, der jeden Dienst seiner Spürhunde brillant zu lohnen pflegte! »Wenn ich – so äußerte er sich späterhin – von Persigny, Morny oder sonst einem der Herren des kaiserlichen Geheimkabinetts zu irgend einem heikeln Gang beordert wurde, so war für die Herren nichts wichtiger, als die Frage, ob ich denn auch meinen Revolver und mein Stilet schuß- und stoßfertig zur Hand habe. Bei Cavour dagegen hieß es immer zuerst: Wieviel Geld brauchst Du?«

*Item* – über dem generösen Staatsmann hatte sich die Gruft geschlossen und Griscelli, der in den Tagen des Ueberflusses Gott einen guten Mann sein ließ, mußte sich jetzt nach einem neuen Herrn umsehen. Offenbar waren es denn auch finanzielle Beweggründe, die ihn dazu bestimmten, ein ländliches Stilleben am Genfer See aufzusuchen und hier seine bunten Erlebnisse im Geheimdienste Cavour's niederzuschreiben unter dem Titel: »Streiflichter über Land und Leute im neuen Königreich Italien.«

Bei einem Mann, der, wie Griscelli, die Spionage professionell betreibt, darf man hinsichtlich des *point d'honneur* keine besondere Empfindlichkeit erwarten. »Kein Kreuzer, kein Schweizer« – so hieß es auch bei ihm.

Für blankes Gold hatte er sich als Schild zwischen Louis Napoleon und dessen mordplänende Feinde gepflanzt; dasselbe gleißende Metall beugte ihn unter den herrischen Willen Cavour's und um klingenden Lohn stellte auch jetzt wieder Griscelli seinen Witz, seinen Revolver und sein corsisches Stilet zur beliebigen Verfügung. Cavour ist todt, eine Hand hat, nach Griscelli's nüchterner Moralphilosophie, die andere gewaschen und für's liebe Brod muß jetzt ein neues Liedlein gesungen werden . . .

Den Blick nach dem *Vatikan* – diesem Mekka für so viele fromme und nichtfromme Spekulanten – gerichtet, setzt sich also unser Mann hin und schreibt das obenbezeichnete Pamphlet, worin er sich »vor Gott und seinem Gewissen« gedrungen fühlt, die »höchst unsaubern Machinationen« zu enthüllen, wodurch Piemont sich die italienischen Fürstenthümer »angegliedert« habe. Das Manuscript überbringt er dem seitdem vielgenannten katholischen Pfarrer Mermillod in Genf zur gefälligen Durchsicht und Stylcorrectur; der gallsüchtige Pfaffe greift mit beiden Händen nach der hochwillkommenen Gelegenheit, mit den verhaßten piemontesischen Ketzern und Kronenräubern ein literarisches Hühnchen zu pflücken und »corrigirt« wacker darauf los. Dann erschien das Büchlein anonym zu Brüssel im Verlag der ultramontanen »*Revue belge*«, um gleich nach seiner Veröffentlichung allerlei Interpellationen von Seiten der Cabinette zu Paris, London, Brüssel und Madrid hervorzurufen. Der Cardinal Antonelli und der Graf von Trapani, Oheim des König Franz von Neapel und Bruder des verflorenen *Re Bomba*, lohnten den unter die Literaten gegangenen Agenten mit dem ziemlich magern Douceur von je Tausend Francs; der ultramontane Adel zu Brüssel – wohin Griscelli persönlich sein Manuscript zum Druck gebracht hatte – fütterte in seiner Herzensfreude den

Verfasser mit desto fettern Dinern und Soupers ab, spickte ihm wohl auch zum Dessert den monetenbedürftigen Beutel.

Zu diesem Brüsseler Aufenthalt bemerkt Griscelli in seinen späterhin veröffentlichten (aber auch ebenso rasch confiscirten) Memoiren:

»Auf besonderes Zurathen des zu Brüssel accreditirten päpstlichen Legaten und nunmehrigen Bischofs zu Posen, Ludowski, schickte mich das belgische Comité mit einem Empfehlungsschreiben zu dem inzwischen verstorbenen Cardinal Wiseman in London.«

Dieser päpstliche Legat, dessen zungenbrecherischen Namen sich der Corsikaner zu der bequemern und mundgerechten Aussprache »Ludowski« zustutzt, ist aber, wie schon aus dem Beisatz »nunmehriger Bischof zu Posen« ersichtlich, kein Anderer gewesen, als *Ledochowski*, der in unsern Tagen des sogenannten Culturkampfes so bekannt gewordene ultramontane Staatsrebell. Uns Deutschen darf diese Mittheilung Griscelli's insofern ein spezielles Interesse bieten, als wir daraus entnehmen können, daß Ledochowski schon damals gern sich bereit finden ließ, gegen jede Regierung zu intriguiren, die sich nicht gehorsam in die Autorität der römischen Curie fügte und dem Nachfolger Petri nicht gutwillig *Carte blanche* gab.

Das Empfehlungsschreiben Ledochowski's erschloß denn auch dem Corsen Haus und Herz des Cardinals, der sich gleichzeitig beeilte, Griscelli's Pamphlet in's Englische übersehen, drucken und geeigneten Ortes verbreiten zu lassen. Hier zu London erntete Griscelli noch einen weitem Lohn von allerdings ziemlich problematischem Werth: der Exkönig Franz von Neapel, offenbar von Antonelli und dem Grafen von Trapani dazu veranlaßt, übersandte nämlich von Rom aus dem über Nacht zu einem so schwärmerischen Vertheidiger der jesuitisch-bourbonischen Interessen gewordenen Exagenten Cavour's einen – Adelsbrief, kraft dessen der neugebackene Rittersmann fortan als *Baron von Rimini* paradiren konnte . . .

Wie schon bemerkt – im Dienste des Cardinal Antonelli sahen wir Griscelli dem Abbé Calvati einen flüchtigen Besuch abstatten, um dann zur geheimen Ueberwachung Garibaldi's mit dem Dampfer nach Sicilien weiterzureisen. Auf seinen fernern Schnüffeltouren wird uns der corsische Abenteurer schon noch begegnen und so lassen wir ihn einstweilen nach Palermo dampfen. Zur weitem Charakterisirung dieses unheimlichen Gesellen möge übrigens hier noch eine besonders bunt colorirte Episode aus Griscelli's Vorleben ihren Platz finden.

Der Vorgang ist zu seiner Zeit mit allen Mitteln der allmächtigen napoleonischen Polizei todtgeschwiegen worden und nur durch eine hier nicht näher zu bezeichnende Zwischenperson hat Schreiber dieser Zeilen von den dabei spielenden Details Kenntniß erhalten. Wir sind also in der Lage, für die Wahrheit des Folgenden einzustehen . . .

Zur Zeit, als Walewski kaiserlich französischer Botschafter in London war, erhielt Louis Napoleon eines Abends ein chiffirtes Telegramm, worin ihm Walewski die gemüthliche Mittheilung machte, ein gewisser Kelch – aus der Strafcolonie zu Lambessa entflohen und derzeit im Solde des mazzinistischen Revolutions-Comité's stehend – habe sich Tags zuvor zu Dover eingeschifft, mit der offenbaren Absicht, den Kaiser zu ermorden. Begreiflicher Weise säumte Louis Napoleon keinen Augenblick, den Polizeipräfekt Pietri von dieser Depesche in Kenntniß zu setzen und gleichzeitig einen Sicherheitsbeamten zu verlangen, der sich zur speziellen Ueberwachung seiner bedrohten Person besonders qualifizire. Die Wahl des Präfekten fiel auf Griscelli, den Pietri schon von Corsika her kannte und gleich nach dem Staatsstreich zum geheimen Agenten des Polizeikabinetts ernannt hatte. Der Kaiser äußerte den Wunsch, diesen Mann persönlich zu sprechen und so wurde ihm, seiner weitem Anordnung gemäß, gleich

noch am selben Abend Griscelli in der kaiserlichen Loge des Opernhauses während eines Zwischenaktes vorgestellt. Mit kurzen Worten theilte Louis Napoleon dem Corsen den Inhalt der Depesche mit, empfahl ihm die strengste Wachsamkeit und schloß seine Instruktionen mit dem Befehl, Griscelli solle zunächst den Aufenthalt Kelch's in Paris ausfindig machen, den Attentäter keinen Moment aus dem Auge verlieren, dabei aber die weitem Anweisungen des Kaisers abwarten, ohne irgendwie aus seiner observirenden Rolle herauszutreten, denn ein vorzeitiges Zugreifen könne die umfassenden Geständnisse, die man nach beweiskräftiger Ueberführung dem mazzinistischen Emissär zu entziehen gedenke, leicht vereiteln. Man darf hier den kalten Muth Louis Napoleon's füglich bewundern, denn ganz gewiß ist es nicht Jedermanns Sache, ruhig einen Burschen gewähren zu lassen, der unweit von seinem erkorrenen Opfer seinen Mordplan ausbrütet und immerhin, trotz der schärfsten Ueberwachung, den günstigen Moment zur Ausführung seines meuchlerischen Projekts erlauern kann.

Mit einem einstweiligen Gnadengeschenk von Tausend Francs entließ der Kaiser seinen polizeilichen Schutzengel. Von der Oper fuhr, in Begleitung Pietri's, Griscelli direkt nach dem Centralbureau, um sich hier zunächst das Signalement und das frühere Sündenregister Kelch's vorlegen zu lassen.

Das Dossier besagte, daß Kelch, von elsässischer Abkunft, ein äußerst gefährliches Individuum sei, nebenbei, als vormaliger Kürassier, von solcher Statur und Muskelkraft, daß bei'm Barrikadenbau an der Porte Saint-Martin, wobei Kelch sich betheiligte, es der vereinten Anstrengung von sechs Polizeisergeanten bedurft habe, um den rasenden, aus vielen Wunden blutenden Insurgenten niederzuwerfen und an Händen und Füßen zu binden. Ueberhaupt – so war zur warnenden Notiz noch besonders beigefügt – sei der Geselle im Waffengebrauch, Ringkampf und Boxen geschult wie Wenige . . .

»Ça ce chauffra!«<sup>1</sup> bemerkte mit einem bedeutsamen Kopfnicken der Polizeipräfekt zu dem mit dem Fang dieses Raubthieres beauftragten Agenten.

Noch in der gleichen Nacht machte Griscelli ausfindig, daß Kelch richtig in Paris eingetroffen und höchst wahrscheinlich bei seinem Bruder in der Rue de Trancy heimlich abgestiegen sei. Am folgenden Morgen um sechs Uhr (es war im Monat Dezember) stationirte bereits, »festgemauert in die Erde«, die Nase in der Luft, der corsische Spürhund vor dem bezeichneten Hause. So fixirt er, selbstverständlich in bürgerlicher Kleidung und geeignetem Abstand, etwa eine Stunde lang à la Ritter Toggenburg die Bude, »bis das Fenster klang« – d. h. ein Mädchen heraustritt und einen oben an der Straßenecke postirten Dienstmann herbeiwinkt. Ohne den Verdacht des Mädchens zu erregen, weiß es Griscelli so einzurichten, daß er fast gleichzeitig mit dem aus entgegengesetzter Richtung nahenden Dienstmann vor der Hausthür zusammentrifft; mit halbleiser Stimme ertheilt die junge Person dem Commissionär einen Auftrag: das scharfe Ohr Griscelli's erschnappt, so zu sagen im Flug, die Worte »Kelch und Ménilmontant«, zugleich sieht er, wie das Mädchen dem Boten einen Brief übergibt. Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt schlendert der Agent an den Beiden vorüber, während sich doch all seine Fiebern straff spannen, wie bei einem Box-Terrier, der hinter dem Getäfel eine Ratte wittert. Sofort combinirt er, daß er seinen Mann in der Vorstadt Ménilmontant zu suchen habe und demgemäß folgte er dem Commissionär nach. Seine Schlußfolgerung erwies sich denn auch als richtig: der Dienstmann tritt in ein Haus und übergibt seinen Brief, unbehelligt läßt Griscelli den ahnungslosen Boten auf seinen Posten zurückkehren, nur die

---

<sup>1</sup>Das wird eine heiße Affaire absetzen.

Nummer seines Brustschildes merkte er sich für alle Fälle. Noch steht er überlegend vor dem Hause, als aus der Thür ein Individuum tritt, in welchem der Agent, auf Grund des Signalements, sofort den Gegenstand seiner Obliegenheit erkennt, obschon Kelch bedacht gewesen war, seine äußere Grscheinung möglichst umzumodeln.

Der Attentäter bummelt gemächlich die Rue Ménilmontant entlang bis zum Boulevard du Temple, dort besteigt er eine Droschke – Griscelli thut desgleichen und so, in einem Abstand von etwa dreißig Schritten, kutschiren die Beiden die Boulevards entlang zur Madelaine, von da nach dem Concorde-Platz, dem Boulevard des Invalides &c. &c. nach der Rue de Trancy, wo der Agent seinem Kutscher Halt gebot, ausstieg und gerade noch recht kam um Kelch in das Haus seines Bruders eintreten zu sehen.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den jetzt beginnenden Peripetien dieser stillen, aber ebenso rastlosen Menschenjagd auf Schritt und Tritt nachfolgen. Es genüge daher zu bemerken, daß fortan Kelch, sobald er sein Domicil verließ, den erbarmungslosen Corsen hinter sich hatte wie seinen Schatten; in den kurzen Stunden der Nacht, wo Griscelli – nachdem er seinen Schützling liebevoll bis an die Hausthür heimgeleitet hatte – seinem Körper in dem nächstgelegenen Polizeibureau eine karge Ruhe gönnte, übernahmen zwei andere zuverlässige, für alle Fälle instruirte Geheimagenten die Wache.

So sehen wir Griscelli, in stets wechselnder Kleidung und Gesichtsveränderung, mit seinem Pflegebefohlenen in die verschiedensten Restaurants und Cafés eintreten und gemüthlich ein Cotelette verzehren, oder eine Demi-Tasse schlürfen, während am nächsten Tische Kelch über einem *Beefsteak à l'anglaise* seinen Mordplan ausgrübelt. Der Bravo macht Spritzfahrten in die Umgegend, er besucht Concerte, Bälle, Freudenhäuser – er kommt, er geht: immer aber hat er, natürlich ohne es zu ahnen, seinen unfehlbaren Argus hinter sich.

Als vormaliger Cavallerist war Kelch, neben seiner sonstigen Gewandtheit, auch ein satelfester Reiter, fast täglich miethete er sich in der Manège Crémieux, unweit der Champs-Elysees, ein Pferd, um in dem Boulogner Gehölz einen Spazierritt zu machen. Auf Louis Napoleon's Befehl mußten in den kaiserlichen Stallungen in der Rue Montaigne stets einige Pferde zur speciellen Disposition Griscelli's bereit gehalten werden. Sowie sich also Kelch mit Sporen und Reitpeitsche nach den elysäischen Feldern begab, entsandte Griscelli einen der ihm zugewiesenen, stets in Sehweite sich haltenden zwei Unteragenten nach dem kaiserlichen Marstall. Ein Stallwärter, der natürlich von dem Sachverhalt keine Ahnung hatte, brachte sofort ein Pferd nach dem Concorde-Platz und bis Kelch bei Crémieux seine Wahl getroffen und sich in den Sattel geschwungen hatte, erwartete ihn auch schon sein ungebetener Gesellschafter, der, als vormaliger *Chasseur à cheval*, kein minder geübter Reiter war . . .

Die Spazierritte Kelch's waren übrigens keineswegs dem bloßen Vergnügen gewidmet, denn offenbar behielt er dabei sein mörderisches Projekt stets im Auge. Es war ihm inzwischen klar geworden, daß die Ausfahrten des Kaisers die beste Chance des Gelingens böten und in weiterer Erwägung mochte er sich sagen, daß er, wenn er seinen Coup hoch zu Roß ausführe, leichter entkommen könne. Was diese Muthmaßung unterstützt, ist, daß sich Kelch – wie Griscelli in Erfahrung gebracht hatte – bei den Stallleuten angelegentlichst nach Temperament und Qualität der einzelnen Pferde erkundigte und stets seine Wahl auf die flinksten Thiere lenkte.

Auch hier können wir dem kalten Blut Louis Napoleon's unsern Respekt nicht versagen, denn unbeirrt von der Nähe des unheimlichen Reiters, dessen Anwesenheit ihm Griscelli

stets durch ein vereinbartes Zeichen signalisiren mußte, machte der Monarch nach wie vor seine gewohnten Promenaden zu Pferd wie zu Wagen. Eines Tages folgte Kelch dem mit seinen beiden Adjutanten durch das Boulogner Gehölz galoppirenden Kaiser auf nur wenige Pferdslängen nach ... aber auch Griscelli, die Hand am vielerprobten corsischen Stilet, stürmte auf keuchendem Rappen dicht hinter dem Mörder drein wie eine Wetterwolke. Die furchtbare Katastrophe schien herangekommen zu sein – da, mit einem Mal schwenkt der Attentäter in eine Seitenallee ab. Man hat niemals erfahren, welches Motiv seinen Plan so plötzlich durchkreuzte. Ob er instinktiv in dem dicht hinter ihm drein jagenden Agenten den Polizeimann witterte, oder sonst irgend ein unerwartetes Henmmiß entdeckte – wie gesagt, es bleibt für immer eine offene Frage. Für diesen Tag durfte Louis Napoleon sagen, wie weiland sein großer Oheim an der Brücke von Arcole: »Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!« ...

Schon vierzehn Tage und ebensoviele Nächte hatte die strapazenvolle Ueberwachung des Attentäters gewährt, als Griscelli eines Morgens zur nähern Berichterstattung nach den Tuilerien beschieden wurde. In kurzen Worten ertheilte er den ihm beigegebenen Reserve-Agenten – die natürlich selber zu den gewiegtsten Leuten der Geheimbrigade gehörten – seine Instruktionen, dann bestieg er eine Droschke und fuhr nach dem Schlosse, wo ihn ein Kammerdiener, der bereits auf dem Posten stand, über verschiedene Hintertreppen in das kaiserliche Cabinet geleitete. Die gewohnte Cigarette zwischen den Lippen, empfing Louis Napoleon mit der ihm im persönlichen Verkehr eigenen Liebenswürdigkeit seinen polizeilichen Schutzengel, dessen fieberisch glühende Augen die ganze nervöse Erregung verriethen, die ihn jetzt schon seit zwei Wochen verzehrte.

»Setzen Sie sich, lieber Griscelli,« sagte der Kaiser und deutete nach einem Fauteuil. »Nun, was macht unser Mann?«

Eben wollte der Agent seinen Rapport beginnen, als es an die Thüre drei leise Schläge that: die zwei ersten rasch hintereinander, den dritten nach einer kleinen Pause.

»Ah, Pietri,« sagte der Kaiser und wandte den Kopf nach der Thüre, auf deren Schwelle sich im selben Moment die Figur des Polizeipräfekten zeigte. Die sonst so glatten, kalten Gesichtszüge des allmächtigen Mannes trugen den Stempel einer gewissen Verstörung. Mit einer stummen Verbeugung überreichte er dem Kaiser einen Bogen Papier. Es war die Abschrift eines Briefes, den Kelch an das mazzinistische Revolutions-Comité in London gerichtet und worin er die bestimmte Versicherung gab, binnen zwei Tagen müsse »der Tyrann hin sein«.

(Es soll hier bemerkt sein, daß, dank dem consequenten und präzisen Ueberwachungssystem, Kelch weder einen Brief abschicken noch erhalten konnte, der nicht auf dem Pariser Postamt abgefaßt, von dem Bureauchef Tibery, einem Virtuosen in derlei Dingen, kunstgerecht erbrochen, copirt, dann wieder sorgsam geschlossen und, um bei dem Mordgesellen jeden Argwohn fernzuhalten, an seine betreffende Adresse weiterbefördert wurde.)

Der Kaiser war in eine Fensterbrüstung getreten, um das unheimliche Schriftstück zu lesen. Als er sich zu seinen Gästen hinwandte, war, trotz der wunderbaren Selbstbeherrschung, die er über seine Nerven besaß, die Farbe seines Gesichts merklich bleicher geworden.

»Dem Herrn Attentäter scheint die Geduld auszugehen,« bemerkte er mit einem erzwungenen Lächeln: »die zwei Tage, die er mir noch schenkt, sind eine kurze Galgenfrist und ich

werde mich zu tummeln haben, um bis dahin mein Haus zu bestellen und meinem Nachfolger – wahrscheinlich wird es der Herr Kelch, als Präsident einer arkadischen Schäferrepublik, sein – den Platz zu räumen.« Sein Blick überflog nochmals den inhaltsschweren Brief.

Der Polizeipräfekt trat einen Schritt vor. »Sire,« begann er im nachdrücklichsten Ton: »Seitdem sich der Mordgeselle zu Paris befindet, ist das Menschenmögliche geschehen, um ihn zu überwachen und die Person Eurer Majestät sicher zu stellen. Die beste Polizei aber kann nicht für alle Fälle garantiren und Sie, Sire, schulden es nicht nur Ihrer hohen Gemahlin und dem Erben Ihrer Dynastie, sondern zugleich auch der Wohlfahrt Frankreichs und dem Frieden Europa's, daß Sie Ihr kostbares Leben nicht nutzlos dem Dolch oder Revolver eines Meuchelmörders blösstellen.«

Die ernsten Worte des Präfekten schienen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, denn sinnend blickte der Kaiser vor sich hin. Mit einem Mal hob er rasch das Haupt. »Sie vergessen aber, lieber Pietri, daß uns durch ein vorzeitiges Eingreifen leicht die werthvollen Geständnisse des Mannes verloren gehen können.«

»Sire, es ist dies das kleinere der beiden Uebel,« entgegnete der Präfekt: »Wir haben es hier mit einem Menschen zu thun, von dessen Kraft, Gewandtheit und Verwegenheit das Aeußerste zu gewärtigen ist. Ich spreche es offen aus, Sire: die Polizei wird nach wie vor ihre Pflicht thun, aber ich bin nicht in der Lage, für Eurer Majestät Person und Leben länger mehr bürgen zu können, wenn mir auch auf diesen Brief hin die Hände noch gebunden bleiben sollten.«

»Sie wollen also« – – –

»Den Burschen heute noch festpacken!« unterbrach der Präfekt den Kaiser: »es ist die allerhöchste Zeit und ich beschwöre Eure Majestät, mich und meine Untergebenen aus unserer aufreibenden Situation zu erlösen.«

Des Kaisers Auge schweifte nach dem Agenten hin, der sich bescheiden in den Hintergrund des Cabinets zurückgezogen hatte und in militärischer Positur seines weitem Bescheides harrte. Mit offener Theilnahme musterte der Monarch den pflichtgetreuen Sicherheitsbeamten, der bei all' seiner strammen Haltung die innere Erschöpfung doch nicht verbergen konnte. Freundlich nickte er seinem polizeilichen Schutzgeiste zu, dann winkte er mit der Hand zum Abtreten. Mit einem militärischen »Kehrt Euch« verschwand der Agent.

Der Präfekt blieb noch zurück.

---

Kaum eine Stunde darauf empfing Griscelli, der direkt auf seinen Lauerposten zurückgekehrt war, die von Pietri eigenhändig ausgestellte Anweisung, sich in der kommenden Nacht präcis um Zwölf Uhr auf der Präfektur einzufinden. Bei seiner Ankunft traf Griscelli nicht weniger als vierzig Polizeisergeanten, die ihm zur Verhaftung Kelch's, resp. zur Umzingelung von dessen Domicil beigegeben werden sollten. Griscelli erachtete diese pompöse Machtfaltung nicht nur als lächerlich, sondern auch als direkt schädlich für das moralische und autoritative Selbstbewußtsein des Polizeipersonals, er stellte dies dem Präfekten unumwunden vor und erbat sich, unter vollster Garantie des Gelingens, die einfache Begleitung zweier namentlich von ihm bezeichneter Geheimagenten. Nach längerem Zögern willigte endlich der Präfekt ein und mit Tagesanbruch machte sich das Trio auf den Weg, um, wie die ausdrückliche Ordre lautete, Kelch *totd oder lebendig* einzuliefern.

Dieser – wie Griscelli hatte beobachten können – pflegte jeden Morgen in einer unweit seiner Wohnung belegenen Restauration einen Absynth als erstes Frühstück hinter die Binde zu gießen und bei dieser Gelegenheit wollte der Corse die Verhaftung vollziehen. Natürlich war er darauf bedacht, seinen Mann wo möglichst lebend abzufassen, denn in diesem Fall konnten ja dem Verbrecher durch die mancherlei zungenlösenden Mittelchen, die die napoleonische Polizei in ihrer disciplinären Apotheke hatte und hinter den stillen Gefängnißmauern auch ungescheut anwandte, die wünschenswerthen Geständnisse schon noch entpreßt werden. Dadurch erklärt es sich auch, warum Griscelli mit seinen beiden Begleitern nicht direkt nach der Wohnung Kelch's ging, um ihn kurzweg aus den Federn zu holen. Es stand ja zu befürchten, der Kerl könne durch einen raschen Selbstmord einer gewaltsamen Ergreifung zuvorkommen, oder doch mindestens durch eine verzweifelte Selbstwehr allerlei unnütze und gefährliche Hindernisse entgegensetzen.

Allerdings dürfte auch noch ein anderes Motiv den Corsen geleitet haben. Vielleicht wollte – die Effekthascherei ist ja ein hervorstechender Charakterzug des Südländers – Griscelli mit der ostensibeln Verhaftung des Attentäters in einem öffentlichen Lokal ein ächt französisches Spektakelstück aufführen und gewissermaßen unter bengalischer Beleuchtung den Vorhang über das Melodrama herabfallen lassen.

*Item* – um die achte Morgenstunde saß der Corse mit seinen beiden Begleitern, den Agenten Hubert und Letourneur, in der Restauration Desmaret, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Selbstverständlich waren die Drei *en bourgeois* gekleidet.

Etwa eine Viertelstunde mochten sie so da sitzen, als ein Gast das Lokal betritt, sich umsieht und dann an den Garçon eine Frage richtet.

»Er kommt um neun Uhr,« lautet die Antwort.

Der Gast, seiner ganzen Art und Erscheinung nach ein Italiener, läßt sich eine Tasseokolade reichen und greift zu einer auf dem Tische liegenden Zeitung, die er aber nur als Schirm benützt, um das seitwärts sitzende Kleeblatt einer kritischen Musterung zu unterziehen. Offenbar gefielen ihm die Drei nicht so ganz recht, ohne daß er doch gleich wußte, was er aus ihnen machen solle. Sein instinktives Mißtrauen war den drei routinirten Polizei-Agenten natürlich nicht entgangen und nun galt es zunächst, den Argwohn des Italieners wieder einzulullen.

Um ihre Rolle als müßige Morgengäste möglichst korrekt zu spielen, hatten die Drei, schon vor Ankunft des Italieners, sich von dem Kellner Karten bringen lassen und schienen nun in ihre Partie Biribi vertieft, als sei dies ihr einziger Lebensberuf. Die Finte ward von den drei Agenten auch so meisterhaft durchgeführt, daß ihr Beobachter sich täuschen ließ. Er wandte sich seiner Zeitung zu und da er eine Stelle darin gefunden haben mochte, die ihn interessirte, so ließ er sich desto williger ablenken. Diesen Moment benutzte Griscelli, um in kurzen, mitten in die Schlag- und Stichworte des Kartenspiels hineingemischten Randbemerkungen seinen beiden Gehilfen mitzutheilen, daß der Gast da drüben ebenfalls festzupacken sei. Wie der Corse seinen zwei Genossen des Weitern zuraunte, hieß der Mann Morelli und war dessen Anwesenheit in Paris dem Polizeipräfekten schon Tags zuvor signalisirt worden. Der Italiener war, wie vor ihm Kelch, von London herübergekommen, um offenbar als Sendbote des mazzinischen Comité's der – wie Griscelli sich ausdrückte – »Kaiserlichen Metzelsuppe« beizuwohnen, eventuell seinem Collegen Kelch hilfreiche Hand zu leisten.

»Höchst bösertiger, jedenfalls wohlbewaffneter Geselle,« warf Griscelli hin, indem er eifrig die Karten zu einem neuen Spiel mischte. Ein flinker Wink mit dem Finger ergänzte den Rest: Im gegebenen Moment soll sich Letourneur auf den Italiener werfen – Griscelli selber wird sich mit Hébert über den ungleich kräftigeren Kelch hermachen . . .

Der ersten Flasche Bordeaux war die zweite gefolgt, zur dritten und vierten Partie waren die Karten gemischt worden und näher, immer näher rückte der Uhrzeiger der verhängnißvollen neunten Morgenstunde. Der Italiener ward ungeduldig, er warf seinen Blick nach der Uhr, dann legte er das Zeitungsblatt hin und rückte auf seinem Stuhle unschlüssig hin und her. Offenbar überlegte er, ob er hier bleiben, oder seinen Complicen sonst wo aufsuchen wolle. Die letztere Eventualität paßte aber ganz und gar nicht in Griscelli's Plan. Hier an Ort und Stelle sollte die Hetzjagd zu ihrem Abschluß kommen und um jeden Preis mußte also der Italiener zurückgehalten werden.

Ueber seine Karten hingebeugt, sann Griscelli auf ein geeignetes Mittel. Aeußerlich blieb er ruhig und doch klopfte ihm das Herz vor Besorgniß, der Italiener könne gehen und dadurch einen Strich durch die ganze Rechnung machen. *Gewaltsam* aber durfte er den Burschen nicht zurückhalten, indem ja in diesem Falle ein Tumult und dadurch die Verscheuchung Kelch's zu gewärtigen war. Noch arbeitete das grübelnde Gehirn des Corsen in steigender Erregung, denn mechanisch hatte schon der Italiener seinen Rock über die Brust zugeknöpft – da, mit einem Mal und ohne es zu wissen oder wollen, schleuderte Hébert einen erleuchtenden Gedankenblitz in den Kopf Griscelli's. Wie schon auf einem vorhergehenden Blatte bemerkt, spielte unser Polizeidrama im Monat Dezember und gerade an diesem Morgen herrschte eine, wenigstens für *französische* Nasen und Ohren, recht empfindliche Kälte. Nun saß Hébert so, daß er mit seinem Blick die Straße bestreichen konnte. Plötzlich deutet er laut lachend nach einem bestimmten Punkte hin. Unwillkürlich folgten Griscelli und Letourneur der Richtung des Fingers – auch der Italiener reckt neugierig den Hals. Drüben auf dem Trottoir kam ein etwa zwölfjähriger Junge hergetrottelt, den man auf den ersten Blick für irgend ein fabelhaftes Ungethüm halten konnte. Der Gamin stak nämlich in einem riesigen Schafspelz, der fast eine Elle lang auf dem Boden nachschleifte und seinen Träger zu einem formlosen Klumpen gestaltete. Offenbar sollte der Junge den Pelz seinem wirklichen Besitzer, einem Fuhrmann, Eisenbahnbediensteten oder dergl., überbringen; um sich nun selber gegen die Kälte zu schützen, war der Bengel in den faltigen Balg gekrochen. Das Bild des daher watschelnden, mit jedem Schritt über den Pelz stolpernden Jungen appellirte wirklich so drastisch an den Humor, daß Griscelli und Letourneur, trotz des ernstesten Momentes, unwillkürlich in das Lachen ihres Collegen einstimmen mußten. Auch der Italiener verzog sein finsteres Gesicht zu einem flüchtigen Schmunzeln. Just in dieser Sekunde flog ein Gedanken durch den Kopf Griscelli's. Schnell wie der Blitz zwinkerte er mit den Augen seinen beiden Kameraden ein Zeichen zu, dann deutete er nach dem so grotesk aufstaffirten Jungen hinüber und sagte mit einer urkomischen Miene des Zweifels: »Ob das nicht am Ende der Pelz des Monsieur Prosper Merimée ist?!«

Allerdings war es für Hébert und Letourneur nicht klar, wie ihr Kamerad so mit einem Mal auf den bekannten, am Hofe des Kaisers so wohlgelittenen Schriftsteller Merimée zu reden kam, aber auch sie hatten bei dem Italiener die Zeichen seiner Ungeduld beobachtet und mit dem indianischen Scharfsinn des gewiegten Polizeimannes das Augenzwinkern Griscelli's

sofort dahin aufgefaßt, daß es gelte, den Sohn des schönen Italiens auf seinen Stuhl festzubannen.

»Der Pelz des Monsieur Merimée – was soll das sein?« wandte sich Hébert mit virtuos geheucheltem Staunen an Griscelli.

Der wollte sich vor Lachen fast ausschütten. »Urdrollige Geschichte! . . . Hi! hi! hi! . . . Noch nie dagewesen! . . . Hi! hi! hi!«

Und von Neuem hielt er sich den Bauch mit beiden Händen, während er zugleich seinen beiden Kameraden mit den Füßen unter'm Tisch einen bedeutsamen Stoß gab.

»Na,« machte Letourneur im nicht minder natur getreuen Ton des Aergers: »so laß' uns doch nicht sterben vor lauter Neugierde! Heraus aus dem Sack mit Deiner wunderbaren Pelzgeschichte!«

»Noch nie dagewesen, hi! hi! hi!« gluckste Griscelli unter neuen Lachkrämpfen: »o, Gott, ich geh' aus!« Und wie ein Erstickender schnappte er nach Luft.

Der Italiener mußte einfach einem Gesetz der Menschennatur gehorchen, indem er mit unwillkürlicher Neugierde den simpelhaft lachenden Gast und dessen beide immer ärgerlicher werdende Freunde betrachtete. Auch der Kellner war mit gespitzten Ohren herangetreten.

Hébert gab dem immer noch Lachenden und Schnappenden einen Puff in die Seite. »*Jarnidieu*,« fluchte er erboßt: »so komm' doch endlich einmal zu Dir und lass' Dein Roßgelächter!« Er wandte sich gegen den Italiener hin. »Haben Sie wohl, mein Herr, jemals in Ihrem Leben eine solch' tolle Heiterkeit gesehen?«

Durch die plötzliche Anrede überrascht, murmelte Morilli irgend eine Phrase, der schlaue Polizeimann aber hatte seinen Zweck erreicht: mit dieser Frage war der Italiener in den Kreis hineingezogen und, so zu sagen zum Mitgesellschafter erklärt worden. Seine ganze Haltung verrieth, daß er nicht mehr an's Fortgehen dachte, sondern gewillt war, die noch nie dagewesene Geschichte vom Pelz des Monsieur Merimée mit anzuhören. Der Puff Hébert's schien übrigens eine heilsame Wirkung erzielt zu haben, denn sein Tischnachbar war inzwischen von seinem Lachkrampf soweit curirt, daß man endlich einen vernünftigen Aufschluß erwarten durfte.

Mit beiden Händen sich die thränenfeuchten Augen ausreibend, begann denn auch Griscelli: »Habt Ihr die gestrige Nummer des . . .«

»Papperlapapp!« schnitt Letourneur kurz ab: »keine weitere Einleitung, die Dich am Ende nur von Neuem in Dein verrücktes Lachen zurückwirft! Also vorwärts . . .«

»*In medias res*,« wie unser seliger Magister zu sagen pflegte,« ergänzte Hébert, indem er die Gläser frisch füllte.

»Ihr kennt doch wohl, wenn nicht seinen Büchern, so doch seinem Namen nach, den Schriftsteller Prosper Merimée?« begann Griscelli, indem er, den Mund schon wieder zu einem Lachen verziehend, seine beiden Genossen fragend anblickte.

»Er ist wohl der Verfasser des *gestiefelten Katers*,« bemerkte Hébert.

»Nein,« berichtigte Letourneur salbungsvoll: »*die Jungfrau von Orléans oder der Rückzug über die Beresina*.«

»Na, einerlei,« kicherte Griscelli weiter: »Monsieur Merimée ist ein hochberühmter Romanschreiber und Gedichtemacher und als solcher hat er nicht nur in den Tuilerien einen Stein im Brett, sondern auch bei'm Sultan, beim Großmogul und den sonstigen Potentaten darf er ein Wort mit dreinreden.«

Seine Zeitung zum Schein vor sich haltend, horchte der Italiener gespannt auf das burleske Hin und Her des Trio's.

»Auch nach Rußland hin ist der Ruf des Monsieur Merimée erschollen,« plauderte Griscelli weiter und drehte sich dabei eine Cigarette: »von seinen Schriften ward ein reicher Bojar dergestalt gerührt und ergriffen, daß er zum Dank sofort einen prachtvollen Zobelpelz einpackte und hierher an die Adresse des Poeten überschickte.«

»Aha!« bemerkte Hébert: »der Pelz, den soeben der Junge vorüberschleifte.«

Im Ton des Agenten lag eine solch' trockene Komik, daß der Italiener unbewußt halblaut auflachen mußte.

»Der Pelz,« erzählte Griscelli weiter: »langte vor etwa vier Wochen hier in Paris an und erregte, wie leicht zu begreifen, das Entzücken Merimée's. Mit Ungeduld erwartete er den vollen Einbruch der Wintersaison; der Tag kam und seitdem wurde der glückliche Besitzer nicht müde, Tag für Tag seinen kostbaren Zobelpelz auf den Boulevards spazieren zu tragen und ihn von Groß und Klein bewundern zu lassen.«

Der Erzähler schlürfte einen Schluck Wein durch die Zähne.

»Da, eines schönen Nachmittags« – fuhr er nach einer Pause fort: »als Prosper Merimée eben wieder von einer derartigen Pelzparade nach Hause kam, findet er unter den eingelaufenen Briefen auch ein zierliches, nach *Ylang-ylang*<sup>1</sup> duftendes Billet, dessen Aufschrift sofort die Damenhand verrieth. Es war nicht das erste Mal, daß er mit ähnlichen Briefchen beglückt wurde, denn unsere schönen Pariserinnen haben ja von jeher eine Faible für Alles, was eine Künstlermähne trägt und machen daraus auch kein besonderes Hehl. *Parbleu*, dafür lebt man ja in Paris, dem modernen Babel! Man huldigt in der Dachstube wie im Salon den unbeschränkten Genußprincip und verbannt jede falsche Scham« . . .

Neun helle Schläge der über dem Büffet angebrachten Wanduhr unterbrachen den Erzähler. Der Italiener zog seine Taschenuhr und warf einen vergleichenden Blick darauf. Wie der Kellner gesagt hatte und wie Griscelli in Folge seiner täglichen Beobachtungen es selber wußte, mußte jetzt von Minute zu Minute Kelch erscheinen. Die dunkelglühenden Augen Morelli's waren lauernd auf die Eingangsthüre gerichtet . . . Um seine eigene nervöse Aufregung gewissermaßen zu übertäuben, erzählte der Corse in raschem Tempo weiter: »Derartige parfümirte Billets, wie ich soeben bemerkt habe, waren also für unsern Monsieur Merimée durchaus nichts Neues, trotzdem aber hatten sie bei ihm keineswegs ihren Reiz verloren, denn erstens geht er als Franzose einem leckern Weiberbraten niemals aus dem Wege und zweitens braucht er als Poet die Bewunderung des schönen Geschlechts, wie der Fisch das Wasser. So läßt er denn auch diesmal die andern Briefe liegen und greift zuerst nach der *Ylang-ylang*-Epistel. Mit Kennerblicken prüft er das Siegel . . . »Feinster Lack!« murmelt er. »Eine verschlungene Chiffre und darüber – Saprissi! eine Fürstenkrone! . . . Teufel! das wird interessant« . . . Sorgsam schneidet er das Couvert auf und entfaltet den kleinen Briefbogen. Er liest:

»Mein Herr!

Eine glühende Verehrerin Ihrer Muse, bin ich eigens von Monaco nach Paris gekommen, um den unvergleichlichen Dichter persönlich kennen zu lernen, dessen Werke mir schon so viele erhebende Stunden bereitet haben. Ich bitte

<sup>1</sup>Ein, so zu sagen, die sinnliche Glut der Tropenwelt ausathmendes ätherisches Oel, das, von den Philippinischen Inseln herübergebracht, gerade damals in den eleganten Pariser Damenkreisen Furore machte.

Sie, sich heute Abend gegen neun Uhr in meiner Wohnung einzufinden und eine Tasse Thee bei mir zu nehmen, damit ich Ihnen mündlich meine Huldigung aussprechen kann.

Prinzessin *Dimilowsky*.«

»*Diable*, das gibt eine picante Sauce!« lachte Hébert und rückte wie in gespanntester Neugierde näher. Auch der Italiener schien wieder erwartungsvoll aufzuhorchen. Die Uhr zeigte sieben Minuten nach Neun.

Hinter einer dicken Tabackswolke sich halb verschleiern, fuhr Griscelli fort: »Selbstverständlich war dem Billet die genaue Bezeichnung von Straße und Hausnummer beigelegt – um es nebenbei kurz zu bemerken: die eleganteste Gegend von Paris . . . Unser Held plätscherte in einem Weltmeer von Entzücken herum. Eine Prinzessin, eine ächte, keine bloße Theaterprinzessin, noch dazu expreß von Monaco hergekommen, wie weiland die Königin von Saba zum König Salomo – es war ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht und wer will es unserm Poeten groß verargen, wenn er, in Erwartung des pikanten Bissens, jetzt schon die Zähne scharf machte!! Daß die fürstliche Tochter des Nordens jung und schön war, bezweifelte er keinen Augenblick, denn wie hätte sie sonst so zierlich schreiben können?

Wie ein Bleiklotz kroch für ihn der Uhrzeiger herum – endlich aber kam doch die Stunde herbei und geschniegelt und gebügelt, selbstverständlich in seinen historischen Zobelpelz eingeknüpft, fuhr er nach der Wohnung seiner Prinzessin. Im Vorzimmer trat ihm ein alter Kammerdiener in pompöser Livrée entgegen. Als *Merimée* seinen Namen nannte, erhellten sich die würdevoll ernstesten Züge des greisen *Camarero* zur unterwürfigsten Freundlichkeit. Er nahm dem Gaste den Pelz ab und half ihm bei'm Ordnen der Toilette.

»Melden Sie mich Ihrer Gebieterin,« sagte der Dichter.

Das ist unnöthig, gnädiger Herr,« erklärte der Alte: »Hoheit erwartet Sie.«

»*Ventrebleu!*« lachte *Letourneur*: »jetzt beginnt das eigentliche Abenteuer.« Hébert sagte nichts, aber schnalzte mit der Zunge, als woll' er in seinem Munde eine saftige Ananasscheibe zerdrücken.

Den Kopf in die beide Hände gestützt, lauschte der Italiener der Erzählung, die ja allerdings mehr und mehr eine pikante Wendung zu nehmen schien.

Griscelli ließ einen flüchtigen Blick nach der Wanduhr hinüberschweifen: im Moment mußte sie ein Viertel nach Neun schlagen. Die Tage zuvor war *Kelch* um diese Zeit schon dagewesen. Hatte er sich heute verspätet, oder gar am Ende, Gott weiß wie, Lunte gerochen?? Griscelli fühlte, wie trotz aller Selbstbeherrschung seine innere Unruhe wuchs! Allerdings war, während er hier in der Restauration saß, *Kelch* von andern zuverlässigen Agenten überwacht – immerhin aber nagte an Griscelli die unerquickliche Frage: Warum ist der Mann noch nicht hier? . . .

Und dennoch durfte er, um den Italiener nicht vorzeitig zu alarmiren, nicht aus seiner Rolle fallen. So erzählte er denn mit lachender Miene weiter:

»*Ma foi*, der Thee scheint dem Dichter geschmeckt zu haben, denn erst lange nach Mitternacht verließ er den nordischen Engel. In's Vorzimmer heraustretend, fand er statt des alten Kammerdieners einen andern Lakaien.

»Wollen Sie mir meinen Pelz geben,« sagte *Merimée*.

»Ich bitte tausendmal um Vergebung, gnädiger Herr,« lautete die verlegene Antwort: »*Monsieur Iwan*, der Kammerdiener, ist, im Glauben, Ihr Besuch daure länger, ausgegangen.«

»Nun,« bemerkte der Gast: »das Unglück ist nicht so groß! So geben Sie mir meinen Pelz. Noch verlegener wie zuvor deutete der Lakai nach einem Wandschrank.

»Monsieur Iwan hat aus Vorsicht den kostbaren Pelz eingeschlossen und den Schlüssel mitgenommen.«

»Fatal!« brummte der Dichter. Was sollte er thun? Bei der Prinzessin, von der er sich feierlichst verabschiedet hatte, wollte er nicht wieder eintreten und ohne seinen Pelz wollte er nicht gehen. So bequemte er sich in Teufels Namen zum einstweiligen Abwarten und spazierte mißmuthig im Corridor auf und ab.

»Ob dieser Herr Iwan wohl noch lange ausbleiben wird?« wandte er sich nach einer Weile an den umherlungernenden Lakaien.

»Monsieur Iwan wird kommen, gnädiger Herr,« versicherte der Mann mit einer respektvollen Verbeugung.

Wiederum begann die Promenade im Corridor und wiederum winkte der verstimmte Poet den Burschen herbei. »Zum Henker, wird denn Euer Monsieur Iwan die ganze Nacht ausbleiben?«

»O, nein, gnädiger Herr!« lächelte der Galonnirte trostsam: »in längstens einem Stündchen wird wohl Monsieur Iwan hier sein.«

»Ein Stündchen?« polterte der ergrimimte Musenjünger: »zum Kukuk! wie soll ich mir denn dieses Stündchen vertreiben hier in diesem langweiligen Corridor, wo es an den Wänden nicht einmal eine Fliege zu zählen giebt!«

Der dienstbare Geist zuckte höflichst die Achsel. »Wenn sich der gnädige Herr entschließen könnten, ohne Pelz nach Hause zu fahren . . . ich würde denselben morgen in aller Frühe in Ihre Wohnung bringen.«

Griscelli schnellte einen beobachtenden Blick nach dem Italiener hinüber, der sich soeben eine Cigarette anbrannte. Breitspurig, wie ein arabischer Märchenerzähler in einem Kaffeehaus zu Constantinopel, fuhr der Corse in seiner Geschichte weiter: »Merimée überlegte sich den Vorschlag des Lakaien. Den Staatspelz, der unter Brüdern mindestens seine zweitausend Rubel werth war, in den Händen wildfremder Diener belassen, das war so eine Sache. Andererseits aber waren es die Diener einer *Prinzessin* und die ängstliche Sorge, womit Monsieur Iwan den kostbaren Pelz hinter Schloß und Riegel gebracht hatte, bürgte am besten für die Sicherheit des anvertrauten Kleinods. Und dann die fernere Erwägung: *wann* kommt Monsieur Iwan heim? Können aus dem einen Stündchen nicht zwei Stündchen werden?

Der Dichter war müde und schläfrig, ein längeres Umhertreiben in dem Corridor und in Gesellschaft eines Lakaien erschien ihm unwürdig, auch begann er zu frieren. Kurz, das Ende seiner Reflexionen war, daß er ohne Pelz ärgerlich das Hôtel verließ, nachdem er nochmals dem katzbuckelnden Diener das heilige Versprechen abgenommen hatte, den Pelz in aller Frühe zu bringen. Morgens bei'm Augenaufmachen ist des Dichters erste Frage nach seinem Zobel. Es wird Mittag – immer noch will der Pelz nicht kommen. Die Lakaien aller fünf Erdtheile und insonderheit den Monsieur Iwan in die tiefste Hölle verwünschend, schlüpft der Sohn Apollo's in einen ungleich schmucklosern Winterpaletot, springt in eine Droschke und ruft dem Kutscher zu: »Hôtel so und so.«

Am Thorpfeiler lehnte der Portier. »Sie wünschen, mein Herr?« redete er höflich den auf ihn losstürmenden Fremdling an.

»Ich will zur Prinzessin,« erklärte der aufgeregte Dichtersmann.

Des Hauses redlicher Hüter zog die Augenbrauen in die Höhe. »Zu welcher Prinzessin, mein Herr?«

»*Sapristi*, zu Ihrer Hoheit der Prinzessin Dimilowsky!«

»Hier wohnt keine Prinzessin Dimilowsky, mein Herr.«

»Nicht?? Zum Teufel, sie wohnte doch gestern hier.«

»Wie soll sie denn aussehen?« inquirirte der Portier.

»Na,« sprudelte der Poet in wachsendem Eifer: »groß, schlank, majestätisch, goldblond, circa vierundzwanzig Jahre alt.«

»Oooh!« dehnte der Portier hervor: »Sie meinen wohl die Dame, die gestern frühe einen Salon und ein Cabinet in der Bel-Etage bezogen hat und zwar in Begleitung eines ernstesten ältlichen Herrn?«

Ohne eine Antwort zu geben, starrte der Dichter den Portier an.

»Ja, lieber Herr,« erklärte ruhig der Mann: »die Beiden haben heute Morgen schon um sieben Uhr das Hôtel verlassen. Das Logis war nur auf Einen Tag gemiethet.«

Der Poet hatte das Gefühl, als schlage ihm ein Schmiedehammer Eines vor den Kopf. Nach Luft schnappend, stieß er die Frage hervor: »Unter welchem Namen haben sich denn die Beiden in das Fremdenbuch eingeschrieben?«

»Als das Ehepaar Dubois,« lautete die zermalmende Antwort.

»Du-bo-is!!!« lallte der in die nüchternste Prosa zurückgeschleuderte Liebling der Camönen: »Du-bo-is!!!«

Mit einem Tigersprung stürzte er sich in die Droschke. »Galopp, zum nächsten Polizeibureau!« brüllte er dem Kutscher zu, daß der steife Droschkenschimmel erschrocken ein Männchen machte. Ja wohl Galopp! Er hätte ebensowohl im Schneckentempo fahren können und immer noch wäre er frühe genug nach dem Polizeibureau gekommen, um hier die niederschmetternde Bestätigung zu erhalten, daß er und sein Zweitausend-Rubel-Pelz einer schlaun Betrügerin und deren Helfershelfern nur allzu willig in's Garn gegangen waren! Seinen Zobel sucht er heute noch – von *Ylang-ylang*-Briefchen und Theevisiten bei russischen Prinzessinnen will er aber nichts mehr wissen . . . «

Damit schloß Griscelli und seine beiden Kameraden lohnten, diesmal mit einem natürlichen Gelächter die Erzählung. Auch bei dem finstern Italiener hatte die Komik der Situation nicht vergebens angepocht und mit dem Kellner theilte er die Heiterkeit seiner Tischnachbarn.

Mitten in das Lachen der Gesellschaft hinein schnarrte die Wanduhr zehn gemessene Schläge. Eine volle Stunde über die gewohnte Zeit und – immer noch wollte Kelch nicht erscheinen!

...

Was machen? Griscelli frug es sich in fieberhafter Erregung. Bleiben oder gehen? Und als wolle der Teufel so recht sein Spiel machen – im selben Moment langte sich der Italiener seinen Hut vom Nagel herunter und fuhr langsam, offenbar einen Gedanken erwägend, mit seinem Rockärmel glättend über den Deckel hin. Kein Zweifel: mit Abschluß der ihn momentan fesselnden Pelzgeschichte war ihm seine wichtigere Aufgabe wieder in den Sinn gekommen und da sich Kelch immer noch nicht zeigen wollte, so gedachte Morelli, seinen Complicen anderswo aufzusuchen. Und gerade das, wie schon bemerkt, konnte Griscelli's ganzen Plan umstoßen. Auch seine beiden Kameraden hatten die unzeitige Zurüstung des Italieners natürlich beobachtet und ebenso richtig im Blicke ihres Vorgesetzten die Unruhe

gelesen, die ihn verzehrte. In allen Fällen mußte der letzte Versuch gemacht werden, den Italiener nochmals zum Dableiben zu bewegen. Vielleicht kam unterdessen doch noch der von zwei Seiten so sehnsüchtig erwartete Gast, oder aber schickte der Polizeipräfekt eine weitere Ordre . . .

Mit einem hellen Lachen begann Hébert: »*Pardieu* – er dauert mich, der arme Merimée – immerhin aber darf er den Schelmenstreich der Madame Dimilowsky-Dubois als eine gerechte Sühne betrachten für eine Missethat, die er mit satanischem Bedacht verübt hat und die ihm höchst wahrscheinlich sauer aufgestoßen wäre, wenn nicht eine sehr hochstehende Person dem Malefikanten Amnestie erwirkt hätte.«

Der Italiener hielt in seinem Glättungswerke ein und blickte unschlüssig zu dem Trio herüber. Jedenfalls war es eine nicht minder amüsante Schnurre, die soeben aufs Tapet gebracht werden sollte. Konnte er sie füglich nicht auch noch mit auf den Weg nehmen? Er blieb sitzen.

»Los mit Deiner Geschichte, wenn sie auch nicht wahr ist!« lachte Griscelli.

»Hoho!« polterte Hébert im Ton sittlicher Entrüstung: »in meiner Familie wird nie gelogen.«

»Das kann ich bezeugen!« bestätigte Letourneur salbungsvoll: »sein seliger Vater war so wahrheitsstreng, daß er an einer Zeitungslüge, die er unbedachtsam verschluckte, erstickt ist.«

»Präsentirt's Gewehr!« commandirte Griscelli mit der Fistelstimme eines neugebackenen Secondelieutenants.

»So erzähl' wenigstens *mir* die Unthat des Monsieur Merimée!« beschwichtigte Letourneur den schmollenden Wahrheitsfanatiker.

Mit urkomischem Trotz seinem Beleidiger den Rücken zuwendend, begann Hébert: »Ein hoher Würdenträger unserer Staatsregierung hatte einen Maskenball veranstaltet und Merimée, als gefeierter Dichter und spezieller Günstling des Kaisers, war auch dazu eingeladen worden. Das Fest war im schönsten Gange, die Säle wimmelten von den glänzendsten und originellsten Masken und immer noch gesellten sich neue fort und fort dazu – natürlich lauter Herren und Damen vom Hof und aus den distinguirtesten Gesellschaftskreisen. Auch die kaiserlichen Majestäten erschienen als Zuschauer. Mit einem Mal geht ein heiteres Gelächter durch den bunten Ring: gravitatisch und feierlich« – –

»Wie der Rachegeist in einem fünfzehntägigen Melodrama« schaltete Griscelli mit grabeshohler Stimme ein –

Noch grimmiger als zuvor drehte Hébert dem Spötter den Rücken hin und seine Stimme schien vor innerer Wuth zu zittern, als er nach einer Pause weiter fortfuhr: »Mitten in dem Maskenkreis war eine lange Gestalt aufgetaucht, deren schlichte Vermummung in einem gelben Domino bestand, der aber hinten und vorn, über und über mit den leckersten Bonbons und Confiserien behängt war. Das Weitere läßt sich denken! Im Handumdrehen war der unglückliche Domino leer geplündert und in toller Flucht, von einem Rudel schmausender Dämchen verfolgt, verschwand er wieder aus dem Saal. Sehr bald aber sollten die Räuber und Räuberinnen des Bonbonschmuckes die minder lustige Rückseite der Medaille kennen lernen, denn – mit Respekt zu melden – der perfide Domino hatte seinem süßen Köder einen eigenthümlichen Beisatz gegeben, über dessen ebenso rapide als energische Wirkung des Sängers Höflichkeit schweigen soll. Zunächst sah man hier und da eine Maske in eilfertiger Hast der Thüre entgegensteuern und auf längere Zeit verschwinden – dann entwichen die Deserteure gruppenweise – zuletzt gab's eine förmliche Völkerwanderung und Merimée, der

tückische Urheber dieses dramatischen Intermezzo's, beobachtete von sicherem Versteck aus die Folgen seines diabolischen Werkes. Der Kaiser und die Kaiserin, höchlichst erstaunt über dieses Ausreißen *en masse*« — — —

Mit einem Mal verstummte Hébert.

Im selben Moment hatte sich die Thüre geöffnet und auf der Schwelle zeigte sich ein neuer Gast. Die Thürklinke noch in der Hand haltend, blieb er stehen und ließ einen forschenden Blick durch das Wirthszimmer schweifen, in welchem sich, außer den drei Agenten und dem Italiener, unterdessen noch andere Gäste eingefunden hatten. In seiner momentanen bewegungslosen Haltung gab, so zu sagen, der neue Ankömmling ein lebendes Bild ab, um das sich die Thürfüllung als abschließender Rahmen schlang. Ein Mann von etwa vierzig Jahren mochte er sein und volle sechs Fuß hoch stand er — wie die Amerikaner sagen — »in seinen Strümpfen«. Ein schwarzes Sammtjaquet, das er trotz der empfindlichen Kälte offen trug, eine hellgraue, knapp anliegende Hose und blankgewichste Kappenstiefel bildeten die wirksamste Folie für den herkulischen und doch so harmonisch proportionirten Gliederbau dieses Mannes. Seine Gesichtsbildung war keine französische — vielmehr eine germanische. Ein rothblonder, mächtig langer Schnurrbart überschattete den energisch geschnittenen Mund und unter dem breiten Rand des Filzhutes blitzten ein Paar blaue Augen hervor, die den verwegenen Muth kündeten. In der Hand, die kokett mit einem perlgrauen Glacé bekleidet war, trug er ein Bambusrohr, das, wie der kundige Blick der drei Polizeiagenten sofort errieth, jedenfalls einen Stockdegen barg.

Es war Kelch . . .

Die plötzliche Erscheinung dieses Riesen in seiner Urfülle von Kraft und wilder Schönheit hatte etwas so Imponirendes, daß die drei Sendboten des Gesetzes für den ersten Moment ganz ihre ernste Mission vergaßen und in rein menschlicher Bewunderung die Hünengestalt musterten, mit der sie sich im nächsten Moment auf Tod und Leben messen sollten.

Wahrlich — wie später Griscelli humoristisch bemerkte: ein Kaiser konnte sich keinen prächtigeren Attentäter wünschen . . .

Mit dem ersten Schritt, den Kelch vorwärts that, war natürlich auch der Bann gefallen, der die drei Agenten sekundenlang bestrickt hatte. Jetzt war dieser martialische Goliath nichts weiter als eine dienstliche Ordre, die um jeden Preis erledigt werden mußte. Jede Muskel und Sehne spannte sich bei dem Trio straff: die Katastrophe war da!!! — — —

Die Agenten hatten sich gleich von vornherein so gesetzt, daß sie mit ihrem Blick bequem die Thüre bestreichen konnten, während ein Pfeiler sie dem Eintretenden halb entzog. Mit seinem scharfen Auge hatte Kelch sofort den Italiener bemerkt, dem Spießgesellen kurz zunickend, wandte er sich nach dem Büffet hin, offenbar, um bei dem Garçon etwas zu bestellen. Der Italiener seinerseits erhob sich von seinem Stuhl, um dem so ungeduldig erwarteten Kumpan entgegenzugehen. Ein blitzschneller Blick Griscelli's war das stille Signal — mit einem gleichen Blick antworteten seine beiden Kampfgenossen. Schon im selben Moment stürzten sich, ihrer Rollenvertheilung gemäß, die drei Agenten wie ebensoviele Tiger auf ihre ahnungslose Beute.

Ein furchtbares Bild.

Letourneur, vormals Wachtmeister bei den Centgardes, dieser aus lauter Riesen formirten Leibschwadron des Kaisers, quetscht den Italiener wie eine Citrone zusammen — Griscelli und Hébert ihrerseits halten Kelch mit eisernen Griffen umklammert. Einen Moment lang steht die

mächtige Gestalt wie gelähmt, dann aber rühren sich die athletischen Arme und rütteln mit einem kurzen Ruck die beiden Gegner los. Im nächsten Augenblick schon stürmt, des Locales kundig – selbstverständlich zum nicht geringen Schrecken der anwesenden Gäste – Kelch durch den Saal und die angrenzenden Zimmer, hinterdrein Griscelli Hébert und die weitem zwei Geheimagenten, die bisher die Wohnung des Attentäters überwacht und ihn auch von dort zur Restauration begleitet hatten. Der Leser dürfte sich darob verwundern, daß ein Mann von solch kolossaler Kraft und wilder Verwegenheit, wie Kelch sie besaß, Hals über Kopf das Hasenpanier ergriff, statt sich, wohlbewaffnet, wie er es jedenfalls ja war, grimmig seiner Haut zu wehren.

Man darf aber dabei zweierlei nicht außer Acht lassen: zunächst der moralische Effekt, den das Erscheinen der Polizei selbst auf den kühnsten Verbrecher noch ausübt und dann der *blitzartige* Zugriff der Agenten. Auch muß man bedenken, daß Kelch bisher des festen Glaubens gewesen war, die Polizei habe überhaupt gar keine Kenntniß von seiner Anwesenheit zu Paris. Desto verblüffender war also die jähe Enttäuschung und desto erklärlicher wird der erste Impuls, in der Flucht die einzige Rettung zu suchen . . .

Stühle, Tische und Gäste umwerfend, war der Flüchtling im letzten Zimmer angelangt; durch das Getümmel der angstvoll hin und her rennenden Gäste hatten die verfolgenden Agenten einige Minuten verloren, die der Häftling dazu benutzte, ein Fenster aufzureißen und mit einem wilden Satz in den Hof hinabzuspringen. War dessen Thor offen, so winkte, wenigstens für den Augenblick, dem Flüchtling die mögliche Rettung. Doch sein Schicksal war besiegelt!

Kaum fünf Minuten zuvor, wie sich später herausstellte, hatte ahnungslos der Hausknecht das bis dahin weitoffene Hofthor geschlossen und jetzt saß Kelch in der Falle wie ein gefangener Wolf. Wie weiland Simson an den Marmorsäulen, so rüttelte und schüttelte der Verfolgte mit seiner ganzen Riesenkraft an den Thorflügeln, die seiner Anstrengung spotteten.

Er blickte nach dem Fenster hin . . . soeben schwingt sich einer seiner erbarmungslosen Jäger auf die Brüstung, um gleichfalls in den Hof hinabzuspringen. Es war Griscelli. Hinter dem Corsen zeigen sich die Köpfe der übrigen Polizisten. Alles ist verloren – aber gerade in diesem Bewußtsein findet Kelch sein ursprüngliches Ich wieder. Ein Pistol aus der Tasche reißend, schlägt er mit eisenfester Hand auf Griscelli an: doch auch Der hatte schon seinen Revolver schußfertig und gleichzeitig, wie auf Commando, geben beide Feuer. Es ist bereits gesagt worden, daß Kelch eine ungemeine Uebung in der Handhabung der verschiedensten Waffen besaß und auch hier sollte es sich zeigen, wieviel wohl das Leben Louis Napoleon's noch Werth gewesen wäre, wenn ihn ein solcher Schütze in voller Ruhe aufs Korn genommen hätte! Trotz all' seiner Aufregung hatte Kelch so präcis gezielt, daß seine Kugel dicht an Griscelli's Ohr vorüberzischte und sich in den Fensterrahmen eingrub. Pulverdampf umschleiert das grausige Bild: mitten im wogenden Rauch sinkt die Hünengestalt des revolutionären Bravo's zu Boden wie eine blitzgeknickte Eiche!!

Das tödliche Blei aus des Corsen sicherem Rohr hatte sich mitten in den Schädel eingebohrert und mit einem Schlag den Lebensfaden des Banditen durchschnitten.

Eine halbe Stunde später lieferte Griscelli den Italiener und die blutige Leiche Kelch's an den Polizeipräfekten Pietri ab. Pietri fuhr seinerseits im gestrecktem Rosseslauf nach den Tuileries, um dem Kaiser Meldung zu erstatten. An maßgebender Stelle wurde es als opportun erachtet, über den ganzen Vorfall einen diskreten Schleier zu werfen und so erhielten noch am selben Tage die Redakteure sämtlicher Pariser Blätter von der Polizeipräfektur aus ein Communiqué, worin Kelch und Morelli ganz munter als *Falschmünzer* figurirten! Mit gewohntem Gehorsam druckten die so wohlgedrillten Blätter die polizeiliche Notiz ab und Abends hatte der ehrsame Philister an seinem Stammtisch ein Langes und Breites zu plaudern über den gottlosen *Falschmünzer*, der aus Messing hatte Napoleond'ors fabriciren wollen, dem aber die hochwohllobliche Polizei so prompt auf die Bude gestiegen war.

Auch der Restaurateur Desmaret, in dessen Lokal sich der blutige Schlußakt abgespielt hatte, erhielt den vertraulichen Wink, über den ganzen Auftritt keine weitem Worte mehr zu verlieren und der wackere Mann verstand sofort die zarte Andeutung, in deren Falten sich ja das drohende Schreckgespenst polizeilicher Chicanen aller Art und schließlicher Concessionsentziehung barg. Allerdings konnte es Pietri mit all' seinen Beschwichtigungsmitteln nicht verhindern, daß von London der wahre Sachverhalt herüberdrang, dennoch aber hütete sich die Presse, durch bittere Erfahrung gewitzigt, den »Falschmünzer« Kelch nochmals aufs Tapet zu bringen – andere Ereignisse der bewegten Zeit schoben sich in den Vordergrund und so kam es, daß nicht einmal zu Paris, viel weniger draußen in der Provinz das große Publikum einen vollen und klaren Einblick in die »Affaire Kelch« erhielt.

Um den Leser auch über das fernere Schicksal Morelli's zu unterrichten, so sei bemerkt, daß man den Italiener zunächst nach dem Zellengefängniß Mazas brachte. Hier ward er weidlich in's Gebet genommen und Nichts blieb unversucht, dem verstockten Sünder die Zunge zu lösen. In zähem Trotz aber setzte er seinen Richtern und Wärtern finsternes Schweigen entgegen, er ließ sich absolut nicht mürbe machen und vereitelte demzufolge die Erwartung, durch seine Geständnisse einen tieferen Einblick in das Mazzinistische Verschwörungsgewebe gewinnen zu können. Um den hochgefährlichen Burschen wenigstens unschädlich zu machen, schaffte man ihn mit dem nächsten Transport nach der Strafkolonie Cayenne. Kaum war er hier angelangt und der Disciplinar-Compagnie A zugetheilt worden, als er am hellen Tag einen Fluchtversuch unternahm. Die Aufseher und Schildwachen bemerkten es noch rechtzeitig und verfolgten den Ausreißer. Morelli war aber ein ganz ungemein flinker Läufer und der Drang nach Freiheit beflügelte seine Füße nur noch mehr. In wenigen Minuten hatte er schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, keine der ihm nachgeschickten Flinten- und Pistolenkugeln traf und unbehelligt erreichte er das Ufer des die Station begrenzenden Maroni. Einen Moment schöpfte der Flüchtling Athem und sah sich nach seinen Verfolgern um, dann stürzte er sich mit einem wilden Sprung in die trüben Wellen des hier sehr tiefen und breiten Stromes. Die Möglichkeit einer Flucht nach dieser Richtung hin war von dem Gouvernement der Strafkolonie schon längst in's Auge gefaßt worden und demgemäß lagen an verschiedenen Uferstellen unter der Obhut von Schildwachen Kähne bereit, um dem den Wasserweg wählenden Deserteur den Paß abschneiden zu können. Während also die Schaar von Wächtern und Soldaten dem flüchtigen Italiener nachlief, zweigten sich Drei oder Vier ab, um den Nächstliegenden Kahn zu erreichen. Als die Uebrigen keuchend den Uferrand betraten, sahen sie den Schwimmer schon ziemlich weit im Wasser treiben und mit nervigen

Armen die Flut zertheilen. In Nu senkten sich ein paar Musketenläufe, um auf den Flüchtling Feuer zu geben . . . da machte mit einem Mal einer der Wächter, ein im Colonialdienste ergrauter Schnauzbart, ein Halt gebietendes Zeichen: mit seinem Finger deutete er nach einer Stelle im Strome. In einer breitgespaltenen, zu Schaum gepeitschten Wellenfurche kam quer über den Wasserspiegel hin eine dunkle Masse herangeschossen, die sich offenbar den Schwimmer zum Ziel erkoren hatte.

Regungslos, von einem unwillkürlichen Schauer gepackt, verfolgten am Ufer die Männer die unheimliche Jagd. Aber auch der Flüchtling hatte bereits den nahenden Feind bemerkt: einen Moment lang trieb er, wie an allen Gliedern gelähmt, mit der Strömung dahin – im nächsten Augenblick griff er mit Armen und Beinen aus, als woll' er mit einem einzigen Stoß den Raum durchfliegen, der ihn von dem rettenden Ufer trennte. Und näher, immer näher rauschte, von seinem Blutdurst beflügelt, das Ungeheuer der feuchten Tiefe heran! Im Sonnenlicht sah man aus dem weitgesperrten Rachen die weißen furchtbaren Zähne hervorblinken. Zwei oder drei Ellen von seiner Beute entfernt, sank das Ungethüm mit einem Mal in den Strudel hinab wie ein Bleiklotz . . . Der alte Stationswächter, der in seinem langjährigen Dienste dieses gräßliche Schauspiel schon mehr wie einmal angesehen und bisher in kalter Ruhe den wilden Schwimmkampf zwischen Mensch und Thier beobachtet hatte, machte jetzt bei dem jähen Versinken des Ungethüms eine unwillkürliche Handbewegung nach seinem Gürtel hin, in welchem der Revolver stak. Sein von der südamerikanischen Glutsonne zu einem dunkeln Mahagonybraun gegerbtes Gesicht spiegelte den Ausdruck eines momentanen Mitleides.

»Eh, la canaille!« stieß er zwischen den fest zusammengepreßten Zähnen hervor und machte mechanisch einen Schritt vorwärts.

Und horch! Vom Strome her gelt ein Todesschrei, Mark und Bein durchdringend – mit einem krampfigen Ruck schnellt der Schwimmer bis zum halben Leibe aus dem Wasser empor . . . dann reißt es ihn mit unsichtbarer Gewalt in die gespenstige Tiefe hinab. Ein Blutfleck röthet den wirbelnden Strudel, dann glätten sich wieder die Wellenringe und über Wasser und Land brüetet wieder die Geisterruhe der Tropennatur.

Im Magen eines Krokodils hatte der Italiener sein Grab gefunden.

---

Mit dem Bericht über Morelli's grausiges Ende mußten wir der Zeit vorausseilen und so kehren wir nun nochmals zu jenem dramatischen Wintermorgen zurück, der den Gästen in der Restauration Desmaret so unerwartet den Frühschoppen vergällen sollte.

Wie schon bemerkt, hatte Griscelli die Leiche Kelch's sofort an den Polizeipräfekten abgeliefert und Letzterer sich ebenso ungesäumt nach den Tuilerien begeben, um dem Kaiser Rapport zu erstatten. Noch im Laufe des Nachmittags ward der Corse zu dem Präfekten beschieden, der ihm eröffnete, er habe sich Abends präcis um Zehn Uhr im Schlosse einzufinden, da der Kaiser sich gedrängt fühle, dem pflichtgetreuen Sicherheitsbeamten seine persönliche Anerkennung auszusprechen. Mit einigen näheren Instruktionen über die Toilette zu dieser Privataudienz entließ der Präfekt den Agenten, der sich nach dem Palais-Royal wandte, um nach all' der wochenlangen Aufregung und Hetzerei wieder einmal in ungestörter Behaglichkeit zu diniren. Abends auf den Glockenschlag Zehn meldete sich, seiner Anweisung gemäß,

Griscelli in einfacher schwarzer Kleidung bei Monsieur Broc, dem damaligen ersten Kammerdiener des Kaisers. Auf der Geheimentreppe, die von dem Pavillon *de l'Horloge* bis zu den auf der Südseite des Schlosses belegenen kaiserlichen Gemächern hinüberführte, geleitete der Kammerdiener den nächtlichen Gast nach dem Empfangscabinet, das der Monarch für derartige *hors de ligne* rangirende Besuche und Audienzen bestimmt hatte. Pünktlichkeit gehörte zu den persönlichen Haupttugenden des Imperators und auch diesmal war er bereits an Ort und Stelle. Mit katzenleisem Schritt hatte sich der diskrete Kammerdiener nach der Anmeldung zurückgezogen. Um wohl die Begegnung mit dem Geheimagenten als eine rein private zu charakterisiren, trug Louis Napoleon die bequeme Hauskleidung, die er in nichtofficiellen Momenten so gern mit der steifen Uniform und dem pedantischen Staatsfrack vertauschte. Mit dem gewinnenden Lächeln, das so unverkennbar von der *persönlichen* Gemüthlichkeit des blutigen Decembermannes zeugte, ging er dem schlichten Polizeiagenten entgegen und schüttelte ihm cordial die Hand. »Setzen Sie sich, mein Lieber,« sagte er, nach einem Fauteuil hindeutend. Der Corse zögerte, der huldvollen Aufforderung nachzukommen.

»Nur nicht blöde!« scherzte der Kaiser: »Sie haben für Mich lange genug Posten gestanden, um jetzt auch von Mir einen Sitz beanspruchen zu dürfen.« Seine Hand auf die Schulter des Agenten legend, drückte er ihn in den Sessel nieder, dann wandte auch er sich seinem Platze wieder zu.

»*Bien*, lieber Griscelli,« begann er nach kurzem Schweigen: »jetzt erzählen Sie mir nochmals ganz ausführlich den Hergang Ihres Frühbesuches in der Restauration Desmaret.«

Der Agent berichtete, was wir bereits wissen. Schweigsam seine Cigarette rauchend, folgte Louis Napoleon dem für ihn doppelt und dreifach interessanten Rapport. Von Zeit zu Zeit drehte er sinnend die Spitzen seines Schnurrbartes. Mitten in dem Bericht Griscelli's erhob sich der Kaiser von seinem Sessel und schritt langsam, mit einer gewissen Schwerfälligkeit, die schon damals seine Bewegungen charakterisirte, in dem Cabinet auf und nieder.

In seinem Gesichte lag der Ausdruck eines tiefen Ernstes und schon seit einer Weile hatte der Agent seinen Rapport beendet, ohne daß sein hoher Zuhörer es zu beachten schien. Mit einem Mal aber kehrte sich Louis Napoleon seinem nächtlichen Gaste zu und ein spöttisches Lächeln zuckte über seine starren Züge hin. »Die Tollköpfe zu London – glauben sie wohl mit einer Revolverkugel oder einem Messerstich ihr Programm durchsetzen zu können? Sie mögen Gott dafür danken, daß es diesem Taugenichts von Kelch nicht geglückt ist, meinen Kopf zu durchlöchern, der für das Wohl Italiens denkt und wacht, während tausend andere schlafen.«

Sein Blick richtete sich nach der Stutzuhr, die auf dem marmornen Kaminsims ihr leises Tiktak hören ließ. »Die Leiche wird heute Nacht noch beerdigt?« wandte er sich an den Agenten.

Griscelli machte eine bejahende Verbeugung. »Heute Nacht um Ein Uhr auf dem Leichenacker für die Hingerichteten.«

»Der Mann hat es so gewollt,« sprach der Kaiser vor sich hin: »mit seinem Muth und seiner Kraft hätte er für einen bessern Zweck auf dem Feld der Ehre fallen können!« Er ergriff mit Wärme die Hand des Agenten, »Nochmals meinen Dank, lieber Griscelli! Das Weitere wird folgen.« Er las in dem Auge des Corsen offenbar einen stillen Gedankengang, denn er sagte: »Sie haben wohl noch etwas auf dem Herzen?«

»Sire,« antwortete der Sicherheitsbeamte zögernd: »eine Kugel oder ein Dolchstoß kann unter Umständen rascher sein, als die Hand des wachsamsten Agenten! Wenn ich mir in aller Ehrfurcht eine Bemerkung gestatten dürfte, so möchte ich Eure Majestät ergebenst . . . «

»Aha!« lächelte der Kaiser: »ich weiß schon was Sie meinen . . . Sehen Sie her!« Er schob vorn auf der Brust sein Hemd leicht auseinander: im Lichtschein glitzerten die Drahtmaschen eines geschmeidigen Panzergewebes. »Ich für meine Person,« sagte er leichthin: »verschmähe alle derartigen Schutzmittel, denn ich habe mein Leben in Gottes Hand gestellt, ich bin nur als gehorsamer Ehemann den flehentlichen Bitten der Kaiserin nachgekommen . . . Jetzt gute Nacht, mein lieber Griscelli!« Mit einer graciösen Handbewegung deutete der Monarch den Abschluß der Audienz an und in militärischer Haltung trat der Agent ab, um von dem draußen postirten Kammerdiener in gleich diskreter Weise zurückgeleitet zu werden . . .

Ob in dieser Nacht Louis Napoleon einen ebenso gesunden Schlaf gethan hat, wie sein abgelöster polizeilicher Schutzengel – wer will es wissen? Immerhin durfte er leichter aufathmen, denn bei all' seiner äußerlichen Selbstbeherrschung mag er mehr wie einmal im Stillen gedacht haben: »Herr, nimm diesen *Kelch* von mir!«

Gleich am nächsten Morgen empfing Griscelli durch das kaiserliche Geheimsekretariat eine Gratifikation von zwanzigtausend Francs, in lauter funkelnagelneuen Tausendfrancs-Billets der Staatsbank. Aus der Handkasse des Polizeipräfekten kamen noch weitere zweitausends Francs dazu. Die Kaiserin Eugenie ihrerseits übernahm bei dem Töchterchen des Agenten die Erziehungskosten bis zum achtzehnten Lebensjahr des Kindes. Der Glückstag schloß mit diesen Bescheerungen noch nicht ab: durch den Generaladjutanten Graf von Montebello erhielt Griscelli ein Brevet zugestellt, das ihn auch für fernerhin mit der persönlichen Schirmvogtei des Kaisers betraute; bei den Reisen des Monarchen innerhalb Frankreichs sollten die betreffenden Polizei- und Gendarmerie-Mannschaften seiner jeweiligen Autorität unterstellt und die Präfekten der in die kaiserliche Reiseroute fallenden Departements darnach instruiert werden. – –

Also geschah es, daß ein gutgezielter Revolverschuß den einstigen halbnackten corsischen Ziegenhirten zum nächsten Begleiter eines Kaisers erhob!

In den Tuilerien, in den kaiserlichen Sommer-Residenzen, auf den Reisen nach Biarritz, nach Marseille, Bordeaux, Lyon, Hâvre, Lille &c. &c. schlägt Griscelli, der Rustan des Neffen, sein Feldbett neben dem Schlafgemach des Imperators auf. Unter dem Schutze des blanken corsischen Stilets träumt der gekrönte Decembermann von zukünftigen Siegen: das dunkle Wölkchen aber, das manchmal schwül über die so rosenfarbigen Phantasmagorien seiner Seele hinwegzieht, ist vielleicht schon – damals freilich für den kundigsten Zeichendeuter noch ein Räthsel – der gespenstige Nachtschatten des blutigen Gerichtstages von – *Sedan!* . . .